MILITAIR-CONVERSATIONS-LEXIKON: F, G UND H

Militair Conversations-Lexikon,

bearbeitet

von mehreren deutschen Officieren.

Redigirt und herausgegeben

von

Hanns Eggert Willibald von der Lühe,

Königl. Sächs. Officier a. D.

III. Band. F, G und H.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1834.

F

Fabius Maximus, Quintus, aus einer berühmten Heldenfamilie Roms, unstreitig der beste Feldherr, den die Römer dem Hannibal in Italien entgegenstellten, war gleich ausgezeichnet als Mensch durch Edelsinn und Sanftmuth, wie als Feldherr durch Klugheit und Erfahrung, und besaß eine Charakterstärke, die weder die unglücklichen Verhältnisse seines Vaterlandes, noch der Neid und die Gehässigkeit seines Collegen und seiner Mitbürger erschüttern konnten. Gewiß war er der einzige Römer, der Hannibal's damalige Lage vollkommen erkannte, und der, so lange er allein Dictator war, seine Ansichten durchzuführen verstand. Hätte der kühne Muth seiner Landsleute sich mit seinem weisen Vertheidigungssysteme verstanden, und hätte man ihm den Oberbefehl gelassen, so würde wohl schwerlich eine Niederlage bei Cannä vorgekommen sein, und Hannibal's Heer würde gewiß sein unvermeidliches Grab in Italien gefunden haben. Denn des Carthagers ganzer Plan war auf Ueberraschung und Täuschung berechnet, die der kluge Römer bald durchschaute, und die gewiß dem Mangel an allen Bedürfnissen und der Unzufriedenheit im Heere und bei den Bundesgenossen hätte Platz machen müssen. Statt dessen hielt man des Fabius Zaudern, das ihm den Beinamen Cunctator zuzog, für Feigheit und gesellte ihm einen Collegen bei, der durch Tollkühnheit und unzeitigen Muth dem festen und vorsichtigen Vertheidigungssysteme seines Genossen höchst verderblich werden mußte. Fabius bekleidete 5 Mal das Consulat in den Jahren der Stadt 521, 526, 539, 540 und 545, und 2 Mal die Dictatur im J. 533 und 537, und hatte in seinem ersten Consulate schon einen Triumph über die Ligurier gefeiert. Nach den Niederlagen an der Trebia und dem Thrasimener See setzte Rom seine Hoffnung auf den als Feldherrn geprüften F. und ernannte ihn zum Dictator gegen den Punier. Denselben immer in der Ferne verfolgend, jede seiner Bewegungen beobachtend, sorgfältig aber sein Lager stets auf den Bergen aufschlagend, die der überlegenen feindlichen Reiterei unzugänglich waren, blieb F. seinem einmal entworfenen Operationsplane treu und zeigte sich dem Hannibal als seinen gefährlichsten Gegner. Dieser versuchte, den Dictator bei seinem eigenen Heere verächtlich zu machen, verwüstete die Umgegend, während der Römer sich nicht in die Ebene wagte, und hoffte, indem er die Besitzungen des F. sorgfältig verschonte, denselben sogar in den Verdacht der Verrätherei zu bringen. In der That verfehlte die List des carthagischen Feldherrn nicht ganz ihren Zweck, und die Unzufriedenheit mit dem Oberfeldherrn wuchs, als er sich in dem Engpasse Eridanus bei Casilinum (s. d.) von seinem verschlagenen Gegner so entscheidend hatte überlisten lassen. Als er daher zu einer Opferfeier vom Senate nach Rom berufen worden war, eilte sein Reiteroberster L. Minucius Rufus gegen die ausdrücklichen Befehle des Dictators, sich in offener Schlacht mit dem Carthager zu versuchen, ging aber mit Verlust aus dem Kampfe. Um nun den beim Volke beliebten Minucius vor einer Strafe des F. zu bewahren, bemühte sich der Tribun Metilius, die Wahl des Minucius zum Amtsgenossen des F. durchzusetzen. Weniger über die erlittene Kränkung, als über die Verblendung seines Volkes bekümmert, kehrte F. nach geschehener Erhebung

seines Reiterobersten in's Lager zurück, übergab ihm die Hälfte seines Heeres und wendete seine ganze Sorgfalt darauf, möglichst die Nachtheile unschädlich zu machen, welche die Unbesonnenheit seines Collegen herbeiführen würde. In der That wäre auch Minucius in dem Treffen bei Geronium (s. d.) verloren gewesen, wenn ihm nicht F. zu Hilfe gekommen wäre, und wenn nicht, wie Hannibal selbst sich ausdrückte, die Wolke, die so lange um die Gipfel der Berge herumgezogen war, auf einmal mit aller Macht sich entladen hätte. Minucius erkannte sein Unrecht, legte seine Gewalt nieder und stellte sich freiwillig, nachdem er sein Heer in das Lager des F. geführt und mit den rührendsten Ausdrücken dem Gekränkten die schuldige Ehrerbietung erwiesen hatte, wieder unter dessen Befehle. F. entsagte der Dictatur; ihm folgten im Oberbefehle die Consuln Servilius und Atilius, diesen wieder Aemilius Paullus und Terentius Varro. Aber die Niederlage von Cannä überzeugte die Römer, wie sehr sie gefehlt hatten, eine Hauptschlacht zu wünschen. In der allgemeinen Bestürzung in Rom war F. der Einzige, der den Muth nicht verloren hatte; er sorgte als Oberpriester und Duumvir für Ordnung in der Stadt und veranlaßte seine Landsleute, neue Heere gegen den Feind nach Apulien zu schicken. Er selbst befehligte 537, abermals mit der Würde eines Dictators bekleidet und darauf als Consul mit Claud. Marcellus in den J. 538 und 539 d. St. die vaterländischen Truppen, erfocht den blutigen Sieg bei Canusium und eroberte Tarent durch Verrath. Nach Beendigung seines Consulats trat er sogar unter die Befehle seines Sohnes, um auch seine letzten Kräfte gegen den Erbfeind seines Vaterlandes zu verwenden. Als ihn auch diese verließen, suchte er durch Erfahrung und Rath wenigstens seinen Landsleuten nützlich zu werden. Merkwürdig ist es, daß er keinen Versuch, selbst nicht die arglistigsten Mittel scheute, die Expedition des Scipio Africanus gegen Carthago zu hintertreiben, deren Ausgang er nicht mehr erlebte. Er starb 551 d. St. und wurde auf Kosten der Bürger begraben, die auch dem Todten die ihm in seinem Leben gebührende Achtung und Liebe zu erweisen sich bestrebten. (Vergl. Livius, Polybius, Appian und Plutarch, Lebensbeschr. Fab. Max.) C.

Fabvier, Karl Nikolaus, geb. zu Pont-à-Mousson den 13. Dec. 1783, trat im Jahre 1804 aus der polytechnischen Schule in das 1. Artillerieregiment, nahm Theil an dem Feldzuge in Deutschland, wurde in dem Gefechte bei Dürrenstein verwundet und empfing das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1807 befand sich F. unter den Officieren, welche Napoleon dem Sultan Selim sandte, um Constantinopel gegen die Engländer vertheidigen zu helfen. Als der Kaiser im September desselben Jahres den General Gardanne nach Persien schickte, um diese Macht zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, war F. unter den ihm beigegebenen Officieren, welche zur Organisation des persischen Heeres bestimmt wurden. Er begab sich zu diesem Endzwecke nach Teheran, legte dort ein Arsenal an, ließ 30 Stück Geschütze gießen und leistete überhaupt so vortreffliche Dienste, daß ihm der Schach den Sonnenorden verlieh. Die Mißhelligkeiten, welche inzwischen die Rückkehr der franz. Gesandtschaft veranlaßten, bewogen auch Fabvier, nach Europa zurückzukehren und gegen Ende des Jahres 1809 als Volontair Dienste unter Poniatowski zu nehmen. Als Hauptmann zu der Kaisergarde versetzt, ernannte ihn der Herzog von Ragusa zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft er denselben 1811 nach Spanien begleitete. Nach der Schlacht bei Salamanca zu Napoleon gesendet, um Verstärkungen zu verlangen, kam er eben in Rußland an, als die Schlacht bei Borodino geschlagen wurde. Ein Gewehr ergreifend, befand sich F. bei einer der Angriffscolonnen, welche die

russischen Redouten wegnehmen sollten. Der Kaiser ernannte ihn dafür zum Escadronchef. Während des Feldzuges 1813 diente F. beim 6. Armeecorps, erhielt das Officierkreuz der Ehrenlegion und wurde zum Obersten des Generalstabes und Baron des Reichs ernannt. Als Frankreich den Verbündeten unterlag, schloß F. mit dem Obersten Denis im Namen der Marschälle Mortier und Marmont die Capitulation von Paris, den 31. März 1814. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba befand sich F. als Freiwilliger bei einem Streifcorps an der Grenze Lothringens. F. blieb nach der zweiten Abdankung des Kaisers angestellt, begleitete 1817 den Herz. v. Ragusa als Chef des Generalstabes nach Lyon, wohin dieser zu Unterdrückung der daselbst ausgebrochenen Unruhen gesandt wurde. Nach Vollziehung dieses Auftrages wurde Marmont und namentlich F. in öffentlichen Blättern und selbst vor Gericht wegen ihres Benehmens gegen die dortigen Behörden angeklagt. Letzterer gab zu seiner Vertheidigung eine Schrift: „Lyon en 1817," Paris, 1818," heraus, Marmont selbst verwendete sich für seinen Obersten. Dessenungeachtet fiel das richterliche Urtheil zu seinem Nachtheile aus, und F. kam außer Dienst. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich mit Handelsspeculationen, wurde aber bei dem Aufstande von 1820 in Paris der Polizei verdächtig und eingezogen. Nach langwieriger Untersuchung, bei welcher F. es verschmähte, den Namen eines Beamten zu nennen, der bei dieser Angelegenheit compromittirt ward, ward er mit einer Strafe von 100 Franken wieder in Freiheit gesetzt. Im J. 1822 wurde er abermals angeklagt, die Befreiung von 4 Unterofficieren, welche zum Tode verurtheilt waren, versucht zu haben. Abermals freigesprochen, ging er nach England, machte von da eine Reise durch Spanien und Portugal, und kehrte 1823 nach London zurück. Mißvergnügt über die Unannehmlichkeiten, welchen er in seinem Vaterlande ausgesetzt war, entschloß er sich, seinen Arm den Griechen zu bieten, begab sich nach Navarin, legte dort eine Pulvermühle an und befestigte die Citadelle. Im Interesse der Regierung nach England gesandt, ging er von da nach Belgien, Deutschland und Italien, warb mehrere Officiere für den griechischen Dienst und wurde bei seiner Rückkehr zum Befehlshaber der regulairen Truppen ernannt. Die Organisation dieses Corps war jetzt seine unermüdliche Sorge. Er begab sich nach Athen, um diese Stadt gegen innere und äußere Feinde zu schützen, unternahm 1826 eine Landung auf Negroponte, sah sich aber durch die Eifersucht der Griechen in allen seinen Entwürfen so gestört, daß er sich nach Napoli begab, um dort seine Stelle niederzulegen, und nur auf Bitten der Regierung dieselbe behielt und nach Athen zurückkehrte. Der Factionsgeist hinderte ihn aber auch hier, für die gute Sache zu wirken und er zog sich mit einem Theile wahrer Patrioten auf die kleine Insel Methana zurück. Beschäftigt, den Ort zu befestigen und selbst eine neue Stadt anzulegen, riefen ihn die Unglücksfälle, welche mittlerweile die Griechen erlitten hatten, auf's Neue in's Feld. Missolonghi war gefallen, und Reschid Pascha belagerte die Akropolis. An der Spitze von 2 Bat., in der Stärke von 500 M., verstärkt durch ein eben aus Frankreich anlangendes Convoi von Waffen, Munition und mehreren Officieren, brach er nach Eleusis auf, vereinigte sich dort mit dem Generale Karaiskakis, den 15. Aug. 1826, und marschirte nach Athen, in der Absicht, das türkische Lager bei Kaidari zu überfallen. Der Anschlag wurde durch die Unvorsichtigkeit der irregulairen Truppen verrathen, und F. sah sich bei Anbruch des Tages von der türkischen Hauptmacht angegriffen. Ungeachtet seine Bataillone den muthigsten Widerstand leisteten, blieb ihm, nachdem die Griechen geflohen waren, nichts weiter übrig, als deren Rück-

zug zu decken. Nichts destoweniger wollte F. auf Athen marschiren; allein die Unthätigkeit des griechischen Generals zwang ihn, diesen Plan aufzugeben, und als 2 Tage darauf die Türken verstärkt einen neuen Angriff machten, gelang es ihm nur mit vieler Mühe, seine eigenen Truppen von der allgemeinen Flucht abzuhalten. Nach dieser verunglückten Expedition kehrte F. nach Methana zurück. Aber schon im December dieses Jahres brach er wieder von dort auf, um die Akropolis, welche auf dem Punct stand, sich zu übergeben, mit Munition zu versehen. Ohne das dazu erforderliche Fuhrwerk brach er mit einem Bataillon von 400 M., deren jeder 25 ℔ Pulver tragen mußte, auf, landete in der Nacht am Piräus, vertrieb die feindlichen Posten und erreichte glücklich die Festung. Als sich F. wieder zurückziehen wollte, drohte die ganze Besatzung, ihm zu folgen und den Platz den Türken zu überlassen, der damals noch der einzige Besitz der Griechen auf dem Festlande war. Auf diese Weise genöthigt zu bleiben, sah sich F. mit 2000 M., auf einen so kleinen Raum beschränkt, die überdies durch Krankheiten und Hunger aufgerieben wurden, während mehrerer Monate in die mißlichste Lage versetzt. Endlich versuchte der General Church (s. d.) mit 12,000 M. die Befreiung der bedrängten Festung, wurde aber geschlagen und mußte sich mit einem Verluste von 3000 M. zurückziehen, den 7. Mai 1827. Das Erscheinen des franz. Admirals Rigny brachte endlich für F. eine ehrenvolle Capitulation zu Stande, mittelst welcher die Besatzung freien Abzug mit Waffen und Gepäck erhielt (s. d. Art. Athen). F. zog sich mit dem Reste seiner Truppen nach Methana zurück, erhielt von der Regierung als Anerkennung seiner Verdienste einen Naturalisationsbrief, wurde aber dennoch von mehreren neidischen Parteihäuptern angefochten und beschuldigt, Ursache des Verlustes der Akropolis zu sein. Im November 1827 unternahm F. eine Expedition nach der Insel Scio, belagerte die von Jussuf Pascha besetzte Citadelle, sah sich aber im März 1828 durch die Landung von Hassan Pascha genöthigt, sich mit großem Verluste in den südlichen Theil der Insel zurückzuziehen. Das Heer über Syra nach dem Festlande zurückführend, gab er dort der Regierung seine Entlassung ein und ging nach Paris, wo er mehrere Monate ohne politische Thätigkeit lebte. Als indessen im November 1828 die franz. Expedition nach Griechenland ausgerüstet wurde, war F. deren Begleiter und übernahm dort die Organisirung der griechischen Milizen, kehrte im Juni 1829 mit dem Marschall Maison nach Frankreich zurück und erhielt als Oberster eine Anstellung in den Cadres der Armee. Bei Ausbruch der franz. Julirevolution nahm F. thätigen Antheil an der neuen Gestaltung der Dinge, wurde zum Chef des Generalstabes ernannt, verließ aber auch diesen Posten in einigen Monaten wieder und zog sich vom öffentlichen Leben zurück. **R.**

Factor oder Efficient heißt in der Arithmetik diejenige Zahl, welche mit einer andern multiplicirt wird. So sind z. B. 8 und 4 die Factoren der Zahl 32. Es giebt einfache und zusammengesetzte Factoren. Erstere sind nur durch sich selbst theilbar.

Fagel, François Nikolaus, geb. 1648, holländischer General, ein Enkel des Rathspensionairs Kaspar Fagel und Sohn des Bürgermeisters von Nymwegen und Generalpostmeisters von Geldern. Von Jugend auf für die militairische Laufbahn erzogen, verdiente er schon 1672 im Kriege gegen Frankreich seine ersten Auszeichnungen. Er stand als Fähnrich in Mastricht und that sich während der Belagerung des Platzes so hervor, daß er zum Hauptmann vorrückte. Sein Muth und seine Talente fanden in den folgenden Feldzügen neue Gelegenheit zu glänzen, so daß er 1679 schon

Oberst eines Infanterieregiments und Brigadecommandeur war, und bei den wichtigsten Geschäften gebraucht wurde. Während des seit 1689 gegen Frankreich geführten Krieges commandirte er 1691 in Mons, das jene berühmte Belagerung durch die Franzosen tapfer aushielt, bis durch die Geistlichkeit angezettelter Verrath die Kapitulation herbeiführte. Die Bedingungen waren rühmlich, und der Dauphin ehrte den General F. mit der Anrede: „Ist eine Festung schon mit mehr Gewalt angegriffen und mit größerem Muthe vertheidigt worden?" Die Besatzung hatte 2 Hauptstürme abgeschlagen. 1692 zeichnete sich F. vor Namur aus und wurde im folgenden Jahre zum Generallieutenant befördert. Nach hergestelltem Frieden erhielt er den Auftrag, in den Ortschaften und Städten an der Küste von französisch Flandern die rückständigen Kriegscontributionen einzutreiben, wobei er sich durch Menschlichkeit und Billigkeit, und Aufrechthaltung strenger Mannszucht ebenfalls Ehre und Ruhm erwarb. Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges erhielt er 1702 mit dem Grafen von Tilly das Commando über das fliegende Lager von Xanten, und rettete hier durch seine Anordnungen einen Park von 60 Geschützen vor den andringenden Franzosen. Das Befolgen seiner Rathschläge zog in demselben Feldzuge die glückliche Zurückweisung des franz. Angriffes auf Nimwegen nach sich. 1703 half er Bonn einnehmen und rettete später bei Ekeren durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart das holländische Fußvolk aus großer Bedrängniß. Von einem Damme aus sah er es dem ganzen feindlichen Geschütz und dem Angriffe der Reiterei und Infanterie bloßgestellt und in Unordnung zurückweichen. Er stürzte sich sogleich mit seinem Adjutanten in's Wasser, schwamm hinüber, brachte die Colonnen zum Stehen, ordnete sie wieder und, 2 Wunden nicht scheuend, brachte er dem verfolgenden Feinde nun einen großen Verlust bei (30. Juni). Als die Absendung einer Truppenmacht mit dem östreich. Kronprätendenten nach Portugal beschlossen worden war, erhielt F. das Commando des holländ. Contingents und wurde von Karl III. mittelst Ueberreichung eines goldenen Stabes zum Generalfeldmarschall des (östreich.) spanischen Heeres ernannt. Der engl. Generallieutenant wollte ihn jedoch in diesem Range nicht anerkennen und nicht unter einem General der Republik Holland dienen. Man berichtete deßhalb nach England und an die Generalstaaten, welche endlich F. befohlen, nachzugeben und sich Galloway unterzuordnen. Dieser that es auch mit der Erklärung, da seine Regierung es für gut befunden habe. Der König gab jedoch Beiden Bestallungen am gleichen Tage und ordnete an, daß sie abwechselnd den Oberbefehl führen sollten. Bei Eröffnung des Feldzuges drang F. mit der Meinung durch, in's Herz des Landes vorzudringen und die günstige Stimmung der Bewohner für den östreich. Fürsten zu benutzen. Schon war dieser Plan genehmigt und ihm zur Ausführung übertragen, auch Valenza de Alcantara in Albuquerque eingenommen, als neidische Intriguen die Versorgung seiner Truppen mit Lebensmitteln hintertrieben und ihm den Dienst so verleideten, daß er nach Holland zurückkehren wollte. Dieser Entschluß befestigte sich, als die von ihm so sehr widerrathene Belagerung von Badajoz unternommen wurde. Allein der König bat ihn persönlich, zu bleiben, und er begab sich vor Badajoz, wo er nach Galloway's Verwundung den Oberbefehl übernahm, allein nur die Belagerung aufheben helfen konnte, weil seine Vorhersagungen sich bestätigt hatten, und der Feind über die Guadiana gegangen war, um den Platz zu entsetzen. Nach 3jährigem rühmlichen Aufenthalte verließ er die Halbinsel, um in den spanischen Niederlanden neue Lorbeeren zu ernten, und erfocht mit Marlborough den Sieg von Ramillies

(23. Mai 1706) (s. d.). In den späteren Feldzügen that er sich besonders bei der Einnahme von Tournay (1709) und in der Schlacht bei Malplaquet (s. d.) (11. Sept.) hervor, an deren glücklicher Entscheidung er den größten Antheil hatte. 1711 eroberte er unter sehr schwierigen Umständen das stark besetzte Bouchain; 1712 nahm er noch rascher Quesnoi ein. Als endlich der Utrechter Friede dem Krieg ein Ende machte, ging der hochbejahrte Held in sein Gouvernement Staatsflandern, wo er 1718 an den Folgen seiner vor Namur erhaltenen Wunden starb und in der Hauptkirche zu Sluis begraben wurde. A. K.

Fahne, ursprünglich ein auf einer Stange oder einem Spieße getragenes Zeichen, welches zum Sammelpuncte und durch dessen Erheben oder Senken wohl auch als Befehl zum Angriffe oder Rückzuge diente. Dergleichen Zeichen finden sich eben so in den ältesten Zeiten bei den Hebräern, Griechen, Römern, als bei den wilden Völkern in Amerika &c. Bei den Römern war es zuerst ein Heubündel, dann eine Hand, endlich ein Adler. — Dieses Zeichen war zu jeder Zeit den Kriegern heilig, die unter ihm fochten, der Verlust desselben eine Schande, die Eroberung eines feindlichen ehrenvoll und oft so entscheidend, daß sie allein schon zum Siege führte. — Im Mittelalter zählte man nach Fahnen, Fähnlein. Ein Fähnlein bedeutete eine Abtheilung Infanterie, eine Schwadron Reiter, deren Stärke verschieden war. — In den neueren Heeren besteht die Fahne größtentheils aus einem an einer Stange befestigten Stücke Tuch oder Seide, auf welchem das Wappen des Landesherrn, dessen Namenszug, Inschriften oder andere Zierathen sich befinden. Während des Kaiserreiches führten die franz. Truppen Adler. — In der Regel hat jedes Bataillon eine Fahne, jedes Reiterregiment eine Standarte — mit Ausnahme der leichten Truppen, die deren größtentheils keine führen. — Jeder neueintretende Soldat leistet den Fahneneid, d. h. er schwört, die Fahne des Truppentheiles, dem er angehört, nicht zu verlassen. Dieser Fahneneid besteht jetzt eigentlich in der Verpflichtung auf die Kriegsartikel, bei welcher zur Erhöhung der Feierlichkeit die Fahne aufgestellt wird. — Die Ertheilung neuer Fahnen erfolgt mit angemessener, zuweilen mit einem Gottesdienste verbundener Feierlichkeit. Napoleon wußte derselben besondern Werth zu verleihen, indem er hier Regimentern, die sich vorzüglich ausgezeichnet hatten, dort anderen kurz vor einer Schlacht, die er erwartete, Adler gab und dabei durch eine seiner kurzen kräftigen Anreden den Enthusiasmus der Krieger für sich steigerte. — Der Fahne gebührt die militairische Ehrenerweisung, d. h. die Truppen präsentiren vor ihr, und es wird Marsch geschlagen oder geblasen. Vor dem Hause oder an dem Orte, wo die Fahne aufbewahrt wird, ist stets eine Schildwache aufgestellt. T.

Fahnjunker, Fahnträger, der die Fahne tragende Unterofficier. Er hat den Rang gewöhnlich nach dem Feldwebel, und man wählt zu diesem ausgezeichneten Posten auch einen zuverlässigen Mann, weil von dessen persönlichem Muthe in der Stunde der Gefahr oft die Erhaltung des ihm anvertrauten Palladiums abhängt. Belege hierzu liefert die Kriegsgeschichte viele. In früherer Zeit waren die Fahnjunker in der Regel junge Menschen, mit Aussicht auf Avancement zuweilen schon als Kinder angestellt, sogenannte Officierssubjecte, welche bei den Truppen noch wissenschaftlichen Unterricht empfingen. Ist auf diese Weise auch mancher tüchtige, praktische Officier gebildet worden, so scheint es doch weit angemessener, die Fahne erprobten Männern anzuvertrauen, wie es in den meisten Armeen der Fall ist. T.

Fahnofficier, derjenige Officier, welchem der Schutz der Fahne bei formirten Bataillonen besonders anvertraut ist, s. Fahnpeloton. T.

Fahnpeloton, Fahntrupp, eine Abtheilung von 1 Officier, Fahnofficier und mehreren Unterofficieren, zum Schutze der Fahne bestimmt. Sie besteht aus drei Rotten zu zwei oder drei Gliedern, wie das Bataillon; in der mittelsten steht im ersten Gliede der Fahnofficier, im zweiten der Fahnjunker. Der Fahntrupp, entweder als besondere Abtheilung zwischen den beiden mittlern Divisionen, oder als die drei letzten Rotten vom linken Flügel der zweiten Division, wenn das Bataillon deren vier hat, aufgestellt, bildet aber zugleich die Verbindung beider Flügel, nach welcher sie im Frontmarsche Fühlung und Richtung haben. Zur Erleichterung des Frontmarsches rückt der Officier mit 2 Unterofficieren des vorderen Gliedes einige (8 — 12) Schritte vor und giebt nach der ihm angewiesenen Marschrichtung dem Bataillone sowohl das Zeitmaß, als die Richtung des Marsches an. T.

Fähnrich. Bei der höchst charakteristischen Formation der deutschen Landsknechte (s. d.) war die Charge eines Fähnrichs von großer Bedeutung und gehörte zu den sogenannten hohen Aemtern. Jedes Regiment bestand aus 10 bis 16 Fähnlein, deren jedes einen Fähnrich hatte, einen bewährten, tapferen, zuverlässigen Mann, welchem die Fahne von seinem Obersten vor dem versammelten Regimente mit den Worten anvertraut wurde: „Ihr Fähnrich, da befehl' ich Euch die Fähnlein mit der Bedingung, daß Ihr werdet schwören und geloben, Euer Leib und Leben bei dem Fähnlein zu lassen. Also wann Ihr werdet in eine Hand geschossen, darin Ihr das Fähnlein traget, daß Ihr es werdet in die andere nehmen; werdet Ihr an derselben Hand auch geschädigt, so werdet Ihr das Fähnlein in's Maul nehmen und fliegen lassen. Sofern Ihr aber vor solchem Allen von den Feinden überrungen und nimer erhalten werdet, so sollt Ihr Euch darin wickeln und Euer Leib und Leben dabei und darinnen lassen, ehe Ihr Euer Fähnlein übergebt oder es mit Gewalt verliert." — Die Kriegsgeschichte damaliger Zeit giebt manche ehrenvolle Erinnerungen, wie gewissenhaft die Fähnriche ihren auferlegten Pflichten nachkamen. Während der Schlacht von Ravenna, den 11. April 1512, waren die Feinde einem deutschen Fähnrich, Namens Johann Harder, so nahe auf den Leib gekommen, daß er Gefahr lief, die Fahne zu verlieren; da faßte er dieselbe mit der linken Hand, ergriff sein kurzes breites Schwert und schlug dem keckſten Angreifer mit einem Streiche den Kopf ab, daß er in den Bausch der Fahne fiel. — Auf Märschen oder in Lägern war das Fähnlein jederzeit vor dem Zelte oder Quartiere des Fähnrichs aufgepflanzt; beim Sturme mußte er allezeit voranschreiten, den Knechten männlich zureden und sich immer so zu stellen wissen, daß sein Fähnlein aufrecht gesehen würde. Auf der Flucht hielt er seine Gesellen auf. War die Schlachtordnung vollbracht, so übergab er das Fähnlein einem Kriegsmann neben sich, nahm dessen Hellebarde auf die Achsel und umging besichtigend und Muth einsprechend die Glieder. Bei Belagerungen steckte er sein Fähnlein auf einen Schanzkorb, bei Wachtposten ganzer Haufen ließ er es hoch flattern, beim Sturm pflanzte er es auf die gewonnenen Mauern; seine Besoldung betrug 6 Solde; seine Tracht war schimmernd und ausgezeichnet; er wußte sich der Spitze des Fahnenschaftes geschickt zu bedienen und hatte außerdem zu seiner Vertheidigung ein stattliches Schwert; die Aufrechthaltung des kriegerischen Geistes im Fähnlein war vorzugsweise sein Amt (s. George v. Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk, von Dr. F. W. Barthold). — Nachdem das Wesen der Landsknechte aufgehört und

an die Stelle der Fähnlein die Compagnieen traten, wurde der jüngste Officier einer solchen Fähnrich genannt. Seine Functionen waren verschieden; er wurde theils zur Bedeckung, theils zum Tragen der Fahne selbst commandirt und hatte bei der Compagnie, zu der er gehörte, vorzugsweise die Aufsicht über die Kranken. An dessen Stelle sind jetzt, nur unter andern Formen, die Sous- oder Unterlieutenants getreten. Die Portépéefähnriche der preußischen und sächsischen Armee sind Officierssubjecte, verrichten Unteroffiziersdienste und werden nur dann und wann zum Tragen der Fahne gebraucht.

Fahnschmidte werden noch in manchen Heeren die bei der Reiterei angestellten Schmidte genannt, welchen das Beschlagen der Dienstpferde und die Behandlung derselben bei Krankheiten obliegt. Sie gehören zum Bestande der Truppen, sind militairisch gekleidet und stehen übrigens in der Regel in gleichem Verhältniß mit den gemeinen Soldaten. In Beziehung auf ihr eigentliches Geschäft sind sie gewöhnlich nur dem Commandanten der Abtheilung, bei welcher sie angestellt sind, und dem Roßarzte verantwortlich.

Bei dem Einflusse, den das Beschläge auf die Brauchbarkeit der Pferde übt, und bei der Wichtigkeit, von welcher die diätetische Behandlung der Pferde im Allgemeinen ist, kann es nicht gleichgiltig sein, ob der, in dessen Wirkungskreis diese Dinge liegen, ein in seinem Fache erfahrener Mann ist oder nicht.

Soll ein Schmidt seinem Posten entsprechen, so muß er die Beschlagkunde der Pferde vollkommen verstehen und von den inneren und äußeren Krankheiten der Pferde, so wie ihrer Heilung, die erforderlichen Kenntnisse besitzen, übrigens aber beim Beschlagen selbst, besonders bei unwilligen Pferden, mit Vorsicht und Geduld verfahren und sich aller Zwangsmittel, welche Schaden bringen können, enthalten.

Die Benennung Fahnschmidt anlangend, so ist sie wahrscheinlich mittelalterlichen Ursprunges und bezeichnete in jenen Zeiten entweder einen Schmidt, der einem Fähnlein oder Reiterhaufen besonders zugetheilt war, oder sie diente im Allgemeinen zur Unterscheidung eines Schmidtes, der der Fahne zu folgen die Verpflichtung hatte, von dem, welchem diese Verbindlichkeit nicht oblag. Sp.

Fahnwache nennt man diejenige Mannschaft, welche sowohl im Frieden als während eines Krieges an den Orten aufgestellt wird, wo sich die Fahne befindet. Der Zweck dieser Maßregel ist: das Palladium des Soldaten vor jeder etwanigen Gefahr zu schützen, zugleich aber auch eine Ehrenerweisung, um unausgesetzt auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Das Verhalten der Fahnwachen wird in den Dienstvorschriften näher bezeichnet.

Fähren (bacs) werden diejenigen flachen Flußfahrzeuge genannt, welche die Verbindung mit dem andern Ufer unterhalten, und nicht nur Menschen, sondern auch Pferde, Wagen und andere Gegenstände übersetzen sollen. Die Fähren werden durch Stangen (Staken), Ruder und Segel bewegt, bisweilen auch an Stricken gezogen, welche über den Fluß gespannt sind. Sie sind von verschiedener Größe und sowohl einfach als doppelt. Bei der letztern Art, welche auch „fliegende Fähren" oder „fliegende Brücken" (s. d.) genannt werden, sind 2 solcher Fahrzeuge neben einander befestigt, welche an einem weit oberhalb der Ueberfahrt verankerten Seile hängen und durch den Druck des Stromes mit leichter Mühe von einem Ufer zum andern bewegt werden können.

Die Fähren haben als Uebergangsmittel das Nachtheilige, daß die Truppen auf ihnen nur in Pausen, welche durch die Breite und Strom-

schnelle des Wassers, durch Wind und andere Umstände bedingt sind, übergesetzt werden können, daß man sich ihrer zu manchen Zeiten gar nicht bedienen kann; und daß die Ueberfahrten ohne alle Verbindung mit dem andern Ufer sind, während die Fähre zurückgeht.

Dessenungeachtet ist es bei Flußrecognoscirungen wichtig, zu wissen, wo sich die Fähren befinden, wie viel Mann, Pferde, Wagen und Geschütze sie aufnehmen können, wie lange die Ueberfahrt bei kleinem, mittlerem und großem Wasserstande dauert, bis zu welchem Wasserstande die Ueberfahrt zu bewirken ist u. s. w. Nach diesen Angaben läßt sich ungefähr berechnen, wie viel Stunden oder Tage man braucht, um ein Truppencorps von angegebener Stärke und Zusammensetzung auf das andere Ufer zu bringen, wenn der Feind sich dem Unternehmen nicht widersetzt. Indeß muß hierbei stets auf einige zufällige Störungen Rücksicht genommen werden.

Für den militairischen Zweck sind die doppelten oder sogenannten fliegenden Fähren die wichtigsten. Die Coblenzer setzt ein ganzes Bataillon oder eine Schwadron auf ein Mal über und braucht dazu höchstens 8—10 Minuten. Als die preuß. Armee mit 47 Bat., 70 Schwdr. und ungefähr 150 Geschützen im November 1792 auf dem Rückzuge aus der Champagne bei Coblenz über den Rhein gehen sollte, und die Truppen Bedenken trugen, auf einer schwächlichen Pontonbrücke überzugehen, bediente man sich der damals wahrscheinlich noch einfachen Fähre und brauchte 12 Tage Zeit.

Wenn Truppen auf Fähren übersetzen, müssen sie sich ganz ruhig verhalten, um jedes Schwanken des Fahrzeugs und jede Störung der Fährleute zu vermeiden. Die Cavalerie sitzt ab und hält die Pferde am Zügel, den unruhigen Pferden kann man die Augen verbinden, wenn sie durch Liebkosungen nicht zu beruhigen sind. Pz.

Fahrende Artillerie wird im Gegensatze zur Fuß- und reitenden Artillerie diejenige genannt, wo die Geschützbedienung bei allen Bewegungen theils auf den Fahrzeugen, theils auf den Handpferden fortgebracht wird. Fahrende Artillerie macht stets besondere Einrichtungen am Geschütz- oder Munitionswagen oder an beiden nothwendig, und es giebt hauptsächlich folgende 4 Arten, wie dies bewerkstelligt wird. 1) Wurstlaffeten, wo der größere Theil der Geschützbedienung auf dem gepolsterten Deckel eines Kastens sitzt, der zwischen den im Vergleiche mit gewöhnlichen Laffeten bedeutend verlängerten Laffetenwänden angebracht ist; die übrige Mannschaft reitet auf den Handpferden, welche zu diesem Zwecke ebenfalls gesattelt sind. Dergleichen Laffeten sind in Oestreich eingeführt; sie gestatten keinen Protzkasten, sondern müssen mit Sattelprotzen versehen sein. 2) Wurstmunitionswagen, wo die ganze Bedienung, mit Ausschluß von 2 Mann, welche auf dem Protzkastendeckel sitzen, auf dem gepolsterten Deckel des in Riemen hängenden Munitionswagenkastens reitet, wie z. B. bei der baierschen Artillerie. 3) Gepolsterte Protzkastendeckel und dergleichen Vordersitze an dem Munitionswagen, worauf 6 Mann von der Bedienung sitzen, während die übrigen auf den Handpferden reiten, wie solches in den Jahren 1814 und 15 bei der sächsischen Artillerie versucht wurde. 4) Endlich, wenn nur der Protzkastendeckel gepolstert ist, worauf 2 oder 3 Mann sitzen, während 3 andere auf den Handpferden reiten und die übrigen mit Reitpferden versehen sind, wie z. B. in Schweden. Bei allen Arten ist es nothwendig, die Geschützführer beritten und die Bespannung so stark zu machen, wie bei der reitenden Artillerie; für die Füße der aufgesessenen Artilleristen müssen aber Stützpuncte angebracht werden.

Die fahrende Artillerie ist im Vergleiche mit der reitenden im Frieden

weniger kostspielig zu unterhalten, weil mit Ausnahme der Unterofficierspferde die Anschaffung und Unterhaltung der Reitpferde und Pferdeequipage ganz oder doch zum größeren Theil wegfällt und erleichtert die Ausbildung der Artilleristen. Denn obgleich sie bei allen jenen Einrichtungen, wo ein Theil der Bedienung auf den Handpferden fortgebracht wird, des Reitunterrichts nicht ganz entbehren können, so erhält derselbe doch bei weitem nicht die Ausdehnung wie bei der reitenden Artillerie, und die Kenntniß von der Behandlung und Wartung der Pferde ist ihnen ganz entbehrlich. Daher bedarf auch fahrende Artillerie im Kriege keines so starken Depots als die reitende. Im Gefecht endlich werden durch den Wegfall der Reitpferde, in allen jenen Fällen, wo sich keine Deckung für dieselben darbietet, die Zielpuncte für die feindliche Artillerie vermindert.

Dagegen sind alle diese verschiedenen Einrichtungen mit überwiegenden Nachtheilen verbunden. In neuern Zeiten bemüht man sich sehr mit Recht, die technischen Einrichtungen der Artillerie möglichst zu vereinfachen, und hat deßhalb der reitenden und Fußartillerie beinahe durchaus gleiche Geschütze und Munitionswagen gegeben. Dies ist jedoch bei der fahrenden Artillerie nicht möglich, wo die bereits erwähnten Abänderungen und andere Umstände mehr oder weniger tief in die Bauart der Laffeten und Munitionswagen eingreifen. Besonders nachtheilig wirkt dies bei letzteren, wo es im Gefecht von wesentlichem Nutzen ist, wenn jeder Wagen jeder Batterie der nämlichen Geschützgattung folgen kann, ohne erst umgepackt zu werden. Bei den Wurstmunitionswagen muß der Kasten noch überdies ziemlich tief hängen, weil sie außerdem leicht umwerfen; so aber kann man mit ihnen Gräben und andere Terrainhindernisse nur mit großer Vorsicht überschreiten. Wurstlaffeten gestatten dagegen die Anwendung des Ziehtaues nicht. Fahrende Artillerie kann ferner anhaltend schnelle Bewegungen nie mit der Ausdauer vollführen, wie die reitende, weil bei ihr bei gleicher Bespannung die Last um die ganze Bedienungsmannschaft und um die an Geschütz und Wagen nothwendig werdenden Abänderungen, vermehrt wird. Am nachtheiligsten wirkt dies bei jenen Arten, wo die Bedienung zum Theil auf den Handpferden reitet, da ein Pferd viel mehr ziehen als tragen kann. Außerdem werden die Handpferde leicht gedrückt, die Leitung der Pferde dem fahrenden Artilleristen sehr erschwert und der Transport des Vorrathsfutters beschränkt. Ein eben so wesentlicher Nachtheil besteht darin, daß das Geschütz stets von dem Munitionswagen abhängig ist, und bei der zweiten und dritten Einrichtung muß derselbe dem Geschütze sogar unter allen Umständen unmittelbar folgen, weil sich ein Theil der Bedienung darauf befindet; daher müssen mehr Munitionswagen in die Feuerlinie vorgezogen werden, als außerdem nothwendig sein würde, wodurch auch größere Verluste herbeigeführt werden. Ueberdies erfordern dann alle Bewegungen und Aufmärsche mehr Raum und Zeit.

Gestalten sich in besonderen Fällen die Gefechtsverhältnisse so nachtheilig, daß die Artillerie rücksichtlich ihrer Vertheidigung auf sich selbst beschränkt ist, so können die reitenden Artilleristen mit dem Säbel in der Faust den Geschützen die zum Abfahren erforderliche Zeit erringen, während fahrende Batterien in solchen Fällen häufig mit der aufgesessenen Mannschaft die leichte Beute des Feindes werden. Da nun schon an sich die Geschütze und Wagen einer fahrenden Batterie die Bewegung nicht eher beginnen können, als bis die Bedienung aufgesessen ist, während die Geschütze der reitenden Artillerie hierin nie von der Bedienung abhängig sind, so hat dies die äußerst nachtheilige Folge, daß fahrende Artillerie nie so lange im

feuer aushalten kann als reitende. Ereignet sich bei einem Wagen oder einer Protze ein Unfall, so wird ein solches Geschütz als fahrendes dadurch außer Gefecht gesetzt, dessen Bedienung kann der Batterie nicht mehr folgen und fällt bei rückgängigen Bewegungen dem Feinde in die Hände, wirft aber ein Geschütz oder Wagen um, so wird gewöhnlich ein Theil der Bedienung verunglücken. Endlich kann reitende Artillerie in äußersten Nothfällen, bei forcirten Märschen 2c., wo es nur die Rettung der Geschütze gilt, die Reitpferde zur Unterstützung der Bespannung benutzen.

Aus Allem dem geht hervor, daß fahrende Artillerie weder als Reitergeschütz, noch als Reservegeschütz dasselbe leisten kann wie reitende Artillerie; erlaubte es dagegen der Kostenaufwand, einen Theil der Fußartillerie in fahrende umzugestalten, so könnte dies nur höchst vortheilhaft wirken. H.

Fahrwasser, s. Flüsse.

Fairfax, Thomas Lord, Graf von Orford, der älteste Sohn des Lord Ferdinand F. und der Tochter Edmund Seffield's, Grafen v. Mulgrave, im Januar 1611 zu Denton in Yorkshire geboren, war zwar zu dem Studium der Wissenschaften im Johannescollegium in Cambridge angehalten worden, hatte aber, ob er gleich Liebe dafür zeigte, doch nur in der Geschichte und den vaterländischen Alterthümern sich besondere Kenntnisse erworben, und trat in das in Holland unter Lord Vere stehende englische Heer, um das Kriegshandwerk zu erlernen. Nach seiner Rückkehr nach England vermählte er sich mit der Tochter des Generals Vere und lebte im älterlichen Hause ohne öffentliche Anstellung. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges wurde Lord Ferdin. F. als Oberbefehlshaber der Nordarmee, der Sohn als General der Cavalerie angestellt, in welcher Eigenschaft sich Beide durch Tapferkeit, Einsicht und Thätigkeit auszeichneten und sich besonders in der Schlacht von Marstonmore und bei der Einnahme von York hervorthaten. Thomas F. wurde 2 Mal schwer verwundet und befand sich mehrmals in Lebensgefahr. Das Parlament übertrug ihm als Anerkenntniß seiner Verdienste die Stelle des Oberbefehlshabers über die Parlamentsarmee 1645 und ertheilte ihm zwar die Vollmacht, seine Officiere nach Belieben zu wählen, gab ihm aber den einsichtsvollen Oliver Cromwell (s. d.) als Generallieutenant bei. Im April 1645 begab sich F. von London, wo er dem Hause der Gemeinen am 19. Febr. vorgestellt worden war, nach Windsor, um die Armee zu errichten. Von seinem Posten als Gouverneur von Hull und später von dem Entsatze Tauntons in Sommersetshire, welches die Königlichen belagerten, abgerufen, erhielt er den Befehl, mit Cromwell den König zu beobachten, der mit seinen Streitkräften Orford verlassen hatte. In mehreren Gefechten glücklich, erfocht F. den großen Sieg bei Naseby (14. Juni) (s. d.) über den König, nahm den 18. Leicester, schlug den 10. Juli den Lord Goring, erstieg den 22. Bridgewater und zwang den 10. Sept. Bristol zur Uebergabe. Aus dem Westen Englands nach dem Süden gewendet, blokirte er den 13. April 1646 Exeter und nahm Ende September Orford, das die stärkste königliche Besatzung hatte, durch Capitulation. So hatte der unglückliche König Karl den letzten festen Punct in seinem Königreiche verloren und sah sich gezwungen, bei den Schotten Hilfe zu suchen. Treulos jedoch verpflichteten sich diese, für 200,000 Pfund Sterling den König an das Parlement auszuliefern. F. überbrachte die Summe nach Schottland und nahm den gefangenen König in Empfang, dem er die möglichste Ehrerbietung und Achtung bezeigte. Inzwischen hatte das Parlement beschlossen, einen Theil des Heeres, das man nun nicht mehr zu bedürfen glaubte, zu entlassen, den andern nach Irland zu schik-

ken. Dieses, darüber aufgebracht, ließ sich von Cromwell und dessen Schwiegersohn Ireton zum Aufstand gegen das Parlement bewegen und ernannte einen Ausschuß, um die weiteren Maßregeln und das Beste des Heeres zu berathen. Der Obergeneral F., die Unrechtmäßigkeit dieses Schrittes und die Absicht des Heeres, sein Glück auf den Ruinen des öffentlichen Wohles zu bauen, erkennend, wollte das Commando niederlegen, ließ sich aber vom Ausschusse von seinem Entschlusse zurückbringen und trat an die Spitze der Feinde des Parlements. Vergebens ließ ihm dieses befehlen, der Stadt sich nicht weiter als bis auf 15 Meilen zu nähern; im Triumph zog F. in London ein, führte 60 Mitglieder des Parlements wieder zurück, die in sein Lager gekommen waren, und ward zum Gouverneur des Tower ernannt. So sehr auch General F. durch Tapferkeit und Glück sich auszeichnete, so wenig Klugheit und Charakterstärke besaß er doch, aus seiner Lage Nutzen zu ziehen und durch ein bestimmtes Durchführen eines festen Planes dem Ganzen Vortheil zu verschaffen. Mochte er auch mit Cromwell's Planen nicht immer einverstanden sein, so war er doch zu schwach, demselben sich entgegenzusetzen, und ließ sich auch bewegen, dem Manifeste der Armee im Januar 1648 beizustimmen, wodurch diese den Befehlen des Parlements sich unbedingt unterwarf, ob dieses gleich F's Ansichten durchaus entgegen war. In gleicher Abhängigkeit von Cromwell blieb F. auch später, als er seinem Vater in Titel und Würden gefolgt war. In diesem Jahre vernichtete er mit Eroberung von Colchester die letzte Hoffnung von Karl's I. Partei und begab sich nach London, um die Stadt und das Parlement in Gehorsam und Ruhe zu erhalten. War er auch eigentlich später unter der Zahl der Richter des unglücklichen Königs, so nahm er doch nicht Theil an dem Richtspruch und that Alles, was in seinen Kräften stand, denselben zu verhindern. Selbst seine Gemahlin verrieth als Zuschauerin in der Versammlung einige Male laut ihre Gesinnungen für den König. Vergebens; das Haupt Karl's I. fiel durch Henkershand den 30. Jan. 1649. Wenige Tage nach dessen Hinrichtung ernannte man Lord F. zum Mitgliede des Conseils; allein er weigerte sich als solches die Eidesformel zu unterzeichnen, durch die man Alles billigte, was gegen den König und das Königthum geschehen sei. Als General sämmtlicher Truppen in England und Irland schlug er die Levellers (Niveleurs) bei Burford in Oxfordshire und suchte die Unruhen in Hampshire zu beschwichtigen. Die Universität Oxford nahm ihn unter die Doctoren des Rechts auf, so wie ihn schon früher Cambridge durch Ernennung zum Doctor der Philosophie zu ehren sich bemüht hatte, und der Magistrat von London beschenkte den General mit einem Becken und einer Kanne von Gold. F. legte den Oberbefehl über das Heer im Juni 1650 nieder, da er sich weigerte, die Expedition gegen Schottland, das sich für Karl II. erklärt hatte, gegen seine Ueberzeugung zu führen. Ihm folgte Cromwell, zufrieden, den einzigen Mann entfernt zu sehen, der seinem Ehrgeize noch im Wege gestanden hatte. Aeußerlich zwar ohne Beschäftigung, im Innern aber den Plan nährend, die königl. Familie wiederherzustellen, lebte F. auf seinem Gute Nunappleton in Yorkshire mit einem Jahrgehalte von 5000 ℔ Sterling, den ihm das Parlement für die dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste bewilligt hatte. Bei den günstigen Aussichten für die königl. Partei erschien F. nach Aufforderung des Generals Monk den 3. Dec. 1659 an der Spitze eines Haufens Landvolk wieder auf dem Schauplatze, schlug den feindlichen General Lambert, weil eine Brigade Irländer von 1200 M. von Lambert zu ihm übergegangen war, und nahm York. Das Rump-Parlement ernannte den

Lord, nachdem es seine Functionen wieder übernommen hatte, zum Staatsrath und nach dessen Auflösung den Graf v. York zum Deputirten im neuen Parlemente, als dessen Mitglied er auch der Deputation beiwohnte, die Karl II. im Haag ersuchte, seine Regierung anzutreten. Als aber auch dieses Parlement sich auflöste, zog sich F. abermals auf sein Gut zurück und verlebte hier den Abend seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit. Er starb den 12. Febr. 1671, nachdem er viel in Folge früherer Wunden gelitten hatte, und hinterließ mehrere Schriften, u. a. auch Memoiren, welche einer seiner Verwandten 1699 herausgeb. F. war unstreitig der beste General des Parlements, aber gar nicht geeignet, als Staatsmann eine Rolle zu spielen, da er weder ein öffentlicher Sprecher, noch klug genug war, die politischen Verhältnisse richtig zu würdigen. F. starb ohne männliche Nachkommen. Seine Tochter vermählte sich mit dem Herzoge v. Buckingham. (Biograph. univers. und Moreri). C.

Falarica war ein mit Pechkränzen umwundenes Geschoß, welches angezündet aus den Katapulten auf die Belagerer geschleudert wurde, s. Liv. 21, 8. H. S.

Falke (Artill.), s. Geschütz.

Falkenorden (Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken). Ein großherzoglich Sachsen-Weimar-Eisenachscher Orden, wurde vom Herzog Ernst August am 2. Aug. 1732 zu Ehren und mit Genehmigung des Kaisers Karl VI., dessen Generalfeldmarschalllieutenant er war, gestiftet. In den letztverflossenen 20 Jahren wurde dieser Orden gar nicht mehr vergeben und am Schlusse des Jahres 1806 lebte nur noch ein Ritter desselben, auch würde er daher wohl ganz erloschen sein, wenn nicht unerwartete Ereignisse sein Wiederaufleben bewirkt hätten. Der erste Großherzog, Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, erneuerte den 18. Oct. 1815 den Orden des weißen Falken. Nach den Statuten soll er der einzige großherzogl. Sachsen-Weimarsche Orden sein und bleiben; er ist für das Civil wie für das Militair bestimmt und besteht aus 3 Klassen, Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Die erste Klasse besteht aus dem Großmeister (dem Großherzog), den Prinzen des Hauses und 12 Großkreuzen; die zweite Klasse soll 25 und die dritte Klasse 50 Mitglieder zählen.

Das Ordenszeichen, ein weiß und grün emaillirtes Kreuz mit goldener Krone, auf der einen Seite den weißen Adler auf rothem Grunde, und auf der andern ein schwarzes Schild mit goldener Krone, wird von den Großkreuzen an einem breiten hochrothen gewässerten Bande über die rechte Schulter und dabei auf der linken Brust ein silberner Stern getragen. Die Commandeurs tragen es an einem schmalen rothen Bande um den Hals, und die Ritter tragen ein kleineres Kreuz im Knopfloch. Das Ordensfest wird den 18. Oct. gefeiert. X.

Falkirk, Städtchen in der Grafschaft Stirling in Schottland. — Schlacht am 22. Juli 1298.

Eduard I., König von England, hatte Schottland nach der Schlacht bei Dunbar erobert (s. d.) und war dann zurückgegangen. Ein neuer Aufstand organisirte sich unter den Besiegten. Wilhelm Wallace (s. d.) trat an die Spitze, und es gelang ihm, die Engländer zu vertreiben, so daß ihnen nur das einzige Berwik blieb; ihre Armee hatte er in der Schlacht bei Stirling (s. d.) total geschlagen. Der König von England befand sich in Flandern, als ihm der Bericht über die schottischen Angelegenheiten zukam; er beendete dort schleunigst mehrere wichtige Angelegenheiten und stellte sich dann an die Spitze eines zahlreichen, in England versammelten Heeres, mit wel-

chem er bis Falkirk rückte, wo er seine Gegner traf. Beide Armeen standen so nahe an einander, daß die Engländer einen großen Lärm im schottischen Lager hören konnten, der sie bewog, die Waffen zu ergreifen, da sie einen Angriff vermutheten. Die Hauptstärke der Schotten bestand aus Fußvolk, Reiterei hatten sie wenig, weil viele der Großen und des Adels, eifersüchtig auf Wallace, ausgeblieben waren; bei den Engländern befanden sich dagegen große Massen der besten Reiterei der Welt, Normannen und Engländer, auch waren viele der vortrefflichen Bogenschützen bei dem Heere, während ihre Gegner deren nur wenige hatten. Die Engländer griffen an; König Eduard sah die geschlossenen Massen in unerschrockener Haltung, beschloß aber dennoch, sie durch seine Cavalerie niederreiten zu lassen; sie machte den Angriff im starken Galopp, war jedoch nicht vermögend, in den Wald von langen Speeren einzudringen, den die Schotten ihr entgegenstreckten; viele Pferde wurden erstochen, ihre Reiter konnten der schweren Rüstung wegen ohne Hilfe sich nicht wieder vom Boden erheben. Die schottische Reiterei hätte jetzt mit Erfolg wirken können, aber, sei es nun böser Wille oder Verrätherei, sie unterstützte nicht allein das Fußvolk nicht, sondern verließ sogar das Schlachtfeld; die einzige Entschuldigung war ihre geringe Zahl, so wie die schlechtere Beschaffenheit ihrer Pferde und Waffen, die allerdings denen der Feinde nachstanden. Mehrere Reiterangriffe wurden von dem schottischen Fußvolke abgeschlagen, da ertheilte König Eduard seinen Bogenschützen den Befehl zum Vorrücken; die der Schotten mußten mit großem Verluste weichen. Ihr Anführer Sir John Stewart wurde durch einen Sturz mit dem Pferde getödtet; die Speermänner erlitten ebenfalls großen Verlust und verloren die feste Haltung; jetzt brach die englische Reiterei mit Erfolg ein. Der vertrauteste Freund und Begleiter Wallace's, Sir John Graham, fiel mit mehreren anderen Tapferen; die Schotten wurden genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Die Schlacht war blutig; mehrere Autoren setzen den Verlust der Besiegten auf 60,000 M., was wohl übertrieben ist; andere geben ihn mit mehr Wahrscheinlichkeit auf 12,000 Todte an; gewiß ist es, daß König Eduard das Land eben so rasch wieder eroberte, wie es verloren gegangen war, obgleich noch einige Schotten, wie z. B. John Comyn von Badenoch und Simon Fraser den Widerstand fortsetzten. (Rapin Thoyras, histoire d'Angleterre.) F. W.

Falkonet (Artill.), s. Geschütz.

Falköping. Schlacht den 21. September 1388 zwischen dem König Albrecht von Schweden und Königin Margarethe von Dänemark.

König Woldemar III. von Dänemark war im J. 1375 gestorben und hatte sein Reich und seine Ansprüche an Schweden wegen Verpfändung einiger Provinzen seinem Enkel Olaf IV., König Hakon's VIII. von Norwegen Sohn, hinterlassen. Während dessen Minderjährigkeit verwaltete seine Mutter Margarethe, Waldemar's Tochter, die Königreiche Dänemark und Norwegen, als deren rechtmäßige Königin sie nach ihres Sohnes Tode 1388 anerkannt wurde. Mit neuem Eifer setzte sie den Krieg mit Schweden zu Geltendmachung ihrer Ansprüche fort und ward von einer Partei schwedischer mißvergnügter Stände so glücklich unterstützt, daß ein zahlreiches dänisch-schwedisches Heer im J. 1388 im Felde erschien. Margarethens Freunde hatten sich unter Anführung des schwedischen Reichsmarschalls Erik Kettilson Wasa in Nordhalland versammelt; zu ihnen waren die Dänen unter Ivar Lycke, Herrn von Eckholm, gestoßen. Ausgezeichnet durch Kriegserfahrung und Muth waren auch die Unterbefehlshaber Heinrich Parovius,

Viken Norby und Lothar Calbot. Gegen dieses Heer hatte sich Herzog Albrecht von Mecklenburg, seit 1363 König von Schweden, mit aller Anstrengung gerüstet und, von Hilfstruppen unterstützt, eine bedeutende Kriegsmacht zusammengebracht. Zahlreiche Ritter, Barone und Grafen hatten sich vereinigt, unter Albrecht's Fahnen zu fechten; unter ihnen sah man u. A. die Grafen Otto (Günther) von Ruppin und Gerhard von Holstein und den Fürsten von Stargard und Stettin, Bogislav. Bei dem Flecken Nyckeläng in Westgothland in der Nähe von Falköping stießen beide Heere am 21. Sept. 1388 auf einander. Kaum erblickte König Albrecht die Scharen des Feindes, als er hastig in wilder Kampfbegier, an der Spitze seiner Reiter, umgeben von seinen vornehmsten Officieren, gegen die ersten Dänen hervorbrach. Aber er hatte in seinem Eifer nicht gesehen, daß ihn ein tiefer Sumpf und ein den Reitern unzugänglicher Boden von seinen Gegnern trennte. Der König, sein Sohn Erik und seine Begleiter versanken im Moraste und fielen in die Hände der Dänen. Mit rühmlicher Tapferkeit suchten zwar die Schweden die Freiheit ihres Königs wieder zu erlangen, mußten sich aber nach langem Kampfe und mit beträchtlichem Verluste zurückziehen. Auch die Grafen von Ruppin und Holstein waren gefangen worden; unter der bedeutenden Anzahl von Todten befanden sich 19 Barone des Reichs. Von Seiten der Königin vermißte man deren 8, unter ihnen Parovius. Der gefangene König wurde nebst seinem Sohne nach Bahus und von hier nach Lindholm gebracht und erhielt erst 1395 im Frieden von Aleholm seine Freiheit wieder. (D. Erasm. Mich. Lätus, Prof. in Hamburg, hat diesen Sieg in einem Heldengedichte gefeiert, welches unter dem Titel: Margarethicor. libri X de conflictu inter Marg. Dan. regin. et Alb. reg. Suec. zu Frankfurt erschienen ist. — Pontanus, rer. dan. hist., Torfäus und Gebhardi, Gesch. v. Dänemark und Norwegen). C.

Fall, beim Seewesen, wird dasjenige Tauwerk genannt, durch welches die Segel, Flaggen und Wimpel in Bewegung gesetzt werden. Es hat demnach jedes Segel seinen Fall und wird nach demselben benannt.

Fallbäume (orgues) und **Fallgatter** (herses) sind Verschlußmittel im Innern der Thore oder Haupteingänge von Festungen oder befestigten Städten. Erstere bestehen aus ungefähr 5 Zoll starken Balken, welche einzeln mittelst Ketten durch einen Wellbaum aufgezogen und niedergelassen werden können, wobei sie so enge an einander stehen, daß Niemand zwischen ihnen hindurch kriechen kann. Die Fallgatter aber bestehen aus einem von starkem Holzwerk zusammengesetzten Gatterthor, welches eben so, wie die einzelnen Balken, leicht aufgezogen und niedergelassen werden kann. Da diese beiden Arten der Verschlußmittel entweder einen thurmartigen Aufbau, oder eine große Wallhöhe und Kasemattirung oberhalb der Stelle, wo man sie anwenden will, erfordern, so trifft man sie bei neuen Festungsbauen nicht mehr an, sondern verwendet statt ihrer Versatzbalken, die in Steinfalzen liegen und aus Nebengewölben in diese eingeschoben werden können. Um die Zerstörung eines solchen Versatzes zu erschweren, pflegt man Erde dahinter anzuschütten, oder bringt wohl auch bisweilen einen doppelten Versatz an und stampft Erde oder Dünger dazwischen. Die Thore oder Durchgänge findet man oft, nach einer ältern richtigen Ansicht, gekrümmt oder wenigstens gebrochen, durch den Wall geführt, um das Durchschießen der Länge nach unmöglich zu machen. In einem solchen Falle muß man die innern Verschluß- oder Versatzmittel da anbringen, wo sie nicht aus der Ferne zerschossen werden können, sondern den Feind nöthigen, zu diesem Zwecke seine Geschütze selbst unter dem Thore aufzustellen. P.

Fallbrücken, gleichbedeutend mit Aufziehbrücken oder Zugbrücken (s. Aufziehbrücken).

Falsche Wurzel ist eine Wurzel in einer quadratischen oder höhern Gleichung, welche das Zeichen — bei sich führt. So sind z. B. in der Gleichung $x^2 + 3x = 88$, die Wurzeln + 8 und — 11 und letztere die falsche Wurzel. M. S.

Falx war ein scharfes sichelförmiges, an einer langen Stange befestigtes Eisen. Der falces murales bediente man sich bei Belagerungen, um die Feinde von der Mauer herabzuziehen, der falces navales auf Schiffen, um die feindlichen Segel zu zerschneiden. H. S.

Famagusta, feste Stadt auf der Insel Cypern mit einem Hafen.

Belagerung und Eroberung durch die Türken in den J. 1570 und 1571.

Schon lange hatten die Türken mit Unwillen die Insel Cypern noch in den Händen der Christen gesehen. Selim II., ergrimmt über die Niederlage der türkischen Waffen vor Malta, rüstete sich deßhalb mit aller Macht, schloß mit dem Kaiser einen 8jährigen Waffenstillstand und erneuerte heuchlerisch die mit Venedig bestehenden Verträge. Dieses jedoch, als es über die Absichten des Sultans nicht länger ungewiß sein konnte, beeilte sich, die Insel mit 3000 M. und 90 Galeeren zu verstärken; aber noch ehe diese aus dem Hafen von Candia ausliefen, waren die Türken auf Cypern gelandet und hatten sich der festen Hauptstadt Nikosia am 9. Septbr. 1570 bemächtigt. Das siegreiche Heer Mustapha's eröffnete im Octbr. deff. J. die Laufgräben vor Famagusta. Der harte felsige Boden erschwerte die Belagerungsarbeiten; man mußte künstliche Trancheen durch Sandsäcke machen und sich durch einzelne Redouten decken. Alles dieses aber zerstörten die Belagerten durch häufige Ausfälle und durch ein ununterbrochenes Feuer, so daß die Türken bei Beginn des Winters noch keinen Erfolg ihrer Bemühungen sahen. Sie schlugen in den benachbarten Gärten ein Lager auf und warteten, bis im nächsten Frühjahre ihre Flotte aus Constantinopel ihnen wieder neue Arbeiter zuführte. Während dessen gelang es dem Venetianer Marco Antonio Quirini, die den Hafen blokirenden feindlichen Schiffe zu zerstreuen und eine Verstärkung von 2400 M. in die Stadt zu werfen. Alle nicht waffenfähige Einwohner wurden eingeschifft, und in der Festung blieben nur 7000 Krieger zurück, entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Unter ihren Häuptern sah man Astor Baglione, Ludwig Martinengo, Chef der Artillerie, und den jungen Patricier Anton Quirini; die Seele des Ganzen war der Platzcommandant, Marco Antonio Bragadino, ein Mann, der keinen unbedeutenden Platz in der Reihe der venetianischen Helden einnimmt. Aber auch die Belagerer hatten inzwischen Mittel gefunden, Verstärkungen an sich zu ziehen; ihre Streitkräfte waren bis auf 50,000 M. angewachsen, und prahlerisch behaupteten sie, daß es hinreiche, die Gräben der Festung zu füllen, wenn jeder Mann eine seiner Sandalen hineinwürfe. Seit dem Monat April des Jahres 1571 hatten sie von Neuem die Belagerungsarbeiten begonnen und in dem Umkreise von 3 Meilen einen tiefen Graben gezogen, der einen Reiter so weit deckte, daß man nur die Spitze seiner Lanze hervorragen sah. Vor diesem Graben war eine Brustwehr aufgeworfen, hinter welcher hervor die feindlichen Schützen mit Kleingewehrfeuer die Wachen auf den Wällen beunruhigten. 10 hinter der Tranchee von Erdsäcken, Faschinen und Pfosten erbaute, 50 Fuß breite Schanzen gewährten den Arbeitern einen sichern Zufluchtsort bei einem Ausfalle und sicherten die Aufstellung des Belagerungstrains. Die in

schlechtem Stande sich befindenden Festungswerke litten bald durch das Feuer der Belagerer beträchtlich, und die Türken versuchten im Mai einen Sturm gegen die schon sehr beschädigte Mauer der Stadt. Gelang auch derselbe nicht, so erreichten dabei die Stürmenden doch den wichtigen Vortheil, sich im Graben festzusetzen, aus dem die Venetianer sie vergeblich wieder zu vertreiben sich bemüheten. Von hier aus trieben sie Minen gegen die Mauern und zerstörten auch in der That einen großen Theil derselben, so daß sie einen neuen Sturm gegen die Bresche unternahmen. Aber auch dieser wurde, wie der erste, abgeschlagen; die tapferen Vertheidiger behaupteten mit einem Verluste von 200 M. die Mauern gegen die 5 stündigen Anstrengungen der Feinde. Nun ließ Mustapha mehrere Tage hinter einander die Stadt aus allen Geschützen beschießen und mit glühenden Kugeln und Feuerbränden verheeren, und befahl einen dritten Sturm an mehreren Orten zugleich, bei dem er selbst den Oberbefehl führte. Unter den Augen ihres Feldherrn legten die Muselmänner die glänzendsten Beweise ihres Muthes ab; zu verschiedenen Malen wurden die Breschen gewonnen und wieder verloren; aber das Resultat des halbtägigen blutigen Kampfes war, daß die heldenmüthigen Belagerten zum dritten Male Meister der Mauern blieben. Vergebens hatte der Pascha dem entschlossenen Bragadino günstige Bedingungen für den Fall der Uebergabe antragen lassen; standhaft hatte der Held jede Unterhandlung verweigert. Die Belagerer mußten einen abermaligen Sturm versuchen und richteten denselben gegen ein Thor, dessen vorliegender halber Mond beim letzten Sturme durch eine Mine in die Luft gesprengt worden war. Hier fochten Baglione und Martinengo an der Spitze einer kleinen Schar Helden, und wiesen auch dies Mal die Stürmenden zurück. Der Erste entriß sogar im Handgemenge einem türkischen Officier eine von dem Feinde in Nikosia eroberte venetianische Fahne. Vergeblich wandten die Türken jedes Mittel an, die Vertheidiger von den Mauern zu vertreiben; so machten sie zwischen dem gesprengten halben Monde und dem Thore ein ungeheures Feuer von trocknem Holze und unterhielten dieses mehrere Tage lang, um durch den gegen die Stadt stoßenden Dampf und die Hitze die Gegner zu zwingen, ihren Posten zu verlassen. Umsonst; die venetianische Tapferkeit wußte jedes Hinderniß zu besiegen. So standen die Sachen am 1. August 1571. Alle Anstrengungen des Feindes waren nutzlos gewesen; da zeigte sich ein Hinderniß, gegen das die menschliche Beharrlichkeit vergebens anzukämpfen versuchte. Nach einer einjährigen Belagerung waren die Lebensmittel und die Munition erschöpft. Schon seit mehreren Wochen hatte man in der Stadt von Pferde-, Esel- und Hundefleisch leben müssen; es gebrach sogar an Essig, um das verdorbene Wasser nur trinkbar zu machen. Krankheiten schwächten täglich mehr die kleine Zahl der Vertheidiger. Unter solchen Umständen mußte jede Hoffnung schwinden. Sich durch die Belagerer zu schlagen, wäre nutzlos gewesen, weil die geringe Besatzung auf einer fremden Insel ohne Schiffe, die sie hätten aufnehmen können, nothwendig einzeln aufgerieben worden wäre. Man pflanzte am 1. August die weiße Fahne auf die Ruinen der Mauern. Die Türken bewilligten den Venetianern eine günstige Kapitulation und versprachen der Besatzung freien Abzug. Kaum aber hatten sie die Stadt betreten, als sie treulos ihres Versprechens vergaßen und die unwürdigsten Grausamkeiten verübten. Bragadino ging nebst den vornehmsten Officieren in das Lager des Mustapha, um darüber gerechte Beschwerde zu führen. Aber vor seinen Augen wurden seine Begleiter niedergehauen, er selbst in Fesseln nach der Stadt gebracht, hier an den Schandpfahl gestellt und zuletzt an eine Segelstange gehenkt, nachdem

man ihm lebendig die Haut abgezogen hatte. Diese ward dann ausgestopft, und die Puppe in der Amtstracht Bragadino's unter dem Traghimmel des venetianischen Feldherrn auf einem Esel durch die Straßen der Stadt geführt, deren Namen er durch seinen Heldenmuth verewigt hatte. Die Besatzung wurde an die Ruderbänke der Galeeren geschmiedet, und im Triumphe zog Mustapha am 24. Septbr. nach der Hauptstadt, die Nachricht von seinen Greuelthaten in eigner Person seinem Beherrscher zu überbringen. (Istoria della guerra di Cipro di P. Paruta, lib. 2., und Daru, hist. de la rép. de Venise.) C.

Fanal, s. Lärmstangen.

Fanfaro ist in den meisten Armeen bei der Cavalerie ein Signal, welches kurz vor dem Angriffe von den Trompetern geblasen wird.

Farnese (Alexander), Herzog von Parma, war der Sohn Ottavio's, Herzogs v. Parma, und Margarethens von Oestreich, der natürlichen Tochter Karl's V., geboren zu Rom 1544. Er wurde am spanischen Hofe erzogen und zeigte schon als Knabe einen feurigen Geist und die lebhafteste Neigung zu ritterlichen Uebungen; ja er soll Thränen vergossen haben, als ihm, seiner Jugend wegen, nicht erlaubt wurde, der Schlacht von St. Quentin beizuwohnen. Die erste Gelegenheit sich auszuzeichnen wurde ihm im J. 1571 zu Theil, als sein Oheim D. Juan de Austria die türkische Flotte in der großen Schlacht bei Lepanto (s. d.) vernichtete; hier eroberte der 17jährige Jüngling ein türkisches Schiff und legte so den Grund zu seinem Kriegsruhme. D. Juan nahm ihn mit sich nach den Niederlanden, wo Alba's unbeugsame Härte die Funken der Unzufriedenheit zur hellen Flamme der Empörung angefacht hatte; der Prinz von Parma fand hier mannichfache Gelegenheit, Kriegserfahrung zu sammeln, welche er auch so trefflich benutzte, daß Philipp II. nach D. Juan's Tode 1578 ihm die Statthalterschaft der schon fast ganz verlornen Provinzen übertrug. Alexander rechtfertigte vollkommen das Vertrauen des Monarchen. Binnen kurzer Zeit hatte er theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch gütliche Unterhandlungen die katholischen Provinzen wieder dem spanischen Scepter vereinigt; denn er behandelte die Unterworfenen mit Schonung, und sein Edelmuth und seine Liebenswürdigkeit gewannen ihm ihre Herzen. Mit einem zwar tapfern, aber unruhigen, meuterischen Heere nahm er die wichtigen Plätze Mastricht, Tournay und Breda, vertrieb den weit stärkern Herzog von Alençon, der mit 25,000 M. den Niederländern zu Hilfe gekommen war, 1583, und beschloß endlich, den Hauptsitz der Macht der Utrechter Union, Antwerpen, anzugreifen. Die erfahrensten Krieger widerriethen dies kühne Unternehmen; denn nur 12,000 M. konnte F. gegen die reiche Stadt verwenden, die 85,000 Einwohner zählte und durch den mächtigen Scheldestrom, der den Flotten die freie Zufuhr eröffnete, so wie durch ihre starken Werke fast unangreifbar schien. Allein der Feldherr fühlte eine Kraft in sich, die keinem Hindernisse wich, und die Schwierigkeit des Unternehmens erhöhte nur die Thätigkeit seines Heldengeistes. Mit unglaublicher Schnelligkeit nahm er die Städte Dendermonde und Gent, so wie später Brüssel und Mecheln, und schnitt so den Antwerpenern jede Hilfe zu Lande ab, während er das riesenhafte Project, die Schelde durch eine Brücke zu sperren, in Ausführung brachte. Nichts half den Belagerten die Gewalt des Stroms, der sein Joch nicht tragen wollte, nichts die Erfindungsgabe Gianibelli's, der den Wunderbau durch Branderschiffe zerstörte, nichts endlich die Tapferkeit, mit der sie am covensteinschen Damme fochten, dessen Durchstechung ihr letztes Rettungsmittel war: der kriegerische Scharfblick, der unerschütterliche Muth Ale-

xander's vernichtete alle ihre Hilfsquellen, und Antwerpen fiel nach 13monatlicher Einschließung am 17. Aug. 1585 (s. d.). Nach dieser wichtigen Eroberung war der Besitz der südlichen Provinzen gesichert, aber auch die nördlichen wurden immer mehr und mehr bedrängt, und wenn Philipp je hoffen durfte, sie seiner Herrschaft wiedergegeben zu sehen, so war es jetzt, wo F. (der 1586 nach seines Vaters Tode Herzog von Parma geworden war) an der Spitze seiner Heere stand. Allein der König selbst hemmte ihn in seinem Siegeslaufe und sendete ihn 1590 nach Frankreich, um der Ligue gegen Heinrich IV. beizustehen. Er zwang den König, die Belagerung von Paris aufzuheben, und erfocht mehrere Vortheile; allein sowohl die Eifersucht und das Mißtrauen des Herzogs von Mayenne, als die Fortschritte, welche Moritz von Nassau in den Niederlanden machte, zwangen ihn zum Rückzuge. Heinrich IV. verfolgte ihn mit überlegener Macht; jedoch des Herzogs Feldherrntalent lähmte alle seine Operationen, und die Spanier entkamen ohne Verlust. Kaum aber fing Alexander an, die erschütterte Macht Philipp's in den Niederlanden wieder zu befestigen, als dieser ihn zum zweiten Male 1591 nach Frankreich schickte, um Rouen zu entsetzen. Er gehorchte und führte seinen Auftrag aus; doch nöthigten ihn dieselben Umstände, wie beim ersten Zuge, Frankreich wieder zu verlassen, nachdem er, bei Caudebec verwundet, nur durch seine ausgezeichnete Geschicklichkeit dem starken Heere des Königs entschlüpft war. Auch dieses Mal konnte Heinrich ihm beim Rückzuge Nichts anhaben, und er langte mit seinem Heere unaufgehalten in Arras an. Hier bemühte er sich, die Armee zu ergänzen und den Plan zu einem neuen Feldzuge zu entwerfen, als ihn, in Folge der Vernachlässigung seiner Wunde, der Tod ereilte, den 11. Dec. 1592. Er war einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, der mit unzulänglich scheinenden Mitteln die kühnsten Unternehmungen glücklich zu Ende führte und durch ein edles, wohlwollendes Betragen die Eroberungen zu erhalten wußte, die sein tapferes Schwert gemacht hatte. Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande, fortges. v. Curths. — Thaten und Charakterzüge östr. Feldherren, 1r Bd.) B.

Farrill, Don Gonzalo O', abstammend von einer irländischen Familie, die sich in der Havanna niedergelassen hatte, wurde 1753 geboren, empfing in der Schule von Sorreza eine sorgfältige Erziehung und begann sehr jung noch die militairische Laufbahn. Die mannichfachen Kriege, in welche sein Vaterland seit dieser Epoche verwickelt wurde, boten ihm reichliche Gelegenheit, sich auszuzeichnen. O'Farrill befand sich bei der Expedition nach Oran an der afrikanischen Küste, focht bei Mahon und vor Gibraltar, und wurde 1780 von seiner Regierung beauftragt, die Militairschulen Frankreichs zu bereisen und in Preußen das von Friedrich II. eingeführte Kriegswesen zu studiren. Bei seiner Rückkehr nach Spanien wurde er zum Director der zu Port-Sainte-Marie errichteten Kriegsschule ernannt, trat beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich, 1793, in die von Colomera commandirte Armee, wurde in den Gefechten bei Lecumberri, Tolosa und Guipuscoa blessirt und 1795 bei der Armee von Catalonien als Generalquartiermeister angestellt. Rühmlich sich auszeichnend bei Pañalos und am Col d'Oriol, drang er an der Spitze einer Division bis Perpignan vor. Die spätern Niederlagen der spanischen Armeen führten den Frieden von Balen herbei, und F. wurde in Folge dessen mit den Grenzberichtigungen beauftragt. 1798 zum Inspecteur der Infanterie ernannt, ward er mit einer Division nach Rochefort gesandt und unternahm hierauf mehrere diplomatische Sendungen nach Preußen, Italien, Deutschland, Holland, England

und der Schweiz. Als einen Gegner des Friedensfürsten ernannte ihn Ferdinand, nachdem Karl IV. 1808 abgedankt hatte, zum Generaloberſten, Director der Artillerie und Kriegsminiſter, und gebrauchte ihn vorzugsweiſe zu den damaligen Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Gouvernement. Als Ferdinand nach Bayonne ging, wurde O'Farrill Mitglied der während deſſen niedergeſetzten Junta, widerſetzte ſich in dieſer Eigenſchaft mit aller Kraft den Gewaltſchritten der franzöſiſchen Regierung und legte, als er der Uebermacht nachgeben mußte, ſeinen Poſten nieder. Als Joſeph zur Regierung gelangte, trat er, in der Ueberzeugung, daß nur in dem feſten Anſchließen an die neuen Formen ſeinem Vaterlande geholfen werden könne, in deſſen Dienſte und handelte conſequent in dieſem Sinne. Als Ferdinand den Thron ſeiner Väter wieder beſtieg, ſchrieb O'Farrill demſelben einen Brief, in welchem er ſeine Handlungsweiſe rechtfertigte und ſeine Dienſte anbot. Nichts deſtoweniger verlor er ſeine Anſtellung, wurde aller Titel beraubt und ſeine Güter confiscirt. Er floh nach Frankreich, nachdem er beinahe 50 Jahre ſeinem Vaterlande, ſowohl als Diplomat als Soldat, weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. Unſtreitig gehört O'Farrill zu den unterrichtetſten Generalen Spaniens und iſt ein ausgezeichneter Generalſtabsofficier. Im Verein mit dem Herzoge von Santafé iſt von ihm ein Werk unter dem Titel erſchienen und in's Franzöſiſche überſetzt worden: „Mémoire de Don Miguel Azanza et de Don Gonzalo O'Farrill, et exposé des faits qui justifient leur conduite politique depuis mars 1808 jusqu'en avril 1814."

R.

Faschinen (fascines) ſind lange dünne Bunde oder Rollen von Baumzweigen, 3 — 6 — 9 — 12 — 18 und 20 Fuß lang und 6 — 9 — 12 Zoll ſtark, welche in gewiſſen Abſtänden, von 1, höchſtens 2', mit langen Ruthen, den ſogenannten Wieden (ſ. d.), feſt zuſammengebunden werden.

Nach ihrer verſchiedenen Anwendung, Größe und Beſchaffenheit unterſcheidet man folgende Hauptarten der Faſchinen:

1) die Würſte (saucissons) ſind gewöhnlich 18 — 20 Fuß lang und 8 — 10 Zoll ſtark, wiewohl ſich ihre Länge und Stärke größtentheils nach dem beſondern Zwecke ihres Gebrauches richtet. Ihre Hauptanwendung finden ſie beim Baue der Belagerungsbatterien, wiewohl man ſich in der neuern Zeit ſtatt ihrer auch häufig der folgenden Faſchinengattung bedient, weil ihr Transport durch die Laufgräben oft ſehr beſchwerlich iſt, und ſich die kleineren Faſchinen auch bei Ausbeſſerungen ſchneller herausnehmen und andere geſchwinder dafür einſetzen laſſen.

2) Die Batteriefaſchinen nennt man die gewöhnlich in Anwendung kommenden Faſchinen von 10 — 12 Fuß Länge und 10 — 12 Zoll Stärke. Sie werden vorzüglich zu den Böſchungsverkleidungen der Belagerungsarbeiten und Feldſchanzen gebraucht.

Die Kopffaſchinen ſind Batteriefaſchinen, an deren einem Ende man die Spitzen des Reißiges nicht abſägt, ſondern umbiegt und rückwärts in den letzten Bund mit einbindet.

Die Tracirfaſchinen ſind 4, 5 bis 6 Fuß lang und 6 — 9 Zoll ſtark und erhalten nur 3 — 4 Bunde. Man bedient ſich ihrer am öfterſten zu Bezeichnung der auszuführenden Laufgräben bei Belagerungen (ſ. Belagerung einer Feſtung), weßhalb ſie auch Tracirfaſchinen heißen.

Die Deckfaſchinen werden vom ſtärkſten Reißig 1 Fuß dick gebunden und dienen ausſchließlich zu den verſchiedenen Eindeckungen (ſ. Blockdecken) gegen Wurfkörper. Ihre Länge richtet ſich daher hauptſächlich nach

den Dimensionen des zu überdeckenden Raumes; jedoch wird man sie nicht gern länger als 12 Fuß binden.

Die **Wasserfaschinen** zerfallen in 2 Gattungen, nämlich in solche, womit man Böschungen verkleidet, die das Wasser bespült und sie unterwaschen könnte, und in solche, die man im morastigen Boden oder im Wasser selbst gebraucht, um Dämme daraus zu bilden, auf welchen man trocknen Fußes zu einem vorgesetzten Ort gelangen kann. Die Länge der ersten Art richtet sich nach der Länge der Neigungslinie von der zu verkleidenden Böschung über dem Wasserspiegel beim kleinsten Wasserstande, die man aber noch um 1½ Fuß größer annimmt, weil diese Faschinen bis unter die Oberfläche des Wassers reichen müssen. Ihre größte Stärke beträgt 1 Fuß. Sie sind aus Zweigen gebunden, die eben so lang als die Faschine sein müssen, und bekommen gewöhnlich nur 2 Bunde, wovon der erste von den starken Ruthenenden — die alle auf einer Seite liegen — 1 Fuß herunter rückt, der zweite aber in der Mitte des ganzen Reißigbundes angebracht wird. Die zweite Gattung ist 8—10 Fuß lang, 1 Fuß stark und besteht aus den stärksten Reißigruthen. In ihrer Mitte legt man Steine, damit sie beim Gebrauch alsbald auf den Grund sinken. Der Abstand ihrer Bunde beträgt 1 Fuß und darüber.

Die **Sappenbündel** (fagots de sape) sind 3 Fuß lange, gegen 1 Fuß starke Faschinenstücke, durch deren Mitte ein 3½—4 Fuß langer, zugespitzter Pfahl nach ihrer Anfertigung geschlagen, oder auch während der Anfertigung sogleich mit eingebunden wird, und dessen Spitze dann auf der einen Seite ½—1 Fuß vorragt. Sie werden hauptsächlich bei der Sappenarbeit (s. d.) und zum Ausfüllen von Schanzkörben gebraucht, in welchem letzten Falle der Pfahl in der Faschine wegfällt. P.

Faschinenbank (l'attelier) nennt man das Gestell, auf welchem die Faschinen gebunden werden. Sie besteht aus mehreren Pfahlkreuzen, sogenannten **Kreuzböcken** (chevalets), die, wie ein Sägebock gestaltet, in Entfernungen von 2—3 F. von einander und parallel unter sich in den Boden geschlagen werden. Die zu den Böcken zu verwendenden Pfähle müssen 5—7 F. lang und 3—4 Z. stark sein. Sie erhalten beim Einschlagen auf den Boden 4 F. Abstand und müssen sich 2 F. über der Bodenfläche durchkreuzen, damit der Kreuzwinkel ein rechter wird. Um die Pfähle in dieser Lage unverrückt zu erhalten, werden sie da, wo sie sich durchkreuzen, mit Stricken oder gewöhnlich mit Wieden fest zusammengebunden. Sollen die zu bindenden Faschinen nicht krumm werden, so ist es nothwendig, daß alle Kreuzpuncte der Böcke in einer geraden Linie liegen, welches dadurch erlangt wird, daß man die beiden äußersten Böcke zuerst schlägt, zwischen sie eine gerade Stange oder Latte einlegt und nach dieser die Zwischenböcke in der gehörigen Entfernung einsetzt. Gewöhnlich erhalten diese Pfahlkreuze oder Kreuzböcke einen Abstand von 2′, wo man dann für jede Faschinenbank halb so viel Böcke und eben so viel Bankpfähle, als die Faschine Fuß lang werden soll, braucht. Damit alle Faschinen gleich lang ausfallen, wird 1 F. vor jedem äußersten Kreuzbock ein sogenannter Lehrpfahl eingeschlagen, so daß der Abstand dieser beiden Pfähle genau der Länge der zu bindenden Faschinen gleich sein muß.

Die Anfertigung der Faschinen selbst geschieht auf folgende Weise. In die Gabeln der Kreuze werden gerade, nicht zu starke Baumäste, und zwar so eingelegt, daß jederzeit die Spitzen einer neu eingelegten Schicht über die Hälfte der starken Enden der vorhergehenden wegliegen, und daß die stärksten Aeste in die Mitte kommen. Glaubt man überall eine hinlängliche

Menge Reißig eingelegt zu haben, so schnürt man dasselbe an mehreren Orten mittelst der sogenannten Würge oder des Reitels (le cabestan), eine an 2 Hebeln befestigte Kette oder Strick, fest zusammen und untersucht vermittelst eines Maßes, der sogenannten Faschinenlehre — einer hölzernen Klammer, oder 2 parallelen Hölzer, deren Entfernung dem Durchmesser der anzufertigenden Faschine gleich ist — ob das zusammengewürgte Reißig den Durchmesser hat, den die Faschine erhalten soll. Zeigt sich hierbei an keiner der untersuchten Stellen ein zu Viel oder zu Wenig, so kann nun das Binden des Reißigs zur Faschine beginnen. Einen Fuß vom Ende jedes Lehrpfahles oder hart an den ersten Kreuzböcken wird der erste Bund von jedem Ende der Faschine angelegt und die zwischen diesen beiden Bunden verbleibende Länge von Fuß zu Fuß, oder bis höchstens zu 2′ auf gleiche Weise mit Wieden gebunden. Um mit den Wieden das Reißig gehörig festbinden zu können, bedient man sich wieder der schon erwähnten Würge. Man schnürt nämlich das Reißig an der Stelle, wo ein Band hinkommen soll, so fest zusammen, daß die Lehre gerade darüber paßt, umschlingt nun an dieser Stelle, wo gewürgt worden ist, die Faschine mit einer Wiede, die man dadurch fest bindet, daß man das starke Ende durch die Schlinge steckt, diese hierauf, indem man mit dem Fuß dagegen tritt, fest zusammenzieht und das noch vorstehende Wiedenstück so dreht, daß es sich in spiralförmigen Windungen um sich selbst schlingt, worauf das noch verbleibende kurze Ende unter dem Bunde durch in das Innere des Reißigs gesteckt und die Würge langsam losgelassen wird. Dieser dadurch über die Schlinge gebildete Knoten heißt das Schloß oder die Schnecke (la boucle ou le noeud). Bei den gewöhnlichen Faschinen wird nun das Reißig über den Lehrpfählen abgesägt. Ist dies geschehen, so wird die Faschine von der Bank gehoben, auf die Erde gelegt und die vorstehenden Reißigspitzen mit einem scharfen Faschinenmesser (s. d.) abgeputzt.

Eine gute Faschine muß nun durchaus gleichförmig stark, recht dicht, fest gebunden und gerade sein; ferner müssen die Schnecken auf einer Seite in gerader Linie liegen, und es dürfen keine starken Astenden vorstehen.

Reißig, welches gute Faschinen liefern soll, muß lange, gerade und nicht zu spröde Aeste haben, weßhalb für diese Arbeit das Weiden-, Birken-, Ellern-, Fichten- und Tannenholz oder eine ähnliche Holzart am besten ist, und nur im Nothfall wird man sich des kiefernen-, buchenen-, eichenen- oder dergleichen Holzsorten bedienen.

Die zur Anfertigung der Faschinen an einer Faschinenbank anzustellende Mannschaft kann aus 5 Mann bestehen, wovon 3 Mann zum Herbeitragen, Einlegen und Binden des Reißigs, 1 Mann zum Wiedenaussuchen und 1 Mann zum Drehen derselben verwendet würde.

Eine solche Abtheilung kann bei geübten und fleißigen Arbeitern alle ½ Stunden, bei weniger geübten alle ¾ Stunden, eine 12 F. lange, 10 bis 12 Z. starke Faschine liefern.

Das an jede Bank zu vertheilende Handwerkzeug besteht aus

1 Faschinenlehre (s. d.), oder in Ermangelung derselben einem Zweige, der so lang ist, als die Peripherie der Faschine beträgt.
1 Würge (s. d.);
2 Faschinenmesser (s. d.);
1 Handbeil,
1 Säge,
1 Maßstab.
} Allenfalls können sich damit auch einige Faschinenbänke behelfen.

Aus einem vierspännigen Fuder Fichtenreißig erhält man ungefähr 108 bis 120 F. oder 9 — 10 Stück, und aus einem solchen Fuder Weiden- oder Birkenreißig 72 — 84 F. oder 6 — 7 Stück 12 F. lange, 10 — 12 Zoll starke Faschinen. P.

Faschinenbekleidung, Faschinirung (le fascinage) nennt man die Verwendung der Faschinen zum Bekleiden der Erdböschungen.

Die Faschinirung läßt sich auf zweierlei Arten herstellen, die jedoch nicht immer willkürlich zu wählen sind, sondern oft von den zu verkleidenden Böschungen abhängen, ob diese nämlich erst aufgeführt werden, oder schon aufgeführt sind. Erfolgt z. B. der Bau einer Brustwehr nicht unter dem feindlichen Feuer, so werden die zu verkleidenden Böschungen gewöhnlich zugleich mit der Erdanschüttung angefangen; ist aber die Brustwehr unter dem feindlichen Feuer aufzuwerfen, wie dies bei den Belagerungsarbeiten meist der Fall ist, so bekleidet man die Böschungen erst nach beendigtem Brustwehrbau.

Die Faschinirung, welche mit dem Baue der Brustwehr zugleich vorgenommen werden soll, geschieht folgendergestalt. Zuerst wird in der Tracenrichtung der zu bekleidenden Böschung ein kleines Gräbchen, halb so tief, als die Stärke der Faschine, ausgeführt, worein man die erste Faschinenschicht, die sogenannten G r u n d f a s c h i n e n, einlegt. Hierbei ist stets darauf zu sehen, daß die einzelnen Faschinen recht dicht an einander stoßen, und daß die Schnecken alle nach der Erde hinein zu liegen kommen. So wie eine Faschine gelegt ist, wird sie aller 3 F. durch ungefähr 3 F. lange, gegen 2 Z. starke Pfähle, indem man diese zwischen 2 Bändern durch die Faschine treibt, in die Erde festgepflöckt und nachher die Erde hinter der Faschine eben so hoch angeschüttet und fest gestampft. Hierauf kommt die zweite Schicht, nach der erforderlichen Böschung, die das Lattenprofil angiebt, unter denselben Vorsichten so auf die erste zu liegen, daß auf jede Fuge einer untern Schicht die Mitte einer Faschine der darüber befindlichen und eben so auf jeden Bund der untern Schicht die Mitte zwischen zweien der daraufgelegten Faschinen zu liegen kommt. Diese Schicht wird auf gleiche Weise mit Pfählen, die noch durch die darunter liegenden Faschinen greifen, festgenagelt, und die Erde dann wieder bis auf gleiche Höhe mit der Faschinenschicht angeschüttet. Ist die zu bekleidende Höhe gering, wie z. B. Banketböschungen, oder hat die Bekleidung überhaupt keinen bedeutenden Druck auszuhalten, so fährt man in dieser Art bis zur letzten Faschinenschicht fort. Sind aber die Böschungen hoch und zugleich steil, so muß man die Faschinenwand noch durch Verankerung befestigen. Man fängt damit in der 3. und 4. Schicht an, indem man um jede Faschine alle 4 F. — also bei 12füßigen Faschinen 2 — Ankerwieden (s. Wieden) schlingt und sie mittelst eines Haken- oder sogenannten A n k e r p f a h l e s in der dahinter angeschütteten Erde festpflöckt. Auf diese Weise wird von nun an allemal wieder die zweite Schicht verankert, oder man verankert jede folgende Schicht, indem man abwechselnd eine Faschine um die andere verankert. Die zu dieser Art des Faschinirens bestimmten Arbeiterabtheilungen bestehen gewöhnlich aus 4 Mann. 2 Mann legen die Faschinen, während der 3. sie anpflöckt und der 4. die Erde dahinter anwirft und stampft. Bei dieser Vertheilung kann eine Faschineurbrigade in 1 Stunde 6 Stück 12füßige Faschinen legen und auch verankern. Ferner lehrt die Erfahrung, daß eine 12 Z. starke Faschine nach ihrer Befestigung nur 10 Z. und eine zehnzöllige nur noch 8 Z. hoch baut, so daß demnach eine Brigade stündlich mit 12zölligen Faschinen 60 □F., mit 10zölligen aber nur 48 □F. bekleiden wird. Eine dergl. 12zöllige Faschine bekleidet daher 10 □F., eine

10zöllige 8 □F. Böschungsfläche. Man findet mithin für eine zu bekleidende Böschungsfläche den Bedarf an 12zölligen Faschinen, wenn man die Anzahl der Quadratfuße der Böschungsfläche durch 10, und an 10zölligen Faschinen, wenn man dieselbe durch 8 dividirt. Um die erforderliche Anzahl der Anpflöckepfähle zu bestimmen, hat man nur nöthig, wenn alle 3 F. angepflöckt wird, die Zahl der Faschinen mit 3 zu multipliciren und jedes Mal noch $\frac{1}{10}$ als Ueberschuß für den Abgang in Rechnung zu bringen.

Die zweite Art der Faschinirung, wo nämlich die Bekleidung erst dann vorgenommen wird, wenn die Erdaufschüttung schon völlig beendigt ist, unterscheidet sich von der vorher beschriebenen dadurch, daß die Verankerung der Faschinen wegfällt, daß dafür aber, um mehr Festigkeit zu erhalten, die mittlen und obern Schichten der Faschinen mit längeren Pfählen aufgenagelt werden. P.

Faschinenlehre ist ein Maß, vermittelst welches man bei Anfertigung von Faschinen untersucht, ob sie die vorschriftmäßige Stärke besitzen. Eine dergl. Lehre besteht aus 3 viereckigen, etwa 2 Zoll breiten, 1½ Zoll starken Stücken Holzes, in Gestalt einer Klammer zusammengefügt, wo der Abstand der beiden Stücke, welche senkrecht in das 3. oder Querholz eingefalzt sind, um 1—2 Z. kleiner als der Durchmesser der zu bindenden Faschine ausfällt. P.

Faschinenmesser (la serpe) nennt man ein Werkzeug, dessen man sich bei den verschiedenen Reißigarbeiten bedient, um schwächere Baumzweige abzuhauen, auszuasten und dergl. Es besteht aus einer 12—16 Zoll langen, gegen 3 Zoll breiten, geraden, hinlänglich starken Rückenklinge in einem etwa 6 Z. langen hölzernen Hefte. Wird der Rücken mit Sägezähnen versehen, so kann ein dergleichen Faschinenmesser auch als Stichsäge gebraucht werden.

Im Felde, wo an dergl. Werkzeugen oft Mangel ist, bedient man sich statt ihrer, so wie zu manchen ähnlichen Arbeiten, der Infanterie-Seitengewehre. Meist ist aber die Form und Beschaffenheit dieser sogenannten Waffe von der Art, daß sie nur nothdürftig die Stelle des Faschinenmessers vertreten kann, und ihre eigentliche Bestimmung, der Infanterie als Vertheidigungswaffe zu dienen, erfüllt sie ebenfalls nur ungenügend; deßhalb ist schon von mehreren Seiten der Vorschlag geschehen, das Infanterie-Seitengewehr als allgemeine Waffe wegfallen zu lassen, dafür aber einen Theil der Infanterie mit einer Art von Faschinenmesser zu versehen. P.

Fasen, s. Bollwerk und Bollwerksfasen.

Faßbrücken, s. Brücken.

Fassen, s. Fourage.

Faussebraye oder Niederwall (la fausse-braye) ist eine auf dem Bauhorizont liegende, parallel mit dem Hauptwalle in einigem Abstande von diesem herumlaufende Brustwehr. Ihre Hauptbestimmung ist, dem Hauptgraben eine niedrere Vertheidigung, als dies vom hohen Hauptwalle möglich wird, zu verschaffen. Bei den alten Städtebefestigungen, vor Erfindung des Schießpulvers, findet man zu demselben Zwecke die Zwingermauern (s. d.) angelegt. Nach der Erfindung des Schießpulvers waren die Niederländer (im 17. Jahrhundert) die Ersten, welche eine solche niedere Grabenvertheidigung anwendeten und dieses Festungswerk unter dem Namen des Niederwalls einführten. Diese niederländischen Faussebrayen, deren Brustwehr vom Hauptwalle nur durch einen auf dem natürlichen Horizont herumlaufenden Wallgang getrennt war, nennt man angehangene Faussebrayen (fausse-braye attachée). Sie besitzen bei dieser Anordnung das

Mangelhafte, daß die Vertheidiger derselben in den meist sehr beschränkten engen Räumen der Wallgänge theils durch die Wurfgeschosse, theils durch die abgeschossenen Steintrümmer des Hauptwalls einen höchst gefährlichen Aufenthalt haben; ferner, daß sie die Wallhöhe und dadurch die Sturmfreiheit des Hauptwalls vermindern, und daß sie endlich bei einem ununterbrochenen Fortlaufen ihres Wallganges dem stürmenden Feinde Gelegenheit geben, sich überall auszubreiten und die günstigsten Sturmpuncte des Hauptwalls aufzusuchen. Man hat daher in spätern Zeiten an diesem Festungswerke die angeführten Mängel zu verbessern gesucht, indem man den Hauptwall von dem Faussebraye-Wallgange durch einen hinreichend breiten und tiefen Graben trennte, wodurch zunächst die Sturmfreiheit des Hauptwalls erhalten und den Vertheidigern in der Faussebraye der Aufenthalt minder gefährlich wurde, indem dieser Absonderungsgraben theils die vom Revetement des Hauptwalls abgeschossenen Steintrümmer, theils eine Menge Wurfgeschosse aufnimmt, selbst dann, wenn sie auf den Wallgang aufschlagen, sobald dieser nur den nöthigen Fall nach dem Graben zu besitzt. Dann hat man aber auch, um die Verbreitung des Feindes auf dem Wallgange zu behindern, diesen durch Quergräben und Brustwehren, oder auch andere Befestigungen — Coehorn's Befestigungssysteme — zu unterbrechen gesucht. Diese verbesserten Faussebrayen nennt man abgesonderte oder detaschirte Faussebrayen (fausse-braye detachée). Außerdem gehört noch zu einer guten Faussebraye, daß der Feind die Brustwehr derselben vor der Festung nicht sehen kann, d. h. sie muß durch das Glacis gedeckt werden, so wie ihr Wallgang gegen dieses auch gehörig defilirt sein muß. Ferner ist es auch ein Haupterforderniß, daß sie an allen den Stellen, von wo aus der Graben und die Linien des gedeckten Weges rasirend bestrichen werden können, die gehörige Wallgangsbreite besitzt, um dort Geschütz aufzustellen.

Coehorn, Landsberg, Durange, Virgin u. A. haben sich nicht begnügt, den Hauptwall mit einer Faussebraye zu versehen, sondern sie haben diese niedere Vertheidigung auch bei Außenwerken für vortheilhaft und nothwendig gehalten; und in der That findet auch hier Alles das seine Anwendung, was vorher von der Bestimmung der Faussebraye überhaupt gesagt wurde, sobald sie nicht durch Defensivkasematten ersetzt werden.

Endlich können auch die von Montalembert und Carnot angegebenen abgerückten, zur niedern Grabenvertheidigung mit Schußlöchern versehenen Futtermauern als eine Art von Faussebraye hier mit erwähnt werden. Das Nähere über ihre Einrichtung enthält der Art. Futtermauern. P.

Faustrecht. Zu einer Zeit, wo die Regierungen noch zu schwach waren, um das Recht jedes Einzelnen zu vertreten und zu beschützen, mußten sie es geschehen lassen, daß dieses Jeder mit gewaffneter Hand selbst that, so gut er konnte. Diese Selbsthilfe wurde anfangs durch besondere Gesetze sogar sanctionirt, nur mit dem Unterschiede, daß sie nur den Freigebornen und Rittern gestattet war. Die ersten Spuren des Faustrechts finden sich in einer Constitution Friedrich's I. vom Jahre 1187. Die Ausübung geschah auf zweierlei Art: entweder durch das sogenannte Kampf- oder Kolbenrecht, wo der Streit durch Zweikampf entschieden wurde, oder durch förmliche Befehdung des Gegners. Ueber die letztere Art wurde eine Menge Gesetze erlassen. Die Fehde durfte z. B. erst nach vorhergegangener 3tägiger Ankündigung beginnen rc. Diese sogenannten ehrlichen Fehden arteten aber bald in Raub und Plünderung aus und wurden endlich die Veranlassung zu nie rastenden Streitigkeiten und ununterbrochenen Vasallenkriegen. Diesem Uebel zu steuern, errichtete zuerst Kurfürst Friedrich I.

von der Pfalz 1462 in seinem Hoflager ein beständiges Hofgericht, welches befugt war, alle Händel zu schlichten. Um dem Unwesen des Faustrechts einigermaßen zu steuern, schrieben die Kaiser mehrere Male einen allgemeinen Landfrieden aus, unter andern Friedrich III. 1486 einen solchen auf 10 Jahre. In der Regel half dies aber wenig, und es bildete sich deßhalb zu gleichem Endzwecke 1488 der schwäbische Bund; indessen auch diesem widersetzten sich Viele. Kaiser Maximilian I. gab die erste ernste Veranlassung zur Aufhebung des Faustrechts durch eine Verordnung vom Reichstage zu Worms, den 7. Aug. 1495, in welcher der Landfriede bei einer Strafe von 200 Mark löthigen Goldes geboten und alle Streitigkeiten an das Reichskammergericht gewiesen wurden. Dennoch dauerte das Faustrecht bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts fort und erlosch erst ganz, als die Fürsten, namentlich durch die stehenden Heere (s. d.) ihren Gesetzen Nachdruck und Achtung zu verschaffen wußten. R.

La Fayette, Gilbert Mottier, Marquis von, geboren zu Chavagnac bei Brioude im Dept. der obern Loire, den 6. Sept. 1757. Obgleich er aus einem sehr alten Geschlechte stammte und durch seine Verheirathung mit der mächtigen Familie Noailles verschwägert war, so verweigerte er doch jede Anstellung bei Hofe und ergriff bald mit aller Kraft seines Feuergeistes die Sache der Nordamerikaner, welche damals die Herrschaft Englands abzuwerfen strebten, und mit deren Principien er durch Franklin's Umgang vertraut geworden war. Während in Europa nur einzelne Stimmen sich für sie erhoben, während noch keine Regierung daran dachte, sich ihrer anzunehmen, eilte Lafayette mit einer selbst ausgerüsteten Fregatte ihnen zu Hilfe, wurde bei seiner Landung in Charlestown (April 1777) mit Freuden aufgenommen und trat als Freiwilliger in die Reihen der Kämpfer, obgleich ihn der Congreß zum Generalmajor ernannt hatte. In dem Treffen bei Brandywine, 11. Sept. 1777, wurde er am Fuße verwundet, als er die weichende Brigade, in der er diente, zum Stehen bringen wollte; doch war seine Wunde kaum geheilt, als er schon wieder eintrat und mit Vortheil gegen die Hessen focht. Der Congreß dankte ihm öffentlich für seinen Eifer, so wie auch später, als er mit großer Tapferkeit bei Monmouth gekämpft (27. Juni 1778) und den Rückzug O'Sullivan's nach Rhode-Island gedeckt hatte; überdies ließ ihm der Congreß bei seiner Ankunft in Frankreich 1779 durch Franklin einen Degen überreichen. Versehen mit Geld und neuen Mannschaften, kehrte er nach Amerika zurück und wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. 1780 befehligte L. Washington's Vorhut, vertheidigte 1781 Virginien gegen Cornwallis und trug durch seine geschickten Manövers viel zu dessen Gefangennehmung bei. Er kehrte hierauf zum zweiten Male nach Europa zurück und war im Begriffe, sich mit 8000 M. zu Cadix auf d'Estaing's Flotte einzuschiffen, als die Friedensnachricht seinen Thaten ein Ziel setzte. Nordamerika gab ihm bei seiner kurz darauf unternommenen Reise in die vereinigten Provinzen die glänzendsten Beweise von Erkenntlichkeit; er erhielt das Bürgerrecht, so wie die Befugniß, den Sitzungen des Congresses beizuwohnen. Nach seiner Rückkehr besuchte er Deutschland und wurde von Friedrich II. und Joseph II. mit Auszeichnung empfangen. Den Grundsätzen der Unabhängigkeit und Gleichheit der Rechte, welche er in Nordamerika eingesogen, suchte er auch in seinem Vaterlande Ansehen zu verschaffen. Als Mitglied der Notablen wirkte er für die Einberufung der Generalstaaten, zu denen er gleichfalls gewählt wurde. Consequent in seinen Ansichten, drang er auf die Erklärung der Menschenrechte und die Verantwortlichkeit der Minister; doch verwarf er alle gewaltthätigen

Maßregeln gegen den König und die königliche Familie, obgleich er selbst den Grundsatz ausgesprochen, den er auch stets fest gehalten hat: daß der Aufstand gegen den Despotismus heilige Pflicht sei. Es war natürlich, daß der Held Amerika's mit solchen öffentlich geäußerten Ideen die höchste Popularität erlangte; er wurde Commandant der Nationalgarde von Paris, ließ als solcher die Bastille demoliren und gab die 3farbige Cocarde aus; doch mißbrauchte er seine Gewalt nicht, sondern benutzte sie häufig zur Rettung der bedrohten Royalisten. So schützte er am 6. Oct. die königliche Familie zu Versailles und dämpfte mehrmals mit eigner Lebensgefahr die Ausschweifungen des zügellosen Pöbels. Den Oberbefehl über sämmtliche Nationalgarden Frankreichs, so wie die ihm angetragenen Stellen eines Connetable, Generallieutenant des Königreichs, Dictators 2c. schlug er aus, zeigte sich stets als Anhänger der constitutionellen Monarchie, freilich mit Abschaffung des Erbadels und der vielen Mißbäuche, welche auf Frankreichs damaliger Verwaltung lasteten, und stiftete zur Beförderung seiner Ansichten den Club der Feuillans. Durch dieses Benehmen erregte er aber den Haß der Royalisten, wie den der exaltirten Republikaner, und zog sich deßhalb auf seine Güter zurück; doch wurde er bald an die Spitze der Ardennenarmee gestellt und focht nicht ohne Erfolg gegen die Alliirten, nachdem er zuvor die Mannszucht beim Heere erneuert hatte. Er war der erste franz. General, bei dessen Heere die von Dumas organisirte reitende Artillerie zur Anwendung kam. Ungeachtet seiner Erfolge bei Philippeville, Maubeuge 2c., entging er den Verleumdungen seiner Feinde nicht; als er indessen im Juli 1792 nach Paris kam, um die Sache des Königs zu unterstützen, wagten Dumouriez und Callot d'Herbois noch nicht, ihn öffentlich anzugreifen; allein nach seiner Rückkehr zur Armee wurde sein Bildniß vom Pöbel öffentlich verbrannt und er selbst in Anklagestand versetzt. Seine Absicht, den König in Sicherheit zu bringen, scheiterte an dem Widerstande der Hofleute; von der gegen ihn erhobenen Anklage wurde er jedoch am 8. Aug. freigesprochen. Die Ereignisse des 10. mißbilligte er gänzlich und ließ die Commissaire des Convents am 15. Aug. zu Sedan verhaften. Bald erkannte er jedoch, daß auch für ihn keine Sicherheit mehr in Frankreich und sein Hauptzweck, die Aufrechthaltung der constitutionellen Monarchie, verloren sei; deßhalb entschloß er sich, in ein neutrales Land zu gehen; allein er wurde zu Rochefort in Flandern von den Oestreichern angehalten und mit seinen Begleitern auf die Festung Ollmütz gebracht. Erst Bonaparte befreite ihn durch einen Artikel des Leobener Tractats aus seiner Haft; da aber Lafayette die Ereignisse des 18. Fructidors mißbilligte, so blieb er in Hamburg bis nach dem 18. Brümaire. Obgleich der erste Consul ihn zum Senator ernennen wollte, so schlug L. doch jede Anstellung aus, da er bemerkte, daß auch Bonaparte's Regierung nicht seinen Freiheitsideen entspreche, und zog sich auf sein Landgut Lagrange zurück, welches der einzige Rest seiner großen Besitzungen war. Erst im J. 1815 trat er wieder auf und wurde Deputirter in der Kammer der Repräsentanten. Er stimmte für die Absetzung des Kaisers und bewirkte die Permanenz der Kammer; seine Bemühungen, Paris durch einen Waffenstillstand zu retten, blieben fruchtlos; dagegen aber verwarf er mit edlem Stolze den Vorschlag, Napoleon den Alliirten auszuliefern. Von den Bourbons anfänglich mit Wohlwollen behandelt, ergriff er dennoch, seinen frühern Grundsätzen getreu, die Oppositionspartei in den Sitzungen der Kammern seit 1818 (denn bis zu diesem Jahre hatte die Regierung seine Deputirtenwahl zu hintertreiben gewußt) und kam immer auf die Ideen von 1789 zurück, denen er mit Jünglingsfeuer anhing, so daß Karl X.

behauptete; nur er selbst und Lafayette seien ihren Grundsätzen unverändert treu geblieben. Im J. 1824 besuchte er noch ein Mal den Schauplatz seiner frühern Thaten, Nordamerika; seine Reise glich einem Triumphzuge, überall begrüßte ihn das Volk mit dem größten Enthusiasmus, Ehrenpforten bezeichneten seinen Weg und der Congreß begrüßte ihn als den Stifter der Nationalfreiheit. Nach seiner Zurückkunft arbeitete er von Neuem mit unerschütterlicher Festigkeit für seine einmal gefaßten Ansichten und erlangte bald wieder eine große Popularität; diese zeigte sich besonders, als er im Sommer 1829 mehrere Provinzen Frankreichs bereiste und dort vom Volke mit fast königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Er benutzte diese Reise, um durch gehaltene Reden, ausgebrachte Toaste u. dergl. die Unzufriedenheit des Volkes mit der Regierung zu vermehren und so den Ausbruch der Revolution vorzubereiten, welcher, durch die Maßregeln des Polignac'schen Ministeriums noch befördert, endlich im Juli 1830 erfolgte. Lafayette eilte sogleich von Lagrange nach Paris und wurde der Koryphäe der Volkspartei; er leitete fast ganz allein die Angelegenheiten der liberalen Partei und erhielt das Generalcommando der Nationalgarden des Königreichs, welche Stelle er jedoch am 26. Dec. 1830 wieder niederlegte. Trotz seines hohen Alters hat er seitdem den lebhaftesten Antheil an den Sitzungen der Kammer genommen und die Ideen von 1789 mit aller Kraft seines ungeschwächten Geistes vertheidigt; sein Eifer für diese Principien hat sich nicht auf Frankreich beschränkt, sondern er hat sich zum Protector aller Freiheitsideen der politischen Welt aufgeworfen. Die Sache Polens, wie die der italienischen Mißvergnügten, betrachtete er als seine eigene und suchte sie auch zur Angelegenheit des franz. Volks zu machen; eben so fand die Freiheit der Farbigen in ihm einen ihrer eifrigsten Fürsprecher. Ohne Zweifel gehört L. zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit, der seit 60 Jahren in den folgenreichsten Weltbegebenheiten eine bedeutende Rolle gespielt und seine einmal gefaßten politischen Ansichten mit seltner Consequenz behauptet hat. Wenn auch sein allzureger Eifer vielleicht manches Unheil gestiftet, so ist doch sein Charakter als Privatmann untadelhaft und sein Edelmuth, so wie seine Uneigennützigkeit können von keinem Unparteiischen verkannt werden. (Ueber sein Leben vergl. man: Mémoires pour servir à l'histoire du g^al Lafayette etc., p. Regnault-Warin. Paris, 1824. — La vie du général Lafayette etc., p. de Sarrans. Paris, 1832, und über seine letzte Reise nach Amerika insbesondere: Voyage du g^al Lafayette aux états-unis. Paris, 1825). B.

Fechtart. Man versteht darunter den Gebrauch, welchen eine Truppe von ihren Waffen macht. Da sie sich hierbei auch immer einer gewissen Ordnung bedient, so werden die Wörter „Kampfordnung" und „Fechtart" oft als gleichbedeutend betrachtet, was jedoch nicht der Fall ist (s. Kampfordnung). Pz.

Fechtart der Artillerie (s. Gebrauch der Artillerie).

Fechtart der Cavalerie. Die Cavalerie ist mit Lanzen, Säbeln, Karabinern und Pistolen bewaffnet, reitet kleinere oder größere Pferde; sie wird ihrer Bestimmung nach in leichte, Linien- und Reservecavalerie eingetheilt. Es ist daher in der Natur der Sache begründet, daß ihre Fechtart und die dabei üblichen Gefechtsformen oder Kampfordnungen verschieden sein müssen.

Die Cavalerie wird sich zur Erreichung ihrer taktischen Zwecke entweder der geschlossenen oder der aufgelösten Kampfordnung, der blanken oder der Feuerwaffen bedienen, und es kommt hierbei darauf an, welches Mittel unter den obwaltenden Umständen dem Zwecke am meisten entsprechen dürfte.

Soll z. B. die gegenüberstehende Cavalerie durchbrochen werden, so kann dies nur in der geschlossenen Ordnung und mit der blanken Waffe geschehen; je mehr Lanzen oder Säbel dabei wirksam sind, je ungestümer der Anlauf ist, desto sicherer ist auch der Erfolg. Eine breite Front in zweigliedriger Stellung gewährt also die meisten Vortheile. Wer den Choc „als ein Product der Masse, multiplicirt durch die Geschwindigkeit," betrachtet, würde freilich der Colonnenform den Vorzug geben; allein wo es sich um die Wirkung moralischer Kräfte handelt, können die Gesetze der Mechanik nicht in Betracht kommen. Auch treffen die beiden Parteien nicht als gerade Linien auf einander, sondern es bilden sich während der Attake in jeder Schwadronsfront allmälig vorragende Puncte, und es findet demnach ein wirkliches Durchbrechen der feindlichen Linie auf mehreren Puncten Statt, wenn der Gegner dem Choc nicht ausweicht (s. Choc).

Der Angriff in Linie hat aber auch seine Nachtheile; die Flanken sind fast wehrlos und bedürfen des Schutzes besonderer Abtheilungen (s. Flankendeckung); das vorliegende Terrain bietet der Bewegung in großer Front oft mannichfache Hindernisse dar und kann ein Vorrücken in Colonnen nöthig machen. Ob diese Colonnen vor dem Choc aufmarschiren oder bleiben wie sie sind, hängt von dem Umstande ab, ob der Feind Stand halten oder ausweichen will. Macht er Miene, vor dem Choc umzukehren, so wäre jeder Aufmarsch ein Zeitverlust, der die ganze Anstrengung vergeblich machen könnte, und es muß in diesem Falle die Attake in der Colonne fortgesetzt werden, damit die vordere Abtheilung den Feind wenigstens wirksam verfolgen könne. Ist der Feind aber entschlossen, den Angriff anzunehmen, hat man noch Zeit und Raum zum Aufmarsche, so darf dieser aus obigen Gründen nicht unterlassen werden.

Kurz vor dem Choc fällen die Uhlanen die Lanze und drücken sie fest unter den rechten Arm; die Kürassiere, Dragoner, Husaren rc. bringen den Säbel in eine zum Hieb oder Stoß geeignete Lage. Kommt es zum wirklichen Handgemenge, so hat die kürzere Waffe stets den Vorzug. Wer dabei die kräftigsten und sichersten Hiebe und Stöße führt, wird in der Regel Sieger bleiben. Die Stöße müssen nach Gesicht und Unterleib, die Hiebe nach Gesicht, Arm und Handgelenk des Gegners geführt werden. Wer dagegen empfiehlt, des Gegners Zügel zu zerhauen, der hat es wohl niemals selbst versucht; denn es ist viel leichter, des Gegners Pferd niederzustoßen. Wenn die feindlichen Reiter eine hohe Kopfbedeckung haben, muß man sie durch einen kräftigen Seitenhieb herunterzuschlagen suchen. Auf vieles Pariren soll man sich niemals einlassen und wenigstens nach der Parade kräftig nachhauen.

Das Handgemenge wird nur in dem Falle Statt finden, wenn eine Partei so kampfbegierig wie die andere, oder das Umkehren der schwächeren unmöglich ist, selten aber länger als einige Minuten dauern; dann wendet sich eine Partei zur Flucht und wird von der andern verfolgt, wenn nicht besondere Umstände dies verbieten. Bei der Verfolgung bedient man sich der Pistolen nur dann, wenn man den Gegner mit der blanken Waffe nicht mehr erreichen kann. Das Verfolgen kann auf verschiedene Weise geschehen, doch ist dabei Vorsicht zu empfehlen (s. Verfolgung).

Wird die Cavalerie selbst mit einem Angriffe bedroht, so soll sie denselben niemals stehenden Fußes erwarten, sondern dem Feinde wenigstens 100 Schritte entgegengehen. Je entschlossener dies geschieht, desto leichter wird der Angriff abgeschlagen. Das ruhige Abwarten desselben auf der Stelle ist nur in Verbindung mit eigner Feuerwirkung zulässig; das Schießen zu

Pferde und nach Commando ist aber so unsicher, daß unter 100 Versuchen dieser Art 99 unglücklich ablaufen möchten. Ueberdies kann man eine solche Vertheidigungsmethode nur mit ganz zuverlässigen Truppen versuchen.

Wenn eine Cavalerieabtheilung sich defensiv verhalten soll, muß sie das Terrain sorgfältig benutzen und durch eine zweckmäßig gewählte Stellung den Feind hindern, von seiner Ueberlegenheit Gebrauch zu machen. Es ist daher vortheilhaft, wenn man 100—200 Schritt vor der Front tiefe Graben, eingeschnittene Feldwege, morastige Stellen rc. hat, und wenn das Terrain in der am meisten bedrohten Flanke völlig unzugängig ist. Läßt sich der Feind durch dergl. Hindernisse nicht abhalten, oder entdeckte er sie zu spät, so muß man den Gegenangriff in dem Augenblicke beginnen, wo die Ueberwindung der Terrainhindernisse seine Kräfte anderweit in Anspruch nimmt, darf sich jedoch im glücklichen Falle auf keine lange Verfolgung einlassen. Ist das Terrain dem Vertheidiger weniger günstig, so muß man den Angreifer durch entgegengeschickte kleine Trupps, von entschlossenen Officieren geführt, in Flanke und Rücken unaufhörlich beunruhigen lassen; können sie sich verborgen halten, desto besser.

Wenn Cavalerie von überlegener feindlicher Cavalerie bedroht wird und nicht gerade auf Vertheidigung eines Stück Terrains oder auf Deckung anderer Truppen angewiesen ist, kann sie dem Angriffe am besten dadurch ausweichen, daß sie sich in ein für Cavalerie ungünstiges Terrain excentrisch zurückzieht. Rückwärts gelegene Dörfer, kleine Gehölze, lange und breite Hohlwege, enge Thäler rc. bieten sehr gute Zufluchtsörter dar. Es müssen aber den Schwadronen diese Zufluchtsörter bezeichnet werden, damit keiner dieser Engwege für den Verfolger offen bleibe; auch muß vorher bestimmt werden, ob die Regimenter sich auf der entgegengesetzten Seite vereinigen, oder die einzelnen Schwadronen in den Defiléen halten bleiben sollen. Gefahr ist dabei gar nicht vorhanden; denn der Gegner begiebt sich selbst aller Vortheile, wenn er nachrücken wollte. Das Zweckmäßigste bleibt aber immer die baldigste Wiedervereinigung hinter den Defiléen, deren Ausgänge dann leicht gegen Uebermacht vertheidigt werden können.

Die Angriffe der Cavalerie gegen **Infanterie** müssen sich durch Schnelligkeit und Entschlossenheit auszeichnen; denn jedes Zögern im Bereiche des feindlichen Feuers vermehrt die Gefahr. Wenn es bei Angriffen gegen Cavalerie durchaus nothwendig ist, den Athem der Pferde zu sparen, so wird man sich gegen Infanterie früher in Carriere setzen müssen, theils um die Zahl der treffenden Kugeln zu vermindern, theils um den moralischen Eindruck zu erhöhen. Die Aufstellungsform der Infanterie mag übrigens sein wie sie will, sie wird von der Cavalerie doch stets durchbrochen oder niedergeritten werden, sobald diese mit Entschlossenheit angreift und im Moment des Einbrechens nicht durch Terrainhindernisse aufgehalten wird. Aber nur zu oft bringt die Cavalerie ermüdete Pferde auf den Kampfplatz und entbehrt dann des wirksamsten Mittels zum Siege über die Infanterie. Gegen Cavalerie, die auch nicht viel schneller reiten kann, bleibt immer noch die blanke Waffe in Reserve; beim Zusammentreffen mit Infanterie darf man sich aber weniger Nutzen von Säbel und Lanze versprechen; denn ist diese brav genug, den Choc abzuwarten, so wird sie sich in letzter Instanz auch ihrer Haut wehren, und ist dabei keineswegs so übel daran, als man zu glauben geneigt sein dürfte; denn die Hiebe und Stöße der Reiter können durch das Infanteriegewehr leicht parirt werden. Dagegen wirkt aber das plötzliche Anrücken der Cavalerie durch die die Erde bedeckenden Dampfwolken auf das moralische Element der Infanterie so erschütternd,

daß eine ungewöhnliche Standhaftigkeit dazu gehört, solchen Eindrücken muthig zu widerstehen. Was die Wahl der Angriffsform betrifft, so gilt hier die allgemeine Regel: dem feindlichen Feuer eine möglichst kleine Zielscheibe darzubieten und auf den ersten abgeschlagenen Angriff sogleich einen zweiten folgen zu lassen (s. Carré).

Die Angriffe der Cavalerie gegen **Artillerie** gelingen in der Regel nur unter sehr begünstigenden Umständen, z. B. wenn die Batterie nicht sehr vortheilhaft placirt ist; wenn die Geschützbedienung sich so vermindert hat, daß sie kein lebhaftes Feuer unterhalten kann; wenn die Bedeckung zu entfernt steht, oder den Angriff zu spät gewahr wird. Es ist niemals rathsam, eine Batterie direct und in geschlossener Ordnung anzugreifen, man muß vielmehr die Bedeckung aus dem Felde zu schlagen suchen, dann wird die Batterie eine leichte Beute. Damit letztere aber nicht vorher entweiche, muß ein kleiner Trupp bereit gehalten werden, sie zu attakiren, sobald das Feuer schweigt und die Geschütze sich zur Abfahrt anschicken. Kann man sich auch nicht der Geschütze bemächtigen, so muß man doch wenigstens die Bespannung zu nehmen suchen oder niederstechen.

In den meisten Gefechtsverhältnissen wird sich also die Cavalerie der blanken Waffe bedienen und in geschlossener Ordnung, vorzugsweise in Linienform, angreifen oder sich vertheidigen müssen, wenn sie sich guten Erfolg versprechen will.

Es kann jedoch auch Fälle geben, wo der Kampf in aufgelöster Ordnung, und zwar hauptsächlich mit den Feuerwaffen, größere Vortheile bringt; diese Fechtart verlangt jedoch Gewandtheit im Reiten und Geschicklichkeit im Waffengebrauche, wie sie bei der Mehrzahl der Reiter nicht angetroffen wird. Die Mamelucken, Türken, Tscherkassier und Kosaken sind Meister in dieser Fechtart, haben jedoch verschiedene Erfahrungen gemacht. In Aegypten nahmen es 2 Mamelucken mit 3 Franzosen auf, 100 Mamelucken konnten aber 100 Franzosen nichts anhaben; 500 Franzosen überwanden eine gleiche Anzahl Mamelucken, 1000 Franzosen besiegten sogar 1500 Mamelucken. Das ist ein Beispiel vom Uebergewicht der geschlossenen Ordnung. Die neueren Türken haben 1828 und 29 gegen die Russen fast dieselben Erfahrungen gemacht, wie die Mamelucken, denn Beiden fehlte die Disciplin. Ganz anders gestalteten sich aber die Verhältnisse zwischen Kosaken und Polen im Feldzuge 1830. Dort sollen 3 Kosaken 2 Polen unterlegen, 20 Polen 30 Kosaken überwunden haben. So wie jedoch 60 Polen gegen 60 Kosaken kämpften, änderte sich der Erfolg. Von diesem Augenblicke an blieben die Kosaken überlegen, weil sie dann die Polen, welche ihre Stärke im Geschlossensein suchten, von allen Seiten umgarnten und so lange neckten, bis sie irgend eine Blöße fanden. (S. H. von Brandt's Grundzüge der Taktik, S. 291).

Die Reserve- und Liniencavalerie werden ihrer Bestimmung nach nur in geschlossener Ordnung und mit der blanken Waffe agiren dürfen; die leichte Cavalerie muß aber mit der Fechtart in aufgelöster Ordnung, wovon das Blänkern und Ausfallen der vierten Züge nur ein matter Abdruck ist, möglichst vertraut gemacht werden. Wenn sich dem siegreichen Gegner ein Schwarm Husaren an die Fersen hängt, wird er von der Verfolgung gewiß bald ablassen, und es können hier einige Schwadronen, von kühnen Officieren geführt, mehr nützen, als die weiter rückwärts aufgestellten Reserven, die nur zu oft in die allgemeine Unordnung verwickelt werden. Hauptbedingung bei dieser Fechtart ist jedoch, daß die Truppe Appel habe, jede Unterabtheilung stets ihrem Führer folge und die Reiter zu Dreien oder

Vieren kleine Kameradschaften bilden, die sich gegenseitige Unterstützung leisten. Dadurch kommt Einheit in das regellos scheinende Handeln des Ganzen. Jedem geschlossenen Angriffe ausweichen und dem Angreifer in Flanken und Rücken fallen, das ist das Kriterium dieser einfachen Taktik, welche die Kosaken stets mit Erfolg angewendet haben.

Wenn die Cavalerie im Verein mit Infanterie oder Artillerie, oder mit beiden zugleich kämpft, wird sie zwar Manches thun oder unterlassen müssen, was mit ihren Eigenthümlichkeiten nicht ganz harmonirt, im Wesentlichen aber den oben angedeuteten Grundsätzen gemäß handeln. Das Anzahlverhältniß dieser Waffengattungen unter einander, die Beschaffenheit des Terrains, der zu erreichende taktische Zweck, die Stärke und Haltung des Gegners und dergl. müssen natürlich das Nähere bestimmen, und es läßt sich darüber in der Kürze nichts weiter sagen, als daß man beim Gebrauche der Truppen sorgfältig zu erwägen hat, wann und wo diese oder jene Waffengattung die taktische Initiative erhalten, und welche ihr dabei die meiste Unterstützung gewähren muß.

Ueber den Gebrauch der Cavalerie in großen Massen sind die Meinungen noch sehr getheilt, und die darüber aufgestellten Theorien huldigen zum Theil noch den symmetrischen Formen. Daß die Vereinigung des größern Theils der Cavalerie einer Armee in ein selbstständiges Corps weit vortheilhafter ist, als wenn dieselbe gleichmäßig auf beide Flügel oder hinter dem Infanterietreffen aufgestellt, oder wohl gar auf viele Puncte der Schlachtlinie vertheilt ist, leidet keinen Zweifel, und nur bei großem Mißverhältniß der Cavalerie kann es rathsam sein, wenn der Schwächere die seinige nur zu untergeordneten Zwecken verwendet. Allein Cavaleriemassen von 10 bis 12,000 Reitern brauchen einen großen Spielraum, wenn sie taktisch zusammenwirken sollen, und bei der Neigung der Infanterie, sich überall einzunisten, werden selten große Ebenen zu Schlachtfeldern gewählt. Dagegen begünstigt die erhöhte Selbstständigkeit der Infanterie die Bildung großer Cavaleriecorps ungemein, indem dieselben unabhängiger agiren können, ohne daß die Infanterie dadurch bloßgestellt wird. Sollen aber solche Cavaleriecorps nicht jeden Augenblick durch Terrainhindernisse aufgehalten werden, so muß auch ihre taktische Formation darnach eingerichtet sein. Die Aufstellung mehrerer entwickelter Divisionen hinter einander möchte dem Zwecke am wenigsten entsprechen, denn selten findet eine entwickelte Division hinreichenden Spielraum vor ihrer Front, und das dritte oder vierte Treffen kann alsdann gar keinen Nutzen bringen. Es scheint demnach vortheilhafter zu sein, den einzelnen Divisionen (wenn sie nicht unter 2500 Reitern sind) einen besonderen Terrainabschnitt als taktischen Wirkungskreis einzuräumen, und solchergestalt neben einander agiren zu lassen, daß sie sich gegenseitig unterstützen können. Ein Cavaleriecorps von 5 bis 6 Divisionen würde dann 3 bis 4 Divisionen im Haupttreffen und 2 Divisionen als Reserve haben, welche sich einzeln oder vereint dahin begeben, wo der Spielraum der im Haupttreffen haltenden Divisionen sich erweitert. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die letzteren auf Bildung eigener Reserven bedacht sind, welche nur dann wegfallen, wenn die nachrückenden Reservedivisionen sie entbehrlich machen.

Durch eine solche Formation erlangt man folgende Vortheile: 1) das Cavaleriecorps beherrscht einen größeren Flächenraum; 2) die Hauptglieder desselben werden durch das Terrain nicht so oft am Handeln gehindert; 3) wenn eine Division des Haupttreffens zum Weichen gezwungen wird, kann der Verfolger durch die Reservedivisionen leichter zum Stehen gebracht wer-

den; 4) die Flankenoperationen werden leichter und entscheidender; 5) die dem Corps zugetheilten reitenden Batterien erhalten einen viel größeren Spielraum. (Vergl. die Artikel Cavalerie, entscheidende Bewegungen, Colonnenattake, Kürassiere, Uhlanen, Dragoner, Husaren, Reiterschützen). Pz.

Fechtart der Infanterie. Die Infanterie führt als Hauptwaffe eine Bajonetflinte, einzelne Abtheilungen haben Büchsen; das Seitengewehr dient mehr als Hackemesser bei mancherlei Verrichtungen im Lager. Sie zerfällt ihrer Bestimmung nach ebenfalls in 3 Klassen; denn obgleich der Ausdruck „Reserve-Infanterie" nicht gebräuchlich ist, so hat sie doch in Napoleon's alter Garde lange Zeit factisch bestanden und wird noch jetzt in dem russischen Grenadiercorps repräsentirt.

Bei dem taktischen Gebrauche der Infanterie kommt nicht sowohl die Gefechtsform, als die Fechtart in Betracht; denn beide bedingen sich gegenseitig. Die Form soll aber nur das Mittel sein, die Kräfte zusammenzuhalten, bis der Moment zur Kraftentwickelung kommt, und darf sonach dieselbe nicht beeinträchtigen.

Jede gute Infanterie wird ihre Stärke im Feuern suchen, aber auch den Kampf mit blanker Waffe nicht scheuen, wenn sie darauf eingeübt ist. Das Feuer einzelner oder mehrerer Bataillone kann entweder gleichzeitig, abwechselnd (alternirend), oder aufeinanderfolgend (successiv), auf Commando oder nach Willkür gegeben werden; man kann dabei seinen Zweck durch die Quantität oder durch die Qualität der Schüsse zu erreichen suchen. Welches von diesen Mitteln am sichersten wirkt, läßt sich a priori nicht bestimmen, es sind dabei mancherlei Verhältnisse und Nebenumstände zu berücksichtigen.

Das Terrain übt auf den Gang der Infanteriegefechte einen viel größeren Einfluß, als auf die Gefechte anderer Waffengattungen; es ist der natürliche Bundesgenosse der Infanterie. Wohin nur ein menschlicher Fuß zu kommen vermag, da kann auch Infanterie fortkommen; sie kämpft im Nothfalle noch auf dem Wasserspiegel, überschreitet mittelst Schneeschuhe und Eisnägel große Schnee- und Eisflächen, erklimmt Felsen, erklettert Bäume, postirt sich in Gebäude und kann durch sichere Schüsse auch da noch wirken, wo die Schwesterwaffen an jeder bedeutenden Kraftentwickelung gehindert werden. Wenn nächtliche Dunkelheit die Erde bedeckt, die Artillerie keinen Schuß thun, die Cavalerie nur langsam und mit ängstlicher Vorsicht sich bewegen kann, da schreitet die Infanterie keck einher und feiert nicht selten die schönsten Triumphe, wenn sie Vertrauen zum Bajonet hat (s. Bojeleschti). Diese Eigenthümlichkeiten, deren sich keine andere Truppengattung in gleicher Maße rühmen kann, geben der Infanterie eine Selbstständigkeit, welche sie zu den kühnsten Thaten befähigt, und haben natürlich den größten Einfluß auf ihre Verwendung und Fechtart.

Wenn Infanterie gegen Infanterie kämpft, ist zuvörderst das Gefechtsverhältniß beider Parteien zu berücksichtigen. Der angreifende Theil muß das feindliche Feuer zu vermeiden oder zu entkräften, der andere Theil das seinige bis auf den entscheidenden Moment aufzusparen suchen. Nichts fällt mehr in's Lächerliche, als wenn die Infanterie in geschlossener Ordnung, wohl gar noch auf Commando, halbe Stunden lang auf große Entfernungen sich beschießt und nur bisweilen Jemand von einer Kugel getroffen wird. Ein solches Verfahren raubt alles Vertrauen auf die Wirksamkeit der eigenen Waffe. Der Einwurf: „daß man die Leute beschäftigen müsse," ist kein hinreichender Grund und enthält nur das Bekenntniß der eigenen Schwäche, die man zugleich auch dem Gegner verräth.

Der Angreifer muß also entschlossen vorschreiten und sich durch Nichts aufhalten lassen; hindern die feindlichen Blänker die Bewegung, so muß man sie durch die eignen Blänker im Schach halten. In den meisten Fällen dürfte ein Vorrücken in Bataillonscolonnen die größten Vortheile gewähren. Steht der Feind in Linie, so ist ein Massenfeuer zu erwarten, aber nur auf 100 Schritt gefährlich; denn man schießt nach einer entschlossen vorrückenden Colonne nicht so sicher, wie nach einer Scheibe. Die Blänker sind in diesem Falle anzuweisen, laufend vorzugehen, auf 100 Schritt vom Feinde (der dann keine Blänker vor der Front haben kann) Posto zu fassen und nicht eher zu schießen, als bis die Angriffscolonne sich genähert hat, dann aber auch ein unausgesetztes Feuer zu unterhalten, während die Colonnen ihren Marsch entschlossen fortsetzen. Auf diese Weise können 20 Bataillonscolonnen in einer Linie vorrücken und des Erfolgs weit eher versichert sein, als wenn sie nach alter Weise den Kampfplatz in entwickelter Linie durchschreiten. Nur die feindliche Artillerie und Cavalerie kann gefährlich einwirken, aber auch durch zweckmäßige Anstalten paralysirt werden.

Steht der Feind selbst in Colonnen, mit Blänkern vor der Front, so reichen die obigen Angriffsmittel nicht aus. Das Vorrücken wird zwar im Anfange auf dieselbe Weise geschehen müssen, weil es keine bessere giebt; aber die Blänker müssen den feindlichen dreist zu Leibe gehen und sich im letzten Moment auf sie stürzen, während das Bataillon aufmarschirt, die feindliche Colonnenspitze auf 100 Schritt beschießt und gleich darauf mit dem Bajonet anrückt. Zum Behuf des schnelleren Aufmarsches müssen die Colonnen auf die beiden mittlern Pelotons formirt werden.

Bei diesen Angriffsmethoden ist der Grundsatz vorherrschend: dem Feinde stets mit anderen Gefechtsformen und Fechtarten zu begegnen; wenn man dies unterläßt, wird das Gelingen ausschließlich von der Bravour der Soldaten abhängig gemacht, und das Talent des Anführers hat dann keinen Theil daran. Die schwache Seite des Feindes zu benutzen und gegen dieselbe eine momentane Uebermacht zu entwickeln, ist in der Taktik aller Zeiten und Völker der oberste Grundsatz gewesen.

Des Vertheidigers Streben muß hauptsächlich darauf gerichtet sein, das Vorrücken des Gegners durch vorgeschickte und vortheilhaft aufgestellte Blänkerzüge möglichst zu erschweren. Steht der Vertheidiger nicht gedeckt, so ist ein keckes Entgegengehen meistens von wirksamen Erfolg, denn Kühnheit hat zu allen Zeiten imponirt. Aber das Feuer des Ganzen darf nur in sehr wirksamer Nähe gegeben werden.

Sollte keine Partei dadurch zum Umkehren bewogen werden, so kommt es natürlich zum Handgemenge, in welchem diejenige Sieger bleibt, welche die meiste Geschicklichkeit im Bajonetfechten besitzt. Diese Fertigkeit erhöht das Selbstvertrauen und kann schon dadurch den Sieg herbeiführen; denn eine Truppe, die darauf nicht eingeübt ist, wird das Kreuzen der Bajonette nicht leicht abwarten.

Dem weichenden Feinde muß man so viel Kugeln als möglich nachschicken, ihm aber nur dann auf dem Fuße nachfolgen, wenn es darauf ankommt, ihm einen wichtigen Punct zu entreißen, den er festzuhalten bemüht ist (s. Brücken- und Defilégefechte).

Im Kampfe gegen Cavalerie wird die Infanterie sich meist auf eine absolute Defensive beschränken müssen. In freier Ebene hat dies einer braven Cavalerie gegenüber große Schwierigkeiten, denn die Bewegung derselben ist zu schnell, die Schußweite zu kurz; die Wirkung der Schüsse wird überdies dadurch vermindert, daß eine große Anzahl der treffenden Ku-

geln im schützenden Gepäck stecken bleibt. Wenn also das erste Feuer die Cavalerie nicht zum Umkehren bewegt, wird es selten zum zweiten kommen. Die vortheilhafteste Aufstellung der Infanterie ist unstreitig in Bataillons-carrés, die sich gegenseitig flankiren. Sollte es zum wirklichen Einbruch kommen, so können die Infanteristen nichts Besseres thun, als sich in große Trupps zu formiren und mit aufgehobenem Gewehr tüchtig auf die Reiter los zu schlagen; wer nicht Gelegenheit oder Muth genug dazu hat, muß schießen.

Der Angriff wird leichter abzuweisen sein, wenn das Terrain die Infanterie begünstigt. Die bravste Cavalerie kann durch eine dichte und gedeckt stehende Blänkerlinie aufgehalten werden und wird weit eher dem Feuer eines ganzen Bataillons in freier Ebene trotzen.

Eine brave Infanterie soll sich aber auch nicht scheuen, die Cavalerie selbst anzugreifen, wenn diese abgetriebene Pferde hat, oder sich auf ungünstigem Boden befindet. Die Bataillonscolonnen müssen in diesem Falle sich näher zusammenziehen und durch dichte und doppelte Blänkerlinien zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden werden; kleine Trupps Freiwilliger, hauptsächlich gute Schützen und Bajonetfechter, müssen vorausgehen, von Vertiefung zu Vertiefung, von Gebüsch zu Gebüsch eilen und die Cavalerie unaufhörlich beschießen. Wird sie durch andere Truppen, Geschütze, Wagen ꝛc. am Entfliehen gehindert, so kann der merkwürdige Fall eintreten, daß die Infanterie die Cavalerie zum Absitzen zwingt, wenn diese sich nicht durch eine heroische Anstrengung Luft zu machen sucht. Es gehören jedoch ganz eigenthümliche Verhältnisse dazu, bevor dergl. Katastrophen eintreten.

In den bis jetzt angeführten Gefechtsverhältnissen bedient sich die Infanterie vorzugsweise der geschlossenen Ordnung und des durch Commando geregelten Feuers oder Bajonetangriffs; der Kampf in aufgelöster Ordnung kommt nur als Unterstützungs- oder Vorbereitungsmittel in Betracht, erscheint mithin als Nebensache.

Es giebt aber Gefechtsverhältnisse, in denen gerade der umgekehrte Fall Statt findet, z. B. Angriff auf Batterien, einzelne Schanzen, verschanzte Stellungen u. s. w. Hier würde ein Angriff in geschlossener Ordnung zu nachtheilige Folgen haben; denn das Feuer des Gegners zerstört, bevor es wirksam erwiedert werden kann.

Soll Artillerie angegriffen werden, so kommt es hauptsächlich darauf an, sich möglichst gedeckt zu nähern. Die dazu bestimmten Abtheilungen müssen sich also ganz auflösen, während andere die Bedeckung beschäftigen. Ist dies gelungen, so wird auf die Artilleristen und Pferde ein langsames, aber gut gezieltes Feuer eröffnet und damit so lange fortgefahren bis die Batterie abfährt. Die Blänker eilen ihr dann nach und wiederholen das Spiel, wobei sie der Batterie möglichst zur Seite bleiben. Wenn nicht andere Truppen sie daran hindern, werden die Blänker um so weniger Verlust dabei haben, da man voraussetzen muß, daß die Batterie entferntere Gegenstände (Batterien, Colonnen) zu beschießen hat.

Beim Angriff auf feste Stellungen und verschanzte Puncte wird man mit gewöhnlichen Blänkerlinien nicht ausreichen; denn die großen Zwischenräume sind nicht geeignet, dem Einzelnen viel Selbstvertrauen einzuflößen. In den glanzvollsten Perioden der franz. Infanterie hatte sich fast instinctartig eine Fechtart ausgebildet, welche gleichsam zum Hauptschlüssel für alle feste Stellungen wurde. Die zur Bildung der ersten Angriffslinie bestimmten Bataillone rückten anfangs in der Linienordnung vor, öffneten aber nach und nach Reihen und Glieder auf 3 bis 5 Schritt, und überschritten so

alle Terrainhindernisse, welche den Zugang zur feindlichen Stellung erschweren, wobei ein lebhaftes Feuer unterhalten wurde. (Mehrere aus jenen Zeiten hervorgegangene franz. Infanteriegenerale, wie z. B. Gouvion Saint-Cyr, Duhesme (s. d.), nennen diese Gefechtsform l'ordre français und die geschlossenen Linien l'ordre allemand). Hinter dieser ersten Feuerlinie folgten einzelne Bataillone und Schwadronen, bisweilen auch reitende Batterien, zur Unterstützung nach, um den Gegenangriffen der feindlichen Cavalerie zu begegnen. Auf diese Art sind die meisten verschanzten Stellungen erstürmt worden und die nachrückenden Divisionen brauchten nur Besitz davon zu nehmen.

Das Unbiegsame der damaligen deutschen Infanterietaktik leistete dieser Angriffsform allerdings großen Vorschub, doch ist sie auch jetzt noch mit einigen Modificationen anzuwenden, und es ist Thatsache, daß in der Schlacht bei Bautzen (1813) auf dem linken Flügel der Verbündeten und dem rechten der Franzosen 20 Bataillone in Blänker aufgelöst kämpften. Die beiden franz. Divisionen Laurencey und Pactod waren um Mittag ganz, die russische Division Fürst Schachowskoi zum größten Theil in Blänker aufgelöst. (S. H. von Brandt's Grundzüge der Taktik, S. 257).

Wenn die Infanterie ihren Zweck durch ein wohlgezieltes Feuer erreichen und die im Wege liegenden Hindernisse ohne großen Zeitverlust überwinden will, wird sie auf diese Angriffsform immer wieder zurückkommen müssen und dabei durch das feindliche Feuer weit weniger verlieren. Daß hierzu nicht viel mehr Muth gehört, als in dicht geschlossener Ordnung vorzurücken, geht aus dem angeführten Beispiele hervor, denn die beiden französischen Divisionen bestanden meist aus Conscribirten, deren Stimmung damals bekanntlich nicht so heroisch war, als die der republikanischen Martissöhne. Es folgt daraus aber nicht, daß der Vertheidiger sich auf dieselbe Manier schlagen müsse; dieser hat vielmehr triftige Gründe, anfangs nur wenig Blänker zu verwenden und seine Bataillone theils in Colonnen, theils in Linien bereit zu halten, um nach Umständen eine absolute oder relative Vertheidigung eintreten zu lassen. Sollte aber jemals wieder der Fall eintreten, daß die Infanterie in großen Linien feuernd gegen einander rückte und ihre Stärke im Schnellfeuer suchte, so würde dies beweisen, daß die Erfahrung ohne praktischen Nutzen bleibt. Die taktischen Angriffsformen sollen nur Mittel sein, die Truppen geordnet gegen den Feind zu führen; kommt es zum wirklichen Waffengebrauche, dann müssen die einzelnen Kämpfer auch Spielraum haben; daß dieser in den dicht geschlossenen Linien sehr beschränkt, die Wirksamkeit der Feuerwaffen sehr unbedeutend, die Einwirkung der feindlichen Artillerie hingegen sehr bedeutend ist, bedarf kaum einer Erwähnung, es ist nur zu bekannt.

Bei der Selbstständigkeit der Infanterie und der Biegsamkeit ihrer gegenwärtigen Taktik, ist die Formirung großer Infanteriecorps keine überraschende Erscheinung. Aber der Gebrauch großer Infanteriemassen, wie man sie auf den Schlachtfeldern von Groß-Görschen, Dresden, Leipzig und Mont St. Jean (s. d.) gesehen hat, scheint ein hors d'oeuvre zu sein. Solche Colosse von 10 bis 12 Bataillonen konnten nur darauf berechnet sein, dem Gegner Furcht einzuflößen. Wenn dieser aber kaltblütig seine Batterien dagegen spielen läßt, wie die Russen, Preußen und Engländer in den genannten Schlachten, so ist die Verheerung fürchterlich. Solche Massen gleichen gefesselten Riesen und sind noch weit verwerflicher, als Wallenstein's plumpe Bataillone, die sogenannten spanischen Brigaden (s. Lützen).

Ob die Infanterie allein kämpft, oder in Verbindung mit den beiden

andern Waffengattungen, das hat auf ihre Fechtart wenig Einfluß, desto mehr aber auf die zu wählenden Gefechtsformen, welche sehr verschieden sein können. Es kommt hauptsächlich darauf an, den eigenthümlichen Wirkungskreis der Cavalerie und Artillerie nicht zu schmälern, ihnen, wenn es Noth thut, Schutz zu gewähren, aber auch aus ihren Erfolgen Nutzen zu ziehen. Wie das anzufangen sei, kann hier nicht angedeutet werden. Pz.

Fechten heißt: mit Hieb- oder Stoßwaffen kämpfen. Sind nur zwei Fechter thätig, so entsteht daraus ein Zweikampf. Pz.

Fechterstellung nennt man die Haltung des Körpers und der Waffe beim Fechten. Sie soll im Allgemeinen so beschaffen sein, daß der Fechter wenig Blößen giebt, doch aber auch so ungezwungen, daß er sich seiner Waffe zum Angriff wie zur Vertheidigung mit Leichtigkeit bedienen kann. Die Fechterstellungen zerfallen in zwei Hauptarten, der eine Fuß des Fechters wird entweder *seitwärts* oder *vorwärts* gesetzt. Der erste Fall tritt allemal ein, wenn man sich der Waffe mehr zum Schlagen als zum Stoßen bedienen will. Beim Hiebfechten kann jedoch der rechte Fuß auch etwas vorgesetzt werden, nur darf dessen Ferse nicht rechtwinklig auf den Knöchel des linken Fußes gerichtet sein (wie beim Stoßfechten), weil die Haltung des Körpers dann nicht Festigkeit genug haben würde. Dagegen ist diese Stellung beim Stoßfechten deßhalb nothwendig, weil die Blöße dadurch vermindert, die Schnelligkeit des Stoßes vermehrt wird. Beim Bajonetfechten wird der linke Fuß vorgesetzt. Eine genauere Beschreibung dieser Stellungen findet man in den bekannten Lehrbüchern. Pz.

Fechtkunst. Man versteht darunter den geschickten Gebrauch der Hieb- und Stoßwaffen, zum Angriff und zur Vertheidigung. Die Fechtkunst hat die Ehre, die Mutter der Taktik zu sein, welche sich aber nach Erfindung der Feuerwaffen ihrer Abkunft schämte, sich bald darauf als unartiges Kind geberdete und gerade zu derselben Zeit zu Falle kam, als sie sich auf ihrem Culminationspuncte zu befinden glaubte. Bevor noch Jemand daran dachte, die Streiter in geordnete Haufen zu stellen und so in den Kampf zu führen, hatte man schon überall darüber nachgedacht, wie man seinem Gegner am besten beikommen, oder sich gegen dessen Angriffe sicher stellen könne. Alle Gefechte waren nichts als zahllose Zweikämpfe. Diese Zweikämpfe spielten auch dann noch eine Hauptrolle, als die Truppen bereits die taktische Ordnung angenommen hatten.

Nach dem Falle des römischen Weltreichs erhob sich allmälig die Ritterschaft. Mit Lanze, Schwert und einem tüchtigen Streitrosse versehen, ging der Ritter seinem Feinde überall keck entgegen und bot ihm die Spitze. Allerdings erleichterte die gute Rüstung die Vertheidigung ungemein, und von einer Fechtkunst im Sinne der Neuern konnte füglich nicht die Rede sein; doch mußte man sich auch auf den Fall gefaßt machen, einmal ohne Rüstung mit Ehren aus dem Schwerterkampfe zu gehen. Bis zu dem Zeitpuncte, wo die Fernwaffen die Oberhand erhielten, stand daher die Fechtkunst in hohem Ansehen, und wer kein guter Fechter war, büßte seine Ungeschicklichkeit gewöhnlich mit dem Leben, Grund genug, sich im kunstgerechten Gebrauche der blanken Waffen zu üben.

Diese Kunst war von den kampflustigen Römern auf ihre entarteten Nachkommen übergegangen und ist gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Italien zuerst wissenschaftlich behandelt worden. Die Franzosen und Spanier folgten sehr bald diesem Beispiele. Das erste bedeutende Werk über die Fechtkunst gab Thibault 1628 in gr. Fol. mit vielen Kupfern in Paris heraus; es führt den Titel: Académie de l'épée, ou secrèt du manie-

ment des armes à pied et à cheval. In Deutschland möchte Meyer's „Beschreibung der freien Kunst des Fechtens" (1670) das erste Werk dieser Art sein. Später wurde dieser Zweig der Literatur von den Franzosen und Deutschen am meisten cultivirt.

Die neuere Fechtkunst zerfällt in folgende Unterabtheilungen: Hiebfechten, Stoßfechten, Bajonetfechten.

Das Hiebfechten ist vorzüglich auf Deutschlands Hochschulen einheimisch, und ein guter deutscher „Schläger" dürfte wohl keinen ausländischen Gegner zu fürchten haben, am wenigsten die Südeuropäer. Dagegen haben diese eine besondere Geschicklichkeit im Stoßfechten, wovon ihnen jedoch die deutschen Militairs, welche sich längere Zeit in Frankreich, Spanien und Italien aufhielten, das Beste ablernten und ihre Fechtmethoden sogar vervollkommneten. Der Deutsche hat die löbliche Gewohnheit, sich gern überall und gründlich zu unterrichten. Das Bajonetfechten gehört der neuesten Zeit an (s. Bajonetfechtkunst).

Beim Hiebfechten bedient man sich der sogenannten Haurappiere, beim Stoßfechten der französischen Fleurets, deren Construction dem Leser wohl bekannt sein wird. Zur Sicherheit gegen Verletzungen hat man Handschuhe, Drahtmasken und Plastrons. Von den verschiedenen Verfahrungsarten beim Fechten kann hier nicht die Rede sein (s. Hiebfechten und Stoßfechten).

Der Umstand, daß beim Hieb- und Stoßfechten mit Rappieren und Fleurets nach andern Grundsätzen verfahren wird, als die sind, welche dem Feinde gegenüber mit Kriegswaffen in Anwendung kommen, hat zu der Meinung Anlaß gegeben, daß die bekannten Verfahrungsarten beim Fechten „nicht praktisch" wären. Diese Meinung beruht aber auf einem groben Irrthum. Der Zweck der neueren Fechtkunst ist kein anderer, als das Auge und die Hand an die schnellsten und kürzesten Bewegungen der feindlichen Klinge zu gewöhnen, dem Körper den höchstmöglichen Grad von Gewandtheit, der Hand die möglichste Sicherheit zu geben. Hierzu sind leichtere Waffen nöthig als im Kriege; denn während dort ein einziger Hieb oder Stoß oft den Zweck erfüllt, soll der Fechter deren viele und mit großer Präcision auf einander folgen lassen oder abwehren. Es ist auch ein bedeutend kleineres Ziel nothwendig; denn wäre des Gegners ganzer Körper die Zielscheibe, so bedürfte es keiner großen Geschicklichkeit, ihn zu treffen. Wer sich aber geübt hat, das kleinere Ziel zu treffen, der wird das größere nicht leicht fehlen.

Die geschickte Führung der schwereren Kriegswaffen gehört zwar im weiteren Sinne auch zur Fechtkunst, da es aber im Kampfe gewöhnlich mit einigen ganz einfachen Hieben oder Stößen abgemacht ist, weil die mancherlei schützenden Gegenstände nur mit großer Kraftanstrengung durchgehauen oder durchgestoßen werden können, so wird Jeder, der einigen Unterricht im Hieb- oder Stoßfechten erhalten hat, sich ohne große Schwierigkeiten selbst zu helfen wissen, und es wird daher keine besondere Fechtkunst für den Krieg nöthig sein.

Man hat bisweilen gesehen, daß Naturalisten, d. h. Fechter, die keinen methodischen Unterricht erhalten haben, den schulgerechten Fechtern sehr gefährlich gewesen sind, und daraus den Schluß gezogen, daß es der Fechtkunst gar nicht bedürfe, und daß man seinem Gegner nur tüchtig zu Leibe zu gehen brauche. Diese Ansicht enthält zwar etwas Wahres, ist aber dennoch grundfalsch. Ein noch nicht gehörig ausgebildeter Fechter ist in der Regel befangen, sobald sein Gegner sich anderer Angriffsmethoden bedient,

als jener kennen und abwehren gelernt hat, und wird schon deßhalb leicht besiegt; auch kommt es in jedem Kampfe nicht bloß auf den kunstgerechten Gebrauch der Waffen an, sondern auf moralische Fähigkeiten, wie z. B. Geistesgegenwart, Entschlossenheit rc. Wenn ein Fechter diese in höherm Grade besitzt als sein Gegner, so wird er auch fast immer Sieger bleiben. Bei gleichen moralischen Fähigkeiten hingegen ist der Sieg über den Naturalisten unzweifelhaft; denn alle seine Handlungen sind weitläufig, er giebt viel und große Blößen, ohne die Geschicklichkeit zu besitzen, sich gegen schnelle Hiebe oder Stöße zu vertheidigen.

Der wesentliche Nutzen der Fechtkunst besteht in der schnelleren Entwickelung jener moralischen Eigenschaften, welche, verbunden mit der völligen Herrschaft über alle Bewegungen des Körpers und der Waffen, den Sieg über einen minder ausgebildeten Fechter unzweifelhaft machen. — Die Literatur der Fechtkunst ist nicht unbedeutend. Unter den ältern franz. Werken steht oben an: Thibault, académie de l'épée, ou secret du maniement des armes à pied et à cheval, in Fol., 1628, mit Kpfn., in der That ein seltenes Werk. Unter den neuern Schriften zeichnet sich La Boissière, art des armes, Paris 1815, durch Gründlichkeit aus. Die älteren deutschen Werke lehren auch nur die ältere deutsche Fechtkunst, welche durch die neuere französische verdrängt worden ist, mit Ausnahme des Hiebfechtens, worin die Deutschen ihren Nachbarn stets überlegen waren. Unter den neuern Schriften verdienen Erwähnung: Pönitz, die Fechtkunst auf den Stoß, nach den Grundsätzen des Herrn von Selmnitz, Dresden, 1821; — Werner, die Fechtkunst auf den Hieb, Leipzig, 1825. Pz.

Federhaken, ein zum Auseinandernehmen und Zusammensetzen des Flintenschlosses unentbehrliches Stück, welches gebraucht wird, die Federn zusammenzudrücken, damit sie ohne Schaden bequem herausgenommen und wieder an ihren Ort eingelegt werden können. Die Einrichtung dieser Federhaken ist vielen Verschiedenheiten unterworfen, doch stimmen sie alle in der Hauptsache überein, daß ein beweglicher und ein unbeweglicher hervorstehender Haken die zwei Arme der Federn fassen und diese gegen einander pressen, sobald man eine darüber befindliche Schraube anzieht. Sie bestehen demnach aus 3 Theilen, welche gewöhnlich Haken, Stöckchen und Schraube genannt und von gutem, eingesetztem Eisen verfertigt werden. Der Haken setzt sich an dem einen Federarme fest, durch das Stöckchen geht eine Schraubenmutter, in der sich eine starke Schraube frei bewegt, welche die Oeffnung zwischen beiden nach Belieben weiter und enger macht und so die Feder bei der Anwendung zusammendrückt. Bei dem Militair sind in der Regel die Unterofficiere und Gefreiten mit dergleichen Werkzeugen, zum Gebrauch für die unter ihnen stehenden Soldaten versehen. S.

Fehde nannte man im Mittelalter den Kampf der Vasallen unter sich (s. Faustrecht) oder mit dem Oberlehnsherrn selbst; es war ein Revolutionskrieg im Kleinen. Die Ausforderung dazu geschah mittelst Absendung eines sogenannten Fehdebriefs; bisweilen warf der ihn überbringende Ritter auch noch einen Fehdehandschuh hin. Pz.

Fehlschüsse werden diejenigen genannt, wo das Ziel nicht von dem Geschosse getroffen wird, welches entweder durch Seiten- oder Längenabweichungen desselben erfolgt. Die Längenabweichungen finden aber wieder auf zweierlei Arten Statt, nämlich indem das Geschoß von Haus über das Ziel hinweggeht, oder vor demselben aufschlägt und stecken bleibt, oder dann erst das Ziel überspringt. Fehlschüsse entstehen aus folgenden Ursachen: 1) Durch

die fehlerhafte Beschaffenheit des Geschützes, besonders wenn die Seele nicht gerade gebohrt ist, d. h. wenn die Seelenachse mit der Rohrachse einen Winkel bildet, wenn die Schildzapfenachsen nicht in einer Linie liegen, oder wenn diese die Rohrachse nicht rechtwinklig schneidet, sobald die Zapfenlager nicht gleichförmig in die Laffete eingeschnitten sind, und wenn die Kopf- und Bodenfriesen keine concentrischen Kreise bilden. Bei Festungs- und Belagerungsgeschützen wirkt die fehlerhafte Lage der Bettung, und bei den Mörsern insbesondere die mangelhafte Construction des Blockes nachtheilig. Alle diese Mängel erzeugen aber gleichförmige Abweichungen; der geübte Artillerist wird dieselben bald erkennen und dann auch ziemlich zu beseitigen wissen, indem er bei der Richtung darauf Rücksicht nimmt. Dies ist jedoch nicht möglich bei jenen Abweichungen, welche bei sehr ausgeschossenen Geschützröhren Statt finden. 2) Durch die **Munition**, indem das Pulver, selbst bei der allersorgfältigsten Anfertigung, schon an sich, unter übrigens ganz gleichen Umständen, nicht mathematisch genau einmal wie das andere wirkt, um wie viel weniger aber, nachdem es im Felde längere Zeit transportirt worden und ungeachtet aller Vorsicht doch mehr oder weniger den Einwirkungen der Witterung ausgesetzt gewesen ist. Die Eisenmunition läßt ebenfalls gewöhnlich sehr Viel zu wünschen übrig; denn da man die Kosten scheut, sie vollkommen gut herzustellen, so findet man fast überall Geschosse einer und derselben Art, deren Durchmesser oder Gewichte sehr unter einander abweichen, die nicht vollkommen rund sind, oder deren Schwerpunct nicht im Mittelpuncte liegt, welchen letzteren Uebelstand man jedoch in neuester Zeit durch die Art des Ladens zu beseitigen sucht. Auch fallen wohl zuweilen bei dem Abwiegen der Ladungen, bei übereilten Arbeiten in einem Feldlaboratorium oder Batteriemagazine Irrthümer vor. 3) Die **Witterung** ist in dieser Beziehung ebenfalls nicht ohne Einfluß, besonders heftiger Regen, starker Wind, welcher die Geschosse von ihrer Bahn abdrängt, oder gänzliche Windstille, durch welche jede im Feuer stehende Batterie bald in eine undurchdringliche Dampfwolke gehüllt wird, welche für den Augenblick eine genaue Richtung unmöglich macht. Auch anhaltende Trockenheit wirkt nachtheilig, in sofern sie gewöhnlich Staub erzeugt, welcher den sich bewegenden Feind dem Auge des richtenden Artilleristen entzieht. 4) Die **Geschützbedienung** giebt ebenfalls häufig Veranlassung zu Fehlschüssen durch schlechte Aufstellung der Geschütze, indem ein Rad höher steht als das andere, was mindestens bei Anwendung eines festen Aufsatzes zu Seitenabweichungen führen muß, durch Nachlässigkeit oder Uebereilung beim Richten selbst, durch fehlerhafte Beurtheilung der Entfernung des Zielpunctes, welches die Anwendung eines falschen Richtungswinkels zur Folge hat, und endlich ganz besonders durch Anwendung einer dem Boden oder den übrigen Umständen nicht angemessenen Schußart (s. d.).

Je größer die Entfernung des Zieles ist, um so mehr vergrößern sich auch die Seitenabweichungen, und je kleiner die Fläche ist, welche dasselbe darbietet, um so mehr nimmt die Zahl der Fehlschüsse zu.

Alle diese verschiedenartigen, nachtheilig einwirkenden Umstände vermeiden, oder mindestens möglichst unschädlich machen, ist eine eben so wichtige als schwierige Aufgabe für den praktischen Artilleristen. H.

Fehrbellin, eine offene Stadt am Rhinflusse in einer sumpfigen und morastigen Gegend der Mark Brandenburg, mit 1200 Einw. **Schlacht den 18. Juni 1675.**

Die Franzosen hatten durch ihren Einfall in die Pfalz den kaum beendigten Krieg mit dem deutschen Reiche von Neuem begonnen und zwangen

den noch immer mit dem Kaiser, Spanien und Holland verbündeten Kurfürsten Friedrich Wilhelm (s. d.), die Waffen wieder zur Hand zu nehmen und im Jahre 1674 die Vereinigung seines beinahe 20,000 M. starken Heeres mit den kaiserlichen Reichstruppen am Rheine zu bewerkstelligen. Die Thätigkeit und die Kriegserfahrung dieses Fürsten, so wie die Tapferkeit der Brandenburger, vereitelte die auf geheime Uebereinkünfte gestützten Hoffnungen der Franzosen und vermochte den Hof von Versailles, alle einflußreichen Verbindungen, welche er fortwährend mit der Krone Schweden unterhielt, anzuwenden, um sie zu einem Einfalle in die verbündeten Staaten des großen Kurfürsten zu gewinnen. Den Ministern Ludwig's XIV. gelang dies auch vollkommen, und bereits im November drangen die schwedischen Truppen aus Pommern und Meklenburg vor, überschritten unter dem Commando des Feldmarschalls Wrangel (s. d.) die Grenzen der Uckermark und breiteten sich, ihre Bahn mit Gräuel und Verwüstung bezeichnend, in den Herzen der brandenburgischen Provinzen aus. Nur wenige feste Städte, als Küstrin, Spandau, Berlin, waren im Stande, durch tapfere Vertheidigung sich zu behaupten; die ungeübten Scharen der zum Kampf für das Vaterland aufgestandenen Landleute zerstreute leicht des Feindes Macht. Friedr. Wilh., von dem Treubruche der Schweden unterrichtet, säumte nicht, auch ohne Beistand der Bundesgenossen mit einem wohlverstärkten Heere seinen gemißhandelten Unterthanen zu Hilfe zu eilen. Bereits am 11. Juni 1675 traf er in Magdeburg ein, alle Maßregeln ergreifend, welche den sorglosen Feind hinderten, von dieser verderblichen Annäherung Kunde zu erhalten, um ihn desto gewisser mit Einem Schlage zu vernichten. Am 12. Abends bei einbrechender Dunkelheit ging eine Abtheilung von 5600 Reitern, 13 Geschützen, 1000 M. auserlesenes Fußvolk und 146 Wagen, welche einen Theil desselben und außerdem auf jedem noch einen Kahn führten, über die Elbe und rückten in der Nacht auf Nebenwegen vorwärts. Der Kurfürst folgte den andern Morgen, und schon am 14., trotz des durch starkes Regenwetter bedeutend erschwerten Marsches, traf das kleine Heer vor dem mit einem schwedischen Dragonerregimente besetzten Städtchen Rathenau ein. Ein nächtlicher Ueberfall, unterstützt von den treuen Einwohnern, brachte Friedrich Wilhelm in Besitz des Orts und einer Kriegsbeute von 6 Fahnen und sämmtlichen Pferden des Reg.; die Dragoner waren theils in ihrer Vertheidigung gefallen, theils geflohen. In derselben Nacht nahm eine andere brandenburgische Abtheilung die Vorstädte von Brandenburg und mit ihnen 200 Geschützpferde. Diese erfolgreichen Thaten schreckten die Schweden, deren Hauptquartier zu Havelberg, ihre größte Truppenmasse aber sich bei Brandenburg im Lager befand, aus ihrem Sicherheitstraum und veranlaßten sie, letzteres abzubrechen und schleunigst den Rückzug nach Barnewitz anzutreten, um ihre durch die Einnahme von Rathenau getrennte Verbindung mit Wrangel wieder herzustellen. Der Kurfürst, welcher den Willen hegte, in dem errungenen Havelpasse das Eintreffen der ihm von Magdeburg nachrückenden Fußvölker zu erwarten, um dann seinen Vortheil weiter zu verfolgen, unterließ jedoch nicht, bei der Meldung von der rückgängigen Bewegung des Feindes von obigem Plane abzugehen und, nachdem er 500 M. Fußvolk in Rathenau zur Besatzung gelassen hatte, mit dem Rest der Truppen den Schweden auf dem Wege nach Fehrbellin nachzueilen. Eine von Brandenburg gegen Havelberg entsendete Abtheilung beobachtete indessen das feindliche Hauptquartier. Am 17. erreichten die Brandenburger die schwedische Nachhut von 1000 Reitern diesseits des Dammes vor Nauen und sprengten sie mit vielem Verluste aus einander. Jen=

seits aber hatten die Schweden eine so gute Position inne, daß ohne Infanterie Nichts gegen sie auszurichten war. Während der Kurfürst der Ankunft derselben mit Ungeduld entgegensah, detaschirte er drei Streifscharen, die, durch vertraute Forstleute der Umgegend geleitet, alle im Rücken des Feindes befindlichen Uebergänge über den Rhin, vorzugsweise die Brücke bei Fehrbellin, zerstören mußten, inzwischen kleine Detaschements die Engpässe von Kremmen und Oranienburg im Auge behielten. Erwähnte Aufträge wurden im Wesentlichen glücklich erfüllt, und nach Werfung eines starken feindlichen Reiterhaufens kamen die Entsendeten im brandenburgischen Lager wieder an.

Die Schweden warteten das Eintreffen des Fußvolkes nicht ab, sondern zogen in der Nacht vom 17. zum 18. aus ihrer vortheilhaften Position auf der Straße nach Fehrbellin ab. Der Prinz von Hessen-Homburg folgte ihnen sogleich mit 1600 Reitern, um nach Befehl des fürstlichen Feldherrn sie festzuhalten, zu drängen und sie für ihren Uebergangspunct über den Rhin besorgt zu machen, keineswegs sich aber in ein Gefecht einzulassen. Der feurige Landgraf erreichte den Nachtrab des Feindes aber erst den nächsten Morgen, nachdem dieser bereits die Engwege passirt und die Ebene vor Fehrbellin gewonnen hatte. Fortdauernd die Vorhut der Brandenburger im Nacken, benachrichtigt von der Vernichtung der Brücke in ihrem Rücken, sahen sich endlich die Schweden genöthigt, den unermüdeten Verfolgern die Spitze zu bieten. Anfangs suchten sie hierzu die sogenannte Landwehr, einen Aufwurf nahe am Dorfe Linum, zu benutzen; allein eine Seitenbewegung Homburg's gab ihnen Veranlassung, weiter zurückzugehen und Stellung zwischen den Dörfern Hakelberg und Tornow zu nehmen, so daß sich der linke Flügel auf einem sanften Höhenzuge an ersteres und an die Sumpfpartien des Rhins lehnte, vor sich freies Feld und rückwärts Morast habend. Der rechte Flügel, aus Fußvolk bestehend und durch vieles Geschütz verstärkt, erstreckte sich nach dem Dorfe Dechtow und stützte sich, indem er zugleich die dominirenden Höhen, den Schlüssel der Position, behauptete, an die Eichenwaldung gleiches Namens. Sobald der große Kurfürst von dem Standhalten der Feinde berichtet war, versammelte er am früheſten Morgen einen Kriegsrath, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Angriffs zu bereden. Das allgemeine Urtheil sprach sich gegen erstere aus, da dieses Wagniß, für 5600 gänzlich ermattete Reiter und nur weniges Feldgeschütz gegen das kriegserfahrne, 7000 M. starke Heer Infanterie, 800 Dragoner und 10 Stück schweres Geschütz, das noch dazu sich in einer höchst günstigen Aufstellung befand, zu kühn und gefahrbringend sei; doch Friedrich Wilhelm, von der Lage des unglücklichen Vaterlandes schmerzhaft durchdrungen, von der guten Gelegenheit zum Gefecht überzeugt und aufgemuntert durch die bisher erlangten Vortheile über die furchterfüllten Schweden ohne Feldherrn, besiegte im Verein mit seinem tapfern General Derfflinger (s. d.) bald alle Zweifel, und voll Muth und Vertrauen beschloß man den Angriff auf den rechten Flügel der Gegner. Der Landgraf von Hessen hatte, von kriegerischer Hitze fortgerissen, den Kampf wider allen Befehl zu zeitig begonnen, anfänglich zwar mit Erfolg, doch bald von der schwedischen Uebermacht so gedrängt, daß er würde unterlegen sein, wenn nicht der Kurfürst in diesem entscheidenden Augenblick eintraf. Das feindliche Geschütz beschoß von der Anhöhe herab die Entwicklung der brandenburgischen Reiterei, indeß der Feldherrnblick des Fürsten gewahrte einen von den Schweden unbesetzten Sandhügel, welchen er sich sogleich durch ein Dragonerregiment sicherte und kurz darauf von da aus das feind-

liche Fußvolk durch sein Geschütz mit ungeheurer Wirksamkeit in der Flanke beschoß. Auf dem rechten Flügel stritt man noch immer mit größter Heftigkeit. Der Kurfürst eilte jetzt den Bedrängten an der Spitze einiger Schwadronen zur Unterstützung und warf die schwedische Reiterei auf ihr Fußvolk zurück, das jedoch mit altem, bewährtem Muthe festen Stand hielt. Hier war es, wo die treue hingebende Aufopferung des Stallmeisters Froben ihn vom Tode errettete. Um 8 Uhr Morgens entbrannte die Schlacht in aller Stärke, das schwedische Fußvolk suchte sich des ihnen Verderben bringenden Hügels stürmend zu bemeistern, allein ein kräftiger, das Schicksal des Tages entscheidender Angriff des Kurfürsten mit 4 Reiterregimentern, brachte es nach einer hartnäckigen Gegenwehr zum Weichen und zum Rückzuge nach Fehrbellin.

Derselbe geschah in zwei Colonnen langsam und in bester Ordnung, da die linke Flanke vollkommen durch die Moräste gedeckt, die rechte aber alle Attaken der ihr stets zur Seite bleibenden und sie mit ihrem Geschütz ängstigenden Brandenburger abwies. Mangel an Fußvolk verhinderte Friedrich Wilhelm, sich Fehrbellins vor der Ankunft des schwedischen Heeres zu bemächtigen, welches aber mit Beginn der Nacht daselbst eintraf und so seiner gänzlichen Vernichtung entging. Das ganz nahe an der Stadt liegende Dorf Feldberg war durch eine flüchtig aufgeführte Verschanzung gedeckt und hemmte das unmittelbare Nachdringen der brandenburgischen Reiter, gab den Schweden Zeit, während der Nacht die zerstörte Rhinbrücke oberflächlich herzustellen und ihre Retirade fortzusetzen. Alle Generale theilten mit dem Kurfürsten die Meinung, den Feind unnachgesetzt entfliehen zu lassen; allein General Derfflinger's Thätigkeit trieb ihn schon mit Tagesanbruch (d. 19. Jun.) mit 400 Reitern nach Fehrbellin, wo noch 2 Bataillone Schweden zur Brückendeckung standen; sie passirten aber bei seiner Annäherung sofort die Brücke und brannten solche hinter sich ab, den Nachtrab ihrer Truppen bildend. Viele Gefangene, 8 Kanonen, zahlreiches Kriegsgeräthe, 200 Packwagen und mehrere 1000 aus dem Lande zusammengetriebene Stück Vieh fielen hier in die Hände der Brandenburger. Die auf dem Schlachtfelde selbst eroberten Trophäen bestanden aus 8 Fahnen, 2 Standarten und 4 Geschützen. Der Verlust der Schweden an diesem merkwürdigen Schlachttage betrug über 3000 M., worunter 1500 Todte, nach Schröder's Kriegsgeschichte des preuß. Heeres aber nur 2500, nach Puffendorf hingegen 4000 M. Die brandenburgischen Truppen zählten nur 200 Todte und Verwundete; von beiden Seiten blieben jedoch mehrere hohe Officiere. Nebst dem großen Kurfürsten wurde der Umsicht des Generals Derfflinger der größte Antheil an dem Gewinn der Schlacht zugeschrieben. Dem Prinzen von Homburg verzieh Friedrich Wilhelm um der bewiesenen Tapferkeit und des glücklichen Ausganges willen den wider Befehl zu zeitig unternommenen Angriff.

Noch am 19. Juni stellten die Sieger bestmöglich die Brücke über den Rhin wieder her, rückten den Schweden schnell nach, nahmen ihnen noch viel Gefangene und Gepäck ab, drängten sie über Ruppin und Wittstock nach Meklenburg und reinigten dann in wenig Zeit die Mark von dem Feinde.

Diese wahrhafte Reiterschlacht wird ewig ein Glanzpunct in der Kriegsgeschichte bleiben, nicht nur wegen ihrer Entwürfe, Anstalten und Ausführung, sondern auch hinsichtlich ihrer politischen Folgen. Des großen Kurfürsten Ruhm, die Tapferkeit der Truppen flog durch alle Länder, und Kai-

ser, Reich und Bundesgenossen traten nunmehr gegen die Schweden in die Schranken.

(Die Schlacht bei Fehrbellin, von de la Motte Foqué, Zeitschrift für Wissenschaft und Geschichte des Kriegs, 4. Heft, 2. Bd., 1824. — Theatrum Europaeum. — Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's des Großen, v. Seyler, Danzig, 1730. Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg.) S.

Feldapotheke, siehe Militair-Arzneikunde.

Feldartillerie ist das gesammte Materielle und Personelle der Artillerie bei einem in das Feld rückenden Kriegsheer und wird in Batterien und Parks (d. h. Munitions-Ersatzreserven) eingetheilt, (s. Feldbatterie und Park). Ehedem gab man außer den in den Batterien eingetheilten Geschützen auch jedem Infanterieregiment oder Bataillon einige Geschütze, wodurch die Anzahl der Feldgeschütze bis gegen 5 Stück auf jede 1000 M. des Heeres und selbst noch höher stieg. So hatte z. B. im Jahre 1778 die preuß. Armee unter dem Befehl des Königs 5½ Geschütze und die Armee des Prinzen Heinrich 6½ Geschütze, endlich im J. 1793 die preuß. Armee bei Pirmasens 7½ Geschütze auf 1000 M. Durch die Abschaffung dieser Regimentsartillerie, welche oft, durch Unkundige bedient, noch häufiger in der Schlachtlinie schlecht placirt, und vermöge ihrer Vereinzelung ohne entscheidenden Einfluß auf das Gefecht, die Bewegungen der Truppen erschwerte (s. Bataillonsgeschütz), verminderte sich die Zahl der Feldgeschütze in den letzten Kriegen häufig bis auf 2½ oder 3 Stück auf 1000 M. Im Jahre 1812 hatte die erste russische Westarmee 4⅛ Geschütze und die zweite Westarmee 3¾ Geschütze, deßgleichen im Jahre 1813 die alliirte Armee in Böhmen 3 Geschütze, die schlesische Armee 3½ Geschütze und die Nordarmee 2½ Geschütze, im Jahre 1815 die englisch-holländische Armee 3 Geschütze und die französische Armee 3½ Geschütze auf 1000 M. Das deutsche Bundesheer wird sogar nach den Bundesbestimmungen nur 2 Geschütze auf 1000 M. führen; ob dies jedoch, namentlich für die offenen und freien Gegenden des nördlichen Deutschlands, ausreichend sein werde, dürfte sich erst im Verlauf eines Krieges entscheiden, da man fast in allen Kriegen die Artillerie nach und nach von beiden Seiten vermehrte. Das russische Heer führt nach seiner neuen Organisation ungefähr 2½ Geschütze auf 1000 M. Napoleon, dessen Heere anfänglich in dem theils gebirgigen, theils sehr durchschnittenen Italien kaum 2 Geschütze auf 1000 M. hatten, vermehrte doch in seinen späteren Feldzügen in Deutschland und Polen die Artillerie immer mehr und mehr, und verlangte 3 Geschütz auf 1000 M. (Montholon, mémoires pour servir à l'histoire de France, Tome premier, Artikel Artillerie.) Ueber die Zusammensetzung und Eintheilung der Feldartillerie siehe Feldbatterie und Feldgeschütze.

Die Zahl der theils bei den Geschützen und Truppen, theils in den Artillerieparks mitgeführten Artillerie- u. Gewehrmunition ist nach den Erfahrungen der letzten Kriege, wo die Heere sich oft schnell und weit von ihren Ersatzquellen entfernten und mehrtägige Schlachten und Gefechte fast ohne Unterbrechung auf einander folgten, sehr vermehrt worden. Bei dem deutschen Bundesheer rechnet man auf jede 12pfünd. Kanone 225 Kugelschuß und 75 Kartätschenschuß, theils bei dem Geschütz, theils in den Parks und 112 Kugelschuß und 28 Kartätschenschuß in dem Felddepot, auf jede 6pfünd. Kanone 260 Kugelschuß und 86 Kartätschenschuß bei dem Geschütz und in den Parks und 131 Kugelschuß, 43 Kartätschenschuß im Felddepot, für jede Haubitze 172 Granadwurf und 5. Kartätschenschuß bei dem Geschütz und

in den Parks, und 90 Granadwurf und 30 Kartätschenschuß in dem Felddepot; für jeden Infanteristen 130 Schuß in der Tasche und den Parks und 70 Schuß im Felddepot, endlich für jeden Cavaleristen 80 Schuß in der Tasche und bei den Parks und 40 Schuß im Felddepot.

Den östreichischen Heeren wird die ganze Reservemunition in 3 Abtheilungen nachgeführt. Die erste oder Unterstützungsreserve ist an die Armeecorps vertheilt, die Hauptreserve enthält außer den zur Disposition des Oberfeldherrn verbleibenden Batterien die Hälfte der sämmtlichen bespannten Reservemunitionsfuhrwerke; die dritte Abtheilung oder schwere Reserve besteht aus den für besondere Fälle mitgeführten 18pfündigen Batterien und aus dem Rest der Munitionsfuhrwerke. Diese Abtheilung folgt der Hauptreserve auf einen Tagemarsch und erlangt den Ersatz der an die Hauptreserve und von dieser an die Unterstützungsreserve und die Truppen abgelieferten Munition aus dem mobilen Felddepot. Bei dem preuß. Heere hat jedes Armeecorps 3 bis 4 selbstständige Parkcolonnen, jede von ungefähr 30 Fuhrwesen; auf gleiche Art ist der Reservepark der sächsischen Artillerie organisirt. Bei den franz. Heeren hat jede Batterie einen kleinen Batteriepark und überdies jede Division eine Reserveparkabtheilung, welche ihren Ersatz aus dem nur zum vierten Theil bespannten parc général erhält.

In personeller Hinsicht besteht die Feldartillerie aus reitender und aus unberittener oder Fußartillerie zur Bedienung der Fuß- und fahrenden Batterien, endlich aus dem Artillerietrain. Die östreichische und baiersche Armee haben keine reitende, sondern nur Fuß- und (Cavalerie-) Artillerie (s. d.); die östreichische Feldartillerie besteht aus 5 Regimentern, jedes von 18 Compagnien, und aus einem vorzugsweise zur Bedienung der Wurfgeschütze bestimmten Bombardiercorps von 5 Compagnien. Die bairische Feldartillerie besteht aus 2 Regimentern, von denen ein jedes 12 Compagnien zur Besetzung von 3 12pfünd., 7 6pfünd. Fußbatterien und 2 fahrenden Batterien hat. Die preuß. Artillerie besteht aus 9 Brigaden, jede von 12 Fußcompagnien und 3 reitenden Batterien; 9 Fußcompagnien einer jeden Brigade besetzen 3 12pfünd., 1 Haubitz- und 5 6pfünd. Fußbatterien; die übrigen 3 Compagnien sind für die Parks und Festungen bestimmt. Die sächsische Artillerie besteht aus 1 Regiment von 10 Compagnien Fußartillerie und 2 Compagnien reitender Artillerie; die hannöversche Artillerie aus 1 Regiment von 10 Compagnien zu Fuß und 2 Compagnien reitender Artillerie; die würtembergische Artillerie aus 3 Compagnien zu Fuß und 3 Compagnien reitender Artillerie; die badensche Artillerie aus 3 Compagnien zu Fuß und 1 Compagnie zu Pferde; die kurfürstlich-hessische aus 2 Compagnien zu Fuß und 1 Compagnie zu Pferde; die großherzoglich-hessische aus 1 6pfünd., ½ 12pfünd. und ½ reitender Batterie; die braunschweigische, die mecklenburg-schwerinsche, die nassausche und oldenburgische Artillerie, jede aus einer Compagnie. Die französische Feldartillerie besteht nach der neuesten Organisation aus 14 Regimentern, jedes von 10 Compagnien zu Fuß und 2 Compagnien zu Pferd; alle nicht berittenen Batterien der französischen, so wie der englischen und hannöverschen Artillerie sind fahrend. (Ueber die Einrichtung des Artillerietrains s. Feldbatterie.) Ry.

Feldbäckerei. Die Verpflegung der Truppen im 12. und 13. Jahrhunderte scheint den wenigen Nachrichten zu Folge, welche wir aus dieser Periode haben, lediglich auf dem Zufall beruht zu haben. Man raubte und plünderte in Feindes und selbst in Freundes Land, wo sich Etwas fand, und die geringen Mittel, welche den kriegführenden Fürsten zu Gebote standen, erlaubten nicht, kostspielige Vorkehrungen zur Verpflegung ihrer Heere zu

treffen. Die Geschichte der Kreuzzüge liefert mehrfache Beweise, wie gefürchtet der Durchzug eines solchen, von allen Subsistenzmitteln entblößten Heeres war. Zuweilen wurden mittelst Vertrags in befreundeten Landen Lieferungen ausgeschrieben; an eine gleichmäßige Vertheilung war inzwischen jedenfalls nicht zu denken. Daß man jedoch das Bedürfniß einer geregelten Verpflegung fühlte, beweisen die Schriften eines gewissen Sanutus, der zur Zeit der Hohenstaufen schrieb und die Beköstigung eines Mannes auf 2½ ℔ Brod, eine Portion Wein und wöchentlich dreimal Fleisch anschlägt. Froissart, 1. B., Kap. 210, erwähnt, daß Eduard II. von England auf seinem Zuge nach Frankreich zuerst Handmühlen, Feldbacköfen und Feldschmieden auf 6000 vierspännigen Wagen bei sich geführt haben soll. Den bleibenden Grund zur Feldbäckerei und dem Proviantwesen, wie wir es im 17. und 18. Jahrhundert und in den Armeen der neuesten Zeit finden, scheint Kaiser Karl V. gelegt zu haben. Obschon die Landsknechte (s. d.) zu seiner Zeit den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, so war doch an Unterhalt, Anlegung von Magazinen und dergleichen in Feindes Lande noch nicht gedacht worden. Als inzwischen während der Kriege in Italien seine Armeen aus Mangel an Brod und in Folge dessen durch Krankheiten so schmolzen, daß von 50,000 M., die er 1537 aus Nizza führte, in Jahresfrist nur noch 30,000 übrig waren, sann er auf Abstellung dieser Uebel. Als daher 1546 der schmalkaldische Krieg ausbrach, wurden in Regensburg Getreidemagazine angelegt und Bäcker geworben, welche Schiffszwieback backen mußten. Zugleich wurden der Armee 300 Feldbäcker beigegeben und 9000 Säcke Getreide nachgeführt. Die Brodportion auf einen Mann wurde auf zwei und nach Befinden auf 4 ℔ festgesetzt. (siehe ferner die Art.: V e r p f l e g u n g d e r T r u p p e n und P r o v i a n t w e s e n.) R.

In neueren Kriegen ist die Nothwendigkeit der Feldbäckereien öfters bezweifelt und dagegen geglaubt worden, man könne sich mit Landeshilfsmitteln aushelfen. Es ist dies aber ein Irrthum; zwar nicht als Hauptmittel, aber gewiß als Hilfsmittel sind sie unentbehrlich. Die Feldbäckereien könnte man in Compagnien, à 20 Oefen und 300 Mann, die Handlanger eingerechnet, eintheilen und sie dem Heere nach Befinden der Umstände mit dem Reservefuhrwesen nachfolgen lassen. Die Compagnien sind mit Glenkischen Oefen versehen, und zu 20 Oefen sind etwa 5 — 6 Gestelle nöthig. Hierzu und zu einem Theile der Bäckereigeräthe würden etwa 10—12 vierspännige Wagen erforderlich sein. Rechnet man 600 Pfund das Gebäcke, so würde eine Compagnie in 4 Gebäcken 24,000 Portionen liefern. In dem Entwurfe der innern Organisation der 8 deutschen Armeecorps ist angenommen worden, daß die Bäckerei so stark sein müsse, daß sie täglich den 4. Theil der für die Mannschaft nöthigen Brodportionen backen könnte, was 8840 Portionen ausmacht. Da nun in einem Glenkischen Ofen bei 5 Gebäcken innerhalb 24 Stunden 1800 Portionen gebacken werden können, so sind nur 8 Glenkische Backöfen erforderlich, die mit 2 Ofengestellen leicht erbaut werden können. Diesem zu Folge ist der Stand der Feldbäckerei jenes Armeecorps angenommen worden: 1 Commandant, 1 Kriegscommissair, 1 Oberbackmeister, 5 Oberbäcker, 48 Bäcker, 11 Handwerksleute, 1 Trainunterofficier, 8 Trainsoldaten, Summa 76 Personen; ferner: 2 Glenkische Backofengestelle mit den völligen Geräthschaften, 3 vierspännige und 1 einspänniger Wagen. W.

Feldbacköfen sind kleiner und werden leichter gebaut, als die gewöhnlichen Backöfen, aber nach denselben Grundsätzen. Die Form der Backöfen soll, für die kleinsten 2 Fuß bis 2′ 6″ rhl., eine Halbkugel sein, aus der

sich für die zunehmende Größe der Backöfen allmälig ein ellipsoider Abschnitt entwickelt, die Höhe aber immer 2′ bis 2′ 6″ bleibt. Die Tiefe der Backöfen nimmt in größerem Maßstabe als die Breite zu, so daß z. B. ein Backofen von 6′ Tiefe 4′ 8″ Breite und ein Backofen von 12′ Tiefe bis 9′ Breite hat. Der Backofen besteht aus 4 Haupttheilen: 1) Unterbau, 2) Herd, 3) das Gewölbe und 4) die Bedeckung. Vortheilhaft ist es, wenn der Unterbau Abzuchten hat, damit die Feuchtigkeit des Bodens nicht dem Mauerwerk und der Ofenhitze schadet. Der Herd des Backofens muß aus festen, dem Feuer widerstehenden Baustoffen, die zugleich schlechte Wärmeleiter sind, verfertiget werden; gebrannte Ziegel sind hierzu am besten. Auch pflegt man, um das Brod gegen das Verbrennen zu schützen, den Herd noch mit einem Lehmüberzuge zu bedecken, der zu seiner größern Festigkeit mit Rindsblut angefeuchtet wird. Die Lage des Herdes ist gewöhnlich wagerecht, doch läßt man sie, um den Zug des Feuers zu vermehren, von dem Mundloche bis gegen das Ende des Herdes ansteigen. Unter dem Herde befindet sich gewöhnlich ein leerer Raum als schlechtester Wärmeleiter. Das Gewölbe des Backofens (Haube), welches den Herd bedeckt, wird bei kleinen Backöfen gewöhnlich aus Lehm geformt; doch sind wohlgebrannte Mauerziegeln dauerhafter. Unter dem Mundloche des Herdes läßt man 2 Tragesteine aus dem Mauersteine hervorragen, um dasselbe durch einen großen Stein oder eine Blechthüre zu verschließen. Die Bedeckung des Backofens soll aus einem 1″ dicken, aus klein gehacktem Strohe, mit Wasser wohl unter einander gearbeiteten Ueberzuge der äußern Haube bestehen. In den mehrsten Armeen werden die sogenannten Glenkischen Oefen angewendet. Hier werden eiserne Schalgestelle mitgeführt und die Oefen auf platter Erde hinter einer Grube erbaut. Uebrigens können 4, mit verstärkter Ablösung höchstens 6 Gebäcke in 24 Stunden gemacht, in einem mittlern Feldofen aber wenigstens 500 ℔ auf das Gebäck gerechnet werden. Viel größere Oefen eignen sich zu schnell zu bauenden Feldöfen nicht, wohl aber für Festungen. Ein Glenkischer Backofen von 14′ 8″ innerer Länge, 11′ innerer Breite und 27′ Höhe faßt 360 Portionen Brod à 2 ℔. W.

Feldbatterie ist eine permanente und selbstständige Geschützabtheilung nebst den nöthigen Munitions- und anderen Wagen und mit der zugehörigen Artilleriemannschaft und Bespannung. Die Organisation der Batterien richtet sich nach ihrem Zweck, indem dieselben entweder einer Infanterie- oder Cavaleriebrigade oder Division bleibend zugetheilt sind, oder einen Theil der zur Disposition verbleibenden Reserveartillerie bilden. Die Brigade- oder Divisionsbatterien müssen, selbst bei der Infanterie, eine große Manövrirfähigkeit mit hinlänglicher Wirksamkeit verbinden und sind daher gewöhnlich 6, 8 oder 9pfündig; die Reservebatterien sind theils 12pfündig und zur Besetzung wichtiger Puncte bei dem Anfang des Gefechts bestimmt, theils Haubitzbatterien für besondere Zwecke, theils leichte Batterien, welche bis zu dem Augenblick der Entscheidung in Reserve bleiben sollen.

Während des Revolutionskrieges fing man an, jeder Kanonenbatterie 2 Haubitzen beizugeben, und diese seitdem allgemein eingeführte Einrichtung gewährt den großen Vortheil, daß jede Batterie, den Feind auch in Vertiefungen, Gehölzen u. s. w., wo das Kanonenfeuer von keiner oder doch nur geringer Wirkung ist, mit Erfolg beschießen, daß derselbe ferner vom Feinde besetzte Gebäude anzünden kann u. s. w. Allerdings hat diese Einrichtung auch wiederum den Nachtheil, daß die Haubitzen in dieser Vereinigung mit Kanonen nicht immer so vortheilhaft aufgestellt und gebraucht werden kön-

nen, als in abgesonderten Haubitzbatterien. Der obige Vortheil ist jedoch für die den Truppen zugetheilten Brigade- oder Divisionsbatterien überwiegend, indem namentlich bei allen durch einzelne Heeresabtheilungen gelieferten kleineren Gefechten die Haubitzbatterien nicht immer zur Stelle sein könnten. Anders ist es bei der Reserve- oder Dispositionsartillerie, welche, um entscheidende Wirkungen hervorzubringen, nie zersplittert, sondern immer in großen Massen auf den dazu günstigen Puncten des größtentheils vorher recognoscirten Terrains angewendet werden soll. Hierbei kann jeder Geschützgattung eine derselben angemessene Bestimmung und Aufstellung angewiesen werden, und so wie es einer Seits sehr nützlich ist, für solche Zwecke, welche durch Kanonen nicht erreichbar sind, eine größere Anzahl von Haubitzen in besonderen Haubitzbatterien vereinigt zu haben, so erscheinen auch anderer Seits in den Kanonenbatterien der Dispositionsartillerie die Haubitzen entbehrlich und in ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit mehr oder weniger gehemmt. Die Geschützzahl in einer Batterie darf nicht zu gering sein, weil in der Regel nur das auf einen Punct vereinigte Feuer einer Anzahl von Geschützen einen wesentlichen Einfluß auf den Ausgang eines Gefechts hat; sie darf aber auch nicht so groß sein, daß die Manövrirfähigkeit und Uebersicht der Batterie darunter leidet. Aus diesen Gründen sind dermalen die Feldbatterien aller europäischen Armeen aus 6 oder 8 Geschützen zusammen gesetzt. Batterien zu 8 Geschützen bilden, besonders wenn die Geschütze nicht so viel Munition auf der Protze führen, daß die Munitionswagen bei dem Gefecht zurückbleiben können, längere Colonnen und bedürfen daher etwas mehr Zeit zum Aufmarsch, als Batterien von 6 Geschützen; auch findet sich in sehr gebirgigem Terrain noch seltener hinlänglicher Raum zur Entwickelung und vortheilhaften Aufstellung von 8 als von 6 Geschützen. Die Batterien von 6 Geschützen stehen jedoch denen von 8 Geschützen, im Allgemeinen genommen, an Wirksamkeit nach, welches um so fühlbarer wird, wenn vielleicht 1 oder 2 Geschütze außer Thätigkeit gesetzt oder entsendet sind, oder auch, wenn das Terrain der Wirkung der unter den 6 Geschützen einer Batterie befindlichen 2 Haubitzen sehr ungünstig ist, nämlich durchaus keine Aufschlagschüsse gestattet. Im Allgemeinen muß sich die Stärke der Batterien auch nach der Organisation der übrigen Truppen einer Armee und nach der Anzahl der überhaupt mitzuführenden Feldgeschütze richten, damit die Zahl der Batterien nicht zu klein werde. Führt man z. B. nur 2 Geschütze auf 1000 M. des Heeres mit (s. Feldartillerie), so dürfte man der Batterie wohl kaum mehr als 6 Geschütze geben können. Die östreichischen, französischen, englischen, baierschen und sächsischen Batterien bestehen in der Regel aus 4 Kanonen und 2 Haubitzen; die preußischen, schwedischen, würtembergischen, badenschen, hessischen Batterien aus 6 Kanonen und 2 Haubitzen; die russischen Batterien, welche bisher aus 8 Kanonen und 4 Einhörnern (Haubitzen) bestanden, sind neuerdings ebenfalls auf 6 Kanonen und 2 Einhörner gesetzt worden. Die Munitionsausrüstung der Batterien darf nicht zu gering sein, so daß dieselben mindestens ein anhaltendes Gefecht aushalten können; man rechnet daher auf jedes Geschütz wenigstens 100 und bis 180 Schuß. Außer den Munitionswagen gehören zu jeder Batterie noch ein oder einige Wagen zur Fortbringung der nöthigen Requisiten, Vorraths- und Equipagestücken, eine Feldschmiede und bei manchen Artillerien auch eine Vorrathslaffete.

Die Bedienung einer Batterie besteht fast in allen Armeen aus einer Artilleriecompagnie unter dem Befehl eines Hauptmanns und einiger Officiere (in der preuß. und russ. Artillerie rechnet man auf jede 2 Geschütze einen Officier).

Nur die östreich. Artillerie, deren Compagnien sehr stark sind und eine Anzahl sehr wissenschaftlich und praktisch ausgebildeter (mit Ausnahme des Ranges, in allen Stücken den Officieren gleich zu achtender) Unterofficiere besitzen, macht hiervon eine Ausnahme, indem jede Artilleriecompagnie entweder 3 fahrende (Cavalerie-) Batterien oder 2 Fußbatterien und eine Parkabtheilung besitzt, und jede Batterie nur von einem Lieutenant befehligt wird, dem in den fahrenden Batterien ein Oberfeuerwerker und in den Fußbatterien ein Feuerwerker beigegeben ist. Außer der unmittelbar bei den Geschützen eingetheilten Artilleriemannschaft (s. Bedienung des Geschützes) muß jede Batterie noch eine hinlängliche Reserve zur Aufsicht und Arbeit bei den Munitionswagen und zum Ersatz der Kranken und Verwundeten haben; man rechnet hierzu $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ der wirklichen Bedienungsmannschaft.

Die Bespannung der Batterien bildet entweder besondere Trainabtheilungen, oder sie ist den Artilleriecompagnien einverleibt. Die letztere Einrichtung, welche nun bereits bei der russischen, preußischen, englischen reitenden und französischen Artillerie eingeführt ist, hat unläugbar den Vortheil einer größeren Einheit in taktischer, wie in administrativer Hinsicht. Die Reserve der Bespannung beträgt gewöhnlich 5 bis 12 p. C. Ry.

Feldbefestigungskunst, s. Befestigungskunst, 1. B., S. 448.

Feldbinde (fr. écharpe). Vor Einführung der Uniformen, in den Zeiten, wo jeder kleine Fürst oder Freistaat, jeder Ritter seinen Nachbar mit bewaffneten Knechten oder gemietheten Söldnern befehdete, wo also auf beiden Seiten ganz ähnliche oder wenigstens durch kein bestimmtes Merkmal unterschiedene Bewaffnung und Ausrüstung Statt fanden, wurden auffallende Zeichen, um den Freund vom Feinde zu unterscheiden, nothwendiges Bedürfniß. Zu diesen (s. d. Art. Feldzeichen) gehörte, vorzugsweise für die vornehmeren Krieger bestimmt, die Feldbinde, welche wahrscheinlich zuerst nach Wahl und Bestimmung der Führer in einem einfarbigen oder bunten Stücke Stoff bestand, das über die Schultern gehangen oder um den Leib oder Arm gewickelt wurde. In der Blüthezeit des Ritterthums hatte die Feldbinde eine besondere poetische Beziehung. Die Frauen verfertigten sie mitunter sehr kostbar aus Seide und Stickereien; die Gattin schmückte damit den in's Feld ziehenden Gatten, die Braut den Bräutigam, und die Gabe einer Feldbinde galt als entscheidende Gunstbezeigung und Liebeszeichen. Bald gehörte die Feldbinde, über Schultern und Brust geschlungen, fast nothwendig zum ritterlichen Schmuck; sie ward bei Festen und Turnieren ein Schmuck, den der Ritter bald zur Ehre seiner Dame von ihrer Leibfarbe, bald, wie bei Trauerzügen, schwarz, und so nach Umständen und Moden wechselnd, trug, behielt aber für die ernsten Fehden ihre ursprüngliche Bestimmung und hat sich zum Ehrenschmuck des Officiers, in der Schärpe, bei fast allen europäischen Heeren bis auf die heutige Zeit erhalten. W.

Felddienst. Der Dienst im Frieden (s. Dienst) soll eigentlich eine praktische Vorbereitung für den Dienst im Felde sein; bei der großen Verschiedenheit der Verhältnisse ist das jedoch nur in manchen Dingen möglich. Der Felddienst oder der eigentliche Kriegsdienst umfaßt Alles, was von den Militairs aller Grade zur Erreichung des kriegerischen Zwecks gefordert werden muß. Dieser Begriff hat jedoch zu unbestimmte Grenzen; denn Niemand vermag die Verhältnisse und Lagen, in die eine Truppe oder ein einzelner Militair versetzt werden kann, vorherzusehen. Es giebt jedoch dienstliche Verhältnisse, die im Kriege fast täglich wiederkehren, oder deren Ein-

treten doch zu erwarten steht, das Verhalten dabei kann mithin durch Felddienstvorschriften geregelt werden.

Sobald eine Armee in's Feld rückt, sind für sie nur 3 Lagen denkbar, entweder sie steht still, oder sie marschirt, oder sie ist im Gefecht begriffen. Die meiste Zeit im Kriege wird mit Stillstehen und Marschiren, die wenigste im Gefecht zugebracht; die meisten Vorschriften werden sich also auch auf die beiden erstern Fälle beschränken.

Die Truppen stehen entweder im Lager, in Cantonirung, in Winterquartieren oder in Festungen. Ganz abgesehen von den einzelnen Posten, welche für die Sicherheit oder Verbindung der einzelnen Corps sorgen sollen, werden die Felddienstvorschriften sich mithin beziehen 1) auf die Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Ordnung in diesen Verhältnissen, 2) auf die Erhaltung ihrer eigenen Streitfähigkeit. Wenn die Truppen auf dem Marsche sind, müssen im Allgemeinen dieselben Rücksichten genommen werden. Im Gefecht, bei der Besetzung und Vertheidigung einzelner Puncte, beim Rückzuge vom Kampfplatze gestalten sich die Verhältnisse schon mannichfaltiger; hier bestimmt zwar der Dienstbefehl, wann und wo angegriffen, welcher Punct besetzt und vertheidigt werden, welche Truppe den Rückzug zuerst antreten soll und wohin. Aber das Wie? bleibt gewöhnlich dem Anführer überlassen und muß ihm in den meisten Fällen auch überlassen bleiben, weil nur er in dringenden Fällen die entscheidende Stimme hat, und die höheren Befehlshaber sich nicht mit den Details der Ausführung beschäftigen können und dürfen.

Einen sehr wichtigen und gleichsam in sich abgeschlossenen Theil des Felddienstes bildet der Vorpostendienst (s. d.). Außerdem gehört aber noch dazu: 1) die Führung von Transporten aller Art; 2) die Herbeischaffung von Lagerbedürfnissen, Lebensmitteln, Transportmitteln rc.; 3) die Sorge für die Wegschaffung der Verwundeten und Kranken; 4) die Aufsicht über Gefangene, Geiseln, Boten. Das Verhalten dabei wird gewöhnlich durch Vorschriften geregelt; wo diese nicht ausreichen, hilft man durch besondere Instructionen nach, und wenn dazu keine Zeit ist, oder die Natur des Geschäfts sie nicht zulässig macht, muß jeder, er sei Befehlshaber oder nur Soldat, nach bester Einsicht handeln, worauf man im Kriege fast immer angewiesen wird. Es ist daher dringend nothwendig, sich mit dem Kriege und den verschiedenen Ereignissen in demselben durch Studien vertraut zu machen, damit man nicht zu sehr davon überrascht werde. Pz.

Feldequipage heißt Alles, was entweder im Allgemeinen ganze Armeen oder Corps, oder einzelne Personen, wie z. B. die Officiere der verschiedenen Grade, an nöthigen Geräthschaften, Geschirr u. s. w. mit sich in das Feld führen, wovon sie aber einen Theil, wie die Bekleidungs- und Bewaffnungsgegenstände, auch schon während des Friedens im Gebrauch haben. Alle Arten Koch- und Trinkgeschirr, Tornister, Schaufeln, Beile, Hacken, Packsättel, Proviant- und Munitionswagen, Zuggeschirre u. s. w. sind Feldequipagestücke. In früheren Zeiten gehörten dahin noch die Zelte und für die Officiergrade auch Feldstühle, Tische und selbst Betten.

Die Kriege des letzten halben Säculums haben diese eingebildeten Bedürfnisse verschwinden lassen und die Feldequipage im Allgemeinen, wie im Einzelnen, mehr auf das wirklich Nothwendige beschränkt. Die möglichste Verringerung der Equipage und des dadurch verursachten Trosses ist aber zur Erleichterung und Vereinfachung aller Unternehmungen und Bewegungen einer Armee von der allergrößten Wichtigkeit. W.

Feldflasche gehört zur Feldequipage (s. d.) des Soldaten und ist ein Trinkgeschirr, welches meist von Blech, in einigen Armeen von Holz verfertigt wird.

Feldgeschrei. So lange die Streiter sich nach Willkür kleideten, war es durchaus nothwendig, im Kampfgetümmel ein hörbares Erkennungszeichen zu haben, wodurch man Freund und Feind unterschied. Dieser Gebrauch wurde auch dann noch beibehalten, als man gleichfarbige Waffenröcke, Federbüsche und andere sichtbare Erkennungszeichen eingeführt hatte; denn bei der Verschiedenheit dieser Uniformstücke in einer nur etwas zahlreichen Armee konnten immer noch gefährliche Verwechselungen, mitunter auch absichtliche Täuschungen des Feindes vorkommen. Jede Armee hatte daher ihr eigenthümliches Kriegs- oder Feldgeschrei, durch welches die Kämpfer sich zugleich gegenseitig aufmunterten. Die Spanier riefen eine Zeit lang „San Jago," die Franzosen „Saint Denis," die Engländer „Sanct Georg" u. s. w. Bei den Deutschen und Schweizern scheint dieser Gebrauch nicht üblich gewesen zu sein; auch verlor er sich nach und nach ganz, weil sich der Feind auch dieses Ausrufs eben so gut bedienen konnte.

Das Feldgeschrei der Neuern hat ausschließlich den Zweck, die Vorposten und Patrouillen zu überzeugen, ob die sich ihnen nähernden Abtheilungen dem Feinde angehören oder nicht. Es wird nächst der Parole jeden Tag verändert und stets geheim gehalten, auch sogleich verändert, wenn man Grund hat zu vermuthen, daß es dem Feinde bekannt geworden sei.

Die Parole besteht in dem Namen eines Mannes, das Feldgeschrei in dem Namen eines Orts, gewöhnlich von demselben Anfangsbuchstaben. Die Parole erhalten nur Officiere und die Patrouillenführer, das Feldgeschrei wird aber an alle Vedetten ausgegeben. Außerdem bestimmt jeder Feldwachcommandant noch ein besonderes Erkennungszeichen für seine Mannschaft, die Losung genannt, welches am hellen Tage sichtbar, in der Dunkelheit hörbar sein muß und hauptsächlich dazu dienen soll, daß die Vedetten den in ihre Nähe kommenden Feldwachpatrouillen (Visitir- und Chainepatrouillen) nicht so oft das Feldgeschrei abfordern dürfen, wodurch es dem Feinde leicht verrathen werden könnte. Parole und Feldgeschrei sind in allen Truppentheilen einer Armee gleichlautend; die Losung kann jeder Postencommandant nach Gefallen geben. Pz.

Feldgeschütze bestehen aus Kanonen und Haubitzen oder andern Granadgeschützen und müssen eine hinlängliche Wirksamkeit mit der erforderlichen Manövrirfähigkeit vereinigen. Hinsichtlich der Wirksamkeit fordert man von den Feldkanonen: 1) daß ihre Kugel, mit geringer Erhöhung abgeschossen, auf nicht zu ungünstigem Boden eine Rollschußweite von 2000 bis 2500 Schritt erreiche und überhaupt auf diese Entfernung noch hinlängliche Kraft besitze, um einige Menschen außer Gefecht zu setzen, ein Geschütz zu demontiren u. s. w.; 2) daß sie eine hinlänglich wirksame Kartätsche aufnehmen können. Aus diesen Gründen hat man fast allgemein die 6pfündige Kanone als das zweckmäßigste Kaliber für die Mehrzahl der Feldartillerie, nämlich für die Brigade-, Divisions- und leichten Reservebatterien angenommen. Nur in der franz. Artillerie, bei welcher Napoleon ebenfalls die 6pfünder einführen wollte und zum Theil schon eingeführt hatte, sind seitdem wieder die 8pfünder als leichte Feldgeschütze angenommen worden; der Vortheil ihrer größeren Wirksamkeit in Vergleich mit dem 6pfünder dürfte jedoch schwerlich den Nachtheil ihres größeren Gewichts aufwiegen, noch abgesehen davon, daß die 8pfündige Munition mehr Unkosten verursacht und einen größeren Train erfordert, als eine gleiche Menge 6pfündiger Muni-

tion. Die 3 und 4pfündigen Kanonen, welche man ehedem besonders als Bataillonsgeschütze mitführte, sind seit der Aufhebung der Regimentsartillerie, als den obigen Bedingungen nicht hinlänglich entsprechend, aus den Ausrüstungsentwürfen verschwunden, wenn man sich auch derselben, wo sie einmal vorhanden waren, noch hier und da bedient hat. Nur die östreichischen Armeen führen häufig noch 3pfündige Batterien bei den leichten Infanteriebrigaden. Um endlich die feindlichen Truppen auch in einem Terrain, welches keine Rollschüsse gestattet, auf Entfernungen über 1500 bis 1600 Schritt mit größerem Erfolg, ingleichen um feindliche Verschanzungen, starke Mauern u. s. w. wirksamer beschießen zu können, als es mit 6pfündigen Kanonen möglich ist, führt man 12pfündige (bei den östreich. Heeren auch zuweilen 18pfündige) Batterien mit, welche gewöhnlich einen Theil der Reserve- oder eigentlichen Dispositionsartillerie ausmachen. Bei der russischen Armee hatte man sogar 12pfündige reitende Batterien. Die englische und hannöversche Artillerie führen auch 9pfündige Kanonen, als eine Mittelgattung, in welcher man die Vortheile der 6 und 12pfünder zu vereinigen gedenkt. Das deutsche Bundesheer führt auf jede 1000 M. 2 Feldgeschütze, wovon die Hälfte aus 6pfündern, ein Viertheil aus 12pfündern und ein Viertheil aus Haubitzen besteht.

Der Kaliber der Feldhaubitzen darf nicht zu groß sein, eines Theils, weil dieselben außerdem zu langsam in der Bedienung und zu wenig manövrirfähig sein würden, und anderen Theils, weil dieselben zu wenig Munition mitführen könnten, wenn man nicht den ohnehin immer lästigen Train einer Armee zu sehr vermehren wollte. Auf der anderen Seite ist aber nicht zu läugnen, daß bei übrigens gleichen Umständen Granaden von größerem Kaliber bei weitem richtigere Würfe gewähren, als Granaden von kleinerem Kaliber. Man führt daher (nach dem Steinmaßstab berechnet) in den leichten Batterien meistens 7pfündige (in der franz. Artillerie 5½zöllige oder auch 24pfündige genannt) bis 8pfündige und in schweren Batterien entweder die obigen oder auch 10pfündige (6zöllige) Haubitzen. Nachstehendes sind die auf Wiener Pfund reducirten Gewichte der Feldgeschütze nebst der Munition auf der Protze und dem übrigen Zubehör in einigen Artillerien.

I) Oestreichische Artillerie:

die	3	pfündige Kanone	. . . .	1558 ℔	
=	6	=	= der Fußartillerie .	1996 ℔	
=	12	=	=	3204 ℔	
=	7	=	Haubitze	1804 ℔	
=	10	=	=	2256 ℔	
=	6	=	Kanone der Cavalerieartillerie	2682 ℔	incl. des Gewichts der aufgesessenen Mannschaft, welches zu 650 Pfund gerechnet ist.
=	7	=	Haubitze	2622 ℔	

II. Preußische Artillerie:

6	pfündige Kanone für Fußartillerie .	3386 ℔
12	=	=	4350 ℔
6	=	= für reitende Artillerie	3317 ℔
7	=	Haubitze	2999 ℔
10	=	=	3545 ℔

III. Englische Artillerie:

leichte	6 pfündige	Kanone	2494 ℔
schwere	=	=	3401 ℔
	9 =	=	3559 ℔

schwere 12pfündige Kanone 3809 ℔
leichte 5½zöllige Haubitze 2472 ℔
schwere 5½ = = 3288 ℔

IV. Französische Artillerie:
die 8pfündige Kanone 3200 ℔
= 12 = = 3785 ℔
= 24 = Haubitze 3180 ℔
= 6zöllige = 3792 ℔

V. Sächsische Artillerie:
die 6pfündige Kanone 2564 ℔
= 12 = = 3736 ℔
= 8 = Haubitze 2394 ℔ Ry.

Feldhauptmann. Ein veralteter Ausdruck, mit welchem früher die obersten Befehlshaber von Kriegsvölkern und vorzugsweise diejenigen bezeichnet wurden, welche die Armeen der deutschen Kaiser befehligten, wo diese nicht mit in's Feld zogen und der Feldhauptmann daher gewissermaßen ihre Stelle bei der Heerführung vertrat. W.

Feldherr. Die Benennung ist charakteristisch. Der Feldherr soll das Feld beherrschen, oder seinem mächtigeren Gegner dasselbe wenigstens streitig machen. Aber nicht jeder, der an der Spitze einer Armee steht, verdient den Namen eines Feldherrn. Mehreren ist die Kunst der Kriegführung ein fremdes Feld; ihre beschränkten Geisteskräfte erlauben ihnen nicht, den Krieg als ein Ganzes zu überblicken; sie werden höchstens durch taktische Beweggründe, durch untergeordnete Rücksichten, oder durch augenblickliche Ansichten geleitet; nur diese bestimmen ihre Thätigkeitsweise, die folglich viel Planloses und Zweckwidriges enthält. Nach dem ersten Schritte erwarten sie eine Veranlassung zum zweiten und überlassen so freiwillig dem Gegner die Initiative (s. d.). Wenn auch solche Männer die Fähigkeit haben, bei Märschen, Stellungen und selbst bei Gefechten die Truppen zweckmäßig zu ordnen, so müssen sie doch endlich im Kampfe mit Jenem unterliegen, dessen umfassender Blick stets auf das Hauptziel der Operationen gerichtet ist.

Die Vorstellungen, welche der große Haufen sich von den nothwendigen Eigenschaften eines Feldherren macht, sind sehr verschieden. Während der eine Theil zu beweisen sucht, daß der gute Feldherr ein wahres Monstrum von Gelehrsamkeit und noch obendrein ein lebendiger Inbegriff aller Tugenden sein müsse, verlangt der andere nur, daß er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke habe, und sieht seiner Moralität durch die Finger. Beiderlei Ansichten sind excentrisch und einseitig. Der Wirkungskreis eines Feldherrn ist so umfassend, daß es auf ein Paar Schulwissenschaften und Temperamentsfehler mehr oder weniger keineswegs ankommen dürfte; auch hat der Zufall nicht wenig dazu beigetragen, einseitige Ansichten hierüber zu verbreiten, indem man die Eigenthümlichkeiten berühmter Heerführer häufig als nothwendige Eigenschaften betrachtete. Die tüchtigsten Feldherren des Alterthums waren meist gute Philosophen, so wie überhaupt die Kenntniß der Philosophie wenigstens bei den Griechen zum guten Ton gehörte. Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts sind einige brave Idioten, die nebenbei auch nicht als Tugendspiegel gelten konnten, an der Spitze von Armeen glücklich gewesen; Gründe genug für den großen Haufen, die Geheimnisse des Sieges im Karten- und Würfelspiel, ja selbst in der Tabaksdose zu suchen, denn eine gute Prise macht bekanntlich den Geist frei. Als der thatenlose Positionskrieg Mode wurde, hielt man die Zeichnenkunst für eine

nothwendige Bedingung; nachdem aber die jungen Republikanergenerale in diese Kriegsmethode mannichfältige Löcher gestoßen hatten und die künstlichsten Stellungen umgingen, schrieb man dies ihren umfassenden Terrainkenntnissen zu und widmete sich nun mit allem Eifer einer ganz neuen Wissenschaft, der sogenannten Militairgeographie (s. d.). Bald darauf setzten Bonaparte's Kriegsthaten alle Welt in Verwunderung; da er zufällig ein guter Mathematiker war, so ward nunmehr die Mathematik mit Eifer und Fleiß betrieben, obgleich nicht schwer zu beweisen ist, daß der kriegerische Genius auf einer ganz anderen Basis ruht. Zu diesen sonderbaren Ansichten gesellten sich überdies nicht minder irrige Vorstellungen von der Natur des Krieges (s. Krieg), den man bald mit einer abstracten Wissenschaft, bald mit den übrigen menschlichen Künsten verglich, oder wohl gar ein Handwerk nannte, während er von Allem Etwas an sich hat, aber keines allein ist.

Um in diesem Labyrinth von Vorstellungen zu einer praktischen Ansicht zu gelangen, muß man zuvörderst zweierlei unterscheiden: den Menschen und den Feldherrn, an Beiden aber wieder den Charakter und die Kenntnisse vom Kriege. Der Charakter des Menschen ist die ursprüngliche und stärkste Triebfeder zu seinen Handlungen, welche aber durch die Verhältnisse des Feldherrn modificirt werden. Auch der wissenschaftliche Bildungsgrad des Menschen äußert auf vielfache Weise seinen Einfluß auf den Feldherrn. Doch wollen wir hier nicht weiter darauf eingehen; denn es möchte ohne Nutzen sein.

Das Ziel, wornach ein jeder Feldherr strebt, ist der Sieg; dieser besteht entweder in der Ueberwindung des Gegners, oder in der Vereitelung von dessen Absichten. Hieraus entsteht eine Wechselwirkung zwischen zwei Kräften, bei welchen nicht allein das Maß, sondern auch die Dauer der Anstrengung jeder Partei in Betracht zu ziehen ist. Rechnet man hierzu noch das Spiel des Zufalls, d. h. das Einwirken von Ereignissen, die weder vorhergesehen, noch vermieden werden können, so erklärt es sich leicht, daß das Geheimniß des Sieges nur in einzelnen wirklichen Fällen ergründet werden kann, Kunst und Wissenschaft dabei aber nur indirect mitwirken.

Der Charakter des Feldherrn steht unendlich höher als sein Bildungsgrad, und ist das Product der angebornen und in Bezug auf den Krieg ausgebildeten Eigenschaften; man pflegt daher auch zu sagen: ein guter Feldherr müsse geboren werden. Die vorherrschenden Eigenschaften im Charakter des Feldherrn sollen sein: Muth und Entschlossenheit; denn der Krieg ist das Gebiet der Gefahr und der Zweifel; ferner Beharrlichkeit und Ausdauer, welche bis zur Energie (s. d.) gesteigert werden müssen; denn nichts stört den Gang der Unternehmungen mehr, als ein stetes Schwanken im Entschluß, oder eine matte Ausführung. Menschenschonung ist eine schöne Tugend; aber wer sie zu weit treibt, irrt sich in den Wirkungen. Ein Feldherr muß die Menschen als Mittel zu seinen Zwecken betrachten und gebrauchen, gleichviel ob sie dabei umkommen oder nicht. Das klingt zwar barbarisch, folgt aber aus dem richtigen Begriff vom Kriege. Doch hat der Feldherr (und jeder Anführer niederer Ordnung) wohl zu berücksichtigen, ob der mögliche Gewinn auch die Opfer aufwiegt, die bei jeder großen Anstrengung gebracht werden müssen; denn nichts lastet schwerer auf der Seele des Menschen, als nutzlos gebrachte Menschenopfer. Hier muß die Intelligenz entscheiden, wie weit der Feldherr gehen darf; er muß Gewinn und Verlust abwägen wie der Kaufmann bei seinen mercantilischen Unternehmungen, ohne deßhalb die Soldaten als eine Waare betrachten zu dür-

fen, die man überall für gutes Geld erhält. Aber wird auch auf diese Weise der Werth der Energie erst durch die Intelligenz bestimmt, so ist doch Intelligenz ohne Energie eine Gabe, die keinen Werth hat; denn was hilft es zu wissen, was gut und zweckmäßig sei, wenn man nicht Charakterstärke besitzt, es durchzuführen?

Die geistige Größe des Feldherrn, oder sein Wissen, erscheint demnach als die zweite Potenz seiner Feldherrngröße. Wissen ist viel werth; aber die Kunst, den Gedanken zur That zu fördern, geht über alles Wissen! Dessenungeachtet ist es klar, daß dem Feldherrn große Verstandeskräfte eigen sein müssen; denn der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit. Es ist sehr bald gesagt: „man müsse nach den Zwecken die Mittel wählen, oder die besiegende Kraft müsse dem zu erwartenden Widerstande überlegen sein.“ Wer enthüllt uns aber die Absichten des Gegners? Wer lehrt uns seine Mittel kennen? Wer bestimmt den Grad des Widerstandes? Wer bürgt uns für die Ausdauer der eigenen Truppen? Wer gebietet dem Mond, sich zu verbergen, wenn sein Licht unsere Bewegungen verräth? Wer heißt die Sonne stillstehen (nach dem Ausdrucke der Alten), wenn wir noch eine Stunde Tags bedürfen, um unsern Zweck zu erreichen? In diesen und in hundert andern Fällen soll sich also der Geist des Feldherrn in Erfindung solcher Mittel thätig zeigen, durch welche, trotz der unvollständigen Nachrichten, trotz der ungünstig einwirkenden Umstände, der Zweck dennoch erreicht werden könne. Diese Aufgabe ist in der That nicht leicht, denn man muß nur bedenken, daß der Gegner auch nicht schläft, daß er eben so bemüht ist, unsere Absichten zu entdecken und zu vereiteln.

Minder schwierig erscheint die Aufgabe des Feldherrn am Tage der Schlacht. Nach vielen vergeblichen Bemühungen ist es ihm endlich gelungen, den Gegner zum Stehen zu bringen, zum offenen Kampfe zu zwingen. Man übersieht seine Stärke, die Vortheile und Nachtheile seiner Stellung und berechnet, was ihm an Streitkräften außerdem noch zu Gebote stehen könnte. Die Ungewißheit hat aufgehört, der Feldherr kann mit größerer Zuversicht seine Anordnungen treffen. Der Muth und die Kampfgeschicklichkeit seiner Truppen versprechen den Sieg. Der Kampf beginnt, die ersten Anstrengungen werden vom Erfolge gekrönt; der Feldherr eilt mit seinen Reserven den entscheidenden Schlag zu führen. Aber da läßt plötzlich die Spannung nach. Einige Brigaden kämpfen heute nicht mit der gewohnten Ausdauer; man stößt auf unerwartete Terrainhindernisse, die dem Feinde starken Schutz gewähren; es tritt Unordnung ein, einige Bataillone kehren dem Feinde den Rücken, werden verfolgt und zersprengt. Der Feldherr will dessenungeachtet seine Stellung nicht verlassen, er hofft auf die Wiederkehr des Glücks, er ermuntert die Seinigen zur Ausdauer. Aber von mehreren Seiten gehen Meldungen ein, daß die Verluste bedeutend sind, der Feind immer mehr Truppen zeigt, die Flanken bedroht. Vielleicht hatte der Feldherr auf die Mitwirkung eines vor der Schlacht entsendeten Corps gerechnet, es bleibt jedoch ungewöhnlich lange aus, weil es den rechten Weg verfehlte, auf Widerstand stieß, sich unterwegs verweilte u. s. w. Kurz es drängen sich dem Feldherrn hundert Bedenklichkeiten auf, und es gehört eine seltene Seelenstärke dazu, mitten im Schlachtengetümmel im vollen Besitze seiner Verstandeskräfte zu bleiben, nichts zu unterlassen, was zur Förderung des Zweckes beitragen, und nichts zu thun, was das Ganze in Gefahr bringen könnte.

Wenn daher auch der Feldherr bei seinen strategischen Operationen gewissermaßen in ein Meer von Zweifeln versenkt wird, so wirkt doch der

Drang der Umstände nicht so stark auf ihn ein; und weiß er sonst nur bestimmt, was er will und was er vermag, so braucht er sich nicht durch jedes widrige Ereigniß in dem Verfolg seines Planes stören zu lassen, er kann die Ruhe des Gemüthes weit leichter bewahren. Aber in der Schlacht stürmen so vielerlei Gefühle auf ihn ein, daß es schwer wird, sich vor Uebereilungen zu hüten, und diese sind es in der Regel, durch welche die Schlachten verloren werden. Sie werden bisweilen auch aus übel verstandener Ritterlichkeit begangen, welche den Feldherrn veranlaßt, einen Theil seiner Truppen, namentlich die Cavalerie, persönlich gegen den Feind zu führen, was nur in seltenen Fällen gutgeheißen werden kann. Der Feldherr soll sich auf einem Puncte befinden, von wo aus er seine Truppen leiten und den Gang der Schlacht beobachten kann, und diesen Punct ohne einen sehr triftigen Grund nicht verlassen; denn es kann die nachtheiligsten Folgen haben, wenn die anfragenden Adjutanten den Feldherrn nicht auf seinem Platze finden. Napoleon machte diesen Punct stets im Tagesbefehle bekannt. Aber schon mancher Feldherr hat sich in's Gedränge begeben, um das Gewissen zu beruhigen, oder dem Zufalle einstweilen etwas anheim zu stellen, bis er sich selbst wiedergefunden hatte.

Siege und Niederlagen sind daher höchst selten die reinen Producte menschlicher Weisheit, sondern ein Product von Verhältnissen, die oft der Zufall herbeigeführt hat. Der Feldherr kann nur die entscheidenden Momente benutzen, oder solche Schlüsse ziehen, die sich auf den Charakter und die bekannten Verhältnisse des Gegners gründen. Wie viel oder wie wenig sicher diese Schlüsse sind, und mit wie großer Festigkeit die Plane ausgeführt werden, welche darauf gegründet wurden, dies hängt allein von den persönlichen Eigenschaften des Feldherrn ab. Es giebt jedoch eine Ahnung der Schritte des Gegners, eine Vorempfindung dessen, was derselbe zu thun im Stande ist, die oft bewundernswerth erscheint; man gewahrt sie hauptsächlich bei großen Feldherren, besonders wenn sie sich längere Zeit gegenüberstanden. Friedrich d. Gr. kannte seine Gegner ziemlich genau und that daher Manches, was die Wissenschaft nicht als nachahmungswerth empfehlen kann; bisweilen wurde er auch dafür bestraft, z. B. bei Hochkirch.

Wie aber auch die Lage eines Feldherrn beschaffen sein mag, so wird die Gemüthsstärke doch immer großen Einfluß auf seine Entschließungen haben. Ein starkes Gemüth ist aber nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß, trotz den Stürmen in der Brust, der Einsicht und Ueberzeugung, wie der Nadel des Compasses auf dem sturmbewegten Schiffe, das feinste Spiel gestattet ist. Indolente Menschen werden zwar nicht leicht aus dem Gleichgewichte gebracht, aber man kann das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Männer im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind, nur taugen sie nicht zu Heerführern, denn es fehlt ihnen der Antrieb zum Handeln; sie verderben aber nicht leicht Etwas in untergeordneten Stellen. Sehr regsamen Gemüthern wird es weder an Gleichgewicht, noch an Thätigkeit fehlen; kommt ihnen aber nicht ein sehr kräftiger Verstand zu Hilfe, so fehlt die Beharrlichkeit, welche das Werk krönen muß. Aufbrausende Gemüther, sogenannte Feuerköpfe, kommen bei jeder Gelegenheit aus dem Gleichgewicht, Ausnahmen sind selten; doch können sie ausgezeichnete Dienste leisten, wenn sie von wenig beweglichen, aber tief bewegten Gemüthern gezügelt und geleitet werden. Bei letzteren gleicht die Wirkung der Gefühle der Bewegung großer Massen, die, wenn auch lang-

samer, doch überwältigender sind. Von solcher Gemüthsbeschaffenheit war Napoleon.

Da aber die moralischen Eigenschaften Naturgabe sind, so bliebe uns immer noch zu erörtern, was der Mensch seiner Seits hinzu thun müsse, um sich zum Feldherrn zu bilden. Der vielerlei vorgeschlagenen Bildungsmittel wurde bereits gedacht; allein es ist hier nicht von Schulkenntnissen die Rede, sondern von Feldherrnkenntnissen. Die öffentliche Meinung sagt: man könne sie sich nur durch Erfahrung erringen; allein da die eigene Erfahrung ein sehr langsames Bildungsmittel ist, muß man die Kriegsgeschichte (s. d.) zu Hilfe rufen, theils um daraus zu ersehen, was ein geschickter Feldherr selbst mit unzureichenden Mitteln vermag, theils um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß materielle Uebermacht nicht gegen Niederlagen schützt; hauptsächlich, aber um die Friction im Kriege kennen zu lernen, wodurch man sich vor theoretischen Speculationen bewahrt.

Was indeß die Erfahrung betrifft, so scheint sie dem Feldherrn nicht gerade auf umfassende Weise nothwendig zu sein. Karl XII. war 18 Jahr, als er die Russen bei Narwa schlug; Gustav Adolf war 21 Jahre, als er Riga eroberte und jeden Entsatz vereitelte; Condé zählte 22 Jahr, als er bei Rocroy siegte; Bonaparte wurde im 26., Erzherzog Karl im 28. Jahre an die Spitze von Armeen gestellt, und ihre Unternehmungen im J. 1796 gehören zu ihren glanzvollsten. Mehrere franz. Obergenerale jener Zeit, wie Hoche, Championnet, Joubert, Merceau u. A., hatten nur wenigen Feldzügen beigewohnt, bevor sie zu Armeecommando's berufen wurden. Bonaparte hatte in Italien sehr erfahrene Generale und ausgezeichnete Truppen gegen sich und besiegte sie. Wenn aber einer Seits eine so vielseitige Erfahrung dem Feldherrn nicht nöthig ist, und dessen Charakterstärke und Geistesgröße weit wichtigere Eigenschaften sind, so darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß diese Eigenschaften oft auch noch im späten Alter wahrgenommen werden. Tilly, Suwarow, Wurmser, Blücher u. A. haben als 70 jährige Greise an Gemüths- und Verstandeskräften manchen rüstigen Mann übertroffen. Was aber alte Feldherren oft verzagt macht, ist die Besorgniß: den früher erworbenen Ruhm zu verlieren.

In Bezug auf die Form der Handlungen im Kriege sagt Napoleon: der Sieg werde sich bei nicht sehr ungleichen Kräften auf Seite dessen neigen, welcher keine anderen Bewegungen macht, als entscheidende.

(Schriften: Napoleon's Grundsätze, Ansichten und Aeußerungen über Kriegskunst &c., gesammelt von Kausler. Erzherzogs Karl, Grundsätze der Strategie. General v. Valentini's Lehre vom Kriege. General v. Clausewitz's Schriften über Krieg und Kriegführung. General v. Lossow's Krieg für wahre Krieger. Gouvion St. Cyr's Memoiren). Pz.

Feldingenieur, s. Ingenieur.

Feldjäger. Friedrich der Große errichtete in der preuß. Armee 1740 ein reitendes Feldjägercorps, anfangs aus 60, später aus 172 gelernten Jägern bestehend, welche zu Sendungen und Courierritten gebraucht wurden. Bei der damals im Allgemeinen nur geringen Schulbildung der militairpflichtigen Stände erscheint diese Einrichtung als sehr zweckmäßig, da die gelernten Jäger, zum größten Theil selbst Förstersöhne, einen höhern Grad von allgemeiner Bildung, besonders aber eine praktisch erworbene Terrainkenntniß und die Uebung, sich leicht zu orientiren, erworben haben mußten, Eigenschaften, die sie für ihre Bestimmung besonders geschickt machten. Unter des großen Königs Nachfolgern bestand diese Einrichtung fort: ob den veränderten Verhältnissen gleich entsprechend? dies dürfte wohl einen be-

scheidenen Zweifel veranlassen. Auch die Forstwissenschaft ist in den letzten 100 Jahren besonders cultivirt worden, und die wissenschaftlichen Anforderungen, die heut' zu Tage an einen Oberförster gemacht werden, sind so bedeutend, daß ihnen nur nach längerem Studium und bei einer schon höhern Bildung genügt werden kann, mit welcher die Bestimmung, Jahre lang zu Courierreisen oder selbst, wie in neueren Zeiten im Kriege der Fall gewesen, zu Recognoscirung von Wegen u. s. w. gebraucht zu werden, nicht recht zu passen scheint, da an zu solchen Verrichtungen fähigen Subjecten gegenwärtig überhaupt kein Mangel sein dürfte.

Dennoch muß jeder junge Mann, der in Preußen den Posten eines Oberförsters zu erlangen wünscht, wozu er seine Befähigung später durch strenge Examina darzuthun hat, durch das reitende Feldjägercorps gehen und mehrere Jahre in demselben verbleiben. Die preuß. Feldjäger haben als solche nur den Rang eines Feldwebels, obgleich sich auch Officiere in dem Corps befinden, die diesen Grad jedoch in andern Truppentheilen oder als besondere Auszeichnung erhalten haben. Das Corps steht unter den Befehlen eines Oberstlieutenants und hat einen Generaladjutanten des Königs zum Chef. Die preuß. Einrichtung ist in der russ. Armee nachgeahmt worden. Es besteht dort zu denselben Dienstverrichtungen, sogar mit Beibehaltung des deutschen Namens, ein Feldjägercorps, aus Officieren aller Graden bis zum Obersten zusammengesetzt, bei welchen aber von Forstwissenschaft nicht die Rede ist, und deren Bezeichnung als Jäger fast scherzhaft und nur von dem Jagen abgeleitet zu sein scheint, was sie in der Kibitka oder Talogga, ihrem gewöhnlichen Fuhrwerke, von einem Ende Europa's zum andern vollführen. Andere Armeen kennen den Namen Feldjäger nicht, der sonst wohl überhaupt einen im Felde dienenden, gelernten Jäger bezeichnen dürfte. W.

Feldkanzlei dürfte etwa derjenige Theil einer Kanzlei, d. h. diejenigen Acten und Scripturen zu benennen sein, welche die jetzige complicirte Verwaltung und Geschäftsführung eines Armee- oder Corpscommando's selbst in das Feld mitzuführen nöthigen. Gewöhnlich sind zu Fortschaffung derselben besondere Fahrzeuge bestimmt, welche dem Hauptquartiere immer unmittelbar folgen und zur kleinen Bagage gezählt werden (vergl. Kriegskanzlei). W.

Feldkessel sind Gefäße von Blech oder Kupfer, die zur Feldequipage des Soldaten gehören, von denen in der Regel jede Menage einen erhält und welche zum Kochen auf Bivouaks und in Lägern gebraucht werden.

Feldküchen sind eine Erfindung des durch seine Schriften genug bekannten Grafen Rumford, welcher dieselben während des Revolutionskrieges in den 90er Jahren bei der baierschen Besatzung von München einführte. Nach seiner Angabe sollte jedes Regiment 4 viereckige Kessel von schwach verzinntem Kupferbleche erhalten, zu welchen ein Rost von Mauerziegeln gehörte, welcher den Herd bildete. Für den Transport konnten die Kessel in einander gesetzt werden; in den kleinsten kam ein rundes Zelt (Küchenzelt) und der ganze Apparat, auf 1000 M. berechnet, stand in einem hölzernen Kasten, der auf einem einspännigen Wagen fortgeschafft werden konnte. Nach Gilbert's Annalen der Physik, 4. B., 2. Stück, S. 227, führte Lord Pelham diese Feldküchen bei dem Regimente Sussex ein; einer allgemeinern Verbreitung hat sich jedoch diese Erfindung nicht erfreut. Eben so wenig hat ein früherer Vorschlag des Grafen Rumford, Feldküchen auf Karren zu errichten, welche, ohne heruntergenommen zu werden, zur Bereitung der Speisen eingerichtet waren, Anklang gefunden (s. darüber Busch, Almanach der Erfindungen, 4. Jahrgang, S. 439).

Feldlaboratorium ist ein in dem Artilleriepark oder dem beweglichen Felddepot eines Heeres oder Armeecorps auf einigen Wagen mitgeführter Apparat zur Fertigung aller Arten von Munition für Feldgeschütze und kleine Feuergewehre, ingleichen anderer Ernstfeuer (s. Laboratorium). Ry.

Feldlager, s. Lager.

Feldlazareth, s. Militairhospitäler.

Feldmanöver werden diejenigen militairischen Uebungen genannt, durch welche den jungen Officieren, Unterofficieren und Gemeinen ein lebendiges Bild von ihrem Wirkungskreise vor dem Feinde gegeben werden soll; zugleich will man aber auch den in höhere Befehlshabergrade gerückten Officieren Gelegenheit geben, sich in der Verwendung größerer und zusammengesetzter Truppenabtheilungen nach bezeichneten Zwecken praktisch zu üben. Die Wichtigkeit dieser Uebungen springt in die Augen, und wenn dessenungeachtet erfahrene Officiere entgegengesetzter Meinung sind, so trifft das nicht die Sache, sondern nur die unzweckmäßige Behandlung derselben, weßhalb einige Worte darüber hier ganz an ihrem Platze sein möchten. Folgendes sind die wesentlichsten Bedingungen, unter denen Feldmanöver wahrhaften Nutzen bringen: 1) jeder Mithandelnde muß die feindliche Partei für den wirklichen Feind, das zu durchschreitende Terrain für unsicher ansehen; 2) die gänzliche Nichtbeachtung des feindlichen Feuers von Seiten einzelner Officiere oder marschirender Trupps darf nicht unbestraft bleiben, und es muß dem Gegner in solchen Fällen gestattet sein, mit hölzernen Pfropfen oder nassen Wergpfropfen zu schießen; Angriffsbewegungen allein machen die Feuerverachtung zulässig. 3) Da Waffenentscheidung nicht möglich ist, muß das Stärkeverhältniß entscheiden, welche Partei auf einzelnen Puncten das Feld räumt; wenn aber der Schwächere alle Vortheile des Terrains auf seiner Seite hat, muß ihm wenigstens eine verhältnißmäßige Dauer der Vertheidigung gestattet sein. 4) Ueber alle streitigen Puncte dieser Art entscheiden Commissarien als aufsichtführende Behörden, welche sich während der Uebung zwischen den Flügeln und den beiden Mitten befinden. 5) Die Uebungen selbst dürfen sich nicht ängstlich an gewisse Stunden binden, sondern müssen zu allen Tageszeiten vorgenommen werden und unter sich in einem natürlichen Zusammenhange stehen. 6) Den Befehlshabern selbstständiger Truppenabtheilungen muß möglichst freier Spielraum gelassen werden, wie sie die ihnen zu Theil gewordene taktische Aufgabe lösen wollen. 7) Der inspicirende Vorgesetzte sei sparsam im Tadel, lasse sich aber die Gründe für das unpassend scheinende Verfahren entwickeln; eine fehlerhafte Ansicht ist verzeihlich, planloses und unbedachtsames Handeln verdient aber scharfe Ahndung. 8) Während jeder Uebung müssen Meldungen von Ereignissen oder Wahrnehmungen eingehen, welche eine Abänderung der Disposition nöthig machen, dies ist für das Anführertalent, so weit dasselbe bei solchen Uebungen sich zeigen kann, der beste Prüfstein. — Wenn man sich ernstlich bestrebt, diese Feldmanöver dem Kriege so ähnlich als möglich zu machen, dann ist der Nutzen ganz unbezweifelt. Wer aber darauf ausgeht, den Zuschauern ein militairisches Schauspiel zu geben, verfehlt den Zweck ganz und möchte dadurch mehr schaden als nutzen. Pz.

Feldmarschall (franz. maréchal, nicht maréchal-de-camp, welcher Ausdruck nur dem deutschen Generalmajor entspricht), der höchste militairische Grad in den meisten Armeen. Gewöhnlich stehen dem Feldmarschalle besondere Vorrechte und Auszeichnungen zu, z. B. Befehle nur unmittelbar von dem Monarchen zu empfangen, Truppenzusammenziehungen nach eigenem Gutbefinden anordnen zu dürfen, nicht aus dem Dienste entlassen wer-

den zu können, selbst bei hohem Alter und Infirmität u. s. w. Ueber die Etymologie des Wortes Marschall (alt Marschalk) selbst ist man nicht einig; doch ist es wahrscheinlich, daß es von Mar (Pferd), Mehrer oder Maier (Vorsteher, Versorger), in der Verbindung mit Schalk (Knecht, Diener) und Saal (so viel als Hof, fürstlicher Aufenthalt rc.) sich herleitet. W.

Feldmeßkunst (Geodäsie) ist die Wissenschaft, einzelne Gegenstände einer Gegend, z. B. Felder, Wiesen, Wälder rc., als auch ganze Districte auszumessen und ihre Lage und Gestalt nach den Grundsätzen der Aehnlichkeit mittelst eines verjüngten Maßstabes (s. d.) in jedem Verhältnisse auf Papier zu tragen. Da aber die bloße Ausmessung der Grenzlinien hierzu nicht ausreicht, sondern alle in oder auf solchen liegenden Objecte durch wesentliche Zeichen ausgedrückt werden müssen, so erfordert es die Nothwendigkeit, mit obiger Wissenschaft auch die Kunst der Entfernung von Zeichnungen, Planen und Karten zu verbinden. Jedes zu irgend einem Zwecke aufgenommene Stück Land wird auf dem Papiere als auf einer vollkommenen Ebene verzeichnet; weil jedoch die einzelnen Theile desselben in der Natur selten diese Gestaltung haben, so hat man unter den Namen Meßinstrumente (s. d.) Mittel erfunden, um alle auszumessenden Gegenstände auf einerlei Horizontalfläche zu reduciren. Die Meßoperation selbst beschränkt sich daher entweder auf eine Horizontal- oder auf eine Höhen- folglich auch Tiefenmessung, woraus Grund- und Profilrisse (s. d.) entstehen. Außer beiden Vermessungsarten, wo man nur Rücksicht auf Entfernungen und Ausdehnungen über und auf der Erdoberfläche nimmt, giebt es noch eine dritte Art, das Nivelliren, (Wasserwägen) (s. d.), um das Steigen und Fallen des Terrains (den Unterschied der Horizonte zweier von einander entfernter Puncte) kennen zu lernen. Die Aufnahme einer Gegend kann zu einem ökonomischen oder militairischen Gebrauche erfolgen. Im erstern Falle, wo es bloß darauf ankommt, Kenntniß von dem Flächeninhalte der einzelnen Stücke zu erhalten, ohne die Biegungen und Abfälle des Terrains in Betracht zu ziehen, sind nur zur Bestimmung der Größe desselben die genauen Umrisse nöthig; im letztern hingegen ist mit diesem zugleich eine Darstellung der Gegend verknüpft, wie sie sich dem Auge zeigt (s. Art. Aufnehmen). Die Art und Weise der Ausführung ebengenannter Vermessungsmethoden liegt in der Geometrie allein, oder in der Trigonometrie und mathematischen Geographie, oder auch in der Lehre vom Augenmaße. Zur Aufnahme kleiner Districte genügt die Vermessung nach geometrischen Grundsätzen und nach denen des Augenmaßes; bei größern Landesstrecken aber können der Richtigkeit wegen nur die trigonometrischen angewendet werden.

Die Feldmeßkunst erlangte ihren besondern Werth für den Militair erst in der neuern Zeitperiode, durch die veränderte Kriegführung, durch die daraus hervorgehende Stellung und Bewegung der Truppen und vorzugsweise durch die Vermehrung des schweren Geschützes. Sonst, wo gewöhnlich jeder Feldherr den größten Theil seiner Schlachtordnung übersehen konnte, man in hellen Haufen auf einander eindrang und nur die physische Kraft den Ausgang der Schlachten entschied, war das Bedürfniß der Terrainkenntniß sehr gering und durch Kundschafter und Wegweiser leicht zu ersetzen; allein die neuern Kriegsoperationen bedingen eine größere Beachtung des Kriegsschauplatzes, um Lager und Schlachten nach dessen Eigenheiten anzuordnen, feste Stellungen zu wählen, oder die feindlichen mit Vortheil anzugreifen, mit Einem Worte, Angriff und Vertheidigung dem Terrain anzu-

passen. Selbst noch Anfangs vorigen Jahrhunderts, als der Epoche der Heerausbildung, schenkte man der Kenntniß des Terrains noch wenig Aufmerksamkeit, da überdies die Hilfsmittel dazu noch Viel zu wünschen übrig ließen. Gegenwärtig aber verlangen, wie schon erwähnt, alle militairischen Unternehmungen, eine genaue Kenntniß des Landes oder des Orts, wo solche vorgenommen werden sollen, und je specieller diese ist, desto vollkommener werden sie auch ausfallen, und eifrig hat man sich dem zu Folge bemüht, durch Vermessungen und Zeichnungen unter den Namen Specialkarten und Situationsplane Bilder von der Erdoberfläche zu verschaffen und Plankammern (s. d.) anzulegen. Die Angabe des Zeitpunctes, wenn zuerst die Feldmeßkunst zum militairischen Gebrauche angewendet wurde, dürfte mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, doch scheint aus den ältesten in dieser Hinsicht entworfenen Planen hervorzugehen, daß derselbe in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts falle. Die in Bezug auf das Terrain äußerst fehlerhaften und wenig Nutzen bietenden militairischen Situationszeichnungen stammen meistentheils aus dem 7jährigen Kriege, wie z. B. die des Lagers von Bunzelwitz. Mehr Vorzüge besitzt der Plan von den Unternehmungen der Alliirten im Jahr 1762 gegen die Franzosen von dem hessischen Ingenieur Dumont de Venemont. S.

Feldmühlen könnte man vielleicht diejenigen unsern Kaffeemühlen ähnlichen Handmühlen nennen, die von den Heeren der Alten mitgeführt wurden, um ihren Bedarf an Mehl zu bereiten, da sich selbst bei den Römern erst zu Augustus Zeiten Roß- und Wassermühlen, in den Gegenden aber, wo sie kriegten, gar keine größern Mühlen fanden und man sich häufig begnügte, das Getreide mit dem Händen zwischen Steinen zu zerreiben.*) Jetzt bestehen überall Mühlen, wo es Etwas zu mahlen giebt, und ihre Zerstörung ist dabei, selbst in Feindesland, wegen des eigenen Gebrauchs der Einwohner, nicht leicht zu befürchten. Wir sehen daher die neueren, wenigstens die europäischen Heere sich in ihren Feldzügen fast nirgends mehr mit tragbaren Mühlen belasten, und wenn z. B. auf dem Zuge Napoleon's gegen Rußland Handmühlen bei seinen Truppen vertheilt waren, so scheint doch nirgends ein merklicher Gebrauch davon gemacht worden zu sein, und ihr Mitführen wohl mehr mit den chimärischen Planen zusammengehangen zu haben, die (wie man erfuhr) den Eroberer selbst Ackergeräthschaften und Sämereien seiner Armee nachfahren ließen. W.

Feldmusik, siehe Militairmusik.

Feldposten werden in einer der Einrichtung der im Frieden vorhandenen Posten möglichst entsprechenden Weise auch für die in das Feld rükkenden Heere eingerichtet, um sowohl die Correspondenz der einzelnen Militairpersonen zu besorgen, als besonders, um den richtigen Gang dienstlicher Mittheilungen und den Courierwechsel einzuleiten und zu sichern. In Freundesland treten sie mit den bestehenden Postbehörden in Verbindung, so daß sie hier meist nur die Einsammlung der Briefschaften bei den Truppen und deren Ablieferung an das nächste Postamt, oder umgekehrt den Empfang daselbst und die Vertheilung an die Militairs übernehmen. In Feindesland dagegen werden auf den Hauptverbindungslinien mit dem eigenen Lande, im Rücken der Armee, wirkliche Course und Stationen eingerichtet. Mehr-

---

*) Die Geschichte erwähnt der Feldmühlen beim Beginnen des 30jährigen Krieges abermals. Bei dem Heere des Marquis von Spinola, 1620, befanden sich welche auf Wagen stehend, die mit ihren Rädern eingegraben und dann von Pferden oder Menschen in Bewegung gesetzt wurden. d. R.

fach, wenn man z. B. sich schon im gesicherten Besitze des Landstriches befindet, können auch hier die schon bestehenden Posteinrichtungen benutzt und so auch der regelmäßige Gang des Briefwechsels der Einwohner erhalten werden, was in unsern Tagen, wo selbst der Krieg namentlich die Handelsverbindungen und Beziehungen nicht aufhebt, auch für den Eroberer selbst stets von großer Wichtigkeit bleibt. Es genügt hier häufig eine strenge Controle und Beaufsichtigung. Unter andern Verhältnissen sind die Stationen mit einem vollständigen Personal zu besetzen. Die Transportmittel werden meistens durch Requisitionen zusammengebracht, und Soldaten des Trains verrichten die Obliegenheit der Postillone. Unter allen Umständen bedürfen die Stationsorte (wozu am zweckmäßigsten größere Flecken und Städte, wo es thunlich, Festungen zu erwählen sind) einer Garnison von genügender Stärke, um etwa herbeikommenden Parteigängern Widerstand leisten, immer die Einwohner selbst im Zaume halten, und die abzufertigenden Couriere und Posten nöthigen Falls mit einer Bedeckung versehen zu können. Der Oberfeldpostmeister mit seinem Personale befindet sich im Hauptquartiere des Armeecommando's, um hier die Befehle und Anweisungen des commandirenden Generals zu empfangen, seine wichtigen Anordnungen nach dem Gange der Operationen treffen und bei etwa beabsichtigter Verlegung der Basis oder Detaschirung größerer Corps schon bei Zeiten die erforderlichen Vorbereitungen anordnen zu können, damit bei Ausführung jener Maßregeln die nöthigen Verbindungen ungestört erhalten werden. Geringere Beamte der Feldpost befinden sich zu gleichen Functionen bei den Stäben der Corps und Divisionen. W.

Feldprediger. Prediger überhaupt nennen sich unterscheidend die Geistlichen der Protestanten, und Feldprediger sind daher diejenigen unter diesen, denen die Seelsorge eines größern oder kleineren Truppentheils (wonach sie als Corps-, Divisions- oder Brigadeprediger u. s. f. besonders benannt werden) übertragen worden ist, und die ihrer Gemeinde daher bei ausbrechendem Kriege auch in das Feld folgen, um dort ihr Amt zu üben. Die für gleichen Zweck die katholischen Heere begleitenden Geistlichen führen meistentheils den Namen Almonsenirer (aumoniers) oder einen andern mit ihrer Priesterwürde in Verbindung stehenden Titel. Wenn Gottesverehrung überhaupt Bedürfniß des menschlichen Herzens ist und in der bürgerlichen Gesellschaft füglich nicht anders als im Verein mit äußerer Form gedacht werden kann, so ist es wohl natürlich, daß dieses Bedürfniß, dieses Verlangen nach kirchlicher Feier sich nirgends lebhafter ausspricht als im Kriege, wo lebendiger als in irgend einer andern Lage des Lebens der Gedanke sich dem Menschen aufdringt, daß jede Stunde die letzte seines irdischen Daseins sein kann, und so sein Sinn, von dem Irdischen gewaltsam abgezogen, dem Ernsten und Ewigen sich zuwendet. Alle Zeiten und alle Völker haben es daher mit einander gemein, ihre religiösen Gebräuche auch in ihren Feldlagern, ja selbst häufig dort mit besonderer Feierlichkeit und besonderem Prunk zu begehen. Die Priester des Heidenthums verrichteten dort ihre Opfer, flehten um Sieg an den Altären ihrer Götter und verkündeten Erfolge aus den Eingeweiden der Opferthiere und aus dem Fluge der Vögel; und dasselbe thun noch heute, jeder nach seinem Glauben, seinem Gefühl, der türkische Mufti, wie der Priester, Pope und Prediger der christlichen Confessionen. W.

Feldschanzen, s. Schanzen.

Feldscherer, veralteter Ausdruck für Militairärzte (s. d.).

Feldschlange, s. Geschütz.

Feldschmiede nennt man bei der Artillerie einen Wagen, auf welchem ein kleiner Schmiedeherd angebracht ist und zugleich ein Amboß, das nöthige Schmiedehandwerkszeug, ein kleiner Kohlenvorrath u. s. w. transportirt wird, so daß man mit diesem Apparat schadhaft gewordene Eisentheile an dem Fuhrwesen herstellen und Pferde beschlagen kann. Zu letzterem Behufe hat man bei der Cavalerie noch kleinere Vorrichtungen, welche auf Packpferden transportirt werden*). Ry.

Feldschützen, s. Artilleristen.

Feldstücke, ehedem so viel als Feldgeschütze (s. d.).

Feldverpflegung. In Rücksicht der größeren Beschwerden und Anstrengungen wird fast bei allen Armeen den Soldaten im Felde oder schon auf längeren Märschen eine reichlichere und in der Qualität bessere Verpflegung zugestanden, als sie in ihren Garnisonen erhalten und diese mit dem Namen Feld- oder Marschverpflegung bezeichnet (s. Verpflegung). W.

Feldwachen nennt man diejenigen Wachen, welche zur Sicherung cantonirender oder lagernder Truppen im freien Felde aufgestellt werden. Im offnen Terrain werden sie vorzugsweise von der Cavalerie, im bedeckten Terrain von der Infanterie, im gemischten Terrain von beiden Waffengattungen gegeben. Besondere Umstände, hauptsächlich Mangel an einer oder der andern Waffengattung, können Abweichungen von dieser Regel herbeiführen.

Die Feldwachen bilden die dem Feinde zunächst stehende Postenreihe im Vorpostensystem (s. d.); sie sollen das vorliegende Terrain genau beobachten, die Zugänge zu den rückwärtigen größeren Vorpostendetachements bewachen und auch nöthigenfalls vertheidigen, wodurch sie eine besondere Wichtigkeit erlangen.

Sowohl zu ihrer eigenen Sicherheit, als um das Geschäft der Beobachtung zu erleichtern, stellen die Feldwachen auf Puncten, die eine weite Umsicht gewähren, Vedetten aus (s. d.), welche alle zwei Stunden, bei strenger Kälte rc. auch öfter abgelöst werden. Die Anzahl der nothwendigen Vedetten giebt den Maßstab für die Stärke der Feldwachen; soll fleißig patrouillirt werden, so müssen die Feldwachen noch stärker sein, als die Ablösung der Vedetten erfordert, doch macht man sie nicht gern stärker als 50 bis 60 Mann.

Stehen Feldwachen an Hauptstraßen, Brücken oder andern den Angriffen des Feindes ausgesetzten Puncten, so muß ein stärkerer Trupp zu ihrer Unterstützung oder Aufnahme in der Nähe sein, (siehe Soutien und Replipostén.)

Wenn die rückwärtigen Truppen nur ein Marschlager bezogen haben, d. h. heute angekommen sind und morgen weiter marschiren, so ist es hinreichend, daß die Hauptzugänge durch Feldwachen besetzt werden, denn bevor der Feind die Lücken unserer Aufstellung kennen lernen und daraus Nutzen ziehen kann, sind wir schon wieder abmarschirt. In diesem Falle müssen sich die Feldwachen wo möglich ringsum mit Vedetten umgeben, denn es kann zwischen ihnen keine directe Verbindung Statt finden, man sendet höchstens Patrouillen rechts und links. Wenn aber die Truppen mehrere Tage auf einer Stelle bleiben, so müssen die Feldwachen mit größerer Sorgfalt aufgestellt werden, damit es den feindlichen Patrouillen nicht gelingt, unbemerkt durchzukommen.

---

*) Nach Froisart Vol. I. Cap. 210, befanden sich bereits bei dem Heere, welches Eduard II. von England nach Frankreich führte, Feldschmieden auf Wagen. d. R.

Die Entfernung der Feldwachen von einander wird in diesem Falle nicht über 800 bis 1000 Schritt betragen dürfen. Stehen sie weiter aus einander, so sind die Flügelvedetten von ihren Feldwachen so entfernt, daß bei ungünstigem Wetter ihr Signalschuß kaum gehört werden kann; auch wird die Mannschaft durch das Ablösen der Vedetten zu sehr ermüdet. Man hilft sich in diesem Falle durch Zwischenposten und Patrouillen.

In der Regel entzieht man die Vedetten und Feldwachen gern den Blicken der feindlichen Patrouillen und stellt sie verdeckt auf; doch müssen erstere eine möglichst freie Umsicht haben, diese Rücksicht überwiegt alle andere. Soll die Feldwache gleichzeitig einen Punct (Brücke, Hohlweg rc.) vertheidigen, so muß sie natürlich in dessen Nähe stehen; ist sie aber nur auf allgemeinen Widerstand angewiesen, so steht sie am besten hinter der Mitte der Vedettenlinie.

Das Verhalten der Feldwachcommandanten bei der ersten Besetzung des Postens, bei der Ablösung, bei der Annäherung befreundeter und feindlicher Parteien, bei der Ankunft von Parlementairen, Deserteuren, inspicirenden Stabsofficieren, bei wirklichen Angriffen und andern dergleichen Vorfällen, ist theils durch die in jeder Armee bestehenden Dienstvorschriften geregelt, theils in vielen Büchern ausführlich beschrieben worden, die dem Officier hinlänglich bekannt sein dürften. Pz.

Feldwaibel oder Feldwebel nannte man sonst und auch noch jetzt das Haupt der Unterofficiere einer Compagnie Infanterie. Zur Zeit der Errichtung der deutschen Landsknechte durch Georg von Frundsberg (s. d.) hatte der Feldwaibel für die taktische Ordnung und technische Ausbildung der Mannschaft zu sorgen. Man wählte hierzu gewöhnlich einen gesetzten und erfahrenen Kriegsmann. Er mußte sich auf die Bildung der gevierten Ordnung (die Colonne der Neuern) verstehen, die vordersten und hintersten Glieder mit den mannhaftesten und am besten gerüsteten Knechten besetzen, die mit Hellebarden und kurzen Wehren bewaffneten Knechte unter die Spießer mischen und die Hakenschützen vortheilhaft placiren. Kurz, er war in dem Fähnlein das taktische Factotum.

Durch Beredtsamkeit und Klugheit mußte sich der Feldwaibel Ansehen und Anhang zu verschaffen suchen; er durfte dem Angeklagten beim Profoß und Schultheiß (Auditeur) das Wort reden; er hatte schiedsrichterliche Gewalt unter uneinigen Knechten, und war bei Meutereien oft der brauchbarste Vermittler zwischen Hauptleuten und Knechten, weil er aus deren Mitte hervorgegangen, von ihnen gekannt und geachtet wurde, hauptsächlich auch für ihre kleinen Bedürfnisse zu sorgen hatte. Der Feldwaibel war ferner Beisitzer im Gericht über Malefizfälle, und so oft „Gemeine gehalten" wurde, hatte er die Umfrage bei den Einzelnen. Er holte täglich die Losung (Parole und Feldgeschrei der Neuern) beim Obersten und stellte im Lager die Sicherheitswachen aus. Für diese wichtigen Dienste erhielt der Feldwaibel den vierfachen Sold der Landsknechte; bei der Musterung wurde ihm ein mannhafter Bursche gut gethan, der im Nothfalle bewaffnet in Reihe und Glied trat. Aus den Feldwaibeln wurden gewöhnlich die Lieutenants gewählt; doch zogen sie es oft vor, in ihrer viel einflußreichern Stellung zu verbleiben.

Die größere Sorgfalt der Hauptleute der Neueren für die Ausbildung ihrer Compagnien und der ausgedehntere Wirkungskreis, den die Subalternenofficiere erhalten haben, hat den Feldwebeln einen großen Theil ihrer früheren Wichtigkeit entzogen; doch ist ihr Einfluß auf den guten Zustand der Compagnie immer noch sehr bedeutend, indem sie ein wachsames Auge

auf Alles haben, und namentlich darauf sehen müssen, daß die Befehle und Anordnungen des Hauptmanns in allen Stücken pünctlich befolgt werden. Der Feldwebel empfängt die Befehle unmittelbar vom Hauptmann, theilt sie den anderen Officieren mit und setzt sie durch die Unterofficiere in Vollzug. Er steht in demselben Dienstverhältniß zum Hauptmann, wie der Adjutant zum Commandanten, hat aber verhältnißmäßig mehr Gewalt über die Truppe als jener. Pz.

Feldwege (Terrainl.), s. Wege.

Feldzeichen. Im weitesten Sinne Alles, was eine Truppe trägt, um sich von andern, sowohl Feind als Freund, zu unterscheiden. Besonders versteht man darunter Fahnen und Standarten, jedoch auch bloß gewisse von mehreren Nationen zu besonderer Unterscheidung gewählte Farben, die in verschiedenen Stücken des militairischen Schmuckes, wie in der Schärpe, der Degenquaste (Portepee), den Verzierungen der Kopfbekleidung u. s. f., sich wiederholen und durch Ableitung, wo dies der Fall ist, auch die genannten Stücke selbst. So bilden gelb und schwarz das östreichische, weiß und schwarz das preußische, weiß, schwarz und gelb das russische, gelb und blau das schwedische Feldzeichen u. s. f. (vergl. auch Nationalfarben, Nationalmilitairabzeichen). Im entferntesten Alterthume waren die Feldzeichen so einfach wie die erste Bewaffnung selbst, und die verschiedenen Nationen oder Parteien gebrauchten als Erkennungszeichen im Kampfe die gewöhnlichsten Dinge, wie Heubündel, Baumzweige, Vögel- und Thierköpfe, an der Bewaffnung jedes Einzelnen angebracht oder für ganze Abtheilungen an Stangen befestigt, u. dergl. m. Später wurden die Feldzeichen dauerhafter und reicher, und jedes Volk wollte sich dabei durch etwas ihm Eigenthümliches auszeichnen. So trugen die jüdischen Stämme als Feldzeichen jeder eine Fahne von besonderer Farbe, wahrscheinlich noch mit einem dem Stamme eigenthümlichen Zeichen versehen, wie der Löwe beim Stamm Juda rc. Die heidnischen Nationen wählten dazu die Abbildungen ihrer Götzen, wie die Aegypter den Stier, das Krokodil, die Assyrer die Taube, als Sinnbild ihrer Königin Semiramis, rc. In der Heroenzeit der Griechen galt ein Schild, Helm oder Harnisch, an einer Stange befestigt, als Feldzeichen. Später führten die Athenienser eine Minerva, einen Oelzweig oder eine Eule, die Korinther einen Pegasus, die Messenier ein griechisches M, die Lacedämonier ein Λ, u. s. f. Das Hauptfeldzeichen der Perser, schon vor Cyrus, war eine auf einem Wagen geführte hohe Lanze mit einem an der Spitze befestigten goldnen Adler. Die römischen Feldzeichen, anfänglich auch nur Heu- oder Reiserbündel, bestanden später in Thiergestalten, wovon der große Adler das Zeichen der Legion blieb, ein kleinerer Adler, Wolf, Minotaur, Pferd und Eber aber (wozu nach den Siegen des Trajan auch noch der den Daciern entlehnte Drache kam) mit verschiedenen Zierathen und in verschiedener Zusammenstellung die Cohorten und Manipeln unterschieden, und Stücke farbigen Stoffes, an einem Querholze aufgehangen, mit Inschriften und Zierathen versehen, noch zu andern Bezeichnungen dienten. Solche Feldzeichen müssen in großer Menge vorhanden gewesen sein, da sich auf der trajanischen Säule über 80 verschiedene Arten abgebildet finden.

Die Barbaren, denen das römische Reich erlag, hatten eben so Thier- und Götzenbilder zu ihren Feldzeichen. Die Deutschen knüpften später ein Band an eine Lanze, die der Herzog dem Heere vortrug, und wovon das Wort Fahne (Band, Ban, Fan, Fahne) hergeleitet wird. In Frankreich bestand seit Beginn der Monarchie eine königliche Fahne, die jedoch in Form und Farbe viele Veränderungen erfuhr. Die deutschen Kaiser der frühern

Zeit (wie noch Otto IV. bei Bouvines) scheinen, gleich den römischen Imperatoren, als Panier eine auf einem Wagen erhöhte Standarte geführt zu haben, auf der ein goldner Adler befestigt war. Im Mittelalter führte jeder Ritter sein Fähnlein, die mächtigeren ihr Banner (Panier). Seit Einführung der stehenden Heere haben die Feldzeichen bei den einzelnen Nationen im steten Wechsel sehr viele Veränderungen erlitten, aber doch ihre ursprüngliche Bestimmung, ein Zeichen der Erkennung und des Sammelns im Gefecht zu sein, beibehalten. Von jeher ist ihnen daher auch eine gewisse Ehrfurcht bewiesen, ja eine gewisse Heiligkeit beigelegt worden. Noch heute schwört der Soldat bei und zu seiner Fahne; sie in Gefahr verlassen oder an den Feind verlieren, gilt für entehrend, die des Feindes zu erobern für ruhmvoll. Leider hat in unserer Zeit, wo so Vieles, was den Vorfahren heilig und ehrwürdig war, heruntergerissen oder umgestürzt worden, auch diese Heiligkeit der Feldzeichen sich gemindert. Die Franzosen schickten sie auf ihrem Rückzuge aus Rußland kistenweise verpackt zurück, um sie dem Verlorengehen nicht auszusetzen, und die bei anderen Armeen schon hier und da gegebene Bestimmung, die Feldzeichen aus gleicher Besorgniß nicht mehr mit in's Feld zu nehmen, muß das heilige Panier des Kriegers zu einem gewöhnlichen Signalstock herabwürdigen, bei dessen Anblick sich kein Herz mehr erheben, kein Muth mehr entflammen kann. W.

Feldzeugmeister, (grand maître de l'artillerie), von Zeug, so viel als Geschütz, hieß in früheren Zeiten der Oberbefehlshaber der Artillerie eines Heeres. Jetzt wird dieser Name allein noch in der östreichischen Armee zur Bezeichnung eines hohen Militairgrades gebraucht, der mit der Artillerie in keiner weitern Verbindung steht. W.

Feldzug. Es wird darunter sowohl eine Reihe kriegerischer Operationen, als auch der Zeitraum verstanden, in welchem dieselben unternommen wurden. Bei Kriegen von mehrjähriger Dauer nimmt man in der Regel eben so viel Feldzüge als Jahre an; treten aber von beiden Seiten mehrere Armeen auf, und hat jede derselben ihren eigenen Kriegsschauplatz, so zerfällt der allgemeine Feldzug in mehrere besondere Feldzüge. In den Jahren 1793 und 1794 mußte z. B. Frankreich nach allen Seiten Front machen und hatte außerdem im Innern des Landes noch die Vendéer zu bekämpfen. Die französischen Streitkräfte wurden daher in mehrere Armeen getheilt, und ihnen ein besonderer Wirkungskreis angewiesen. So gab es eine Nord=, Ardennen=, Mosel=, Rheinarmee, eine italienische Armee, eine Ost= und Westpyrenäenarmee, eine Armee des Innern rc.; man sprach ferner von einem Feldzuge am Rheine, in den Pyrenäen rc., worunter jedoch immer nur die Thätigkeit dieser Armeen in dem Zeitraume eines Jahres verstanden wurde.

Nachdem Napoleon in die Kriegführung eine vorher nie gekannte Energie gebracht hatte, wurden die Anstrengungen der Armeen so groß, daß man nach 3 bis 4 Monaten zwar eben so viel und oft noch mehr vollbracht hatte, als früher in einem Jahre, sich aber auch nicht selten zu einem Stillstand der Operationen genöthigt sah, um den Abgang an Streitkräften einigermaßen zu ergänzen. Der Begriff von „Feldzug" wurde dadurch in einen kürzern Zeitraum zusammengedrängt, und die Franzosen machten in diesem Sinne oft zwei Feldzüge in einem Jahre. Einige französische Militairschriftsteller gingen noch weiter und sprachen (1813) sogar von einem Feldzuge bei Bautzen, bei Dresden, bei Leipzig, worunter jedoch nichts weiter zu verstehen ist, als der Cyclus von Operationen, welche den Schlachten

bei Bautzen, Dresden und Leipzig vorangingen, oder die nächste Folge davon waren.

Um jedoch mehr Klarheit und Bestimmtheit in die Vorstellungen vom Kriege zu bringen, wird man dabei stehen bleiben müssen: die Operationen einer Armee im Laufe eines Jahres einen „Feldzug" zu nennen. Pz.

Felucke ist ein kleines, im mittelländischen Meere gebräuchliches, den Galeeren ähnliches Fahrzeug. Es wird vorzugsweise nur zur Beschützung der Küsten verwendet, ist 52 F. lang, 12 F. breit, führt 2 zweipfündige Kanonen und 32 Drehbassen (s. d.), hat 2 Masten und 12 Ruder.

Ferdinand I., König von Castilien, wegen seiner Frömmigkeit und Tapferkeit der Große genannt, wurde um das Jahr 1000 geboren. Er war ein Sohn Sancho's des Aeltern, Königs von Navarra. Sancho hatte, noch ehe er 1035 meuchlings ermordet wurde, sein Reich unter seine 3 Söhne vertheilt. Der älteste, Garcias, erhielt Navarra; Ferdinand hatte schon bei Lebzeiten des Vaters mit Einwilligung seiner Mutter, Nuña Elvira, die Herrschaft von Castilien übernommen; dem jüngsten Sohne Gonzalez, wurde Sobrarva und Ribagorza zu Theil. Ramiro, ein unehel. Sohn Sancho's, bekam Aragonien, außer einigen Schlössern, welche dem Garcias zufielen. Alle vier führten den Königstitel. Durch diese Theilung des Reichs streute Sancho den Samen der Zwietracht unter seinen Söhnen aus. Das Reich Leon stand unter der Herrschaft Bermudo's III., dessen Schwester an Ferdinand vermählt war. Dies war der damal. Zustand der christl. Staaten Spaniens. Der maurischen Reiche gab es beinahe so viele, als Hauptstädte in den von den Arabern eroberten Ländern. Cordova behauptete wegen des Alters seiner Herrschaft, obwohl es durch innere Zwistigkeiten geschwächt war, das meiste Ansehen; außerdem gab es noch zu Sevilla, Toledo und Saragossa kleine Maurenfürsten, welche aber von der weit überlegenen Macht der christlichen Staaten leicht hätten vertilgt werden können. Aber die Streitigkeiten, welche unter den königlichen Brüdern plötzlich ausbrachen, verhinderten dies. Garcias reiste, entweder in Folge eines Gelübdes, oder um ein an der Mutter begangenes Unrecht, die er fälschlich des Ehebruchs beschuldigt hatte, zu büßen, noch vor dem Tode seines Vaters nach Rom. Ramiro, welcher die Reise des Bruders zur Vergrößerung seiner Macht benutzen zu können glaubte, verband sich mit einigen kleinen Maurenfürsten und griff Tafalia in Navarra an. Garcias kehrte zurück, nöthigte durch einen plötzlichen Ueberfall den Bruder, die Belagerung aufzuheben, eroberte ganz Aragonien und zwang ihn zur Flucht nach Sobrarva und Ribagorza, auf welcher Ramiro nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam. Dies war der Anfang zu großen Bewegungen. In Leon war man dem Ferdinand nicht eben geneigt, weil dieses Reich früher durch Sancho's und Ferdinand's Waffen geschmälert worden war. Angesehene Leoner reizten daher den König Bermudo, sich an Ferdinand zu rächen, da jetzt zwei Brüder im Streite lägen, Ferdinand aber wegen seines beschränktern Gebietes nur geringe Streitkräfte habe. Bermudo sammelte daher ein tüchtiges Heer und begann den Krieg zur Wiedererlangung der verlornen Theile des Reichs. Ferdinand rief seinen mächtigern und siegreichen Bruder Garcias zu Hilfe. Im Thale Tamara bei der Stadt Lantada stießen die feindlichen Heere auf einander. Von beiden Seiten ward mit aller Anstrengung gestritten; Bermudo, seiner Tapferkeit und seinem schnellen Rosse vertrauend, stürzte sich mitten unter die Feinde, um mit Ferdinand persönlich die Waffen zu messen; aber von einer Lanze durchbohrt, sank er zu Boden. So verlor er Leben und Herrschaft zugleich. Ferdinand zog nun vor Leon, um als Gemahl der Schwester des ohne Leibeserben ge-

fallenen Königs sein Recht auf dieses Reich zu verkünden. Die Thore der Stadt wurden ihm nach einiger Zögerung geöffnet; Adel, Klerus und Volk huldigten ihm (d. 22. Juni 1038) bei seiner feierlichen Krönung in der Kathedralkirche als König von Castilien und Leon. Durch diese Vereinigung zweier Reiche ward er der mächtigste aller spanischen Könige seiner Zeit. Als er den innern Zustand seines Reiches geordnet und befestigt hatte, unternahm er einen heiligen Krieg gegen die Mauren, zog mit einem starken Heere nach Lusitanien an den äußersten Gebieten des Duero und entriß ihnen in zwei Feldzügen (1044 — 1048) Viseu, Lamego und nach 7monatlicher Belagerung Coimbra. Unterdessen waren die Mauren in Altcastilien eingefallen. Ferdinand wendete deßhalb seine Waffen dorthin und trieb sie in ihre Grenzen zurück; er zerstörte viele von den damals durch ganz Spanien zerstreut liegenden Warten oder Wachthürmen, von welchen aus sie die Unternehmungen der Feinde erspäheten und durch Rauch ihren Nachbarn kund machten, und bewog durch sein Vordringen den geängstigten König von Toledo, Ali-Mamun, mit allen seinen Schätzen in Ferdinand's Lager zu ziehen, um den Frieden sich zu erkaufen. Auch die Maurenkönige zu Saragossa und Sevilla unterwarfen sich. Ihnen allen wurde vom Sieger ein jährlicher Tribut auferlegt. Zwei Jahre hatte Ferdinand nun Waffenruhe, als er 1053 gegen seinen Bruder Garcias wegen des Besitzes einiger streitigen Plätze einen neuen Krieg zu führen genöthigt war. Des Garcias Trotz vereitelte alle Aussöhnung. Unweit Burgos kam es zwischen den Brüdern zur Schlacht. Der traurige Sieg entschied sich für die Castilianer; Garcias fiel, von zweien seiner Soldaten mit einer Lanze durchbohrt. Ferdinand gewährte den Navarrern freien Abzug und seinem Neffen Sancho friedlichen Besitz des väterlichen Reichs. Diese und spätere Unruhen suchten die Mauren zu benutzen, um das ihnen von Ferdinand auferlegte Joch abzuwerfen, und es schien, als wenn sie in Carpetanien (dem heutigen Toledo) und Celtiberien (dem Mittellande) sich der Macht des Königs entziehen würden; denn er war schon bejahrt, der vielen und schweren Kriege müde, überdies aber die Staatskassen erschöpft. Doch seine Gemahlin Sancha, ein Weib voll männlichen Muthes und voll Eifers für die Religion, bewog ihn, einen neuen Feldzug zu unternehmen, und unterstützte denselben durch bedeutende Summen aus ihrem Privatschatze. Ferdinand drang siegreich längs dem Ebro vor, machte in Catalonien und Valencia große Beute und zwang die maurischen Fürsten, den jährlichen Tribut wie bisher auch ferner zu entrichten. Bei Valencia fühlte er die Nähe seines Todes und ließ sich in einem Feldbette nach Leon bringen. Soldaten und Officiere wetteiferten, ihn zu tragen, so beliebt war der siegreiche König und Held. Er kam den 24. December 1065 zu Leon an und starb, nachdem er das Weihnachtsfest noch mit vieler Andacht gefeiert hatte, den 27. Decbr. Er wurde in dem von ihm erbauten und zum Erbbegräbnisse bestimmten, Tempel des heil. Isidor neben seinem Vater Sancho beigesetzt. — (Bearbeitet nach Mariana's span. Gesch., 1 Thl., 9. Buch, 1 — 7. Cap.) La.

Ferdinand III., König von Castilien, mit dem Zunamen des Heiligen, 1220 vermählt mit Beatrix, Tochter des ehemaligen deutschen Kaisers Philipp. Seit 1217 König von Castilien, bestieg er im J. 1230 beim Tode seines Vaters Alfons IX. auch den Thron von Leon und vereinigte nun beide Reiche auf immer, indem er die Untheilbarkeit derselben und das Recht der Erstgeburt als Grundgesetze für alle folgenden Zeiten feststellte. Castilien und das neben ihm mächtig emporstrebende Arago-

nien waren jetzt die beiden Hauptstaaten des christlichen Spaniens; Navarra dagegen, welches 1234 nach dem Tode König Sancho's VII. an den Grafen Theobald von Champagne kam, hatte wenig Bedeutung und Macht. Ferdinand der Heilige griff das mächtige Cordova an, an dessen Besitz, weil es immer die Hauptstadt der arabischen Herrschaft gewesen war, bei den Mohammedanern der Glaube an die Fortdauer derselben haftete. Vergebens leisteten die Einwohner den heftigsten Widerstand, Cordova mußte sich am 29. Juni 1236 den Christen ergeben, nachdem es 522 Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen war. Die Bestürzung der Araber war außerordentlich, und bald nachher, 1238, oder, wie Mariana (span. Gesch. 2. Thl., 12. Buch, 18 Cap.) erzählt, noch vor der Einnahme von Cordova verloren sie den tapfern und mächtigen Maurenfürsten Aben-Hud, welchen einer seiner Günstlinge verrätherisch ermorden ließ. Aben Alahmar, König von Granada, verzweifelte am Widerstande, begab sich in Ferdinand's Schutz, verpflichtete sich zu Zinszahlung und Heeresfolge, und überlieferte ihm die von den Christen hart bedrängte Stadt Jaen (1245). Der siegreiche Ferdinand wandte nun seine Waffen gegen Sevilla. Sein Landheer rückte vor die Stadt, seine Flotte besetzte den Ausfluß des Guadalquivir. Von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht; nur erst der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Belagerten nach einem 16 monatlichen Widerstande zur Uebergabe (1248). Die Bewohner erhielten die gewöhnlich zugestandene Erlaubniß, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen. 300,000 Mauren sollen Sevilla verlassen haben; sie gingen theils nach den noch übrigen arabischen Gebieten, theils nach Afrika. Zwei Jahre darauf unterwarf sich Ferdinand auch Xerez de la Frontera, Medina Sidonia, Cadiz und mehrere andere Plätze. Endlich wollte er durch einen Angriff auf Afrika selbst den Quell aller frischen Kräfte des Feindes verstopfen; schon wurde an den Gestaden Biscaya's auf seinen Befehl eine neue und zahlreichere Flotte gebaut, als ihn eine Krankheit befiel, an welcher er 1252 zu Sevilla starb. Er regierte in Castilien 35 Jahre, in Leon aber ungefähr 22 Jahre. „Er war," sagt Mariana, „mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers begabt, und Viele haben nicht zu entscheiden gewagt, ob er tapferer, oder heiliger, oder glücklicher gewesen sei." (S. Mariana span. Gesch., 2. Thl., 12., 13. Buch.) La.

Ferdinand V., König von Aragonien und Isabella von Castilien. Ferdinand, wegen seines Eifers für die katholische Religion der Katholische genannt, war der Sohn Johann's II. von Aragonien zweiter Ehe und wurde 1453 geboren. Erst 16 Jahr alt und muthig kämpfend gegen die Catalonier, vermählte er sich im J. 1469 mit der schönen, geistvollen und reichen Tochter Johann's II. von Castilien, Isabella. Durch diese Vermählung ward der Grund gelegt zur Vereinigung aller einzelnen Königreiche Spaniens, welche im Jahre 1516 völlig zu Stande kam. Isabella bestieg nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich's IV., mit Ausschluß ihrer ältern Schwester Johanna 1474 den Thron von Castilien, weil ein großer Theil der Reichsstände sich für sie erklärte; dem andern Theile nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro 1476 die Zustimmung ab. In Aragonien, wo Johann die Catalonier bezwungen hatte, folgte nach dem Tode desselben 1479 Ferdinand als König. Ferdinand und Isabella, oder die beiden Könige, wie wie sie in der spanischen Staatssprache genannt wurden, regierten zwar gemeinschaftlich, jedoch so, daß beide Reiche noch immer ihre besondere Verfassung behielten und Ferdinand's Einfluß auf die Regierung Castiliens

gleich bei seiner Vermählung durch besonderes Uebereinkommen beschränkt worden war (s. Mariana's span. Geschichte, 23. B., 14 Cap.). Darin waren sie indessen einig, daß die königliche Macht in beiden Reichen von dem Adel und der hohen Geistlichkeit möglichst unabhängig gemacht werden müsse. Mit kluger Benutzung der Zeitumstände wußten Beide die Besetzung der Bisthümer an sich zu bringen. Um einen allgemeinen Landfrieden einzuführen, wurde dem Adel die richterliche Gewalt genommen und die Gerichtshöfe mit Rechtsgelehrten besetzt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe wurde von den Bürgern jeder Stadt unter königlicher Sanction eine stehende Miliz errichtet, die heilige Brüderschaft (la santa hermandad) genannt. Bei allen diesen Unternehmungen stand Isabellen der staatskluge Cardinal Ximenez berathend zur Seite. Durch die zahlreichen Mauren und Juden hatte Spanien einen sehr bedeutenden Bestandtheil nichtchristlicher Bevölkerung', und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandener Religionseifer, auch Habsucht, welche vorzüglich durch die außerordentlichen Reichthümer der Juden gereizt ward. Dies veranlaßte die Einführung der Inquisition, welche 1483, wo der blutdürstige Dominikaner und Beichtvater der Königin, Thomas v. Torquemada, als erster Großinquisitor in Spanien auftrat, bestehendes Tribunal wurde und anfangs mehr politische als religiöse Zwecke verfolgte; denn da die Inquisitoren königliche Beamte waren, und die Regierung das Recht hatte, sie einzusetzen und zu entlassen, so diente ihr das Gericht als das bequemste Werkzeug, sich jedes ihr Verdächtigen unter dem Vorwande der Ketzerei zu entledigen. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Auch die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen der Krone anheim. So ward der große Charakter eines lebendigen und kräftigen Volkes immer mehr verdüstert und eingeschüchtert. Ein anderer Kunstgriff Ferdinand's, wodurch er den unmittelbarsten Einfluß auf alle ständischen Berathungen, ja selbst auf die Schicksale der größten adeligen Familien bekam, bestand darin, daß er sich nach und nach das Großmeisterthum der drei zahlreichen Ritterorden Spaniens übertragen ließ und dasselbe auf ewig mit der Krone verband. Es war ferner Ferdinand's und Isabellen's vereinte Macht, welche der Herrschaft der Mauren in Spanien nach einer Dauer von 779 Jahren durch die Eroberung des Königreichs Granada 1492 völlig ein Ende machte. Wohl kostete ihn dies einen langwierigen und blutigen Krieg; aber die Religiosität des Zeitalters hielt dieses Unternehmen für so rühmlich und verdienstlich, daß französische und deutsche Ritter nach Spanien zogen, um als Freiwillige gegen die Ungläubigen zu fechten, ja daß Isabella diesen Feldzügen persönlich zu Rosse beiwohnte und die Streiter ermunterte. Ferdinand schlug das eroberte Reich zu Castilien. Anfangs hatte man den Mauren in Granada für ihre Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugesichert; aber nach 7 Jahren verlangte man von ihnen, sich entweder taufen zu lassen, oder bei Todesstrafe das Land zu räumen. Viele wanderten aus; andere wurden aus Zwang Christen und gaben in stetem Verdachte des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige der blutigen Inquisition häufigen Stoff zu Verfolgungen. Die Juden hatte schon früher (1481) ein gleiches Loos betroffen. Kaum war Granada erobert, so erließen Ferdinand und Isabella eine Verordnung, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, dieselben innerhalb eines Monats verlassen sollten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen, aber Gold, Silber und Edelsteine sollten sie nicht mitneh-

men dürfen. Gegen diese Mißgriffe ihrer engherzigen Politik, welche dem Lande tiefe Wunden schlug, wurden die beiden Könige durch die großen Aussichten auf Länderbesitz und Goldquellen entschädigt, welche sie der Entdeckung von Amerika (1492) durch Colombo verdankten, den Isabella mit 3 kleinen Schiffen zu seinen Entdeckungsreisen unterstützt hatte. In rastlosem Streben suchte Ferdinand seine Macht nicht nur von Innen immer mehr zu befestigen, sondern auch auf jede Weise nach Außen zu erweitern. Geschickte Minister und tapfere Feldherren begünstigten seine Unternehmungen. So sendete er seinen Feldherrn, Gonsalvo von Cordova (s. d.), nach Italien, und die hinterlistige Erwerbung Neapels (1503), wobei er nicht bloß den König Friedrich von Neapel selbst, sondern hauptsächlich den mit ihm verbündeten Ludwig XII. von Frankreich täuschte, gab der Macht Spaniens durch die seit langer Trennung wieder bewirkte Vereinigung Neapels mit Sicilien einen bedeutenden Zuwachs. Doch war auch ihm eine bittere Kränkung aufbehalten. Seine Gemahlin Isabella, welche mit der Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts den Muth eines Helden, die Staatsklugheit eines Ministers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers vereinigt gezeigt hatte, starb den 26. Novbr. 1504. Castilien fiel dadurch keineswegs an Ferdinand, sondern an dessen mit Isabella erzeugte Tochter Johanna, welche mit dem Erzherzoge Philipp v. Oestreich vermählt war. Zwar wollte Ferdinand, um nicht plötzlich wieder seine Macht auf das kleinere Aragonien beschränkt zu sehen, durch ein untergeschobenes Testament die Regentschaft von Castilien bis zu seines ältesten Enkels Karl Volljährigkeit an sich bringen; allein die castilischen Stände erklärten sich (1506) einstimmig für Philipp v. Oestreich und Johanna. Voll Grimms darüber schloß sich nun Ferdinand an Frankreich an, söhnte sich mit Ludwig XII. aus und vermählte sich mit dessen 18jähriger Nichte, Germaine de Foix; denn obschon 53 Jahr alt, hoffte er doch noch einen Erben aus dieser Ehe zu sehen, und diesem, nicht den Söhnen des verhaßten Philipp, wäre alsdann Aragonien zugefallen. So gedachte er sich zu rächen. Doch die politischen Verhältnisse Spaniens gestalteten sich durch den Tod des erst 28jährigen Philipp (den 25. Sept. 1506), plötzlich anders; denn bei Johanna's bis zu ihrem Tode 1555 fortdauerndem Wahnsinne und ihres Sohnes Karl Minderjährigkeit mußte nothwendig eine Regentschaft in Castilien eingesetzt werden, um welche sich Karl's beide Großväter, Ferdinand v. Aragonien und der Kaiser Maximilian, bewarben. Der mächtige castilische Minister, der Cardinal Ximenz, Isabella's ehemaliger Vertrauter, wußte sie dem Erstern zu verschaffen. Um das nun in sich befestigte und durch die Inquisition seit 1494 gegen alle politische Ketzereien gesicherte Spanien auch nach Außen besser abzurunden, ergriff Ferdinand (1510) in dem italienischen Kampfe, dem er in der heiligen Ligue (s. d.) beitrat, die Waffen gegen den vom Papste mit dem Banne belegten König von Navarra und dehnte durch die Eroberung des auf spanischem Boden gelegnen beträchtlichen Theiles des Königreichs Navarra seine Macht bis an die Pyrenäen aus. Eben so bezwang er im J. 1509 Oran an der afrikanischen Küste, und machte Algier und Tunis zinsbar. Er starb den 23. Januar 1516 an der Wassersucht, ohne von seiner zweiten Gemahlin Germaine Kinder zu hinterlassen, so daß er Aragonien doch an Philipp's Erben überlassen mußte. Er war ein Fürst von Entschlossenheit, Festigkeit und Einsicht, aber ohne Gerechtigkeit und Treue. — (Vergl. Mariana's span. Geschichte, 3. Thl., 20 — 30. Buch.) La.

Ferdinand, Karl Joseph von Este, zweiter Sohn des Erzherzogs Fer-

dinand, Erzherzog von Oestreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Prinz von Modena, k. k. General der Cavalerie und Gouverneur von Gallizien, geb. den 25. April 1781, erhielt 1805 den Oberbefehl des 3. Armeecorps von 80,000 M., besetzte Baiern und stellte sich mit demselben in Schwaben auf. Der Chef des Generalstabes, Generalfeldzeugmeister Mack, ließ sich in seiner Stellung an der Iller zwischen Ulm und Günzburg umgehen und von der Verbindungslinie mit Baiern, Oestreich und Tyrol abschneiden, worauf der Erzherzog, der sich an der Spitze der östreich. Armee befand, am 9. October vom Marschall Ney bei Günzburg geschlagen wurde. Das Schicksal des in Ulm eingeschlossenen Heeres voraussehend, faßte F. den 14. October den Entschluß, sich mit 12 Schwadronen Reiterei durchzuschlagen, gelangte mitten durch die Feinde nach Oettingen, zog die Trümmer des Heeres von Hohenzollern an sich und durchbrach Murat's Reiterei. Doch diese holte bei Gunzenhausen an der Altmühl den Erzherzog, dessen Gesammtmacht sich nicht über 3000 M., incl. 1800 Reiter, belief, wieder ein, konnte es aber nicht verhindern, daß letztere mit Aufopferung des Geschützes und der Infanterie ihren Rückzug fortsetzten. Bei Eschenau abermals vom Feinde erreicht, rettete ihn nur der tapfere Widerstand der Nachhut unter dem General Mecherey, der tödlich verwundet vom Feinde gefangen genommen wurde. Der Erzherzog entkam mit noch nicht 1500 M., die trotz der täglichen Gefechte in 8 Tagen über 50 deutsche Meilen zurückgelegt hatten, am 22. Octbr. nach Eger. Nun erhielt er den Oberbefehl über die k. k. Truppen in Böhmen, organisirte den Landsturm und gewann mehrere glückliche Gefechte gegen die Baiern und deckte mit 18,000 M. den rechten Flügel der verbündeten Armee, bis diese die unglückliche Schlacht bei Austerlitz lieferte.

Der Erzherzog erhielt 1809 den Oberbefehl über den ersten Heertheil, der, 36,000 M. stark, am 15. April über die Pilica in das Herzogthum Warschau einrückte, wo ihm Fürst Poniatowsky bei Rascyn am 19. April mit 12,000 M. tapfern Widerstand leistete. Am 22. übergab Poniatowsky Warschau mit Capitulation, behauptete aber Praga und das rechte Weichselufer. Nachdem Dombrowsky durch seinen Uebergang über die Bzura die Oestreicher am 2. Juni genöthigt hatte, Warschau zu räumen, eroberte zwar der Erzherzog Gallizien, welches die Polen vorher gewonnen hatten, wieder, doch Poniatowsky vertrieb die Oestreicher aus Lemberg und Sendomir, nahm Gallizien für Napoleon in Besitz und besetzte am 15. Juli Krakau. Der Waffenstillstand am 12. Juli zu Znaim machte dem Kriege ein Ende. In dem Feldzuge 1815 übernahm der Erzherzog den Heerbefehl über die östreich. Reserve von 44,000 M., ging am 16. Juni mit 2 Abtheilungen derselben über den Rhein und rückte, nachdem General Colloredo den feindlichen General Lecourbe zwang, sich nach Belfort zu werfen, nach Luneville vor. Seit dem 22. Mai 1816 führt er das Obercommando in Ungarn.

B — e.

Ferraris, Joseph Graf von, östreich. Feldmarschall, Vicepräsident des Hofkriegraths, geb. zu Luneville den 20. April 1726, kam als Edelknabe an den Hof der Witwe des Kaisers Joseph I. und nahm nach Ausbruch des östreich. Erbfolgekrieges Dienste. Bis zum Aachner Frieden zum Hauptmann avancirt, ward er, nachdem er sich im 7jährigen Kriege vorzüglich in der Schlacht bei Hochkirchen rühmlichst ausgezeichnet hatte, 1761 Generalmajor, 1773 Generallieutenant und 1777 Aufseher der Artillerie in den Niederlanden, wo er sich mit der unter seinem Namen bekannten Charte von Belgien beschäftigte. Dieselbe ist eine Fortsetzung der Cassinischen Charte,

erschienen in 25 Blättern und wurde 1777 beendet. Beinahe 70 Jahre alt, focht er im franz. Revolutionskriege bei Famars und Valenciennes noch tapfer, verließ aber im October 1793 die Armee. 1798 ward F. Vicepräsident des Hofkriegraths und 1801 Geheimerath und Feldmarschall. Er starb zu Wien den 1. April 1814. B—e.

Ferentarii waren bei den Römern eine Gattung leichter Truppen, die sich der griechischen Stockschleuder (Fustibalus) bedienten, mit welcher Kieselsteine, auch eichelförmige, mit einem Stachel versehene Bleikugeln geworfen wurden. Man brauchte die Ferentarii auch zuweilen, wie die Balistarii, zur Bedienung der großen Wurfmaschinen. H. S.

Feste Stellungen werden solche Defensivstellungen (s. d.) genannt, welche durch Natur und Kunst so stark sind, daß sie als unangreifbar gelten, d. h. dem Angreifer keine Hoffnung auf Erfolg geben. Sie bilden eine ganz abgesonderte Klasse von Stellungen (s. Stellungen) und haben den Zweck, die in ihr aufgestellte Streitmacht so gut wie unangreifbar zu machen und dadurch entweder wirklich einen (rückwärts liegenden) Raum zu schützen, oder auch nur die Streitmacht, um mit derselben dann auf eine andere Art zur Deckung des Landes unmittelbar zu wirken. Durch bloße Verschanzungen werden dergleichen Stellungen nicht hervorgebracht, es sei denn als verschanzte Lager bei Festungen, aber noch weniger bloß durch natürliche Hindernisse. Natur und Kunst pflegen Hand in Hand zu gehen, und daher werden sie häufig mit dem Namen verschanzter Lager oder Stellungen bezeichnet.

Sollen feste Stellungen den rückwärts liegenden Raum unmittelbar dekken, so müssen sie eine bedeutende Ausdehnung in der Front und starke Stützpuncte für die Flanken haben, wie z. B. die Linien im Elsaß (s. verschanzte Linien). Wo man aber die Mittel einer so langen starken Fronte und guter Stützpuncte nicht hat, da muß, wenn die Gegend überhaupt durch eine wohlverschanzte Streitmacht behauptet werden soll, diese sich gegen das Umgehen dadurch schützen, daß sie und ihre Stellung nach allen Seiten Front macht. Hiermit verschwindet aber auch der Begriff eines wirklich gedeckten Raumes; denn eine solche Stellung ist strategisch wie ein Punct anzusehen. Dadurch wird aber der Feind auf das Vorbeigehen angewiesen, und es kommt nun darauf an, wie weit derselbe dies ohne Gefahr wagen dürfe, was sich zum Theil aus der Lage der festen Stellung gegen des Feindes Verbindungs- und Rückzugslinie ergeben wird (s. Flankenstellungen und Flankenwirkung).

Bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegskunst wird der Vertheidiger seine Streitkräfte nicht leicht in einer festen Stellung zur Unthätigkeit verdammen, sondern vielmehr die Streitkräfte des Angreifers allmälig zu schwächen suchen (s. Defensive). Es kann aber auch der Fall eintreten, daß die große Uebermacht des Angreifers das Beziehen fester Stellungen zur Erhaltung der eigenen Streitkräfte nothwendig macht, und es kommt dann nur darauf an, zu untersuchen, welche Eigenschaften sie haben müsse, um dem Zwecke zu entsprechen.

Die in einer festen Stellung concentrirte Streitmacht muß ihren Unterhalt auf so lange gesichert haben, als man das Behaupten derselben für nöthig erachtet; das kann aber nur geschehen, wenn die Stellung im Rükken einen Hafen hat, wie die Stellung bei Kolberg und Torres Vedras, oder in naher Verbindung mit einer Festung ist, wie die bei Bunzelwitz und Pirna, oder Vorräthe in ihrem Innern oder wenigstens ganz in der Nähe

hat, wie das Lager bei Drissa. In den beiden letzteren Fällen droht jedoch schon Gefahr.

Die nach allen Seiten Front machende Stellung muß verhältnißmäßig einen bedeutenden Raum einnehmen, damit der Feind nicht die darin versammelten Truppen durch ein davor zurückgelassenes kleineres Corps im Schach halten, und mit dem Hauptcorps den Marsch gegen das Operationsobject fortsetzen könne. Es ist daher nothwendig, daß die Seiten der Stellung fast unangreifbar sind. Durch Verschanzungen allein ist dieser Zweck nicht zu erreichen; es ist daher eine Grundbedingung, daß ein solches Lager durch Hindernisse des Bodens, die manche Stellen ganz unzugänglich, andere schwer zugänglich machen, verstärkt werde.

In Rücksicht auf den strategischen Gebrauch solcher Stellungen geht daraus hervor, daß man sich ihrer nur bedienen darf: 1) wenn man einen ganz sicheren Rücken hat; 2) wenn man voraussieht, daß die feindliche Ueberlegenheit nicht groß genug seyn wird, uns in unserem Lager förmlich einzuschließen; 3) wenn man auf einen Entsatz rechnen kann.

Eine dieser 3 Bedingungen ist durchaus erforderlich, wenn die Wahl einer festen Stellung mit der Hauptmacht gerechtfertigt werden soll. Ist aber von einem untergeordneten Corps die Rede, welches zum Besten des Ganzen allenfalls geopfert werden kann, so fallen jene Bedingungen weg, und es fragt sich nur, ob durch eine solche Aufopferung ein größeres Uebel abgewendet wird. Dies wird wohl nur selten der Fall sein; indessen ist es nicht undenkbar. Das verschanzte Lager von Pirna hat z. B. verhindert, daß Friedrich d. Gr. Böhmen schon im Jahre 1756 angriff. Die Oestreicher waren damals so wenig in Bereitschaft, daß der Verlust dieses Königreichs unzweifelhaft scheint, und vielleicht wäre damit auch ein größerer Verlust an Menschen verbunden gewesen, als die 17,000 Sachsen, welche im Lager bei Pirna capitulirten. (S. des Generals von Clausewitz hinterlassene Schriften, 2. Bd.) Pz.

Festungen, Kriegs- oder Waffenplätze (forteresses, places de guerre, places fortes, places) nennt man solche Befestigungen, welche wenigstens bei ihrer Anlage die Bestimmung erhalten, für immer bestehen zu sollen. Die Hauptaufgabe, welche die Befestigungskunst bei ihrer Ausführung zu lösen hat, besteht darin, diesen Plätzen mit umsichtiger Benutzung der Terrainvortheile durch die Kunst eine solche Widerstandsfähigkeit zu ertheilen, wodurch sie mit geringen Streit- und Kraftmitteln so vertheidiget werden können, daß sie den Feind zwingen, will er sie erobern, auf lange Zeit sehr bedeutende Streitmittel darauf zu verwenden (s. Befestigungskunst, und zwar die beständige oder bleibende Befestigungskunst, 1. Bd., S. 448).

Dergleichen Befestigungen von kleinerem Umfange, die zur Behauptung wichtiger Terrainstellen meist in der Nähe größerer Festungen angelegt sind, werden Castells oder Forts (forts), befinden sie sich aber im Innern großer Festungen, und haben sie die Hauptbestimmung, für diese als Reduit zu dienen, Citadellen (citadelles) genannt. (Das Nähere darüber findet man in d. Art. Citadelle und Forts).

Bei sämmtlichen Festungen hat man aber eine zweifache Hauptbestimmung zu unterscheiden, nämlich:

1) solche, die bei einem ausbrechenden Kriege die Grenzen und Zugänge des Landes sichern sollen. Bei ihnen kommt es hauptsächlich meist nur darauf an, die Terrainstelle, auf der sie liegen, zu behaupten. Diese Art hat nur eine rein defensive Tendenz, und die Befestigungskunst muß durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, ihnen eine solche absolute Stärke

zu geben suchen, daß sie die längste Vertheidigungsdauer zu leisten vermögen. Man kann sie (nach Blesson) Festungen mit taktischem Moment nennen.

2) Solche Festungen, die als Niederlage und Aufbewahrungsort der zusammengebrachten Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse dienen sollen. Sie bekommen dadurch eine offensive Tendenz, als in das Ganze des Krieges einwirkende Posten, oder sind Festungen mit strategischem Moment, und es muß daher bei ihrer Anlage Alles vermieden werden, was diesem zuwiderlaufen könnte. Hierdurch wird sich die Lage dieser Festungen meist an den Hauptcommunicationen des Landes, oder auch an schiffbaren Strömen bestimmen, wodurch die Anlage der Magazine und die Erleichterung der Transportmittel begünstiget wird.

Die Haupteigenschaften, welche aber eine jede gute Festung besitzen muß, beziehen sich ebenfalls auf zweierlei Dinge, nämlich auf ihre fortificatorische Tüchtigkeit und auf ihre vortheilhafte Lage. In ersterer Beziehung müssen ihr folgende Eigenschaften zukommen:

1) Sturmfreiheit, d. h. durch Unersteiglichkeit der Umwallung und Sicherung der Eingänge muß der vor ihr erscheinende Feind gezwungen sein, um sie wegzunehmen, mehr Mittel in Anwendung zu bringen, als die Armee zur Feldschlacht bei sich führt.

2) Möglichste Erschwerung des Breschelegens, vorzüglich im Hauptwall — weil durch diese der Feind nur eindringen kann — indem man dem Feinde den Gebrauch seiner Angriffsmittel überhaupt zu erschweren und die Wirksamkeit seiner Breschbatterien zu schwächen sucht.

3) Sicherstellung aller Vertheidigungselemente gegen jede und vorzüglich gegen feindliche Zerstörung; d. h. Lebens- und Kriegsbedürfnisse aller Art müssen darin, je nach ihrer besonderen Bestimmung, entweder bloß für den Bedarf ihrer Vertheidigung, oder auch für die Feldarmee, gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung und gegen feindliche Unternehmungen geschützt, untergebracht werden können.

4) Gelegenheit zu zweckmäßigem Gebrauch und erhöhter Wirkung des Geschützes wie des kleinen Gewehrs, um dadurch die Ausführung und Vollendung aller Belagerungsarbeiten möglichst zu verzögern, als: gegen die Ricochet- und Demontirbatterien, gegen seine Annäherungen und Sappen, gegen die Logements und Breschbatterien am äußern Grabenrande, zur Hinderung des Grabenüberganges, zur Abwehrung des Sturmes auf die Bresche und selbst zur Vertheidigung des Innern der Festung.

5) Längst mögliche Vertheidigungsdauer jedes angegriffenen Außenwerkes theils durch Flankirung und innere Bestreichung, sowohl von Collateral- als auch rückliegenden Werken, theils durch die gegebene Möglichkeit einer zweckmäßigen Benutzung der Offensive.

6) Beschränkung des Raumes, dessen der Feind zu seinen Aufstellungen und zur Entwickelung seiner Streitkräfte beim Angriff bedarf.

7) Erschwerung der feindlichen Festsetzungen durch Vermehrung der Annäherungshindernisse und Entziehung des zur Deckung unentbehrlichen Erdbodens. (Man sehe hierüber z. B. d. Art. Gräben, Minen, Ueberschwemmungen, Abschnitte, Reduits, Demolitionssysteme, Baumpflanzungen, nach).

8) Bei der Anordnung der Lage der Linien und Winkel müssen, ohne auf ihre Regelmäßigkeit Rücksicht zu nehmen,

die Vortheile des Terrains umsichtig benutzt, die Mängel desselben aber möglichst gehoben sein (s. Unregelmäßige Befestigung).

9) Die Offensive gegen den Angreifenden, sowohl vor den Grenzen der Festungswerke, als auch innerhalb derselben, muß durch eine gute Verbindung des Außenterrains und der Außenwerke mit dem Innern der Festung erleichtert und gesichert sein.

10) Endlich die möglichste Ersparniß der Baukosten im Verhältniß der Wichtigkeit des zu befestigenden Punctes und des ihm zu gebenden Widerstandsvermögens. Hierbei das richtige Verhältniß zu treffen, ist eine Hauptaufgabe für die Ingenieurpraxis. Eines Theils ist es nämlich eben so verwerflich und nachtheilig, auf Befestigung von Puncten große Summen zu verwenden, deren strategischer Werth mit jenen in keinem Verhältniß steht, als es andern Theils eine nachtheilige Ersparungssucht ist, wenn man bei der Befestigung eines wichtigen Punctes irgend Etwas unterläßt, was zur Erhöhung von dessen Widerstandsvermögen beitragen kann.

In Bezug auf die Lage muß eine gute Festung folgende Eigenschaften zeigen:

1) Muß diese entweder so beschaffen sein, daß sie sich auf solchen Landeszugängen befindet, die der Feind durchaus überschreiten muß, wodurch derselbe bei Fortsetzung seiner Offensivoperationen unbedingt genöthigt wird, dieselben erst zu erobern, oder sie muß einen so bedeutenden Umkreis des Terrains decken, daß sie dadurch, in Verbindung mit den nebenliegenden Festungen, es dem Feinde unmöglich oder doch sehr gefahrvoll macht, weiter vorzudringen, ohne sich vorher in ihren oder einer Nachbarfestung Besitz gebracht zu haben. Nennt man die Entfernung, bis zu welcher die Vertheidiger ohne Gefahr dahin zweckende Unternehmungen ausführen können, die Atmosphäre oder den Wirkungskreis, Bereich des Platzes, so wird sich diese Eigenschaft guter Festungen auch noch so ausdrücken lassen: eine Festung ist nur dann nützlich zu nennen, wenn sie der Feind unbedingt wegnehmen, oder ihre Atmosphäre oder ihren Wirkungskreis durchschneiden muß.

2) Dabei muß die Terrainumgebung der Festung wo möglich von solcher Beschaffenheit sein, daß sie dem Feinde die Einschließung und Belagerung sehr erschwert und ihn gegen die zum Entsatz anrückenden Truppen in nachtheilige Stellungen zwingt. Endlich:

3) Muß die Lage der Festung die eigenen Operationen innerhalb der Basis erleichtern, als auch die Offensivlinien decken und die dabei Statt findenden Bewegungen begünstigen.

Grenzfestungen, d. h. solche Festungen, die zunächst der politischen Grenze des Landes liegen, sind, wie auch schon vorher erwähnt wurde, hauptsächlich bestimmt, beim Defensivkriege dem Feinde das Ueberschreiten der Grenze zu verhindern oder zu erschweren, und beim Offensivkriege unsere von der Grenze ausgehenden Offensivbewegungen bis zur neuen Operationsbasis zu sichern und zu unterstützen. Hierdurch und nach der natürlichen Beschaffenheit der Grenze richtet sich auch die Wahl der Puncte für die Anlage dieser Festungen. Ist die politische Grenze eines Landes zugleich eine physische, d. h. wird sie durch einen Terrainabschnitt, einen breiten Strom, eine fortlaufende Reihe kleiner Seen und Sümpfe, durch eine hohe Gebirgskette, durch unfruchtbare Wüsten und Steppengegenden, oder endlich durch

das Weltmeer gebildet, so sind die Puncte, welche der Feind zum Einbruch der Grenze am vortheilhaftesten benutzen könnte, und die sonach in Festungen umgeschaffen werden müßten, meist durch das Terrain schon selbst vorgezeichnet. Bei solchen schon durch die Natur mehr oder weniger zugänglichen Grenzen bedarf es dann meist nur geringerer Mittel, um die wenigen Zugänge zu befestigen. Wo aber die Landesgrenze völlig offen, d. h. dem Feinde überall zugänglich ist, wird überhaupt eine größere Anzahl Festungen, bisweilen eine doppelte oder wohl eine dreifache Reihe, zur wechselseitigen Unterstützung nöthig — Frankreichs Grenzen gegen die Niederlande bekamen unter Ludwig XIV. eine solche dreifache Schutzmauer. — Nur wenige Staaten aber vermögen den Aufwand zu erschwingen, den die Anlage und Unterhaltung eines solchen Systems von Festungen kostet; und eben so wenige sind im Stande, die erforderlichen Streitkräfte zusammenzubringen, um so viele Festungen gehörig zu armiren und besetzen. In einem solchen Falle muß man dann von der politischen Grenze so weit zurückweichen, bis man eine durch irgend einen Terrainabschnitt gebildete natürliche Grenze findet, wo weniger einzelne Puncte zu befestigen sind, um ihr die erforderliche Stärke zu geben.

Ist die zu befestigende Grenzlinie eine hohe Gebirgsgegend — z. B. die Pyrenäen zwischen Frankreich und Spanien — so bestimmt sich die Lage der Festungen auf oder in der Nähe der Hauptstraßen, welche über die Gebirge führen. Im Hochgebirge selbst sind kleine Festungen und Forts wegen der Vortheile, die das Terrain meist darbietet, und wo oft eine kleine Besatzung eine ganze Armee aufhalten kann, die einzig anwendbaren Befestigungen, während am Fuße des Gebirges einige Festungen mittlen Ranges die Hauptzugänge decken können. In diese Kategorie gehören: Glaz, Kosel, Silberberg in Schlesien; S. Sebastian, Pampeluna, Urgel, Rosas, Figueras, Gerona an den Pyrenäen gegen Frankreich, Bayonne, Perpignan gegen Spanien; an der Rhone und in den piemontesischen Alpen: Briançon, Epilles, Suza, Pignerol, das Fort Brunette, das Fort Fenestrelles, Coni, so wie auch die verschiedenen Schlösser und Klausen in Tyrol und den östreichischen Gebirgsländern.

In niederen wasserreichen und sumpfigen Gegenden müssen die Festungen eine solche Lage bekommen, daß diese Terrainhindernisse den Festungen zur Verstärkung dienen, und daß dem Feinde dadurch zugleich die zwischen dem unwegsamen Terrain verbleibenden Zugänge gesperrt oder ihre Passage doch sehr gefährdet wird.

Wird die Grenze durch das Meer gebildet, so sind vorzüglich die Häfen zu befestigen, die zum Ausrüsten von Kriegsflotten, oder überhaupt zur Sicherheit und Zuflucht der größeren Schiffe geeignet sind und unbefestiget dem Feinde vielleicht Gelegenheit zu einer Landung geben könnten, wie z. B. in Großbritannien Berwik, Plymouth, Portsmouth und noch mehrere kleinere Hafenschlösser; für Frankreich Toulon, Brest, Calais, Boulogne, Cherbourg; für Spanien Gibraltar, Cadix, Barcellona; für Dänemark Kopenhagen; für Schweden Karlskrona ꝛc.

Große und wichtige Handelsplätze, meist in der Nähe der Mündungen bedeutender Ströme in das Meer liegend, sind größtentheils für den Krieg und den Staat so wichtige Puncte, daß man sich ihrer gewöhnlich durch Befestigungen zu versichern sucht, auch wohl noch außerdem die Mündungen durch Forts und Strandbatterien verwahrt. Antwerpen, Stettin, Danzig können hier als Beispiele angeführt werden. An Meerengen und gro-

ßen Buchten werden Festungen zur Behauptung der Zoll- und Stapelgerechtigkeit angelegt: Helsingör, Messina rc.

Eben so verhält es sich mit Puncten, wo Hauptstraßen große Flüsse überschreiten, und wo sich daher gewöhnlich feste Brücken befinden, die einer Armee sowohl das Vordringen erleichtern, als auch den Rückzug sichern, wie es z. B. bei Coblenz, Straßburg, Cöln, Mainz, ferner bei Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und mehreren dergl. Städten der Fall ist.

Andere Festungen dienen, die Verbindung zwischen getrennten Ländern und Provinzen zu sichern, z. B. Luxenburg, Trento, Stralsund.

Endlich werden auch isolirte Felsenmassen, die in Folge ihrer natürlichen Beschaffenheit zu einem langen Widerstande geeignet sind, noch befestiget, um bei widrigen Ereignissen zur Aufbewahrung des Staatsschatzes und der Archive zu dienen, wie z. B. der Königstein in Sachsen, Silberberg und Kosel in Schlesien, Hohen-Asperg in Würtemberg, Bitsch in den Vogesen, Kufstein in Tyrol und dergl.

Der Wichtigkeit und Größe nach theilt man die Festungen gewöhnlich in 3 Klassen:

Festungen des ersten Ranges sind solche, die 12 Fronten (s. d.) und darüber enthalten. Sie bilden die Hauptwaffen- und Depotplätze für das gesammte Kriegswesen und befinden sich meist an den wichtigsten Confluenzpuncten der Hauptstraßen, Ströme, Canäle und Thäler, oder liegen wenigstens so, daß sie diese hinlänglich decken. Im gebirgigen Terrain findet man selten für ihre Größe eine vortheilhafte Lage, weßhalb man sie meist nur in ebenen Gegenden antrifft. Die Ausdehnung ihrer Festungswerke erfordert gewöhnlich 10,000 bis 15,000 M., bisweilen auch noch mehr Besatzung. Durch eine so bedeutende Kriegsmacht, durch ihre Bestimmung als Hauptdepots der Kriegsbedürfnisse, durch ihre meist so günstige Lage, daß unter dem Schutze ihrer Artillerie und den gewöhnlich vorhandenen Forts sich gute verschanzte Läger zur Aufnahme bedeutender Armeen anlegen lassen, sind es die strategisch wichtigsten Befestigungen. Ohne eine Belagerungsarmee von ungefähr 80,000 M. wird der Feind nie im Stande sein, dergl. Festungen auf mehr als Einer Seite anzugreifen, und die Widerstandsdauer kann selbst dann noch einige Monate sein. Die Blokade einer solchen Festung mit einem schwächern Corps wird gegen eine so starke Besatzung ebenfalls mit vieler Unsicherheit verknüpft sein, sobald es dem Festungscommandanten nicht an Intelligenz, Tapferkeit und Thätigkeit fehlt.

Festungen des zweiten Ranges haben 8 bis 11 Befestigungsfronten und 4000 bis 8000 M. Besatzung. Die größeren bilden die nächsten Niederlagen der Kriegselemente sowohl für offensive, als defensive Operationen. Ihre Lage ist größtentheils auch in ebenen Gegenden, und in Gebirgen werden sie nur bisweilen an solchen Thalmündungen angetroffen, durch welche wichtige Straßen in das Innere des Landes führen. Von ihnen erhält das Acht- und Neuneck gewöhnlich eine Besatzung von 3500 bis 4500 M. Bei einer Lage, welche von mehreren Seiten einen Angriff gestattet, kann eine hinlänglich starke Belagerungsarmee in 20 bis 30 Tagen nach der Eröffnung der Laufgräben auf ihre Uebergabe rechnen. Das Zehn- und Eilfeck fordert meist eine Besatzung von 5000 bis 8000 M. und besitzt je nach der vortheilhaften Terrainlage und der Tüchtigkeit der Festungswerke eine Vertheidigungsdauer nach der Eröffnung der Laufgräben von 40 bis 60 Tagen.

Festungen des dritten Ranges sind die von 6 bis 7 Polygonseiten und einer Besatzung von 2000 bis 3000 M. Sie liegen meist an

den Landesgränzen oder in Gebirgsgegenden zur Sperrung der Zugänge in das rückliegende Gelände. Bei einer offenen Lage, wo sie von mehreren Seiten angegriffen werden können, veranschlagt man ihre Widerstandsdauer meist nur auf 18 bis 20 Tage; ist ihre Lage aber durch das Terrain so begünstiget, daß sie nur auf einer Seite angreifbar sind, und sind die Festungswerke, so wie das Innere genügend mit bombensichern Werken versehen, so können sie wohl auch einige Monate der Eroberung Trotz bieten.

Die noch kleineren Festungen von 4 und 5 Polygonseiten, welche höchstens für 1000 und einige Hundert Mann Besatzung mit dem nöthigen Mund- und Kriegsvorrath Raum fassen, werden gewöhnlich nur als Forts und Citadellen, oder zur Sperrung von Gebirgspässen und Strommündungen (Weichselmünde bei Danzig) angelegt. Bei einem freien Terrain besitzen solche kleine Festungen den großen Nachtheil, daß man sie meist gleichzeitig von 2 Seiten angreifen und ihre Linien, so wie ihr Inneres von allen Seiten enfiliren, im Rücken nehmen und mit Projectilen dermaßen beängstigen kann, daß sie dann, wenn nicht, nach den neuern Grundsätzen der Kriegsbaukunst, die Vertheidiger, ihre Waffen und Kriegsbedürfnisse hinlänglich durch bombenfeste Vertheidigung und Unterkunftsorte gegen diese unwiderstehlichen Zwangsmittel der Belagerungskunst gesichert sind, nach sehr kurzer Zeit vertheidigungslos werden. Bei einer nach diesen neuern Principien ausgeführten Befestigung und bei einer vielleicht noch durch das Terrain begünstigten Lage, wie dies in Gebirgsgegenden oft der Fall sein wird, kann aber auch die Widerstandsfähigkeit solcher Puncte so erhöht werden, daß es bis jetzt wenigstens noch an sichern Erfahrungen fehlt, um die ungefähre Dauer einer solchen Belagerung berechnen zu können. Die Forts um Coblenz, vorzüglich das Kaiser Alexander und Kaiser Franz, können hierzu als Beispiele angeführt werden.

Ob nun aber Festungen überhaupt für einen jeden größeren Staat von eigentlichem Nutzen sind, ist bereits der Gegenstand vielfältiger Untersuchungen gewesen und oft sehr bestritten worden; jedoch hat ihn die ältere und neuere Kriegsgeschichte in unzähligen Beispielen bestätiget. Gerade die größten Widersacher und ärgsten Verächter der Festungen haben am öftersten theure Lehren vor ihren Wällen bezahlen müssen. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in neuern Zeiten, und namentlich seit Vauban, die Ueberlegenheit, die der Angriff über die Vertheidigung erlangt hat, mit Recht die Frage aufwerfen läßt: ob die großen Kosten der Erbauung und Unterhaltung durch den Nutzen einer auf Tage beschränkten Vertheidigung aufgewogen würden? Wenn in dieser Beziehung die Antwort nun auch vielleicht zweifelhaft oder verneinend ausfallen sollte, so dürfte deßhalb aber noch keinesweges gefolgert werden, daß Festungen für einen Staat absolut nachtheilig wären, sondern es spricht dies nur die Nothwendigkeit aus, diesen durch neue Einrichtungen eine größere und das Gleichgewicht herstellende Vertheidigungsfähigkeit zu verschaffen und die Vertheidigung selbst diesem gemäß zu verbessern. Festungen bloß deßhalb zu verwerfen, weil sie genommen werden können, wäre eben so gut, als Armeen abzuschaffen, weil sie dem Schlagen ausgesetzt sind. Wenn nun also hiernach die Nützlichkeit der Festungen im Allgemeinen wohl nicht abgeleugnet werden kann, so ist doch noch eine andere eben so wichtige Frage zu beantworten übrig, wodurch der wahre Nutzen und Vortheil der Festungen erst bedingt wird, nämlich: **wie viel ein Staat Festungen haben muß.** — Festungen können zwar wohl des Feindes rasches Vordringen aufhalten und hemmen, keinesweges aber sind sie bestimmt und vermögend, das zu bewirken, worauf es im Kriege doch eigentlich ankömmt, nämlich des Gegners baldige Vernich-

tung herbeizuführen. Dazu gehört noch eine hinreichend starke, wohl ausgerüstete und gut organisirte Feldarmee. Die Menge der Festungen eines Staates darf deßhalb, im Verhältniß zu dessen Kräften, überhaupt nie so groß werden, daß durch die ihnen unentbehrlich nöthigen Besatzungen die Feldarmee außer Stand gesetzt sei, den Feldkrieg mit Beihilfe jener energisch durchzuführen. Wenn hier ein Mißverhältniß wirklich Statt findet, werden Festungen für einen Staat wahrhaft nachtheilig; denn armirt man die Festungen auf Kosten oder zum Nachtheil der Feldarmee, so wie es für ihre berechnete oder beabsichtigte Vertheidigung nothwendig ist, so wird die dann zu schwache Feldarmee der feindlichen Uebermacht unterliegen und es nicht verhindern können, daß der Gegner trotz der Festungen in das Herz des Staates eindringt, wo dann meist die einzelnen, durch die Befestigungen noch erhaltenen Puncte dem Sieger durch Vertrag ohne Belagerung in die Hände fallen. Läßt man es dagegen, um die Feldarmee nicht zu schwächen, an der nothwendigen Ausrüstung und Besetzung der Festungen fehlen, so werden diese entweder nach kurzer Belagerung fallen und dem Gegner feste Haltpuncte verschaffen, oder dieser begnügt sich damit, die ihm zur Seite seiner Operationslinien liegenden bloß zu blokiren, um die schwachen Besatzungen gegen die Offensive en échec zu halten. Hätte man daher die Wahl zwischen Festungen ohne hinreichende Besatzung, oder einer Feldarmee ohne Festungen, so müßte man Letzteres vorziehen, da der Feind um so leichter wieder vertrieben werden könnte, vorausgesetzt, daß er selbst versäumte, sich feste Haltpuncte — provisorische Festungen (s. d.) — anzulegen. Außerdem macht es aber auch noch ihre Kostbarkeit in aller Hinsicht zur unerläßlichen Pflicht, ihre Zahl auf das unentbehrlichste Minimum zu beschränken. Nicht die Menge der Festungen wird nämlich dem Staate die durch dieselben zu erreichende Sicherheit gewähren, sondern ihre guten Eigenschaften und die daran geknüpfte Möglichkeit, jeder Art des Angriffs kräftig und dauernd widerstehen zu können, dann eine den Umständen und gegenseitigen Verhältnissen angemessene Ausrüstung und Versorgung mit allem Vertheidigungsbedarf, und vorzüglich die active Kraft, welche aus der Intelligenz und dem richtigen Gebrauche der Waffen combinirt und durch Tapferkeit und ruhige Entschlossenheit geleitet wird. Bloß durch die geschickte Verbindung dieser 3 Elemente wird ein System von Festungen, dem Feinde nachdrücklichen und dauernden Widerstand leisten und das Land auf längere Zeit gegen feindliche Besitznahme verwahren können, als es ohne Festungen einer Feldarmee allein möglich werden möchte.

Die absolute Menge der Festungen aber, die einem Staate nöthig und nützlich ist, bestimmt sich nun, mit Berücksichtigung des vorher Angeführten, nach der Ausdehnung der zu befestigenden Grenzen und ihrer absoluten Stärke oder Schwäche, ferner nach der präsumtiven größern oder geringern Neigung der Nachbarn zum Kriege und zur Erweiterung ihres Gebietes in Verbindung mit ihrer Macht und ihren Hilfsquellen, und dann durch die eigenen Landeskräfte, welche von der Bevölkerung, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Industrie und dem Handel abhängig sind.

Nachdem nun durch obige Betrachtungen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Festungen außer Zweifel gesetzt worden ist, dürfte es auch nicht überflüssig sein, den Einfluß anzuführen, den sie auf die verschiedenen Kriegsereignisse ausüben können.

In einem Defensivkriege werden sie:

1) mindestens ihre nächste Umgegend schützen, was bei Colonien, ausgedehnten und vereinzelten Provinzen von großer Wichtigkeit werden kann;

2) uns bei einem Ueberfalle die nöthige Zeit verschaffen, um die activen Streitkräfte zusammenzuziehen — Oestreich sammelt, während Bonaparte Mantua belagert, 4 Armeen. Napoleon sammelt im Schutze der Oder= und Weichselfestungen, sein Heer 1813; —

3) den Feind zu einem behutsamen Vorschreiten zwingen, ihn veranlassen, mit Belagerungen eine edle Zeit zu verlieren, oder seine Kräfte durch Berennungen und Einschließungen zu zersplittern, um seinen Rückzug im Fall eines Unglücks sicher zu stellen. — Die Festungen im Elsaß, die vor sich den Rhein, hinter sich einen Gebirgszug haben, den der Feind überschreiten muß, und wo die Besatzungen ihm jede Communication abschneiden, wenn er es wagt, die Festungen unberücksichtiget zu lassen. Aehnliche Verhältnisse zeigten sich in dem letzten Kriege Rußlands mit der Pforte (1828); auch hier lagen die Hauptfestungen hinter dem breiten Donaustrom, hinter ihnen die Defilés, und man mußte daher erst jene nehmen, ehe man diese passiren konnte; —

4) das eigene Heer decken und ihm feste Puncte bieten, in deren Schutz es ein Gefecht aufsuchen, oder nach Erfordern vermeiden und seine Operationslinie sicher und den Umständen angemessen verlegen kann. Dies ist um so leichter, als bei einem guten Festungssysteme die gehörigen Verbindungen zwischen den verschiedenen Plätzen angeordnet und durch natürliche oder künstliche Hindernisse gedeckt sind. Die Bewegungen des eigenen Heeres werden dadurch weit schneller, als die des feindlichen auszuführen sein, wodurch es dann seine Kräfte vereinen, vervielfältigen und gegen einen stärkeren Feind immer überlegen auftreten kann. — Friedrich von der Pfalz verliert Böhmen durch die einzige Schlacht bei Prag. Karl XII. erobert Polen und verliert es durch die einzige Schlacht bei Pultawa. Leisteten für Napoleon die Festungen nicht das, was hier erwähnt wurde, so lag es zum Theil daran, daß er sie sehr vernachlässiget, zu schlecht armirt hatte, und daß die Gegner ganze Völker gegen ihn anwälzten, wodurch sie, ohne sich zu schwächen, vor jeder der meist ganz kärglich bemannten Festungen ein hinreichend starkes Blokadecorps zurücklassen konnten; —

5) für das eigene Heer als Zufluchtsorte dienen, wo dieses nach einer Niederlage den Verlust ergänzen und neue Operationen einleiten kann;

6) die belagernde Armee direct durch den Verlust schwächen, den sie während der Belagerung erleidet, und indirect durch die Besatzungen, die sie nach der Eroberung darin lassen muß;

7) die Möglichkeit herstellen, einen überlegenen Feind mit gleichen Kräften anzugreifen; indem er gezwungen ist, seine Beobachtungsarmee zu Gunsten des Belagerungsheeres zu schwächen, oder umgekehrt, wodurch dann häufig eine von beiden Unternehmungen mißglückt. — Nicht immer wird es wie bei Mantua gelingen, wo Napoleon die Belagerung aufhob, um dem Entsatz entgegenzumarschiren; aber die Belagerung war doch gestört, und daß sie nachher noch so gut fortgesetzt werden konnte, lag in den glücklichen Conjunctionen der Verhältnisse; —

8) bei guter Vertheidigung eine feindliche Armee fast ganz aufreiben, wenn der Feind mit Beharrlichkeit die Sache durchzusetzen sucht und unsere Plätze ununterbrochene Zufuhr erhalten, wie dies bei Hafenfestungen meist der Fall ist. — Karl V. liegt 3 Monate vor Metz, verliert fast 100,000 M. und zieht ab. Jagello vor Marienburg erleidet gleichen Verlust. Saragossa und Missolunghi endlich sind noch als bekannte Beispiele aus der neuern Geschichte zu erwähnen. —

Für den **Offensivkrieg** werden die Festungen günstig, indem sie:

1) die Möglichkeit herstellen, schnell aus einigen Besatzungen ein Armeecorps zusammenzusetzen und so in des Feindes Land einzubrechen, um vielleicht eine Diversion zu machen oder einer vom Feinde beabsichtigten Eroberung zuvorzukommen;

2) unsere Depots aufnehmen und dies, wenn wir wollen, unbemerkt, und so die Stütz- und Anfangspuncte unerwarteter Unternehmungen abgeben rc.;

3) Ausfälle zur Beunruhigung des Feindes mit geringen Streitkräften möglich machen, die immer vor überlegener Macht Schutz unter den Kanonen der Festung finden;

4) unsere Transporte decken und etwanige Verluste ersetzen, also auch Rückzüge nach erlittenen Unfällen sicher stellen;

5) den Rücken decken, während man in Feindes Land operirt, und

6) die Mittel an die Hand geben, feindliche Plätze rasch zu überwältigen, und die dann, wie unsere eigenen, die ferneren Fortschritte sichern werden. (Die Belagerungen mehrerer span. Festungen unter Wellington). P.

Festungsartillerie kann entweder ein abgesondertes Corps, oder ein abwechselnd dazu commandirter Theil der Feldartillerie sein. Die erstere Einrichtung hat den Vortheil, daß man eine Menge erfahrener und nur zum Felddienst nicht mehr tüchtiger Artilleristen noch eine Zeit lang, selbst mit wesentlichem Nutzen für den Dienst, verwenden kann, aber auch den Nachtheil, während eines langen Friedens leicht in eine Invalidenanstalt auszuarten. Ry.

Festungsbatterien. Hierunter versteht man die verschiedenartigen Geschützaufstellungen innerhalb der Festungswerke. Man kann sie sämmtlich unter 2 Hauptklassen rubriciren, nämlich nach oben offene und bedeckte. Kanonen und Haubitzen werden auf den Wallgängen meist unbedeckt hinter Scharten (s. d.), zum Theil aber auch auf Bänken (s. d.) in den ausspringenden Winkeln aufgestellt. Die Aufstellung hinter Scharten deckt Geschütz und Bedienung gegen das directe Feuer ziemlich gut, besitzt dagegen aber das Nachtheilige, daß der Feind bei der Anlage seiner Belagerungsbatterien diese dem Schartenfeuer leicht entziehen kann. Die Bankbatterien dagegen besitzen den Vorzug, daß sie einen weit freieren Geschützgebrauch möglich machen, können aber wegen der unbedeutenden Deckung, welche bei ihnen Geschütz und Bedienung erhält, nur so lange in Thätigkeit bleiben, als der Feind seine ersten Batterien noch nicht beendiget hat, sobald man seine Geschütze nicht in kurzer Zeit demontirt haben will. Die Vortheile beider Arten der Geschützaufstellung sind aber vereinbar, ohne daß ihre Mängel damit verknüpft bleiben, sobald man sich für diese Geschütze der hohen Walllaffeten nach Gribeauval's Princip bedient.

Bei beiden Arten der Geschützaufstellung findet aber weder das Geschütz, noch die Bedienung Schutz gegen die feindlichen Wurfgeschosse. Will man sich daher auch Schutz gegen diese gefährlichen Projectilen verschaffen, so müssen die Geschützstände eine bombenfeste Ueberdeckung erhalten, und diese Arten der Geschützaufstellungen heißen bedeckte Festungsbatterien. Am vollkommensten, sowohl für den Zweck, als für die Dauer, bedient man sich hierzu der Kasemattirungen. Wie diese eingerichtet und beschaffen sein müssen, findet man in dem Art. Kasematten beschrieben. In Ermangelung der Kasematten läßt sich dieser Zweck aber auch provisorisch durch Blockdecken (s. d.) erreichen. Diese gewöhnlich sogenannten Carnot'schen Wallbatterien können eben sowohl bei niedern, als auch bei hohen Walllaffeten in Anwendung kommen. Die Blockdecken derselben bestehen, wenn sie dem Bombenwurf widerstehen sollen, aus einer Holzdecke von 12 Zoll starken

Balken, die dicht an einander gelegt und dann noch, wie es im Art. Blockdecken näher beschrieben ist, mit Faschinen und Erde bedeckt werden, wodurch sie eine absolute Stärke von 7 — 8 Fuß erhalten. Sie ruhen auf einer Holzzimmerung, welche aus einem obern und einem untern, in die Erde versenkten Rahmen besteht, worein die Tragsäulen des obern Rahmens in Entfernungen von 4 — 5 Fuß eingezapft sind, und alle 15 Fuß müssen die Deckbalken ein solches Traggerüste erhalten. Für die Breite eines Geschützstandes, von der Brustwehr an gerechnet, nimmt man gewöhnlich 20 Fuß, für die Höhe bis zur Decke 7 — 8 Fuß an, und die Länge bestimmt sich nach der Anzahl der Geschütze, welche neben einander aufgestellt werden sollen, wo man dann für jedes 16 — 18 Fuß zu veranschlagen hat.

Sowohl die Erfahrung in der berühmten Belagerung von Gibraltar, als auch die 1794 zu St. Omer angestellten Versuche haben den Nutzen und die Tüchtigkeit solcher bedeckter Geschützstände bewiesen, nur ist es nothwendig, da sie erst während der Belagerung errichtet werden können, daß man das dazu erforderliche Holzwerk, bis zum Zusammensetzen vorgerichtet, unter den Vertheidigungsvorräthen in Bereitschaft hält, damit sie noch beendiget werden können, bevor die ersten Belagerungsbatterien ihr Feuer beginnen (s. Belagerung einer Festung 2c., 1. B., S. 469).

Die Mörser werden ebenfalls in den Festungswerken, und zwar entweder frei oder bedeckt aufgestellt. Vermöge der hohen Bogen, unter welchen sie ihre Geschosse forttreiben, werden diese Geschütze, von den Brustwehren zurückgezogen und meist in den Capitälen der ausspringenden Winkel placirt. Die bedeckten Mörserstände sind entweder Blockdecken, wie sie vorher erklärt wurden, oder es sind Kasematten (s. Kasematten). Bei beiden ist hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Werfen unter den brauchbaren Elevationswinkeln möglich wird. P.

Festungsgeschütze haben im Allgemeinen mehr den Zweck, die Belagerungsarbeiten in ihrem Fortgang aufzuhalten, als feindliche Werke von starkem Profil zu zerstören. Sie müssen vorzüglich sichere Schüsse geben, dem Feind nur ein geringes Ziel darbieten und wenigstens zum größten Theil eine solche Einrichtung haben, daß sie ihre Stellungen häufig wechseln, wo das feindliche Feuer ihnen zu gefährlich wird, ohne Aufenthalt zurückgezogen und zur Vertheidigung der Breschen, oder zur Beschießung neuer, die Belagerungsbatterien maskirender Angriffsarbeiten eben so geschwind wieder aufgestellt werden können. Hierzu sind Kanonen von sehr großem Caliber, wie z. B. 24Pfünder, nicht geeignet; jedoch dürfen dieselben in einer Festung auch nicht ganz fehlen, weil außerdem die Belagerungsartillerie eine noch größere Ueberlegenheit über die Festungsartillerie erhalten würde, als die concentrische Richtung ihres Feuers derselben ohnehin verschafft. Die Kanonen von geringerem Caliber sind theils gewöhnliche Feldstücke, deren man sich zugleich zu Ausfällen bedienen kann, theils zu dem Gebrauch hinter Brustwehren, in Kasematten u. s. w. besonders eingerichtet (s. Vertheidigungslaffeten).

Von vorzüglichem Nutzen sind die Wurfgeschütze, nämlich Feldhaubitzen, Haubitzen von größerem Caliber, aber ähnlicher Construction der Röhre und Laffeten, größere und Handmörser, indem die Wurfgeschütze und ganz vorzüglich die Mörser, welche keiner Schießscharten bedürfen und den Ricochetschüssen nur ein kleines, durch Traversen beinahe vollständig zu deckendes Ziel darbieten, am schwersten von der Belagerungsartillerie zum Schweigen gebracht werden. Nach Cormontaigne ist der Geschützbedarf eines gewöhnlichen bastionirten

6Ecks.	8Ecks.	16Ecks.	
8—10	12—14	30—33	24pfünd. Kanonen.
8—10	12—14	30—33	16 = =
8—10	12—14	30—33	12 = =
6—8	10—12	27—30	8 = =
6—8	10—12	27—30	4 = =
4	5	8	12zöllige Mörser od. Haubitzen.
9	10	15	8 = = = =
9	10	15	Steinmörser,

wobei jedoch wohl die Zahl der Wurfgeschütze etwas zu klein sein möchte und namentlich die Handmörser fehlen. Rouvroy (Vorlesungen über die Artillerie, 3. Thl., S. 376) fordert für ein

6Eck	8Eck	12Eck	18Eck	
6	12	18	24	24pfündige Kanonen
4	6	10	12	16 od. 18pfünd. Kanonen
12	16	24	36	12pfünd. Festungskanonen auf Walllaffeten
12	20	30	40	12pfünd. Kanonen auf Kasemattenlaffeten
2	6	8	12	12pfünd. Feldkanonen
6	8	14	16	6 = =
6	8	12	18	Feldhaubitzen
9	14	21	30	Defensionshaubitzen von großem Caliber
—	4	4	8	12zöllige od. besser 10zöllige Mörser
4	4	8	8	8zöllige Mörser
4	6	10	12	5½ bis 6zöllige Mörser
6	9	15	18	Steinmörser,

wenn die Festungsgräben naß sind. Bei trocknen Gräben für das 6Eck noch 12, für das 8Eck noch 16, für das 12Eck noch 24, und für das 18Eck noch 36 6pfündige Feldkanonen mehr. Ueberdies sind noch 18 bis 30 Handmörser erforderlich. Neuere Festungen, welche viele Vertheidigungskasematten haben, bedürfen natürlich noch eine größere Anzahl von Geschützen. Ry.

Festungssysteme, s. Befestigungsmanieren.

Feuer der Befestigungslinien. Hierunter versteht man die verschiedene Vertheidigungsleistung, welche von der Lage der Befestigungslinien gegen einander abhängig ist.

Jede Befestigung an sich ist nämlich eine bloß todte Masse, eine Schutzwehr für die Waffen und für diejenigen, welche diese gebrauchen. Durch den Gebrauch der Waffen werden die Befestigungen erst belebt, und nach der Wirkung, welche hieraus hervorgeht, bestimmt sich ihr fortificatorischer Werth. Es ist aber ein Hauptgrundsatz der Befestigungskunst (s. Befestigungskunst), daß man durch die Befestigungen die Wirksamkeit des Feuers der Vertheidiger so zu erhöhen suchen soll, daß man eine Ueberlegenheit der Waffenwirkung gegen den Feind gewinnt. Ein Mittel, diesen Zweck zu erreichen, liegt nun unter andern in der Umfangsform der Befestigungen oder in der Zusammenstellung der Befestigungslinien. Um aber prüfen zu können, welche Vertheidigung eine Befestigung nach der Verschiedenheit ihrer Umfangsform zu leisten vermag, muß man einen Maßstab haben, nach welchem man die Vertheidigungsleistung jeder Befestigungslinie zu beurtheilen hat. Dieser Maßstab liegt in der Truppenzahl oder in der Anzahl der einzelnen Feuerwaffen, welche hinter einer Befestigungslinie in Thätigkeit kommen sollen, und in der größern oder geringern Freiheit, womit die Waffen gebraucht werden können. Die Zahl der Vertheidiger oder der Vertheidi=

gungswaffen richtet sich aber nach der Länge der Befestigungslinie, und von dieser Zahl hängt wieder die Stärke des Feuers oder der Menge der Geschosse ab, welche gleichzeitig in den zu vertheidigenden Raum vor der Befestigung versendet werden können, d. i. die Quantität ihrer activen Vertheidigungskraft. Wie sich aber die Summe jener Geschosse über den zu vertheidigenden Raum verbreitet, d. h. wovon die Qualität des activen Vertheidigungsvermögens abhängt, dies bestimmt sich, wenn wir es auf Kleingewehrvertheidigung beziehen, wie der hinter einer Brustwehr in gereihter Ordnung aufgestellte Soldat seine Flinte gebrauchen kann, und wie die Befestigungsform es möglich macht, die entsendeten Schüsse nach einer auf die Praxis begründeten Normalrichtung über den Angriffsraum zu vertheilen, oder auf einzelne Theile desselben ausschließlich zu sammeln. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß auf solche Weise aufgestelltes Fußvolk, wenn es im lebhaften Feuer ist, es mit dem Zielen nicht mehr genau nimmt, sondern die Gewehre meist mechanisch in der Richtung anschlägt, welche mit seiner Aufstelllinie rechtwinklig ist, und vorzüglich muß dies des Nachts geschehen, wo man keine bestimmten Zielpuncte haben kann. Beim Geschütz, wo das Zielen mit mehr Sorgfalt geschehen soll, kann allerdings mit jedem einzelnen Geschütz ein mehr oder weniger großer Theil des Angriffsterrains bestrichen werden, je nachdem die Art der Aufstellung — ob dasselbe nämlich hinter einer Scharte (s. d.) oder auf einer Bank (s. d.) placirt ist — die Bestreichung eines mehr oder weniger großen Gesichtfeldes gestattet; allein immer wird man bei der Vertheidigung von einer geraden Linie aus ebenfalls die senkrechte Richtung der Schußlinien als die Hauptrichtung bei diesem Waffengebrauch betrachten müssen. Hieraus ergiebt sich, daß man als Normal- oder natürliche Richtung der Schußlinien, die rechtwinklige anzunehmen und danach auch die Vertheidigungsleistungen der verschiedenen Befestigungsformen zu beurtheilen hat.

Von einer geraden Linie muß demnach ein Raum gleichmäßig vertheidigt werden, dessen Breite der Länge der Befestigungslinie gleich ist, und dessen Länge von der wirksamen Tragweite der gebrauchten Feuerwaffen abhängt. Bis zu einer gewissen Grenze kann man es bei Kleingewehr- und Geschützvertheidigung möglich machen, das Feuer gegen einzelne Puncte des vor der Befestigungslinie liegenden Terrains zu vereinen. Das von einer solchen Linie entsendete Feuer nennt man Frontalfeuer (feu frontal) und die dadurch erlangte Vertheidigung wird Frontalvertheidigung genannt. Befindet sich zunächst vor der Befestigungslinie ein Graben oder eine Terrainvertiefung, so werden die Schüsse über diese Vertiefungen so hinweggehen, daß, wenn sich der Feind darin befindet, er von diesen nicht getroffen werden kann. Solche des directen Feuers beraubte Räume nennt man todte Winkel (l'angle mort). Sie sind stets für den Angreifenden von großem Vortheil, indem er sich darin gesichert sammeln und den Angriff ungefährdet unterstützen und fortsetzen kann. (Die Mittel, wodurch man die Nachtheile des todten Winkels vermindern oder ganz wegschaffen kann, findet man in dem Art. todter Winkel mit angeführt). Es ergiebt sich hieraus zugleich, daß bloß geradlinige Befestigungen durch ihr Feuer keinen großen Nachdruck und mithin auch keine Ueberlegenheit des Feuers erzeugen können, weßhalb man sich auch von ihnen, so lange sie in ihrer Vertheidigung isolirt bleiben, keinen großen Nutzen versprechen darf.

Stoßen 2 gerade Befestigungslinien unter einem ausspringenden Winkel (s. d.) zusammen, so ergiebt sich, daß jede dieser Befestigungslinien für sich durch sein Frontalfeuer allein vertheidiget ist, daß aber vor dem Win-

kelscheitel, in der Richtung der Capitallinie (s. d.) desselben, auf dem Angriffsterrain ein Raum entstehen muß, wo bei der normalen Vertheidigung keine Schußlinien hinfallen können. Dieser des Feuers beraubte, für die Vertheidigung so nachtheilige Raum, den man den unbestrichenen Raum nennt, wird um so größer, je spitzer der ausspringende Winkel ausfällt, indem er allemal die Ergänzung zu 180° für diesen bildet. Die Nachtheile, welche dadurch mit dieser Befestigungsform verknüpft sind, findet man in d. Art. ausspringender Winkel mit angeführt.

Verwandelt sich der ausspringende Winkel in einen converen Kreisbogen, so gehen die normalen Schußlinien von einer solchen Befestigungsform dergestalt aus, als wenn sie sämmtlich aus dem Mittelpuncte des Bogens kämen. Dieses Feuer, welches man excentrisches Feuer nennt, ist daher divergirend, sich zerstreuend; der dadurch bestrichene Raum wird zwar größer, als der von einer gleich langen geraden Linie vertheidigte, allein die Vertheidigung wird auch in demselben Verhältnisse schwächer, als sich der Raum erweitert, über welchem sie sich verbreiten muß, und dies ist der Fall, je weiter sich die Schußlinien von der Befestigungslinie entfernen. Ein unbestrichener Raum ist daher bei dieser Form gar nicht vorhanden; allein er ist über das ganze vertheidigte Terrain gleichmäßig vertheilt, und eben dadurch wird auch die Vertheidigungsstärke in sich selbst gleichmäßig geschwächt. Ein wesentlicher Vortheil aber, der mit dieser Befestigungsform verknüpft ist, besteht darin, daß sie nicht enfilirt werden kann, wogegen sie aber in der Ausführung der fortificatorischen Praxis so viele Hindernisse in den Weg legt, daß sie bei Feldbefestigungen fast gar nicht, sondern nur bisweilen bei provisorischen und beständigen Befestigungen ihre Anwendung findet.

Bilden aber 2 gerade Befestigungslinien einen einspringenden Winkel (s. d.), so wird man finden, daß sich das von diesen Winkelschenkeln ausgehende Frontalfeuer vor der Winkelöffnung gegenseitig durchkreuzen, oder ein sogenanntes Kreuzfeuer erzeugen muß. Ist der Feind genöthigt, über ein auf diese Weise vertheidigtes Terrain vorzudringen, so hat er darin offenbar eine Ueberlegenheit des Feuers gegen sich. Dieser mit Kreuzfeuer bedeckte Raum hat aber gegen die Verschanzungslinien eine verschiedene Lage. Je stumpfer nämlich der eingehende Winkel ist, desto mehr entfernt sich derselbe von den Winkelschenkeln; je mehr sich dieser aber dem rechten Winkel nähert, desto näher rückt auch der bekreuzte Raum den Winkelschenkeln, und beim rechten Winkel selbst gehen die normalen Schußlinien jedes Schenkels ganz dicht und parallel vor dem andern vorbei. Durch eine solche einspringende Befestigungsform wird es daher möglich, daß sich die den einspringenden Winkel bildenden Befestigungslinien, wenn derselbe dem rechten nahe kommt, wechselseitig bestreichend vertheidigen. Das Feuer, welches von einer solchen Vertheidigungslinie vor einer anderen auf diese Weise vorbeistreicht, heißt Flankenfeuer (feu flanquant), die vertheidigende Linie die Flanke (flanc), die Länge der Linie, bis auf welche die Flankenvertheidigung wirksam sein soll, die Defens- oder Vertheidigungslinie (ligne de défense), die dadurch erlangte Vertheidigung aber die Flankenvertheidigung. Aus dem zuletzt Erklärten ergiebt sich denn nun, daß die eingehende Winkelform diejenige ist, wodurch dem Gegner eine Ueberlegenheit des Feuers entgegengesetzt und eine gegenseitige Unterstützung der Vertheidigungslinien erlangt werden kann, ein Vortheil, den man sich, so oft es das Terrain und die Umstände möglich machen, stets zu verschaffen suchen muß, zumal da die flankirende Vertheidigung zugleich das Mittel ist, um den un-

bestrichenen Räumen und dem todten Winkel (s. todter Winkel) eine Vertheidigung zu verschaffen.

In dem Vorhergehenden wurde angeführt, daß eine gegenseitige Flankirung zweier, einen eingehenden Winkel bildenden Befestigungslinien eintritt, sobald sich dieser Winkel dem rechten nähert, und daß sie bei der normalen Vertheidigung vollständig erfolgt, wenn dieser Winkel gerade 90° mißt; allein nicht immer ist es möglich und zuweilen sogar nicht vortheilhaft, dem Winkel diese Größe zu geben; denn bei flankirender Vertheidigung durch Kartätschenfeuer kann das genaue senkrechte Zusammenstoßen der flankirenden Linien wegen des Streukegels der Kartätschkugeln selbst für die Vertheidiger gefährlich werden, so wie auch bei nächtlichen Vertheidigungen durch etwas Schiefanschlagen der Gewehre leicht ähnliche Nachtheile eintreten können. Es scheint deßhalb ein vom rechten Winkel nicht sehr abweichender stumpfer Winkel von etwa 100—110° vor jenen in dieser Beziehung noch Vorzüge zu verdienen, weil sich die Schußlinien zwischen diesen Grenzen der Winkelgrößen noch nicht sehr von den zunächst vor den flankirten Linien gelegenen Räumen entfernen, und weil die noch beim senkrechten Anschlage des Kreuzfeuers beraubten Räume durch sehr geringes Schiefanschlagen, selbst dann, wenn der Winkel 120° beträgt, ohne bei den Vertheidigern gerade eine große Einübung voraussetzen zu dürfen, leicht unter ein kreuzendes Feuer gebracht werden können, was bei Geschützflankirungen noch weniger Schwierigkeiten haben wird. Aus leicht einleuchtenden Gründen ist es aber unzulässig, den eingehenden Winkel kleiner als 90° zu machen, indem dadurch der Nachtheil des gegenseitigen Beschießens unbedingt herbeigeführt werden muß. Hiernach läßt sich denn für die vortheilhafteste Größe der eingehenden Winkel in Bezug auf zu erlangende wechselseitige Flankirung annehmen, daß diese zwischen 90° bis 120° fallen muß.

Allein nicht bloß von der Größe der eingehenden Winkel hängt eine vortheilhafte Flankenvertheidigung ab, sondern man muß auch zugleich auf die Tragweite der zur Flankirung zu benutzenden Feuerwaffen Rücksicht nehmen, indem die äußerste Grenze der zu flankirenden Linien, oder die Länge der Defenslinien noch im Bereich der kräftigsten Wirksamkeit dieser Waffen liegen muß. Bei Kleingewehrvertheidigung ist diese Grenze mit 300 Schritt erreicht; für Kartätschvertheidigung kann man 400 bis 600 Schritt und für Stückkugelfeuer bis 1000 Schritt annehmen. Eine Flankirung mit Stückkugelfeuer wird aber immer schwach bleiben, sobald dies nicht durch Vereinigung einer hinreichend großen Geschützzahl ausgeglichen werden kann, so wie überhaupt die flankirende Vertheidigung durch Kleingewehrfeuer um deßwillen auch noch vorzüglicher bleiben wird, weil man bei dieser nicht so leicht als beim Geschütz in die unangenehme Lage kommen kann, sie ganz zu verlieren, indem nicht selten das Geschütz durch das überlegene feindliche in Kurzem zum Schweigen gebracht wird. Verlangt man, daß Räume über die zu flankirenden Linien hinaus noch wirksam bestrichen werden sollen, so ist es nothwendig, die Länge der Defenslinie um 100—200 Schritt kleiner anzunehmen.

Um eine flankirende Vertheidigung einer Linie zu erhalten, ist es nicht gerade nothwendig, daß die zur Flankirung bestimmte Linie mit der zu flankirenden unmittelbar zusammenhängt, sondern sie können verschiedenen Werken angehören. Ist die flankirende Linie rückliegend, so muß sie gegen die zu flankirende vorliegende Linie eine solche Lage haben, daß die Verlängerung der letztern auf jene fällt und dabei einen eingehenden Winkel bildet, der

zwischen den vorher angegebenen Grenzen liegt; eben so muß die Defenslinie nach den zur Flankirung zu verwendenden Waffen die diesen entsprechende Länge erhalten.

Die absolute Stärke des Flankenfeuers hängt endlich von der Länge der Flanke und von der Länge des von ihr entsendeten Feuers ab. Je kürzer die flankirende Linie ist, je unbedeutender ist auch ganz natürlich das von ihr ausgehende Feuer, und es ist daher stets darauf zu sehen, daß diese Längen nie zu klein angenommen werden, weil sonst ihre Wirkung mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit vorhanden ist. Die kleinste Ausdehnung, die man in dieser Beziehung einer Flanke vernünftiger Weise geben kann, ist wohl die, daß man durch sie noch den ganzen Graben der zu flankirenden Linie bestreichen kann. Wird es möglich, sie länger zu machen, so daß auch noch das Terrain vor dem Graben bestrichen wird, so gewinnt dadurch ihr Nutzen um ein Bedeutendes. Die Mittel, welche in der Befestigungskunst außerdem noch angewendet werden können, um die Energie und Quantität des Flankenfeuers zu vermehren, findet man in dem Art. Bollwerk, I. B., S. 612, und in dem, Caponièren, II. B., S. 57, angeführt.

Nimmt endlich die Befestigungslinie die Gestalt eines concaven Bogens gegen das Angriffsterrain an, oder ist sie aus mehreren geraden Linien dergestalt combinirt, daß sie sich dieser Grundform nähert, so wird sich das von einer so gestalteten Befestigung entsendete Normalfeuer auf dem Angriffsterrain nach einem Puncte hin vereinen, und man nennt dann ein solches Feuer ein concentrisches oder zusammenstreichendes Feuer. Die Terrainstelle, wo das Zusammenstreichen der Schüsse Statt findet, ist mit einem vernichtend überlegenen Feuer bedeckt, während dagegen die Nebenstellen des Terrains von Vertheidigung entblößt sind. Hieraus ergiebt sich denn, daß diese Befestigungsform nur da mit entschiedenem Vortheil anzuwenden sein wird, wo der Feind bei seinem Vorgehen den Vereinigungspunct der Schüsse nicht vermeiden kann, wie z. B. vor Defiléausgängen, bei Grabenpassagen u. s. w. P.

Feuerballen. Ehedem Brandgeschosse, welche entweder aus einem mit Leinen überstrickten Zwillichsacke, oder aus einem von Stroh geflochtenen Körper bestanden, dessen Inneres mit Brandsatz angefüllt war. Mehrentheils hatten dieselben eine eiförmige Gestalt, damit sie um so mehr Brandsatz aufnehmen konnten. In der östreichischen Artillerie nennt man noch jetzt die Leuchtkugeln Feuerballen. Sie bestehen aus einem länglichen Zwillichsacke, welchen man mit einem hellleuchtenden Satze anfüllt, dann unten an denselben eine eiserne Stoßplatte ankittet und nun den ganzen Körper mit Schnure überstrickt. Damit diese Feuerballen aber nicht leicht vom Feinde ausgelöscht werden können, so werden bei den für die 30 und 60pfündigen Mörser bestimmten, einige geladene Handgrenaten auf den Boden des Sackes gelegt und auf allen Seiten Mordschläge (s. d.) in denselben eingeschlagen. (Uebrigens s. Leuchtkugeln.) H.

Feuerflaschen sind Feuerwerkskörper, die zur See gebraucht werden, um damit feindliche Schiffe anzuzünden. Sie gehören zu dem Ernstfeuerwerk (s. d.), bestehen aus dünnen Glasflaschen, werden mit 2—4 Pfd. Pulver gefüllt, ihr Hals fest verstopft, an demselben mehrere Enden brennender Lunte befestigt und mittelst eines Strickes auf das feindliche Schiff geschleudert.

Feuergewehr. Hierunter versteht man in unsern Tagen, zum Unterschiede von dem groben Geschütze, alle diejenigen Pulverwaffen, welche

von einem einzigen Manne bewegt und gehandhabt werden können, sei es nun ein Doppelhaken, eine Flinte oder eine Pistole. Fast gleichzeitig mit Erfindung der größeren Feuergeschütze drang sich auch die Idee auf, sie im Kleinen nachzubilden und ihnen eine solche Gestalt zu geben, die erlaubte, sich ihrer als eines Handgewehrs zu bedienen. Mathäus de Luna bezeichnet den deutschen Mönch Albertus Magnus als Erfinder der Feuerbüchsen und Handröhre (bombardula et sclopus manualis). Geschichtlichen Nachrichten zu Folge ist es sehr wahrscheinlich, daß die ersten kleinen Feuergewehre unter die Klasse der sogenannten Fauströhre gehörten, und aus diesem Grunde wird oft angenommen, obgleich nach Pelzl's böhmischer Geschichte schon zwischen den Jahren 1310—1346 ein Bürger von Beraun den Flintenlauf erfunden und nach italienischen Schriftstellern Kaiser Heinrich VII. bei der Belagerung von Brescia 1311 zuerst vom Schießgewehre Gebrauch gemacht, so wie der Chronik von Este nach der Markgraf gleiches Namens 1334 bereits eine bedeutende Menge von Armbrüsten, Knallröhren und Schlüsselbüchsen besessen haben soll, daß die 500 im Jahre 1364 zu Perugia in Italien gefertigten, eine Spanne langen Knallbüchsen, welche vermöge ihrer Kraft jeden Harnisch durchschossen, die erste Waffe dieser Art waren. Sie wurden in der Hand geführt und bestanden aus einem kurzen, hohlen, engen eisernen Cylinder, dessen Zündloch eine kleine Pfanne hatte, um die Ladung mittelst einer Lunte durch das aufgeschüttete Pulver, gleichwie bei dem groben Geschütze, zu entzünden. In der Rüstkammer zu Dresden wird ein ähnliches Feuergewehr, angeblich von Berthold Schwarz herstammend, vorgezeigt. Da nun aber die Handröhre wegen ihrer Kürze wohl nicht dem gehofften Zwecke ganz entsprachen, so vergrößerte man sie nach und nach; der Lauf erhielt mehr Länge, Eisenstärke und ein bedeutenderes Kaliber, zugleich aber auch die Benennung Luntenrohr oder Büchse, welcher letzterer Name jedoch durchaus nicht mit den spätern Jagd- und Pirschbüchsen zu verwechseln ist. Der Gebrauch dieses Geschosses verbreitete sich um das Jahr 1378 vorzüglich in Deutschland sehr schnell; denn schon 1381 stellte der Rath von Augsburg in dem Kriege der Städte gegen den fränkischen, schwäbischen und baierschen Adel 30 solcher Büchsenschützen, und 1389 brachten nach Karamsin's russischer Geschichte die Deutschen diese Waffe nach Rußland. Ueberall befleißigte man sich von jetzt an, die möglichste Fertigkeit in Anwendung derselben zu erlangen, und errichtete in vielen Städten besondere Schützenhöfe, als 1394 zu Hannover, Magdeburg rc., wo am ersteren Orte zum Ziel ein Papageienbaum, am letzteren aber eine Jungfrau aufgestellt war. 1404 erschienen Viele des Kriegsvolks von Padua bei einer Musterung mit Feuerbüchsen und Handröhren bewaffnet; 1414 bedienten sich die Vertheidiger von Arras Feuergewehre (canons à mains), woraus sie große bleierne Kugeln schossen, und als 1447 Herzog Wilhelm von Sachsen bei Erfurt vorüberzog, eilten die Bürger zur Besetzung der Mauern mit vielen Handbüchsen herbei. Die Schweden kannten schon zu Ende des 14. Jahrhunderts die Feuerwaffen; die Stadt Stockholm hatte 1431 Büchsenschützen, und im Jahre 1429, 1430 und 1446 hielt man zu Nürnberg, Augsburg und Braunschweig das erste Scheibenschießen. — Alle diese Angaben erhellen, wie außerordentlich rasch sich das Feuergewehr vermehrte; denn in den Gefechten mochte sich wohl der wichtige Vortheil dieses Geschosses recht bewährt und die Nutzlosigkeit der Schutzwaffen an den Tag gelegt haben. Anfänglich waren alle Feuerröhre mit Luntenschlössern (s. Art. Feuerschloß) versehen, welche sich indeß noch in einem sehr unvollkommenen und höchst einfachen Zustande befanden, nach und nach je-

doch durch den immer regen schöpferischen Geist des Menschen mehrere wesentliche Verbesserungen erhielten, dann den Gewehren den Namen Luntenmuskete verschafften und verursachten, daß sie ungeachtet ihrer immer noch obwaltenden Mängel theilweise bis in das 17. Jahrhundert im Gebrauch blieben. Die allgemeine Benennung, Muskete soll, da früher die Gewohnheit herrschte, allen Pulvergeschossen den Namen von Raubthieren beizulegen, von muchetus (der Sperber) hergeleitet sein; einige Historiker finden hingegen die Abstammung des Wortes Muskete von einer Meierei bei Feltri in Italien, Mochetta geheißen, für wahrscheinlicher, indem sie vielleicht zuerst dort angewendet worden sind. Beide Angaben dürften sich jedoch nicht so authentisch richtig verbürgen lassen.

Die häufigen Kriege zu Ende des 14. und während des ganzen 15. Jahrhunderts gaben Veranlassung zu einer noch schnelleren Verbreitung des Feuergewehrs, und bereits in der Schlacht bei Murten, 1476, zählten die Schweizer in ihrem 31,000 M. starken Heere 10,000 mit Feuerröhren ausgerüstete Streiter, und bei der Belagerung von Dorpat hatten die Russen 12,000 Hakenschützen. Um das Jahr 1530 war bei den Türken das Feuergewehr noch äußerst selten, 1560 aber in Menge anzutreffen. In der Vervollkommnung der Schußwaffen schritt man gleichfalls unermüdet fort und erfand noch im 15. Jahrhundert die Doppelhaken, Streu- und Ziel- oder Pirschbüchser, deren erster Verfertiger indeß unbekannt geblieben ist. Auch sie scheinen anfangs stets mit dem Luntenschlosse versehen gewesen zu sein, was hauptsächlich dadurch Gewißheit erhält, daß sie im Jahre 1498, also noch vor der zu Nürnberg, mit weniger Grund zu Augsburg, 1517 erfolgten Erfindung des deutschen oder Radschlosses (s. Feuerschloß), in Leipzig zum Scheibenschießen benutzt wurden. Die Verwendung der Pirschbüchsen in dieser Periode zum Kriegsgebrauche geschah nur in höchst seltenen Fällen, wenigstens mangeln die nöthigen Nachrichten hierüber.

Die immer mehr sich anhäufende Zahl der kleinen Feuergewehre mußte nun auch eine Verstärkung der Schutzwaffen nach sich ziehen, und diese ward wieder Ursache zum Entstehen der kleinen Doppelhaken oder Musketen, durch deren schwereren Kaliber, vermehrte Pulverladung und längeren Röhre obige Vorsicht zwecklos gemacht werden sollte. Kaiser Karl V. widmete diesen halben Haken seine besondere Aufmerksamkeit und führte sie bei dem spanischen Heere ein; allgemeiner bediente man sich ihrer jedoch auf dem Zuge des Herzogs Alba nach den Niederlanden. Die Kriegsgeschichte zeigt überdies, daß die spanischen Schützen bereits früher mit der Handhabung derselben ungemein vertraut waren, ein laufendes Gewehrfeuer damit unterhalten konnten und namentlich in der Schlacht bei Pavia, 1525, und später bei Mühlberg, 1547, durch die ihnen von dem Marchese von Pescara (s. d.) beigebrachte Geschicklichkeit und Behendigkeit in Bewegung und Feuer glänzende Vortheile errangen und den Sieg dadurch entschieden, obgleich diese Feuerröhre die große Unannehmlichkeit besaßen, daß ihre bedeutende Schwere ein Losschießen aus freier Hand verhinderte und man allemal hierzu eine Stütze oder Gabel, Fourquete (s. d.), bedurfte. In Frankreich erfolgte nach C. Nisas die Einführung der Musketen in dem Jahre 1567, nach Andern aber fällt solche durch de Strozzi in den Zeitraum von 1569—1574. Ungeachtet das deutsche Schloß schon viele Jahre bekannt war, gab man den Luntenschlössern, ohne den Nachtheil zu berücksichtigen, daß sie zu sehr den Einwirkungen der Nässe unterlagen und häufig bei nächtlichen Unternehmungen zu Verräthern wurden, dennoch den Vorzug, indem die Radschlösser vermöge der Entzündungsmethode einem öfteren Versagen

ausgesetzt blieben. Ein Beispiel zu obigem erstern Falle liefert die Schlacht bei Trier, welche beinahe dadurch ungünstig für die Schweden ausfiel. Die deutschen, vorzugsweise die Nürnberger Büchsenmacher zeichneten sich sowohl in Verbesserung der Röhre als der Schlösser rühmlich aus und scheuten keine Arbeit und Mühe, sie zu einer immer größern Vollkommenheit zu bringen (s. Art. Büchse und Feuerschloß).

Der Gebrauch des kleinen Feuergewehrs beschränkte sich in diesen Zeitabschnitten nicht ausschließlich auf das Fußvolk, sondern auch die Reiterei bediente sich desselben, indeß nur in leichterer und kürzerer Gestalt. Allgemeine Hauptschußwaffe verblieb jedoch stets für dieselbe die bald längere, bald kürzere Pistole (s. d.); die leichten Reiter, Schützen oder sogenannten Ringerpferde trugen außerdem noch ein Feuerrohr über die Schulter gehangen, welches bei den Argoulets oder Arkebusirern zu Pferde bloß eine Art kurzer 2½ Fuß langer Karabiner (s. d.) war, und dem man gewöhnlich den Namen Petrinal beilegte. Die allzu geringe Schußweite dieses Gewehrs veranlaßte zuerst die Spanier auf Anrathen des Herzogs Alba, ihre Karabinerröhre bis auf 3½ Fuß zu verlängern. Alle eben angegebenen Cavaleriegeschosse wurden in der Regel mit Radschlössern versehen, wenigstens bekamen sie solche zuerst und zwar gleich nach deren Erfindung. Die durchgängige Einführung der kleinen Doppelhaken bei der Infanterie hatte entschiedenen Einfluß auf die Kriegskunst gehabt, und der Kampf der um ihre Freiheit fechtenden Niederländer verschaffte diesen sowohl, als den Spaniern Gelegenheit, den Werth und die Zweckmäßigkeit des Feuergewehrs zu erkennen, sich von dem wenigen Nutzen der Pike zu überzeugen, diese bei Seite zu legen und alle Gedanken auf die richtige und minder schwerfällige Construction der Musketen zu verwenden. Dem kriegserfahrnen Alba und seinem tapfern Gegner Moritz von Oranien gebührt unstreitig der Ruhm, in ihrer Zeitperiode hierin das Meiste gethan zu haben, und auf des Letztern Vorschlag erleichterte man in den Niederlanden 1599 die zu große Schwere der Musketen mittelst Annahme eines kleinern Kalibers. Der nach dem beinahe ein halbes Jahrhundert dauernden niederländischen Krieg nach kurzer Zwischenruhe in Deutschland ausgebrochene 30jährige Religionsstreit brachte nicht nur neue Veränderungen in der Kriegskunst, sondern auch eine geregeltere Anwendung des Feuergewehres hervor. Dem helldenkenden und tapfern König von Schweden Gustav Adolph entging keinesweges die Ueberlegenheit desselben über alle andern Waffen; er verminderte daher schon in dem diplomatischen Feldzuge 1626 das Gewicht der Musketen in so weit, daß sie auch ohne Gabel führbar wurden, dennoch aber einen sichern Schuß gewährten, verbesserte die Luntenschlösser und beförderte durch Papier und Patronen und durch das im Lager von Werben 1631 eingeübte Glieder- und Pelotonfeuer die größere Schnelligkeit und Ordnung im Feuer. Letztere Schießart ging dann 1644 theilweise zu den Franzosen über. Die Erfahrung, welche Gustav Adolph bei der Geschwindigkeit seiner Bewegungen und Märsche von der wenigen Brauchbarkeit der schwergerüsteten Pikeniere und dem Vorzug der Musketiere machte, bewog ihn, den Verlust jener stets durch diese zu ersetzen, so daß er bereits im Jahre 1631 ganze, bloß mit Feuerröhren bewaffnete Regimenter errichtete, wie z. B. das des Generals Baner und später das des Grafen Thurn, von dem sogar einige Compagnien Musketen mit Radschlössern gehabt haben sollen. Nach einer neuerlich erschienenen Abhandlung über das Feuergewehr von Engander (Stockholm, 1832) sind es wahrscheinlich aber nur sogenannte spanische Schlösser mit Schnapphähnen gewesen. — Die Dänen folgten 1657 hierin den Schweden.

Die Erfindung des Flintenschlosses (s. Feuerschloß) und des Bajonets (s. d.) bezeichnen eine neue Epoche in der Geschichte des Schießgewehres; denn durch beide erlangte dasselbe erst seine wahre Ausbildung und verband bei einer leichten Handhabung Sicherheit des Schusses mit einer Stoßwaffe zum Nahgefecht, und unablässig haben seitdem alle Nationen sich bestrebt, vielfache Veränderungen mit den Gewehren jeder Art vorzunehmen, um sie durch äußere Form, Größe des Kalibers und zweckmäßigen Bau der Schlösser immer mehr zum Kriegsgebrauch zu vervollkommnen. In dem 18. Jahrhunderte, wo man hauptsächlich alles Mögliche hervorsuchte, ein schnelles Feuer zu bewerkstelligen, verdient die Vertauschung der hölzernen gegen eiserne Ladestöcke, welche 1773 die cylindrische Gestalt erhielten, und die Anwendung der von dem Büchsenmacher Stark zu Herzberg 1781 erfundenen trichterförmigen Zündlöcher in der preußischen Armee, bemerkt zu werden. Die Handgriffe mit dem Gewehre zu dieser Zeit trugen immer noch das Gepräge niederländischen Ursprungs, nämlich eine an's Unendliche grenzende Weitläufigkeit an sich; doch war man noch keineswegs bedacht, sie zu verringern, sondern gab ihnen nur die zu einer raschern Ladung und Feuer nöthige Verkürzung. Mannichfache Vorschläge wurden auch jetzt rücksichtlich des Baues der Flinten gethan, die sich größtentheils darauf bezogen, ein lebhafteres Feuer hervorzubringen. Der Marschall von Sachsen wollte z. B. die Truppen mit Gewehren bewaffnet wissen, die vermöge der Construction des Laufes das Aufsetzen der Ladung mit dem Ladestock ersparten; spanische Büchsenmacher fertigten Flinten, die von hinten geladen und mehrere Mal hinter einander abgeschossen werden konnten &c.; nie fand man jedoch für gut, dergleichen künstliche Geschosse wegen der dabei obwaltenden wesentlichen Nachtheile allgemein bei der Infanterie einzuführen, vertheilte indeß versuchsweise Doppelflinten und Windbüchsen zum Kriegsgebrauch.

Mit der französischen Revolution begann für die Krieger eine neue Ordnung der Dinge. Die Franzosen hatten nächst dem Sinne für Unabhängigkeit und Freiheit aus den unermeßlichen Wäldern Nordamerika's sich neue Ideen der Fechtart der leichten Truppen angeeignet und standen nicht an, sie in ihrem Vertheidigungskampfe anzuwenden und dem deutschen Boden anzupassen. Ein ruhiges, langsames, doch sicheres Schießen, verbunden mit einer steten schnellen und richtigen Benutzung des Terrains, war die Basis dieser Gefechtsweise. Die Construction des kleinen Feuergewehrs erlitt aber dadurch keine besondere Abänderung; denn die Franzosen behielten noch die nach dem Modelle von 1777 gearbeitete Soldatenflinte bei; als aber Napoleon im Jahre 1800 als damaliger erster Consul die durch die Revolution in allen ihren Zweigen erschütterten Gesetze wieder herstellte, ernannte er auch eine Commission, welche sich über ein neues Normalgewehr berathen sollte. Das Resultat ihrer Forschung stimmte ganz für die Tüchtigkeit des eben angegebenen Modells, welches man daher, einige wenige im Jahre 1804 unternommene Verbesserungen abgerechnet, bis zum Jahre 1816 keiner neuen Untersuchung unterwarf.

Mit dem durch dem zweiten Frieden von Paris 1815 errungenen Ruhe- und Friedensstand wurde es nunmehr den verschiedenen andern Hauptstaaten möglich, eine ungetheilte Aufmerksamkeit auf eine zeit- und zweckgemäße Organisation der Heere zu verwenden und, da die vergangenen Feldzüge genugsame Beweise des überwiegenden Vortheils einer guten Schußwaffe geliefert hatten, diese auch auf solche überzutragen. Ueberall sind daher Commissionen niedergesetzt, den Bau der Feuergewehre zum Kriegsgebrauch zu prüfen, und in allen Ländern hat man sogenannte Normalgewehre anfertigen

lassen, um solche in ihren kleinsten Theilen genau zu untersuchen und nach Entsprechung aller an dergleichen Gewehre zu machenden Forderungen die Truppen damit auszurüsten.

Preußen, Frankreich, Hannover ꝛc. liefern ausgezeichnete Beispiele hiervon, indem namentlich diese Staaten im Laufe jetziger Zeit mehrere Modelle sowohl mit dem Feuer- als auch mit dem Schlagschlosse (percussion) (s. d.) zu anderweiten Versuchen zu Tage gefördert haben. Nicht allein aber erstreckt sich dieses eifrige Streben nach Vervollkommnung bloß auf das glatte Gewehr, sondern da man in den letzten Zeitabschnitten mehr auf die Sicherheit und Wirksamkeit, als auf die Zahl der Schüsse sieht, nothwendiger Weise auch auf die gezogenen Röhre. S.

Feuerhemden sind beim Seekriege das, was beim Landkriege die Brandtücher (s. d.). Sie werden wie diese aus grober Leinwand gefertigt, mit brennbaren Stoffen überzogen, dann an das feindliche Schiff befestigt und angezündet. Wie alle Feuerwerkskörper der Art, werden sie seltener angewendet, seit die größere Vervollkommnung der Geschütze auch zur See den Fernkrieg mehr in Aufnahme gebracht hat.

Feuerlinie (la ligne de feu), innere Kretenlinie (la crête intérieure) oder Decklinie (ligne couvrante) nennt man in der Befestigungskunst die Linie oder Kante, welche durch das Zusammenstoßen der Brustwehrkrone und innern Brustwehrböschung entsteht (s. Brustwehr, I. Bd., S. 704 und 705). Sie ist eine Hauptlinie beim praktischen Schanzbaue, indem man nach ihr die Umfangsgröße des Werkes und hieraus die Anzahl der aufzustellenden Vertheidiger oder Geschütze bestimmt, so wie es auch die erste Linie ist, die beim Baue auf dem Terrain ausgesteckt wird (s. Schanzbau und Schanzen). P.

Feuerpfannen, s. Wallampen.

Feuerpfeile, s. Brandpfeile.

Feuerreserve wird diejenige Mannschaft genannt, welche an allen den Orten, wo die Truppen einquartiert sind, in Bereitschaft ist, um beim Ausbruch eines Feuers theils die vorhandenen Militaireffecten zu schützen, theils aber auch die Bürgerwohnungen selbst der Gefahr zu entziehen. Das Verhalten dieses Commando's ist in den darüber erlassenen Dienstvorschriften specieller angegeben.

Feuerschiffe oder Höllenmaschinen, s. Brander.

Feuerschloß ist das Mittel, den im Laufe eines Gewehrs befindlichen Schuß schnell und sicher zu entzünden, und zerfällt seiner Erfindung und wesentlichen Verbesserung nach eigentlich in drei Klassen, als: Lunten-, Rad- und Flintenschloß. Gleich mit Einführung der Handfeuerröhre drang sich auch die Nothwendigkeit einer Vorrichtung zur Entzündung der Ladung auf, und da einer Bewirkung durch bloße Manipulation zu viele dem richtigen Zielen nachtheilige Schwierigkeiten entgegenstanden, auch Wind und Nässe zu sehr ihren schädlichen Einfluß ausüben konnten, so suchte der schöpferische Geist der Menschen diesen durch Erfindung des Lunteschlosses zu begegnen. Die Zusammenstellung desselben war anfänglich höchst einfach. An der Stelle, wo bei jetzigen Gewehren das Schloß eingelassen ist, hatte man eine Art Schloßblech angebracht, an dem sich da, wo es an dem Zündloche des Rohres anlag, eine durch einen Pfanndeckel geschützte Zündpfanne befand, die nicht nur das Herabfallen, sondern auch das Naßwerden und eine unwillkürliche Entzündung des daraufgestreuten Zündkrautes verhütete. Am Ende des Bleches bewegte sich um eine Schraube ein 5 bis 6 Zoll langer Haken oder einfacher Hahn, der oben zwischen seinen Lip-

pen, oft nur bloßem Ringe, die Lunte hielt, welcher, wenn geschossen werden sollte, nach Beseitigung des Pfanndeckels mittelst eines Druckes an seinen kürzern untern Schenkel die brennende Lunte durch die Kraft einer Feder auf das Pulver in der Zündpfanne leitete und so den Schuß entzündete. Ungeachtet, daß dergleichen Schlösser immer noch den Einwirkungen des Wetters sehr ausgesetzt blieben und der Schein der glimmenden Lunte nächtliche Unternehmungen keineswegs begünstigte, erhielten sich dieselben doch zum Theil bis in das 17. Jahrhundert und wurden häufig den im Jahre 1517 zu Nürnberg erfundenen deutschen oder Radschlössern vorgezogen, welche zwar durch die geringe Erschütterung bei Entzündung des Pfannpulvers das Gewehr weniger vom Zielpuncte abweichen ließen und also einen genauern Schuß gewährten, jedoch vermöge ihrer Spannungsmethode nur ein langsames Feuer gestatteten und bei Verabsäumung einer öftern Reinigung des Schlosses vom Pulverschmutze dasselbe der Unannehmlichkeit des Verbrennens aussetzten.

Eben angeführtes Radschloß besteht aus einem kleinen, in seinem Umkreise ausgezackten oder gereiften stählernen Rädchen, welches unter der mit einem Schieber versehenen Zündpfanne befestigt ist, durch deren Boden geht, im Mittelpuncte äußerlich eine viereckige Achse hat und vermittelst eines mit einer starken Schlagfeder in Verbindung stehenden Kettchens durch Hilfe eines Schlüssels oder Spanners bis in den dazu vorhandenen Einschnitt gegen die Wirkung genannter Feder aufgezogen werden kann. Am vordern Theile des Schlosses steht der Hahn (Haken), der zwischen seinen Lippen einen stumpfen Feuerstein oder gewöhnlicher ein Stück Schwefelkies (Pyrit) hält, und welchen man, wenn man schießen will, auf das Rädchen niederläßt. Ein Abdruck hebt nun die Schloßstange aus dem Einschnitt, das stählerne Rädchen dreht sich durch Rückwirkung der Feder schnell um seine Achse, erzeugt durch die Reibung mit dem Steine Funken und entzündet so Zündkraut und das mit diesem durch das Zündloch verbundene Pulver der Ladung. Um alle äußern schädlichen Einflüsse auf ersteres zu verhüten, ist der Pfannenschieber oder Deckel beweglich, correspondirt mit der Schlagfeder und tritt im Augenblicke des Abzugs zurück. Diese Art Schlösser wurde anfangs bei den Feuergewehren der Reiterei eingeführt und ging erst in der Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Gustav Adolph, König von Schweden, der ihren Werth zu würdigen verstand und mehrere Verbesserungen anbringen ließ, auf die des Fußvolks über. Unter den Büchsenmachern, welche sich rühmliche Verdienste um eine gute Construction der deutschen Schlösser erwarben, zeichneten sich insbesondere die Nürnberger Büchsenmacher Georg Kühfuß, welcher um das Jahr 1600, und Caspar Recknagel, der 1632 starb, aus.

Das sogenannte französische, 1640 erfundene, 1658 aber allgemein verbreitete Flintenschloß, dessen Bauart sich im Ganzen auf die des Radschlosses gründete, und welches seit dieser Zeit durch das unablässige Bestreben aller cultivirten Nationen in seinen verschiedenen Theilen mannichfache Veränderungen und eine größere Vervollkommnung erhalten hat, dergestalt, daß es in der jetzigen Einrichtung den Grenzpunct der letztern erhalten zu haben scheint, verdrängte vermöge seiner vorzüglichen Zweckmäßigkeit, leichten Behandlung und Einfachheit äußerer Gestaltung die alten deutschen, schwerfälligen Hakenschlösser. Obgleich die Erfindung obiger Gewehrschlösser größtentheils den Franzosen zugeschrieben wird, so findet man doch in einigen Abhandlungen über diesen Gegenstand die Meinung aufgestellt, daß die Ehre derselben wahrscheinlicher den Italienern gebühre, indem das französische Wort

fusil eine Ableitung des italienischen fucile ist, das einen Feuerstahl bezeichnet, und die Franzosen, wenn sie die Erfinder gewesen wären, wohl anstatt dessen den Ausdruck briquet gewählt haben würden.

Den Haupttheil des Flintenschlosses bildet das in seiner Größe sich nach dem Kaliber des Gewehrs richtende Schloßblech (s. Schloßblatt), weil in ihm theils auswendig, theils inwendig alle übrigen Schloßtheile durch Stiftlöcher oder Schrauben befestigt sind.

Außerhalb befindet sich der frei, ohne Friction sich bewegende Hahn mit seinem Ober= und Untermaul (Lippen) und Hahnschraube zur Festhaltung des Feuersteins, ist an ein rundes, durch ein Loch des Schloßblatts gehendes, vierkantig auslaufendes Zapfenende der Nuß geschoben und mittelst der kleinen Nußschraube vor dem Abfalle gesichert. Vorwärts desselben zeigt sich die zur Aufnahme des Zündkrautes bestimmte messingene oder stählerne, bald mehr bald weniger ausgehöhlte Pfanne, die, etwas in das Schloßblech eingelassen, gewöhnlich innerhalb mit einer Schwanzschraube horizontal befestigt wird. Die Batterie mit Fuß (Trieb) und Stütze verschließt solche, hart am Lauf anstoßend, genau mit ihrer Deckelfläche so, daß weder Pulver herausfallen, noch Nässe eindringen kann; die dem Steine zugekehrte gekrümmte Anschlagsfläche, von welcher der losschlagende Hahn die zur Entzündung des Pulvers nöthigen Funken abstreift, ist mit gutem Stahle belegt. Ein Batteriearm befördert den geraden Druck der Batteriefeder, verhindert eine nachtheilige Reibung und bewahrt gegen das zu feste Anziehen der Batterieschraube. Die Batteriefeder hat die Bestimmung, nicht nur den Pfanndeckel gehörig auf die Pfanne zu drücken, sondern soll ihm auch den gehörigen Widerstand entgegensetzen, damit der Feuerstein zum Abreißen hinlänglichen Feuers von der Stahlfläche genugsame Kraft anwenden muß. Die Verbindung der ebengenannten Theile mit dem Innern bezweckt die Nuß, welche auf jeder ihrer flachen Seiten der Bewegung und Befestigung halber einen zirkelrunden Zapfen hat. Der eine, der, wie oben erwähnt, den Hahn hält, heißt die Nußwelle (Wellbaum), der andere aber, welcher durch die Studel geht, der kleine Nußzapfen (Nußstift). Diese von einer besondern Studelschraube gehaltene Studel deckt Nuß und Stange um die Stangenschraube herum und verhütet ein unwillkürliches Abweichen beider von einer regelmäßigen Bewegung, weßhalb auch die Studelstolpen die gehörige Höhe verlangen. Die Nuß selbst endigt sich vorn in den etwas aufwärts gekrümmten Nußkrapfen; in ihm ruht die ebenfalls gekrümmte Spitze der Schlagfeder (Krapfen), welche vermöge ihrer Kraft die Nuß und durch diese den Hahn treibt. Die Vorderruhe der Nuß besitzt einen vom Stangenschnabel unerreichbaren Einschnitt, der auf diese Weise vor dem Abbrechen gesichert wird. Die Mittelrast oder erste Ruhe ist schräg und tief genug eingefeilt, daß der Hahn, wenn die Stange in selbiger sich festsetzt, nicht losgedrückt werden kann; die Hinterrast oder zweite Ruhe hingegen ist flächer ausgearbeitet, damit sich die Stange leichter aushebt. Beide Rasten müssen auf einer und derselben Bogenlinie eingeschnitten sein, welche man aus dem Mittelpuncte der Nuß beschreibt, weil sonst der Stangenschnabel beim Abzuge in die tiefere Mittelruhe eingreifen würde. Die bewegliche Stange selbst greift als Hebel zweiter Art mit der vordern kurzen Schärfe (Stangenschnabel) in die Kerben oder Rasten der Nuß und hemmt dadurch die Wirkung der Schlagfeder so lange, bis der Druck des Abzuges (s. d.) an den rechtwinklig gestellten Arm der Stange (Balken) sie aus der Ruhe hebt und die Schlagfeder ihre Kraft äußern läßt. Eine angebrachte, mit einer Schraube

befestigte Stangenfeder hat die Bestimmung, die Stange fortwährend gegen die Nuß und in die darin befindlichen Einschnitte zu drängen.

Das ganze Gewehrschloß wird an dem Schaft vermittelst zweier Schloßschrauben festgehalten und besteht demnach aus 3 Federn, 11 Schrauben und 8 andern Stücken, also in Summa aus 22 Theilen.

Bei den Büchsenschlössern ist gewöhnlich der flache Obertheil der Nuß mit einem beweglichen, sogenannten Kegel-, (Kegelhäuse) Spiel versehen, der in einem wenig tiefen Einschnitte eingezapft, den Stangenschnabel veranlaßt, leichter über die Mittelruhe wegzugleiten, wenn man den aufgezogenen Hahn durch Hilfe des Stechschlosses (s. d.) in Action setzt. Ueberdieß befindet sich öfters, vorzugsweise an den mit trichterförmigen Zündlöchern zum Selbstaufschütten eingerichteten Militairgewehren ein Feuerschirm, um beim Feuer in geschlossenen Abtheilungen die Nebenleute vor dem ausströmenden Pulverstrahle mehr zu schützen.

Ferner giebt es an dem Schlosse noch besondere Einrichtungen, Sicherungen genannt, welche den Zweck haben, dasselbe theils vor dem unfreiwilligen Losgehen des Schusses, theils vor der unwillkürlichen Spannung oder Action des Hahns zu schützen; im erstern Falle dient hierzu, wie z. B. bei den schwedischen, östreichischen, russischen Gewehren ꝛc., ein an der hintern äußern Seite des Schloßblatts angeschraubter Sicherheitshaken, der, wenn der Hahn in Ruhe steht, in einen Einschnitt desselben fällt und ihn am Niederschlagen hindert. Wird der Hahn aufgezogen, hebt sich der Haken von selbst heraus. Im zweiten Falle hingegen vollziehen Beides gewöhnlich Sperren oder Schieber, welche sich von außen in die deßhalb mit einem Einschnitt versehene Nuß einschieben lassen, oder auch mit ihrem innern Vorstand zwischen dem hintern Blechstolpen und der Schlagfeder treten, dadurch dieser verbieten sich aufwärts zu bewegen, und das Spannen oder Niederlassen des Hahns nicht eher gestatten, bis der Schieber wieder zurückgeschoben ist. Die Sperren erscheinen als die besten Sicherheitsmittel und werden daher vorzüglich bei gezogenen Röhren angewendet. Alle andern Vorkehrungen, als Umdrehhahn, Wende- und Klappdeckel, eignen sich weniger zu Militairgewehren.

Das eben abgehandelte Flintenschloß hat in den neuern Zeiten einige Verbesserungen erhalten, die aber nicht immer für den Kriegs-, sondern allein für den Jagdgebrauch anwendbar sind; sie beschränken sich größtentheils auf Verminderung der Schrauben durch Stifte, oder auf die Vereinigung einzelner Theile zu einem Ganzen. So besitzt z. B. das hannöversche Schloß überhaupt nur 3 Schrauben, nämlich eine Nuß-, eine Studel- und eine Pfannenschraube, und alle andern werden durch Stifte ersetzt. Die Hauptzusammenhaltung der einzelnen Theile bewirkt eine zwischen den anstatt der Stangenfederschraube, der Stangen- und der Studelschraube angebrachten feststehenden Stiften eingeschobene, von Einschnitten in denselben gehaltene Sperrplatte. Diese wird durch eine kleine Schraube befestigt und umschließt hakenförmig den untern Stift. Die Stelle der Stangenfederschraube vertritt ein Haken am Ende der Feder, welcher sich von unten gegen den breiten Kopf eines Stiftes stützt.

Die Befestigung der Batteriefeder geschieht ganz auf dieselbe Art, und der Pfanndeckel dreht sich um einen durch das Schloßblech und den Pfannenarm gehenden, inwendig an den Schaft stoßenden kegelförmigen Stift; die Nußschraube bildet in ihrer Verlängerung als cylindrischer Stift den in der Sperrplatte ruhenden kleinen Nußzapfen.

Die Construction des englischen Schlosses gleicht der hannöverschen,

nur daß Hahn und Nuß bei ersterem ein Ganzes ausmacht, die Nuß aber für die Bewegung des Schlagstiftes ausgehöhlt ist und die Schlagfeder am Ende ihres Arms zur Erleichterung des Hahnganges ein Röllchen hat. Noch weniger künstlich ist der Bau des russischen Gewehrschlosses und gewährt, trotz seiner geringen Sicherstellung vor Nässe, deßhalb, so wie vermöge einer dadurch erleichterten Auseinandernehmung und Zusammensetzung entschiedene Vorzüge. Nur eine, die Batterieschraube, vereinigt das innere und äußere Schloßblatt. Der Hahn, an dem sich unten zugleich die Nuß befindet, die Batterie, die Stange, die Stangenfeder und die Schlagfeder bewegen sich zwischen beiden um runde Zapfen; der kurze Arm der letztern übt die Wirkung der Batteriefeder aus.

Die Güte jedes Schlosses, von der überhaupt der rasche Schuß und die persönliche Sicherheit abhängt, gründet sich auf die Gesetze, welche aus den Lehren von der Bewegung entspringen; je schneller die Federn und die damit in Verbindung stehenden nahen und entferntern Theile ihrer Bestimmung nachkommen, desto mehr ist dieser Forderung Genüge geleistet. Von einem nach diesen Regeln construirten Schlosse verlangt man daher nachfolgende, in gedrängter Kürze zusammengestellten Eigenschaften.

Die Größe desselben muß nicht allein mit allen übrigen Gewehrstücken in einem richtigen Verhältnisse stehen, sondern auch das Schloßblech rein, glatt, gut gehärtet und dabei dauerhaft gearbeitet sein. Alle übrigen Schloßtheile müssen die passende Größe und Spielraum, auch einen leichten und sanften, doch wirksamen Gang haben. An sämmtliche Federn, als die Seele des Schlosses, ist die Forderung zu machen, daß sie die nöthige Stärke und Kraft besitzen, aus reinem Stahle gearbeitet, gut gehärtet sind und gegenseitig genau harmoniren. Uebermaß oder Mangel an Kraft wird dem Schlosse jederzeit nachtheilig. Die Prüfung der Federn in dieser Hinsicht geschieht nach dem Gefühle der Hand, nach dem ganzen Schloßgang oder vermittelst angehängter Gewichte (s. d. Art. Blenomètre). Die in jeder Ruhe unbeweglich feste Stellung des Hahns soll mit derjenigen der bestens verstählten Batterie übereinstimmen, der Deckel genau schließen und Nuß, so wie alles Uebrige dem Fleiße und der Tüchtigkeit des Arbeiters entsprechen, daß nicht nur die höchste Güte und möglichste Dauer, sondern auch die vollkommenste Sicherheit aus der Bauart des Ganzen sich vor Augen legt. Schrauben und deren Muttern bedürfen ein gleichmäßiges Gewinde, hinlängliche Härte und weder zu enge, noch zu weite Einschnitte in den genugsam starken Köpfen. —

Pfannen von Messing oder Kupfer werden den eisernen, obgleich sich diese leichter reinigen lassen sollen, vorgezogen, weil bei gleicher Haltbarkeit das Pulvergas diese Metalle weniger zerfrißt, auch der Batteriedeckel in dergleichen Pfannenarmen eine gelindere Reibung erhält.

Alle Theile des Flintenschlosses erhalten ihre Gestalt durch Schmieden aus freier Hand und durch Schlagen in stählerne, wohlgehärtete Formen (Gesenke), welches Letztere hauptsächlich der Uebereinstimmung wegen bei den größern Stücken der Militairgewehre Statt findet.

Nähere und ausführliche Abhandlungen über das Flintenschloß und dessen Verfertigung sind enthalten in Rouvroy, kleines Feuergewehr, Dresden, 1820. Handbuch für Officiere, vom Capitain von Roggenbucke, Suhl 1820. Der Gewehrkenner von Roux, Leipzig, 1821. Die Gewehrfabrik in Suhl und Beschreibung der Verfahrungsart bei Verfertigung der Militair- und Jagdgewehre, von Anschütz, Dresden, 1811. Anleitung zur Kenntniß des kleinen Feuergewehrs ꝛc., v. Enander, Stockholm, 1832. S.

Feuertonnen sind mit entzündbaren Stoffen angefüllte Fässer, welche in einem Brander gerade unter den Wandtauen stehen und dazu dienen, diese und die Takelasche des Branders zu entzünden.

Feuerwaffen, s. Feuergewehr und Geschütze.

Feuerwerk, s. Ernstfeuerwerk und Lustfeuerwerk.

Feuerwerker, s. Artilleristen.

Feuillade, François d'Aubusson, Duc de la, Pair und Marschall von Frankreich. Schon in seiner frühen Jugend legte er Proben glänzender Tapferkeit ab. 1651 wurde er bei Rhetel zwei Mal verwundet und befand sich 1653 bei den Belagerungen von Mouzon, Valenciennes und Landrecy, bei welcher letztern er, am Kopfe verwundet, in feindliche Gefangenschaft gerieth. Beim Entsatze von Arras 1654 focht er mit großer Tapferkeit. 1664 ging er als Maréchal de camp mit dem Corps Franzosen, welches Coligny dem Kaiser zuführte, nach Ungarn, kämpfte dort bei St. Gotthardt unter Montecuculi und befehligte das Corps in Coligny's Abwesenheit. Nach seiner Rückkehr wurde er Generallieutenant, und der König erhob seine Herrschaft Roannez zum Herzogthume. 1667 befand er sich mit bei Bergues, Furnes und Courtray; 1668 erhielt er die Erlaubniß, nach Candia zu gehen, um die von Achmet Kiuparli hart bedrängte Feste zu unterstützen; doch nützte die Tapferkeit des französischen Adels, der ihm gefolgt war, den Venetianern nur wenig, da die feurigen Ritter nur Auszeichnung und Ruhm suchten, aber nicht geneigt waren, den weisen und vorsichtigen Maßregeln des edlen Morosini, Gouverneurs der Festung, sich zu unterwerfen. Ludwig XIV. ertheilte Lafeuillade 1672 das Regiment der französischen Garden. Er zeichnete sich in den Feldzügen gegen Holland und Spanien aus und leistete wichtige Dienste bei der Besetzung der Franche Comté 1674, indem er die Citadelle von Besançon mit Sturm, Salins und Dôle durch Capitulation einnahm. Dafür wurde er am 30. Juli 1675 zum Marschall von Frankreich erhoben und befehligte 1676 in Abwesenheit des Herzogs von Orleans die Armee in Flandern. 1678 wurde der Marschall nach Sicilien gesendet und bald darauf zum Vicekönige von Sicilien und Befehlshaber der dortigen Seemacht ernannt. Nach dem Tode des Herzogs von Lesdiguières gab ihm der König 1681 das Gouvernement der Dauphiné und 1688 den Orden des heil. Geistes. Die Stadt Paris verdankt ihm die Entstehung der place des victoires; er kaufte das Hôtel de Senneterre nebst mehreren benachbarten Häusern, ließ Alles niederreißen und einen regelmäßigen Platz einrichten, in dessen Mitte die Statue Ludwig's XIV. aufgestellt wurde, um auf diese Weise seine (wahrhafte oder vorgegebene) Anhänglichkeit an den König glänzend an den Tag zu legen. Der Monarch lohnte ihn mit seiner Gunst, welche er auch bis an seinen Tod unverändert sich erhielt. Er starb den 18. Sept. 1691. B.

Feuquière, Antoine de Pas, Marquis de, aus einer der angesehensten und ältesten Familien von Artois, der älteste Sohn des Generallieutenants, Gouverneurs von Toul und Verdun und Gesandten in Madrid, Isaak Marq. F., war 1648 zu Paris geboren und begann seine militairische Laufbahn in seinem 18. Jahre im Regiment des Königs. Als Fähndrich wohnte er dem Feldzuge von 1667 bei, wurde in Folge seiner bei der Belagerung von Lille bewiesenen Tapferkeit Capitain, begleitete seinen Verwandten, den Marschall Luxemburg, als Adjutant in den Feldzügen von 1672 und 1673, und ließ sich bei Eroberung der Franche Comté, bei der Schlacht von Senef, so wie bei dem Entsatze von Oudenarde, 1674, unter den Tapfersten seiner Landsleute finden. Zur Belohnung verlieh ihm der König zu Ende

des Feldzugs das Regiment Royal marine, an dessen Spitze er sich im folgenden Jahre unter Turenne und nachmals unter Crequi, besonders bei der Einnahme von Bouchain so hervorthat, daß er eine Pension von 3000 Livres erhielt. Rastlos fuhr F. fort, als Commandant des seinen Namen führenden Regiments Petit Vieux, sich neue Lorbern zu erringen, wurde 1676 und in den folgenden Jahren mehrfach verwundet und zog durch einen der Ueberlegenheit der Engländer trotzenden Rückzug nach der Schlacht von St. Denis die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Deßhalb wurde er 1688 Brigadier, war als solcher bei der Belagerung von Philippsburg und führte den ihm anbefohlenen Streifzug durch Franken, bei dem er bis vor die Thore von Nürnberg brandschatzte und 3 bis 4 Millionen seinem Könige erwarb, so zur Zufriedenheit aus, daß ihn der König zum Maréchal de camp erhob und ihm ein Geschenk von 12,000 Livres machte, nachdem F. bereits bei dem Raubzuge seine eigene Kasse wohl um 100,000 Franken bereichert hatte. Von Bordeaux, wo man 1689 eine Landung der Engländer erwartete, begab sich F. nach Piemont, commandirte unter Catinat in der Schlacht von Staffarde gegen den Herzog von Savoyen, dann bei Pignerol gegen die Waldenser, nahm 4 Compagnien savoyischer Gensd'armen bei Savigliano gefangen, bemächtigte sich 1691 Vegliano's und zwang Carmagnola zu capituliren. Nicht so glücklich war er mit Coni, in welches Prinz Eugen Verstärkung warf, den zu F's Unterstützung von Catinat gesendeten Bulonde schlug und F. zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Es war ein Mißgriff, daß man F. nicht ferner den Oberbefehl über das Belagerungsheer ließ, auch daß man nicht ihn, sondern den Herzog von Elbeuf nach Pignerol gegen die Waldenser schickte. Der Herzog selbst machte Catinat darauf aufmerksam, da F., wie die Erfahrung gelehrt habe, besser mit diesen Leuten umzugehen wisse, die ihn seiner unglaublichen Schnelligkeit wegen mit dem Namen Hexenmeister bezeichneten. F. begleitete 1692 den Marschall Lorges auf dem Feldzuge in Deutschland und wurde, zur Belohnung für die musterhafte Vertheidigung von Speierheim, das er mit einem schwachen Corps von 3000 M. 8 Stunden lang gegen die ganze Macht des Prinzen von Baden hielt und dadurch der franz. Armee Zeit verschaffte, eine vortheilhafte Bewegung auszuführen, Generallieutenant, als welcher er der Schlacht von Neerwinden beiwohnte und an den klugen Operationen Luxemburgs vielen Theil hatte. Später diente F. noch bis zum Ryswicker Frieden 1679 in Flandern unter Villeroi. Seit dieser Zeit wurde er nicht wieder im Heere angestellt, wohl in Folge seiner Freimüthigkeit, mit der er die Unternehmungen der angesehensten Feldherren getadelt und dadurch sich mächtige Gegner zugezogen hatte. Wir verdanken seiner Muße, in der er bis an seinen Tod (27. Jan. 1711) in Paris lebte, seine schätzbaren Memoiren, die eine treffliche Schilderung seiner Thaten und der Feldzüge enthalten, denen er beigewohnt hat. Die vollständigste Ausgabe davon, die 4., erschien zu Paris 1770.

Manasses de Pas, Marquis de Feuquière, der Großvater des Vorigen, ebenfalls rühmlich bekannt als Feldherr, erhielt schon vor seiner Geburt den Gehalt seines Vaters vom Könige zugesichert, als Anerkenntniß der Verdienste der Familie F., die für ihr Vaterland beträchtlichen Verlust erlitten hatten, und von der Manasses's Vater und 2 Oheime im Kriege geblieben waren. Manasses trat mit 13 Jahren in das Regiment, wurde sehr jung Kapitain, darauf Aide de camp, machte 8 Feldzüge als Maréchal de camp, wobei er sich überall durch Talent und Muth hervorthat, und trug durch seinen Rath als Generallieutenant wesentlich zur Eroberung von

La Rochelle bei. Auf gleich seltene Weise bewährte er sich als Gesandter in Deutschland, belebte den Muth der Schweden nach ihres Königs Tode und ließ sich in Unterhandlungen mit Wallenstein ein. 1631 wurde er Generalstatthalter von Metz und Toul, 1636 von Verdun. Der Feldzug von 1637, in welchem er mit dem Herzog Bernhard von Weimar ein deutsches Heer befehligte, zog ihm eine schwere Krankheit zu, von der er nur mit Hilfe der besten Aerzte, die der König zu seiner Rettung aufgefordert hatte, wieder erstand. Die Belagerung von Thionville, das er mit 8000 M. nehmen sollte, wurde das Grab seines Ruhmes. Vom kaiserlichen General Piccolomini am 7. Juli 1639 mit 14,000 M. angegriffen, schlug er zwar mehrmals den überlegenen Feind zurück, mußte aber endlich der Uebermacht unterliegen und fiel, da ihn der durch eine Schußwunde im Arme verursachte Blutverlust so geschwächt hatte, daß er nicht länger zu Pferde bleiben konnte, persönlich in die Gefangenschaft des Feindes. 9 Monate mußte er kriegsgefangen in Thionville schmachten und starb daselbst am 14. März 1640, eben als man wegen seiner Freilassung unterhandelte. Die von ihm verfaßten: Lettres et négociations du marq. de F., ambassadeur du roi en Allemagne 1633 et 1634, Paris, 1753, geben interessante Aufschlüsse über die damaligen Unterhandlungen und Staatsverträge. C.

Figurenwinkel, s. Polygonwinkel.

Finisterre, Cap am atlantischen Meere in der spanischen Provinz Galizien.

Seeschlacht zwischen den Engländern und Franzosen am 3. Mai 1748.

Der König von Frankreich, keineswegs entmuthigt, daß seine beabsichtigte Expedition zu Wiedernahme von Cap Breton wegen des Todes des Herzogs von Anville und wegen ungünstiger Winde und Witterung nicht geglückt war, hatte beschlossen, seine ganzen Kräfte gegen die englischen Colonien in Nordamerika und Ostindien zu verwenden, und deßhalb in Brest 2 Geschwader ausgerüstet, von denen das eine unter Commodore de la Jonquierre nach Amerika, das andere unter Herrn von St. George nach Indien bestimmt war. Die von Plymouth mit einer zahlreichen Flotte abgeschickten englischen Befehlshaber, Viceadmiral Anson und Contreadmiral Warren, sollten beide Geschwader auf ein Mal vernichten und stießen am 3. Mai bei Cap Finisterre auf die franz. Flotte, die aus 6 Kriegsschiffen, mehreren Fregatten und 4 von der ostindischen Compagnie ausgerüsteten bewaffneten Schiffen, die als Convoy von 40 Kauffahrteischiffen dienten, bestand. Sogleich stellte sich ein Theil der franz. Schiffe in Linie, um die Schlacht anzunehmen, während 6 Fregatten mit den Kauffahrteischiffen mit vollen Segeln möglichst schnell ihren Lauf fortsetzten, um dem Feinde zu entkommen. Auch Admiral Anson war im Begriffe, eine Linie zu formiren, als ihn Warren darauf aufmerksam machte, daß mittlerweile die Kauffahrteischiffe unter dem Schutze der Nacht entkommen würden. Deßhalb eilten die englischen Admirale, mit aller Gewalt den Angriff Nachmittags 4 Uhr zu beginnen. Lange leisteten die Gegner tapfern Widerstand, bis sie der Uebermacht unterlagen und die Segel streichen mußten. 3 zur Jagd auf die Waarenschiffe abgesendete englische Fregatten brachten 9 derselben ein, die übrigen hatten sich in der Dunkelheit gerettet. Der franz. Verlust belief sich auf 700 Todte und Verwundete, der englische auf 500. Die Sieger erbeuteten eine beträchtliche Anzahl Waaren und Schätze, die man auf 20 Wagen nach London brachte. Der König von England erhob zur Belohnung den Admiral Anson in den Adelstand und ertheilte dem Contread-

miral Warren, dessen Thätigkeit und Muth ganz besonders zum Siege beigetragen hatte, den Orden des Bades. (Smollet, Bch II., Cap. 9., §. 25.)
C.

Finkennetz. Kommen während eines Seegefechtes die Schiffe so nahe an einander, daß das kleine Gewehrfeuer in Wirksamkeitt tritt, so wird zum Schutz der auf dem obersten Decke aufgestellten Mannschaft ein Netz ausgespannt, dasselbe mit altem Segeltuch oder andern Gegenständen, welche die feindlichen Kugeln aufhalten können, ausgestopft, auf diese Weise eine Art von Brustwehr gebaut und selbige ein Finkennetz genannt.

Finten werden in der Fechtkunst solche Bewegungen mit der Klinge genannt, durch welche man den Gegner glauben zu machen sucht, es solle hier oder da ein Hieb oder Stoß ausgeführt werden. Die Absicht geht also dahin, sich irgendwo eine Blöße zu verschaffen (s. d.). Wer seinen Zweck erreichen will, muß die Finten so einrichten, daß der Gegner sie nicht dafür hält, sondern sich dadurch wirklich bedroht glaubt und Bewegungen macht.

Die Finten sind entweder einfache, doppelte oder dreifache. Mehr als 3 Finten auf Einmal macht kein guter Fechter. Die einfache Finte ist ein Scheinhieb oder Stoß auf der entgegengesetzten Seite. Beim Hiebfechten geht man stets oberhalb der feindlichen Klinge auf die andere Seite; beim Stoßfechten ist es umgekehrt, mit Ausnahme der coupirten Stöße (s. Stoßfechten). Doppelfinten dürfen nicht mit Doppelhieben und Doppelstößen verwechselt werden; denn es folgt immer nur ein Hieb oder Stoß darauf.

Bisweilen macht man auch Finten, ohne dabei die Absicht zu haben, augenblicklich hauen oder stoßen zu wollen; solche Finten haben dann nur den Zweck, zu erforschen, ob der Gegner viel oder weniger Gemüthsruhe besitzt, ängstlich ist u. s. w. Es sind kleine Recognoscirungen, auf welche man dann seinen Angriffsplan gründet. Wer viel Finten macht, beweist dadurch, daß ihm noch die Geschicklichkeit fehlt, einen einfachen Hieb oder Stoß mit Aussicht auf Erfolg anzubringen.
Pz.

Firmament ist der sichtbare Himmel, an welchem wir des Nachts die Sterne erblicken.
M. S.

Fixsterne heißen diejenigen Sterne, welche immer eine und dieselbe Entfernung von einander behalten. Die Sonne ist deßhalb auch ein Fixstern, oder die Fixsterne sind Sonnen. Sie haben ihr eigenes Licht und werden nie verdunkelt, wie die Planeten. Der der Sonne am nächsten stehende Fixstern ist der Sirius, der aber doch 7 Billionen Meilen von ihr entfernt ist.
M. S.

Flach eines Schiffes wird derjenige Theil des Schiffsbodens genannt, welcher ziemlich horizontal ist und um so kleiner sein wird, je schärfer das Schiff gebaut ist (s. Bauch). Flach vor dem Winde segeln heißt so viel, als den Wind gerade von hinten bekommen, so daß der Cours des Schiffes und die Richtung des Windes dieselbe ist. Flach in dem Winde ist das Gegentheil von diesem.

Fläche ist eine Ausdehnung in die Länge und Breite, ohne alle Tiefe oder Dicke; sie entsteht, wenn eine Linie sich anders als nach ihrer Richtung fortbewegt. Hätte man z. B. eine Linie AB, und sie würde in der Richtung von A nach B, oder umgekehrt fortgezogen, so würde ihre hinterlassene Spur auch nur eine Linie bilden; gehen aber die Endpuncte A und B zugleich und in einer andern als der ebengenannten Richtung fort, so wird ihre hinterlassene Spur eine Fläche bilden. Aus der Erklärung, was eine Fläche ist, geht hervor, daß eine solche nicht tragbar, sondern nur an einem Körper sichtbar ist.
M. S.

Flache Stellung (s. Linienstellung und Kampfordnung).

Flächeninhalt oder Flächenraum ist der Inhalt einer von geraden oder krummen Linien eingeschlossenen Figur, nach Quadratmaßen angegeben. Man findet ihn, wenn man untersucht, wie oft eine als Grundmaß angenommene Fläche in der Figur enthalten ist. Gewöhnlich ist dieses Grundmaß ein Quadrat, dessen Seiten bald einen Zoll, bald einen Fuß oder Ruthe, zuweilen auch eine Meile rc. betragen.

1) Der Flächeninhalt eines Dreiecks wird gefunden, wenn man die Grundlinie mit der Höhe multiplicirt und das Product durch 2 dividirt.

2) Der Flächenraum eines Quadrats wird gefunden, wenn man eine Seite mit sich selbst multiplicirt.

3) Der Flächenraum eines Rechtecks wird gefunden, wenn man die Grundlinie mit der Höhe multiplicirt.

4) Der Flächeninhalt eines Trapeziums (Paralleltrapez) ist gleich dem Producte aus dem Abstand beider paralleler Seiten (Höhe), multiplicirt mit der halben Summe dieser beiden Seiten.

5) Der Flächenraum eines jeden Vierecks (Trapezoids), bei welchem keine Seite mit der andern parallel läuft, wird gefunden, wenn man in solchem eine Diagonale zieht und die Hälfte derselben mit der Summe der Abstände der der Diagonale gegenüber liegenden Winkel multiplicirt.

6) Der Flächeninhalt eines jeden regelmäßigen Winkels wird gefunden, wenn man den Halbmesser des eingeschriebenen Kreises mit der Summe aller Seiten multiplicirt und das Product durch 2 dividirt.

7) Den Flächeninhalt eines jeden unregelmäßigen Vielecks findet man, wenn man dasselbe durch Diagonalen in lauter Dreiecke zerlegt und jedes Dreieck einzeln berechnet. Man kann sich dabei eine Erleichterung verschaffen, wenn man die Höhen der Dreiecke so zieht, daß zwei Dreiecke eine Diagonale als gemeinschaftliche Grundlinie erhalten.

8) Der Flächeninhalt eines Kreises ist gleich dem halben Producte aus dem Radius und der Peripherie, oder dem vierten Theil des Products aus dem Durchmesser und der Peripherie.

9) Der Flächeninhalt eines Kreisausschnitts wird gefunden, wenn man das Product aus der Peripherie und dem Radius noch mit der Anzahl Grade des eingeschlossenen Bogens multiplicirt und das Ganze durch 720 dividirt, oder gleich der Länge des zugehörigen Bogens, multiplicirt mit dem halben Radius.

10) Soll der Flächeninhalt eines Kreisabschnitts berechnet werden, so muß auch dessen Sehne bekannt sein; man berechnet sodann erstlich den Flächeninhalt des Kreisausschnitts und zweitens des von beiden Halbmessern und der Sehne eingeschlossenen Dreiecks und zieht diesen Flächeninhalt von dem des Kreisausschnitts ab.

11) Der Flächeninhalt einer Parabel ist gleich zwei Drittheilen eines um die Parabel beschriebenen Rechtecks.

12) Der Flächenraum einer Ellipse ist gleich dem Producte aus beiden Achsen, multiplicirt mit 3, 14 . . . M. S.

Flächeninhalte, ihr Verhalten.

1) Die Flächeninhalte verschiedener Dreiecke verhalten sich gegen einander wie die Producte aus ihren Grundflächen und Höhen.

2) Die Flächeninhalte ähnlicher Vielecke verhalten sich wie die Quadrate ihrer gleichnamigen Seiten.

3) Die Flächeninhalte ähnlicher regelmäßiger Vielecke verhalten sich

wie die Quadrate der umschriebenen Kreise, wie die Quadrate der Durchmesser in beiden Fällen und auch wie die Quadrate ihrer Seiten.

4) Die Kreisflächen verhalten sich gegen einander wie die Quadrate ihrer Halbmesser, wie die Quadrate ihrer Durchmesser, wie die Quadrate der Sehnen ähnlicher Bogen. M. S.

Flächenkörperzahl ist ein Ausdruck, der nur noch in alten mathematischen Werken vorkommt. Man versteht darunter ein Product aus 5 Zahlen, d. i. aus einer Flächen- und einer Körperzahl; z. B. ist 2. 3=6 eine Flächenzahl und 4. 5. 6=120 eine Längenzahl und daher 6. 120=720 eine Flächenkörperzahl. M. S.

Flächenmeßkunst beschränkt sich darauf, die Umrisse oder Grenzen einer kleinern oder größern Fläche Landes nach einem angenommenen Längenmaße (s. d.) zu bestimmen und zu messen, mittelst eines verjüngten Maßstabes auf Papier zu tragen und dann nach den Grundsätzen der Planimetrie den Flächeninhalt durch Beihilfe eines üblichen Flächenmaßes zu berechnen. Bei kleineren Flächen wählt man gewöhnlich die Quadratfuß oder die Quadratruthe hierzu, bei größeren hingegen, vorzugsweise in ökonomischer Hinsicht, Acker, Morgen, Hufen. Einzelne Landstücken können auch ohne Anwendung von Meßinstrumenten ausgemessen werden, wenn man die Grenzlinien mißt, zusammenträgt, die daraus entstandene Figur nach den Regeln der Geometrie durch Diagonalen in Dreiecke theilt und diese dann berechnet. S.

Flächenwinkel ist derjenige Theil des Raums, welchen eine Spitze oder Ecke auf einer ebenen Fläche einnimmt; also nichts Anderes, als die Neigung zweier Linien auf einer ebenen Fläche, die in einem Puncte zusammenstoßen. M. S.

Flächenzahl, ein veralteter Ausdruck, unter welchem man ein Product aus 2 Zahlen versteht; z. B. da 3. 4=12, so ist 12 eine Flächenzahl. M. S.

Fladderminen, s. Minen.

Flagge. Wie bei den Landtruppen die Cocarde durch ihre Farben das Kennzeichen der Nation ist, so im Seekriege die Flagge, nur mit dem Unterschiede, daß letztere außerdem theils durch ihre Größe, theils durch den Ort, an welchem sie aufgesteckt wird, eine verschiedenartige Bedeutung erhält und überdies zu Signalen gebraucht wird. Jedes Schiff segelt unter einer Flagge — die National- oder Campanjeflagge genannt, welche stets am Hintertheil aufgezogen wird. Sie ist viereckig und fast bei allen Nationen von leichtem, wollenem Zeuge gefertigt. Außer der Nationalflagge giebt es noch eine Commandoflagge, Friedensflagge, Blutflagge, Pisjahrsflagge und Signal- oder Seyeflagge. Die Commandoflagge weht nur auf dem Admiralschiffe am großen Top der Masten und darf von keinem anderen Kriegsschiffe geführt werden. Ist bei der Flotte noch ein Vice- und Contreadmiral, so führt der erste seine Flagge am Vortop und der letzte am Besahntop. Der Kapitain eines Kriegsschiffes führt nur ein Wimpel am großen Top. Die Friedensflagge ist bei allen Nationen weiß und wird in der Regel von Parlementairschiffen aufgesteckt. Die Blutflagge ist jetzt außer Brauch gekommen und war früher ein Zeichen zum Beginnen des Gefechts. Die Pisjahrsflagge wird von dem commandirenden Officier einer Flotte gebraucht, um die Schiffskapitaine an Bord zu rufen. Die Signal- oder Seyeflagge dient zu den verschiedenen Signalen, welche alle aufzuführen, hier zu weitläufig sein würde. Die Flagge streichen (herablassen) geschieht entweder als Ehrenbezeigung, oder im Gefecht, als Zeichen, sich zu er-

geben. In der Regel muß jeder Kauffahrer vor einem Kriegsschiffe die Flagge streichen. Schiffe, die keine Flagge führen, streichen zu diesem Endzwecke die obern Segel. Die Flagge aufhissen ist der seemännische Ausdruck für Aufstecken der Flagge. Ein Schiff flaggt, sagt man, wenn alle Flaggen aufgehißt sind, welches bei großen Feierlichkeiten oder als Ehrenbezeigung geschieht. Derjenige Seeofficier, welcher am Maste eine Flagge führt, heißt der Flaggenmann, das Schiff aber das Flaggenschiff. Flaggenkapitain wird der Befehlshaber desjenigen Schiffes genannt, auf welchem sich ein Admiral befindet, der eine Flagge führt. Flaggenofficier heißt aber jeder Befehlshaber eines Schiffes, der am Bord eine Flagge führen darf.

Flanke nennt man in der Linienstellung die Endpuncte der Flügel, in der Colonnenstellung, desgleichen bei allen größern Truppenaufstellungen die rechte und linke Seite.

Die Flanken sind bei jeder Gefechtsstellung die schwächsten Seiten, schwächer noch als der Rücken. Dies leidet auch dann keine Ausnahme, wenn die Flanke einer Gefechtscolonne mehr Streiter zählen sollte, als die Front; denn die Flanke wird aus den Flügelrotten aller Colonnenzüge gebildet, ist kein Ganzes und mithin auch nicht taktisch verwendbar; sie kann nur passiven Widerstand leisten. Aus diesem Grunde sind Flankenangriffe stets doppelt gefährlich, so wie dagegen die Deckung der Flanken höchst nothwendig wird. Pz.

Flanke (flanc) nennt man in der Befestigungsbaukunst jede Linie, von welcher das normale Feuer bei einer andern Befestigungslinie, vermöge ihrer Lage gegen diese, dicht vorbeistreicht. Die Vortheile, welche ein solches Feuer gewährt, sind sehr wesentlich, weßhalb man bei Befestigungsanlagen, so oft es möglich wird, solche Linien zu erlangen sucht. Was dabei insbesondere noch zu berücksichtigen ist, findet man in dem Art. Feuer der Befestigungslinien.

In der Bastionbefestigung ist diese Linie mit eine Hauptlinie des Walltraces. Das Speciellere über die Lage und Beschaffenheit dieser Flanken ist im Art. Bollwerk I. B. S. 612. nachzulesen. P.

Flankenangriffe verfehlen selten ihren Zweck, wenn sie mit Frontalangriffen in Verbindung gesetzt werden, oder ganz unerwartet geschehen. Es kommt hierbei der Grundsatz in Anwendung: den schwächern Punct mit Uebermacht anzugreifen. Ein zur rechten Zeit unternommener Flankenangriff kann die Niederlage des Gegners herbeiführen, den Sieger zum Stehen bringen, das ganze Gefechtsverhältniß umgestalten. Ueber die Ausführung ist nichts weiter zu sagen, als daß jeder Flankenangriff in geschlossener Ordnung und stets mit der blanken Waffe gemacht werden muß, wenn der Gegner in Linie steht oder marschirt. Bei einem Flankenangriffe gegen Batterien oder Truppencolonnen muß jedoch die Infanterie schießen, bevor sie mit dem Bajonet angreift. — Flankenangriffe im Großen sind durch die neuere Taktik der Armeen minder erheblich geworden (s. Flankenstellungen). Pz.

Flankenbewegungen sind entweder Abmärsche aus der Flanke (Flankenmärsche), oder Bewegungen in des Gegners Flanke.

In der Nähe des Feindes sind nur solche Flankenmärsche statthaft, welche eine augenblickliche Herstellung der Front erlauben. Die Flankenmärsche ganzer Corps und Armeen waren im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung, und um so leichter auszuführen, da derjenige Theil, welcher sich auf die Defensive beschränkte, in der Regel feste Stellungen (s. d.)

aufsuchte, die er durch künstliche Vorkehrungen aller Art verstärkte und daher auch nicht gern verließ, ohne darin einen Angriff abgewartet zu haben. Friedrich der Große war Meister in solchen Flankenmärschen.

In neuerer Zeit sind die Flankenmärsche aus dem Grunde gefährlicher geworden, weil der Gegner nicht mehr so unbeweglich fest steht und daher zu Flankenangriffen stets geneigt ist; hingegen hat ihre Ausführung weniger taktische Schwierigkeiten, weil die Bataillone und Batterien selbstständigere taktische Einheiten geworden sind, die Terrainbenutzung große Fortschritte gemacht hat und dem in der Flanke bedrohten Corps weit mehr Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen, als zu der Zeit, wo die Schlachtordnung ein eng zusammenhängendes Ganzes war.

Dessen ungeachtet findet man es immer noch rathsam, die Flankenmärsche in der Nähe des Feindes wo möglich unter dem Schutze eines mit der Marschrichtung parallel fortlaufenden Terrainabschnittes oder Hindernisses auszuführen und dessen Besetzung oder Vertheidigung einer besonderen Avantgarde anzuvertrauen, welche in der bedrohten Flanke sich befindet.

Pz.

Flankendeckung. Zur Zeit der Lineartaktik (s. d.) deckten nicht nur einzelne Bataillone, sondern auch größere Infanterielinien ihre Flanken durch Bildung sogenannter Haken, d. h. durch mehr oder minder große Abtheilungen, welche ziemlich rechtwinklig an das Flügelende gesetzt wurden. Machten diese Abtheilungen Front auswärts, so hießen sie Defensivflanken, wurden sie aber vorwärts angesetzt, um ein Kreuzfeuer zu erzielen, so nannte man sie Offensivflanken. In den Schlachten bei Molwitz, Czaslau, Prag und Leuthen hatte Friedrich der Große dergleichen Defensivflanken gebildet, welche zugleich die Oeffnung der beiden Infanterietreffen schlossen. In der ersten Aufstellung bei Leuthen und in der zweiten bei Prag bildeten die Oestreicher ebenfalls solche Haken, doch bedienten sie sich momentan auch der Offensivflanken.

Dergleichen feststehende Flankendeckungen entsprachen jedoch nur dann dem Zwecke, wenn der Gegner sie respectirte. Die Offensivflanken hatten den großen Nachtheil, leicht umgangen werden zu können, die Defensivflanken waren oft dem concentrischen Feuer ausgesetzt und erzeugten überdies noch eine Flanke mehr. Es waren nur Palliativmittel.

In neuerer Zeit ist man vernünftiger Weise ganz davon abgegangen. Die Selbstständigkeit der einzelnen Bataillone, die Unabhängigkeit der Batterien, die gänzlich veränderte Aufstellung der Infanterie- und Cavaleriecorps haben ganz andere Elemente der Flankendeckung erzeugt. Die zur Deckung der Flanke bestimmten Abtheilungen stehen von der Flanke so weit entfernt, als ihre taktische Wirksamkeit reicht, und suchen durch ihr Feuer oder durch den Angriff mit blanker Waffe den Feind abzuhalten, unmittelbar gegen die Flanke zu wirken.

Diese Abtheilungen werden entweder in gleicher Höhe mit der Frontlinie, bisweilen weiter vor-, selten aber zurückgestellt. Bei Infanterieabtheilungen kommt es hauptsächlich darauf an, daß sie sich irgendwo eingenistet haben. Cavalerieabtheilungen müssen etwas weiter zurückstehen und den Feind in demselben Momente selbst in der Flanke angreifen, wo dieser die Attake gegen die zu deckende Flanke beginnen will. Bei der Artillerie eignen sich hauptsächlich die reitenden Batterien zur Flankendeckung. Im Uebrigen bestimmen aber das Terrain und sonstige Verhältnisse, ob die Flanke einer größeren Truppenabtheilung durch die eigene oder eine andere Waffengattung gedeckt werden muß. Es gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten

der höheren Taktik des vorigen Jahrhunderts, daß die Cavalerie oft nur zur Flankendeckung der großen Infanterielinien verwendet wurde und daher oft ungenutzt blieb. Ziethen und Seidlitz machten sie erst wieder flott.

Für die Flankendeckung marschirender Truppen hat hauptsächlich die Avantgarde (s. d.) zu sorgen. Die von den Seitentrupps entsendeten Blänker pflegt man, zum Unterschiede von den voranmarschirenden der Vortrupps, Flankeurs zu nennen. Die Franzosen verstehen jedoch unter „Flankeurs" auch die in der Flanke marschirenden geschlossenen Abtheilungen.

Bei größeren Corps und ganzen Armeen werden gewöhnlich noch besondere Abtheilungen, oft combinirte Brigaden oder Armeedivisionen, zur Flankendeckung bestimmt. Diese marschiren mit allen Vorsichtsmaßregeln isolirter Corps auf Seitenwegen, unterhalten mit dem Hauptcorps durch Patrouillen und Zwischentrupps eine ununterbrochene Verbindung, und senden sowohl vorwärts als seitwärts starke Streifparteien, um sich von den feindlichen Bewegungen und Angriffsanstalten möglichst frühzeitig zu unterrichten.

Die Deckung der Flanken ist in allen Verhältnissen ein Geschäft von der höchsten Bedeutung und muß mit Einsicht betrieben werden. Je weniger es möglich ist, selbst in concreten Fällen bestimmte Vorschriften darüber zu ertheilen, desto mehr muß der Befehlshaber der dazu verwendeten Truppenabtheilung, sei es eine Compagnie oder eine ganze Brigade, sich mit den allgemeinen (strategischen) und besonderen (taktischen) Verhältnissen bekannt machen, wenn er zur rechten Zeit und am rechten Orte wirksam sein will. Das feindliche Flankenmanöver zeitig genug entdecken und den wirklichen Angriff verhindern oder vereiteln, das ist's, was man von einer guten Flankendeckung fordert; aber die Regeln für das specielle Verhalten sind sehr sparsam, und es kommt hier mehr als in irgend einem andern Verhältnisse auf den sicheren Takt des Handelnden an. Pz.

Flankenfeuer (Artill.) ist schon an sich wirksamer, als directes Feuer, wenn die flankirte Truppe ein nicht allzu schmales Ziel bietet, so daß die Anzahl der seitwärts vorbeigehenden Geschosse nur gering, und dabei die Anzahl der hinter einander befindlichen Treffpuncte größer als bei dem Frontalgefecht ist. Diese Wirkung wird aber gewöhnlich noch weit entscheidender durch den moralischen Einfluß auf die beschossenen Truppen, welchen ein gut gerichtetes Flankenfeuer nicht leicht verfehlt. Ry.

Flankenstellungen (strategische). Jede Stellung, welche auch dann noch behauptet werden soll, wenn der Feind an ihr vorbeigeht, ist eine Flankenstellung; denn von dem Augenblicke an, wo er dies thut, kann sie keine andere Wirksamkeit haben, als die auf die feindliche strategische Flanke. Es sind also nothwendig alle feste Stellungen (s. d.) zugleich Flankenstellungen; denn da sie nicht leicht angegriffen werden können, der Gegner also gleichsam zum Vorbeigehen veranlaßt wird, so können sie nur durch die Wirksamkeit auf seine strategische Flanke ihren Werth bekommen. Wie die eigentliche Fronte der festen Stellung sei, ob sie mit der feindlichen strategischen Flanke parallel laufe oder senkrecht, ist eine vollkommen gleichgiltige Sache; denn eine feste Stellung muß nach allen Seiten Front machen.

Aber man kann auch in einer Stellung, die nicht zu den unangreifbaren gehört (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche), die Absicht haben, sie dann noch zu behaupten, wenn der Feind an ihr vorbeigeht, sobald nämlich der Punct ihrer Lage gegen die feindliche Rückzugs- und Verbindungslinie in so vortheilhaftem Verhältniß steht, daß nicht nur ein wirksamer Angriff auf die strategische Flanke des Vorrückenden Statt finden kann, sondern daß er, für seinen eigenen Rückzug besorgt, nicht im Stande ist, den unserigen

abzuschneiden. Wäre dies Letztere nicht der Fall, so würde eine solche Flankenstellung mehr gefährlich als vortheilhaft sein. Die Stellung der Preußen an der Saale vor der Schlacht bei Jena (s. d.) konnte zu einer wirksamen Flankenstellung werden, wenn man Front gegen die Saale und sie dadurch unangreifbar gemacht hätte; selbst Napoleon erkannte die Gefahr, an ihr vorbeizugehen; denn er entschloß sich, sie anzugreifen.

Eine Flankenstellung, die nicht unangreifbar ist, ist zwar ein äußerst wirksames, aber auch gefährliches Mittel, den Feind aufzuhalten. Wird der Angreifende durch sie festgehalten, so hat man eine große Wirkung mit einem unbedeutenden Kraftaufwande. Ist aber die Wirkung zu schwach, wird der Angreifende nicht festgehalten, so hat der Vertheidiger einen gefährlichen Rückzug und muß entweder in der Eile und auf Umwegen, also unter sehr nachtheiligen Umständen noch zu entkommen suchen, oder er ist in Gefahr, sich ohne Rückzugslinie schlagen zu müssen. Gegen einen dreisten und moralisch überlegenen Gegner, der eine tüchtige Entscheidung sucht, ist dieses Mittel höchst gewagt, wie das Beispiel von Jena beweist. Dagegen kann es bei einem behutsamen Gegner und in bloßen Beobachtungskriegen für eines der besten Mittel gelten, zu welchen das Talent des Vertheidigers greifen kann. Pz.

Flankenvertheidigung oder **Flankenfeuer**, s. Feuer der Befestigungslinien.

Flankenwinkel, s. Bastionbefestigung, I. B., S. 411.

Flankenwirkung (strategische). Sie ist aus dem Grunde oft illusorisch, weil jede Partei sich dagegen zu decken sucht, oder wenigstens auf Flankenoperationen des Feindes gefaßt ist.

Die Flankenwirkung ist in der Offensive eben so denkbar, als in der Defensive; man darf jedoch nicht vergessen, daß Streitkräfte, die im Rücken oder in der Flanke des Feindes wirken sollen, nicht vorn gegen ihn wirken können. Es ist also eine ganz falsche Ansicht, wenn man das „in den Rücken Kommen" schon an sich für Etwas hält. An sich ist dies noch Nichts, sondern es wird erst Etwas in Beziehung zu andern Dingen, und zwar entweder etwas Vortheilhaftes, oder auch etwas Nachtheiliges, je nachdem die Verhältnisse sind.

Vor Allem muß hier die Wirkung auf die bloße Verbindungslinie (s. Communication) von der Wirkung auf die Rückzugslinie des Gegners unterschieden werden, womit jedoch auch eine Wirkung auf jene verbunden sein kann.

Die Wirkung auf die Verbindungslinien ist gegen die feindlichen Zufuhren, gegen nachrückende Detachements, gegen Couriere, Depots ꝛc. gerichtet, also gegen lauter Gegenstände, die zum kräftigen und gesunden Bestehen des feindlichen Heeres nöthig sind; sie soll daher den Zustand dieses Heeres auf diese Weise schwächen und dasselbe dadurch zum Rückzuge veranlassen.

Die Wirkung auf die feindliche Rückzugslinie soll dem feindlichen Heere diesen Rückzug abschneiden (s. abschneiden); sie kann diesen Zweck nur erreichen, wenn der Feind diesen Rückzug wirklich beschließt. Aber freilich kann sie ihn auch veranlassen und also denselben Erfolg haben, wie die Wirkung auf die Verbindungslinie. Alle diese Wirkungen können aber nicht von dem bloßen Umgehen (s. d.), nicht von der bloßen geometrischen Form in der Aufstellung der Streitkräfte, sondern nur von den dazu passenden Bedingungen erwartet werden.

Bei den Flankenwirkungen auf die feindlichen Verbin-

bungslinien sind zuerst 2 Hauptbedingungen zu betrachten: 1) daß zu dieser Wirkung Streitkräfte genügen, die so unbedeutend sind, daß sie in der Fronte kaum vermißt werden; 2) daß das feindliche Heer von einem neuen Siege keinen Gebrauch mehr machen, dem Gegner, wenn er ausweicht, auch nicht mehr folgen könne, was gar nicht selten der Fall ist.

Um der ersten Bedingung zu genügen, muß die feindliche Verbindungslinie eine gewisse Länge haben und nicht mehr durch ein Paar gute Posten gedeckt werden können; sie muß ferner durch ihre Lage oder Gestalt unserer Einwirkung bloßgestellt sein. Es können aber auch noch andere Umstände diese Einwirkung erleichtern oder erschweren, z. B. die Beschaffenheit der Straßen, die Natur der Gegend, durch welche sie führen, Deckung von Strömen, Gebirgen, Morästen, Jahreszeit und Witterung, die Wichtigkeit der Zufuhren, hauptsächlich an Munition und Belagerungsgeschütz rc. Hieraus kann man abnehmen, wie lächerlich sich die Kritik macht, wenn sie Feldherren wegen einer unterlassenen Umgehung ohne Weiteres tadelt.

Ist das feindliche Heer am weiteren Vordringen gehindert durch irgend einen andern Grund als den unseres Widerstandes, so darf unser Heer auch keine beträchtliche Entsendung mehr scheuen; denn wollte das feindliche uns dafür durch einen Angriff strafen, so brauchte man nur auszuweichen. Da in diesem Falle die auf die Flankenwirkung verwendeten Streitkräfte beträchtlicher sein können, so brauchen die übrigen Bedingungen weniger günstig zu sein; selbst das Verhältniß unseres Verbindungssystems zu dem feindlichen braucht nicht zu unserm Vortheil zu sein, da der Feind, der von unserm weiteren Rückzuge keinen sonderlichen Gebrauch machen kann, nicht leicht das Vergeltungsrecht üben, sondern mehr auf die unmittelbare Deckung des eigenen bedacht sein wird.

Eine solche Lage ist also geeignet, um diejenige Wirkung, die man in einer Schlacht nicht suchen will, weil man diese für zu gewagt hält, durch ein Mittel zu erreichen, welches weniger glänzend und erfolgreich als ein Sieg, aber auch weniger gefährlich ist. Hier ist das eigentliche Feld des strategischen Manövrirens (s. d.).

Die Flankenwirkung wird also am wirksamsten sein: 1) in der Defensive; 2) gegen das Ende des Feldzugs; 3) vorzugsweise beim Rückzuge in das Innere des Landes, und 4) in Verbindung mit einer Volksbewaffnung (s. d.). Die Unternehmungen müssen durch gewandte Parteigänger (s. d.) ausgeführt werden, die mit schwachen Haufen und kühnen Märschen und Angriffen auf die feindlichen kleinen Besatzungen, Zufuhren, hin- und herziehenden Detachements fallen, den Landsturm ermuntern und sich mit ihm zu einzelnen Unternehmungen vereinigen. Sie müssen mehr zahlreich als stark und so organisirt sein, daß die Vereinigung mehrerer zu einem größeren Unternehmen möglich wird. (S. Gefechte, ihre Bedeutung und Dauer).

Bei den Flankenwirkungen auf die feindliche Rückzugslinie ist zu berücksichtigen, daß das, was hinten wirken soll, nicht vorn gebraucht werden kann, daß also die Wirkung von hinten oder von der Seite (strategisch betrachtet) an sich nicht als eine Multiplication der Kräfte, sondern nur als eine potenzirte Verwendung derselben betrachtet werden muß, potenzirt von Seiten des Erfolgs, aber auch von Seiten der Gefahr.

Jeder Widerstand durch das Schwert, der nicht ein gerader und einfacher ist, hat die Tendenz, die Wirkung auf Kosten der Sicherheit zu erhöhen. Eine Wirkung von der Seite, sei es mit vereinigter Macht, oder von mehreren Seiten mit getrennter und umfassender Macht, gehört in diese

Kategorie. Nun ist aber bei dem Abschneiden des Rückzugs, wenn es nicht eine bloße Demonstration, sondern ernstlich gemeint sein soll, eine entscheidende Schlacht, oder wenigstens alle Bedingungen zu derselben, die eigentliche Lösung, und eben in dieser Lösung werden sich jene beiden Elemente von größerer Entscheidung und größerer Gefahr wiederfinden. Soll sich also ein Feldherr zu dieser Wirkungsart berechtigt halten, so müssen günstige Bedingungen dieselbe motiviren; sie werden sich in weiten Räumen natürlich häufiger finden als in kleinen, bei selbstständigen Staaten häufiger als bei schwachen, auf fremde Unterstützung harrenden, deren Heere also vor allen Dingen den Vereinigungspunct mit dem Hilfsheere im Auge haben müssen; endlich sind sie am Ende des Feldzuges, wo die Stoßkraft des Feindes bereits erschöpft ist, für den Vertheidiger am günstigsten. (S. General von Clausewitz hinterlassene Werke, 2. Band). Pz.

Flaschenzug ist eine Vorrichtung, um Lasten sicherer mit verminderter Kraft zu heben; sie besteht aus 2 Flaschen oder Gehäusen, in welchen sich metallene Rollen um ihre Bolzen drehen. Die obere Flasche ist irgendwo stark befestigt, die untere liegt los an der Erde, bis sie gebraucht wird. Ein Tau ist nun an der obern Flasche an einem unterhalb derselben angebrachten Ring befestigt und läuft abwechsend über die Rollen, von oben nach unten und wieder hinauf u. s. f., bis es über alle Rollen gezogen ist, und von der letzten obern Rolle herabgeht, zum Ziehen, was nun entweder mit bloßen Händen, oder durch eine Welle geschieht. Je mehr Rollen in jeder Flasche sind, je mehr wird die nöthige Kraft vermindert, denn es verhält sich hier

Kraft : Last = 1 : Anzahl der Taue, woran die untere Flasche hängt. An der untern Rolle ist unten ein Ring angebracht, an welchem die Last befestigt wird. Bei genauer Berechnung muß die untere Flasche mit zur Last gerechnet werden. Deßgleichen auch ist die Unbiegsamkeit der Taue als Hinderniß in Anschlag zu bringen. Nämlich für jede Rolle ist die Kraft, die, durch das Product der Last mit dem Halbmesser des Taues dividirt, durch den Durchmesser der Rolle angegeben wird, noch nöthig, um die Steifigkeit der Taue zu überwinden. Die hier gefundene Kraft wird bei neuen, ganz steifen Tauen, so wie bei nassen noch etwas vermehrt werden müssen; hingegen kann sie bei alten, viel gebrauchten Tauen um etwas vermindert werden. Genau genommen muß auch die Reibung der Rollen auf den Bolzen, um welche sie sich drehen, in Anschlag gebracht werden; da aber Metall auf Eisen die geringste Reibung giebt und solche übrigens durch gehöriges Einschmieren mit Fett oder Oel noch sehr vermindert werden kann, so kann man solche hier wohl außer Acht lassen (s. d. Art. Reibung. Mehreres hierüber findet man in Leonhardi's Mathematik, IV., S. 91. Gehler's physicalisches Wörterbuch, IV., S. 430. Poppe, Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens, II., 327. Brandes Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper, I, 112. u. A.) M. S.

Flechtwerk (clayonage) ist eines der einfachsten Bekleidemittel für die Erdböschungen der Befestigungen. Es besteht nämlich aus Pfählen, um welche man, nach Art der Zaun- oder Korbflechtung, Baumzweige flicht und auf diese Weise eine so dichte Wand bildet, daß die Erdtheilchen, denen sie als Bekleidung dienen soll, durch die Zwischenräume nicht durchfallen können.

Dieses Flechtwerk wird übrigens auf zweierlei Art zur Verkleidung verwendet, indem man es entweder unmittelbar an der zu bekleidenden Böschungsfläche ausführt, oder man verfertiget besondere 6—12 F. lange

und so hohe Wände, als die zu bekleidende Böschung fordert, welche den Namen Hurten (claies) erhalten.

Soll Flechtwerk unmittelbar am Bekleideorte ausgeführt werden, wobei es stets vortheilhaft ist, es gleichzeitig mit der Anschüttung der Erde in Arbeit zu nehmen, so verfährt man dabei auf folgende Weise. Es werden gegen 2—3 Zoll starke Pfähle, sogenannte Rippen, in der Richtung, welche die Böschungsfläche erhalten soll, mit einem Abstande von 9—12 Zoll, je nachdem das zum Flechtwerk zu verwendende Reißig schwach oder stark ist, fest eingeschlagen. Die zum Flechtwerk zu verwendenden Ruthen werden abwechselnd vor und hinter die Pfähle, jedoch immer so eingelegt, daß ihre Enden nach der Erde hinein zu liegen kommen. Damit das Geflechte mehr Festigkeit erhält, wird es von Zeit zu Zeit mit Handschlägeln zusammengetrieben, so wie unten und oben ein Kranz gebildet; d. h. es werden die eingeflochtenen Ruthen 6—8 Zoll breit an den angeführten beiden Grenzen des Flechtwerks, zwischen je 2 Rippen, durch Binderuthen oder sogenannte Weiden (s. d.) fest zusammengezogen und gebunden.

Sind die zu bekleidenden Böschungen höher als 2 F., höchstens 3 F., so muß die Flechtwand, damit sie der dagegen drückenden Erde hinlänglich widerstehen kann, noch eine besondere Unterstützung oder Befestigung erhalten, und diese erzeugt man durch das sogenannte Verankern. Es werden nämlich von etwa 6 zu 6 Fuß in der Länge, und abwechselnd, en échec, von 2 zu 2 F. Höhe, um die Rippen 4—6 F. lange Ankerwieden (s. Wieden) geschlungen und damit das Flechtwerk in der dahinter angeschütteten Erde auf folgende Weise befestiget. Die Ankerwieden haben nämlich an beiden Enden Schlingen. Mit der am schwachen Ende wird dieselbe am Pfahl des Flechtwerks befestiget, dieser und somit auch das Flechtwerk selbst durch diese Wiede an die zu bekleidende Erdmasse herangezogen und um durch die am starken Ende befindliche Schlinge ein gegen 3 Z. starker und 2—3 F. langer Pfahl als Gegenhalt in der Erde fest eingeschlagen. Die hierzu brauchbaren Pfähle müssen, wenn sie von gespaltenem Scheitholze gemacht werden, ein Stück unter dem Kopfe einen Einschnitt erhalten, oder man verwendet hierzu hinlänglich starke Asthaken. Die Asthaken an diesen Pfählen, welche man nach ihrer Anwendung Ankerpfähle nennt, sollen nämlich das Abgleiten der hintern Schlinge über den Kopf des Pfahles verhindern. Damit endlich auch die Rippen bei hohen Böschungen während des Flechtens ihre Lage nicht verändern, sondern sämmtlich in der Böschungsfläche liegen bleiben, kann man an ihre Köpfe Latten oder Stangen anbinden.

Bei der Verkleidung einer Böschung mit Hurten, die man vorher angefertiget, werden diese mit ihren an beiden Enden gegen 1 F. vorstehenden und auf einer Seite zugespitzten Rippen an dem Fuße der Böschung so in die Erde getrieben, daß sie die der Böschung entsprechende Neigung annehmen, und dann noch durch Anker in die Erdmasse befestiget.

Das zum Flechtwerk taugliche Holz muß lange, gerade und biegsame Aeste haben. Birken, Weiden, Haselnuß, Ellern, Fichten und Tannen liefern dazu das beste Reißig.

Die zur Ausführung des Flechtwerks anzustellenden Arbeiterabtheilungen bestehen aus 3 Mann, wenn die Bekleidung nicht verankert zu werden braucht. Ist dies aber der Fall, so sind sie um 2 Mann stärker anzunehmen, wovon alsdann einer die Ankerwieden aussucht, ausästet und dreht, während der andere die Pfähle anfertiget. Die Eintheilung zum Flechten ist folgende: Ein Mann sucht das Reißig aus und reicht es dem Flechten-

den zu; der dritte Mann zieht die Erde mit der Schaufel an das Flechtwerk und rammt sie behutsam fest. Sobald das Flechtwerk bis zum Verankern vorgeschritten ist, treten die dazu bestimmten 2 Mann ihre Function an. Auf diese Weise kann eine solche Arbeiterabtheilung stündlich ungefähr 20—30 □F. ausflechten.

Das jeder Arbeiterbrigade zuzutheilende Handwerkszeug besteht:

1) zum Einschlagen der Pfähle, aus
 1 großen Holzschlägel, sogenanntem Bleischlägel,
 1 Tracirschnur,
 1 Maßstab,
 1 kleinen Handbeil oder Faschinenmesser (s. d.);

2) zum Flechten:
 2 Faschinenmessern oder Handbeilen,
 1 Stampfe,
 1 Schlägel,
 1 Schaufel.

Eine gewöhnliche zweispännige Bauernfuhre Weiden-, Birken- und dergl. Reißig giebt zu 200 □F. und eine eben solche Fuhre Fichten- oder Tannenreißig zu 250 □F. das erforderliche Material. P.

Flecken (bourgs, bourgades) sind kleine Ortschaften, welche Marktgerechtigkeit besitzen. Ihre Lage, Bauart, innere Beschaffenheit, äußere Umgebung u. s. w. bestimmen den Grad ihrer militairischen Wichtigkeit, die begreiflich nur eine relative sein kann (s. Dörfer und Städte). Pz.

Flegelwischer unterscheiden sich von gewöhnlichen Geschützwischern durch ein oder mehrere Charniere an den Wischerstangen, durch welche es möglich wird, diese Stangen zum Laden von Geschützen hinter Schießscharten mehrmals zusammenzulegen. Man erlangt dadurch den Vortheil, die Geschütze zum Laden nicht so weit zurückbringen zu dürfen. Ry.

Flemming, Jacob Heinrich, Reichsgraf von, war der Sohn des in den Grafenstand erhobenen kurbrandenburgischen Geheimenraths Georg Caspar von Flemming, geboren den 3. März 1667 und durch Talent, Glück und Unternehmungsgeist in der Reihe der sächsischen Generale ganz besonders ausgezeichnet. Hatte er auch in seiner Jugend den akademischen Studien obgelegen und dann auf einer Reise nach England 1688 sich mancherlei Kenntnisse zu erwerben gesucht, so fühlte er doch sehr bald schon sich hingezogen zu dem Berufe, der sein Glück ihm begründete. So finden wir ihn 1689 bei den Belagerungen von Kaiserswerth und Bonn, 1690 in der Schlacht von Fleurus, 1691 in dem Treffen bei Leuse, 1693 als kurbrandenburgischen Adjutanten in dem Gefechte bei Heilbronn, und im folgenden Jahre wieder unter Marschall Schomberg's Befehlen in der Schlacht bei Marsaglia in Piemont. Bei dieser Gelegenheit hatte sich Flemming mannichfach ausgezeichnet und auch die Augen des Kurfürsten Johann Georg IV. auf sich gezogen, der ihn in seinen Dienst nahm und zum Generaladjutanten und Obersten beförderte. Als solcher blieb er auch in der Nähe des neuen Kurfürsten Friedrich August und leistete demselben theils bei mehreren Sendungen nach Ungarn und Wien, theils auf dem polnischen Wahltage 1697 die wichtigsten Dienste. Durch seine Bemühungen ganz besonders gelang es dem Kurfürsten von Sachsen, den polnischen Thron zu besteigen, nachdem sein Abgesandter vorher noch die pacta conventa in seines Monarchen Namen beschworen hatte. Zum Dank erhob August den Obersten Flemming 1698 zum Generalmajor, geheimen Kriegsrath und Generalpostmeister von Sachsen, und 1700 zum Großstallmeister von Lithauen, und

beförderte denselben, nachdem er von Neuem seine Tapferkeit durch die Unterwerfung von Marienburg, in den Angriffen von Riga und der Dünamünder Schanze, 1702 in der Schlacht von Klitschow u. s. f. bewiesen hatte, 1705 zum General der Cavalerie. Je unentbehrlicher Graf Flemming sich dem Könige machte, desto mehr befestigte er das Vertrauen und die Gnade desselben, welche sich durch neue Ehrenstellen kund that. 1707 wurde Flemming Gouverneur von Dresden, Königstein und Sonnenstein, Generalcommandeur der königlichen Leibgarde, 1710 Generalfeldzeugmeister von Polen, geheimer Kriegsrathspräsident, und 1712 Generalfeldmarschall und dirigirender geheimer Cabinetsminister. Die Brust des königl. Günstlings zierten der dänische Elephantenorden, der Andreas-, der weiße Adler- und der Johanniterorden. Nichts desto weniger fuhr der Feldmarschall fort, sich im Felde neue Lorbern zu erkämpfen; so commandirte er 1712 bei Gadebusch (s. d.), 1713 in Pommern, wohnte der Evacuation der Festung Tönningen bei, ging hierauf in Folge der Conföderation aus Pommern nach Polen, eroberte Zamosk und schlug die conföderirten Truppen bei Sendomir. Nachdem die zwischen dem Czar von Rußland und August bestandenen, vom sächsischen General Carlowitz negocirten Tractaten von Rawa, denen Flemming in Person beigewohnt hatte, sich zerschlagen hatten, begab er sich mit vieler Gefahr nach Warschau zu seinem König 1716 und wohnte dessen Unterredung mit Peter I. in Danzig bei, so wie auch den zur Beilegung der polnischen Unruhen zu Lublin und Warschau gehaltenen Congressen. Für seine Bemühungen übertrug ihm August das Generalcommando aller polnischen Völker und ernannte ihn zum Obersten und Chef des Regiments Krongarde und eines Dragonerregiments.

In den folgenden Jahren hatte Flemming von Neuem Gelegenheit, seine Talente bei mehreren diplomatischen Sendungen zu erproben, bewirkte als Abgesandter in Wien die Heirath des Kurprinzen Friedrich August mit der Erzherzogin Marie Josephe und nahm Theil an dem Allianzvertrage zwischen seinem Könige, dem Kaiser Karl VI. und König Georg von England. Er starb bei einer Sendung an den östreich. Hof zu Wien am 30. April 1728. Flemming war zwei Mal vermählt gewesen: 1) mit der Tochter des Fürsten Leo Sapieha, der Witwe des Fürsten Dominic Radzivil, und 2) mit der Tochter des Fürsten Karl Radzivil. —

(Man vergl. Rousset, recueil; Europ. Fama, und Jak. Heinr. Flemming's Leben u. s. w., 1734, 4.) Die Familie zählt unter ihren Mitgliedern noch mehrere ausgezeichnete Männer; besonders ist noch Heino Heinrich zu erwähnen, der 1687 sächsischer Feldmarschall, nachdem er sich beim Entsatze Wiens hervorgethan hatte, 1690 brandenburgischer Generalfeldmarschall, Gouverneur von Berlin, Statthalter von Pommern und Kamin wurde und 1700 mit Georg Caspar von Flemming die Erhebung in den Reichsgrafenstand erlangte. C.

Flesche, s. Schanzen.

Fleuret oder Floret nennt man die französischen Stoßrappiere. Sie bestehen aus dem Gefäß und der Klinge. Das Gefäß zerfällt in den Griff, den Knopf und die Brille. Der Griff muß vierkantig sein; um sicher in der Hand zu liegen, wird er außerdem noch abwechselnd mit starkem und schwachem Bindfaden umwunden, wohl auch mit Wolle übersponnen. Der Knopf ist gewöhnlich rund und dient sowohl zur Befestigung der Angel, als zum Gegengewicht der Klinge. Die Brille vertritt die Stelle des Stichblatts und der Parirstange. Der Schwerpunct des ganzen Fleurets muß 1½ bis 2 Zoll von der Brille entfernt sein. Die Klinge ist vierkantig, an

der Spitze mit einer kleinen Eisenplatte versehen, welche, mit Leder überzogen, ein Knöpfchen bildet, das möglichst klein sein muß. Die Klinge wird in die Stärke, das Mittel und die Schwäche getheilt. Mit der Stärke wird battirt und parirt; das Mittel dient zum Engagiren oder Fühlung an der Klinge nehmen. Die Schwäche, oder das letzte Drittel der Klinge sucht man dem Gegner stets zu entziehen, um Entwaffnungen zu vermeiden.

Die deutschen Stoßrappiere, welche allmälig aus der Mode gekommen sind, unterscheiden sich dadurch, daß das Gefäß einen runden Griff und ein Stichplatt mit Parirstange hat, die Klinge stärker, das ganze Instrument plumper ist. Diese Construction beweist, daß man den wahren Zweck der Fechtkunst (s. d.) nicht erkannt hatte. Pz.

Fleurus, Flecken an der Sambre, mit 2200 Einwohnern, in der belgischen Provinz Hennegau. — Schlacht am 29. August 1622. — Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V., hatte auch seine letzten Vertheidiger, den Herzog Christian von Braunschweig und den Grafen Peter Ernst von Mansfeld (s. d.) mit ihren für ihn geworbenen Truppen entlassen; Beide aber hatten für seine Sache nicht allein die Waffen ergriffen, und deßhalb konnte auch dieser Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleichviel, für wessen Sache sie ihn führten; jetzt waren sie bloß um einen neuen Namen verlegen. Sie zogen nach Lothringen und harrten hier vergebens auf einen Herrn, als die Holländer, vom spanischen General Spinola hart gedrängt, ihnen Dienste anboten, die sie auch gern annahmen. Sie zogen der neuen Bestimmung entgegen; aber bei Fleurus hatten die Spanier ihnen den Weg verlegt. Beide Heerführer beschlossen, am nächsten Morgen ihren Gegner Don Cordova unverweilt anzugreifen. Am 29. August früh 3 Uhr that Mansfeld mit 1000 M. den ersten Angriff, der, so wie zwei darauf folgende, abgeschlagen wurde, woran vorzüglich das spanische Geschütz großen Antheil hatte. Endlich kam der Herzog Christian von Braunschweig mit seiner Reiterei an, ging sogleich auf die Spanier los und wußte hinter ihr Geschütz zu gelangen. Der große Nachdruck, mit welchem die Braunschweiger angriffen, hatte die Folge, daß die spanischen Regimenter sich allmälig trennten und die Flucht ergriffen. Nur die Regimenter Emden und Ysenburg, beides deutsche Truppen, blieben in Ordnung, wurden aber endlich doch von den Reitern ihrer Gegner überwältigt; von Ysenburg blieben nur zwei Hauptleute und 30 M. übrig. Der Herzog Christian verfolgte lebhaft, die Spanier verloren ihr Geschütz, die sämmtliche Bagage, 5 Wagen mit Geld, so wie die aus der Unterpfalz mitgebrachte Beute, und ihr Verlust würde noch weit größer gewesen sein, wenn die 1500 Pferde starke Reiterei des Grafen Mansfeld nicht unthätig geblieben wäre; als Vorwand hierzu diente ihnen die Nichtbezahlung des Soldes. Das Treffen dauerte von früh 3 bis Nachmittags 2 Uhr. Die Mansfelder rechnen ihren Verlust an Menschen auf 2000 M., worunter Herzog Friedrich von Weimar, Graf Heinrich von Ortenburg und mehrere andere hohe Officiere; auch büßten sie einen Theil des Geschützes und der Bagage ein, die die Spanier dem Nachzuge wieder abnahmen, als der Oberst Gauthier mit frisch angekommenen Truppen diesen angriff. Die Spanier zählten 4000 Todte, ohne viele getödtete hennegau'sche Bauern, unter ihnen einen Obersten, Francisco di Novara, und 4 Oberstlieut. Der Herzog Christian von Braunschweig hatte einen Schuß durch die linke Hand erhalten, den er nicht beachtete, und dadurch die Wunde so verschlimmerte, daß der Arm ihm abgelöst werden mußte. Nach der Schlacht zogen die beiden vereinigten Heerführer mit Gewalt durch die spanischen Niederlande nach Breda, wo sie mit ungefähr 7000 Reitern

und 5000 M. Fußvolk ankamen. (Vergl. Theatrum europaeum, Theil I, S. 666 fg.) F. W.

Schlacht am 1. Juli 1690.

Der dritte französisch-niederländische Krieg hatte im Jahre 1688 begonnen, noch aber waren keine entscheidenden Schläge gethan, überhaupt nichts von großer Bedeutung vorgefallen. Der in den Niederlanden die alliirten Truppen commandirende Fürst von Waldeck wollte seinen Gegner, den französischen Marschall Herzog von Luxemburg, angreifen, doch nicht eher, als bis die Brandenburger angekommen sein würden Der Plan konnte jedoch nicht zur Ausführung gedeihen, da Luxemburg sich näherte. Der Fürst von Waldeck hatte nämlich die Nachricht erhalten, daß die Armee des Marschalls schwächer als die seinige sei, und konnte nicht vermuthen, daß das unter Boufflers an der Maas stehende französische Corps eher zu der Armee stoßen würde, als die erwarteten Verstärkungen der Alliirten einträfen, er glaubte sich daher außer aller Gefahr; der Herzog von Luxemburg, dies wohl bemerkend, dachte nun darauf, wie er seinen Gegner unvermuthet angreifen könne. Zu diesem Zwecke entsendete er, um seine Pläne zu verstecken, mehrere Detaschements und brach selbst gegen Jumont auf; auch das Corps von Boufflers einstweilen unter den Befehlen des Generals Rubantel, setzte sich in Bewegung, um zu dem Marschall zu stoßen, dessen Heer nun bis auf 50,000 M. anwuchs. Am 29. Juni ging ein Theil der französischen Armee unweit des Schlosses Froidemont auf zwei Brücken über die Sambre; das Ganze marschirte am 1. Juli in 5 Colonnen gegen Fleurus vor, wo sie auf die Alliirten stießen. Der Fürst von Waldeck hatte seine Truppen in folgender Ordnung aufgestellt. In dem ersten Treffen, welches sich rechts an das Dorf Heppignies lehnte, mit dem linken Flügel auf der Ebene stand und vor der Front das Dorf und Schloß St. Amand nebst zwei Bächen hatte, befanden sich 17 Escadrons und 21 Bataillone, im zweiten Treffen 27 Escadrons und 17 Bataillone; das Heer zählte 27,200 M. Infanterie, 9200 M. Cavalerie und 1700 Dragoner, zusammen 37,800 M. Der Fürst von Nassau-Saarbrück, der Pfalzgraf von Birkenfeld und der spanische General Hubuy commandirten den rechten Flügel, der Fürst von Nassau, Statthalter von Friesland, Generallieutenant Aylva und Generallieutenant Webenum das Centrum und den linken Flügel. Die zweite Linie stand unter dem Generallieutenant Dalwig; der Fürst von Waldeck aber und der Graf von Flodorff banden sich an keinen bestimmten Platz. — Bei der französischen Armee befehligten unter dem Herzoge von Luxemburg die Generallieutenants Graf von Maulevrier, Graf von Calvo, Herzog von Choiseul, Marquis von Genlis, Marquis von Gournay, und der Chevalier von Tilladet, ferner die Generalmajore Herzog von Maine, Marquis von Watteville, Marquis von Ximenes, Graf von Montchevreuil, Marquis von Rivalor, Graf von Montrevel und Marquis von Lavalette, u. A. m. Der linke Flügel lehnte sich an das besetzte Fleurus; der rechte stand in der Ebene, zog sich aber von da unter Begünstigung der Hecken und des auf dem Felde stehenden Getreides rechts gegen Marbais, um den linken Flügel der Holländer, der gar keine natürliche Deckung hatte, zu umgehen. — Um 1 Uhr Nachmittags eröffnete die Artillerie des Fürsten von Waldeck das Gefecht durch eine heftige Kanonade, welche der französischen Reiterei beträchtlichen Schaden zufügte; der Herzog von Luxemburg ließ durch seine Geschütze das Feuer erwiedern, theilte währen dessen den Generalen seine Ideen mit und gab der Armee das Losungs-

wort: Le Roi (der König). Herr von Gournay bewegte sich am linken Flügel zuerst gegen den rechten Flügel der Alliirten und passirte den Bach von Heppignies, wozu ihm eine von Piken verfertigte Brücke dienen mußte; der Marschall hingegen avancirte gegen den linken Flügel seiner Feinde und passirte auf beiden Seiten von Ligny den vor der Front fließenden Bach, sich dann gegen Marbais wendend. Es entstand nun eine Menge partieller Gefechte zwischen den verschiedenen Bataillonen und Schwadronen; das Feuer wurde sehr heftig; endlich aber zwang der General Gournay den rechten Flügel des Fürsten von Waldeck zum Rückzuge, der anfänglich in Unordnung geschah. Bald aber wurde die Ordnung hergestellt und mit Zuziehung der Reserve zwei Linien gebildet; doch den Franzosen eilte nun Rubantel zu Hilfe, und die Alliirten mußten neuerdings dem Andrange weichen. Bei diesem Gefechte ward Herr von Gournay getödtet, die Generale Vivani und Ximenes verwundet. Der Herzog von Luxemburg hatte mittlerweile die feindliche Cavalerie genöthigt, sich hinter ihr Fußvolk zurückzuziehen; der Fürst Waldeck sammelte die zerstreuten Reiter wieder und stellte sein Heer etwas rückwärts in einer neuen Position und in zwei Treffen auf; der Marschall Luxemburg bildete ebenfalls zwei Treffen und schlug einen heftigen Angriff seiner Gegner zurück. Der spanische General Hubuy griff die Franzosen in der Flanke an, eroberte etliche Geschütze, mußte aber der Uebermacht weichen. Um 7 Uhr Abends verließen die Alliirten das Schlachtfeld; ihre Cavalerie hatte sich schon früher abgezogen. Der Fürst ging nebst den Generalen Aylva und Webenum mit 9 Regimentern nach Nivelles; hierzu stießen später auch noch 4 Regimenter, welche sich durch den französischen linken Flügel durchgeschlagen hatten; die beiden Fürsten von Nassau mit verschiedenen Regimentern zogen sich zuerst nach Charleroi, von da aber auch nach Nivelles. Die Franzosen blieben die Nacht und den folgenden Tag auf dem Schlachtfelde stehen.

Der Verlust der Sieger bestand an Todten in den Generallieutenants Gournay, dem Generallieutenant der Artillerie von Metz, und dem Generalquartiermeister, Generallieutenant De Cures; verwundet waren die Generale Vivans, Ximenes, Dalgre, Sallart, Bortillac, Jussat und Janvry. Ferner waren an Officieren getödtet 13 Stabsofficiere, 196 Subalterne; verwundet 32 Stabsofficiere, 363 Hauptleute und Lieutenants auch verloren sie 32 Standarten. Der Verlust der Alliirten an Officieren betrug 184 Todte, worunter der Graf Berlo und ein Prinz von Sachsen-Merseburg; 159 waren gefangen und 44 vermißt. An gemeiner Mannschaft hatten sie 5 bis 6000 Todte, also weniger als die Franzosen, die deren gegen 8000 zählten, und 3000 Gefangene eingebüßt. Auch verloren sie gegen 40 Standarten, mehrere kupferne Pontons und 48 Kanonen, von denen jedoch die Garnison von Charleroi später 25 Stück wieder vom Schlachtfelde abholte, als die Franzosen dieses verlassen hatten. — Der Marschall Luxemburg, der die Tapferkeit der Alliirten sehr rühmte, rückte bis Braine le comte vor; seine Vortruppen streiften bis Ath. (Vergl. Theatrum europaeum, Theil XIX, S. 1056 fg.) F. W.

Schlacht den 16. Juni 1794.

Der unglückliche Ausgang der bisherigen Versuche der Franzosen, die Sambre zu überschreiten und auf dem linken Ufer festen Fuß zu fassen, veranlaßte die anwesenden Conventscommissarien, dem General Jourdan den Oberbefehl über alle hier vereinigten Streitkräfte zu übertragen, wodurch wenigstens mehr Einheit in die Operationen kam, als man bisher wahrgenommen hatte (s. Gefechte an der Sambre).

Jourdan brauchte 8 Tage, bevor er die 105,000 M. starke Armee organisirt hatte, und überschritt die Sambre erst den 12. Juni. General Scheerer blieb mit 15,000 M. zwischen Maubeuge und Thuin auf dem rechten Ufer zurück; eine starke Division schloß Charleroi auf's Neue ein; mit den übrigen Truppen nahm Jourdan folgende Stellung.*) Der rechte Flügel unter General Marceau (16,000 M.) stellte sich auf der Straße nach Fleurus vor dem Walde bei der Cense campinaire auf und stützte sich bei Tergnée an die Sambre. Die Mitte, aus den Divisionen Marlot, Championnet, Lefèbvre und der Reservecavalerie bestehend (zusammen 30,000 M.), nahm Stellung vorwärts Gosselies, bei Heppignies, Wagnée und hinter Fleurus; die Reservecavalerie blieb bei Ransart. Der linke Flügel unter General Kleber (27,000 M.) stand zwischen Forchies und Courcelle. Alle in diesem Halbkreise liegenden Dörfer und Gehölze wurden stark besetzt.

Der Erbprinz von Oranien hatte sich schon am 4. Juni in das verschanzte Lager bei Rouvroi zurückgezogen und nur den General Quasdanovich mit 13 Bat., 13 Schwdr. auf den Höhen von Jumet zurückgelassen, welcher aber bei Jourdan's Annäherung bis nach Frasne zurückwich, nachdem er 1000 M. nach Charleroi geworfen hatte. Die Gefahr dieser kleinen Festung bewog den Erbprinzen, am 13. aufzubrechen; statt aber mit den 41,000 M., die ihm zu Gebote standen, die weitläufige Stellung auf irgend einem Puncte zu durchbrechen, oder wenigstens den durch einen sumpfigen Bach von der Mitte getrennten linken Flügel zu überwältigen, verfiel man in denselben Fehler methodischer Zerstückelung und gab dadurch dem Zufall großen Spielraum.

Durch eine bei Herlaimont stehende Abtheilung gedeckt, machte der Erbprinz einen Flankenmarsch von Rouvroi über Frasne nach Marbais, den die Franzosen nicht weiter störten; Beaulieu erhielt Befehl, mit 12 Bat., 16 Schwdr. von Namur gegen Sombref zu marschiren.

Erst am 16. rückten die Verbündeten in 4 Colonnen zum Angriff gegen die franz. Stellung. Die erste Colonne (Beaulieu mit 14 Bat., 22 Schwdr.) rückte gegen Fleurus, mußte aber ein starkes Detaschement gegen Lambusart und die Brücke bei Targnée senden, weil man den Feind nicht bloß schlagen, sondern ihm auch den Rückzug abschneiden wollte. Die zweite Colonne (Latour mit 9 Bat., 16 Schwdr.) war bestimmt, Wagnée, Heppignies und dann Gosselies anzugreifen. Die dritte Colonne (Quasdanowich mit 7 Bat., 12 Schwdr.) sollte Scheinangriffe gegen den Wald von Lombue machen und sich später mit der zweiten zum Angriff auf Gosselies vereinigen. Die vierte Colonne (Wartensleben mit 9 Bat., 12 Schwdr.) hatte den gefährlichen Auftrag, den drei Mal stärkeren Kleber aus seiner Stellung zu vertreiben. Zur Charakteristik der damaligen Schlachtenkunst muß noch bemerkt werden, daß die linke Flügelabtheilung der ersten Colonne früh 2 Uhr, die andere Abtheilung halb 3 Uhr, die zweite und vierte Colonne um 3 Uhr, die dritte um 5 Uhr den Angriff beginnen sollte.

Ein dichter Nebel verzögerte Beaulieu's Vorrücken und erschwerte die zweckmäßige Leitung so vieler Colonnen noch mehr. Gegen 8 Uhr war die erste und zweite Colonne im Besitz von Fleurus und der Dörfer Heppignies, Wagnée; die dritte Colonne war noch im Vorrücken, die vierte aber schon bei Frazegines in ein Gefecht verwickelt. Ein dichter Nebel bedeckte immer noch die ganze Gegend. Da ergriff Jourdan plötzlich die Offensive. Die Divi-

---

*) S. die Uebersichtskarte im 3. Theile der Geschichte der Kriege in Europa, oder die Section Brüssel in dem Atlasse von Weiß und Wörl.

sion Morlot rückte in 2 Colonnen gegen Quasdanovich, warf ihn über Pont à Migneloup zurück, bemächtigte sich Mollets und selbst Frasnes. Während die Division Championnet gegen Latour's Colonne Front machte, drang die Division Lefèbvre in 3 Colonnen zwischen der Straße nach Fleurus und dem Walde von Lambusart vor, drängte Beaulieu's linken Flügel zurück und bemächtigte sich sogar einiger Häuser von Fleurus. Einige Grenadierbataillone und Batterien brachten das Gefecht zum Stehen, und diese Krisis hatte die gute Folge, daß Beaulieu und Latour, der Disposition entgegen handelnd, ihre Colonnen vereinigten, die ganze Artillerie vorzogen und gegen die Franzosen rückten, die nunmehr wichen. Die franz. Reservecavalerie machte einige vergebliche Anstrengungen, die Oestreicher aufzuhalten; sie wurde von der weit zahlreicheren östreichischen überwältigt. Als der Nebel sich verzog, sah man den ganzen rechten Flügel der Franzosen im vollen Rückzuge, und General Wernek wurde nunmehr mit einer Abtheilung gegen Ransart entsendet; dadurch bekam Quasdanovich wieder Luft, und Jourdan befahl der Mitte zurückzugehen. Bei Jumet machte sie noch ein Mal Halt; aber ein erneuerter Angriff der Verbündeten brachte die ganze Masse in Unordnung. Alles floh in wilder Hast über die Sambre, und ein großer Theil der Flüchtigen machte erst 2 Meilen hinter Charleroi Halt.

Weniger glücklich war die vierte Colonne gewesen. Kleber war ihr auf halbem Wege entgegengekommen und hatte sie nach lebhaftem Gefecht bis Roeulx (über 2 Meilen) zurückgeworfen. Nur die nachtheilige Wendung, welche das Gefecht der franz. Mitte nahm, hielt den franz. General ab, seine Vortheile weiter zu verfolgen, und veranlaßte ihn, später sich hinter Fontaine l'Evecque zurückzuziehen. Hier deckte Kleber durch seine Aufstellung die geschlagene Mitte, welche sich hinter Marchiennes zu sammeln suchte. Die nur theilweise bekannten Verluste mögen ziemlich gleich gewesen sein; doch verloren die Franzosen 16 Geschütze, die Oestreicher nur einige.

Die Sieger bezogen ein Lager bei Chapelle Herlaimont; eine schwache Abtheilung wurde bei Gosselies aufgestellt. Beaulieu erhielt Befehl, durch eine Aufstellung im Winkel der Maas und Sambre den rechten Flügel der Franzosen zu bedrohen.

Charleroi war zum zweiten Male entsetzt; aber diese Freude dauerte nicht lange, und durch die gewählten Aufstellungen konnte man eine dritte Einschließung auch nicht hindern. Pz.

Schlacht am 26. Juni.

Schon am 18. überschritten die Franzosen zum fünften Male die Sambre und schlossen Charleroi auf's Neue ein, wo man in der Zwischenzeit nicht ein Mal die Belagerungsarbeiten zerstört hatte. Der Erbprinz ging an demselben Tage in die Stellung bei Roubroi zurück, Beaulieu marschirte mit allen Truppen nach Gembloux, weil seine Flankenstellung gefährlicher für ihn als für die Franzosen war.

Die Verhältnisse der Verbündeten in den Niederlanden wurden mit jedem Tage ungünstiger. Ypern war gefallen, Clerfayt im vollen Rückzuge nach Gent, Westflandern so gut als verloren und Pichegru mit der Nordarmee im Marsche nach Oudenarde begriffen, wo seine Avantgarde den 24. Juni ankam. Wenn Jourdan, statt sich mit Belagerung des unbedeutenden Charleroi aufzuhalten, mit seiner Armee auf dem kürzesten Wege nach Brüssel marschirte und dort sich mit Pichegru vereinigte, so würde die sehr vereinzelte Armee der Verbündeten schwerlich irgendwo Stand gehalten haben. Aber der Wohlfahrtsausschuß in Paris befahl zum Heil der Verbün-

deten, daß Pichegru umkehren und die sich selbst überlassenen Festungen Flanderns belagern solle, und Jourdan begann sein letztes Spiel von Neuem.

In Folge dieser Ereignisse führte der Herzog von Coburg alle entbehrlichen Truppen dem Erbprinzen zu und übernahm nunmehr den Oberbefehl über die am 25. bei Nivelles und Herlaimont vereinigten Truppen, welche sich auf 45,775 M. beliefen, worunter 14,000 Reiter waren.

Zur Deckung der Belagerung hatte Jourdan den 19. folgende Stellung genommen. Die Divisionen Daurier und Montaigu (14,258 M.) besetzten die Linie von Wespe über Fontaine l'Evecque, Forchies, Frazegnies bis an den Pietonbach und bildeten den linken Flügel. Von der Mitte stand die Division Morlot (8578 M.) bei Thumeon, Championnet (9088 M.) hinter Heppignies und Wagnée, Lefèbvre (8815 M.) rechts rückwärts Front gegen Fleurus. Die Divisionen Mayer und Marceau (16,478 M.) bildeten den rechten Flügel, welcher sich über Lambusart durch den Wald von Copiaux bis an die Sambre erstreckte; die Vorposten hielten die Dörfer Baulet, Wanfersee und Velanie besetzt. Als Reserve stand die Division Kleber (10,000 M.) hinter Gosselies, die Cavaleriereserve (2713 Reiter) rechts bei Ransart. Alle Dörfer in diesem Halbkreise, welcher einen Umfang von 4 deutschen Meilen hatte, waren eiligst zur Vertheidigung eingerichtet, die Säume der vielen Gehölze verhauen worden. Die Division Hatry (11,000 M.) schloß Charleroi ein. Scheerer stand immer noch mit 15,000 M. zwischen Maubeuge und Thuin. Die Streitmacht der Franzosen an der Sambre belief sich also auf 96,000 M. ohne die Besatzung von Maubeuge.

Der Entschluß des Herzogs von Coburg, den Feind mit einer kaum halb so starken Armee anzugreifen, ist über alles Lob erhaben; aber die Disposition zum Angriffe liefert abermals den Beweis, wie schwer es ist, sich von wissenschaftlichen Vorurtheilen loszumachen, zumal wenn dasselbe Verfahren durch noch größere Fehler des Gegners zuweilen vom Erfolge gekrönt wird. Ungeachtet der Ueberlegenheit der Franzosen in der Zahl und ihrer Geschicklichkeit in Dorf- und Waldgefechten, ungeachtet ihrer Schwäche an Cavalerie, wurde der Angriff dennoch wieder in mehreren Colonnen gegen verschanzte Dörfer und Wälder unternommen und der zahlreichen Cavalerie eine untergeordnete Rolle angewiesen.

Charleroi hatte schon am 25. Abends capitulirt; aber von diesem Ereignisse nicht unterrichtet, befahl der Herzog den 26. früh den Angriff in folgender Ordnung. Der Erbprinz rückt mit der ersten Colonne (23 Bat., 32 Schwdr.) von Chapelle Herlaimont in 3 Abtheilungen vor und greift früh 2 Uhr die Dörfer Forchies und Courcelle, so wie den dazwischenliegenden Wald an. General Quasdanowich richtet sich, mit der zweiten Colonne (7 Bat., 16 Schwdr.) von Frasne kommend, nach den Fortschritten der dritten und soll über Pont à Migneloup gegen Gosselies vorrükken. Die dritte Colonne (FZM. Kaunitz mit 8 Bat., 18 Schwdr.) wartet auf die Eroberung von Fleurus durch die vierte und bringt dann gegen Heppignies und Wagnée vor. Früh 2 Uhr greift Erzherzog Karl mit der vierten Colonne (8 Bat., 16 Schwdr.) Fleurus und dann die Stellung bei Cense campinaire an. Gleichzeitig rückt Beaulieu mit der fünften Colonne (13 Bat., 24 Schwdr.) über Baulet gegen Lambusart und sendet, wenn dieser Ort und Cense campinaire genommen, Detaschements an die Sambre bis Gilly, um den Rückzug der Franzosen zu erschweren.

Recognoscirungen waren nicht unternommen worden, es war daher

auch ganz ungewiß, auf welchen Grad von Widerstand man sich gefaßt machen müsse. Dagegen bedienten sich die Franzosen an diesem Tage zum ersten Male des Luftballons zum Recognosciren und gelangten mit Tagesanbruch bald zu der Ueberzeugung, daß sie überall nur verhältnißmäßig schwache Colonnen gegen sich hatten.

Von des Erbprinzen Colonne ging Prinz Friedrich (sein Bruder) mit 7 Bat., 12 Schwdr. zur befohlenen Zeit gegen Forchies vor und drängte die schwache Division Daurier bis Wespe zurück, wo diese aber Verstärkung erhielt und wieder bis Forchies vorrückte. Prinz Waldeck war mit 14 Bat., 8 Schwdr. vor Frazegnies aufmarschirt, nahm später Schloß und Garten mit Sturm, eroberte Forchies wieder und trieb die Division Montaigu gegen 9 Uhr bis nach Marchiennes, mußte jedoch im Laufe des Nachmittags bis Forchies zurück, weil Kleber 2 Brigaden in seine linke Flanke sendete.

Beaulieu und der Erzherzog eröffneten das Gefecht um 3 Uhr. Der Angriff auf Fleurus wurde anfangs abgeschlagen, gelang aber später, als Beaulieu bis in den Wald von Copiaux vordrang und der franz. rechte Flügel die Flucht ergriff, worauf beide Colonnen vereinigt Lambusart eroberten. Lefèbvre und ein Theil der Division Hatry hinderten sie jedoch am weiteren Vordringen.

Kaunitz griff der Disposition gemäß erst um 6 Uhr an, warf die franz. Vorposten bis Heppignies zurück und wartete hier auf die Eroberung von Fleurus, worauf er Championnet vertrieb, dem jedoch Jourdan selbst eine Brigade von Kleber und die Reservecavalerie zuführte. Letztere wurde von der östreich. Cavalerie abgehalten, der Infanterie in die Flanke zu fallen.

Quasdanowich rückte ungeachtet allen Widerstandes über Frasne auf der Straße nach Charleroi vor und eroberte sogar Gosselies nach einstündigem Kampfe. Zwischen 1 und 2 Uhr Mittags waren also die Verbündeten im Besitz von Fontaine l'Evecque, Gosselies, Fleurus und Lambusart, d. h. auf allen Puncten Sieger, und der rechte franz. Flügel bereits auf der Flucht. Noch einige glückliche Angriffe der vereinigten östreichischen Cavalerie, so wäre auch der letzte Widerstand gebrochen und das Spiel vom 16. wahrscheinlich wiederholt worden. Aber um diese Zeit erhielt der Herzog Nachricht von der Uebergabe Charlerois, und dies bewog ihn, die Schlacht abzubrechen, wozu schwerlich ein hinreichender Grund vorhanden war.

Der Rückzug der Verbündeten wurde in schönster Ordnung ausgeführt; denn die zahlreiche Cavalerie verhinderte alle Angriffe der Franzosen. Die Verluste beider Parteien waren unbedeutend. Die Schlacht hatte aber für die Verbündeten alle Folgen einer Niederlage. Hätte Blücher 21 Jahre später (s. Ligny) nach dem Verluste von Charleroi und der Sambre denselben Bedenklichkeiten Raum gegeben, so würde die Schlacht bei Waterloo (s. Mont Saint-Jean) wahrscheinlich einen andern Ausgang gehabt haben.

Der Herzog von Coburg ging mit der Armee über Nivelles nach Brüssel zurück. Hier wurde mit dem Herzoge von York ein neuer Plan zur Vertheidigung der Niederlande entworfen, der aber nicht zur Ausführung kam, weil es nicht ernstlich gemeint sein mochte. Bald darauf trennten sich die Verbündeten.

Jourdan mußte auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses gegen Mons marschiren und sendete seinem weichenden Gegner nur wenig Truppen nach. Am 10. Juli erst kam er vor Brüssel an, Tags darauf auch Pichegru mit der Nordarmee. Aber zu wenig geübt im Gebrauche solcher Streitmassen und einander nicht untergeordnet, trennten sich beide Feldherren schon am

15., worauf Pichegru sich gegen Nordbrabant, Jourdan gegen Mastricht wendete. Die mangelhaften Verpflegungsanstalten erzeugten jetzt einen Stillstand im kriegerischen Act.

(Geschichte der Kriege in Europa, 3. Bd. Oestreichische Militairzeitschrift 1818 und 1820. Schicksale und Thaten der Reiterei. Duhesme's Operationen des kleinen Krieges, giebt als Augenzeuge einige specielle Nachrichten.) Pz.

Flibustier. Sie waren eine in große und kleine Haufen abgesonderte gleichgestimmte, durch Grundsätze und Verträge beherrschte, mit dem Losungswort Beute! auf den westindischen Meeren schwimmende Republik geborner Europäer des 17. Jahrhunderts. Man gab ihnen den Namen Flibustier, welcher von dem englischen Worte Free Booter (Freibeuter) herkommt, das von den Franzosen verstümmelt und durch falsche Aussprache in das noch gangbare Wort Flibustier umgestaltet wurde. Sie selbst zogen jedoch wegen des mehr ehrsamen Gewerbes der ihnen verwandten Stierjäger auf St. Domingo den Stammnamen Bucanier vor; noch lieber nannten sie sich Küstenbrüder (Frères de la côte). Dieser sonderbare Freistaat, dessen Geschichte eines Theils Bewunderung und Staunen erregt, andern Theils aber auch mit Grausen und Abscheu erfüllen muß, entstand zu einer Zeit, wo bürgerliche und religiöse Unruhen in verschiedenen Reichen Europa's herrschten, ursprünglich durch die Bedrückungen der europäischen, vorzüglich der spanischen Herrscher in den westindischen Inseln, durch die Schwierigkeiten, bei der großen Entfernung von Europa der in Westindien gegründeten Herrschaft die nöthige Kraft zu geben, ferner durch den Reiz der Beute, welche die Schifffahrt der Spanier und die unermeßlichen Reichthümer Peru's und Mexico's den Augen der Welt aufstellten. Dazu kam die Eifersucht der europäischen Mächte auf Spanien, das ein so großes Loos in Amerika gezogen hatte. Frankreich und England, zum Theil auch Portugal und Holland, begünstigten daher durch die Befehlshaber ihrer Kriegsschiffe und die Gouverneure ihrer Inseln bald heimlich, bald öffentlich die Unternehmungen dieser Seeräuber, weil dadurch Spanien geschwächt und die Colonien jener Mächte in Westindien bereichert wurden. Zu dem Neide der Nationen über die goldreichen Länder der Spanier in Amerika gesellte sich der allgemeine Abscheu wegen der von den Spaniern in jenem Welttheile an den unschuldigen Einwohnern verübten Gräuel, und der empörende Stolz der Spanier und endlich das Andenken an ihre besonders in den Niederlanden unter dem Mantel der Religion verübten Grausamkeiten. Daher vereinigten sich viele junge Leute, auch Männer von gesetzten Jahren, nicht aus Liederlichkeit oder Habsucht, sondern bloß aus Haß gegen die Spanier, mit den Flibustiern. Dies war unter andern der Fall mit einem jungen Edelmanne aus Languedoc, Namens Monbars, der schon als Knabe beim Lesen der Gräuelthaten der Spanier in Amerika voll glühenden Hasses den Gedanken faßte, einst Rächer der Millionen geschlachteter Indianer zu werden. Kaum war er volljährig, so verwandte er seine ganze Habe auf die Ausrüstung eines Schiffs, womit er zu den Flibustiern stieß und einer ihrer kühnsten und geschicktesten Anführer wurde. Die Wehrlosen schonte er; aber keinem bewaffneten Spanier schenkte er das Leben, daher man ihn auch den Vertilger nannte. Solche Grundsätze waren vielen Flibustiern eigen; auch wollten sie nicht zugeben, daß Raubsucht der Hauptbeweggrund ihrer immerwährenden Fehde mit den Spaniern wäre; sie gründeten das Recht des Kriegs auf die Habsucht dieser Nation, die ihnen nicht einmal gestatten wollte, an ihren amerikanischen Küsten und

auf ihren Inseln, so groß sie auch wären, zu jagen und zu fischen. — Der erste Stamm dieser Freibeuter waren die **Bucanier**, die auf den **Antillen**, vorzüglich auf der Insel **Hispaniola** (dem spätern St. Domingo) hauseten, größtentheils **Franzosen** aus der Normandie. Diese französischen Flüchtlinge beschäftigten sich ausschließlich mit der Jagd wilder Stiere und lagen Monate lang in den Wäldern. Dann theilten sie ihre Jagdbeute, segelten nach der benachbarten Insel **Tortuga**, wo sie das Fleisch und die Häute der erlegten Thiere an die Pflanzer verkauften und sich dagegen mit neuen Jagdbedürfnissen versahen. Der Rest ihres Gewinns wurde verschwelgt. Ihren Namen bekamen sie von den Oertern, wo sie ihre kleinen Felder und Barraken hatten und nach Art der Wilden das Fleisch der erlegten Thiere räucherten. Ein solcher Ort wurde **Bucan** genannt. Da sie weder Weiber noch Kinder hatten, so lebten immer zwei und zwei zusammen, in völliger Gemeinschaft der Güter. Die Gesetze des alten Vaterlandes wurden für nichts geachtet. Sie behaupteten, durch die beim Durchgang unter dem Wendekreis bekommene Seetaufe von aller bürgerlichen und religiösen Verbindlichkeit frei gemacht zu sein. Ihre Familiennamen vertauschten sie mit Kriegsnamen. Ein mit dem Blute der erlegten Thiere bespritztes Hemde, ein noch schmutzigeres Unterkleid, ein Riemen, woran ein sehr kurzer Säbel und einige Messer hingen, zum Gürtel, ein Hut mit niedergeschlagener Klappe, Schuhe ohne Strümpfe: das war die Kleidung dieser Barbaren. Ihre Feuergewehre beschränkten sich auf eine große Flinte; jeder hatte einen oder mehrere Knechte und eine Kuppel von 20 — 30 Jagdhunden. So trieben diese Bucanier ihre Jagdgeschäfte, ohne gerade Jemand zu beeinträchtigen, als es den Spaniern, welche ihren Handel nach der neuen Welt durch die Franzosen gefährdet glaubten, auf einmal einfiel, die Bucanier aus der Insel St. Domingo zu vertreiben, oder sie vielmehr gänzlich zu vertilgen. Nach ihrer alten, berüchtigten Weise gegen die Karaiben fielen die Spanier jetzt meuchlings über die einzeln zerstreuten Bucanier her. Aber diese vereinigten sich zu furchtbarer Rache; auch wurden sie theils aus Tortuga, theils aus andern Inseln von vielen Franzosen, so wie von andern, gegen die Spanier erbitterten Abenteurern verstärkt. Man kämpfte unaufhörlich, und das Blut floß auf allen Theilen von St. Domingo (von 1660 — 1665).

Als endlich die Spanier die Hoffnung aufgaben, so grausame und hartnäckige Feinde zu überwinden, geriethen sie auf den Einfall, selbst durch allgemeine Jagden alle Stiere auf der Insel auszurotten. Dieses Mittel bewirkte allerdings die Entfernung der Bucanier von St. Domingo; denn sie verloren auf einmal ihren Unterhalt, so wie ihren Handel. Viele wurden Colonisten. Aber der größte Theil der Bucanier, und zwar die wildesten und kühnsten der ganzen Genossenschaft, vereinigten sich, um an den Spaniern erhöhete Rache zu nehmen, mit den **Flibustiern** auf **Tortuga**, ihren natürlichen Bundesgenossen, deren Name aber erst nach dieser vollkommenen Vereinigung mit den Bucaniern wahrhaft furchtbar wurde. Die Flibustier hauseten ursprünglich auf der französisch-westindischen Insel St. **Christoph**, von wo sie, geschützt von dem dortigen Gouverneur, in kleinen Fahrzeugen ausliefen und eine im Anfang unbedeutende Caperei trieben. Bald hernach warfen sie ihre Augen auf **Tortuga** (von den Franzosen gewöhnlich la Tortue, von den Deutschen Schildkröteninsel genannt) und eroberten diese zu ihrem Gewerbe so trefflich gelegene Insel im J. 1632 von den Spaniern. Dieser neue Wohnsitz wurde die Grundlage von der Flibustier Wichtigkeit, und die Veranlassung aller ihrer nachherigen Thaten. Anfangs

hatten sie keine Schiffe, kaum Boote, keine Munition, keine Lootsen; dabei waren sie in ihrer Rohheit fast ohne Schifffahrtskunde und ohne Geld und Lebensmittel. Sie traten gewöhnlich 20 bis 25 M. stark zusammen, verschafften sich ein offenes Boot, preßten sich hier an einander und gingen auf Raub aus. Erst machten sie Jagd auf Fischerkähne und andere kleine Fahrzeuge, bis sie, begünstigt vom Glück, zu immer größerer Kühnheit entflammt, Schiffe aller Art und endlich sogar Kriegsschiffe anfielen. Unter dem Schutze des franz. Gouverneurs der Insel St. Christoph und unterstützt von den Bucaniern, behaupteten die Flibustier Tortuga gegen wiederholte Angriffe der Spanier, und so setzten diese Bundesbrüder, deren denkwürdige Epoche und systematische Räubereien man von dem pyrenäischen Frieden 1659 an rechnen kann, ihr Handwerk fort und raubten selbst mitten im Frieden, bald unter französischer, bald unter englischer Flagge, nachdem Convenienz und Umstände es erheischten. Rastlos umkreuzten sie die ihnen so nahe liegende Insel St. Domingo, aus welcher sich kein Schiff oder Fahrzeug mehr wagen konnte; es wurde sogleich weggekapert und nach Tortuga gebracht. Diese Insel bekam nun unter einem französischen Gouverneur bald die Gestalt einer Colonie. Es trafen hier viele Familien aus Bretagne und Anjou ein, desgleichen ganze Ladungen durch die Beute gelockter heirathslustiger Mädchen, die mehrentheils den Flibustiern zu Theil wurden, deren Anzahl immer mehr zunahm. Man zählte bereits im Jahre 1665 auf den Küsten von St. Domingo und auf der Insel Tortuga an 3000 Bucanier und Flibustier, und da das Gewerbe der Flibustier für alles Meergesindel etwas sehr Anziehendes hatte, so gesellten sich bald viele Matrosen von Kriegs- und Kauffahrteischiffen, dürftige Colonisten, andre kühne Abenteurer zu diesen Küstenbrüdern, die endlich eine verworrene, durch Raubgier und Rachsucht zusammengehaltene Masse von Franzosen, Engländern, Holländern, Portugiesen und andern europäischen Nationen aufstellten. Die verhaßten Spanier allein, deren Schätzen es galt, waren von dieser bewaffneten Brüderschaft ausgeschlossen. Ein Franzose aus Dieppe in der Normandie, Peter Legrand, gab durch eine glänzende That das erste Beispiel zur Freibeuterei im Großen. Er segelte mit einem Kaperfahrzeuge aus, das nur 28 M. führte, und traf auf ein großes span. Schiff, das mit Kanonen besetzt war und zu einer Kauffahrteiflotte gehörte. Die Freibeuter schworen, das Schiff zu nehmen oder umzukommen, und nun steuerten sie gerade darauf zu. Es war Abenddämmerung, als sie anlangten und, bloß mit Pistolen und Schwertern bewaffnet, es erstiegen. Ihrem Schwure getreu, ließen sie Löcher in ihr Fahrzeug bohren, so daß es fast unter ihren Füßen in's Meer sank. Die Stürmer hieben Alles nieder, was sich ihnen widersetzte, bemächtigten sich des Waffenmagazins, überrumpelten die Officiere, die unbesorgt Karte spielten, und waren in kurzer Zeit Herren des Schiffs. Die betäubten Spanier, über 200 an der Zahl, betrachteten diese Freibeuter, besonders da sie ihr Fahrzeug nicht sahen, das schon gesunken war, wie aus der Luft gefallene Teufel und machten das Zeichen des Kreuzes. Sie dachten an keinen Widerstand und ergaben sich den Flibustiern. Peter erwarb hier sehr große Beute, mit welcher er sofort nach Frankreich segelte, ohne je wieder nach Westindien zu gehen. Aber seine That wirkte daselbst mächtig fort; fast alle spanischen Schiffe, die sich in den westindischen Gewässern zeigten, wurden angefallen und, was immer gleichbedeutend war, genommen, sie mochten groß oder klein sein, Kanonen haben oder nicht, einzeln oder in Gesellschaft segeln. Dies geschah immer durch's Entern, worin sie außerordentlich geschickt waren. Von allen Seiten

erkletterten sie in der Geschwindigkeit die zum Gefechte ganz unvorbereiteten Schiffe, die bei der Annäherung eines offenen Boots nicht einmal die Möglichkeit einer Gefahr ahneten. Hatten sie einmal auf dem Verdecke festen Fuß gefaßt, so war das Schiff ihre. Der Gefahr, wenn man sich zu ihrem Empfange gerüstet hatte, durch Kanonen in den Grund geschossen zu werden, wußten sie durch geschickte Wendungen ihrer Fahrzeuge vorzubeugen; überdieß gaben sie den Schiffen nie die Seiten dieser Fahrzeuge bloß, nur das eine Ende kehrten sie bei der Annäherung dahin, während die aufrechtstehenden, im Schießen geübten Flibustier nach den Kanoniren zielten und durch deren Tod oder Verwundung auf dem Verdeck immer Verwirrung anrichteten. Die Gewißheit, daß man mit Flibustiern, also mit unbezwingbaren Menschen, zu thun hatte, lähmte alle Anstalten zur Vertheidigung; man dachte gewöhnlich nur durch eine schleunige Ergebung die Barmherzigkeit dieser Freibeuter rege zu machen, die bei gereiztem Unwillen oft den Proceß der Ueberwundenen kurz endigten, indem sie solche alle in's Meer warfen. Vorzüglich machten sie auf die spanischen Schiffe Jagd, welche, mit den Schätzen der neuen Welt beladen, nach Europa segelten. Als die Spanier ihren ganzen Handel und ihre große Schifffahrt in Westindien und Amerika von den Flibustiern so furchtbar bedroht sahen, rüsteten sie zwei große Kriegsschiffe aus, ihre Küsten zu beschützen und gegen diese Freibeuter zu kreuzen. Allein diese Vorkehrungen dienten nur dazu, die Thätigkeit dieser Tollkühnen desto mehr zu entwickeln und eine noch größere Anzahl von Meerwilden unter den Raubflaggen zu versammeln. Auch die Insel Jamaica wurde jetzt der Zufluchtsort solcher Feibeuter, besonders englischer. Nur ein merkwürdiges Beispiel von der Kühnheit der Flibustier wollen wir erzählen. Einer ihrer Hauptleute, Laurent, wird von 2 spanischen Schiffen überfallen, die jedes 60 Kanonen und 1500 Mann führten. Nach einer kurzen, kräftigen Anrede an seine Schiffscameraden ruft er den unerschrockensten unter den Flibustiern zur Pulverkammer und befiehlt ihm öffentlich, auf das erste Zeichen, das er ihm geben würde, das Pulver anzuzünden, durch diesen Entschluß bezeigend, daß außer Tod oder Tapferkeit hier keine Rettung sei. Dann stellt er seine Streiter auf beide Seiten seines Schiffs, erhebt die Stimme, um von Jedermann gehört zu werden, zeigt mit den Händen auf den Feind, und sagt: „Mitten durch ihre Schiffe müssen wir segeln und rechts und links feuern!" Dieses Manöver wird mit außerordentlicher Schnelligkeit und Entschlossenheit ausgeführt. Man nimmt freilich die Galionen nicht, allein man macht ihr Schiffsvolk so dünn, daß es das Gefecht gegen eine Handvoll unerschrockener Leute nicht fortzusetzen wagt, die selbst, indem sie sich zurückziehen, die Ehre des Sieges davontragen. Der spanische Befehlshaber mußte mit seinem Kopfe die Schande bezahlen, die seine Unwissenheit und Feigheit seiner Nation gemacht hatte. In allen Gefechten zeigten die Flibustier gleiche Unerschrockenheit. Die Spanier sahen sich trotz ihren ausgerüsteten Kriegsschiffen gezwungen, ihre Schifffahrt in den westindischen Gewässern eine Zeit lang ganz einzuschränken. Sie glaubten durch diesen Mangel an Schiffen den Freibeutern ihre Nahrung zu entziehen und sie so von ihrem Handwerk abzubringen. Allein diese Muthlosigkeit vermehrte die Kühnheit der Flibustier. Kaum sahen sie der Prisen weniger werden, so verlangten sie vom Lande, was ihnen das Meer versagte. Die reichsten und bevölkertsten Gegenden des festen Landes wurden geplündert und verwüstet. Lewis Scot, ein Engländer, führte zuerst einen solchen Landungsplan aus. Er drang ganz unerwartet in die Stadt St. Francisco von Campeche, plünderte sie, legte

ihr eine große Contribution auf, die, unter Androhung von Einäscherung, von außen her geschafft werden mußte, und schiffte sich sodann wieder ein. Die interessantesten Raubzüge der Flibustier zu Wasser und zu Land erzählt Raynal im 10. Buche seiner philos. und politischen Geschichte beider Indien, und vorzüglich Archenholz im 2. Bde seiner histor. Schriften. Wir geben noch eine kurze Schilderung der Sitten, der Lebensweise und der Gesellschaftsregeln dieser sonderbaren Küstenbrüder. Obgleich ihr ganzes Leben nichts als eine ununterbrochene Kette von Verbrechen war, so hielten sie, ganz wie die italienischen Banditen, doch viel auf die äußern Religionsformen. Bevor es in's Gefecht ging, beteten sie, schlugen sich als reuige Sünder mit geballten Fäusten die Brust und umarmten sich zum Zeichen brüderlicher Versöhnung. Auch setzten sie sich nie zu Tische, ohne vorher ihr Gebet verrichtet zu haben. Aber eigen war ihnen eine große, gegenseitige Treue. Wer seinen Kameraden bestahl, wurde seines Namens als Flibustier verlustig erklärt, sodann ohne Lebensmittel und Kleider auf einer wüsten Insel ausgesetzt und zuvor dem Diebe noch Nase und Ohren aufgeschlitzt. Ihre Geduld war unglaublich, ihr Gleichmuth bei den größten Mühseligkeiten erregte Erstaunen, ihre Entschließungen waren rasch und fast immer unwiderruflich. So leidenschaftlich sie ihr einträgliches Raubgewerbe betrieben, war doch eine Art Uebereinkunft unter ihnen nöthig. So entstand der Codex dieser Seeräuber, den sie beim Eintritt in die Societät alle beschworen. An der Spitze dieses Raubreglements stand die Erklärung der Gleichheit; jeder habe bei wichtigen Ereignissen seine Stimme, ferner gleiche Ansprüche auf die gemachte Beute. Auf Desertion vom Schiffe, oder wenn Jemand während des Gefechtes seinen Posten verließ, stand Todesstrafe. In Betreff der Beutevertheilung bestimmte jede Genossenschaft das Nöthige. Dem Anführer, der gewöhnlich auch die zur Ausrüstung nöthigen Gelder vorschoß, die man von der Beute zurückbezahlte, so wie allen Schiffsbeamten wurde ein bestimmter Gehalt ausgeworfen, dabei den Verstümmelten außer ihrer Dividende noch Schadloshaltungen ausgesetzt: für den Verlust des rechten Armes 600 spanische Thaler oder 6 Sclaven, für den linken Arm oder das rechte Bein 500 spanische Thaler oder 5 Sclaven, für das linke Bein 400, und für ein Auge, so wie für einen Finger 100 span. Thaler oder ein Sclave. Alles dieß, so wie die andern Vorschüsse zur Schiffsrüstung, wurden erst abgezogen, ehe man zur regelmäßigen Vertheilung der Beute schritt. Der Capitain erhielt einen 6fachen Antheil, die andern Schiffsofficiere drei, einige nur zwei, alle übrigen aber nur einen Antheil. Außerdem gab es noch besondere Belohnungen für ausgezeichnete Thaten. Wer z. B. eine feindliche Flagge vom Schiffe wegnehmen und an deren Stelle die Flagge der Freibeuter — die franz. oder engl., unter denen sie immer nach Maßgabe der Umstände und der Majorität der Flibustier segelten — aufpflanzen würde, sollte außer seinem Antheile 50 Piaster erhalten. Alle Flibustier mußten sich mit den größten Eidschwüren, die Hand auf Bibel oder Crucifix gelegt, verbinden, nicht das Mindeste von der Beute zu verheimlichen. Wer den Schwur brach, wurde verbannt. Bevor sie ausliefen, machten sie gewöhnlich ihr Testament. Es war bei ihnen Sitte, einen Kameraden zu wählen, und sowohl gegenwärtiges Eigenthum, als künftige Beute mit ihm zu theilen. Dieß wurde ihm sodann auch förmlich zugeschrieben; die Gerechtigkeit erstreckte sich bis auf die Todten. Diejenigen aber, welche Weib und Kinder hatten, bestimmten bei ihrem Todesfalle dem Cameraden nur den einen Theil. In Ermangelung von Verwandten und Freunden wurde des Verstorbenen Antheil den

Armen und den Kirchen übergeben. Die Flibustier suchten einander durch die Schönheit und Pracht ihrer Waffen zu übertreffen, so daß sie oft 30—40 Pfd. Sterl. für ein Paar Pistolen gaben. Diese trugen sie, über die Schultern hangend, an seidenen Bandelieren von verschiedenen Farben. Personen weiblichen Geschlechts von jugendlichem Alter und guter Bildung wurden ohne Rücksicht auf Stand und eheliche Verbindungen von den Küstenbrüdern als thierische Beute betrachtet. Um Eifersucht zu vermeiden, wurde aber kein Frauenzimmer auf dem Schiffe geduldet; wer eine Frau oder ein Mädchen verkleidet auf's Schiff zu bringen wagte, wurde im Fall der Entdeckung mit dem Tode bestraft. Wenn die Flibustier auf einem Raubzuge sich mit vielen Millionen bereichert hatten und an's Land kamen, wußten sie nicht, wie sie ihre Beute geschwind genug verschwelgen sollten. Nur zur See waren sie mäßig; an's Ufer zurückgekehrt, ergaben sie sich allen Ausschweifungen, die nur erst mit dem Ueberflusse selbst endeten.

Ohne Vermögen, ohne Kleider, ohne Lebensmittel erschienen diese Leute wieder auf dem Meer, und die neuen Gunstbezeigungen, die dies Element an sie verschwendete, hatten gleiches Schicksal. Fragte man sie, was sie für ein Vergnügen daran fänden, so schnell zu verschwenden, was sie mit so vieler Gefahr erworben hätten, so war ihre Antwort: „Da wir einer unendlichen Menge von Gefahren ausgesetzt sind, so ist unser Leben von dem anderer Leute ganz verschieden. Heute leben wir, morgen sind wir todt. Wozu aufsparen? Wir sorgen mehr dafür, das Leben zu verbrauchen, als zu erhalten.“ So lebten und dachten die Flibustier, zu deren vorzüglichsten Häuptern außer den bereits genannten noch folgende gehören: **Alexander**, mit dem Beinamen **der Eisenarm**, **L'Olonois**, **van Horn**, **Granmont**, **Morgan**, **Sharp**, **Harris**, **Sawkins**, **Ducasse**, **Montauban**. Unter ihnen erschienen nur L'Olonois und Morgan als wahrhafte Ungeheuer. Einschränkungsbefehle des französischen Hofes gegen die Flibustier waren Veranlassung geworden zu ihrem berühmten Zuge nach dem Südmeer im J. 1684, so wie zu ihrer noch berühmteren Rückfahrt nach den westindischen Inseln im J. 1688. Diesen Rückzug der Flibustier aus Südamerika, der eine Vergleichung mit Xenophon's hochberühmtem Rückzuge der 10,000 Griechen aushalten dürfte, kann man als die letzte, der Aufzeichnung würdige That der Flibustier betrachten. Denn nach diesem großen Abenteuer verschwand das Wesen der eigentlichen Flibustier, ob man gleich immerfort diesen Namen irriger Weise allerhand Raubgesindel zu Wasser und zu Lande in Westindien beilegte, bis endlich nach dem Utrechter Frieden der Soldatendienst der Afterflibustier den Mächten nicht mehr nöthig war, und nun auch die so oft gemißbrauchte, jene historisch ausgezeichneten Raubmenschen allein charakterisirende Benennung gleichfalls aufhörte und mit diesem Frieden im J. 1713 gänzlich erlosch. So war das Ende der berühmten schwimmenden Republik der Flibustier, welcher in der siebenten, achten und neunten Dekade des 17. Jahrh. nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich Amerika von einem Pole zum andern unterwürfig zu machen und der Erde eine ganz andere politische Gestalt zu geben, als sie jetzt durch Colonien, Handel und Schifffahrt hat. Indeß selbst in ihrem tumultuarischen Zustande, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeiz, nach Zeit und Umständen handelnd und bloß den Genuß des Augenblicks vor Augen habend, haben die Flibustier eine seltene Entwickelung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten gezeigt und überhaupt Dinge gethan, die noch die späte Nachwelt bewundern wird. (Bearbeitet nach **Archen**-

holz, histor. Schriften, 2. Theil, und nach Raynal philos. und polit. Gesch. beider Indien, 10. Buch.) La.

Fliegende Batterien nennt man bisweilen die Batterien, welche der Belagerte am Ende seiner Contreapproschen anlegt (s. Belagerung einer Festung, I. B., S. 470). P.

Fliegende Brücken, s. Brücken, fliegende.

Flinte, gleichsam die Basis aller jetzigen kleinen Feuergewehre, Hauptwaffe der Infanterie, soll im Jahre 1640 in Frankreich erfunden worden sein und ihren Namen von dem alten Worte Flinz oder Blynz, englisch Flint, dänisch Flinta, erhalten haben, welches nämlich einen Kiesel oder Hornstein bezeichnet; doch erscheint diese Benennung um so weniger charakteristisch, als früher schon dieselben in Ermangelung der Schwefelkiese (Pyriten) Anwendung bei dem deutschen Radschlosse fanden; wenigstens dürfte dann die Erfindung der Flinte aus diesem Grunde nicht allein den Franzosen angehören. Einen andern Beweis für letztere Behauptung könnte auch das Wort fusil liefern, welches offenbar von dem italienischen fucile (Feuerstahl) abstammt. Mehrere Schriftsteller sind der sehr wahrscheinlichen Meinung, daß die Flinte nur eine nach dem Ende des 30jährigen Krieges erleichterte Muskete (s. d.) ist, die man mit dem neuerfundenen Flintenschlosse (s. Art. Feuerschloß) und später mit dem Bajonette (s. d.) versah. Anfänglich wurden nur die leichten Truppen damit bewaffnet, im J. 1671 aber errichtete Ludwig XIV., König von Frankreich, ein Regiment, welches dergleichen Gewehre führte, zum Unterschied von den Musketieren, den Namen Füsiliere erhielt und ursprünglich zur Bewachung des Geschützes bestimmt war. Diese Flinten verbreiteten sich in den Jahren 1680—1700 äußerst schnell, vorzüglich in Deutschland, und verdrängten die schwere unbehilfliche Muskete und Pike, indem sie nächst ihrer leichtern Führbarkeit ein schnelleres und sichereres Feuer gestatteten. Das östreichische Heer erhielt Ende des 17. Jahrhunderts Flinten; denn noch zu Montecuculi's Zeiten, 1670, war ein Drittheil jedes Infanterieregiments mit Piken versehen. Die Franzosen wollten zwar schon im J. 1689 die Flinte zur Hauptwaffe erheben, allein sie fand noch so viele Gegner, daß erst die dringenden Vorstellungen Vauban's, 1703, hierzu Veranlassung gaben. Die braunschweigischen Truppen bekamen bereits 1686 Flinten mit Feuerschlössern, die schwedischen hingegen allgemein um das Jahr 1721; die Türken lernten sie noch später, zu Anfang des 18. Jahrhunderts kennen. Der Kaliber dieser Gewehre besaß in jener Zeit viel mehr Stärke als jetzt, denn es gingen gewöhnlich bloß 14 Kugeln auf's Pfund; indeß verkleinerten ihn die Franzosen nicht sowohl bis zu 20 Kugeln, sondern brachen auch dem Lauf an Länge ab, da sie entdeckt hatten, daß eine mäßige Verkürzung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Schußweite hervorbringe, im Gegentheil aber eine raschere Ladung erlaube, die mittelst der im 18. Jahrhunderte von den Preußen eingeführten eisernen cylindrischen Ladestöcke noch mehr befördert wurde. Ungeachtet der mannichfachen Veränderungen, welche die Flinte seit ihrer Erfindung rücksichtlich der Construction erlitten hat, ist sie sich im Wesentlichen dennoch gleich geblieben und kann daher in folgende Hauptbestandtheile zerfällt werden, als: Lauf oder Rohr, Schaft, Schloß, Ladestock, Beschläge und Bajonet.

Der Lauf, welcher den Schuß aufbewahrt und der Kugel die Richtung giebt, muß vollkommen gerade, die Seele oder der innere hohle Raum glatt und rein, ohne Bohrriefen, Gruben, Sprünge und ganz kugelgleich (cylindrisch) sein; seine Wände oder Seiten sollen, besonders in der Ge-

:nd der **Pulverkammer** (Pulversack) die gehörige **Eisenstärke** be-
tzen, um theils der entwickelten Pulverkraft hinreichenden Widerstand zu
isten, theils auch das Rohr vor äußeren Beschädigungen zu schützen. Die
ngebildete Mittellinie der Seele heißt **Seelenachse** oder Kernlinie. Die
)ere Oeffnung, **Mündung**, bestimmt den **Kaliber der Kugel**, den
es **Laufs** und den **Spielraum** zwischen beiden; die hintere aber wird
ırch die gut gehärtete, dauerhaft gearbeitete **Schwanzschraube** (s. d.)
iit ihrem **Vorstoße** (Kreuz, Nase), welche erstere den **Rückstoß** abhält,
r entzündeten Ladung zur Stütze dient und sie nach der Mündung drängt,
rschlossen. Ueber derselben befindet sich das **Zündloch** (s. d.) in seiner
ichter= oder kegelförmigen Gestalt. Auf der obern Seite des Laufs zeigt
:h als Mittel zum besseren Zielen das **Korn** (s. d.) und bei manchen
eeren das **Visir** und auf der entgegengesetzten der **Bajonethaft** (Ba-
netkorn), oder die Bajonetfeder zur Festhaltung dieser Stoßwaffe. **Rohr**
ıd **Schloß** sind im **Flintenschafte** (s. d.) eingelegt, der mit Beihilfe
s **Beschlägs** (s. d.) das Gewehr zu einem Ganzen bildet.

Ueber die Eigenschaften des Flintenlaufs, besonders zum Feldgebrauch,
ingen sich noch nachstehende Bemerkungen auf. Da die Wirkung der Ku-
l von ihrer Schwere und von der Geschwindigkeit (Ladung) abhängt, mit
r sie sich fortbewegt, und die Erfahrung gelehrt hat, daß eine 1 ½ bis
löthige Bleikugel auf gewöhnliche Schußweite Menschen und Pferde tödten
ıd verwunden, kleineres **Kaliber** weniger dem Einfluß der Luft oder des
Zindes unterworfen ist als ein zu großes, der Lauf selbst dann mehr Eisen-
irke erhalten kann, auch der Rück= und Seitenstoß geringer wird, so giebt
an den Infanteriegewehren in unsern Tagen selten eine schwerere als zwei-
thige Kugel. Bei den meisten Heeren gehen daher 18 bis 20, ja sogar
) Kugeln, wie z. B. bei den neuen preußischen Gewehren, auf 1 Pfund.
er **Spielraum** der Kriegsfeuerröhre soll stets so groß sein, daß die La-
:ng mit Patronen (s. d.), wenn sich auch durch anhaltendes Feuer viel
ulverschmuz angesetzt oder durch Ausdehnung des Eisens bei dieser Gele-
nheit die Seele des Laufs verengt hat, nicht erschwert werde. Eben so
nig darf man jedoch deßhalb den Spielraum zu bedeutend erweitern, weil
ıst überflüssige Pulverkraft verloren geht und eine ungeregelte, der Rich-
keit des Schusses nachtheilige Kugelbahn entsteht. Die **Eisenstärke**
s Gewehrlaufs, vorausgesetzt, daß er aus gutem, zähem, weichem Eisen ge-
tigt ist, muß der für zweckmäßig erachteten Pulverladung völligen Wider-
:nd leisten, Dauerhaftigkeit und hinsichtlich der physischen Kraft des Sol-
ten eine angemessene Lage des Schwerpunctes versprechen. Die Erfahrung
veist, daß für eine auf 2 Loth gebohrte Soldatenflinte 0,38″ zur **hin-
rn** und 0,075″ (Dresd. Maß) zur **vordern** Eisenstärke im Durch-
nitt hinlänglich und ohne bedeutenden Rückstoß genügen. Die schickliche
inge des Laufs läßt sich nicht allein aus dem Grundsatze folgern, daß
ıgere Röhre bei gleicher Ladung einen gewissern Schuß und größere Schuß-
ite geben, sondern es muß hierbei auch die Beförderung der Ladung und
ganze Länge der Flinte mit aufgepflanztem Bajonet nebst den daraus
tspringenden Vor= und Nachtheilen im Auge behalten werden. Lange
:wehre sind zum Bajonetgefecht tauglicher als kürzere, erschweren aber die
dung, belästigen den Soldaten beim Schießen durch das zu weite Vor-
len des Schwerpunctes, führen ein Zittern im Arme des Schützen herbei
d eignen sich überhaupt wenig zur Gefechtsart der leichten Truppen. Die
nge von höchstens 44 Dresdner Zoll scheint für die Einwirkung, den
ıschlag, Schwerpunct, Stand des Schlosses und bequeme Ladung

ganz vorzüglich zu stimmen. Die Länge des ganzen Gewehrs mit seinem Schafte dürfte am zweckmäßigsten zwischen 2 Ellen, 10 Zoll, bis 2 Ellen 14 Zoll fallen, wobei man zugleich vorkommenden Falls ein Feuer des 3. Gliedes ohne Niederfallen des 1. berücksichtigt. Einige, wie z. B. der Generallieutenant von Scharnhorst, steigern die Lauflänge bis auf 46, 45 Dresd. Zoll. Die nach der Stärke eines mittlern Mannes berechnete Entfernung des Schwerpunctes vom Ende des Kolbens (bei aufgestecktem Bajonete) kann mit ungefähr 1 Elle 6 Zoll als hinreichend gelten. Die Bestimmung der Schwere des Infanteriegewehrs geschah in frühern Zeiten nach dem Kaliber der Kugel, und zwar in der Maße, daß sie 200 Mal mehr betrug, als das Gewicht der dazu gehörigen Kugel; jetzt aber wird diese Schwere fast bei allen europäischen Nationen mit Einschluß des Bajonets und Ladestocks zu 9½ bis 11 ℔ angenommen. (Ueber Fertigung der Flinten s. Art. Gewehrfabrik). S.

Flintenkugeln, s. Bleikugeln.

Flintenschaft ist der hölzerne Theil am kleinen Feuergewehre, welcher im Verein mit Lauf, Schloß, Ladestock und Beschläge (s. d.) dieses zu einem Ganzen bildet und den Hauptzweck hat, dessen Abfeuern und übrige Handhabung zu erleichtern. Der hintere oder stärkere Theil des Schaftes führt die Benennung Anschlag oder Kolben; an seiner innern Seite befindet sich zum schnellern und sichern Zielen der Backen. Ueber dem Kolben erstreckt sich eine dünne, runde, von der Hand umgreifbare Krümmung, Kropf oder Dünnung geheißen, und verbindet solchen mit dem Mittel- und Vorderschafte. Letztere beiden sind zu Aufnahme des Laufs, Schlosses und Ladestocks bestimmt, dienen aber auch zugleich dazu, das Gewehr, wenn es durch öfteres Abschießen erhitzt sein sollte, bei der Ladung und im Anschlage besser halten zu können. Der Mittelschaft geht von der Dünnung bis an den Punct, wo der Ladestock sichtbar wird; der Vorderschaft von da bis an das Ende des Schaftes. Im erstern sitzt das Schloß, rückwärts an beiden zeigt sich die Ladestockrinne, und wo solche aufhört, ist zum Schutz gegen Beschädigung beim Einstoßen des Ladestocks das Stoßblech angebracht.

Zu den Schäften muß zähes, hartes, astfreies Holz von reiner schöner Textur genommen werden; junger, heller, nicht dunkelbrauner oder fleckiger Nußbaum, welchen vorzüglich Franken, die Rheingegend und die Schweiz liefert, eignet sich am besten hierzu; doch verwendet man öfters, auch wegen des hohen Preises desselben, Weißbuche, Birke, Ahorn, Ulme rc. von festem, gesundem Wuchse zu den Schäften der Militairgewehre, ungeachtet sie den Nachtheil einer leichtern Zersplitterung besitzen. Nach den Bemerkungen des Obersten Cotti folgen die derartigen Schafthölzer hinsichtlich ihrer Güte in nachfolgender Ordnung auf einander, als: Buche, Birke, Kastanienbaum, Esche, wilder Kirschbaum. Die Oestreicher z. B. nehmen zu den Flintenschäften Buchen, die Russen Birken oder Tannen, die Franzosen aber Nußbaumholz. Bei allen diesen Holzarten setzt man stets den vollkommenen Grad der Trockenheit voraus, damit die Schäfte nach der Verfertigung sich nicht krumm ziehen, aufreißen oder schwinden und so zweckwidrig auf die Festigkeit der in oder an dieselben gepaßten Gewehrtheile wirken. Das Holz muß daher wenigstens 3 Jahre in trocknen Magazinen und dann noch im Groben bearbeitet 6 Monat liegen, ehe es zum Gebrauch gezogen werden kann.

Die Bearbeitung der Flintenschäfte, welche jederzeit nach einem Muster (Schablone, calibre de bois) geschieht, erfordert in allen Stücken, be-

sonders aber in der Lauf- und Ladestockrinne und in der Schloßvertiefung die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Nach der Fertigung bekommt der Schaft eine Beize oder wird lackirt oder polirt. Bei der Prüfung neuer Schäfte ist hauptsächlich auf die richtige Länge des Anschlags zu sehen, damit das Feuer des Zündpulvers dem Auge des Schießenden nicht schade; eine Entfernung von 16 bis 16½ Zoll vom Ende des Kolbens an bis zu dem Anfang der Laufrinne, hat die Erfahrung als hinreichend erwiesen. Die Dünnung darf nicht zu kurz sein und muß eine solche Krümmung haben, welche schnelles Zielen und Handhabung befördert. Die erhöhten Backen sind den Backenausschnitten vorzuziehen, indem sie den Backenknochen weniger dem Schlag aussetzen. Eine allzu große Stärke des Kolbens verhindert die bequeme Tragart, zu dünne Kolben rauben dem Gewehre den schicklichen Schwerpunct und drücken bei starkem Rückstoße empfindlicher auf die Schulter. S.

Flintenschloß, s. Feuerschloß.

Flintenstein, Feuerstein (silex ignarius pyromachus), gehört zu den wichtigsten Bedürfnissen des Schießgewehrs und ist eigentlich das Mittel, um bei den mit Feuerschlössern versehenen Gewehren das in der Pfanne befindliche Pulver und durch dasselbe die Ladung des Rohrs in größtmöglicher Geschwindigkeit und mit Sicherheit zu entzünden. Die Masse, woraus solche verfertigt werden, besteht nach vorgenommenen Analysen aus Kieselerde, Alaunerde, Kalkerde und Eisenoxyd, streicht durch alle Gebirgsformationen und zwar im Urgebirge als Gangausfüllung, im Uebergangsgebirge beinahe eben so, im Flötzgebirge als Lager und in klumpiger Gestalt, im aufgeschwemmten Lande hingegen als Geschiebe. Auf der Erdoberfläche kommt dieses Fossil nur in einzelnen Knollen und Geschieben vor. Flintensteinmanufacturen findet man indeß ausschließlich nur in einigen Ländern, wo jedoch die Bearbeitung stets als ein Geheimniß betrieben wird; doch liegt die Kunst derselben wohl einzig und allein nur darin, durch fertige Manipulation und mittelst geschickter Instrumente den beim Schlagen des leicht zerspringenden Steins erhaltenen scharfkantigen, scheibenförmigen oder muschligen Bruchstücken die gehörigen Flächen und Formen zu geben. Die äußern Merkmale des Feuersteins sind in der Regel überall gleich; doch zeigen sich manchmal in der Farbe und im Bruche Verschiedenheiten, welche aber seiner Anwendung zum Flintenstein kein besonderes Hinderniß in den Weg legen. Die Güte der Masse liegt dem zu Folge nur in der durch den gehörigen Grad der natürlichen F e u c h t i g k e i t oder T r o c k e n h e i t herbeigeführten leichtern Theilbarkeit; denn hat dieselbe erstere verloren, so springt sie weniger gleichmäßig, besitzt aber der Stein zu viel Nässe, so raubt solche der äußern Rinde zu bedeutend die Zähigkeit und verursacht eine schwierigere Arbeit. An vielen Orten geschieht es daher, daß die Steine vor dem Schlagen am Feuer oder an der Sonne von der allzu großen Feuchtigkeit befreit werden. Im Allgemeinen ist die Flintensteinmasse gleich nach dem Ausgraben nie so hart und spröde als späterhin, und es scheint deßhalb, als ob die Luft einen vorzüglich darauf hinwirkenden Einfluß habe, welche Annahme auch daraus hervorgeht, daß die Zurichtung gewöhnlich nicht zu Tage, sondern jederzeit, namentlich in Frankreich, unter der Erde, also gleich an dem Auffindungsorte geschieht. Je tiefer das Lager der Flintensteine streicht, desto weicher und zäher ist nach Aussage der französischen Arbeiter dieses Fossil und läßt sich dann auch besser behandeln.

Flintensteine, die längere Zeit der Luft ausgesetzt bleiben, verlieren ihre Durchsichtigkeit und werden leichter und zerbrechlicher, weßwegen sie auch,

hauptsächlich zur Erhaltung ihrer Schärfe einen frischen und verschlossenen Aufbewahrungsplatz verlangen. Die auf der Erdoberfläche liegenden Feuersteine verwendet man aus diesem Grunde nie zu Flintensteinen, sondern nur zum gewöhnlichen Gebrauch. Der Feuerstein, welcher in Gängen und Lagern bricht, ist übrigens selten so rein als der, welcher in knollenartiger Form und in Geschieben vorkommt; letztere sind insgemein mit einer Rinde von Kreide, Gyps oder Kalkmergel überzogen.

Die erste Bearbeitung in den französischen Manufacturen erfolgt fast immer mit einem stumpfen Hammer (marteau cassant) zur äußern Reinigung und zum Bruchschlagen, und dann mit einem spitzen Hammer (marteau à pointe) zur schieferartigen Spaltung des Steins, worauf dieser über das in einem hölzernen Block (boucanière) befestigte Stemmeisen oder Auflegestift (ciseau en biseau) mittelst eines Scheibenhammers (roulette) seine völlige Gestalt erhält. Das Verfahren bei Zurichtung dieses Materials ist jedoch in allen Gegenden nicht ganz gleich und auch nicht genau zu ermitteln, da es, wie schon gesagt, als ein Geheimniß betrieben wird. Die ergiebigsten und vorzüglichsten Quellen der Flintensteine trifft man wohl in Frankreich an, und zwar namentlich in den Kreideformationen der Departements Loire und Cher, Indré, Ardeche, Yonne, Seine und Oise; die in der Champagne bei Rheims und in der Picardie in den Districten von Berry, unweit Saint Agenau und Meusnes, liefern nach Dolomieu's Untersuchungen die schönsten, reinsten und regelmäßigsten. Die in Galizien bei Kerzezowitz in der Nähe von Krakau ꝛc. geschlagenen, unter dem Namen der podolischen bekannten Steine eignen sich besonders zu Schlössern, welche durch bedeutende Stärke ihres Baues eine größere Kraft entwickeln, z. B. die der Doppelhaken ꝛc. (s. d.), indem sie nicht nur in Vergleich mit den französischen, von denen sie sich durch die dunkle, schwärzliche Farbe unterscheiden, mehr Dichtigkeit und Härte besitzen, sondern auch ein stärkeres, viel entzündenderes Feuer geben, in der Regel länger aushalten und sich besser zurichten lassen als alle übrigen, indeß wieder den Nachtheil haben, zu große Stahltheile von der Batterie abzureißen und dadurch diese zeitig abzunutzen. Ferner finden sich Flintensteine in Baiern, im Salzburgischen bei Hirschsteingraben, in Welschtyrol auf dem Gebirge Montebaldo bei Avia und Ala, in Krain, in Siebenbürgen und auf der Insel Rügen, woselbst man erst seit kurzer Zeit eine Flintensteinschlägerei errichtet hat.

Die englischen Flintensteine, welche aus den Kreidefelsen der Küste von Dower gewonnen werden, sind zwar im Aeußern den französischen vollkommen ähnlich, doch aus Mangel an Zähigkeit bei aller Härte wenig dauerhaft, stumpfen sich schnell ab und verbinden hiermit noch die Unannehmlichkeit, daß sie für unsere in Deutschland gebauten Schlösser gewöhnlich zu lang sind und eine mühsame und höchst vorsichtige Zurichtung erfordern.

Jeder Flintenstein besteht aus der obern Fläche, der untern Fläche, der Schärfe oder Feuerschneide, welche ungefähr in einem Winkel von 40 bis 45 Grad abläuft, dem Kopfe oder Ferse (hintere, der Schärfe gegenüberstehende abgerundete Seite) und den gerade oder schief ablaufenden Flanken oder Seitenkanten. Ein guter Flintenstein muß an einem harten Stahle nicht leicht stumpf werden, weder zu groß, noch zu klein, sondern wohl proportionirt sein und keine zu dünne und zu kurze Schärfe haben; denn im erstern Falle springen beim Losschlagen des Hahns gegen die Batterie, hauptsächlich bei starken Schlagfedern, leicht ganze Stücke aus; im letztern verliert der Stein bald seine Schärfe und ist schwer wieder herzustellen. Steine mit unebenen, windschiefen Flächen lassen sich nicht fest auf-

schrauben und spalten bei der geringsten dawider angewendeten Gewalt. Die Wahl der Steine wird leicht, wenn man auf ihre äußere Regelmäßigkeit und Reinheit, vorzüglich an der Feuerschneide, Aufmerksamkeit verwendet, dabei jedoch Rücksicht auf Länge, Breite und Stärke nimmt, damit sie weder zu hoch, noch zu tief im Hahne zu stehen kommen, oder vielleicht gar über die Batteriefläche hinausreichen. Nur in seltenen Fällen dürfen kurze Flintensteine etwas vorgerückt, zu lange oder breite hinten oder auf der Seite mehr weggeklopft und zu dünne mit stärkerm Bleifutter versehen werden. Vor dem Aufschrauben soll jeder Stein erst eine Zurichtung erhalten, worunter man das Aufschlagen des Kopfes in so weit versteht, daß die Hahnschraube in diese Oeffnung paßt, so wie auch eine weiche Unterlage oder Futter, das gewöhnlich aus einer sorgfältig zusammengeschlagenen schwachen Bleiplatte besteht und das Zerspringen beim Festschrauben verhütet. Im Nothfall kann starkes Tuch oder bloßes Leder hierzu dienen. Hinsichtlich der Steinflächen, welche man hierbei nach unten legt, herrschen große Verschiedenheiten; indeß bleibt es allemal Grundsatz, daß, wenn der Hahn in Ruhe steht, die Schärfe des Steins den Stahl der Batterie nicht, wohl aber beim Losschlagen überall zugleich berührt; ist der Hahn niedergelassen, so muß die Feuerschneide in der Mitte der Pfanne hängen, was Alles die gegenseitige Stellung des Hahns und des Pfanndeckels bedingt. Ein guter Flintenstein soll wenigstens 50 Schüsse aushalten können, ohne untauglich zu sein; die mit doppelten Schärfen sind wegen ihrer Schwäche verwerflich. Die Güte des Steins selbst wird an seinem durchsichtigen feinen Korn und an seiner Farbe erkannt. Die besten zeigen eine honiggelbe; doch giebt es auch eine rothe, grauweißliche und schwarze, die undurchsichtiger dennoch ihren Zweck erfüllen. Versuche mit Flintensteinen aus Achat, Jaspis 2c. geschliffen, haben sich nicht als brauchbar erwiesen, mehr, aber auch nicht hinlänglich, die aus Porzellanerde gebrannten.

Ein guter Arbeiter kann täglich 500 bis 800 Flintensteine fertigen; der Abgang hierbei beträgt ungefähr $\frac{2}{3}$ der ganzen Steinmasse. Zur Versendung werden solche in Fässer gepackt, deren jedes 25,000 Stück enthält und 700 ℔ wiegt.

(Haquet, Beschreibung der Flintensteine und deren Zurichtung. Wien, 1792, Berlin, 1806. Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 4. Band. Ueber Feuersteine und Flintensteine. Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft des Krieges, 9s Heft, 1831. Hermbstädt's Museum. S.

Florenz, Hauptstadt des Großherzogthums Toscana, am Arno, mit 10,000 Häusern und über 77,000 Einwohnern.

Familienvertrag zwischen Toscana und Spanien, 25. Juli 1731.

Die Quadrupelallianz (1718) hatte festgesetzt, daß nach dem Tode des kinderlosen Großherzogs, Johann Gaston von Toscana, dessen Staat künftig für ein Mannlehn des deutschen Reiches anerkannt und des Königs von Spanien ältester Infant zweiter Ehe, Don Carlos, nebst seinen männlichen Nachkommen, nach deren Abgang aber seine jüngern Brüder mit ihren männlichen Nachkommen vom Kaiser belehnt werden sollten. Diese Bestimmung fand nicht allein im Wiener Frieden 1725 Bestätigung, sondern der Großherzog, Johann Gaston, der sich bisher der Anerkennung eines ihm aufgedrungenen Erben widersetzt hatte, und dessen Schwester, Marie Anne Luise, Witwe des Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, ernannten in einem sogenannten Familienvertrage den Infanten Don Carlos zu ihrem Erben. Der König von Spanien bestätigte dem Großherzogthum alle Rechte;

die Kurfürstin bedang sich, wenn sie ihren Bruder überleben sollte, einen Antheil an der Regierung aus. (Schöll, traités de paix, tome II, S. 221.)

Friede zwischen Frankreich und dem König beider Sicilien, 28. März 1801.

Nachdem die östreichischen Truppen Italien verlassen hatten, war der König beider Sicilien nicht länger im Stande, den Streitkräften gehörigen Widerstand entgegenzusetzen, mit denen der franz. General Murat in Neapel einzubrechen gesonnen war. Dem neapolitan. General Damas war es daher höchst erwünscht, den General Murat in seinem Hauptquartiere Foligno (den 18. Febr. 1801) zu einem Waffenstillstande zu bewegen. Nach demselben verpflichtete sich die neapolitan. Regierung, ihre Armee sogleich aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen, den die franz. Armee bis zur Tiber besetzte, alle französische Gefangene auf freien Fuß zu setzen und den türkischen und englischen Schiffen ihre Häfen zu verschließen, den französischen aber alle Vorrechte einzuräumen. Diese Bestimmungen wurden in dem bald darauf (28. März) zu Florenz zwischen dem französischen Bevollmächtigten Alquier und dem neapolitanischen Obersten Chev. Micheroux abgeschlossenen Frieden bestätigt. Außerdem verzichtete der König Ferdinand IV. auf seinen Antheil an Toscana und der Insel Elba und auf das Fürstenthum Piombino, versprach eine Entschädigung von einer halben Million Franken für die den Franzosen von seinen Unterthanen zugefügten Unbilden an die Republik zu bezahlen, alle Verbannte oder Ausgewanderte zu restituiren und alle von seinen Truppen in Rom erbeuteten Kunstgegenstände an Frankreich zurückzugeben. Geheime Artikel legten dem König von Neapel noch die Pflicht auf, 12,000 M. franz. Truppen in der Halbinsel von Otranto und 4000 in den Abruzzen bis zum Definitivfrieden zwischen Frankreich, England und der Pforte zu erhalten, eine Maßregel, durch welche der Consul Bonaparte weniger Neapel zu Erfüllung des Friedens zu zwingen, als stets ein Heer bereit zu haben beabsichtigte, das er erforderlichen Falles sogleich nach Aegypten, Dalmatien oder Griechenland übersetzen könnte. (Schöll a. a. O., tome V. S. 379 u. f.) C.

Floßbrücke, s. Brücken.

Flöße werden in Ermangelung von anderen Fahrzeugen oft zu Flußübergängen gebraucht. Die zweckmäßigsten bestehen aus festverbundenen Baumstämmen mit einer Ueberlage von Bretern oder dergl. Obschon ein Floß mehr Mannschaft aufnehmen kann, als ein gewöhnlicher Kahn, so hat es doch den Nachtheil, daß es schwerer zu dirigiren ist. Dessen ungeachtet lehrt die ältere und neuere Kriegsgeschichte, daß man sich ihrer oft mit Nutzen bediente. Bereits die Mysier und Trojaner setzten bei ihrem Zuge gegen die Thraker auf Flößen über den Hellespont. Plinius erwähnt dieselben und sagt, daß auf dem britannischen Meere Flöße von Gerten, mit Leder überzogen, gebaut wurden. Die Araber bedienten sich solcher auf dem Euphrat, welche von leichten Stangen und Rohr gebaut waren und an den Ecken große lederne, mit Wind aufgeblasene Schläuche hatten, um sie über dem Wasser zu halten. Später finden wir die Flößen, namentlich in dem niederländischen Kriege und bei der Belagerung von Ostende 1601, oft erwähnt. Ein geschickter Kriegsbaumeister damaliger Zeit, Pompeo Targone, baute, um den Niederländern die Zufuhre von der Seeseite zu erschweren, Flöße von Holz und Wasserfaschinen, an deren Seiten leere Tonnen befestigt, und welche 30 F. breit und 60 F. lang waren. Zum Schutz der Mannschaft waren auf denselben besondere Brustwehren angebracht. Karl XII. ging 1718 auf Flößen, von denen jedes 500 M. und 2 achtzehnpfün=

dige Kanonen faßte und überdies mit einer hölzernen Brustwehr versehen war, über den Sund nach Friedrichshall. Während der französischen Revolution zu Ende des 18. Jahrhunderts, wo man sich in Frankreich immer mit dem Projecte einer Landung in England beschäftigte, schlug der Bürger le Blanc eine besondere Art Flöße zu diesem Endzwecke vor, welche eine ganze Division nebst Geschütz und Gepäck aufnehmen sollte. Die Landung unterblieb und mit ihr der bereits begonnene Bau dieser Fahrzeuge. (Siehe Almanach der Fortschritte in Wissenschaften für 1799, S. 425). R.

Flotte ist der Name für eine zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigte große Anzahl Schiffe, die unter einem Befehlshaber stehen. Große Kriegsflotten werden gemeiniglich in Divisionen und diese, wenn sie stark, wieder in Subdivisionen getheilt. Das Commando über die erste Division führt in der Regel der Admiral en chef, das der zweiten der Viceadmiral, und das der dritten der Contreadmiral. Die Bildung großer Kriegsflotten und ihre taktische Formation nach Art der heutigen scheint ihren Ursprung zu Ende des 15. Jahrhunderts, noch mehr aber im Laufe des 16. Jahrhunderts gefunden zu haben, wo eines Theils die gewaltigen Fortschritte des Handels, anderen Theils die Bemannung der Schiffe mit schwererem Geschütze eine große Veränderung beim Seewesen hervorbrachte. Im Norden rüsteten Dänemark, Schweden und die Hansestädte, im Süden die Republiken Venedig und Genua große Kriegsflotten, theils zu Eroberungen, theils zur Beschützung ihres Handels in entfernten Gegenden aus; Portugal folgte bald diesem Beispiele wegen seiner Besitzungen an der Westküste von Afrika. Eben so wuchs die Marine von Spanien, England und Frankreich während des 16. Jahrhunderts so, daß sie einen bedeutenden Rang unter den Seemächten (s. d.) einnehmen konnten. Bereits im Jahre 1500 lief der bekannte spanische Feldherr Gonsalvo von Cordova (s. d.) mit einer Flotte von Malaga aus, die von 26 Kriegsschiffen, 25 Caravellen nebst einer Menge Galeeren und Fusten zusammengesetzt war und 4000 Infanteristen mit 1300 Rittern am Bord hatte. Die vereinigte christliche Flotte unter D. Juan de Austria (s. d.), welche 1571 die Türken bei Lepanto schlug, bestand aus 6 Galeassen, 280 Galeeren, 25 großen Schiffen und 40 Jachten, welche 26,000 Soldaten am Bord hatten. Von fast derselben Stärke war die berühmte Armada (s. d.) Philipp's II. 1588. Unter den neueren großen Flotten, welche zu wichtigen Expeditionen ausgerüstet wurden, erwähnen wir hier nur die den 20. Mai 1798 von Toulon unter Bonaparte absegelnde, nach Aegypten (s. d.) bestimmte, welche aus 13 Linienschiffen und 8 Fregatten bestand, und die in demselben Hafen ausgerüstete und zur Eroberung von Algier (s. d.) 1830 bestimmte Flotte, welche 11 Linienschiffe, 24 Fregatten, 7 Corvetten, 26 Briggs, 8 Bombarden, 8 Gabarren, 2 Goeletten und 7 Dampfboote zählte.

Flotille bezeichnet in der Seetaktik eine geringere Anzahl von Kriegsschiffen als eine Flotte; zuweilen versteht man darunter aber auch kleinere Kriegsschiffe und giebt außerdem in Spanien auch den Kauffahrteiflotten diesen Namen, welche nach den Colonien gehen oder von da zurückkommen.

Flucht. Sie unterscheidet sich vom Rückzuge (s. d.) durch den gänzlichen Mangel an Ordnung und Gehorsam der Truppen, wodurch jeder geregelte und dauernde Widerstand unmöglich wird. Vom Rückzuge bis zur Flucht ist oft nur ein Schritt. Jeder Rückzug schwächt das Selbstvertrauen der Truppen; es vermindert sich in dem Grade, als die geschlossenen Massen an Haltung verlieren. Sobald in diesen Unordnung einreißt, bedarf es nur einer schwachen Anstrengung des Verfolgers oder des Erscheinens einer

feindlichen Truppenabtheilung auf der Rückzugslinie, und Alles wendet sich zur Flucht. In solchen kritischen Momenten kann nur eine Achtung gebietende Persönlichkeit der Befehlshaber die Truppen zum Stehen bringen. Drohungen möchten nicht fruchten. Aber eine Beschuldigung der Feigheit in der Sprache der gemeinen Soldaten hat schon manchmal den Haufen zum Stehen gebracht; ist das gelungen, so führe man ihn schnell gegen die nächste kleine feindliche Abtheilung; dieser kleine Sieg, so unbedeutend er an sich auch sein mag, wird wieder Vertrauen erwecken. — Die Flucht der Cavalerie ist weit verderbenbringender als die der Infanterie; denn sie vermehrt die Unordnung in einem weit höheren Grade, während fliehende Infanterie von ihrer eigenen Cavalerie bisweilen zum Standhalten gezwungen wird.

Pz.

Flugbahn ist die Bahn, welche ein Geschoß (oder eigentlich dessen Schwerpunct) beschreibt, und zwar insbesondere derjenige Theil dieser Bahn, welcher zwischen dem Geschütz und dem ersten Aufschlag (s. Aufschlag) des Geschosses liegt.

Könnte man ein Geschoß in luftleerem Raume abschießen, so würde dasselbe, durch die Schwere nach und nach aus seiner ersten Richtung herabgezogen, bis zu dem Aufschlagspunct eine eigene krumme Linie (eine Parabole) beschrieben, und es könnten dabei keine anderen Seitenabweichungen Statt finden, als diejenigen, welche schon im Geschützrohr selbst aus einer ungleichen Wirkung des Pulvers gegen die Geschosse entstehen, wenn deren Schwerpuncte nicht mit ihren Mittelpuncten zusammenfallen. Eine senkrecht durch den Scheitel, d. i. durch den höchsten Punct einer solchen parabolischen Bahn gedachte gerade Linie theilte diese Bahn in 2 Theile von völlig gleicher Beschaffenheit, den aufsteigenden und den absteigenden Ast, welche selbst gleiche Länge haben würden, wenn der Aufschlagspunct in gleicher Höhe mit der Geschützmündung läge. Im letzteren Falle würde auch die Aufschlagsgeschwindigkeit der anfänglichen Geschwindigkeit und der Einfallswinkel dem Erhöhungswinkel des Geschützes gleich sein (s. d.). Träfe das Geschoß einen höher als die Geschützmündung liegenden Punct, so würde die Aufschlagsgeschwindigkeit und der Einfallswinkel etwas kleiner als in dem oben bemerkten Falle sein; läge der Aufschlagspunct tiefer als die Geschützmündung, so wäre es gerade umgekehrt.

Durch die atmosphärische Luft werden nun aber die Geschwindigkeiten beträchtlich und die Schuß- oder Wurfweiten (s. d.) bei weitem über die Hälfte vermindert. Daher fällt auch in der Wirklichkeit der absteigende Ast der Bahn allemal weit kürzer als der aufsteigende Ast aus, wenn nicht der Aufschlagspunct viel tiefer als die Geschützmündung liegt; endlich ist auch aus demselben Grunde der Einfallswinkel schon für einen in gleicher Höhe mit der Geschützmündung liegenden Aufschlagspunct größer als der Erhöhungswinkel des Geschützes. Je kleiner und leichter die Geschosse sind, um so mehr werden ihre Bahnen durch den Widerstand der Luft verkürzt, und diese Verkürzung ist wiederum bei einem und demselben Geschoß um so größer, je größer der Erhöhungswinkel und die anfängliche Geschwindigkeit waren. Der Erhöhungswinkel der größten Schuß- und Wurfweite (auf wagerechtem Boden), welcher im luftleeren Raume für alle Geschosse 45° sein würde, beträgt daher für große, mit geringer anfänglicher Geschwindigkeit geworfene Bomben noch gegen 40°, und dagegen für die mit voller Feldladung abgeschossenen Kanonenkugeln kaum 20°. Endlich veranlaßt der Widerstand der Luft gegen die den Geschossen schon im Rohre mitgetheilte drehende Bewe-

zung selbst bei völliger Windstille beträchtliche Seitenabweichungen, weil die Schwerpuncte fast nie mit den Mittelpuncten der Geschosse zusammenfallen.

Bleibt ein Geschoß nach dem ersten Aufschlagen nicht liegen, so bildet jeder einzelne Sprung desselben eine nach den so eben erörterten Gesetzen beschriebene krumme Linie. Die Weite und Höhe eines solchen Sprunges hängt von der Geschwindigkeit und Richtung ab, mit welcher das Geschoß nach dem vorhergegangenen Aufschlage sich von dem Erdboden erhebt; beides aber ist für eine und dieselben Einfallswinkel und Aufschlagsgeschwindigkeiten nach Maßgabe der Beschaffenheit des Bodens überaus verschieden. Ry.

Flügel (Befestk.) an Zangenwerken, s. Schanzen.

Flügel (taktisch) nennt man die beiden Enden einer jeden Frontlinie; die Abtheilungen, welche dazwischen stehen, werden „die Mitte" genannt. In manchen Armeen ist es gebräuchlich, Bataillone und Cavalerieregimenter in 2 Hälften zu theilen, welche „Flügel" genannt werden. Unter Flügelvornehmen versteht man eine schwankende Bewegung der ganzen Frontlinie, bei welcher der Pivot (s. d.) sich gleichzeitig mit fortbewegt. Das Flügelvornehmen kann sonach nur bei der Cavalerie vorkommen, weil deren vorgehende Flügel einen stärkern oder erhöhten Pferdegang annehmen können, während der entgegengesetzte Flügel in der bisherigen Gangart bleibt. Das Flügelvornehmen wird angewendet, wenn kleine Abtheilungen allmälig ihre Front verändern sollen. Pz.

Flügelvornehmen, s. Flügel.

Fluß wird jedes größere fließende Gewässer genannt; die Grenzlinie zwischen Fluß und Bach ist jedoch eben so wenig genau anzugeben, wie die zwischen Berg und Hügel, und es kann hierüber nur der Sprachgebrauch entscheiden. Man theilt die Flüsse in Haupt- und Nebenflüsse. Unter Hauptflüssen versteht man solche, welche, nachdem sie eine bedeutende Strecke des Landes durchlaufen und mehrere Nebenflüsse aufgenommen haben, sich in das Meer ergießen. Haben sie bei starker Strömung eine große Wassermasse, so werden sie auch Ströme genannt, wie z. B. der Rhein, die Donau, die Wolga. Die Nebenflüsse ergießen sich in die Hauptflüsse. Wenn ein kleiner Fluß unmittelbar dem Meere zuläuft, ohne vorher sich mit anderen zu vereinigen, so wird er Küstenfluß genannt; die Küstenflüsse entspringen gewöhnlich auf nahen Bergrücken und sind daher nur zur Zeit des Thauwetters und starker Regengüsse von Bedeutung. Nach dem Grade der Geschwindigkeit des Laufes theilt man die Flüsse in reißende, schnelle, langsame, träge und todte. Die Geschwindigkeit des Laufes wird sowohl durch die Neigung der Thalsohle, als durch die Beschaffenheit des Bettes bedingt und bleibt sich natürlich nicht gleich. Ist das Bett eng, der Grund fest, so wird der Fluß einen bedeutend schnelleren Lauf haben, als wenn das Wasser über weichen Boden fließt und sich ausbreiten kann.

Der Ursprung eines Flusses wird die Quelle, sein Aufhören die Mündung genannt. Mündet ein Fluß in ein großes stehendes Gewässer, so sagt man: „er ergießt sich;" mündet er in einen größeren Fluß, so heißt es: „er vereinigt sich;" vom größern sagt man: „er nimmt ihn auf;" er führt auch in der Regel den Namen fort, während der kleinere ihn verliert. Von Flüssen, die (wie z. B. Steppenflüsse) allmälig aufhören, sagt man: „sie verlieren sich" (in viele Arme), oder „sie verschwinden," d. h. sie verlaufen sich im Sande ꝛc. Wenn ein Fluß sich theilt, so heißt es: „er bildet Arme;" derjenige von ihnen, welcher die größte Wassermasse und die Strombahn oder das Fahrwasser enthält, wird der Hauptarm genannt.

Hört ein solcher Arm in einiger Entfernung ganz auf, so entsteht daraus ein „todter Arm." Vereinigen sich diese Arme wieder, so nennt man die vom Wasser umflossene Landstrecke Werder, Insel, oder, wenn sie bewachsen ist, Aue. Theilt sich ein Fluß in der Nähe seiner Mündung, so daß sich mehrere seiner Arme in's Meer ergießen, so entsteht daraus ein Flußnetz oder Delta.

Der Theil der Erdoberfläche, dessen Gewässer einem und demselben Strome zufließen, sei es nun Niederschlag=, Quell= oder fließendes Wasser, heißt das Flußgebiet. Die Grenze zweier solcher Gebiete nennt man die Wasserscheide (s. d.).

Der Theil des Bodens, welcher vom Wasser ganz bedeckt wird, heißt der Grund; da, wo das Wasser aufhört, fängt das Ufer an, welches bei künstlich eingefaßten Gewässern bisweilen auch der Rand genannt wird. Die ganze Vertiefung, welche vom Ufer begrenzt wird, heißt das Bette, der tiefste Theil desselben der Rinnsal oder Thalweg. Wenn man von der Quelle nach der Mündung sieht, wird das zur Rechten gelegene Ufer „das rechte," das entgegengesetzte „das linke" genannt. Flüsse haben oft doppelte Ufer, wenigstens auf einer Seite. Das eine beschränkt den Fluß bei seinem gewöhnlichen Wasserstande und wird, da dieser meist in der trokkenen Jahreszeit Statt findet, das Sommerufer genannt; das andere heißt deßhalb das Winterufer, weil zu dieser Zeit das Wasser gewöhnlich einen höheren Stand hat. Die gegenüberliegenden Ufer eines Gewässers sind gewöhnlich nicht von gleicher Höhe, das eine überhöht das andere; ist es ziemlich hoch und steil, so wird es Scharufer genannt.

Die Oberfläche des Wassers heißt der Wasserspiegel; der senkrechte Abstand des Wasserspiegels vom Grunde ist die Tiefe, die Entfernung der beiden Ufer in gerader Linie die Breite des Flusses. Um die Tiefe des Wassers in Beziehung auf den Menschen zu bezeichnen, hat man mehrere Ausdrücke. So sagt man, ein Wasser ist seicht, wenn ein Mensch von mittler Größe durchwaten kann, und es nicht über die Knie reicht; es ist tief, wenn es die Größe des Menschen übersteigt. Bei der Beschreibung wird jedoch die Tiefe und Breite am besten nach Fußen oder Ellen angegeben.

Unter Normaltiefe und Normalbreite versteht man diejenige, welche ein Fluß den größten Theil des Jahres behält. Hebt sich der Grund an einer Stelle so sehr, daß der Fluß an derselben nicht mehr mit Schiffen befahren werden kann, so heißt diese Stelle eine Untiefe. Befindet sich hingegen an einer Stelle eine bedeutende Vertiefung des Grundes, so wird sie Loch oder Kolch genannt.

Das Gefäll eines Flusses ist der Höhenunterschied zwischen 2 Puncten seiner Oberfläche in seiner Längenrichtung für eine gewisse Entfernung. Wenn man z. B. sagt: „der Fluß hat auf 1000 Schritt 1 Fuß Gefäll," so heißt dies, der Wasserspiegel hat am obern Puncte 1 Fuß mehr senkrechte Höhe, als an dem 1000 Schritt weiter abwärts gelegenen unteren Puncte. Das Gefäll ist eine Hauptursache der Schnelligkeit der Strömung. Diese wird ausgemittelt, indem man beobachtet, wie viel Zeit ein schwimmender Körper bedarf, um einen gewissen Längenraum zu durchlaufen. So ist z. B. bei mittlerem Wasserstande die Geschwindigkeit des Rheins im Durchschnitt 3 Fuß in einer Secunde, die der Elbe und Havel 2 Fuß, der Spree 1½ Fuß. Mit Ausnahme der Gebirgswasser hat selbst der reißendste Strom nicht über 7 Fuß in der Secunde. Auf der Strombahn ist die Schnelligkeit des Laufes stets größer als auf dem übrigen Theile des

Wasserspiegels, und nahe am Ufer (wenn nicht die Strombahn sich demselben nähert) am langsamsten.

Die Breite und Tiefe eines Flusses, die Richtung seines Laufes, die Beschaffenheit des angrenzenden Terrains und A. bestimmen dessen militairische Wichtigkeit. Bei der Untersuchung und Beschreibung eines Flusses kommt es jedoch hauptsächlich auf den Gebrauch an, welchen man von demselben machen will. In den meisten Fällen kommen die Flüsse nur als Hindernisse der Bewegung (s. d.) in Betracht, sowohl für uns, als für die Annäherung des Gegners; ferner als Wasserstraße zur leichteren Nachschaffung unserer Bedürfnisse; endlich auch als Mittel, das angrenzende Terrain durch künstlich erzeugte Ueberschwemmungen ungangbar zu machen. Es muß daher von einem Flusse Folgendes angegeben werden:

1) die allgemeine Richtung des Laufes (nach der Himmelsgegend) und die wesentlichsten Abweichungen von derselben nebst den örtlichen Ursachen; 2) die Vereinigungspuncte der Nebengewässer, ihre Namen und Bedeutsamkeit; 3) die Breite und Tiefe des Flusses, und zwar a) der Normalwasserstand, b) der hohe, c) der niedrige, hauptsächlich aber der Punct, wo die Schiffbarkeit beginnt. Kommt es auf augenblickliche Benutzung des Flusses an, so muß natürlich der gegenwärtige Wasserstand auf der Strecke, die man überschreiten oder als Vertheidigungslinie benutzen will, genau angegeben und bemerkt werden, ob das Wasser seine Normaltiefe habe, ein Steigen oder Fallen zu erwarten sei; 4) die auf dem Flusse gebräuchlichen Fahrzeuge, ihre Größe, Tragbarkeit, wobei sie eben sowohl als Transportmittel, wie als Uebergangsmittel zu betrachten sind; 5) die vorhandenen Brücken, Fähren, Fuhrten, Schleusen, Wehren, Inseln, Sandbänke müssen als Uebergangspuncte oder Mittel zum Uebergange genau beschrieben werden; 6) die Anzahl, Größe und Beschaffenheit der am Flusse liegenden bewohnten Orte, so wie ihre Entfernung unter einander;*) 7) vom Grunde wird gesagt, ob derselbe fest oder weich, sandig, steinig oder sumpfig sei, ob er Triebsand führe; 8) die Flußufer sind von ganz besonderer Wichtigkeit; man giebt an, ob sie lehmig oder felsig, steil, flach, ganz flach und in diesem Falle vielleicht sumpfig sind, wie hoch sie über dem Wasserspiegel stehen, wobei Sommer-, Winter- und Scharufer unterschieden werden müssen, ob eines das andere überhöht, ob sie natürlich oder künstlich sind (im letzteren Falle wird die Beschaffenheit der Ufermauern oder Deiche speciell angegeben), ob und wo die Ufer mit Gebüsch und Gehölz bedeckt sind, ob fahrbare Straßen am Ufer hinlaufen; 9) bei welchem Kältegrad der Fluß gefriert, worauf die Schnelligkeit des Laufes natürlich großen Einfluß hat. Dasselbe muß auch von den größeren einfallenden Gewässern und von den Flußarmen gesagt werden, wenn deren Lage von Einfluß auf die Benutzung des Flusses ist.

Eine Charakteristik des angrenzenden Terrains und nach Befinden specielle Beschreibung einzelner Strecken darf nicht fehlen. Ist dasselbe periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt, so muß man sich von deren Umfang und Dauer unterrichten. Die Grenzen derselben, so wie die Höhe des Wasserstandes, sind bei Flüssen, die durch enge Thäler laufen, leicht zu erkennen. Schwieriger wird es, wenn das eine Ufer sehr flach und nicht mit Bäumen bewachsen ist; man muß in diesem Falle Erkundigungen einziehen. Befinden sich aber Bäume auf der flachen Seite, so wird man die

*) Bei speciellen Recognoscirungen wird in der Beschreibung Alles das weggelassen, was aus den vorhandenen Karten ersehen werden kann.

Höhe des Wasserstandes leicht an dem in den Baumzweigen hängen gebliebenen Grase ꝛc. erkennen.

Wenn man ein Mal mit sich im Klaren ist, wozu der Fluß gebraucht werden soll, dann läßt sich auch beurtheilen, welche von den angegebenen Gesichtspuncten in der Beschreibung mehr oder minder scharf in's Auge gefaßt werden müssen. Im neunten Bande der „Handbibliothek für Officiere" findet man ein Beispiel von einer sehr guten Flußbeschreibung. Pz.

Flußgebiet heißt der Theil der Erdoberfläche, von welchem aus alle Wasser, sie mögen nun aus Quellen entspringen oder vom Niederschlage herrühren, einem Flusse zugeführt werden. Die Größe eines Flusses wird mit der Größe seines Gebietes stets im Verhältnisse stehen; doch kommt dabei sehr viel auf die Terrainbeschaffenheit des Flußgebietes an. So wird z. B. im Gebirge dieses Verhältniß anders sein als im Flachlande, und in großen Sandwüsten, wo der Niederschlag meist verdunstet, anders als in Waldgegenden.

Es gewährt einen sehr schnellen Ueberblick, wenn man einen Kriegsschauplatz in Flußgebiete theilt und sich merkt, zu welchem Flußgebiete dieses oder jenes Gewässer gehört; die Wasserscheiden treten dann desto schärfer hervor, und mit ihnen die Unebenheiten des Bodens, welche durch die Terrainzeichnung nicht immer so deutlich angegeben werden können.

Wenn man dem Laufe der Flüsse von ihren Quellen bis zur Mündung folgt, so läßt sich ihr Gebiet, der Entstehung und Beschaffenheit des Bodens nach, im Allgemeinen folgender Maßen eintheilen. 1) In das Felsgebiet, wo das Wasser in den Hoch- und Mittelgebirgen über Felsstücke und Steingeröll in sehr breiten und flachen Betten reißend fließt. 2) In das Steingebiet, wo es in den weit geöffneten Thälern und den vorgelagerten Gebirgen in schon tieferem Bette über Rollsteine immer noch sehr schnell und mit vielen kurzen Krümmungen dahineilt. Die Flüsse sind hier schon mit Schiffen zu befahren, während sie auf der ersten Gebietsstrecke höchstens Flößerei gestatten. 3) In das Sandgebiet, wo die schon bedeutendere Wasserfluth in die Ebene tritt und langsam zwischen hohen, steilen und festen Ufern über Sand und Kies dahinströmt. Hier windet sich der Fluß gewöhnlich in großen Krümmungen, bildet Inseln und ist, wie weiterhin, sehr bequem mit größeren Segelschiffen zu befahren. Nun tritt er in die großen aufgeschwemmten Ebenen oder 4) in das Lehmgebiet, welches er mit geringem Gefäll über nicht mehr durchgehends festen Lehmboden, in tiefem Bette, mit steilen und brüchigen, doch flachen Ufern durchfließt, bis er, nachdem er große Inseln gebildet hat, in das 5. oder Schlammgebiet tritt, in welchem schon die einströmende Fluth wirkt. Hier ist der Lauf träge; das Wasser fällt und steigt mit der Ebbe und Fluth; die Ufer sind unregelmäßig und nicht mehr fest; die Sohle ist morastig, und sehr oft theilt der Strom sich in Arme, bevor er sich in das Meer ergießt.

Ein jedes solches Flußgebiet zerfällt nun wieder in die Gebiete der Nebenflüsse, die man zum Unterschiede oft Flußbezirke nennt, welche ebenfalls durch Wasserscheiden von einander getrennt sind. Das Gebiet dieser Nebenflüsse begreift nun der Länge ihres Laufes nach mehr oder weniger der angeführten Eintheilungen in sich; fast immer aber ist der Charakter des letzten Theils vor seiner Mündung in den Hauptfluß gleich dem des Gebiets, in welchem dieser sich gerade befindet, und dann folgen sie sich nach seiner Quelle zu in umgekehrter Ordnung.

Im vorigen Jahrhundert, wo man aus der Kriegführung (s. d.) gar zu gern eine positive Wissenschaft gemacht hätte, und die geographischen Kar-

ten, ungeachtet ihrer noch sehr mangelhaften Beschaffenheit, mehr befragt wurden als die übrigen Verhältnisse des Landes und der darauf befindlichen Streitkräfte, versuchte man die Breite und Tiefe eines Flusses auf einem benannten Puncte durch die Ausdehnung des Flußgebietes zu berechnen, wozu sich auch bald eine algebraische Formel fand. Muß man auch hierbei dem menschlichen Scharfsinne Bewunderung zollen, so ist doch zu bedauern, daß man sich durch dergleichen Spitzfindigkeiten nur zu sehr von der gesunden Kriegspraktik entfernte, deren erste Regel in dieser Beziehung heißt: „Wenn man irgend einen Terraingegenstand zu seinen Zwecken benutzen will, muß man ihn genau untersuchen, und wenn das nicht möglich ist, darüber sorgfältige Erkundigungen einziehen, nicht aber Berechnungen anstellen, die jeder Gewitterregen zu Schanden macht." Wie höchst unsicher eine solche Berechnung war, geht aus dem einfachen Grunde hervor, daß die Breite und Tiefe eines Flusses hauptsächlich durch die Gestalt des Flußbettes und der Ufer bedingt wird; beide Gegenstände sind aber so vielen Veränderungen unterworfen, daß die Breite und Tiefe niemals berechnet werden kann, selbst wenn man die Wassermasse richtig ausgemittelt haben sollte. (Vergl. damit O Etzel's und Reinhard's Terrainlehre). Pz.

Flußgefechte. Kleine Flüsse vor der Front können nur als taktische Annäherungshindernisse betrachtet werden. Große Flüsse und Ströme sind strategische Barrieren, die man nur mit Mühe überschreiten und leichter vertheidigen kann. Die näheren Bedingungen sind in den Artikeln Flußübergänge und Flußvertheidigung enthalten. Pz.

Flußübergänge. Im Angesicht des Feindes gehören sie zu den schwierigsten Operationen und erfordern deßhalb ein sorgfältiges Studium, damit man mit sich im Klaren sei, wovon das Gelingen abhänge. Kann man bereits vorhandene Brücken benutzen, so gelten dieselben Regeln wie bei dem Ueberschreiten von Brücken und Defiléen anderer Art (s. Brückengefechte und Defilégefechte). Etwas ganz Anderes ist es, wenn man die Mittel zum Uebergange selbst herbeischaffen muß, und von solchen Uebergängen ist hier die Rede.

Eine möglichst genaue Recognoscirung der ganzen Flußstrecke, auf welcher der Uebergang erfolgen soll, ist die erste Bedingung (s. Fluß), Auswahl eines in jeder Beziehung vortheilhaft gelegenen Uebergangspunctes die zweite, Täuschung des Feindes hierüber die dritte, schnelle und unbemerkte Herbeischaffung des Brückenmaterials die vierte, entschlossene Ausführung die fünfte Bedingung. Das Gelingen hängt theils von der Unzweckmäßigkeit der Vertheidigungsanstalten, theils auch von zufälligen Umständen ab, so wie denn überhaupt Glück und Zufall einen großen Antheil am Siege haben, der nicht immer eine Folge besserer Anordnungen ist.

Zum gewaltsamen Uebergange eignen sich hauptsächlich solche Puncte, wo die Beschaffenheit des Laufes und der Ufer des Flusses ein überlegenes und wo möglich concentrisches Geschützfeuer gestatten, wo Wälder, Städte und Dörfer die Vorbereitungen zum Brückenbau rc. dem Feinde verbergen und vorhandene Inseln denselben erleichtern. Nächstdem ist aber auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß die zuerst übergegangenen Truppen auf dem feindlichen Ufergebiete hinreichenden örtlichen Schutz gegen einen überlegenen feindlichen Angriff finden; denn die Artillerie allein kann denselben nicht gewähren. Solche Puncte, bei welchen das Terrain auf beiden Ufern unbedeckt und nicht durchschnitten ist, geben wenig Aussicht auf Erfolg, selbst wenn der Fluß einen eingehenden Bogen bilden sollte.

Die Geheimhaltung des zum Uebergange bestimmten Punctes ist schwe-

rer als man gewöhnlich denkt. Alle Demonstrationen auf andern Puncten, um den Feind dahin zu locken oder dort festzuhalten, bleiben ohne Erfolg, sobald man nicht im Stande ist, dem Feinde dort wirkliche Besorgnisse einzuflößen, was natürlich mit den allgemeinen strategischen Verhältnissen im genauen Zusammenhange steht. Indeß darf dieses Mittel nie unversucht bleiben und wird oft zum Ziele führen.

Ungleich wichtiger ist die schnelle und unbemerkte Vorbereitung des Ueberganges, so wie denn überhaupt Schnelligkeit und Entschlossenheit immer sicherer zum Zwecke führen als alle Täuschungsmittel. Hat man hinreichende Pontons und ist der Strom für solche Brücken weder zu breit, noch zu reißend, so wird der Uebergang sehr erleichtert. Muß man sich aber größerer Fahrzeuge bedienen, oder wohl gar Bock- und Pfahlbrücken bauen, dann gehören schon günstigere Localitäten dazu. In jedem Falle ist es aber vortheilhaft, wenn man auf einem in der Nähe des Uebergangspunctes einfallenden Flusse die erforderlichen Fahrzeuge herbeischaffen, die Brückenmaschinen bauen, eine Menge Kähne zum Uebersetzen bereit halten kann, weßhalb bei der Wahl des Uebergangspunctes hierauf besonders Rücksicht genommen werden muß.

Ist die Hauptmacht des Feindes glücklich in anderer Richtung abgezogen worden und sind die technischen Anstalten beendigt, so trifft man die taktische Einleitung zum Uebergange. Die in der Nähe des Uebergangspunctes liegenden Inseln müssen besetzt oder dem Feinde abgenommen werden, was in der Regel am leichtesten durch nächtlichen Ueberfall zu bewirken ist. Zu einer bestimmten Stunde (am besten einige Stunden vor Anbruch des Tages) werden alle vorhandenen Schiffe, Kähne, Fähren und Flöße, die nicht zum Brückenbau erforderlich sind, mit Infanterie bemannt, wozu man auserlesene Truppen und namentlich Büchsenschützen nimmt, um wo möglich gleichzeitig und auf mehreren zur Vertheidigung geeigneten Puncten am jenseitigen Ufer zu landen. Hier angekommen, nisten sich diese Truppen überall ein und suchen sich, wenn es die Zeit erlaubt, durch eiligst aufgeworfene Schanzen zu decken. Sie dürfen jedoch die am diesseitigen Ufer gleichzeitig auffahrenden Batterien nicht maskiren. Die zurückkehrenden Fahrzeuge nehmen inzwischen frische Truppen an Bord, und diese Ueberfahrt darf keinen Augenblick unterbrochen werden. Unter dem Schutze dieser zuerst übergesetzten Truppen wird die Schiff- oder Pontonbrücke geschlagen.

Von dem Erfolge dieses ersten Actes hängt eigentlich der Ausgang des ganzen Unternehmens ab, so weit dies in der Macht des Angreifers liegt, weßhalb Alles aufgeboten werden muß, denselben zu sichern. Wo es an Fahrzeugen fehlt, die der Feind gewöhnlich schon vorher in Sicherheit gebracht haben wird, muß man sich kühner Schwimmer und selbst erbauter Flöße bedienen, wozu das Material nicht fehlen darf. Eine Hauptsache bleibt die hartnäckige Vertheidigung der besetzten Uferstrecke, und es ist daher nothwendig, so bald als möglich einige Geschütze überzusetzen; denn der Feind wird natürlich Alles aufbieten, die aller unmittelbaren Unterstützung beraubten Truppen in das Wasser zu jagen.

Sobald die Brücke beendigt ist, gehen die bereit stehenden Truppen schnell hinüber, wobei die Cavalerie den Beschluß macht. Es müssen jedoch Anstalten getroffen werden, daß der Feind die Brücke nicht bestreichen oder durch belastete Schiffe (wie bei Aspern und Eßlingen) zersprengen könne. Das Erstere wird man durch Brustwehren und in der Flanke aufgestellte Zwölfpfünderbatterien, das Letztere durch Wachschiffe bewirken, welche dergl. herabschwimmende Fahrzeuge an das Ufer treiben und stranden lassen.

Die Truppen müssen nach erfolgtem Uebergange sogleich Terrain zu gewinnen suchen und wo möglich so manövriren, daß nur die eine Flanke an das Flußufer, die andere an Dörfer, Nebenflüsse, oder andere Puncte sich stützt. Auf diese Weise vermeidet man umfassende Angriffe des Gegners, die den Tag nach dem Uebergange am meisten zu fürchten sind, und im Falle des Gelingens die Vernichtung des ganzen übergegangenen Corps zur Folge haben können. Es geht hieraus hervor, daß man das Terrain auf dem feindlichen Ufer ebenfalls genau kennen muß, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, mit dem Rücken gegen den Fluß zu einer Schlacht gezwungen zu werden. Von der andern Seite einmündende Flüsse gewähren mithin wesentliche Vortheile.

In der Nähe der feindlichen Hauptmacht wird ein gewaltsamer Uebergang selten gelingen. Pz.

Flußvertheidigung. Die Kriegsgeschichte enthält mehr Beispiele von gelungenen als von mißlungenen Flußübergängen, woraus die Ansicht entstanden ist, daß eine wirksame Flußvertheidigung fast zu den Unmöglichkeiten gehöre; Turpin de Crissé, Rogniat, Brandt und Clausewitz sind jedoch anderer Meinung und halten die Vertheidigung für leichter.

Das Ueberschreiten eines Stromes kann auf dreierlei Art verhindert werden: 1) durch zweckmäßige Vertheilung der Streitkräfte nahe am Ufer; 2) durch eine weiter rückwärts genommene Aufstellung; 3) durch eine Stellung auf dem feindlichen Ufer selbst. Es soll hier hauptsächlich von der ersten Art gesprochen werden, weßhalb die beiden letztern Arten gleich jetzt ihre nähere Bezeichnung erhalten.

Eine weiter rückwärts genommene Aufstellung ist nur in dem Falle vortheilhaft, wenn der Strom in einem ganz engen Thale fließt, wodurch der Feind nach dem Uebergange genöthigt wird, seinen Marsch in mehrern getrennten Colonnen oder doch unter für ihn ungünstigen Umständen fortzusetzen, was dem Vertheidiger den Vortheil gewährt, ihn mit Uebermacht angreifen zu können. Es muß in diesem Falle fast immer zu einer Schlacht kommen, deren Ausgang entscheidet. Die Vertheidigung ist mithin nur eine mittelbare.

Eine Stellung auf dem feindlichen Ufer selbst macht zwar jeden Uebergang in der Nähe einer starken Marschweite unmöglich, setzt aber voraus, daß man im Besitz einer Brücke mit doppeltem Brückenkopfe sei und seine rückwärtigen Verbindungen nicht so ängstlich zu unterhalten habe als der Angreifer die seinigen; denn die Wirksamkeit dieser Vertheidigungsmethode besteht lediglich in der Gefahr, durch den erfolgenden und nicht unmittelbar verhinderten Uebergang seine Verbindungen bedroht zu sehen. Ein behutsamer Gegner wird sich durch eine so drohende Stellung allerdings vom Uebergange abhalten lassen; doch ist das Mittel nicht gegen einen kühnen Feldherrn zu empfehlen.

Bei der ersten oder unmittelbaren Vertheidigungsart soll der feindlichen Armee das Ueberschreiten des Flusses mit ihrem Ganzen verwehrt und sie angegriffen werden, bevor dies erfolgt oder die Brücke zu Stande gebracht ist. Es ist also damit keine (positive) Ufervertheidigung gemeint, die dabei zwar an einzelnen Stellen vorkommen, aber doch nicht der Charakter des Ganzen sein kann. Eine solche unmittelbare Vertheidigung führt also, wenn der Feind den Uebergang versucht, immer zu einer Schlacht oder einem großen Gefecht, wobei der Fluß nichts thut, als daß er dem Vertheidiger das Uebergewicht der Verhältnisse verschafft. Darauf muß Alles eingerichtet sein, und weil dies bei großen Flüssen nicht so schwer zu erreichen ist, so

ist die Furcht vor diesen schlimmen Verhältnissen dasjenige, was den Feind abhält, den Uebergang zu versuchen. Diese geräuschlosen Verhältnisse, welche in den meisten Fällen die Wirksamkeit der Stromvertheidigung ausmachen, werden in der Kriegsgeschichte oft gar nicht mitgezählt.

Die erste Bedingung einer wirksamen Vertheidigung ist, daß der Strom rechts und links Stützpuncte habe, wie das Meer oder ein neutrales Gebiet, und daß die Größe der eigenen Armee, die Länge der zu vertheidigenden Stromlinie, die Breite des Stromes und die vorhandenen Uebergangsmittel unter einander im Verhältniß stehen. Wenn man mit 20,000 M. auf jedem Puncte ankommen kann, bevor der Feind mehr als 10,000 M. herüberschafft, so ist die Aufgabe ohne Zweifel gelöst. Man hat aber nicht immer die rechten Mittel angewendet, dieses Resultat zu erringen.

Die zweite Bedingung ist ein gutes Nachrichtenwesen, die dritte schnelles Erscheinen mit überlegener Macht auf dem wirklichen Uebergangspuncte und entschlossener Angriff auf die bereits übergegangenen Truppen.

Es ist nicht so schwer, die Gegend zu errathen, in welcher eine Armee ihren Uebergang zu unternehmen gedenkt; denn die Voranstalten dazu können nicht so ganz geheim betrieben werden. Doch wird der Angreifende seinen Uebergangspunct immer so wählen, daß das Ueberschiffen seiner Avantgarde nicht von zu großen Schwierigkeiten begleitet ist; auf diesen Moment des ganzen Actes braucht der Vertheidiger auch keinen so großen Werth zu legen. Wenn auch der Angreifende durch die freie Wahl des Uebergangspunctes und die mögliche Ueberraschung anfangs im Vortheil ist, so nimmt doch dieser Vortheil der Ueberraschung von dem Augenblicke an, wo man seinen Uebergangspunct kennt, bis zu dem, wo seine Brücke fertig ist, stündlich ab, so daß der Vertheidiger in demselben Zeitmaße in ein besseres Verhältniß tritt. Es liegt also gar nicht in seinem Interesse, auf diesem Puncte gleich anfangs Etwas zur Stelle zu haben, sondern in dem letzten Theil der Krise so Viel als möglich. Die Aufstellung vieler einzelner Streithaufen ist mithin weder nothwendig, noch rathsam; denn jeder Kriegskundige wird wissen, was es in Bezug auf Zeitverlust sagen will, zerstreute Haufen zu sammeln, und wie wenig von ihrem Zusammenwirken zu erwarten ist. Hat man 20,000 M., die zur Vertheidigung einer Flußstrecke bestimmt sind, auf einem Puncte beisammen, so kann man auf einem Uebergangspuncte, der z. B. 3 Meilen von ihrer Aufstellung entfernt ist, unfehlbar in 6 bis 8 Stunden (mit der Cavalerie und Artillerie noch früher) eintreffen. Es darf also von den Massen, welche die Entscheidung geben, nichts detachirt werden, als eine ganz leichte Beobachtungskette von Cavalerieposten, deren Stärke so gering ist, daß sie im Gefecht gar nicht vermißt werden. Die ganz nahe Aufstellung der Corps am Strome hat die Vortheile, daß die zu durchlaufenden Linien kürzer, die Wege am Flusse auf- und abwärts gewöhnlich besser sind als die, welche von rückwärtigen Puncten dahin führen, daß ferner der Fluß in jedem Betracht besser beobachtet wird, weil die höheren Befehlshaber mit eigenen Augen sehen, und mögliche Fehler leicht wieder gut gemacht werden können. Einer besondern Vorpostenlinie bedarf es nicht; denn der Fluß giebt hinreichende Sicherheit. Patrouillen und einige Wachschiffe reichen vollkommen aus; letztere müssen hauptsächlich die bewachsenen Inseln im Auge haben. Auch wird es gut sein, bisweilen Streifparteien von leichter Infanterie auf das feindliche Ufer zu senden, durch welche man die Anstalten des Angreifers kennen lernen kann.

Um zu wissen wie groß die Stärke, oder wie gering die Anzahl der

Corps sein darf, in welche die Vertheidigungsarmee sich theilt, muß man sich fragen, wie viel Zeit der Angreifende zur Herstellung seiner Brücke braucht, und wie viel Truppen derselbe während dieser Zeit durch andere Uebergangsmittel auf das andere Ufer setzen kann. Die zur Herstellung der Brücke erforderliche Zeit bestimmt die Entfernung, in welcher die Vertheidigungscorps von einander aufgestellt werden dürfen; mit dieser in die Länge der ganzen zu vertheidigenden Flußstrecke dividirt giebt die Anzahl und folglich auch die Stärke der Corps, und diese Stärke mit der Truppenmasse verglichen, welche der Feind während des Brückenbaues durch andere Mittel über den Fluß gebracht haben kann, giebt das eigentliche Resultat, welches man sich von der Flußvertheidigung versprechen darf.

Beträgt die Zeit, welche zum Brückenbau erforderlich ist, wenigstens 36 Stunden (d. h. von dem Augenblicke an, wo die Anstalten dazu nicht mehr verborgen bleiben können, bis zur Beendigung der Brücke, die auf großen Strömen selten früher zu Stande kommen wird), so können die Vertheidigungscorps füglich eine Strecke von 6 bis 8 Meilen übernehmen, also auch so weit von einander entfernt stehen. Befinden sie sich nämlich in der Mitte dieser Strecke, so haben sie 3 bis 4 Meilen rechts oder links zu marschiren, die sie in 8 bis 10 Sunden zurücklegen; rechnet man 6 bis 8 Stunden Zeitverlust, welchen der Einfluß der Nacht verursachen kann, und eben so viel zur Benachrichtigung, so wird man 24 Stunden, also zwölf Stunden vor der Beendigung der Brücke ankommen können. Wäre nun die zu vertheidigende Stromstrecke einige 20 Meilen, so brauchte man drei Corps, und wäre die Armee 50,000 M. stark, so würde nach Abzug der Beobachtungsdetaschements jedes Corps 16,000 M. stark sein. Sind aber die Uebergangsmittel vorher zum Theil weggenommen oder zerstört, so wird es gewiß in den wenigsten Fällen möglich sein, eine gleich starke Truppenmasse in 24 Stunden überzuschiffen, in keinem Falle aber mit ihrer Cavalerie und Artillerie. Das höchst wahrscheinliche Resultat würde sein, daß der Vertheidiger 10 bis 12,000 M. feindlicher Infanterie mit sehr weniger Artillerie und Cavalerie und ohne Brücke anträfe, welche ein Corps von 16,000 M. aller Waffen wohl besiegen kann.

Anderwärts erfolgende Scheinangriffe können zwar ein weniger günstiges Resultat herbeiführen; allein erstens sind sie bei großen Strömen und wo es schon an Uebergangsmitteln fehlt, an sich sehr schwierig und wenig wirksam; zweitens ist bei einer solchen Vertheilung der Streitkräfte schon darauf Rücksicht genommen und ein Scheinangriff wenig zu fürchten; denn geht wirklich das eine der Corps auf einen solchen los, so wird das benachbarte immer dem wahren Angriffe begegnen.

Befinden sich auf der Flußstrecke Puncte, welche das Brückenschlagen sehr begünstigen, wie z. B. einmündende Flüsse, große Städte und Inseln, so wird man die Vertheidigungscorps allerdings in ihrer Nähe aufstellen und dann vielleicht auch sie bald stärker, bald schwächer machen müssen; das obige Verhältniß von Zeit, Raum und Streitkräften muß aber in allen Fällen als Norm dienen. Weit weniger einflußreich ist die Stärke des Feindes überhaupt, die ihm erst nach wirklich erfolgtem Uebergange nützlich werden kann. Wenn aber 50,000 M. im Stande sind, eine Flußstrecke von 20 Meilen gegen eine Armee von 100,000 M. zu vertheidigen, so würden 10,000 M. nicht im Stande sein, auf derselben Strecke einem gleich starken, selbst nicht einem halb so starken Corps den Uebergang zu verwehren, wenn dieses nämlich sich in die Gefahr begeben wollte, mit einem überlege=

nen Gegner sich auf einer Seite zu befinden. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich durch den Umstand, daß die Uebergangsmittel hier das Entscheidende sind.

Sollte der Vertheidiger nicht stark genug sein, nach obigen Grundsätzen verfahren zu können, so muß er allerdings weiter rückwärts eine Centralstellung (s. d.) nehmen. Dann kommt es nicht sowohl darauf an, dem feindlichen Ganzen den Uebergang zu verwehren, als seine beengten Verhältnisse gleich nach dem Uebergange zu benutzen. Eine wesentliche Ueberlegenheit des Vertheidigers besteht in der Menge seiner Rückzugswege, während der Angreifende im Unglücksfalle auf die einzige Brücke beschränkt ist *). (S. die hinterlassenen Schriften des Generals von Clausewitz 2. 4. und 5. Band; Heinrich von Brandt's Handbuch für den ersten Unterricht in der höheren Kriegskunst; Rogniat's Betrachtungen über die Kriegskunst.) Pz.

Fluth, siehe Ebbe und Fluth.

Fockmast und **Focksegel**, siehe Masten und Segel.

Focus oder **Brennpunct** ist der Ort, wo man die Strahlen der Sonne zusammenbringen kann, daß sie zünden. Es kann dieses durch Reflexion erreicht werden, wo es mittelst der Hohlspiegel geschieht, deren Construction die Katoptrik lehrt. Geschieht es aber durch Refraction, d. i. durch Brenngläser, so ist dieses ein Gegenstand der Dioptrik. M. S.

Fokschan (Fokschani), Stadt zwischen dem Puttna und Milkov, in der Moldau und Wallachei. **Schlacht der vereinigten Oestreicher und Russen gegen die Türken, den 1. August 1789.**

Die Talente und das freundschaftliche Einverständniß des russischen und östreichischen Oberfeldherrn trugen sehr viel zu dem gewünschten Erfolge des Feldzuges von 1789 gegen die Pforte bei. Der Commandirende des kaiserlichen galizischen Armeecorps, General der Cavalerie, Prinz v. Sachsen-Coburg, hatte nach einem glücklichen Feldzuge 1788 in der Umgegend von Roman in der Moldau Winterquartiere bezogen und ging im Frühjahre 1789 vor, um dem von Galacz nach Fokschan entsendeten türkischen Corps zu begegnen. Ein enges Band der Gemeinschaft vereinigte das östreich. Corps mit dem russischen zu Byrlat, seit General Suwaroff den Oberbefehl über dasselbe übernommen hatte. Alle Plane wurden gemeinschaftlich entworfen; eine wirkliche Vereinigung beider Heere sollte erst zu Ausführung eines größern Planes erfolgen. Den Anlaß dazu gab der Plan Coburg's gegen Fokschan. In der Nacht des 28. Juli vereinigten sich 10 Bataillone mit 30 Kanonen, 9 Schwadronen und 2 Kosakenpulks unter dem General en chef Suwaroff mit dem galizischen Corps in Adschiud. Um der russischen Division Erholung zu gönnen und weitere Maßregeln zu besprechen, verging der 29. Juli ohne eine Bewegung der Truppen. Das Corps des Prinzen Coburg stand in 3 Treffen, deren erstes 5 Bat., das zweite 4 Bat., das dritte die Reiterei bildeten, und deren Intervallen 300 Schritte betrugen. Den rechten Flügel der Oestreicher, welche die rechte Hälfte der vereinigten Armee ausmachten, befehligte Feldmarschalllieutenant Spleny, den linken Feldmarschalllieutenant Levenehr. 1 Bat., 4 Schwadr. in der Mitte, standen unter den Befehlen des Obersten Karaczay. Die russische Division, der linke Flügel, hatte 6 Bat. im ersten, 4 im zweiten, die Reiterei in 3 Treffen. Sonach bestand das vereinigte Corps aus 11,000 M. Infanterie und 6300 M. Reiterei der Oestreicher, und 3000 M. Inf. und 2700 Reiter der Russen. Am Morgen des 30. setzte es sich in 3 Colonnen in Bewegung; die erste Colonne, die russische Division, überschritt den Totrus auf

*) Vergl. damit den Artikel Kehl.

der untersten Brücke und zog längs dem Sereth hinab, die zweite unter Feldmarschallieutenant Levenehr verfolgte über die linke der beiden obern Brücken die Hauptstraße gegen Fokschan, die dritte unter Feldmarschalllieutenant Spleny über die oberste Brücke des Totrus den Weg nach Kalimanestie. Die Colonnen, ihre Marschordnung beibehaltend, rasteten den 31. Juli jenseits der Zebrutzthales bei Marischestie, bis am Abend sich 2 Colonnen bildeten, deren linke, aus den Russen, gedeckt durch die Abtheilung des Obersten Karaczay, die rechte aus dem gallizischen Armeecorps, gedeckt durch 2 Schwadronen Husaren unter Oberst Kepiro, bestanden. Die 30,000 M. starken Türken hatten mehrere Abtheilungen jenseit des Puttna aufgestellt; ihre Hauptmacht befand sich in dem befestigten Fokschan. Noch am Abende stießen die Kosaken und Arnauten auf eine feindliche, 3000 M. starke Reiterabtheilung unter Osman Bascha am Puttna. Die Abtheilung des Obersten Karaczay nahm die Fliehenden auf und griff den Feind so nachdrücklich an, daß er in Unordnung die Flucht ergriff. Mit den Geschlagenen zugleich drangen die östreich. Husaren unter Major Kienmeyer über den Fluß in das türk. Lager, vertrieben die Reserve von 4000 M. und zündeten das Lager derselben an. Mit Anstrengung und nicht ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, überschritt das vereinigte Heer am Morgen des 1. Aug. den Puttna auf einer Schiffbrücke bei Vadu Turkuluj und marschirte in Vierecke auf. Das rechte Ufer steigt sanft 3000 Schritte hinan bis zum Rande eines Gestrippes, welches die ganze Ebene bis Fokschan bedeckt. Längs der Straße liegt ein stärkeres Gehölz, der Igumenwald. Aus dem Gestrippe hervor brachen zahlreiche Haufen der Feinde, und suchten den Aufmarsch zu hindern. Ein heftiges Geschützfeuer jedoch zerstreute diese Massen, so wie die Reiterei, die sich mit Ungestüm auf den östreichischen rechten Flügel geworfen hatte. Ungehindert konnte das vereinigte Heer den Marsch durch das Gestrippe und den Wald fortsetzen. Mit bewundernswerther Ausdauer durchdrangen die Truppen die unwegsame Gegend und zogen die Geschütze, wo die Pferde nicht fortkommen konnten. Vor Fokschan erwartete der Seraskier Derwisch Mehemet mit den Baschen Osman und Soliman den anrückenden Feind. Sein rechter Flügel, die Janitscharen, stand verschanzt vor dem Kloster Samuel, der linke, die Reiterei, bedeckte das linke Milkovufer bis gegen Obodestie. Unter dem lebhaftesten Geschützfeuer, das die Türken aus ihren Verschanzungen unterhielten, zog General Suwaroff seine Reiterei hervor, um die nächsten feindlichen Haufen zu verjagen. Dasselbe that Prinz Coburg mit den 12 Husarenschwadronen auf dem rechten Flügel. 6 Schwadronen warfen die hervorbrechenden Spahi und verfolgten sie bis über den Milkov; die 6 übrigen trieben die Janitscharen bis unter die Mauern des Klosters. Gen. Suwaroff griff indeß den rechten Flügel der Verschanzungen an, erstieg sie und bot dem Prinzen Coburg die Hand, der zu gleicher Zeit mit der Division Levenehr von der andern Seite gestürmt hatte. Bestürzt ergriff das türkische Heer die Flucht; nur 200 Janitscharen waren entschlossen, das Kloster Samuel bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Durch das mit Wagen verrammte Thor unterhielten sie ein mörderisches Feuer. 4 Bataillone und eine beträchtliche Anzahl Freiwilliger stürmten 2 Mal vergeblich und verloren an ihrer Spitze ihre tapfersten Officiere; selbst als die Stürmenden das Kloster mit Geschütz beschossen und der Pulvervorrath darin in die Luft flog, dauerte die Vertheidigung der zerstörten Mauern fort. Endlich gelang es einem Bataillon Kaunitz, an dessen Spitze sich die muthigsten Officiere der Infanterie und Cavalerie stellten, durch das Thor einzudringen und die

Besatzung niederzuhauen. Mit gleicher Tapferkeit erstürmten die Sieger das Kloster Dragoi Obideni, und die Janitscharen flohen nach Ibrail, die Reiterei über den Rimnik in die Ebene vor Buzeo. Auf den zerstörten Verschanzungen vor Fokschan umarmten sich die beiden Oberfeldherren und gönnten ihren Truppen nach so harter Arbeit die nöthige Ruhe. Die Türken hatten gegen 1000 Todte, 96 Gefangene, 16 Fahnen, 10 Kanonen und eine beträchtliche Anzahl Vorräthe verloren. Der Verlust des galizischen Armeecorps betrug 25 Todte und 70 Verwundete. Der russische Verlust ist nicht bekannt. Das siegreiche Heer verließ erst am 21. September seine jetzige Stellung, um einen neuen Sieg am folgenden Tage bei Martinestie (s. d.) zu erkämpfen. (Vgl. östr. Militairzeitsch., Jahrg. 1826, 1. Heft.) C.

Folard, Jean Charles de, geboren den 13. Febr. 1669 zu Avignon, stammte aus einer adeligen, zahlreichen und unbemittelten Familie. Er gehört in einen Zeitraum, in welchem aus der Schule des Krieges viele vortreffliche, ja ausgezeichnete Feldherrn hervorgingen, und war es ihm auch nicht vergönnt, an der Spitze eines Heeres thätige Beweise seines denkenden Geistes und seiner Talente zu geben, so wirkte er doch durch Forschungen im Gebiete der Taktik und Strategie und durch seine Schriften in dieser Beziehung einflußreich auf die Heerführer der gleichzeitigen und folgenden Jahrzehende. Allerdings hat sein System zum Theil heftige Widersacher gefunden und ist wohl mit Recht nicht unbestritten geblieben; aber so viel ist gewiß, daß es zu seiner Zeit nicht leicht einen Heerführer gab, der mit Folard's Ansichten sich nicht bekannt gemacht und sie durchdacht hätte, und daß Folard auf diese Weise einen Geist erregte, der in einer für die Kriegsgeschichte so denkwürdigen Periode die Kriegskunst auf eine erhöhte Stufe der Vollkommenheit führte. Schon in Folard's Jugend entwickelte sich in ihm eine rege Liebe zu dem Soldatenstande, die in der Lectüre der Commentarien des Cäsar nur reicheren Stoff erhielt, und der in den folgenden Kriegen des großen Ludwig's bald Gelegenheit geboten wurde, sich mehr und mehr zu entfalten. So entfloh er in seinem 16. Jahre dem älterlichen Hause und schloß sich einer Infanterieabtheilung an, die gerade durch Avignon marschirte, und obgleich auf Reclamation seines Vaters der feurige Jüngling verurtheilt wurde, seine Jugend zur Strafe in einem Kloster zu vertrauern, so fand er doch bald Mittel, nach 2 Jahren von Neuem zu den Waffen zu greifen. Er trat als Gemeiner in das Regiment Berry und wohnte dem Kriege von 1688 als Souslieutenant bei. In diesem Feldzuge, besonders weil er einem leichten Streifcorps zugetheilt war, erlangte er manche nützliche Erfahrung und bereicherte seine Kenntnisse in dem kleinen Kriege, der besten Bildungsschule für den Soldaten. Mit lebhaftem Interesse las er die Berichte früherer Kriegszüge in den Gegenden, die er kennen lernte, verglich die Operationen, Aufstellungen, Vertheidigungspuncte, nahm Plane von der Gegend auf und schrieb damals schon einen ungedruckt gebliebenen Aufsatz über den kleinen Krieg. Dies mußte die Aufmerksamkeit seiner Obern auf ihn lenken, und sein Gönner, der Oberst des Regiments, Marquis Guébriant, ernannte ihn zum Lieutenant, als welcher er den Feldzug nach Neapel mitmachte. Hier war es F., der den wohlüberlegten Vorschlag that, den Posten von Mesola, der die Landung der feindlichen Zufuhr deckte, zu nehmen, um dem Feinde die Munition und Lebensmittel abzuschneiden. Die Ausführung aber wurde einem andern Officier übertragen und der Urheber unberücksichtigt gelassen. Dafür machte ihn der Herzog von Vendôme zum Hauptmann und nahm ihn in seinen Generalstab.

Nur ungern überließ er F. seinem Bruder, dem Großprior von Frankreich, der in der Lombardei befehligte. Hier leistete F. seinem Feldherrn die wichtigsten Dienste, that sich bei der Einnahme der Stellungen von Rovere und Ostiglia hervor und zeichnete sich vor Allem bei der Vertheidigung des Vorwerks Bouline aus, welches er gegen ein starkes Corps der Kaiserlichen unter Herzog Eugen mit weniger Mannschaft so muthig vertheidigte, daß der Feind, obgleich mehrmals bereits in das Vorwerk eingedrungen, dennoch wieder hinausgeworfen wurde, und er den Posten behauptete. Die Vertheidigung gilt für eine der besten eines Feldpostens. Der 3. Band seiner Noten zum Polybius giebt die Details derselben. Mit dem Ludwigsorden geschmückt, kehrte F. zu dem Herzog von Vendôme zurück und wurde an seiner Seite in der Schlacht von Cassano (s. d.) schwer verwundet. Diese Schlacht, merkwürdig in der Geschichte des Krieges, gab dem denkenden F. neuen Stoff zu seinen Forschungen, und mitten unter den Schmerzen seiner Wunde entwarf er die ersten Grundzüge seines nachmals so bekannt gewordenen Systems der Colonnen und einer tieferen Schlachtordnung. Als sein Gönner nach Flandern ging, blieb F. beim Befehlshaber der italienischen Armee, Herzog von Orleans, zog sich aber hier durch seine Offenheit und Freimüthigkeit viele Feinde zu, so daß seine Neider es dahin brachten, daß ihm der Herzog die Vertheidigung von Modena übertrug, eines Ortes, der kaum zu halten war, und dessen Commandant sich bald als einen feigen Verräther kund gab. Froh war F. deßhalb, dem Herzog von Vendôme nach dem Verluste von Modena nach Flandern folgen zu können, wo er, als man seine klugen Plane mehrmals mit Erfolg in Ausführung gebracht hatte, zur Belohnung zum Commandanten von Lettingen erhoben wurde. Er fuhr fort, dem Vaterlande durch seinen Arm und seine Talente zu nützen, war unermüdlich, die Heerführer mit Rathschlägen zu unterstützen, und erhielt, als Anerkenntniß seiner Verdienste, nachdem er bei Malplaquet abermals schwer verwundet worden war, eine jährliche Zulage von 600 Franken, wie ihm auch schon früher sein Landesherr bei seiner Durchreise durch Versailles unter den größten Lobsprüchen eine Zulage von 400 Franken ertheilt hatte. In Folge dieser Verwundung konnte er längere Zeit dem Heere nicht folgen; aber sein reger Geist begleitete die Armee bei ihren Operationen und entwarf die Plane zu den Bewegungen auf der Karte. Ein neues Unglück stieß ihm zu, als er mit Depeschen aus dem Hauptquartiere zu dem Marquis Guébriant geschickt wurde. Er fiel als Gefangener in die Hände des Herzogs Eugen. Vergebens machte dieser dem geachteten Kriegsmanne die günstigsten Vorschläge, in kaiserliche Dienste zu treten; standhaft verwarf F. jedes Anerbieten und wurde darauf wieder ausgewechselt und zum Commandanten von Burburg ernannt, welchen Titel er bis an seinen Tod behielt. Der Friede von 1712 gab F. schöne Gelegenheit, seine Zeit den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen; aber sein unruhiger Geist veranlaßte ihn bald, mit Erlaubniß seines Hofes, in die Dienste des Malteserordens gegen die Türken zu treten 1714. Zwar wurde er sehr freundlich vom Großmeister empfangen, aber sein Stolz ward dadurch, daß man seine Meinung nicht immer der der andern französischen Ingenieurs vorzog, mehrfach gekränkt, und F. ging, nachdem er die ihm angebotene Aufnahme in den Orden abgeschlagen hatte, in sein Vaterland zurück. Hatte er hier nicht die gewünschten Lorbeeren errungen, so hoffte er diese bei dem Helden des Nordens zu ernten, dessen Ruhm durch Europa sich verbreitete. Unterwegs litt er in der Ostsee Schiffbruch, rettete mit Mühe sein Leben und kam mit Verlust aller seiner Habseligkeiten in Stock-

holm an, wo ihn der König Karl XII. bereitwillig aufnahm. Begierig hörte dieser auf die Lehren des kriegserfahrenen Franzosen, und gern hätte Letzterer für immer Schweden mit seinem Vaterlande vertauscht, wenn Karl XII. nicht so schnell durch den Tod in seiner Siegeslaufbahn gehemmt worden wäre. Nach der Ermordung seines königlichen Freundes, den er auf dem Feldzuge nach Norwegen begleitet hatte, kehrte F. nach Frankreich zurück und wurde maître de camp à la suite des Regiments Picardie, in welcher Eigenschaft er dem kurzen Kriege gegen Spanien 1719 beiwohnte. Nach dem Frieden lebte er die übrige Zeit seines Lebens den Wissenschaften und in Kurzem gingen die Nouvelles découvertes sur la guerre 1724 aus seiner Feder hervor. Um nun sein so vielfach durchdachtes Lieblingssystem auf wirkliche Operationen anwenden zu können, beschloß er, da die Wirklichkeit ihm versagte, Versuche desselben im Felde zu machen, eine Bearbeitung des für den Militär wegen Genauigkeit und Urtheils sehr wichtigen Polybius. Während Thuillier den Text übersetzte, da F. selbst nicht griechisch verstand, arbeitete dieser an den ausführlichen Noten dazu, die zu Ende eines jeden Capitels sich befinden. Mit Freimüthigkeit erzählt er in denselben die Feldzüge, denen er beigewohnt hat, und beurtheilt die Operationsplane derselben. Die Offenheit und Härte seiner Bemerkungen waren die Ursache, daß man ihm nach Beendigung des 6. Bandes dergleichen für die Zukunft untersagte. Im Anhange des aus 7 Bänden bestehenden Werkes finden sich noch einige besondere strategische Andeutungen, an der Spitze desselben aber seine Abhandlung über Colonnen und tiefe Schlachtordnung, die er als das einzig richtige taktische System anerkannte, und welches mächtige Widersacher gefunden hat. Der in holländischen Diensten stehende Schweizergeneral Savornin focht es in seiner Schrift: Les sentimens d'un homme de guerre sur le nouveau système de Folard an; dasselbe that auch Guischardt 1758; vertheidigt ward es in mehreren Schriften von Loloož 1770 und 1776. Friedrich der Große tadelte F. in seiner Schrift: Esprit du chev. Folard. So sonderbar auch F's Ansichten in der Strategie und seine Behauptungen bisweilen sind, wohin auch die gehört, daß er eine von Artillerie vertheidigte Festung in kurzer Zeit mit den Belagerungsmaschinen der Alten zu nehmen sich getrauete, so vorzüglich sind seine Abhandlungen über den Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze nach Art der Alten. Er hatte sich dazu eigens eine Katapulte bauen lassen. F. war guter Ingenieur und Zeichner; die werthvollen Schlachtplane zum Pausanias von Gedoyn verdanken wir seinem Fleiße. Die Akademie der Wissenschaften zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Unter den Lasten des Alters, wohin eine mit jedem Jahre zunehmende Taubheit gehörte, erhielt sich der Greis einen stets regen Geist. Die letzten Jahre seines Lebens noch widmete er der Polemik gegen die Widersacher seines Systems. Er starb in seiner Geburtsstadt am 23. März 1752 im 83. Jahre. — Seine Geschichte des Polybius ist vielfach aufgelegt und übersetzt worden; auch sind seine Commentarien dazu besonders abgedruckt. Unter seinen Schriften ist noch zu nennen: Fonctions et devoirs d'un officier de cavalerie, 1733. — (Ausführliche Nachrichten über Folard finden sich in den Mémoires pour servir à l'hist. de Mr. le chev. de Folard, 1753). C.

Fontainebleau, Stadt in dem gleichnamigen, 13,212 Hektaren großen Walde des Departements der Seine und Marne, hat 1100 Häuser und 7—8000 Einwohner. Die größte Merkwürdigkeit ist das königliche Lustschloß, worin sich die Könige oft wegen der Jagd aufhielten. Es besteht aus 4 Gebäuden mit 900 Zimmern. Die Hirschgallerie im Schlosse ist

historisch merkwürdig, weil Christina, die Königin von Schweden, in derselben ihren Oberstallmeister Monaldeschi 1657, hinrichten ließ. In diesem Schlosse wurden am 3. Nov. 1762 Friedenspräliminarien zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet und den 20. die Ratificationen ausgewechselt. Hier hielt auch Napoleon seit 1809 den Papst Pius VII. einige Jahre gefangen und unterzeichnete am 11. April 1814 seine Thronentsagung. Eine ausführliche Erwähnung verdient aber besonders:

Der geheime Vertrag, welcher zu Fontainebleau den 27. October 1807 zwischen Frankreich und Spanien zur Theilung Portugals geschlossen ward. Durch den Frieden von Tilsit war das von Frankreich gegründete Continentalsystem (s. d.) nicht nur von Neuem befestigt, sondern auch durch die Stiftung des Herzogthums Warschau bis an die Ufer der Weichsel ausgedehnt worden. Nur im Westen ward dieses System durch die Pyrenäen begrenzt; allein Portugals Anhänglichkeit an England und Spaniens drohende Rüstungen während des Kampfes in Thüringen zwischen Frankreich und Preußen waren Napoleon's Aufmerksamkeit nicht entgangen. Portugal hatte seine Abneigung gegen dieses System oft und zwar öffentlich beurkundet und war durch keine Unterhandlungen dahin zu bestimmen, sich von Großbritannien zu trennen und durch Verschließung seiner Häfen dasselbe zum Seefrieden zu zwingen. Der Hof von Madrid ging schwer daran, in dem Regenten von Portugal den Schwiegersohn des Königs von Spanien bekriegen und ein französisches Heer durch Spanien gegen Portugal ziehen zu lassen. Aber der Sieger von Friedland hatte im Spätjahre 1807 keinen Feind, außer Großbritannien, gegen sich; Karl IV. mußte also die Rücksicht auf Familienverwandtschaft denjenigen Verhältnissen unterordnen, welche er als Frankreichs Bundesgenosse übernommen hatte. Zugleich mußte ihm viel daran liegen, das Mißtrauen des Kaisers von Frankreich wieder zu beseitigen, welches er ihm durch die Rüstungen gegeben hatte, als Napoleon den Preußen in Thüringen gegenüber stand. Schon seit dem Mai 1806 befand sich der spanische Staatsrath Yzquierdo, beauftragt von dem Friedensfürsten, im Namen des Königs von Spanien zu Paris, und von diesem und von Duroc wurde am 27. October 1807 zu Fontainebleau zwischen Frankreich und Spanien der wichtige Vertrag unterzeichnet, in welchem die Theilung Portugals beabsichtigt wurde. Der junge König von Hetrurien, Ludwig II., welcher zu Gunsten Frankreichs auf seinen italienischen Staat verzichtete, sollte die portugiesische Provinz zwischen dem Minho und Duero mit der Stadt Oporto erhalten und dieses Land unter dem Titel eines Königs des nördlichen Lusitaniens regieren. Die Provinz Alemtejo und das Königreich Algarbien sollten dem mächtigen spanischen Minister Emanuel Godoy, dem sogenannten Friedensfürsten, mit dem Titel eines Fürsten von Algarbien erblich in seiner Familie zugetheilt werden. Ueber die Provinzen Beira, Tras-os-Montes und portugiesisch Estremadura sollte aber bis zum allgemeinen Frieden nicht verfügt, doch würden sie dem Hause Braganza dann zurückgegeben werden, wenn England im Frieden Gibraltar und Trinidad und andere genommene Colonien an Spanien und dessen Bundesgenossen zurückgäbe. Der König von Spanien wurde zum Protector dieser drei kleinen Staaten bestimmt, so daß die Souveraine dieser Länder ohne seine Bewilligung weder Krieg führen, noch Frieden schließen dürften. Außerdem bestimmte dieser Vertrag, daß der König von Spanien entweder bei dem allgemeinen Frieden, oder höchstens binnen drei Jahren den Titel eines Kaisers beider Ame-

rika annehmen, daß die portugiesischen Colonien jenseits der Meere zwischen Frankreich und Spanien getheilt werden, und daß 10,000 Spanier die Provinz zwischen dem Minho und Duero, 6000 Spanier Algarbien besetzen, so wie 11,000 Spanier zur französischen Armee unter Junot (welche aus 25,000 M. Fußvolk und 3000 M. Reiterei bestand) stoßen sollten. — Ob nun gleich dieser Vertrag theils seinem Inhalte nach, theils wegen der bald darauf so sehr veränderten politischen Verhältnisse in Spanien weder von Frankreich, noch von Spanien bekannt gemacht und eben so wenig vollzogen ward, so ist er doch eine wichtige Erscheinung in der neuesten Geschichte und hatte für die Einmischung Napoleon's in die spanischen Angelegenheiten die wichtigsten Folgen. Nur in Beziehung auf diesen Vertrag wird es nämlich erklärbar, wie Spanien bewogen werden konnte, selbst gegen Portugal aufzutreten, weil dem Alles geltenden Minister ein souveraines Fürstenthum zugesichert und dem Hause Braganza zwar eine beschränkte und erst beim allgemeinen Frieden zurückzugebende Herrschaft in der Ferne gezeigt, für Spanien aber der Kaisertitel, ein Protectorat über drei kleine Staaten ausgemittelt und die Hoffnung, Gibraltar und Trinidad wieder zu erhalten, angeregt ward. Eben so wird es nur unter der Voraussetzung dieses Vertrages erklärbar, wie, während Frankreich und Spanien auf's Innigste verbunden und im gemeinschaftlichen Feldzuge gegen Portugal begriffen waren, die Tochter des spanischen Königs, die Regentin des Königreiches Hetrurien, dieses ihr Königreich in einer Abschiedsproclamation vom 10. Dec. 1807 an Frankreich überlassen und von Florenz nach Madrid abreisen konnte. Bald nach Abschließung dieses Vertrags betrat der französische General Junot (s. d.) (d. 19. Nov. 1807) den portugiesischen Boden und hielt seinen Einzug zu Lissabon (d. 30. Nov.), nachdem sich kurz vorher der Prinzregent Johann, von einigen englischen Linienschiffen begleitet, mit der königlichen Familie nach Brasilien eingeschifft hatte. Nur der allgemeine Aufstand der Spanier nach der Thronentsagung der bourbonischen Dynastie konnte späterhin den Herzog von Abrantes nöthigen, in Folge der Capitulation von Cintra Portugal zu räumen. (Polit. Journ., Nov. 1808, S. 1186 f.) La.

Fontenay, Dorf im ehem. Bourgogne, Departement Yonne. Schlacht den 25. Juni 841.

Karl der Kahle, Enkel Karl's des Großen und Sohn der Kaiserin Judith, hatte nach seines Vaters Tode bei der Theilung der Staaten, Naustrien und Aquitanien für sich erhalten, Ludwig von Baiern besaß Deutschland; Beide aber waren die stete Zielscheibe der Unternehmungen des Kaisers Lothar, der sich als eben so schlechter Bruder, wie als entarteter Sohn bewies. Er hatte beschlossen, sich in den Alleinbesitz aller Lande seiner Brüder zu setzen, fing deßhalb mit Intriguen an, nahm aber bald die Gewalt zu Hilfe; beide Könige vereinigten sich gegen den Kaiser. Die blutige Schlacht von Fontenay in Burgund zeugt von der Erbitterung beider Parteien. — Am 23. Juni befanden sich die Armeen, ohne sich gerade aufgesucht zu haben, in der Gegend von Auxerre, doch noch 3 französische Meilen von einander, und Lothar, der erst noch die Vereinigung mit Pipin II. abwarten wollte, benutzte das waldige und sumpfige Terrain, um einer Schlacht auszuweichen. Seine zwei jüngeren Brüder sendeten ihm Waffenherolde zu, sich darüber zu beschweren, daß er den Frieden eben so wie ein Gefecht verweigere, sie boten ihm das Letztere an; doch er, der nur Zeit gewinnen wollte, fertigte die Herolde mit dem Bescheide ab, daß er sehr bald seine Antwort senden werde. Zu gleicher Zeit verlegte er sein La-

ger nach dem Dorfe Fontenay, während seine Brüder sich bei Tauriac aufstellten. Neue Unterhandlungen füllten noch einen Tag aus, als Lothar, der die Idee einer friedlichen Ausgleichung aufgefaßt zu haben schien, nach Pipin's Ankunft diese verwarf, worauf seine Brüder ihm sagen ließen, daß er nun die Wahl habe, entweder ihre letzten Vorschäge anzunehmen, oder sich zu schlagen; denn am folgenden Tage, den 25. Juni, zwei Stunden nach Anbruch des Tages würden sie erscheinen und der Bestimmung Gottes die Entscheidung im Kampfe überlassen. — Mit dem Grauen des Morgens am 25. ließen die Könige den Gipfel des Wachtelberges (mont des alouettes) besetzen, der das Lager Lothar's beherrschte, und warteten nun die festgesetzte Stunde ab. Das Gefecht begann auf drei verschiedenen Puncten; der Kaiser Lothar befehligte bei Brittes oder Bretignelles, ihm gegenüber stand Ludwig der Deutsche. Die Namen der Unterbefehlshaber im Heere Lothar's, die bei Fagit (le Fay) und Solenat oder Coulenne commandirten, weiß man nicht; die Angriffe auf den ersteren Ort leitete Karl der Kahle, die auf den zweiten der Graf Adelhart und der Graf Neithardt, der die einzige gute Beschreibung jenes Zeitraumes geliefert hat. Seit dem Entstehen der Monarchie hatte man kein so erbittertes und blutiges Gefecht gesehen. Die Heere, an Zahl sich ziemlich gleich, von gleichem Muthe beseelt, machten sich lange den Sieg streitig; endlich blieb er den jüngeren Brüdern, die ihn aber so theuer erkauft hatten, daß sie nicht im Stande waren, seine Früchte zu ernten. Im Allgemeinen gaben die Schriftsteller jener Epoche den Verlust nicht an, worüber man sich bei der in den damaligen Heeren herrschenden Unordnung nicht wundern darf. Ein einziger gleichzeitiger Autor (der Italiener Agnelli, Ravenn., Liber pontificalis script. rer. italic.) schätzt den Verlust Lothar's und Pipin's auf 40,000 M., doch darf man diese Angabe für eine der übertriebensten halten. F. W.

Fontenay, Dorf unweit der Schelde in der belgischen Provinz Hennegau. Schlacht den 11. Mai 1745.

Die französische Armee in den Niederlanden unter den persönlichen Befehlen Ludwig's XV. und des Marschalls von Sachsen belagerte seit dem April 1745 die Festung Tournay; die Alliirten unter dem Herzoge von Cumberland und dem Feldmarschall Königseck eilten herbei, um diesen wichtigen Platz zu entsetzen; der Marschall von Sachsen beschloß, ihnen entgegenzugehen und, ohne die Belagerung aufzuheben, eine Schlacht zu liefern. Der König, der ohnehin dem Marschall die ganze Leitung der Operationen überließ, genehmigte diesen Entschluß, und die franz. Armee nahm ihre Stellung auf dem rechten Ufer der Schelde; 26 Bataillone und 10 Escadronen unter dem Marquis von Brèze blieben zur Belagerung von Tournay zurück. Als der Marschall erfuhr, daß die Alliirten auf der Straße von Mons her anrückten, ließ er das Dorf Fontenay befestigen und nahm seine Aufstellung so, daß er sich mit dem rechten Flügel an die Schelde und den Flecken Antoing lehnte, vor welchem er eine Batterie errichten ließ; auch war der Kirchhof von Antoing, welcher die Front des rechten franz. Flügels bestrich, mit Kanonen besetzt, und vom linken Scheldeufer her nahm eine Batterie Alles in den Rücken, was sich Antoing näherte. Von Antoing aus nach Fontenay, welches im Centrum der Stellung lag, bezeichnete ein Hohlweg, der noch durch einige Feldverschanzungen mit 16 Kanonen gedeckt war, die Front des franz. rechten Flügels. Der linke dehnte sich von Fontenay bis an die Wälder von Barry und das Dorf Bourquembray aus; 2 Redouten waren am Eingange der Wälder von Berry aufgeworfen und jede durch 1 Bat. und 4 Kanonen vertheidigt. Weiter rückwärts auf dem lin-

ken Flügel waren die Kalköfen von Ramecroix und der Dreieinigkeitsberg besetzt, um zu verhindern, daß feindliche Abtheilungen auf der Straße von Leuze und durch den Wald von Barry durchbrechen könnten. Der Graf von Löwenthal stand überdies noch mit 4 Cavalerieregimentern auf dem äußersten linken Flügel. Die Reserve der Armee bildeten 68 Escdr. Cavalerie, in 2 Linien aufgestellt, unter dem Grafen von Eu. Am 10. Mai bekamen die Franzosen die alliirten Truppen (Engländer, Hannoveraner, Holländer und Oestreicher) zu Gesicht; doch beschränkte sich das Gefecht an diesem Tage auf einige Scharmützel, da die Alliirten ihr Geschütz noch nicht herangebracht hatten und die Franzosen ihre Position nicht verlassen wollten. Den 11. Mai früh 5 Uhr begann die Kanonade von beiden Seiten. Der Marschall Königseck war der Meinung gewesen, die Franzosen in ihrer Stellung festzuhalten, zu necken, zum Angriffe zu reizen und ihnen so den Vortheil der Position zu nehmen; allein der Herz. v. Cumberland verschmähte diesen Rath und befahl den Angriff. Die Holländer standen dem rechten, die Engländer und Hannoveraner dem linken Flügel und Centrum der Franzosen gegenüber. Zuerst rückten die Holländer gegen Antoing vor; allein das Feuer aus den dortigen Batterien vereitelte ihre Bemühungen, und sie sahen sich nach mehreren fruchtlosen Angriffen genöthigt, in ihre frühere Aufstellung zurückzugehen, wo sie auch während der ganzen Schlacht blieben, ohne großen Antheil zu nehmen.

Fast zu gleicher Zeit griffen im Centrum 3 Infanteriecolonnen das Dorf Fontenay sehr lebhaft an; doch auch hier scheiterten die Anstrengungen der Alliirten an der Tapferkeit der franz. Brigade Dauphin und hauptsächlich durch das verheerende Kartätschenfeuer der 8 Kanonen, welche Fontenay vertheidigten. Zwar versuchte der Fürst von Waldeck, welcher die holländische Cavalerie commandirte, den Angriff zu unterstützen; doch trieb ihn das Feuer aus den Batterien, so wie die Demonstrationen der franz. Cavalerie des rechten Flügels mit vielem Verluste wieder in seine Stellung zurück.

Als der Herzog von Cumberland gegen 10 Uhr Morgens alle seine Versuche gegen Fontenay und Antoing gescheitert sah, beschloß er, mit Macht zwischen Fontenay und den Wäldern von Barry durchzubrechen und so durch Bedrohung ihrer Rückzugslinie die Franzosen zum Aufgeben ihrer Stellung zu zwingen; er versammelte deßhalb seine englische und hannöverische Infanterie in 3 große Colonnen und rückte auf der Straße von Mons vor; seine Cavalerie begleitete ihn anfangs in gleicher Höhe zwischen den Wäldern von Barry und der Straße; allein sie war gezwungen, sich vor dem heftigen Feuer der Schanzen zurückzuziehen, und kam während des Gefechts nicht mehr zum Vorschein. Die englische Colonne des äußersten rechten Flügels vermochte nicht, die Schanzen wegzunehmen; die beiden andern Colonnen aber rückten, 2 Garderegimenter an der Spitze, ihre Kanonen durch einen tiefen Grund mit den Händen fortziehend, bis auf 50 Schritte an die französischen Garden heran. Die Officiere beider Truppen begrüßten sich auf's Höflichste; ein englischer Officier trat hervor und ersuchte die Franzosen, zuerst zu schießen; diese weigerten sich, und die Engländer begannen nun ein so mörderisches Feuer, daß die Franzosen genöthigt wurden, sich zurückzuziehen; sie gingen theils hinter ihre Schanzen, theils hinter die Cavalerie, welche nun vorrückte, um jene Colonnen anzugreifen. 4 Brigaden thaten nach einander den Angriff; allein sie vermochten nicht, in die Engländer einzudringen, welche immer mehr Terrain gewannen. Der Herz. v. Cumberland formirte jetzt beide Colonnen in ein ungeheueres Quarré von 15,000 M., um mit dieser Masse die franz. Linie völlig zu sprengen. Der Marschall

von Sachsen ertheilte der in der Nähe befindlichen franz. Cavalerie den Befehl zum Vorrücken, um die Colonne doch wenigstens aufzuhalten, bis er mehr Truppen gegen sie verwenden könnte. Fast die sämmtliche franz. Cavalerie warf sich nach und nach auf diese muthige Infanterie, allein vergebens; so oft sie sich auch wieder setzte und den Angriff erneuerte, blieb die Colonne doch unerschütterlich, und der Marschall von Sachsen dachte schon auf seinen Rückzug, ordnete jedoch noch einen Hauptangriff an; aber auch dieser mißlang. Jetzt erst that der Herz. v. Richelieu den Vorschlag, das feindliche Quarré mit Feldgeschützen in der Nähe beschießen zu lassen; das Feuer war von großer Wirkung, trotz dem schlugen die tapfern Engländer die Reiterangriffe von Neuem ab; als aber endlich die irländische Brigade, durch Nationalhaß und die erlittenen Verluste zur äußersten Wuth entflammt, auf die rechte Flanke und die königlichen Haustruppen auf die Tête des Quarrés losbrachen, konnten die Engländer, durch die unaufhörlichen Angriffe ermüdet und geschwächt, nicht länger ihre Reihen behaupten. Die franz. Cavalerie drang von allen Seiten ein, und die Schlacht war entschieden. Die Cavalerie der Alliirten, welche gar nicht zum Schlagen gekommen war, nahm die Ueberreste der furchtbaren Colonne auf und deckte den Rückzug der Armee nach Vezon. Die franz. Armee verfolgte sie nicht, sondern ließ nur einzelne Parteien zur Beobachtung nachrücken und kehrte am 12. zur Belagerung von Tournay zurück. Ludwig XV. umarmte den Marschall von Sachsen auf dem Schlachtfelde und befahl ihm, der Ruhe zu pflegen, deren der tapfere Feldherr, der, obgleich schwer krank, dennoch den ganzen Tag unermüdlich seine Pflicht gethan, sehr bedurfte. — Die Franzosen verloren 1600 Todte, 3000 Verwundete; unter den Ersteren den Generallieutenant Herzog von Grammont und den Maréchal de camp du Brocard, Commandanten der Artillerie; unter den Letzteren die Generallieutenants von Lutteaux und Apcher. Der Verlust der Alliirten wird sehr verschieden angegeben; man kann ihn jedoch auf 12,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen anschlagen; überdies eroberten die Franzosen 32 Kanonen und 150 Wagen mit Kriegsvorräthen. Das franz. Heer war mit Einschluß des Belagerungscorps von Tournay 80,000, das alliirte ungefähr 50,000 M. stark. Tournay fiel am 24. Mai, die Citadelle am 19. Juni in die Hände der Franzosen, welche später sich der ganzen östreichischen Niederlande bemeisterten. Der König belohnte seinen glücklichen Feldherrn mit dem Gouvernement des neu eroberten Flanderns und mit einer Pension von 40,000 Livres.

(O'Cahill, milit. Gesch. d. Marsch. v. Sachsen. — Lettres et mémoires choisis parmi les papiers du maréchal de Saxe. Tome I. — Ranft's Leben und Thaten Graf Moritzens von Sachsen, 1751). B.

Forbin, Claude, Escadrechef der französischen Marine, wurde im J. 1656 zu Sardane unweit Aix in der Provence geboren und stammt aus einer angesehenen Familie dieser Provinz. Frühzeitig schon widmete er sich dem Seedienste und wohnte 1675 der Expedition nach Messina bei. Unzufrieden mit dem Ruhestand, in welchen F. hierauf gewissermaßen versetzt wurde, trat er in die Landarmee ein, kehrte jedoch bald in seine frühern Verhältnisse wieder zurück, folgte dem Grafen d'Estrées in die amerikanischen Gewässer und später Duquesne zum Bombardement von Algier. Bei allen Gelegenheiten zeichnete sich F. durch eine an Verwegenheit grenzende Tapferkeit aus, begleitete 1685 den Chevalier Chaumont als Major auf seiner Gesandtschaftsreise nach Siam und leistete der Krone Frankreich vermöge der freundschaftlichen Stellung, in welche er sich mit dem Regenten

dieses Reichs zu setzen gewußt, und der ihn zu seinem Großadmiral, Chef sämmtlicher Truppen und zum Gouverneur von Bancok ernannt hatte, bedeutenden Nutzen. Nach Verlauf von 2 Jahren vermochte ihn jedoch der Neid des ihn früher begünstigenden Ministers Constance, unter dem Vorwand der Kränklichkeit um Rückberufung zu bitten; in Folge der Gewährung dieses Wunsches begab sich F. nach Pondicheri und landete nach mehreren Fahrten auf den benachbarten Meeren 1688 in Frankreich. Der Ausbruch des Krieges 1689 verschaffte ihm das Commando einer zum Kreuzen im Canale bestimmten Fregatte; er erhöhte in Gemeinschaft mit Jean Barth (s. d.) durch glorreiche Thaten den Ruhm der französischen Flagge; doch Beide geriethen in Gefangenschaft, befreiten sich aber mit List und erreichten glücklich die Küsten von Bretagne. F. wurde von Ludwig XIV. hierauf zum Schiffskapitain befördert, setzte mit hochherzigem Freimuth die Verdienste seines verleumdeten Befehlshabers Jean Barth in volles Licht, fügte, mit diesem vereint, der holländischen Flotte ansehnlichen Schaden zu und verheerte die schottischen Gestade. In der denkwürdigen Schlacht bei la Hogue (s. d.) erhielt F. eine Wunde, rettete indeß sein Schiff, verbrannte dann in dem Seetreffen von Lagos, dem berühmten Rachetage Tourville's, 3 feindliche Fahrzeuge, bemeisterte sich eines vierten und säuberte alsdann das mittelländische Meer von den vließingschen und algierischen Kapern. Er nahm nun Theil an der Eroberung von Barcelona, ging 1697 als Friedensverkündiger nach Sardinien und das nächste Jahr als außerordentlicher Gesandter nach Algier. Der spanische Successionskrieg öffnete F. auf's Neue das Feld der Ehre; 1702 erhielt er vom König den Befehl, im adriatischen Meere zu kreuzen, um die mit dem Kaiser im Stillen verbundene Republik Venedig zu beobachten und im Zaume zu halten. Mit 1 Linienschiffe, 2 Fregatten und 2 Galioten setzte er sich in den Besitz des ganzen Golfs, bedrohte die Küstenländer, bombardirte Triest und vernichtete eine große Zahl der feindlichen Fahrzeuge. In dem Hafen von Malamocco griff F. mit unbeschreiblicher Kühnheit ein englisches Kriegsschiff an, bemächtigte sich nach hartnäckigem Widerstande desselben, verbreitete durch diese heldenmüthigen Thaten den größten Schrecken unter den Venetianern und machte seinen Namen immer gefürchteter. Nur zurückgekehrt von einem andern langen Kreuzzug im mittelländischen Meere, übertrug man ihm 1706 die Führung einer Escadre von 8 Schiffen, welche in dem Hafen von Dünkirchen lagen; kaum war er in See gestochen, so begegnete er einer ansehnlichen, von 1 Linienschiffe und 3 Fregatten escortirten Kauffahrteiflotte und nahm ihr 10 reichbeladene Handelsfahrzeuge ab, während die übrigen die Sicherheit in der Flucht suchten. Bald darauf wiederholte F. dieses Manöver mit 7 Schiffen gegen eine holländische Flotte von 100 Segeln, welche 6 Linienschiffe deckten, enterte das Commandeurschiff, vernichtete es durch Feuer, bohrte ein zur Unterstützung herbeigeeiltes in Grund, während ein drittes in die Hände einer französischen Fregatte fiel. Im Jahr 1707 lieferte er in der Nordsee verschiedene blutige Gefechte und wurde zur Belohnung von seinem Monarchen zum Escadrechef und Grafen ernannt. Von frischem Eifer beseelt, suchte F. den Glanz der französischen Waffen auch selbst im höchsten Polarzirkel, im weißen Meere, zu verbreiten; ungeachtet der fürchterlichen Nordstürme schlug er die Engländer und Holländer an den Küsten von Norwegen und Finnland, nahm auf der Rhede von Wardoehuus mehrere Handelsfahrzeuge und langte, Schottland und Irland umschiffend, glücklich in Brest an, nachdem er der vaterländischen Flagge in den von den Franzosen früher nur äußerst selten befahrenen Regionen die höchste Achtung be-

wirkt hatte. Noch in demselben Jahre gab F. mit Duguay-Trouin (s. d.) in dem Treffen bei Cap Lézard gegen die Engländer abermalige Beweise seines Muthes, erhielt 1708 den Oberbefehl über die nach Schottland gesendete Landungsflotte des Prätendenten, mußte aber, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Dünkirchen zurückkehren.

Die Nachwehen der überstandenen Beschwerlichkeiten und sein herannahendes Alter veranlaßten F., 1710 dem Dienste zu entsagen und sich auf ein Landgut bei Marseille zurückzuziehen, woselbst er am 4. März 1733 starb. Obgleich geliebt von seinem König, geachtet von der Nation und gefürchtet von deren Feinden, war F. doch nur mit der merkwürdig geringen Pension von 3000 Livres bedacht worden, weil er sich durch seine allzu große Freimüthigkeit die Unzufriedenheit der Minister in seiner letzten Dienstzeit zugezogen hatte.

(Mémoires de Forbin par Reboulet. Amsterdam, 1730. — Biographie universelle. Tome XV). S.

Formen der Geschützröhre werden entweder nach einer neueren Methode aus mehreren Theilen in eisernen oder metallenen Formkasten über hohle Modelle von demselben Material gefertigt, oder sie sind nach der älteren Methode bloß aus Lehm und nur mit eisernen Schienen oder Bändern umlegt. Hierbei ist die Form, mit Ausnahme des Bodenschlusses nebst der Traube, aus dem Ganzen und über ein Modell gemacht, welches durch schichtenweises Auftragen und Trocknen des Formlehms auf eine konische hölzerne Formspindel erzeugt wird, indem eine seitwärts befindliche Chablone (das Formbret) die Gestalt des Rohres angiebt. Die Schellzapfen sind von Holz oder Gyps gedreht, die Henkel in besonderen Formen aus Wachs gegossen und sämmtlich an dem Rohrmodell mit Nägeln oder Schrauben befestigt.

Wenn das Modell fertig ist, so wird es mit Talg oder heißem Pech bestrichen und nach dem Erkalten dieser Schlichte die Form selbst auf gleiche Weise wie das Modell aus mehreren über Kohlenfeuer getrockneten Formlehmlagen gebildet, wobei man unter der äußersten Schicht eiserne Schienen und Bänder umlegt. Ist die Form fertig, so zieht man die Formspindel heraus, reinigt die Form von den Theilen des dadurch zerbrochenen Modells, brennt ihre innere Fläche über einem hellen Feuer aus und überzieht diese Fläche mit einer Schlichte von Milch, Kreide und Thon rc. Endlich vereinigt man nach Verschluß der Schellzapfenöffnungen diese Form mit der auf gleiche Weise gefertigten Form des Bodenschlusses und der Traube, indem man die an den Eisenstäben beider Formtheile angebrachten Haken oder Ringe mit Draht zusammenreitelt. Bei 24pfündigen Kanonen wird auch wohl der verlorne Kopf, d. i. ein über der Mündung angegossener Cylinder, dessen Schwere dem Metall des Rohres bei dem Gießen die gehörige Dichtheit giebt, besonders geformt und dieser Formtheil mit der Rohrform so wie der Bodenschluß vereinigt.

Das Material zu dieser Arbeit oder der **Formlehm** ist ein durch Schlemmen, Sieben und wiederholtes Durcharbeiten fein und gleichförmig gemachter Lehm, nämlich ein natürliches Gemenge von Kieselerde und Thonerde mit etwas Eisenoxyd. Man setzt Flußsand oder Ziegelmehl zu, je nachdem derselbe zu viel oder zu wenig Thonerde enthält. **Zierlehm** ist besonders feiner Formlehm, welchen man zur Erlangung scharfer Kanten in den äußersten Schichten des Modells und in den innersten Schichten der Form (des **Mantels**) anwendet, und wird auf mannichfache Weise bereitet. Dem Lehm zum Modell setzt man auch wohl Pferdedünger zu, wel-

cher durch sein Verbrennen die Masse auflockert und deren nachmalige Entfernung erleichtert.

Da die Fertigung eines Lehmmodells auf die obige Weise sehr zeitraubend ist, so hat man sich auch der Gypsmodelle oder hölzerner Modelle mit aus Lehm aufgeformten Friesen bedient. Die Gypsmodelle brennen sich durch das Austrocknen der Form mürbe, so daß man dieselben leicht wieder aus der Form entfernen kann; die Holzmodelle werden im Ganzen (ohne die aufgesetzten Friesen, Schellzapfen u. s. w.) herausgezogen. Am allerkürzesten ist das Formen in Kasten über eiserne oder metallene Modelle. Hierbei bedient man sich entweder des Lehms (Massenförmerei), oder des Formsandes (Sandförmerei), welcher verhältnißmäßig mehr Kieselerde und weniger Thonerde als der Lehm enthält und durch einige Feuchtigkeit im Innern eine zur Kastenförmerei hinlängliche bindende Kraft erhält. Die Sandformen dürfen daher nur weniger als die Lehmformen der Massenförmerei, oder nach Maßgabe der Beschaffenheit des Sandes gar nicht getrocknet werden, sondern man verhindert die Einwirkung der in denselben enthaltenen Feuchtigkeit auf das Metall durch einen Ueberzug von Thon und Graphit. Die Lehmformen haben vor den Sandformen den Vorzug, daß der Guß langsamer in denselben erkaltet, wodurch das Metall an Festigkeit zu gewinnen scheint; ein Zusatz von Kohlen- oder Koakpulver zu dem Formlehm erhöht diesen Vortheil noch mehr.

Die Modelle und Formkasten der einzelnen Rohrtheile, als des verlornen Kopfes, des Mundstücks, des Delphinenstücks u. s. w., bestehen sämmtlich aus 2 in der Visirebene zusammenstoßenden Theilen, welche vermittelst (bei den Modellen innerlich angebrachter) vorstehender Ränder eben so wie die verschiedenen Formkasten und Modelltheile genau zusammenpassen und durch Schrauben oder Bolzen u. s. w. vereinigt werden können.

Um einen Theil des Rohres zu formen, stellt man die eine Hälfte des entsprechenden Formkastens und Modells mit der Rohraxe senkrecht und gegen ein senkrechtes Formbret gestützt auf, stampft den Zwischenraum zwischen Form und Modell mit Formmasse aus, legt die Form um, nimmt das Formbret ab, bestreut die freie Fläche der Formmasse mit trockenem Sand, richtet diese halbe Form wieder auf, setzt die zweite Hälfte des Modells und des Kastens daran und formt nun diese Hälfte wie die erste.

Ehedem, wo man die Geschützröhre noch nicht zu bohren verstand, mußten dieselben hohl (über den Kern) gegossen werden, indem man die Form der Seele (den Kern) aus Lehm über eine eiserne Kernspindel auf dieselbe Weise wie das Modell des Rohres bildete. Das untere Ende der Kernspindel wurde in eine am Boden des Rohres in die Form eingesetzte, in ihrer Mitte durchbohrte eiserne Scheibe (das Kränzeisen) eingesetzt; das obere Ende derselben war auf gleiche Weise, vermittelst einer Zinnscheibe festgehalten, welche in einem zwischen der Mündung und dem verlornen Kopf geformten Falz saß. Dessen ungeachtet fiel die Bohrung häufig schräg aus. Leichter ist dieser Fehler bei den Mörsern wegen ihrer geringen Länge zu vermeiden; auch gießt man dieselben noch häufig über den Kern, welcher jedoch stets etwas kleiner als die Seele ist, damit man zur Erlangung glatterer, innerer Flächen noch etwas nachbohren kann. Ry.

Forst (Terrainl.), s. Wald.

Fortification, s. Befestigungskunst.

Fortification moderne nennt man gewöhnlich das bastionirte Befestigungssystem, welches von der Ingenieurschule zu Mezières ausgegangen ist. Es ist eigentlich die nach Cormontaigne verbesserte erste Vauban'sche Befe-

stigungsmanier (s. Cormontaigne), welche noch durch einige Zusätze von dieser Ingenieurschule verstärkt wurde. Diese nach und nach entstandenen Zusätze, wodurch sich diese sogenannte fortification moderne von der Cormontaigne'schen Befestigung unterscheidet, sind folgende:

1) die Bollwerke erhielten Cavaliere;
2) die Bollwerksfasen wurden von dem Cavalier durch einen Graben getrennt und von den Schulterpuncten derselben nach den des Cavaliers durch eine Brustwehr abgeschnitten, so daß dadurch zugleich für das Bollwerk ein Abschnitt gebildet wurde;
3) in den ausspringenden Waffenplätzen vor den Ravelinspitzen wurden kleine lunettenförmige Reduits angelegt, welche aus einer crenelirten Mauer bestehen;
4) vor den Bollwerksspitzen befinden sich am Fuße des Glacis als vorliegende Werke große Erdlunetten mit revetirter Escarpe und Contrescarpe; und endlich
5) findet man dabei eine mehrfache Anwendung von Kleingewehrgallerien, vorzüglich hinter den Revetements der Contrescarpen.

Als Vortheile, welche durch diese Zusätze erlangt wurden, lassen sich anführen:

1) daß von den Cavalieren aus das vorliegende Terrain besser übersehen und die feindlichen Belagerungsarbeiten schon in der Ferne wirksamer beschossen werden können, als dies von den Bollwerkslinien geschehen kann;
2) daß der Cavalier zugleich als Abschnitt dient, bei welchem der Abschnittsgraben durch Kleingewehrgallerien eine zweckmäßige niedere Bestreichung erhält;
3) daß die Reduits, welche sich in den ausspringenden Winkeln des gedeckten Weges vor den Ravelinspitzen befinden, gemeinschaftlich mit den Reduits der eingehenden Waffenplätze die Eroberung des gedeckten Weges mehr erschweren;
4) daß die großen, vor den Bollwerksspitzen liegenden Lunetten durch ihre vorgeschobene Lage die nahe rückenden Belagerungsarbeiten so gefährden, daß sie genommen werden müssen, bevor der Angriff auf dem gedeckten Wege ausgeführt werden kann. Dabei besitzen sie durch ihre Profilirung und durch die ihnen zu Theil werdende flankirende Vertheidigung vom Ravelin und Hauptwall aus ein beträchtliches Widerstandsvermögen, während der Feind nach ihrer Eroberung im Innern wegen der nach dem Bollwerk offenen Kehle — welche gegen einen Ueberfall bloß durch eine crenelirte niedere Mauer verwahrt ist — keinen Schutz gegen das Feuer desselben findet. Außerdem ist auch noch der Graben dieser Werke durch Kasematten für Kleingewehr und einige Kanonen kräftig bestrichen und ihre Verbindung mit den rückliegenden Hauptwerken durch unterirdische Communication hinlänglich gesichert.

Als Nachtheile oder Mängel, welche diese Zusätze oder Verstärkungen herbeiführen oder besitzen, lassen sich aber anführen:

1) daß die großen Cavaliere den innern Raum der Bollwerke sehr beschränken und der manövrirenden Artillerie des Vertheidigers eine große Fessel werden;
2) daß der Abschnittgraben in den Bastionsfasen gerade an der Stelle, welche dem Ravelingraben gegenüberliegt, den Wallgang wegnimmt und letzterm Graben dadurch die flankirende Vertheidigung raubt;

3) so gut an sich auch die vor dem Glacis liegenden Lunetten eingerichtet sind, so führen sie doch den wesentlichen Nachtheil herbei, daß sie das Feuer der nebenliegenden Ravelins maskiren. P.

Forts oder **detaschirte Werke** (forts) nennt man solche kleine Festungen, die in der Nähe größerer Festungen liegen, theils um dadurch für die Hauptfestung wichtige Terrainpuncte zu behaupten, theils, wenn die Festung zu einem Hauptwaffenplatz bestimmt ist, diese so zu umgeben, daß der Feind durch sie weit genug entfernt gehalten wird, um die darin aufgehäuften Vorräthe gegen Bombardement zu sichern. Durch ihre größere Entfernung als die vorliegenden Werke (s. d.) vom Hauptwerke der Befestigung müssen sie in ihrer Vertheidigung mehr selbstständig und unabhängig von den hinterliegenden Befestigungen sein, dabei aber immer mit dem ganzen System der Befestigung zusammenstimmen. Dann sind es völlig geschlossene Werke — Tenaillen= oder Bastionairbefestigungen (s. Befestigungsmanier, I. B., S. 452.) (bastionirte Vier= oder Fünfecke), zuweilen auch völlig kasemattirte Werke. — Bei größerer Nähe, wenn sie nämlich noch im wirksamen Geschützbereich der Festung liegen, müssen die der Festung zugewendeten Seiten offen sein, damit ihr Inneres nach der Wegnahme dem Feinde gegen die Festung keine Deckung bietet. Viele Festungen sind durch solche Werke verstärkt; als Beispiele können unter anderen **Gironne**, **Coblenz** und **Torgau** angeführt werden. P.

Fossalta, Schlacht bei, **zwischen den Bolognesern und König Enzio, den 26. Mai 1249.**

Während Kaiser Friedrich II. nach Apulien zurückgegangen war, hatte er seinen tapfern Sohn Enzio, König von Sardinien, gegen die aufrührerischen Städte in Oberitalien zurückgelassen. Es bedurfte allerdings eines so muthigen und raschen Feldherrn wie Enzio es war, um die Oberhand über die vereinigten Städte und Guelfen zu behaupten, da nur wenige Städte, unter diesen Modena, der Sache des Kaisers treu geblieben waren. Gegen dieses wendeten sich die Bologneser, als die gütlichen Verhandlungen keinen Erfolg gehabt hatten, mit Heeresmacht, während Enzio anderwärts beschäftigt war. Ein mächtiges Heer, aus den verbündeten Lombarden, Bolognesern und Brescianern bestehend, unter den Befehlen des Podestà von Bologna, Filippo Ugone aus Brescia, zog im Mai gegen Modena aus und war eben etwa 2 Miglien von dieser Stadt an der Scultenna angekommen und mit Herstellung der alten Brücke des heiligen Ambrosius begriffen, als plötzlich von Fossalta her der König Enzio an der Spitze der Cremoneser, Modeneser, Parmenser, Reggianer, Florentiner und Deutschen daherеilte. Das unerwartete Erscheinen des raschen Feindes nöthigte den Podestà andere Maßregeln zu ergreifen und auf dem rechten Ufer des Flusses sich aufzustellen. Zwar versuchte Enzio, dieses zu hindern und durch eine Furth über den Fluß in den Rücken des Feindes zu kommen; aber die Aufmerksamkeit Filippo's legte schnell des Königs Vordringen so mächtige Hindernisse in den Weg, daß nach heftigem, aber unentschiedenem Kampfe dieser in seine frühere Stellung zurückweichen mußte. Von beiden Seiten rüstete man sich nun für den andern Tag, den 26. Mai, zu einer entscheidenden Schlacht. Filippo, der noch am Abend durch Antonio Lambertazzi aus Bologna eine Verstärkung von 2000 M. zugeführt erhalten hatte, theilte seine Scharen in 3 große Schlachthaufen, von denen der letzte zur Reserve bestimmt war. Auch Enzio, davon unterrichtet, bildete aus den Deutschen und den besten Italienern 2 Haufen und ließ den 3. Haufen, die Modeneser, zu gleichem Zwecke wie Filippo in seinem Rücken zurück. Die

aufgehende Sonne des 26. Mai's begrüßte die Streitenden, als sie schon lange in blutiger Arbeit waren, und beleuchtete die gerötheten Wellen der schäumenden Scultenna. In ungeordneten Massen sah man Italiener gegen Italiener fechten und die Ehre des Tages Mann gegen Mann nur in dem Siege der Uebermacht suchen. Hunderte, ja Tausende fielen als Opfer des Parteihasses, und unermüdet sah man bis zum Abend immer neue Haufen in's Gefecht rücken; an der Spitze von Allen, die Ihrigen durch Wort und That ermunternd, fochten die Feldherren. Aber eine Entscheidung des heißen Kampfes wurde erst dann, als man den König Enzio im Zweikampfe mit Lambertazzi von seinem unter ihm getödteten Pferde stürzen sah. Da wandten sich die Modeneser zur Flucht; ihnen folgten die vorderen Reihen der königlichen Truppen, und Enzio, von seinem Gefolge und seinen treuesten Anhängern umgeben, wurde, als er vergebens die Ordnung herzustellen sich bemühete, bald von den nachdrängenden Bolognesern umringt. Männlich wehrte sich lange der tapfere Hohenstaufe, um seine Freiheit so theuer als möglich zu verkaufen; umsonst! er, Marino von Ebulo, Buoso von Doaria (Dovara), der Anführer der Cremoneser, und etwa 200 Andere wurden gefangen. Frohlockend und feierlich zogen die Sieger in Bologna ein, erfreut, den besten und tapfersten Sohn des Kaisers in ihrer Gewalt zu haben. Vergebens drohte Friedrich II. bei seinem kaiserlichen Zorne, vergebens suchte er mit ihnen zu unterhandeln, vergebens bot auch Enzio für seine Freilassung einen silbernen Ring, der um ganz Bologna herumgehe; der ritterliche, 24jährige Jüngling blieb 22 Jahre als Gefangener in Bologna bis an seinen Tod. (Vergl. v. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, 4. Bd, S. 253 f., wo die Quellen angegeben sind). C.

Fossano, Genola und Savigliano, kleine Städte in Oberitalien. Schlacht zwischen dem französischen General Championnet und dem kaiserlich östreichischen Feldmarschall Melas, den 4. Nov. 1799.

Als Moreau nach Paris zurückberufen worden war, erhielt General Championnet (s. d.) den Oberbefehl über beide franz. Armeen in Italien und zog seine Truppen nach Coni (Cuneo) zusammen, um diesen Punct und seine Verbindung mit Riviera zu sichern, während er den Feind in seiner Aufstellung in den Apenninen und in der für ihn wichtigen Gegend von Mondovi beschäftigen ließ. Bisher war der franz. General jeder Hauptschlacht ausgewichen; nachdem er sich aber bis auf 45,000 M. verstärkt hatte, ergriff er die Offensive, die eigentlich bei der günstigen Stellung der Oestreicher von diesen hätte ausgehen sollen. Championnet wollte mit 3 Colonnen, von denen eine unter General Duhesme vom Berg Cenis durch das Perosathal herabkam, eine zweite auf dem linken und eine dritte auf dem rechten Ufer der Stura vorging, beide feindlichen Flügel in Verbindung mit einem Frontangriff umgehen. St. Cyr sollte durch einen verstellten Rückzug nach Acqui und Alba hin, den Rücken des Feindes zu gewinnen suchen. Melas aber, von den Plänen seines Gegners unterrichtet, schickte sogleich den Feldzeugmstr Kray gegen St. Cyr, mit dem Befehl, denselben auf jeden Fall anzugreifen, und sich alsdann, der Ausgang des Gefechtes möge sein, welcher er wolle, nach Alba zu werfen. Der kaiserl. Oberfeldherr selbst aber, erkennend, daß der Zeitpunct eines Haupttreffens gekommen sei, welches vielleicht den ganzen Feldzug sogleich beendigen könnte, überschritt in der Nacht vom 2. auf den 3. Novbr. mit 40 Bat. (29,235 M.) und 44 Schwdr. (6057 Pf.) die Stura und dehnte nun auf deren linkem Ufer seinen rechten Flügel bis Marenne, den linken bis hinter Fos=

sano aus, während er, um Championnet zu täuschen, im Lager von Magliano di Sopra in den Nächten des 2. und 3. Novbr. die Feuer unterhalten und die feindliche Vorpostenkette bei Crava und Morozzo allarmiren ließ. Am 3. drang die franz. Colonne auf dem linken Sturaufer, aus den Divisionen der Generale Grenier und Victor (18,000 M.) bestehend, bis Fossano, Genola und Savigliano vor und besetzte diese Puncte. Melas bildete 3 Angriffscolonnen, deren erste vom rechten Flügel unter Feldmarschallieut. Baron Ott den Feind aus Savigliano vertreiben, sich aber alsdann mit aller Macht nach Valdigio wenden und sich hier mit der zweiten Colonne vom Centrum unter Feldmarschallieut. Graf Mittrowsky vereinigen sollte, welche, über S. Lorenzo vorgerückt, den Angriff auf Savigliano zu unterstützen bestimmt war. Feldmarschallieut. Baron Elsnitz sollte mit der dritten Colonne vom linken Flügel Genola nehmen und den Feind bei Valdigio so lange beschäftigen, bis die beiden andern Colonnen nachrücken könnten. Zu Erhaltung der Communication mit Turin blieb General Baron Lattermann mit 6 Grenadierbat. bei Raconigi zurück, so wie General Gottesheim mit seiner Brigade und der Garnison von Fossano die franz. Linien bei Murazzo beunruhigen sollte, um der ersten und zweiten Colonne Zeit zur Einnahme von Savigliano zu verschaffen. Am 4. Novbr., früh 4 Uhr, rückten beide Theile vorwärts, um eine entscheidende Schlacht zu liefern. Bei Marenne stießen die Divisionen Victor und Grenier, die den rechten östreich. Flügel umgehen sollten, auf die 12 Bat. des Feldmarschallieut. Ott und begannen das Treffen durch eine heftige Kanonade, die jedoch Baron Ott dadurch unterbrach, daß er treffenweise mit immer neuen Truppen und aller Gewalt sich in die franz. Colonnen stürzte, um dieselben zum Weichen zu bringen. Nach hartnäckigem Gefechte endlich, nachdem beide Theile vergebens in dem coupirten Terrain sich zu umgehen versucht hatten, zog sich das franz. Corps nach Savigliano zurück und bemühte sich, das weitere Vordringen des Feindes durch ein anhaltendes Geschützfeuer zu hindern. Als aber Feldmarschallieut. Fürst Joh. Liechtenstein mit 4 Dragonerschwadronen die Granabrücke forcirt und so der Infanterie des Barons Ott Gelegenheit verschafft hatte, in der Flanke vorzudringen, traten die franz. Divisionen in 2 Colonnen den Rückweg an, deren eine nach Valdigio, die andere (Victor) nach Genola sich wendete, bis wohin sie Feldmarschallieut. Mittrowsky heftig verfolgte. Feldmarschallieut. Elsnitz hatte sich Fossano's bemeistert und war gegen Genola vorgerückt. General Graf Adorian, der den Vortrab der dritten Colonne führte, bot in mehreren Angriffen alle Kräfte auf, den Feind, der hier unter Championnet's eigener Anführung seine Hauptmacht versammelt hatte, über den Haufen zu werfen. Dennoch kam der blutige Kampf zu keiner Entscheidung, bis Mittrowsky von Savigliano her vorrückte. Das nun allgemein gewordene Gefecht endigte mit dem Rückzuge des franz. Corps nach Centale, von wo sie Feldmarschall Melas bis Cuneo trieb. Feldmarschallieut. Ott hatte während dessen nur 1 Bat. in Savigliano zurückgelassen und war nach Valdigio aufgebrochen, wo sich die von Genola und Savigliano weichenden Truppen aufgestellt hatten. Aber es lag nicht in dem Plane der franz. Generale, eine Schlacht noch länger nutzlos auszudehnen, deren Ausgang bereits bei Genola vollkommen entschieden war, und Baron Ott fand, als er Nachmittags 2 Uhr Valdigio angriff, keinen Widerstand mehr. Wäre General Duhesme mit seiner 6000 M. starken Colonne zur rechten Zeit eingetroffen, und hätte er sich gleich anfangs vor Savigliano dem Plane gemäß mit der Division Grenier vereinigt, so würde wahrscheinlich das Treffen auf diesem Flügel eine andere

Wendung genommen haben; statt dessen kam er erst, als die franz. Armee bereits in vollem Rückzuge auf Centale war, mit der Hälfte seiner Division über Saluzzo in die Nähe von Savigliano und mußte sich, als General Marquis Sommariva mit Ungestüm über ihn herfiel, mit Verlust in das Gebirge zurückziehen. Die franz. Colonne auf dem rechten Ufer der Stura unter General Le Moine hatte wenig Widerstand gefunden und Mondovi, Carru und Bene besetzt. Championnet sammelte am folgenden Tage seine Truppen bei Borgo S. Dalmazzo; Melas nahm seine Stellung zwischen Murazzo und Ronchi. Die Franzosen verloren am 4. Novbr. 4000 M. und 180 Officiere als Gefangene und 5 Kanonen; ihr Gesammtverlust wird auf 8000 M. geschätzt. Die Oestreicher hatten 174 Todte, wobei General Adorian und 4 Officiere, 1948 Verwundete, worunter 74 Officiere und 225 Gefangene verloren. (Oestr. mil. Zeitschr., Jahrg. 1822, 4. Heft. Gesch. des Feldzugs 1799 in Deutschl. u. der Schweiz, 2. Thl., 12. Abschnitt). C.

Fougaden, gleichbedeutend mit Fladderminen, s. Minen.

Fouqué, Heinrich August Baron de la Motte Fouqué, königl. preuß. General der Infanterie, Ritter des Ordens vom schwarzen Adler und des pour le mérite ꝛc., war im Haag am 4. Febr. 1698 geboren und kam in seinem 8. Jahre an den Hof des Fürsten Leopold von Dessau als Page. Im J. 1715 übernahm dieser Fürst das Commando der preuß. Truppen, welche zur Belagerung von Stralsund bestimmt waren; F. hoffte, ihn dahin begleiten zu dürfen, erhielt aber den Befehl, zum Dienste der Fürstin zurückzubleiben. Der kriegslustige Jüngling ertrug dies nicht, entwich heimlich dem Hoflager und schloß sich dem preuß. Regimente des Fürsten an; dieser that, als bemerkte er es nicht, und ließ ihn ruhig einige Tage mitziehen, nahm ihn aber dann in sein Gefolge auf. Bei dem Kampfe um den Besitz der Insel Rügen hielt der Fürst hinter der Front seines Regimentes; ein Soldat desselben stürzte getödtet nieder, F. sprang vom Pferde, ergriff dessen Waffen und stellte sich an den Platz des Gebliebenen; nach dem Gefechte ernannte ihn der Fürst zum Officier des Regimentes. Eine lange Friedenszeit erlaubte unserm Helden, sich den Wissenschaften zu widmen; er blieb auch nicht unbemerkt, denn im Jahre 1725 ertheilte ihm der König von Preußen den damaligen preußischen Orden de la générosité. Auch mit dem Kronprinzen, nachherigem Könige Friedrich II., stand F. auf einem sehr guten Fuße, und das Band mußte sich noch inniger schlingen, als 1730 der Kronprinz in Folge seiner projectirten Entweichung als Gefangener in Küstrin war; F. suchte und erhielt die Erlaubniß, dem erhabenen Gefangenen Gesellschaft zu leisten. Auch nach der Aussöhnung des Sohnes mit dem königlichen Vater blieb F. der Freund des Ersteren und gehörte mit zu dem geistreichen Kreise, der sich oft bei demselben in Rheinsberg einfand. Hierdurch hatte er aber die Zuneigung seines Regimentschefs, des Fürsten von Dessau, verscherzt, was ihn dieser mehr und mehr empfinden ließ, und dadurch F. vermochte, 1738 um seine Entlassung anzuhalten, die ihm auch mit dem Grade eines Majors bewilligt wurde. Seine Familie standesmäßig zu erhalten, war F. genöthigt, im Auslande Dienste zu suchen; er ward als Oberstlieutenant in der dänischen Armee angestellt. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms I. rief der neue Monarch den erprobten Freund zurück, ernannte ihn zum Obersten und verlieh ihm das Commando über das neu errichtete Regiment von Camas. — Der erste schlesische Krieg brach aus. F. besetzte das unbefestigte Schweidnitz; doch erst im Februar 1742 sollte er mit dem Feinde zusammentreffen. Er lieferte mit 6

Grenadiercompagnien ein glückliches Gefecht bei Neu-Titschin und besetzte dann Kremsie. Von dort aus machte er unter steten Gefechten mit dem General Nadasdy den Marsch zur Vereinigung mit dem Fürsten Dietrich von Anhalt-Dessau und führte dann dessen Avantgarde kämpfend nach Troppau. Nach der Schlacht von Czaslau stieß er wieder zu dem Heere des Königs und wurde bald von diesem zum Gouverneur der Grafschaft Glatz ernannt. In diesem Posten blieb F. längere Zeit, er wurde Generalmajor und Chef eines Regimentes; aber es war ihm nicht vergönnt, an dem zweiten schlesischen Kriege Antheil zu nehmen. Unter dem 24. Jan. 1751 wurde er zum Generallieutenant avancirt; im Mai desselben Jahres hing der König ihm eigenhändig das große Band des Ordens vom schwarzen Adler um. — Im J. 1756 brach der Kampf aus, der unter dem Namen des 7jährigen Krieges eine so große Rolle in der Geschichte spielt. Der erste Feldzug ging für F. nur unter Märschen hin; dagegen stand er im folgenden Jahre bei Schwerin, dessen Avantgarde er führte, so wie er in der Schlacht bei Prag dessen linken Flügel befehligte. Als der greise Held Schwerin rühmlich für sein Vaterland gefallen war, übernahm F. einstweilen dessen Commando; bald traf auch ihn eine Kartätschenkugel, die ihm das Degengefäß, zum Theil auch die rechte Hand zerschmetterte; er ließ sich einen andern Degen an die blutende Hand festbinden und führte die Bataillone in das Feuer; erst nach erfochtenem Siege dachte er an seine Wunde. Anfangs September war diese vollkommen geheilt, und am 8. übernahm F. das Commando über das Corps des bei Mays gebliebenen Generals von Winterfeld. Am 15. December 1757 bestand er ein glückliches Gefecht mit der Arrièregarde des bei Leuthen geschlagenen Feindes in der Gegend von Landshut und befehligte dann die Blokade von Schweidnitz, so wie er späterhin die Belagerung dieser Festung deckte und bei dieser Gelegenheit am 21. März 1758 bei Habelschwerdt, den östreichischen General Janus schlug. Mit den ersten Tagen des Monats Mai führte F. von Neisse aus einen großen Train, zur Belagerung von Ollmütz bestimmt, nach Mähren. Während dieser Belagerung wurde er am 14. Juni in den Laufgräben durch eine Kanonenkugel am linken Beine verwundet, doch nur leicht; denn schon am 6. Julius war er wieder dienstfähig. Nach Aufhebung der Belagerung erhielt er ein abgesondertes Corps von 18 Bat. und 30 Escdr. mit der Bestimmung, die Belagerungsartillerie nach Glatz und von dort wieder Lebensmittel zu der Armee zu geleiten. In der zweiten Hälfte von 1758 nahm er die Stellung bei Landshut, worin er sich mit ungefähr 9000 M. gegen 33,000 Feinde erhielt, bis er im November durch den Prinzen Heinrich abgelöst wurde und sich mit dem Könige vereinigte. Der König eilte nach Sachsen; F. blieb in Oberschlesien, wo er noch mehrere Gefechte lieferte und die Oestreicher nöthigte, die Blokade von Kosel aufzuheben. Dem ausdrücklichen Befehle des Königs zu Folge mußte F. mit seinem Corps eine Expedition nach den Ufern der Morawa machen; er hatte deren Mißlingen vorhergesagt, und es kam auch so. — Späterhin ging F. in seine alte Stellung bei Landshut, von wo er mehrere Male wieder vordrang, auch verschiedene, für ihn ehrenvolle und glückliche Gefechte lieferte. Am Ende des Feldzuges von 1759 schloß er mit dem ihm gegenüberstehenden General Laudon eine Convention zur Einstelluug der Feindseligkeiten während des Winters. Als im Frühjahre 1760 diese Waffenruhe aufgekündigt wurde, hatte F. wieder die Aufgabe, Oberschlesien zu decken; er nahm Maßregeln, die den Beifall des Monarchen nicht hatten, der den gemessenen Befehl ertheilte, den Posten von Landshut, den sein Feldherr hatte verlassen müssen,

wieder zu nehmen; dies geschah. Laudon griff am 23. Juni mit Anbruch des Tages mit einer Macht von 32,000 M. das preuß. Corps an, welches ungefähr 10,000 M. zählte, und nach einem sehr lebhaften Gefechte ward dies Letztere zum größten Theile gefangen. F. theilte dies Loos; sein Pferd wurde erschossen, er lag unter demselben, aber nur zum Theil dadurch gedeckt. Schonungslos hieben die feindlichen Reiter auf ihn ein; da warf sich sein Reitknecht Trautschke über ihn, fing die Hiebe auf und rief: „Wollt Ihr denn den commandirenden General umbringen?" Der Husarenrittmeister von Eichbeck, Adjutant des Generals Laudon, befreite den preuß. Feldherrn, der eine Hiebwunde am Kopfe, eine an der Schulter und eine am Ellbogen erhalten hatte; der treue Reitknecht blutete aus 13 Wunden. Der gefangene General wurde zuerst nach Königingrätz, dann nach Brünn und endlich nach Bruck an der Leitha gebracht. Mehrfache Vorschläge zu seiner Auswechselung lehnte Marie Therese ab; F. selbst aber zog sich den Haß des Hofkriegsrathscollegiums zu, als er sich der preuß. Kriegsgefangenen mit Eifer annahm; gleichsam zur Strafe dafür ward er nach Karlstadt in Kroatien verwiesen. Der Hubertsburger Friede gab auch ihm die Freiheit wieder; er reiste am 7. April 1763 von Karlstadt fort, erhielt unterweges eine Einladung, nach Wien zu kommen, lehnte diese aber ab und langte glücklich in Glatz an. Bald erhielt er von Sans souci ein Schreiben seines königlichen Freundes mit der Bitte, zu diesem zu kommen; er blieb eine Woche dort und nahm später mit des Monarchen Bewilligung den beständigen Aufenthalt auf seiner Dompropstei zu Brandenburg. Geehrt von Friedrich dem Großen, mit dem er einen steten Briefwechsel unterhielt, lebte der Greis ein ruhiges Leben, bis er am 3. Mai 1774 sanft entschlummerte. (Vergl. Lebensbeschreibung des ꝛc. de la Motte Fouqué, verfaßt von seinem Enkel. Berlin, 1824). F. W.

Fourage. Obgleich dieses Wort durch „Pferdefutter" vollkommen übersetzt wird, so haben sich doch noch mehrere Wörter davon abgeleitet, die sich im Deutschen nicht so kurz wiedergeben lassen, weßhalb das Wort Fourage in der Militairsprache das Bürgerrecht erlangt hat. Die Fourage zerfällt in Hartfutter (Hafer, Gerste ꝛc.), Rauchfutter (Heu, Stroh) und grünes Futter (Gras, Klee, junges Getreide ꝛc.). Wird sie aus Magazinen entnommen, so nennt man das „Fourage fassen;" wird sie hingegen von entsendeten Truppenabtheilungen aus Dörfern und von Feldern selbst geholt, so nennt man das „Fouragiren;" die Leinen, deren sich die berittenen Fourageurs bedienen, um das Rauchfutter oder grüne Futter zusammenzubinden, heißen Fouragirleinen und werden gewöhnlich zusammengerollt an der rechten Seite des Sattels geführt.

In manchen Ländern, ganz besonders in Spanien und Portugal, ist großer Mangel an gewöhnlichem Pferdefutter, und man muß dann nehmen, was das Land darbietet. In den spanischen Provinzen Valencia, Murcia und Caen wird man sich lediglich auf Mais und Johannisbrod (algarrobas) beschränkt sehen. Dieses findet man aber in sehr großer Menge, indem mancher Baum einige tausend Pfund solcher Schoten liefert; man trifft nicht selten ganze Wälder davon an. Im Königreiche Valencia mußte sich die ganze Cavalerie des 3. franz. Armeecorps während der Feldzüge 1811 bis 13 mit Johannisbrod begnügen. In Gegenden, wo der Reisbau stark betrieben wird, entbehrt man sowohl des Häcksels als des Lagerstrohs. (S. Heinrich von Brandt über Spanien). Pz.

Fouragirungen. Sie machen einen Hauptbestandtheil der Armeeverpflegung aus (s. Verpflegung der Truppen) und spielten sonst auch noch

in anderer Beziehung eine wichtige Rolle, indem mancher Feldherr es einem Siege gleich achtete, wenn es ihm gelungen war, gleichsam unter den Augen des Feindes eine große Fouragirung auszuführen.

Die Unmöglichkeit, die so große Anzahl Pferde einer Armee durch regelmäßige Lieferungen auf die Dauer zu ernähren, führte schon frühzeitig zu dem Auskunftsmittel, die Cavalerie, Artillerie und das gesammte Fuhrwesen für ihre Fouragebedürfnisse selbst sorgen zu lassen. Dies war hauptsächlich dann nöthig, wenn die Armeen aus irgend einem Grunde mehrere Tage still standen, oder wenn es an Transportmitteln fehlte, das Futter auf Wagen herbeizuschaffen. Aber auch in neuerer Zeit, wo die Magazinverpflegung weit seltner eintritt, die Armeen fast immer in Bewegung bleiben und ihre Bedürfnisse gern an Ort und Stelle entnehmen, sind die Fouragirungen an der Tagesordnung gewesen und werden es immer bleiben, wo große Truppenmassen auf einem engen Raum zusammengedrängt, oder die in der Nähe vorhandenen Fouragevorräthe aufgezehrt sind, oder auch für spätere Zeiten (wie in Festungen) aufgespart werden sollen. Man bemächtigt sich aber auch bisweilen aller Fouragevorräthe einer Gegend, die man dem Feinde nicht streitig machen kann, um die Verpflegung seiner Pferde zu erschweren. Ein solches Verfahren nennt man „eine Gegend ausfouragiren.“

Die Fouragirungen an sich zerfallen in trockne und grüne. Die trocknen bestehen in der Fortschaffung des in den bezeichneten Dörfern befindlichen Hart- und Rauchfutters; bei grünen Fouragirungen wird das Getreide, Gras rc. durch die Truppen oder in Requisition gesetzte Bauern vom Felde gemäht. In beiden Fällen werden dazu besondere Commando's entsendet, welche ihr Geschäft in der Nähe des Feindes unter dem Schutze einer andern Truppenabtheilung verrichten. Es sind dazu folgende Anordnungen nöthig.

Vom Chef des Generalstabes werden zuvörderst die Fouragirungsbezirke bestimmt. Die zur Deckung befehligten Truppen marschiren zuerst ab und nehmen eine geeignete Aufstellung; ihnen folgen die Fourageurs regimenterweise nach den ihnen durch den Generalstab bezeichneten Ortschaften oder Bezirken. Der Abmarsch muß vor Tagesanbruch geschehen, damit man den Tag ganz benutzen kann. Der die Fouragirung leitende Stabsofficier muß sich mit dem Commandanten der Bedeckung in Rapport setzen, ihn von Zeit zu Zeit von den Fortschritten der Fouragirung benachrichtigen, dagegen aber auch von diesem benachrichtigt werden, welcher Theil des Fouragirungsbezirks vom Feinde am leichtesten oder stärksten bedroht werden könne, damit man dort das Geschäft möglichst beschleunige.

Die Fourageurs sind beritten, mit Leinen und leeren Säcken versehen. Bei grünen Fouragirungen müssen sie auch Sicheln und Sensen mitnehmen. Ob die Pferde der Reiter nur gesattelt oder völlig bepackt, die Reiter ohne Waffen oder mit Säbel und Pistolen versehen sein sollen, hängt von Umständen ab und wird besonders befohlen. Die Hauptsache ist, daß man so viel Fourage als möglich heimbringe und keine Excesse begehe.

Sobald ein Trupp Fourageurs vor dem ihm bezeichneten Dorfe ankommt, begiebt sich dessen Anführer zur Ortsbehörde, deutet seine Forderung an und sucht die Einwohner dahin zu bewegen, daß sie die verlangte Quantität Futter freiwillig vor dem Dorfe zusammenbringen, wodurch das Geschäft am schnellsten und ohne Unordnung beendigt wird. Fruchten die desfallsigen Vorstellungen nicht, so muß die Fouragirung von den Soldaten unmittelbar vollzogen werden, was man in der Regel gern vermeidet. Zu

diesem Zweck begiebt sich der Anführer in Begleitung eines kleinen Trupps in das Dorf, schätzt die in den Scheunen und Böden vorhandenen Vorräthe und vertheilt dann die Mannschaft. Sollten die Bewohner sehr feindselig gestimmt sein, so ist es rathsam, nur die Hälfte des Commando's einrücken zu lassen; auch kann man sich einiger angesehenen Bauern als Geiseln bedienen. In jedem Falle muß aber ein Trompeter oder Hornist am Eingange oder auf einem freien Platze des Dorfes bleiben, um die Fourageurs schnell sammeln zu können.

Den Fourageurs ist Eile zu empfehlen und jede Art von Plünderung oder Gewaltthätigkeit streng zu untersagen. Die bei dem Commando eingetheilten Officiere und Unterofficiere müssen von Haus zu Haus, von Scheune zu Scheune gehen und auf Ordnung sehen. Sollten in der Gegend, wo die Bedeckung Stellung genommen hat, Schüsse fallen, so darf sich dadurch Niemand stören lassen; sonst wird keine Fouragirung zu Stande gebracht. Der Anführer wird selbst ermessen, wann es Zeit zum Aufbruche ist.

Das ausgedroschene Getreide wird in Säcke gefaßt, das nicht gedroschene in Garben, Heu und Stroh in Bunden auf die Pferde geladen. Die Ladung für jedes Pferd kann, nach Beschaffenheit von dessen Kraft und der Weite des Rückwegs, 200 bis 300 Pfund betragen. Sobald eine Anzahl Pferde oder Wagen beladen ist, geht sie unter Begleitung eines Unterofficiers ab, entweder direct nach dem Bivouac, oder nach einem bezeichneten Orte, wenn dies nämlich ohne Gefahr, von den Bauern anderer Dörfer selbst angegriffen und der Fourage beraubt zu werden, geschehen kann. Auf diese Weise bringt man doch wenigstens Etwas nach Hause, wenn auch der Feind später die Fouragirung stören sollte.

Während die Soldaten in den Scheunen und auf den Böden ihre Arbeit verrichten, müssen kleine Patrouillen im Dorfe auf- und abgehen, theils um Excesse zu verhüten, theils um den Widerstand einzelner Bauern zu entkräften. Auch ist es gut, nach der feindlichen Seite zu einen Beobachtungsposten aufzustellen, besonders wenn die Bedeckung angegriffen worden sein sollte.

Bei grünen Fouragirungen müssen die Felder geschätzt, abgetheilt und den verschiedenen Commando's angewiesen werden, damit dieselben einander nicht in der Arbeit stören und jedes Commando einen verhältnißmäßig großen Flächenraum abmähen kann. Im Uebrigen wird das Geschäft ganz in derselben Ordnung betrieben.

Das Wesentlichste dieser Aufgabe besteht 1) in der richtigen Schätzung der vorhandenen Vorräthe, am besten nach Rationen zu einer bestimmten Größe, in der geschickten Vertheilung der Arbeit und in der Erhaltung der Ordnung. Eine Truppe, welche nicht disciplinirt ist und unmittelbar das Futter aus den Gehöften holen muß, wird Excesse aller Art begehen und nicht selten von den Bauern mit blutigen Köpfen und leeren Säcken aus dem Dorfe gejagt werden. Daher darf man keine Officiere zu solchen Commando's wählen, die nur einen geringen Grad von Autorität haben.

Sobald ein Commando mit dem Fouragiren fertig ist, muß sich der Officier von der Ortsbehörde ein Zeugniß ausstellen lassen, daß seine Mannschaft keinen andern Schaden angerichtet habe. Sollte die Behörde begangene Gewaltthätigkeiten zur Kenntniß des Officiers bringen, so muß derselbe wo möglich die Schuldigen auf der Stelle bestrafen lassen; denn es ist sehr wichtig, die Bewohner des Kriegsschauplatzes zu überzeugen, daß man Gerechtigkeit üben und die Greuel des Krieges möglichst vermindern wolle.

Die Deckung einer Fouragirung hat oft große Schwierigkeiten. Die Stärke und Zusammensetzung des dazu bestimmten Truppencorps richtet sich nach der Nähe des Feindes, nach der Wahrscheinlichkeit von dessen Angriff, nach der Ausdehnung und Vertheidigungsfähigkeit des zu besetzenden Terrainabschnitts. Die Aufstellung dieser Truppen gleicht im Allgemeinen der Aufstellung eines Vorpostencorps (s. d.), doch muß jede Zersplitterung sorgfältig vermieden werden. Der Oberbefehlshaber muß das Terrain genau kennen, auf den Zugängen zum Fouragirungsbezirke kleine Parteien vorschieben, theils um die vorhandenen Engpässe zu vertheidigen, theils um den Feind selbst zu beobachten, und mit der Hauptmacht eine vortheilhafte Stellung nehmen, welche ihn in den Stand setzt, dem anrückenden Feinde entgegengehen zu können. Ungefähr der vierte Theil der Truppen bleibt in Reserve. Die specielle Verwendung der verschiedenen Waffengattungen hängt hier mehr als bei andern Gelegenheiten von der Terrainbeschaffenheit ab, und es läßt sich darüber im Allgemeinen nur so viel sagen, daß die Infanterie und Artillerie diejenigen Puncte besetzt halten muß, deren Besitz zur Sicherung der Fouragirung durchaus nothwendig ist, die Mehrzahl der Cavalerie und reitenden Artillerie aber disponibel bleiben muß.

Je weniger vertheidigungsfähig der besetzte Terrainabschnitt ist, desto weiter müssen die Hauptposten vorgeschoben werden; doch wird in den meisten Fällen die Entfernung von einer halben Meile vom Fouragirungsbezirk genügen, weil die Ausfouragirungen der am weitesten vorliegenden Orte in einer Stunde bewirkt sein kann. Es ist vortheilhaft, sich verdeckt aufzustellen; der Feind wird dadurch zur Vorsicht ermahnt, und Zeitgewinn ist es ja, worauf es hierbei ankommt. Kann man des Feindes Aufmerksamkeit auf andern Puncten durch Demonstrationen (s. d.) erregen, so wird dadurch viel gewonnen. Geheimhaltung des ganzen Vorhabens ist überhaupt sehr zu empfehlen.

Sollte der Feind darauf ausgehen, die Fouragirung gewaltsam zu stören, so darf das zur Deckung bestimmte Corps keinen Anstand nehmen, auf ein tüchtiges Gefecht einzugehen. Ist die Richtung des feindlichen Anmarsches keinem Zweifel unterworfen, so können zweckmäßig gelegte Hinterhalte (s. d.) zur Vertheidigung des Terrainabschnittes sehr mitwirken. Für die Deckung der Flanken ist jedoch besondere Sorgfalt nöthig.

Die Unterbrechung der Fouragirung darf nicht eher befohlen werden, als bis der Widerstand anfängt schwach zu werden. Bei zweckmäßigen Vertheidigungsanstalten muß wenigstens ein großer Theil der Dörfer bereits ausfouragirt sein, bevor der Abmarsch erfolgt. Nichts ist verdrießlicher, als wenn die Fourageurs unverrichteter Sache heimkehren und wenn man hinterdrein erfährt, daß der angreifende Feind bedeutend schwächer war, als die Bedeckung.

Der Angriff auf eine Fouragirung ist allerdings viel leichter, als die Beschützung derselben, verlangt aber doch viel Umsicht. Man muß hauptsächlich darauf ausgehen, die Bedeckung in ein stehendes Gefecht zu verwickeln, während Streifparteien von Cavalerie mit einigen reitenden Geschützen in den Fouragirungsbezirk einzudringen suchen und die Fourageurs allarmiren. Die Kanonen sollen hierbei hauptsächlich dazu dienen, die Vorstellung von der Gefahr zu vergrößern. Cavalerieparteien allein möchten selten ihren Zweck erreichen.

Kann man mehr Truppen dazu verwenden, so ist der Erfolg desto gewisser, und man muß sich dann nicht damit begnügen, die Fouragirung gestört

zu haben, sondern die bereits aufgeladene Fourage wo möglichst selbst wegzuführen. Pz.

Fouragirleinen, s. Fourage.

Fourier. Dieses Schreiberamt bei unseren heutigen Compagnien, dessen Functionen Jedem genügend bekannt sind, findet sich bereits bei der Organisation der deutschen Landsknechte. Jedes Fähnlein hatte einen Fourier, welcher dem Quartiermeister beigegeben war und namentlich bei Einquartierungen in Städten die Vertheilung der Mannschaft durch Quartierzettel über sich hatte. Zu gleichem Endzwecke befanden sich bei den Compagnien der Schweden unter Gustav Adolph Fouriere; ihr Sold betrug 7 Thlr. monatlich. Diejenige Mannschaft, welche dem Fourier beigegeben wird, um ihm bei der Wahl und Regulirung der Quartiere beizustehn, heißen Fourierschützen.

Foy, Maximilian Sebastian, franz. Generallieutenant und Deputirter, wurde den 3. Febr. 1775 zu Ham im Depart. der Somme geboren und trat schon als 15jähriger Jüngling in die Artillerieschule zu la Fère. Frankreichs voreilige Kriegserklärung an Oestreich verschaffte dem jungen Foy den 1. März 1792 eine Souslieutenantsstelle im 3. Fußartillerieregiment, in welchem er nach wenig Monaten zum Lieutenant aufrückte. Er zeichnete sich bei Dumouriez's Feldzug in den Niederlanden durch einen hohen Grad von Entschlossenheit und Kaltblütigkeit aus und wurde deßhalb schon den 1. Septbr. 1793 zum Hauptmann einer reitenden Artilleriecompagnie ernannt, an deren Spitze er auch fernerhin den Unternehmungen der Nordarmee beiwohnte. Die edele Freimüthigkeit, mit welcher Foy sich über die Schandthaten der Robespierre'schen Partei aussprach, hätte ihm fast den Kopf gekostet, denn es war bereits Befehl gegeben worden, ihn vor das Revolutionstribunal zu stellen; das Ende der Schreckensregierung machte jedoch auch seiner Verhaftung ein Ende.

Fortwährend in der reitenden Artillerie dienend, nahm Foy Theil an den Feldzügen der Rhein- und Moselarmee in den Jahren 1795—97 und zeichnete sich namentlich in dem Gefecht bei Friedberg am Lech (s. d.) und bei der Vertheidigung des Brückenkopfs von Hüningen aus, wo er, nachdem das Feuer der Geschütze eingestellt werden mußte, die angezündeten Haubitzgranaten in den Graben rollen ließ. Im J. 1798 stand Foy als Schwadronschef bei der gegen England bestimmten Armee, folgte später dem General Schauenburg in die Schweiz, kämpfte dort 1799 unter Massena und gab bei dem Uebergange über die Limmath wiederholte Beweise seltener Unerschrockenheit. Zum Generaladjutanten befördert, wurde Foy 1800 zur Rheinarmee versetzt, kehrte aber mit Moncey's Corps bald wieder nach Italien zurück, wo ihm die Führung einer der Avantgarde zugetheilten Elitenbrigade übertragen wurde. Nach dem Frieden von Amiens wurde er Oberst des 5. reitenden Artillerieregiments, befehligte 1803 die zur Deckung der Küste des 16. Militairbezirks bestimmten schwimmenden Batterien und war im folgenden Jahre Chef des Generalstabes der Artillerie im Lager bei Utrecht. Während des Feldzugs 1805 in Oestreich stand Foy im 2. Corps der großen Armee, blieb aber 1806 als Chef der Artillerie bei dem in Friaul stehenden Armeecorps.

Als der erneuerte Krieg mit Rußland und England den Kaiser Napoleon bewog, den Sultan Selim durch 1200 franz. Artilleristen zu unterstützen, erhielt Foy Befehl, nach Constantinopel zu gehen und die Vertheidigung der Dardanellen zu leiten, was er auch für seine Person that, obgleich die Artilleristen Gegenbefehl erhielten, bevor sie den Ort ihrer Be-

stimmung erreicht hatten. Gegen Ende desselben Jahres (1807) kehrte Foy nach Frankreich zurück, ging aber unverzüglich zu der nach Portugal bestimmten Armee ab und wurde 1808 zum Brigadegeneral ernannt.

Der bisherige Wirkungskreis des Generals Foy war für ihn eine vortreffliche Vorbereitung zu höheren Anführerstellen gewesen, und schon am 29. Octbr. 1810 wurde er zum Divisionsgeneral befördert, in welcher Eigenschaft er fast immer isolirte Corps, oft aus mehreren Divisionen bestehend, befehligte. Spanien und Portugal blieben von nun an sein Kriegstheater. 1812 focht er mit Auszeichnung in der Schlacht bei Salamanca (s. d.) und übernahm auf dem Schlachtfelde selbst den Oberbefehl, nachdem alle ältere Generale getödtet oder verwundet worden waren, worauf er die Armee hinter den Duero zurückführte, beim späteren wiederholten Vordringen des Marschalls Soult aber den Befehl über den rechten Flügel erhielt. 1813 wurde Foy mit 2 Divisionen nach Biscaja geschickt, wo er Castro Urdiales belagerte und alle Guerillabanden zerstreute. Nach der für den König Joseph so unglücklichen Schlacht bei Vittoria (den 21. Juni) sammelte Foy bei Bergaro 20,000 M., welche theils versprengt, theils ohne Bestimmung waren, und lieferte damit den Spaniern auf Wellington's linkem Flügel einige glückliche Gefechte, wurde jedoch bei Tolosa vom englischen General Graham mit Uebermacht angegriffen und nach hartnäckigem Kampfe zum Rückzuge gezwungen. Er verstärkte hierauf die Besatzung von San Sebastian und ging über die Bidassoa zurück, ohne eine Trophäe in Feindes Händen zu lassen. Bei der Armee, welche Marschall Soult zum Entsatz von Pampeluno vorführte, befehligte Foy den linken Flügel; er nahm ferner Theil an mehreren Gefechten in den Pyrenäen und verließ den Kampfplatz erst im Februar 1814, nachdem er tödtlich verwundet worden war.

Schon früher in den Grafenstand erhoben und mit Orden geschmückt, wurde Foy zum Generalinspector der Infanterie der 14. Militairdivision ernannt. Obgleich ein lebhafter Gegner despotischer Willkür, schien ihm doch Napoleon der Mann, welcher die franz. Nation am besten zu regieren verstehe, und deßhalb stellte er sich auch nach dessen Rückkehr von der Insel Elba zu seiner Verfügung. In dem kurzen, aber eben so blutigen als verhängnißvollen Feldzuge 1815 befehligte Foy eine Infanteriedivision und wurde bei Waterlo (s. Mont Saint Jean) zum funfzehnten Male verwundet. Napoleon hatte ihm den Marschallsstab bestimmt.

Männer von Talent und anerkannter Rechtschaffenheit dienen stets nur dem Staate und niemals dem Regenten allein. Auch Ludwig konnte dem General Foy die hohe Achtung nicht versagen, welche er überall genoß, und gab ihm durch Uebertragung der Generalinspection über die 2. und 16. Militairdivision einen Beweis seines Vertrauens. Noch in demselben Jahre (1819) erhielt Foy auch von der Nation einen Beweis ihres Vertrauens; er wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Deputirten gewählt, und nun begann ein zweiter Abschnitt seines thatenreichen Lebens, nicht minder glorreich, als der erste. Dieselbe Kraft und Einsicht, welche Foy früher auf dem Schlachtfelde entwickelte, beurkundete er jetzt auf der Tribune. Seine Reden waren musterhaft; seine Rechtschaffenheit und sein richtiger Takt gaben ihm eine große Selbstständigkeit bei den unaufhörlichen Schwankungen der Regierung; sein Scharfsinn machte ihn zu einem gefährlichen Gegner.

Auch als Geschichtschreiber hat sich General Foy einen Namen gemacht. Seine Histoire de la guerre de la péninsule sous Napoléon etc. sollte ein sehr umfassendes Werk werden, ist jedoch nur bis zum vierten Theile been-

digt worden, welcher mit Junot's Einfall in Portugal schließt. Die Diction ist höchst anziehend. Bei der Charakterzeichnung spricht sich aber auch die Abneigung gegen Alles, was englisch ist, mitunter etwas zu lebhaft aus. General Foy starb den 28. Novbr. 1825. (Biographie nouvelle etc. Profils des contemporains). Pz.

Fraisirung oder **Fraisiren**, nennt man die Verstärkung einer Befestigung durch Sturmpfähle (s. d.). P.

Francavilla, Dorf im Val de Demona, 2½ deutsche Meile westlich von Taormina auf Sicilien. Gefecht am 20. Juni 1719.

Philipp V. von Spanien hatte sich 1715 mit Elisabeth von Parma vermählt, die schon 3 Stiefsöhne fand und deßhalb den Entschluß faßte, für ihren ersten leiblichen Sohn Karl eine Krone in Italien zu gewinnen, was natürlich nicht ohne Krieg abgehen konnte. Die Spanier eroberten 1717 Sardinien, welches damals dem Hause Oestreich gehörte, und 1718 Sicilien, Besitzthum des Hauses Savoyen. Eine englische Flotte brachte hierauf 6000 Oestreicher zu Hilfe der Piemonteser nach Sicilien, die 1719 noch mit 15,000 Kaiserlichen verstärkt wurden. — Die Spanier, unter dem Marquis de Leede, hatten schon längere Zeit die Festung Milazzo belagert, in welcher der k. k. Generalfeldzeugmstr, Freiherr von Zumjungen, den Befehl führte, bis sie durch die Ankunft des Generals der Cavalerie, Grafen Mercy, der mit 15,000 M. landete, genöthigt wurden, die Belagerung aufzuheben. Nachdem der Marquis de Leede Messina mit einer starken Besatzung versehen hatte, bezog er das schon bei den Alten im Rufe der Unbezwingbarkeit gestandene Lager von Francavilla. Der spanische Feldherr hatte die natürliche Festigkeit der Gegend noch durch Verschanzungen, womit er jeden Zugang versah, beträchtlich vermehrt; nichts desto weniger beschloß der östreichische General, den Feind aufzusuchen und ihm eine Schlacht zu liefern. Mercy besaß einen feurigen Muth und manche Talente, aber es mangelte ihm jene ruhige Ueberlegung, die nie von dem Kopfe desjenigen getrennt sein sollte, in dessen Hand das Leben von Tausenden liegt. Er ließ eine hinlängliche Truppenzahl in Milazzo und führte sein Corps über hohe Gebirge dem Feinde zu. Sobald man das feindliche Lager entdeckte, wurden die kaiserlichen Truppen in Ordnung gestellt; Wallis führte den aus 19 Grenadiercompagnien bestehenden Vortrab, Zumjungen die erste, Feldmarschallieutenant Seckendorff die zweite Colonne; aber erst am folgenden Tage kamen sie im Thale von Francavilla an und konnten mit eigenen Augen sich von der Stärke der feindlichen Stellung überzeugen. Der rechte Flügel der Spanier lehnte sich an eine Verschanzung und an den kleinen Fluß Fiumara; vor der Mitte lag ein gut befestigtes Kapuzinerkloster, die linke Flanke aber war, durch unzugängliche Felsen und durch Weinberge mit vielen kleinen Mauern eingefaßt, hinlänglich gesichert. Die Spanier hatten die vor ihrem rechten Flügel gelegenen Anhöhen mit 2 Brigaden Fußvolk und einigen Hundert bewaffneten Bauern besetzt; die Wegnahme derselben mußte nothwendig dem Angriffe auf die ganze Linie vorhergehen. Seckendorff, welcher den linken östreichischen Flügel befehligte, bewerkstelligte dies in kurzer Zeit mit 10 Bat., er zerstreute die Bauern und trieb die Soldaten in die Verschanzungen zurück; hierauf zog er den Rest seiner Truppen an sich, und bald verbreitete sich das Gefecht auf der ganzen Linie. Mercy ging über die Fiumara und griff die Spanier mit dem größten Ungestüm an, Zumjungen und Seckendorff thaten ihrer Seits dasselbe; doch die Spanier fochten mit einem Muthe, der ihres alten Ruhmes zu den Zeiten Karl's V. würdig war; diese braven Krieger dachten nicht an den Rückzug. Bis zum

Ende eines der längsten Sommertage, unter dem glühenden Himmelsstriche von Sicilien, strengten die Oestreicher fast übermenschliche Kräfte an, um ihre Gegner aus den Verschanzungen zu vertreiben, aber vergeblich; sie unterlagen den Nachtheilen des Terrains und zogen sich mit einem Verluste von ungefähr 2500 Todten und Verwundeten zurück; doch entfernten sie sich nicht weit von dem Kampfplatze. Seckendorff blieb die Nacht über auf den von ihm eroberten Höhen, Zumjungen lagerte sich auf einem Hügel jenseit der Fiumara. Die Spanier beunruhigten zwar am 21. den Nachtrab der Oestreicher, thaten aber wenig Schaden. Dagegen wurde bei Seckendorff gegen Mittag das Infanterieregiment Ansbach, welches im Rücken stand, von einigen Tausend Bauern mit großem Geschrei angegriffen; der General eilte mit Grenadieren und etwas Reiterei zu Hilfe und versprengte die Bauern, die mehrere Hundert Todte auf dem Platze ließen. Als er am 22. Juni bei einbrechender Finsterniß den erhaltenen Befehlen gemäß über die Fiumara zurückging, um sich an die Armee anzuschließen, kamen zwar die Spanier aus ihren Linien hervor, seinen Nachtrab anzugreifen; der Marsch wurde aber mit so viel Vorsicht und Ordnung ausgeführt, daß ihm kein Nachtheil zugefügt werden konnte. — Der commandirende General Graf Mercy war am 20. durch einen Flintenschuß in die Nieren verwundet; doch traf er im Juli schon wieder bei den Truppen ein, die trotz des verlorenen Gefechtes bald sich von Taormina Meister machten, die Stadt Messina mit dem Castell Gonzaga eroberten und die Citadelle von Messina belagern konnten. (Vergl. Electa Jur. Publ. T. XVIII. — Versuch einer Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls Grafen Seckendorff, 1. Theil, 1792).

F. W.

Francolino, Schlacht bei, auch Schlacht bei Ferrara, im August 1309 zwischen den Venetianern und den vereinigten Italienern unter Cardinal Pelagrua.

Azzo VIII. von Este hatte Ferrara seinem natürlichen Sohne Fresco von Este hinterlassen. Dessen Oheim Franciscino aber, um Fresco's Antheil an sich zu bringen, erklärte diese Erbfolge für unrechtmäßig und überzog seinen Neffen mit Krieg, 1309. Fresco begab sich in den Schutz der Venetianer, welche auch die mehrmaligen Empörungen der Ferraresen dämpften; Franciscino aber suchte den Beistand des Papstes Clemens V. und versprach, Ferrara von ihm in Lehn zu nehmen. Der Papst, stets bereit, seine Macht zu erweitern, suchte durch seinen Legaten in Bologna, Cardinal Arnold Pelagrua (Pelagorga) die Sache zu vermitteln, ließ, als dies fehlschlug, die Venetianer zur Folgsamkeit ermahnen, erließ Monitorien und schleuderte endlich den Bannstrahl gegen Venedig, als die Besatzung von Ferrara die dahin bestimmten päpstlichen Truppen verjagt hatte. Trotz des beträchtlichen Nachtheils, der dem Freistaate daraus erwuchs, beharrte doch der Doge Gradenigo auf der Fortsetzung der Feindseligkeiten, und der große Rath ließ sich um so eher dazu bewegen, als man die Behauptung Ferrara's und des Po als wesentliches Beförderungsmittel des venetianischen Handels in der Lombardei betrachtete. Von der Besatzung in Ferrara blieben nur 6000 M. auf der Seite der Venetianer, da die Meisten die Dienste der im Banne Befindlichen verließen, und diese mußten, als der Cardinallegat Pelagrua mit einem aus Romagna, Toscana, Bologna, Ancona und Trevigi gesammelten Heere anrückte, die Stadt verlassen und sich in eine Defensivstellung bei Francolino zwischen den beiden Armen des Po, die sich oberhalb Ferrara trennen, nachdem sie in einem Gefechte mit den Ferraresen vor dem Thore San Biagio 700 M. verloren hatten, zurückziehen. Zwar sandte

man ihnen von Venedig her auf mehreren Schiffen beträchtliche Verstärkung unter dem Nobile Jacob Quirini; dieser aber konnte sich, weil der Legat bereits in Ferrara angekommen war, nicht zeitig genug mehr mit dem Landheere vereinigen. Der Cardinal wendete zuerst seine Streitkräfte gegen das Schloß von Ferrara, Castel Tealdo, das noch im Besitze der Venetianer war. Diese jedoch, hinter den starken Mauern geschützt, ließen ruhig die Ferraresen so nahe heran, bis sie dieselben mit einem Hagel von Steinen und schweren Wurfgeschossen überschütten konnten, und schlugen den Angriff auf diese Weise mit beträchlichem Verluste der Stürmenden zurück. Pelagrua, wohl sehend, daß er des Forts sich nicht eher bemächtigen könne, als bis die Verbindung mit dem Landheere der Feinde unterbrochen wäre, beschloß, alle seine Macht nun gegen letzteres zu wenden. Der Marchese Franz von Este und Galeazzo Visconti erbauten bei Francolino eine ungeheure Schiffbrücke über den Po, um das weitere Vordringen der venetianischen Flotte zu hindern und die Communication zwischen den Ferraresen und Bolognesern, welche beide Ufer besetzt hielten, zu erleichtern. Die Brücke wurde mit Eichen- und Ahornpfosten festgerammelt, um ihr noch mehr Halt zu geben, und die besten Trupen der Verbündeten zu deren Vertheidigung auf und neben dieselbe gestellt. Auch der andere Poarm wurde durch eingerammte Pfähle und Baumstämme ungangbar gemacht. Quirini ließ deßhalb insgeheim den Commandanten von Castel Tealdo auffordern, seine Kriegsfahrzeuge vom Fort her oberhalb der Brücke in den Po zu lassen, während er selbst von der andern Seite dieselbe angreifen wollte. Wirklich liefen auch am 28. Aug. zwei mit allen Kriegswerkzeugen versehene Schiffe, mit Ketten vereinigt, gegen die Brücke; aber die auf den Ufern befindlichen Feinde überschütteten sie so mit ihren Wurfgeschossen, daß der von Quirini gehoffte Erfolg in Kurzem vereitelt wurde. Von allen Seiten entspann sich nun ein sehr hitziges Gefecht; denn während die Bologneser dem Hauptthurme des Castels mit neuer Kraft zusetzten, dessen Besatzung durch die Bemannung der ausgelaufenen Schiffe beträchtlich geschwächt war, um die Zurückgebliebenen von Unterstützung ihrer Landsleute abzuhalten, fielen die Ferraresen und das ganze Heer des Legaten über die weit schwächern und durch die Flucht Jacob Quirin's entmuthigten Venetianer her. Ganze Haufen suchten nach tapferer Gegenwehr endlich die Flucht, fielen aber in die ihnen von des Legaten Unterfeldherrn Dalmasius gelegten Hinterhalte, Andere hofften auf den Schiffen Rettung, noch Andre stürzten sich in den Fluß, um auf das andere Ufer zu entkommen. Jeder Versuch jedoch war fruchtlos. Die Erbitterung gegen die Venetianer war so groß, daß Keinem das Leben geschenkt wurde. Das Morden dauerte die ganze mondhelle Nacht durch bis zum Morgen; die Wenigen, die sich am Ufer im Schiffe verkrochen hatten, fanden am folgenden Tage unter den Streichen der ergrimmten Feinde ihren Tod. Kurz darauf fiel auch Castel Tealdo in die Hände der Bologneser, die, während die Ferraresen bei Beginn der Schlacht mit den Gegnern allein fochten, bereits vorher sich in den Besitz eines Thurmes gesetzt hatten. Die Gefangenen wurden mit der härtesten Grausamkeit gemißhandelt, die den Venetianern ergebenen Ferraresen erhenkt und die Venetianer selbst geblendet. Der Verlust der Venetianer wird sehr verschieden angegeben, doch war er bedeutend; unter den Todten befanden sich die Nobili Rinaldo da Marcaria, Galvano de' Gafari da Mantova, Marchesino de' Mainardi u. A. m. Die in der Schlacht gefallenen Venetianer wurden in einer auf Anrathen des Venetianers Sgavardo zu Untergrabung der Stadt begonnenen Grube verscharrt; oben darauf legte man den Leichnam Sgavar-

do's, wie der Chronist sich ausdrückt, zum Andenken an seinen guten Rath. Einer der vornehmsten Venetianer, Angelo di Molino, ward auf Befehl des Legaten, weil er ein aus Stroh und Schilf gefertigtes Bild des Papstes an seinem Mastbaume aufgehängt gehabt hatte, in einem mit brennendem Schwefel, Pech und dürrem Holze angefüllten Kahne den Wellen des Flusses Preis gegeben und starb unter den Augen der frohlockenden Menge den schmählichsten Tod. Die Flotte der Venetianer blieb zum größten Theile in den Händen der Ferraresen. Wenige Schiffe nur entkamen, mit Flüchtlingen angefüllt, um die Schreckensnachricht ihrer Vaterstadt zu verkünden. (Vergl. Ferreti Vicentini hist. in Muratori scriptt. rer. ital. Tom. 9. und Cronica di Bologna, ibid. tom. 18). C.

Frangipani, Graf, Christoph, gehörte einer angesehenen ungarischen Familie an, die, wie man sagt, ihren Ursprung aus den Zeiten der Römer ableitete. In seinen frühern Jahren diente er mit Auszeichnung in dem vaterländischen Heere, dessen Oberbefehlshaber er später wurde. Als Feldherrn des Kaisers Maximilian I. sehen wir ihn an der Spitze der ungarischen Hilfstruppen in dem Kriege des Kaisers gegen Venedig, 1509, Istrien überziehen und Triest, Fiume und mehrere andere Plätze erobern. Gleichen Muth und gleiche Erfahrung im Kriege zeigte er bei dem Entsatze von Jaitza gegen die Türken, 1525. Mit Uebermacht belagerten diese die von den Banen Gyelethfy und Joh. Horvath von Szedlak vertheidigte Feste Jaitza. König Ludwig II. von Ungarn hatte dem als Feldherrn bekannten Grafen Frangipani die Leitung des Entsatzes übertragen und unter dessen Befehle die kroatischen Bane Johann Carlovich, des Grafen Verwandten, und Franz Bathiany gestellt. Von Dubitza aus brach das Heer Frangipani's, aus allen Vasallen Ungarns, Dalmatiens und Kroatiens bestehend, 16,000 M. stark, auf, und nach 3stündigem Gefechte auf den Königswiesen, in dem die Türken vergeblich die ungarischen Linien zu durchbrechen versucht hatten, gelang es Petern Krusich, von einem Ausfalle der Besatzung unterstützt, in die Stadt sich zu werfen. Mit aller Macht rüsteten sich die Türken zu einem Haupttreffen am 4. Tage nach der Ankunft des Entsatzheeres. Tapferkeit und Entschlossenheit der Krieger, die kluge Leitung und das ermuthigende Beispiel des Oberfeldherrn verschafften dem christlichen Heere einen vollkommenen Sieg, für den der König den Grafen mit Lob und Geschenken und mit Verleihung des Ehrentitels eines Beschützers seiner Königreiche Dalmatien, Slavonien und Kroatien, die Bane Carlovich und Bathiany, so wie die übrigen Anführer aber mit Aemtern und Grundstükken belohnte. Hatte aber der Graf Frangipani der königlichen Sache unter Ludwig II. die ersprießlichsten Dienste geleistet, so schloß er sich doch, als Staats- und Erbverträge den Erzherzog Ferdinand auf den Thron von Ungarn riefen, dem Afterkönig Johann Zapolya, Grafen von Zips, an, der ihn, obgleich schon im vorgerückten Alter, doch berühmt durch Kriegserfahrung und persönlichen Muth, durch Geschenke gewonnen hatte. An die Spitze der Truppen des Usurpators gestellt, schlug er demselben vor, mit 4000 M. in Böhmen einzufallen, mußte sich aber, als Graf Bathiany mit Heeresmacht in Slavonien vordrang, auf die Vertheidigung dieses Landes beschränken. Sehnlich wünschte er eine Schlacht mit der deutschen Partei; diese aber ging über die Donau, und Frangipani konnte Waradein in Besitz nehmen. Nur die Burg der Stadt vertheidigte heldenmüthig Paul Köhkes. Frangipani schloß sie ein, wurde aber hierbei durch eine Bombardenkugel in den Unterleib tödtlich verwundet. Sterbend ermahnte der Feldherr die Umstehenden, den Muth nicht zu verlieren und ihre Treue dem König Zapolya

durch die That zu beweisen, und übergab den Oberbefehl an den ehemaligen Ban Johan Tahy. Der Leichnam des Grafen, der im Schloß Martinancium gestorben war, wurde nach Kaproncza zu seiner Gemahlin gebracht und im Erbbegräbniß von Modrussia beigesetzt. Mit dem Tode des Feldherrn erblich der Glücksstern Zapolya's. (Schwandtner, scriptt. rer. hung. — Isthuanffius, lib. 9.)

Franz Christoph Frangipani, Graf v. Tersat, stand mit dem Palatin Wesselenyi, Franz Nadasdy und Peter Zriny an der Spitze der Empörung in Ungarn, die 1665 gegen das Haus Oestreich ausbrach, und wurde mit seinem Schwager Zriny den 30. April 1671 zu Wienerisch-Neustadt hingerichtet. — Nicolaus Graf Frangipani, Sohn des Grafen Caspar, zeichnete sich in den Kriegen Kaiser Rudolf's II. gegen die Türken so rühmlich aus, daß der Kaiser Mathias ihn als Belohnung zum Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien ernannte. Er war unter den Bevollmächtigten, die 1625 mit Amurad IV. den Frieden schlossen, und starb 1647 zu Wien. (Moreri). C.

Frankfurt an der Oder, preußische Stadt mit 1300 Häusern und 16,300 Einw. Eroberung den 3. April 1631.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1630 hatte Gustav Adolph ganz Pommern erobert und wollte die Kaiserlichen nunmehr auch aus Meckelnburg vertreiben, welches Herzog von Savelli mit ungefähr 20,000 M. vertheidigte. Der kaiserliche Generalissimus, Graf von Tilly (s. d.), befürchtete anfangs einen Einfall des Königs in Schlesien und hatte deßhalb schon im Januar die Besatzung von Frankfurt verstärkt, worauf er mit 25,000 M. gegen Meckelnburg marschirte, um Demmin zu entsetzen, welches der König Anfang Februars angriff und schon nach 3tägiger Beschießung durch Capitulation nahm. Während Tilly bei Neu-Brandenburg durch den heldenmüthigen Widerstand des Obersten von Knipphausen 8 Tage lang aufgehalten wurde, marschirte der König nach Schwedt und beobachtete Tilly's weitere Bewegungen. Sobald dieser die Uebergabe von Demmin erfuhr, änderte er seinen Entschluß und schritt zur Belagerung von Magdeburg (s. d.), in der Hoffnung, seinen Gegner dadurch von einem Vorrücken gegen des Kaisers Erblande abzuhalten.

Dem Könige lag die Erhaltung Magdeburgs sehr am Herzen; doch standen einer directen Hilfe noch manche Schwierigkeiten im Wege, weßhalb er eine Unternehmung gegen Frankfurt an der Oder beschloß, wodurch er Tilly von Magdeburg abzuziehen hoffte.

Am 25. März brach der König mit seiner Armee von Schwedt auf und stand schon am 29. mit 18,000 M. und zahlreichem Geschütz (den Angaben zu Folge 200 Stück!) vor Frankfurt. Die Werke dieser befestigten Stadt waren ziemlich baufällig, die Besatzung zählte 6000 M., Feldmarschall Tiefenbach war Gouverneur, unter ihm befehligte General Graf Schaumburg. Die auf der Westseite gelegenen detachirten Außenwerke wurden von den Schweden sogleich lebhaft beschossen und erstürmt, worauf die Truppen sich in die Stadt zurückzogen, nachdem sie zuvor die Vorstädte in Brand gesteckt hatten, ein damals sehr gewöhnliches und doch stets unwirksames Vertheidigungsmittel.

Die Schweden begannen nun sofort die Belagerungsarbeiten, welche mit solcher Eile betrieben wurden, daß der König schon den 4. April zu stürmen beschloß. Ein Zufall brachte jedoch die Stadt noch einen Tag früher in seine Gewalt.

Am Morgen des 3. (es war der Palmsonntag) hatte der König allge-

meinen Gottesdienst befohlen und deßhalb sowohl das Geschützfeuer, als die Belagerungsarbeiten einstellen lassen. Diese plötzliche Unthätigkeit im schwedischen Lager verleitete die auf den Wällen stehenden Kaiserlichen zu dem Glauben, daß die Schweden sich zum Abzuge anschickten, weßhalb die damals sehr zügellose kaiserliche Soldatesca nicht unterließ, ihre Gegner durch Spottlieder zu beschimpfen, nicht bedenkend, daß ihr eine so kecke Ausforderung theuer zu stehen kommen könne.

Nachdem die Kaiserlichen mehrere Stunden lang ihrem Uebermuthe hatten den Zügel schießen lassen, änderte sich plötzlich die Scene. Nahe bei einer sehr schadhaften Stelle des Hauptwalles stand der schwedische Lieutenant Auer, aus Pegau in Sachsen gebürtig, mit 100 M. auf Vorposten. Ihn und seine Soldaten hatten die Spottlieder nicht wenig erzürnt. Bald war man darüber einig, auf eigene Hand ein Strafgericht zu halten. Ein Theil der Soldaten ergriff die bereit liegenden Sturmleitern und Faschinen, stürzte auf ein Zeichen gegen den Wall, überschritt den Graben und stand nach wenig Minuten siegreich auf der Brustwehr.

Der König war von dieser Kühnheit höchlichst überrascht, ließ jedoch, da er den glücklichen Erfolg wahrnahm, sogleich die nächsten Truppenabtheilungen gegen das Gubener Thor rücken und befahl einen allgemeinen Angriff. Während Auer mit seinen Tapfern die Thorwache in der Flanke bedrohte, wurde das Thor in der Front gestürmt, und nunmehr drangen die Schweden in hellen Haufen in die Stadt.

Dieser so ganz unerwartete Angriff erzeugte in Frankfurt die größte Bestürzung. Alles griff zu den Waffen und eilte auf seine Posten; aber überall herrschte die größte Verwirrung, und man war nicht vermögend, die eingedrungenen Schweden zu überwältigen. Diese erhielten bald Verstärkung, und nunmehr begann in den Straßen und auf den Marktplätzen ein Kampf, in welchem von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung gefochten wurde.

Die Kaiserlichen mußten endlich mit Verlust von 2000 M. und vielen Officieren die Stadt räumen. Den Schweden kostete der Sieg gegen 900 M.; ihre Regimentskanonen hatten in der Stadt das Meiste dazu beigetragen.

Der Lieutenant Auer, welcher nach römischen Kriegsgesetzen den Tod verdient hatte, weil er ohne Befehl angriff, wurde auf der Stelle zum Hauptmann ernannt und erhielt ein Geschenk von 1000 Thalern.

Der König fand in Frankfurt 80 Geschütze und bedeutende Kriegsbedürfnisse. Er ließ die Flüchtigen durch den General Baudiß bis gegen Crossen verfolgen und marschirte einige Tage später gegen Landsberg an der Warthe, um den Kaiserlichen auch diesen Punct zu entreißen. Der Hauptzweck dieser ganzen Unternehmung wurde jedoch nicht erreicht; denn Tilly setzte ruhig die Belagerung von Magdeburg fort und nöthigte dadurch den König, dieser ihm befreundeten Stadt unmittelbar zu Hilfe zu eilen; er kam zu spät. (S. Archenholz und M. D. M. ... histoire de Gustave Adolphe). Pz.

Frankfurt, freie deutsche Bundesstadt und wichtiger Handelsplatz mit 3500 H. und 60,000 Einw., am rechten Ufer des Mains, über welchen eine steinerne Brücke nach der Vorstadt Sachsenhausen führt. Die alten Festungswerke sind abgetragen und in Spaziergänge umgewandelt. Das Stadtgebiet beträgt 4½ □Meilen und das Bundescontingent 473 M.

Erstürmung den 2. Decbr. 1792.

General Custine hatte sich kurz nach der Einnahme von Mainz (s. d.) der Stadt Frankfurt bemächtigt und mobile Colonnen in der Wetterau um-

herstreifen lassen, welche starke Contributionen eintreiben und das Volk zur Theilnahme an der Revolution bewegen sollten. Nach der Rückkehr der Preußen und Hessen aus der Champagne suchte man zuvörderst diesem Unwesen ein Ende zu machen. Den 26. Novbr. brachen 50 Bat., 64 Schwdr. aus ihren Cantonirungen hinter der untern Lahn auf und marschirten in mehreren Colonnen gegen Frankfurt und die Vorstadt Kastel. Gleichzeitig wurde eine Abtheilung von 5 Bat. und 200 Reitern gegen Simmern geschickt, um die Aufmerksamkeit der Franzosen auch auf das linke Rheinufer zu lenken. General Custine stand damals mit ungefähr 20,000 M. im Lager bei Höchst. Frankfurt hielt General van Helden mit 1800 M. besetzt. Die Stadt hatte einen bastionirten Wall mit breitem Wassergraben und war also sturmfrei. Den Einwohnern war von Custine versprochen worden, daß die Stadt keinem Angriffe ausgesetzt sein solle; doch erhielt die Besatzung keinen Befehl zur Räumung.

Schon am 28. Novbr. erschien General von Kalkreuth mit der Avantgarde seiner Colonne vor Frankfurt und forderte den Commandanten, wiewohl vergeblich, zur Uebergabe auf. Die Nähe Custine's und einer bei Ober-Ursel stehenden franz. Brigade veranlaßte den General Kalkreuth, die Annäherung der von Limburg anrückenden Colonne des Herzogs von Braunschweig abzuwarten, weßhalb der Angriff auf Frankfurt auf einige Tage verschoben wurde. Während dieser Zeit wurde von dem preuß. Oberstlieutenant von Rüchel mit einigen Frankfurtern die geheime Verabredung getroffen, im Augenblick des Angriffes die Thore von Innen zu öffnen.

Den 2. Decbr. früh 6 Uhr sollte der Angriff in 4 Colonnen beginnen. Es waren dazu 12 hessische Bat. und 2 Cavalerieregimenter bestimmt. Rüchel leitete den Angriff. 3 Bat. und 1 Husarenregiment rückten gegen das Hanauer, 4 Bat. und 1 Karabinierregiment gegen das Friedberger Thor; 1 Bat. schiffte sich ein und sollte an der Mainbrücke landen, um den Angriff eines andern Bataillons auf Sachsenhausen zu unterstützen und der Besatzung in den Rücken zu fallen; die übrigen Truppen blieben in Reserve. (Die bei Ober-Ursel und Höchst stehenden franz. Truppen wurden inzwischen beobachtet).

Die beiden Hauptcolonnen hatten sich in der Dunkelheit sehr behutsam genähert und fanden das Friedberger Thor wirklich offen. Als aber die hessischen Jäger im vollen Laufe darauf zueilten, wurde die Zugbrücke schnell aufgezogen und ein lebhaftes Feuer auf die Jäger gemacht, welche sich schnell in die benachbarten Gärten warfen; das Hanauer Thor war und blieb verschlossen. Es entspann sich nunmehr ein Blänkergefecht, welches über eine Stunde dauerte.

Während dieser Zeit ließ Rüchel einige Granaten in die Stadt werfen, um die Frankfurter an ihr Versprechen zu erinnern, was auch von guter Wirkung war; denn als die Franzosen ihre 2 Kanonen auf den nächsten Wall schaffen wollten, um das Feuer zu erwiedern, widersetzten sich dem die Bürger mit Gewalt und suchten sich auch der Thore zu bemächtigen. In diesem entscheidenden Momente kam der König von Preußen mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig bei den Truppen an, welche auf's Neue Befehl zum Vorrücken erhalten hatten. Der Herzog, als Obergeneral, befahl, den Angriff einzustellen; aber Rüchel, der vom Könige einmal die Erlaubniß zum Sturme erhalten hatte, ließ sich darin nicht weiter stören, sondern erneuerte mit einem tiefen Bückling gegen den Obergeneral den Befehl zum Sturme, welcher auch vollkommen glückte.

Die Sieger hatten 32 Todte, 131 Verwundete; unter ersteren befand sich auch der Oberst Prinz von Hessen-Philippsthal. General van Helden wurde mit 78 Officieren und 1100 M. gefangen; der Verlust an Todten und Verwundeten betrug 166 M.; der Rest entfloh. Als General Neuwinger mit 8000 Franzosen zur Unterstützung von Höchst anrückte, war Frankfurt bereits genommen.

Die Einnahme dieser Stadt hatte zur Folge, daß Custine sich nach Mainz zurückzog und nur noch Hochheim besetzt hielt. (S. Ueberfall von Hochheim).

(Biographie des hessischen Generals von Ochs. Erinnerungen eines alten preuß. Officiers aus den Feldzügen von 1792 — 94. Van Helden, Relation de la prise de Francfort). Pz.

Einnahme den 16. Juli 1796.

Nach dem Gefecht bei Friedberg in der Wetterau (s. d.) hatte sich Graf Wartensleben hinter den Main zurückgezogen und mit 36,000 M. (darunter 12,000 Reiter) zwischen Offenbach und Höchst gegenüber Stellung genommen. Mainz hatte eine Besatzung von 22,000 M.; in Frankfurt standen 2400 M., bei Aschaffenburg General Werneck mit 6800 M. General Jourdan näherte sich mit 58,000 M.; außerdem stand General Marceau mit 14,800 M. auf dem linken Rheinufer vor Mainz.

Da die Franzosen weder Pontons, noch andere Hilfsmittel zum Uebergange hatten, so war die Stellung der Oestreicher unüberwindlich und eine Umgehung auf keine Weise zu fürchten; man konnte also die ganze Sambre- und Maasarmee (bei welcher zu dieser Zeit eine sehr bedeutende Desertion in's Innere eintrat) hier ohne Mühe im Schach halten und der Rhein- und Moselarmee bei Carlsruhe oder Mannheim die Spitze bieten, wenn man es nicht vorzog, den Sieg bei Malsch (s. d.) durch eine kräftige Offensive im Rheinthale zu benutzen.

Am Abend des 12. Juli erschien Kleber mit der Avantgarde seines Corps vor Frankfurt, vertrieb die östreich. Vorposten aus den Gartenhäusern und ließ die freie Reichsstadt mit Granaten bewerfen. Das Feuer wurde von den auf den halb verfallenen Werken stehenden zahlreichen Geschützen kräftig erwidert und hatte keinen Erfolg. Nach einigen eben so fruchtlosen Angriffsversuchen kam es zu Unterhandlungen, welche einen acht und vierzig stündigen Waffenstillstand zur Folge hatten, während welchem Graf Wartensleben sich erbot, Frankfurt zu räumen, unter der Bedingung, daß die Franzosen bis zum 16. früh weder das linke Ufer des Mains, noch das der Kinzig beträten, was dem franz. Obergeneral allerdings höchst erwünscht sein mußte.

Das freiwillige Verlassen dieser starken Stellung ist ein höchst merkwürdiges strategisches Ereigniß, welches seinen Grund in den veränderten Ansichten des Erzherzogs hatte, der nach der Schlacht bei Malsch (den 9. Juli) das Rheinthal eben so freiwillig verließ, um Stellung hinter dem obern Neckar zu nehmen und sich während eines freiwilligen Rückzugs in das Innere Deutschlands mit Wartensleben zu vereinigen. Es fragt sich aber, ob dieser Rückzug unter den obwaltenden Umständen gehörig motivirt war?

Wartensleben benutzte die Zeit bis zum 16. zu einem ungestörten Rückzuge bis Würzburg, wo er seine Truppen den 21. vereinigte. (Quellen wie bei Friedberg). Pz.

Franz I., König von Frankreich. Franz, Graf von Angoulème, wurde am 12. September 1494 zu Cognac, einem Städtchen an der Charente, ge-

boren. Seinen Vater, den leiblichen Vetter König Ludwig's XII., entriß ihm der Tod schon 1496, und der junge Graf kam nach zwei Jahren mit seiner Mutter, der in der französischen Geschichte bekannten Louise von Savoyen, an den Hof des oben genannten Königs, welcher sich seiner Erziehung annahm, die einem Edelmanne, Artus de Gouffier Boisy, anvertraut ward. Dieser fand in seinem Zöglinge ein feuriges, unruhiges Temperament, gleich empfänglich für alle guten und bösen Eindrücke. Man gewöhnte den jungen Angoulême nicht zu strenger Arbeitsamkeit oder Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten, dagegen prägte man ihm einen Sinn für ritterliche Offenheit, Großmuth und Begierde nach Ruhm ein, so wie man sich auch befleißigte, seinem Benehmen Feinheit und Grazie zu geben, und flößte ihm Achtung für Gelehrsamkeit und Liebe für Künste und Wissenschaften ein, welche er in der Folge, ohne selbst tiefe Kenntnisse zu besitzen, auch immer hoch hielt; ausgezeichnete Fertigkeit in allen körperlichen und ritterlichen Uebungen, so wie ein einnehmendes Aeußeres waren ihm eigen. König Ludwig hatte dem jungen Grafen das Herzogthum Valois geschenkt; am 18. Mai 1514 vermählte er ihn auch mit seiner Tochter Claudia.

Die ersten Waffenthaten des Herzogs von Valois waren 1512 gegen die Spanier unter Alba gerichtet; doch dieser erfahrene Feldherr wußte jedem entscheidenden Treffen mit seinem jungen Gegner auszuweichen. Später befehligte er in der Picardie gegen die Engländer; das strenge Gebot des Königs, nur vertheidigungsweise zu verfahren, hemmte indessen auch hier den Thatendurst des feurigen Herzogs. Am 1. Januar 1515 starb Ludwig ohne männliche Erben; am 25. ward der Herzog, unter dem Namen Franz I., in Rheims zum König von Frankreich gekrönt. Er nahm die Plane seines Vorgängers zu einem Angriffe auf Mailand begierig auf und zog nach Italien; am 13. September 1515 erfocht er den glänzenden Sieg bei Marignano (s. d.) Eine Folge desselben war der am 13. October zu Viterbo mit dem Papste geschlossene Vertrag, eine zweite der Friede mit den Schweizern, die vortheilhafte Bedingungen erhielten, aber dagegen auch den König als Herzog von Mailand, Grafen von Asti und Herrn von Genua anerkannten. Franz kehrte mit Ruhm gekrönt und von dem rauschendsten Beifalle seiner Unterthanen begleitet, nach Frankreich zurück. Der Krieg der Franzosen, die unter den Befehlen des Connétabels Karl von Bourbon und des Marschalls Lautrec standen, dauerte in Italien gegen den Kaiser Maximilian fort; die Franzosen waren im Vortheile, sie eroberten Brescia, mußten aber die Belagerung von Verona aufgeben. Am 13. August 1516 schloß Franz mit dem Könige von Spanien, Karl I., als deutscher Kaiser Karl V., den Vertrag von Noyon, am 29. November d. J. mit den Schweizern zu Freiburg den sogenannten ewigen Frieden, so wie 1518 Frieden mit dem Kaiser Maximilian, dem ein Waffenstillstand von 18 Monaten vorhergegangen war. Ein Off- und Defensivbündniß zwischen dem Kaiser und den Königen von Frankreich und Spanien, welches einen Angriff auf die Türken zur Folge haben sollte, kam am 11. März 1517 zu Cambrai zu Stande. Im Jahre 1519, am 12. Januar, starb der deutsche Kaiser Maximilian; zwei mächtige Bewerber um die Kaiserkrone, Franz von Frankreich und Karl von Spanien, traten auf; der Letztere ward zum Kaiser gewählt. Diese Wahl ließ manche Reibungen voraussehen, die wohl einen Krieg herbeiführen konnten. Franz suchte sich deßhalb näher an Heinrich VIII. von England anzuschließen, besuchte diesen in England und hatte auch im Junius 1520 eine Zusammenkunft mit ihm zwischen Ardres und Guines in der Picardie. Beide Monarchen wohnten mit ihrem Gefolge unter Zelten, und es ward

hier eine solche Pracht zur Schau gelegt, daß man dies Lager le camp du drap d'or nannte.

In Spanien waren wegen des Vorzuges, den Karl den Niederländern gab, bedeutende Unruhen ausgebrochen, die Franz benutzte, um Heinrich von Albret, den Sohn des verstorbenen Königs von Navarra, in sein ihm von den Spaniern vorenthaltenes Erbe wieder einzusetzen. Ein französisches Heer unter Heinrich de Foix rückte in Navarra ein; Pampelona, die Hauptstadt, ergab sich. Die Citadelle hielt sich noch so lange, bis ihr tapferer Vertheidiger, Ignaz von Loyola, nachheriger Stifter des Jesuiterordens, schwer verwundet ward; binnen zwei Wochen war Navarra erobert, und die Franzosen gingen über den Ebro nach Castilien, mußten jedoch bald wieder nach Pampelona zurück. Am 30. Juni 1521 verloren sie eine Stunde von der Hauptstadt eine Schlacht und waren nun genöthigt, ganz Navarra, mit Ausnahme von St. Jean pied de port, zu räumen. Diese ganze Expedition wurde jedoch nicht als ein Krieg zwischen beiden Monarchien, sondern als eine Folge des Tractates von Noyon angesehen, und nur erst die Streitigkeiten des Grafen Robert von der Mark mit dem Kaiser brachten den Krieg zwischen Letzterem und Frankreich zum Ausbruche. Schnell nahmen die Kaiserlichen Mouzon und belagerten dann Mézières, welches der berühmte Bayard (s. d.) vertheidigte, der Boten nach Rheims an seinen König schickte, um ihn zu bewegen, der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen. Franz rückte gegen Mézières vor; auch gelang es ihm, Lebensmittel dahin zu bringen, was die kaiserlichen Befehlshaber zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge bewog. Das Heer des Kaisers ging in die Picardie, verwüstete Alles, zog sich aber bei Annäherung der Franzosen nach Valenciennes zurück, woselbst Karl V. sich bei ihm einfand. Kaum hatte Franz dies erfahren, so setzte er mit seinen Truppen am 22. October 1521 über die Schelde; der Graf von Nassau, der mit 16,000 Mann den Uebergang streitig machen wollte, entging nur unter Begünstigung eines dichten Nebels der Gefangenschaft. Der Connétabel von Bourbon, Bayard und andere Befehlshaber riethen zu einem schnellen Angriffe; doch der Haß Louisens von Savoyen gegen den Connétabel wirkte bis zum Heere und vereitelte alle Anschläge desselben. Es kam zu keiner Hauptschlacht; der Kaiser ging nach Brabant zurück, Mouzon und alle Eroberungen kamen wieder an Frankreich zurück, Tournay aber ergab sich den Kaiserlichen. Der gleichzeitige Feldzug des Admirals Bonnivet gegen Spanien war anfangs glücklich, später aber endete er mit dem Rückzuge der Franzosen aus Navarra.

Unter trüben Aussichten für Frankreich brach das Jahr 1522 an. Heinrich VIII. hatte sich mit dem Kaiser Karl verbündet, ein englisches Heer rückte in Frankreich ein und verwüstete Alles, wohin es kam; doch gegen das Ende des Jahres zogen sich die verbündeten Armeen zurück, ohne etwas Entscheidendes unternommen zu haben; gegen Spanien hatten die Franzosen unter dem Marschall Chabannes mit Glück gekämpft. In Italien herrschte der Marschall Lautrec mit eisernem Scepter zu Mailand und hatte durch seine Strenge ein solches Mißvergnügen hervorgerufen, daß dies bald in offene Empörung ausartete; auch waren die französischen Waffen unglücklich gegen die Verbündeten; der Tod des Papstes Leo X. stellte jedoch das Gleichgewicht wieder her. Aber nicht lange sollte es so bleiben. Die Schlacht beim Schlosse Bicoca (s. d.), den 22. April 1522, war für Lautrec unglücklich; mit ihr ging Italien für die Franzosen verloren. Mit dem Beginnen des Jahres 1523 hatte Franz ganz Italien, Deutschland, Spanien und England gegen sich; seine einzigen Verbündeten waren Schottland, von wo er

nur schwache Hilfe erwarten konnte, die Schweizer, die ihm beistanden, wenn er sie bezahlte, und der Herzog von Savoyen, dessen Allianz nur in so fern nützte, als sie den Franzosen einen ungehinderten Durchzug nach Italien gewährte. Franz beschloß nun, selbst nach letzterem Lande zu gehen, doch die Verschwörung des Connétabels von Bourbon hielt ihn davon ab; an seiner Stelle befehligte der Admiral Bonnivet, doch dieser hatte kein Glück. Der König kam endlich an; Mailand ward ohne Widerstand besetzt, doch behielten die Kaiserlichen die Citadelle in ihrer Gewalt, Pavia ward von den Franzosen belagert. Vier Monate hatte diese Belagerung bereits gedauert, als das kaiserliche Heer anrückte und man einer Hauptschlacht entgegen sah; am 24. Febr. 1525 erfolgte diese, unter dem Namen der Schlacht von Pavia (s. d.) bekannt, und endete mit einer gänzlichen Niederlage der Franzosen. Der König erhielt eine Wunde an der Stirn, eine an der Hand und eine am Schenkel; er hatte mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten, fiel aber in die Gewalt seiner Feinde. Man führte den hohen Gefangenen zuerst in die Citadelle von Pizzighetone, bis die an den Kaiser nach Spanien gesendeten Eilboten eine weitere Bestimmung zurückbringen würden. Im Junius 1525 ging Franz zu Schiffe nach Spanien ab, wo man ihm zuerst die Festung Sciativa im Königreiche Valencia, später aber Madrid als Aufenthaltsort anwies. Nach manchen Unterhandlungen kam am 14. Januar 1526 der Madrider Friede zu Stande, der dem Könige zwar die Freiheit verschaffte, ihm aber die härtesten Bedingungen auflegte; am 18. März betrat Franz seine Staaten wieder. Die italienischen Länder hatten unter sich eine Verbindung gegen den Kaiser geschlossen, welche die heilige Ligue genannt wurde, da der Papst an der Spitze stand; der französische Monarch trat ihr bei, und Krieg war nun wieder die Losung. Vermöge eines im Jahre 1527 zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Tractates rückte ein französisches Heer unter Lautrec nach Italien; einige glückliche Gefechte desselben stimmten den Kaiser zum Frieden; doch Franz spannte seine Forderungen zu hoch, die Unterhandlungen zerschlugen sich, dagegen aber forderte der Kaiser seinen Gegner zum persönlichen Kampfe, der jedoch nicht Statt fand. Der Friede von Cambrai, am 5. August, machte dem Kriege ein Ende; Franz entsagte in demselben allen Ansprüchen auf Italien, brachte noch andere Opfer und erhielt dafür nicht nur seine Söhne zurück, die als Geiseln für ihren Vater in spanischer Gefangenschaft waren, sondern auch die Hand der verwitweten Königin von Portugal, der Schwester Kaiser Karl's. — Franz war in allen seinen Unternehmungen unglücklich gewesen; er fand die Kräfte des Staates so geschwächt, daß er für längere Zeit auf alle größeren Plane verzichten mußte. Im Jahre 1532 brachte er die Vereinigung des Herzogthums Bretagne, das bisher noch in gewisser Hinsicht unabhängig war, mit der Krone zu Stande. Die Zeit des Friedens wendete Franz zur Belebung der Wissenschaften und Künste an; auch zeigte er eine große Sorgfalt für die Finanzen, die so geordnet wurden, daß er trotz der vielen Kriege bei seinem Tode dem Staate einen vollen Schatz, seinen Kindern aber eine reiche Erbschaft hinterließ.

Durch die gänzliche Unterwerfung Italiens unter den Scepter des Kaisers änderte sich das politische System Frankreichs, dessen Monarch eben so wenig seinem Hasse gegen Karl, als seinen Planen zu Vergrößerungen entsagen konnte. Er trat deßhalb, aber ganz im Geheimen, mit dem Sultan Soliman in eine Verbindung und versprach auch den deutschen protestantischen Fürsten des schmalkaldischen Bundes seine Hilfe; doch blieb Frankreich mehrere Jahre ohne Krieg. — Der Herzog von Mailand hatte aus Furcht

vor dem Kaiser den französischen Gesandten an seinem Hofe, am 7. Junius 1533, heimlich im Gefängnisse hinrichten lassen; dies gab die erste Veranlassung zu einem neuen Kriege, dessen Ausbruch sich jedoch durch mehrfache Unterhandlungen noch verzögerte. Unterdessen starb der Herzog von Mailand ohne Kinder. Sein Land fiel als erledigtes Lehen an den Kaiser; aber man wollte diesen nicht gern zu mächtig in Italien werden lassen; man unterhandelte, doch im März 1536 rückte der französische Feldherr Annebaut mit einem Heere in Piemont ein. Die Franzosen waren indessen nicht sehr glücklich, ja der Kaiser machte sogar mit einem Heere von 46,500 Mann einen Einfall in die Dauphiné, und zu Allem diesem gesellte sich noch der Verlust des Dauphins, der im 19. Jahre zu Tournon starb. Der Kaiser machte inzwischen nicht die gehofften Fortschritte, er mußte am Ende Frankreich wieder verlassen; auch in der Picardie war das Kriegsglück wechselnd. Im Jahre 1537 erschien der König selbst bei dem Heere, welches im Norden Frankreichs stand; es wurde hier ein langwieriger Belagerungskrieg geführt, der bald den ungestümen Franz so ermüdete, daß er nach Paris zurückging. Am 30. Juni schlossen die Heere zu Bomy, unweit Térouenne, einen Waffenstillstand auf zehn Monate, der sich aber nur auf die Picardie und die Niederlande erstreckte. In Piemont ging der Krieg fort; zu einer Entscheidung kam es nicht, und der Herzog von Savoyen war der Einzige, der hier verlor. Im October 1537 fand sich der König in Lyon ein, um von da nach Italien zu gehen. Montmorenci und der Dauphin erstürmten die Engpässe von Susa, man sah einer Hauptschlacht entgegen; aber es gelang den Bemühungen des Papstes, den Waffenstillstand auch bis auf Italien auszudehnen. Trotz allen Bemühungen des Papstes, der mit den beiden rivalisirenden Monarchen unweit Nizza zusammengekommen war, blieb es unmöglich, einen Frieden zu vermitteln; doch wurde ein Waffenstillstand auf zehn Jahre genehmigt und am 15. Junius 1538 abgeschlossen. Einen Monat darauf trafen beide Monarchen, die sich bei Nizza nicht gesehen und gesprochen hatten, zu Aigues-mortes an der Küste von Niederlanguedoc zusammen und hatten dort mehrere Unterredungen. Im December 1539 reisete der Kaiser durch Frankreich. Es war dies eine verführerische Gelegenheit für Franz, sich von einem mächtigen Nebenbuhler zu befreien, indem er ihn gefangen nahm; aber er dachte zu ritterlich, um sie zu benutzen, und folgte dem Rathe des edlen Connétabels von Montmorenci, der ihn dahin stimmte, dem Kaiser die Durchreise ohne alle Bedingungen zu gestatten. Karl blieb 6 Tage in Paris. Ein Bündniß, welches der französische Monarch mit dem Herzoge Wilhelm von Cleve schloß, der mit dem Kaiser wegen der Erbschaft von Geldern im Streite lag, störte den erst kurz vorher feierlich versprochenen Frieden; doch dauerten die Unterhandlungen noch fort, und Franz machte dabei bedeutende politische Fehler. Er wollte diese repariren und schickte Gesandte nach Venedig und Konstantinopel, die aber am 31. Julius 1541 von den Kaiserlichen in Italien angehalten und in Folge eines daraus entstandenen Gefechtes niedergemacht wurden. Die eigentliche Veranlassung zu dieser That ist nie an das Licht getreten. Der Kaiser läugnete natürlich jedes Mitwissen; aber Franz beschloß den Krieg, und 1542 nahmen die Feindseligkeiten ihren Anfang. 5 Armeen wurden aufgestellt, und wenn auch die Franzosen nicht ohne Glück fochten, so ging das Jahr doch zu Ende, ohne daß die Erfolge den großen Rüstungen entsprochen hätten. Neue Auflagen wurden durch den Krieg nöthig; man erhöhte die Salzsteuer. Die Bürger von La Rochelle, auf ihre Privilegien sich stützend, wollten nicht zahlen; es entstand ein Aufruhr, der einzige unter der Regierung Franz I., und dieser zog selbst mit einer

starken Abtheilung Landsknechte vor La Rochelle. Die Empörer verloren den Muth, öffneten die Thore, und der König zog ohne Widerstand ein. Nachdem diese Angelegenheit beseitigt war, rückten die Armeen in das Feld. Der König selbst befehligte in Flandern und eroberte mehrere feste Plätze in dieser Provinz und im Hennegau; aber auch diese Campagne entschied in der Hauptsache Nichts. Im nächsten Feldzuge befehligte der junge Graf von Enghien in Italien; er lieferte am 14. April die Schlacht bei Cerisolles, unweit Carignan (s. d.), aber der Sieg, so glänzend er an sich war, trug doch den Franzosen keine Früchte. In Italien trat ein Waffenstillstand ein; in den Grenzprovinzen Frankreichs ward aber der Krieg mit Heftigkeit fortgeführt. Die Hofkabalen hatten einen nachtheiligen Einfluß auf den Krieg; der Connétabel von Montmorenci war durch sie von der Armee entfernt, der Dauphin verlangte ihn zurück, da er schon mit seinem Heere bis in die Gegend von Paris weichen mußte, weil dieses von 2 mächtigen Armeen bedroht wurde. Der Friede von Crespy, am 18. September 1544, machte dem Kriege zwischen den beiden Nebenbuhlern ein Ende. Die Franzosen konnten sich nun mit ganzer Macht gegen die Engländer wenden; es wurde sogar ein Angriff auf England zur See beschlossen und dazu eine Flotte von fast 250 Schiffen bestimmt, die Landungstruppen an Bord nahmen. Am 18. Julius kam die Flotte vor der Insel Wight an; einige partielle Gefechte fielen vor, aber eine Hauptschlacht wurde nicht geliefert, und am Ende gingen beide Flotten nach ihren Küsten zurück. Auch zu Lande ward der Krieg mit England ohne Erfolge geführt. Beide Könige waren desselben überdrüssig; man knüpfte zu Ardres und Guines Unterhandlungen an, worauf am 7. Julius 1546 der Frieden unterzeichnet ward. — In dem häuslichen Leben hatte Franz I. das Unglück gehabt, 2 Söhne zu verlieren; auch sein naher Verwandter Enghien, der Sieger von Cerisolles, starb in der Blüthe der Jahre. Einen sehr tiefen Eindruck machte auf den König der am 28. Januar 1547 erfolgte Tod Heinrich's VIII. von England, zu dem er sich persönlich hingezogen fühlte. Er wurde seit dieser Zeit immer trauriger, schwermüthiger und mürrischer; bald wurde es klar, daß ein schleichendes Fieber ihn befallen habe, das auch am 31. März 1547 gegen 2 Uhr Mittags seinem Leben ein Ende machte. Er starb nach einer Regierung von 32 Jahren und 3 Monaten zu Rambouillet in einem Alter von 52½ Jahren. — Viele und große Fehler hat Franz während seiner Regierung begangen. Es fehlte ihm gänzlich die Kunst, ausgezeichnete Männer an sich zu fesseln und ihre Talente zu benutzen; alle Eigenschaften eines Feldherrn mangelten ihm, aber er besaß viel persönliche Tapferkeit; in der Politik wurde er stets von Karl V. überlistet. Seiner Ritterlichkeit und des Großartigen in seinem Charakter ist bereits oben gedacht; das königliche Ansehen brachte er auf den höchsten Gipfel. Die meisten seiner Fehler entsprangen aus einer zu großen Schwäche für das weibliche Geschlecht; aber auch für das schöne Gefühl der Freundschaft war sein Herz sehr empfänglich. — (Siehe Gaillard, histoire de François premier. — Mémoires de Brantome. — Franz I., König von Frankreich, von A. L. Herrmann.) **F. W.**

Fraustadt, Stadt von 742 H. und 5800 Einw., Hauptort des Fraustädter Kreises im Regierungsbezirke Posen. Schlacht am 13. Febr. 1706. Karl XII., König von Schweden, hatte den König August von Polen überall geschlagen und dessen sächsische Truppen, die einzigen, auf welche August sich verlassen konnte, aus Posen vertrieben, 1704. Er verfolgte sie in Person, konnte aber dem umsichtigen General Schulenburg (s. d.) Nichts anhaben und kehrte deßhalb zu Anfange des Winters von 1704 und 1705

nach Polen zurück, um dort die Partei K. August's völlig zu unterdrücken. Schulenburg benutzte das Jahr 1705 zu Wiederherstellung der sächsischen Armee und zu Disciplinirung der russischen Hilfsvölker, und sah sich im Stande, zu Anfang des Jahres 1706 mit einem Heere von 20,000 M. in 27 Bat. 42 Esc. gegen den Feldmarschall Rhenschildt aufzubrechen, welchen Karl XII. zur Beobachtung an der schlesischen Grenze bei Benczin zurückgelassen hatte. Rhenschildt's Corps bestand aus 12 Bat. Fußvolk und 39 Esc., zusammen 10—12,000 M. Als die Schweden den Anmarsch Schulenburg's erfuhren, gingen sie dem doppelt überlegenen Feinde muthig entgegen und fanden ihn zwischen den Dörfern Jägersdorf oder Gegersdorf auf dem rechten und Röhrsdorf auf dem linken Flügel, eine Viertelstunde vorwärts Fraustadt, aufgestellt; die Russen bildeten den linken, die Sachsen den rechten Flügel und das Centrum. Unter den Sachsen befanden sich einige Bataillone Schweizer und Franzosen, welche letztern, bei Höchstädt gefangen, unter den Sachsen Dienste zu nehmen gezwungen waren und nach der Schlacht auch wieder in schwedische Dienste traten. Die Reiterei der Sachsen (4000 M.) stand auf beiden Flügeln; die Front der Infanterie war durch spanische Reiter gedeckt, 30 Kanonen und 2 Haubitzen waren auf der Fronte vertheilt. Die russische Infanterie befehligte der Gen.-Lnt Wustromirsky, die sächsische Schulenburg selbst, und unter ihm die Gen.-Majore Drost und Zeidler, die Reiterei des rechten Flügels Gen.-Lnt Plötz, die der linken Gen.-Lnt Dünnewald. Rhenschildt rückte gegen diese Aufstellung in 3 Colonnen an; er selbst führte die erste, die Gen.-Major Mardefelt und Sparre die zweite, der Gen.-Major Hummerhiebe die dritte. Als die Schweden dem Feinde gegenüber angekommen waren, zog Rhenschildt, da er bemerkte, daß die Sachsen keine Reiterei in der Mitte ihrer Aufstellung hatten, auch die seinige auf beiden Flügeln zusammen und ließ die des rechten Flügels durch Röhrsdorf marschiren, um des Feindes linke Flanke zu umgehen. Während dessen griff der Oberst Roos mit dem Regimente Wermeland die Russen an, und das Feuer begann auf der ganzen Linie. Die Russen wurden bald geworfen; die sächsische Reiterei des linken Flügels ergriff die Flucht, und nun brach auch die schwedische aus Röhrsdorf hervor und vernichtete die fliehenden Russen gänzlich. Auch das Centrum von Schulenburg's Armee hielt nicht lange Stand; die Regimenter Südermannland und Kronberg unter Mardefelt durchbrachen die Linie und trieben sie in die Flucht. Nur der rechte Flügel, wo Schulenburg selbst commandirte, widerstand eine Zeit lang den Angriffen des Gen.-Major Sparre mit dem westmännländischen und westbothnischen Regimente und der nyländischen Reiterei; doch bald kam das übrige schwedische Fußvolk herbei, und der rechte Flügel der Sachsen mußte sich nach Fraustadt zurückziehen, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich in Jägersdorf wieder zu setzen. Die Reiterei dieses Flügels ging durch Fraustadt zurück und nahm ihre Flucht nach Schlesien, entblößte aber dadurch gänzlich die Infanterie, welche in derselben Richtung zu entkommen versuchte, allein, durch die Reiterei des schwed. linken Flügels abgeschnitten, nur bis zum Dorfe Brietzen gelangte, wo sie sich dem Sieger ergeben mußte. Die Schlacht hatte von 12 Uhr Mittags bis 2 Uhr Nachmittags gewährt, so daß binnen 2 Stunden die ganze Armee des Königs August durch die halb so starke schwedische völlig aufgerieben war. Der Verlust der Sachsen betrug über 6000 M. an Todten und Verwundeten. Gefangen waren Gen.-Lnt Wustromirsky, Gen.-Major Lützelburg, 157 Offiziere und 7904 Unteroffiziere und Gemeine; auch waren 29 Kanonen, 2 Haubitzen, 44 Mörser zu Handgranaten und 68 Fahnen in der

Schweden Hand gefallen. Diese hatten 400 Todte und 1000 Verwundete. Karl XII. ließ eine Medaille auf diesen glänzenden Sieg schlagen, und wohl hatte er Ursache dazu; König August's Hoffnungen waren vernichtet, und noch in demselben Jahre dictirte ihm der Sieger in seinen eignen Erblanden den Frieden. (Nordberg, Gesch. Karl's XII. 1. Bd. — Beust, Feldzüge der sächs. Armee.) B.

Fregatte, ein leichtes, dreimastiges Kriegsschiff, welches nicht über 50 Kanonen führt, scharf gebaut ist, deßhalb schnell segelt und vorzugsweise zum Kreuzen und Recognosciren gebraucht wird. Man unterscheidet leichte und schwere Fregatten. Erstere haben nur 20 bis 28 Kanonen, letztere führen bis 50. Die Takelasche einer Fregatte gleicht ganz der eines Kriegsschiffes; auch hat selbige eine Back und Schanze und vorn ein Gallion. Nach der neuern Bauart führen die Fregatten ihr Geschütz meist in einer Lage, und haben nur einige Stücke auf der Back und Schanze. Der Commandeur eines solchen Schiffes heißt Fregattenkapitain.

Freiberg, Hauptstadt des erzgebirgischen Kreises des Königreichs Sachsen mit 8 bis 900 H. und 8800 Einw., berühmt als Hauptsitz des sächsischen Bergbaues, hat alte, zum Theil verfallene hohe Mauern und Thürme und einen trockenen Graben, welche Befestigungen ehemals in Verbindung mit dem Heldenmuthe seiner Bewohner öfter den Belagerern entschiedenen Widerstand geleistet haben.

Belagerung im J. 1295 durch König Adolph von Nassau.

Albrecht der Unartige von Meißen hatte seine Länder für 12,000 Mark Silbers an den deutschen König Adolph von Nassau verkauft. Vergebens forderte dieser des Markgrafen Albrecht Söhne, Friedrich und Diezmann, auf, die Länder ihres Vaters zu übergeben, fiel deßhalb mit einem starken Heere in Thüringen und Meißen ein, 1294, bemeisterte sich mehrerer Plätze und belagerte auch 1295 Freiberg. Der königliche Feldherr, Graf von Oettingen, eröffnete die förmliche Belagerung 1296, überschüttete durch ungeheure Wurfmaschinen die Stadt mit Steinen und Feuerbränden, und ließ kein Mittel unversucht, sich der Stadt zu bemächtigen. Aber die heldenmüthige Vertheidigung der kleinen Besatzung und der Bürger unter Nicolaus von Haubitz vereitelte mehrere Stürme, und ein Bergfall auf der Halde Dörren Schönberg kostete 1000 Belagerern das Leben und nöthigte den königlichen Feldherrn, eine andere Stellung zu nehmen. 16 Monate hatte bereits vergeblich die Belagerung gedauert, als ein verrätherischer Freiberger, Lobetanz, dem Feinde den Wasserlauf, durch welchen die Münzbach unter der Mauer zwischen dem Erbischen und Donatsthore in die Stadt fließt, verrieth, wo auch 1813 der kaiserliche General Scheither einzudringen versuchte. Hier kamen die Belagerer in der Nacht in die Stadt, überfielen die Wachen und mordeten Alles, was sich nicht in größter Eile in die Basteien und in die Burg, den Freistein (Freudenstein), zurückzog. Mit Bewilligung ihres Landesherrn und auf des Königs Verheißung bauend, ihr Leben zu schonen, verließen die Eingeschlossenen ihre Zufluchtsorte; aber der treulose Eroberer vergaß sein Versprechen; 60 Tapfere bluteten unter dem Henkerbeile; die übrigen erkauften ihr Leben um 12,000 Mark Silber. — Die königlichen Truppen streiften verwüstend durch Meißen, bis es dem Markgrafen Friedrich gelang, bei Döbeln den Grafen Heinrich von Nassau, des Königs Vetter, gefangen zu nehmen und sein Land zu befreien (1298).

Belagerungen im 30jährigen Kriege.

Der 30jährige verheerende Krieg zwischen den Kaiserlichen und Schweden äußerte auch für Freiberg die traurigsten Folgen. Nie hat sich die alte

Bergstadt seitdem zu ihrer ehemaligen Größe wieder erheben können. — Der kaiserliche Feldmarschall, Graf Gallas (s. d.), nahm nach vorgängiger Blokade und Verwüstung der Umgegend die Stadt am 5. Oct. 1632 durch Kapitulation in Besitz und ließ sich 50,000 Gulden Brandschatzung zahlen. Nach seinem Abzuge suchten die feindlichen Befehlshaber wiederholt sich Freibergs zu bemächtigen. So berannte im Aug. 1633 der Oberst Uhlefeld, im Sept. und Oct. 1634 der Oberstlieutenant Schütz und nach ihm der Oberst Schönnickel die Stadt, deren Bürger aber, besonders unter Anführung ihres wackern Bürgermeisters Jonas Schönleben, sich brav vertheidigten. Härter jedoch bedrängten Freiberg die Schweden von 1639 bis 1643. Der Generalfeldmarschall Baner (s. d.) rückte den 2. März 1639 vor die Stadt, die nur von 250 M. unter dem Oberstlieutenant von Haubitz vertheidigt war. Nach vereitelten mehrfachen Versuchen ließ er am 18. d. M. durch 9 Kanonen in der Nähe des Meißner Thores Bresche schießen und Nachmittags 3 Uhr einen Hauptsturm versuchen, der aber abgeschlagen wurde und den Stürmenden außer mehren tapfern Officieren den Obersten Jhanson, Baner's Liebling und Schwestersohn, kostete. Ergrimmt über solche Gegenwehr und überdies von den zum Entsatze herbeieilenden kaiserlichen und sächsischen Truppen angegriffen, hob der Schwede am 20. d. M. die Belagerung auf, nachdem er gegen 1000 M. verloren hatte, kam aber rachedürstend am 10. April mit 20,000 M. und 70 schweren Geschützen wieder, die kühne Stadt zu züchtigen, welche der Kurfürst inzwischen mit 2 Dragonerkompagnieen und der nöthigen Munition versehen hatte. Um dem Commandanten zu vergelten, daß dieser seine frühern Quartiere vor der Stadt der Erde gleich gemacht hatte, ließ er das Röhrwasser der Stadt und den Münzbach abgraben, und beschoß von seinen Laufgräben aus mit einer schweren Batterie, die in 60 Minuten 80 glühende Kugeln warf, die Stadt, welcher bald wegen der durch die vom Lande Geflüchteten vergrößerten Volkszahl die Lebensmittel gebrachen. Trotz dem schlug der brave Haubitz die wiederholten Aufforderungen des feindlichen Generals aus und bewog denselben dadurch, zum zweiten Male unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Leider fiel der heldenmüthige Oberstlieutenant Haubitz beim Verfolgen des von General Wittenberg befehligten feindlichen Nachtrabes. — Hatte es dem General Baner nicht gelingen wollen, sich in Besitz Freibergs zu setzen, so hoffte doch sein Nachfolger Lienhard Torstensohn (s. d.), sich endlich nach Eroberung der silberreichen Bergstadt für die früheren vergeblichen Anstrengungen seiner Landsleute zu entschädigen, und brach demnach zu Ende des J. 1642 mit 20,000 M. und 100 Geschützen in das Gebirge auf. Die Stadt hatte zwar nur 290 M. Besatzung, aber in dem Oberstlieutenant Georg Hermann von Schweinitz einen Commandanten, der, seiner Vorgänger, der beiden Haubitze, würdig, durch Klugheit und Muth Hunderte seiner Kampfgenossen ersetzte. Alle Bewohner, der Einsicht und Thätigkeit ihres Anführers vertrauend, griffen zu den Waffen und vereinigten sich, dem als in der Geschützkunst wohlerfahren bekannten feindlichen General sein Unternehmen nach Kräften zu erschweren. Dieser hatte am 31. Decbr. 1642 die Laufgräben vor dem Petersthore eröffnet und beschoß aus einer furchtbaren Batterie die Mauern beim Petersthore, während er hundertpfündige Bomben und große Steine in die Stadt werfen und Minen gegen die Festungswerke graben ließ. Aber sein Sturm wurde abgewiesen, und die Vertheidiger räumten schnell den Schutt der Breschen und Minen weg und legten Abschnitte in den Straßen an. Ein zweiter Sturm hatte nicht mehr Erfolg, und Torstensohn ließ den Commandanten zur Uebergabe auffordern,

die dieser aber verweigerte. Da ließ der schwedische General alles Geschütz gegen die Bresche richten und die Generale Wrangel und Mortaine mit 3 Brigaden abermals gegen die Thore stürmen. Männliche Gegenwehr der braven Krieger und Bürger wies den Feind zum dritten Male zurück; 400 Schweden und mancher wackere Officier derselben bedeckten die Breschen. Fruchtlos sah Torstensohn seine Munition und seine besten Truppen verschwendet, während er doch am meisten auf die Wirkung seines Geschützes gerechnet hatte, und beschränkte sich lange nur auf den Minenkrieg, der alles Gemäuer der Angriffsfront der Erde gleich machte und endlich am 9. Febr. ihn in Besitz des Rondels und des Peterstthores setzte, so daß er nun die Petersgasse beschießen konnte, welche die Belagerten eiligst durch eine Batterie schützten. Immer größer wurde die Gefahr, und der schon seit Wochen versprochene Entsatz durch Feldmarschall Piccolomini blieb noch immer aus. Neue Minen sprangen und machten die Mauern und Thürme zu Schutthaufen; immer näher rückten die Schweden ihrem Ziele, und Torstensohn's Generaladjutant von Rebenstock forderte 4 Mal die Stadt zu unverzüglicher Uebergabe auf; Schweinitz aber wollte sich mit seinen tapfern Genossen unter den Ruinen des Platzes begraben. Da erblickte man in der Nacht des 15. Febr. das verabredete Zeichen des nahenden Piccolomini, und am Morgen des 16. sah man schon den kaiserl. Vortrab im Gefechte mit den Belagerern. Der bereits angeordnete Generalsturm unterblieb, und Torstensohn zog schnell ab von dem Denkmal seiner Grausamkeit, seines verlornen Ruhms und seines gestürzten Feldherrnglückes. Der Kurfürst sandte Belobungsschreiben an die heldenmüthigen Vertheidiger, und der Kaiser ließ dem zugleich in den Adelstand erhobnen Bürgermeister Schönleben eine goldne Gnadenkette von 500 Thalern Goldwerth, dem Oberstlieutenant Schweinitz aber eine dergleichen Kette von doppeltem Werthe zustellen und Letzterem zugleich ein erledigtes Reichslehn und die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand antragen, welche der Bescheidne jedoch ausschlug. — (Vgl. Moller Freib. Annalen; Dietrich, Immortellen um Freib. Bürgerkrone, und G. Schilling's Aufsatz: „Aus der Vorzeit“ im Jahrg. 1817 der Dresdner Abendzeitung.)

Schlachten im 7jährigen Kriege, den 14. und 29. October 1762.

Die weite Ausdehnung der Vorpostenkette des kaiserl. Generals Serbelloni an der Mulde hatte den Nachtheil gehabt, daß Prinz Heinrich von Preußen (s. d.) mit 52 Schwadronen und 21 Bataillonen denselben bis hinter die Weißeritz zurückgedrängt, sich des von General von Macquire zu zeitig verlassenen Freibergs bemächtigt und die Reichsarmee unter dem Prinzen von Stolberg abgeschnitten hatte. Serbelloni's Nachfolger, Graf Haddik, aber war so glücklich, den Prinzen Heinrich zu Verlassung seines Lagers bei Pretschendorf zu nöthigen, welcher nun sich hinter der Mulde und Triebsche in die verschanzte Position bei Schlettau zurückzog. Noch ehe dieser jedoch sich gehörig festsetzen und die erwarteten Verstärkungen aus Schlesien an sich ziehen konnte, griff ihn Haddik am 14. Oct. an. Scheiterte auch dessen Unternehmen wegen der Saumseligkeit des Generals Kleefeld am ersten Tage, so gelang dieses doch am folgenden durch General Campitelli so vollständig, daß die Preußen unter General Syburg und Oberst Belling bis nahe an Freiberg zurückgeworfen wurden und außer 40 Officieren 1700 M. verloren. Die Kaiserlichen nahmen Freiberg in Besitz, und Prinz Heinrich zog sich zwischen Reichenbach und Großvoigtsberg zurück. Haddik hatte seinen Zweck erreicht und ruhete, ohne seinen Sieg zu verfolgen. Die Reichs-

armee, 49 Bataill. und 78 Schwadr., lagerte bei Freiberg. Prinz Heinrich aber, inzwischen durch das Schmettau'sche Corps bis auf 29 Bataillone und 60 Schwadronen verstärkt, griff am 29. Oct. den Prinzen von Stolberg an, der sich dessen nicht vermuthete. Bei Annäherung des Feindes stellte sich dieser und General Campitelli in Schlachtordnung, so daß ihr rechter Flügel sich an Tuttendorf, ihr linker, durch das Defilé bei Waltersdorf gedeckt, sich an den Spittelwald lehnte und sie überdies durch mehrere bei Waltersdorf und auf den Höhen von Curbitz aufgeworfene und mit Verhauen umgebene Redouten gesichert waren. Der linke Flügel des Prinzen Heinrich ordnete sich vor Großschirma, und Oberst Belling bemächtigte sich des Struhtholzes, um die Aufstellung Stutterheim's zu decken, der die feindlichen Redouten bei Waltersdorf beschoß. Der Prinz von Preußen selbst suchte den linken Flügel des Feindes zu umgehen, nahm auch ein Bataillon beim Spittelwald gefangen und ordnete sich zwischen dem Wald und St. Michaelis zum Angriff en échelon gegen den Prinzen Stolberg, der, sobald er des Prinzen Heinrich's Absicht bemerkte, sein zweites Treffen im Haken bis zu den 3 Kreuzberg ausgedehnt hatte. Nach 1½stündigem hitzigen Gefechte gelang es den preußischen Grenadieren, unterstützt von Kürassieren und Dragonern, den Gegner aus seiner Stellung zu verdrängen, und General Seydlitz verfolgte die Fliehenden bis an die Thore von Freiberg. Hätte der zwischen Erbisdorf und Brand, ungefähr nur 3000 Schritte von der letzten Aufstellung des Prinzen Stolberg, mit 6000 M. aufgestellte östreichische General Mayer seine Schuldigkeit gethan und mit seinen leichten Truppen den preußischen rechten Flügel mit aller Macht angegriffen, so würde die Schlacht nicht so entscheidend geworden sein. Statt dessen ließ sich derselbe durch ein Corps von 4 Bat. und 6 Schwadr. festhalten und den preuß. Obersten zwischen ihm und der Reichsarmee durchgehen und deren linke Flanke bedrohen. Selbst als General Seydlitz mit dem ganzen rechten Flügel aus dem Spittelwalde nachrückte, konnte Mayer sich nicht entschließen, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Auch der rechte Flügel der Reichsarmee konnte nun die Höhen von Waltersdorf nicht mehr behaupten und zog sich nach Freiberg zurück, verfolgt von der Reiterei Stutterheim's, der das Defilé von Waltersdorf überschritten hatte. General Buttler, der nicht mit im Gefechte gewesen war, schickte zwar dem rechten Flügel von der Mulde her ein Regiment zu Hilfe; aber dieses kam zu spät und wurde gefangen, und die ganzen Ueberreste des vereinigten kaiserlichen und Reichsheeres brachen in größter Eile nach Frauenstein auf. Die Sieger zählten 1400 Todte und Verwundete; die Geschlagenen hatten deren 3000 und 4400 Gefangene nebst 28 Kanonen und 9 Fahnen verloren. — Die Folgen des Sieges waren für Preußen von Wichtigkeit. Die Reichsarmee hatte Sachsen verlassen; General Haddik erwartete bei Dresden die ihm vom FM. Daun unter dem Prinzen Albert von Sachsen zugeschickte Unterstützung, und die deutschen Reichsstände sahen sich zu einer Neutralität gezwungen, welche bald in Verbindung mit andern Ursachen die Kaiserin Marie Theresie zu Friedensunterhandlungen bewog. — (Oeuv posth. de Frédéric II., tom. IV, chap. 16; Charakteristik der wicht. Ereign. d. 7jähr. Kriegs, 2 Thl.; Archenholtz's 7jähr. Krieg.) C.

Ueberfall am 18. September 1813.

Die französische Armee behauptete auch nach dem Gefechte bei Kulm (s. d.) im Anfange Septembers 1813 Freiberg, als einen Punct, der ihr sehr wichtig war, da von da aus die linke Flanke der in Böhmen stehenden alliirten Armee stets bedroht war und französischer Seite eine Haupt-

verbindungsstraße gesichert werden konnte. Napoleon hatte am 10. und 11. September einen erneuerten Versuch gemacht, in Böhmen einzudringen, und in Folge der dadurch Statt gehabten Bewegungen war Freiberg ohne besondere Deckung. Die Garnison bestand aus ungefähr 200 westphälischen Husaren, einem schwachen Bataillon leichter Infanterie; sie stand unter dem Brigadegeneral Bruno. Der östreichische Generalmajor Baron Scheither hatte den Plan zu einem Ueberfalle Freibergs entworfen, und schon vom 14. September an mit vieler Vorsicht und Klugheit die Vorbereitungen zu dessen Ausführung gemacht. Er brach an diesem Tage mit 6 Escadronen Vincent und 2. Kaiser Chevauxlegers von Janich auf, und konnte erst spät Abends in Porschenstein eintreffen; zu seiner Unterstützung hatte der Fürst Moritz Lichtenstein das 2. Jägerbataillon nach Grünwald, Moldau und Zaunhaus, das 7. nach Böhmisch Einsiedel vorrücken lassen. Eine durch den General Scheither am 15. bei Frauenstein gemachte Allarmirung des Feindes hatte nicht den beabsichtigten Zweck; der General suchte daher durch Bedrohung der feindlichen Flanke und Verbindung die Franzosen zum Rückzuge zu bewegen; er brach deßhalb den 17. nach Burkersdorf auf, besetzte ganz in der Stille diesen Ort und schnitt dadurch dem bei Frauenstein stehenden Feinde die Verbindung mit Freiberg ab. Da aber trotz aller dieser Maßregeln der Feind seine vortheilhafte Stellung bei Frauenstein nicht aufgab, die Oestreicher aber zu einem directen Angriffe nicht stark genug waren, so beschloß der General Scheither, sich Freibergs durch Ueberfall zu bemächtigen. Die Nähe des Feindes gebot große Vorsicht. Scheither ließ 3 Escadrone zu Deckung seines Abmarsches bei Burkersdorf zurück, von denen eine das feindliche Lager bei Frauenstein allarmiren, zwei aber in der Nacht wieder zur Hauptcolonne stoßen sollten. Diese brach am Abende auf und erreichte mit Einbruch der Nacht Berthelsdorf, wo Halt gemacht wurde. Im Dorfe Mulde hatte man 2 Freiberger Stadtsoldaten aufgefangen, welche wegen Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgesendet waren. Durch diese erhielt der General nähere Nachrichten von der Beschaffenheit der Stadt und den Sicherheitsanstalten der Garnison; hierauf und auf die Nachrichten, welche der Rittmeister Wunsthof in Folge der früheren Besetzung von Freiberg über die Oertlichkeit gab, ward der Plan des Angriffes gebaut.

Freiberg war mit trocknen Gräben, hohen Mauern und Thürmen nach alter Art umgeben und hat 5 leicht zu verschließende Thore. Da, wo der Münzbach in die Stadt tritt, ist die Stadtmauer über demselben gewölbt und die Oeffnung mit einem eisernen Gitter, Rechen, verschlossen, welcher aber die Sohle des Baches nicht berührt, sondern Zwischenraum genug läßt, um darunter durchzukriechen. Die Thore der Stadt wurden die Nacht über geschlossen und mit kleinen Posten besetzt, stärker war die Mannschaft der auf dem Platze gelegenen Hauptwache, am nämlichen Platze, dem Markte, wohnte auch der General; Officiere und Soldaten waren bei den Bürgern einquartiert, der größte Theil der Pferde aber in 2 Localen untergebracht, deren Lage man kannte, und bei denen nur die gewöhnlichen Stallwachen sich aufhielten. Der Rechen an der Münzbach war nicht bewacht. — Das Erbisdorfer Thor, durch welches der Weg nach Frauenstein führt, wurde zum Puncte des Hauptangriffes ausersehen und 2 Escadrone Vincent nebst 2 Compagnien des 7. Jägerbataillons dazu ausersehen. Oberstlieutenant Angermaier sollte mit 30 Jägern und einigen Zimmerleuten unter dem Rechen wegkriechen, sich innerhalb der Stadtmauer zum Erbisdorfer Thor schleichen, die Wache überrumpeln und das Thor so geräuschlos als möglich öffnen. Wenn er aber durch den Rechen nicht ein-

dringen könne, sollte er sich von außen gegen das Thor wenden, sich und seine Truppe für Polen ausgeben, die von Frauenstein kämen, und wenn diese List nicht gleich gelänge, den Eingang durch Erbrechung des Thores erzwingen. Der Rittmeister Baron Wunsthof und unmittelbar nach ihm der Rittmeister Chevalier De Vaulx würden dann in die Stadt nach dem Hauptplatze sprengen; dort müsse Rittmeister Wunsthof seine Schwadron theilen, das Peters- und Kreuzthor von innen, jedes mit einem Zuge, besetzen, 2 Züge aber gegen die beiden großen Stallungen anrücken lassen, um sich der Pferde zu bemächtigen. Rittmeister De Vaulx aber solle auf dem Markte sich aufstellen, um als Reserve zu dienen und, wo es nöthig, Verstärkungen hinzusenden. Die 2 Compagnien Jäger sollten der Cavalerie im vollen Laufe nach dem Markte folgen, die Wache und das Quartier des Generals besetzen und dann nach Umständen verwendet werden; der sie befehligende Hauptmann erhielt die Weisung, sich des städtischen Quartiermeisters zu versichern, um die bequartierten Häuser ohne Verzug auffinden zu können. Die Gefangenen sollten auf den Markt zu der Reserve geschickt werden. Das Donats- und das Meißner Thor sollten ihrer Wichtigkeit wegen, da von dieser Seite eine feindliche Störung zu besorgen war, durch detaschirte kleine Colonnen außerhalb der Stadt umgangen und besetzt, und die unter dem Hammerberge auf der Dresdner Straße liegende Muldenbrücke ebenfalls besetzt werden. Der Rest der Truppen würde sich vor der Stadt in Schlachtordnung aufstellen, um jedem Angriffe des Feindes von Frauenstein her begegnen zu können.

Es regnete die ganze Nacht hindurch, und als am 18. September gegen 3 Uhr früh die Truppen ganz durchnäßt sich in Bewegung setzten, waren die schlechten Seitenwege und die Finsterniß ihnen gleich hinderlich; doch durfte man hoffen, daß die üble Witterung das Unternehmen in so fern begünstigen würde, weil die Besatzung, dadurch zu größerer Sicherheit verleitet, die Vorsichtsmaßregeln vernachlässigen könnte. Um 4¾ Uhr kam die Hauptcolonne in der Vorstadt bei dem Erbisdorfer Thore an und machte ungefähr 150 Schritte von diesem Halt; auch die Nebencolonnen hatten sich den bestimmten Puncten genähert. Der Tag fing an zu grauen, der Augenblick des Handelns war gekommen.

Oberlieutenant Angermayer schlich sich mit seinen Jägern links zum Rechen, aber beim Versuche des ersten Mannes, unter demselben durchzukriechen, rief ein daselbst aufgestellter Husar an; der Jäger verhielt sich ganz still, die Schildwache, nichts mehr hörend, beruhigte sich, und der Jäger zog sich langsam wieder zurück. Oberlieutenant Angermayer konnte hier nicht unbemerkt in die Stadt kommen, er wandte sich mit raschem Entschlusse rechts nach dem Thore. Dort angekommen, hörte er die Schildwache unter demselben ruhig auf- und abgehen; man klopfte an die Pforte, die Schildwache erhielt auf ihr: Wer da? die Antwort: Oestreicher! sie gab Feuer; aber in demselben Augenblicke wich die Pforte den mit einem schweren Stücke Holz dagegen geführten Stößen, die Jäger drangen unaufhaltsam ein, die Schildwache und noch ein aus der Wache hervorstürzender Soldat wurden niedergemacht, die übrige Wachmannschaft verschloß sich in die Stube; sie konnte die Schlüssel zum Thore nicht ausliefern, da diese auf der Hauptwache waren. Oberlieutenant Angermayer war bereits feuernd gegen den Markt vorgedrungen; dort empfing ihn die aufgestellte feindliche Bereitschaft mit Karabinerfeuer. Es war ein kritischer Moment; in der Stadt wurde Allarm geblasen, die Husaren kamen aus ihren Quartieren, die östreichischen Reiter konnten nicht herein. Das Thor, aus 2 Flügeln bestehend,

war stark und durch einen Querbalken mit eiserner Kette und Vorlegeschloß gesperrt. Der Wachmeister Koczziczka und der Gemeine Hengot sprangen von den Pferden und drangen durch die Einlaßpforte; durch ihre frühere Anwesenheit mit der Localität vertraut, erbrachen sie die Thüre der Wachstube, feuerten ihre Karabiner auf die Wache ab, verwundeten 2, die Uebrigen sprangen zum Fenster hinaus und fielen den Jägern in die Hände. Der Wachmeister nahm aus der Küche ein Stück Holz und eine Axt; es gelang ihm damit die Kette zu sprengen, das Schloß ward abgeschlagen und das Thor geöffnet; Alles dies war das Werk von 4 Minuten. Es schlug eben 5 Uhr in der Stadt, als die 2 Escadrons hereinsprengten und auf die angewiesenen Posten eilten; alle Thore wurden besetzt, alle Puncte zugleich angegriffen; die Stallwachen waren leicht überwältigt, die Hauptwache wurde von den Jägern erobert, der Besatzung waren alle Wege zur Flucht abgeschnitten, sie ward gefangen. Der Verlust der Oestreicher bestand in 1 Todten und 3 verwundeten Jägern; dagegen hatten sie den General Bruno, 20 Stabs- und Oberofficiere, 1 Kriegscommissair, 200 westphälische Husaren und 200 Italiener zu Gefangenen gemacht, auch fielen noch 228 Kranke in ihre Hände; die Gefangenen wurden unter hinreichender Bedeckung über Groß-Waltersdorf zurückgeschickt. Gegen 10 Uhr griff der herangekommene Feind die zurückgelassenen Pikets bei Weißenborn an; der General Scheither durfte das Vorrücken der Franzosen nicht gleichgiltig ansehen, da der Marschall Victor von Dippoldiswalde aus ihm leicht den Rückweg abschneiden konnte; er verließ deßhalb um 10½ Uhr Freiberg und nahm eine Stellung bei Groß-Waltersdorf, später vereinigte er sich mit den Vortruppen des Generals der Cavalerie, Grafen Klenau. (Oestreich. milit. Zeitschrift, 1833, VI. Heft). F. W.

Freiburg, Hauptstadt des ehemaligen östreichischen Breisgaues, jetzt die des badischen Treisamkreises, am Treisamfluß, mit einem Schlosse, alten Befestigungen und 10,000 Einw. am Fuße des Schwarzwaldes, der sich hier in eine Ebene öffnet.

Schlachten am 3., 5. und 9. Aug. 1644 zwischen dem französischen Marschall Herzog v. Enghien und dem baierschen General v. Mercy.

Das Glück war zu Ende des Feldzuges von 1643 den franz. Waffen nicht günstig gewesen, und General Mercy konnte nach Vernichtung des Grafen Ranzau Freiburg dem Feinde entreißen, da Turenne ihm nur 9000 M. entgegenzustellen hatte. Deßhalb eilte der Herz. v. Enghien mit 6000 M. zu Fuß und 4000 Reitern von Breisach her, die weitern Fortschritte des Gegners zu hemmen. Hatte sich auch Mercy in der Ebene bei Freiburg stark verschanzt, seine rechte Flanke durch ein Fort, das die Breisacher Straße bestrich, gedeckt, seine linke Flanke an die hohen und steilen Gebirge gelehnt und seine Front durch einen Gebirgsrücken gesichert, der von Infanterie besetzt und längs dem Abhange durch verschanzte Linien (in denen von 200 zu 200 Schritten mit Geschütz versehene Redouten lagen) und starke Verhaue vor einem Angriffe zu schützen schien, so ließ sich doch der kühne Herzog von Enghien nicht abhalten, einen Angriff gegen ihn zu versuchen. In die linke Flanke der Baiern führte eine enge Gebirgsschlucht, die nur mit großen Umwegen Seiten der Franzosen zu erreichen war, und die General Mercy mit allerlei Hindernissen ungangbar gemacht hatte. Durch dieses Defilé vorzudringen und die linke Flanke des Feindes zu bedrohen, war die Aufgabe, die Enghien dem Vicomte v. Turenne gab, während er selbst die baiersche Front angreifen und die Retranchements ersteigen wollte.

Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens war auf Mercy's Ueberraschung und auf die Gleichzeitigkeit des Angriffs der Front und des Flügels berechnet. Der Herzog ordnete am 3. Aug. sein Corps in 3 Abtheilungen, seine Flügel schützten nach der Ebene zu die Gensd'armen; 2 Bat. bildeten die Reserve. Um 5 Uhr des Abends erst, weil Turenne, der mit Tagesanbruch aufgebrochen war, erst um diese Zeit in der Flanke eintreffen konnte, gab er das Zeichen zum Angriffe gegen die feindliche Stellung, ohne das mit 600 M. und vielem Geschütz besetzte, verpallisadirte Fort Mercy's zu berühren. Unerschrocken klimmten die franz. Regimenter über die Weinbergsmauern und erstiegen unter dem heftigsten Feuer und nach langem Kampfe die Verhaue. Aber hier zwang sie der beträchtliche Verlust, den sie erlitten, und der äußerste Widerstand der Baiern, zwischen den Verhauen und den Retranchements Halt zu machen. Ihr Muth begann zu sinken. Da stieg der Herzog mit seinen Generalen vom Pferde, warf seinen Commandostab weg und setzte sich an die Spitze des Regiments Conti; ihm nach folgte Graf Tournon mit dem Regimente Mazarini, und in Kurzem waren die Stürmenden Meister des Retranchements. Von 3000 Baiern entkamen kaum 100 den Händen der Sieger. Der Herzog hatte zuerst die nächste Redoute erstiegen und bei dem Gefechte glänzende Beweise seines Muthes gegeben. Aber sein Corps war in der größten Unordnung; der Feind hatte sich sehr tapfer geschlagen. Hätte jetzt General Mercy noch am späten Abende einen Angriff gegen den Herzog versucht, so konnte eine gänzliche Niederlage des Letztern nicht ausbleiben. Dieses erkennend, ließ Enghien sogleich die Redouten möglichst wieder herstellen und stärker befestigen, stellte sich mit seiner Reiterei auf dem Gipfel des Berges auf und gab durch anhaltendes Marschschlagen und Blasen Turennen das Zeichen, daß er einen wichtigen Vortheil errungen. Dieser war auch glücklich durch das Defilé vorgedrungen und hatte trotz der muthigsten Gegenwehr Mercy's, der seine ganzen Truppen dazu verwendete, mehrere Verhaue bereits überstiegen und war im Begriffe, sich des dritten Retranchements zu bemeistern. Die ganze Stärke der Baiern jedoch warf sich hier auf ihn; das Gefecht wurde blutig, und schon lagen 6000 Todte von beiden Seiten auf dem Felde, ohne daß Turenne einen weiteren Vortheil erlangt hatte. Unermüdet focht man bis zur Nacht; die Finsterniß trennte die Kämpfenden. General Mercy, wohl sehend, daß er in dieser Stellung nun nichts mehr gegen die Franzosen ausrichten könne, zog sich in der Nacht, während eine rückgebliebene Abtheilung Turenne's Truppen fortwährend beschießen mußte, mit seiner ganzen Artillerie und allen übrigen Heerabtheilungen in eine andere Gegend des Gebirges näher an Freiburg hinan, suchte sich, so weit es die Zeit erlaubte, zu verschanzen und erwartete hier den Feind. Enghien hatte die regnerische Nacht dazu benutzt, seine Truppen wieder zu formiren, um Turennen zu Hilfe zu eilen. Aber groß war seine Ueberraschung, da er von Mercy's Rückzuge nichts wahrgenommen hatte, am Morgen keinen Gegner mehr sich gegenüber zu erblicken. Noch hätte er die feindliche Arrièregarde erreichen können, aber die erschöpften Truppen bedurften einer 24stündigen Ruhe, und Enghien und Turenne lagerten sich vereint am 4. Aug. im Angesichte des Feindes in der Ebene, ohne daß dieser es zu verhindern unternommen hätte. Mercy hatte sich musterhaft aufgestellt; in einem alten Gemäuer auf dem abhängigen Bergrücken stand seine Artillerie und 4000 M. Infanterie, Verhaue deckten seine Front und seinen linken Flügel; sein rechter Flügel, die ganze Reiterei und ein Theil des Fußvolks dehnte sich in der Ebene bis unter die Kanonen von Freiburg und war theils hinter Feldverschanzungen,

theils hinter die Laufgräben gestellt, die Mercy selbst bei der Belagerung von Freiburg früher hatte aufführen lassen. Der einzige Fehler dieser Defensivstellung war, daß sie eine zu große Ausdehnung hatte. Darauf seinen Angriffsplan berechnend, befahl der Herzog von Enghien am 5. Aug. dem Marschall Turenne, das auf der Höhe stehende Mitteltreffen des Feindes anzugreifen, dem Maréchal de camp von Espenan aber, gegen den rechten Flügel desselben, der sich an Freiburg und den Treisam lehnte, vorzurücken. Tausend Auserlesene bildeten die Avantgarde unter Herrn von l'Echelle; die Reiterei stand als Reserve in der Ebene unter den Befehlen des Marschalls v. Grammont. Aber noch ehe der Herzog das Zeichen zum allgemeinen Angriffe gegeben hatte, und als er eben die feindliche Stellung von einer Höhe aus recognoscirte, war Espenan dem Beispiele Enghien's, der bei Tagesanbruch einige Redouten genommen hatte, gefolgt und hatte eine im Thale gelegene Redoute angegriffen. Auch Echelle hatte, als er schießen hörte, ohne weiter unterstützt zu werden, das Gefecht begonnen. Beide wurden geworfen, und der Herzog kam eben noch zur rechten Zeit an, um seine zerstreuten und von dem vorgerückten Feinde verfolgten Truppen wieder zu sammeln. Mit dem Reste des Turenne'schen Corps warf er sich den Baiern entgegen; aber seine und seiner Generale Entschlossenheit konnte den Schrekken und die Muthlosigkeit der Truppen nicht aufwägen. Beinahe allein, nur von 20 Officieren umgeben, hielt der Herzog lange im heftigsten Feuer, ohne die Regimenter vorwärts zu bringen, bis es ihm endlich gelang, um 5 Uhr Abends im Thale, wo Espenan befehligte, in Verbindung mit Grammont und Turenne einen Theil des Verhaues zu ersteigen. Schon wollten die Baiern fliehen, als der Generalmajor Mercy, des commandirenden Generals Bruder, mit seinen Reitern absaß und das Feld gegen den Herzog behauptete. Bei Einbruch der Nacht war nichts entschieden; der Herzog hatte seinen Zweck nicht erreicht, dennoch aber dem Feinde einen Beweis gegeben, daß er es mit einem Gegner zu thun habe, der auch die mächtigsten Hindernisse nicht scheue, und daß auch die vortrefflichste Position ihn nicht lange zu schützen vermöge. Das heutige Treffen kostete den Herzog 3000 Verwundete und Todte, unter denen auch Echelle sich befand, den Baiern 1200 Todte, unter ihnen den Generalmajor Mercy. Aber auch Enghien hatte die Ueberzeugung erlangt, daß er bei einem wiederholten Angriffe auf Mercy's Linien auf keinen andern Erfolg als den eben erfahrnen hoffen könne; er beschloß, seinen ein Mal gefaßten Plan nun auf andere Weise zu erreichen und Mercy entweder doch endlich zu einer unvortheilhaften Schlacht zu nöthigen, oder ihm die Communication mit Villingen (und somit mit Würtemberg) abzuschneiden. Der Weg von Freiburg nach Villingen führt durch das enge St. Petersthal, in welches sich das Blotersthal von Langsdelingheim her mündet. Durch dieses nach der Abtei St. Peter in den Rücken Mercy's zu kommen, war nun des rastlosen Enghien's nächster Plan. Während er mit einem Theile seines Heeres den feindlichen Linien gegenüber stehen blieb, mußte sich Turenne am 9. Aug. hinter ihm weg mit der Artillerie und Reiterei nach Langsdelingheim abziehen. Erst nachdem Turenne's Arrièregarde bereits den Treisam überschritten hatte und in dem genannten Dorfe angelangt war, folgte ihm auch der Herzog, ohne, wie er erwartete, von Mercy angegriffen und verfolgt zu werden. Dieser vielmehr, sobald er des Feindes Plan gewahr wurde, hielt für gerathener, seine Stellung zu verlassen, um noch Villingen zu erreichen, ehe ihm Turenne den Weg bei St. Peter verlegen könnte. Kaum hatte dies der Herzog erfahren, als er im Eilmarsche über die höchsten und steilsten

Gebirge stieg, um dem Gegner zuvorzukommen. General von Rosen mit 800 Reitern eilte voran, um sich am Ausgange des Blottersthals bei St. Peter in Schlachtordnung zum Empfange der Baiern aufzustellen, und um letztere so lange in ein Gefecht zu verwickeln, bis Enghien selbst mit dem Heere durch die engen Hohlwege folgen könnte. General Mercy, der die Vorbereitungen des Herzogs zu einem Treffen gewahrte, zögerte nicht, Rosen sofort anzugreifen, der eine Schwadron, um sich des baierschen Gepäcks zu bemeistern, nach der Straße geschickt und aus 2 Schwadronen eine Reserve gebildet hatte, hinter der er, im Falle er geschlagen würde, sich sammeln und in das Seitenthal zurückgehen könnte. 3 Mal mußte er dem Angriffe des Feindes weichen und sich endlich, als er die Unmöglichkeit sah, sich länger zu halten, nach der Armee des Herzogs zurückziehen. Mercy verfolgte ihn nicht, sondern setzte, als er das franz. Hauptheer anrücken sah, so schnell seinen Weg nach Villingen fort, daß seine ganze Artillerie und Bagage in die Hände der Franzosen fiel. Der Herzog selbst verfolgte ihn bis zu dem Berge Holgrave, Turenne noch 2 Stunden weiter. Erst 20 Stunden von Freiburg gönnte Mercy seinen Truppen die nöthige Ruhe. Enghien eilte zur Belagerung von Philippsburg. Die 3 tägige Schlacht bei Freiburg, die den Baiern 9000 M. und ihr Geschütz und Gepäck, und den Franzosen 6000 M. kostete, ist ein Beispiel, wie der beinahe verwegene Muth und die Ausdauer doch am Ende den Sieg über die berechnetste Klugheit und vortheilhafteste Terrainbenutzung davontrugen, und wie einer der geachtetsten Feldherren der damaligen Zeit, ohne sich einen taktischen Fehler zu Schulden kommen zu lassen, dem raschen und kühnen Gegner dennoch unterlag. (Vergl. O'Cahill, Geschichte der größten Heerführer. 2. Theil).

C.

Belagerung im Jahre 1713.

Bereits 12 Jahre dauerte der spanische Erbfolgekrieg; die Franzosen hatten in den letzten Jahren Fortschritte gemacht, Landau war nach einer tapferen Vertheidigung von 8 vollen Wochen gefallen. Der Marschall Villars beschloß, ungeachtet der späten Jahreszeit sich auch noch zum Meister von Freiburg zu machen, obschon sich Viel dagegen einwenden ließ. Die Annäherung der üblen Witterung, die Stärke der Befestigung, die zahlreiche, vom besten Geiste beseelte Besatzung, und die Armee des Prinzen Eugen von Savoyen in dem verschanzten Lager bei Ettlingen boten fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar. Die Anhöhen um Freiburg waren leicht verschanzt worden, der k. k. General der Cavalerie, Marquis von Vaubonne, hielt sie mit einem Theile der Armee besetzt; doch am 16. Septbr. marschirte der französische General Graf de Bourg mit 40 Bat. und 40 Escdr. nach Freiburg, während die kaiserliche Armee bei Ettlingen und Rastatt durch andere franz. Colonnen beschäftigt wurde. Der Commandant von Freiburg, Feldmarschallieutenant Baron von Harsch, bereitete nun Alles zur Vertheidigung vor; Lebensmittel wurden noch so viel als möglich eingetrieben und jedes der beiden Schlösser (s. u.) mit 1500 M. besetzt. Am 19. ging der franz. General d'Asfeld mit 6 Bat. und 8 Reiterregimentern bei Breisach über den Rhein und vereinigte sich mit dem Grafen de Bourg. Am 20. vertrieb der Marschall Villars den General Vaubonne aus der verschanzten Stellung auf den Höhen von Roßhaupt; doch konnte dieser noch 12 Bat. in die Stadt werfen, so daß am 21. die Besatzung aus 16 Bat. und 100 Dragonern fast 10,000 M. stark war; die Franzosen besetzten nun auch die Höhen der Karthause und schlossen dadurch Freiburg ganz ein. Man schätzte ihre Stärke in der Gegend auf 150,000 M.; das Hauptquar-

tier des Marschalls war in Gundelfingen. Am 22. Septbr. zündete die Besatzung die Vorstädte an und brach die Brücke über die Treisam ab, die Festungswerke wurden mit 1500 M. besetzt; davon kamen 100 M. in die noch nicht völlig fertige Lunette, an deren Vollendung Tag und Nacht 300 M. arbeiteten und in welche am 26. auch 2 sogenannte Katzenköpfe auf Rädern und 2 Doppelhaken, so wie 500 Handgranaten gebracht wurden. Die Franzosen eröffneten den Angriff auf die Stadt mit 60 Bat. zwischen dem Prediger= und Breisach=Thore; 40 Bat. griffen zugleich das obere Schloß an. Am 30. Abends wurden die Laufgräben eröffnet; ein Belagerungstrain von 100 Geschützen war von Straßburg angekommen, der Marschall verlegte sein Hauptquartier nach Zähringen. Die oben erwähnte Lunette wurde jetzt mit 200 M. Infanterie, das dahinter gelegene Rideau mit 200 Grenadieren, die Communication zwischen beiden mit 100 M. besetzt, auch wurden die Arbeiten im ersteren Werke eifrigst fortgesetzt; doch war bei der Annäherung der feindlichen Angriffe noch keine Contrescarpe fertig; man hatte anstatt derselben ein ganz mit Sturmpflöcken beschlagenes Banket in dem Graben angebracht. Die Werke der Angriffsfronte wurden mit 500 M., die übrigen nur mit kleinen Beobachtungsposten besetzt. Gegen das obere Schloß rückten die feindlichen Arbeiten beträchtlich vor; Harsch vermehrte die dortige Besatzung mit 300 M., der Oberst Domenique war Commandant derselben, so wie der Oberst von Hannstein im unteren Schlosse befehligte. Am 23. Septbr. schon hatte die Besatzung einen Ausfall ohne Erfolg gemacht; 2 andere, am 1. und 2. Octbr., waren glücklicher. Am 5. Octbr. fingen die Belagerer an, das obere Schloß, am 6. die Stadt zu beschießen; sie hatten ihre Laufgräben so nahe geführt, daß sie viel durch das Feuer der Festung litten. Am 6. und 9. geschahen wieder zwei glückliche Ausfälle; doch gelang es den Franzosen, der Stadt das Wasser abzuschneiden, so daß der Bedarf nur aus einem einzigen Ziehbrunnen und aus einigen Quellen im Stadtgraben genommen werden konnte.

Der Prinz Eugen von Savoyen verließ sein Lager bei Ettlingen und näherte sich Freiburg; Villars hatte jedoch solche Anstalten getroffen, daß die Belagerung nicht gestört ward. Am 10. Octbr. wurde die Stadt aus der zweiten Parallele mit 34 Kanonen und 10 Mörsern, das Schloß mit 14 Stücken beschossen; die Garnison hatte in der Stadt nur noch 6, im Schlosse 4 brauchbare Geschütze, um das Feuer zu erwiedern. Die Breschen auf den Bastionen Leopold und Joseph waren beträchtlich, doch wurden sie immer wieder aufgeräumt, auch machte die Garnison in dieser Nacht wieder 2 Ausfälle. Ein großer Vortheil für sie war, daß die Franzosen des anhaltenden Regens wegen die schon geladenen Minen wieder ausladen mußten. Am 12. geschah ein neuer Ausfall. Am Abende dieses Tages stürmten die Franzosen die Redoute im Loch vor dem oberen Schlosse, nahmen sie beim fünften Angriffe, wurden aber am Morgen wieder daraus vertrieben; sie verloren hierbei 7 bis 800, die Belagerten einige Hundert Mann, worunter der Major von Kreuzberg war. Am 14. Nachmittags sollte unter Commando des Generalmajors von Wachtenbonk mit 600 M. und 200 Arbeitern, ein großer Ausfall gemacht werden; um 5½ Uhr ward durch 2 Kanonenschüsse das Zeichen dazu gegeben; aber in dem nämlichen Momente rückten auch die Franzosen in bedeutender Anzahl aus den Trancheen vor und trieben nach 2stündigem Gefechte die Kaiserlichen zurück, die dabei 500 M. verloren. Während dieses Gefechtes stürmte der Feind unaufhörlich die Lunette, die der Major Rehling vom Regimente Salzburg und der Hauptmann Graf Klenau von den Pluschkauischen Grena=

13*

dieren mit kaum 200 M. heldenmüthig vertheidigten. Der gedeckte Weg war schon verloren, aber noch 2 Stunden währte der Kampf, bis endlich die Vertheidiger außer Gefecht gesetzt waren; nur der Lieutenant Malzan und 6 Grenadiere retteten sich. Harsch wollte hierauf die Lunette durch die darunter befindlichen Minen sprengen lassen, man fand aber die Zündwürste schon abgeschnitten. Am 17. bestand die dienstbare Besatzung der Stadt noch aus 109 Grenadieren und 3305 Musketieren. Am 18. hatten die Franzosen schon 6 Batterien auf dem gedeckten Wege angelegt; am 20. fingen sie an Bresche zu schießen, und am 31. hatten sie ihre Gallerien an die Breschen angehängt. Um 7 Uhr Abends bewarfen sie den angegriffenen halben Mond 1 Stunde lang heftig mit Steinen und Bomben, und erstürmten ihn sodann; von der 225 M. starken Besatzung zogen sich noch 2 Officiere und 60 M., doch größtentheils Verwundete, in das Reduit zurück; ein Sturm auf die Redoute im Loch ward dagegen abgeschlagen. Alle diese Umstände bewogen den Commandanten, sich mit 1500 M. auserlesener Truppen, aus der Stadt in das untere Schloß zurückzuziehen; an demselben Tage hatte Villars einen Hauptsturm unternehmen wollen. Am 2. Novbr. wurde mit Bewilligung des franz. Marschalls ein Major der Garnison nach Ludwigsburg zum Prinzen Eugen gesendet, diesem die Lage der Dinge vorzustellen und Verhaltungsbefehle einzuholen; während der Dauer seiner Abwesenheit solle Waffenstillstand eintreten. Vom Prinzen Eugen kam keine entscheidende Antwort, weßhalb der General Wachtendonk dahin abging, der am 16. mit dem Befehle zur Uebergabe zurückkehrte. Am nämlichen Tage ward die Capitulation unterzeichnet, am 17. ein Theil der Werke der Schlösser von den Franzosen besetzt. Am 20. marschirte die Garnison in größter Parade aus; sie führte 4 Kanonen und 2 Mörser mit sich, und ging in die Gegend von Rothweil und Vinningen, wo sie sich mit dem General der Cavalerie, Marquis Vaubonne, vereinigte. Die ausmarschirenden Truppen betrugen mit den zurückgegebenen Gefangenen und genesenen Kranken etwas über 6000 M.; 867 Kranke und Blessirte blieben unter kaiserlicher Bedeckung in der Stadt zurück. Die Besatzung hatte ungefähr 2500 M. verloren; die Franzosen nach ihrer eigenen Angabe 15,000 Todte und Verwundete. (Vergl. Miszellen aus dem Gebiete der milit. Wissenschaften. Wien, 1820). F. W.

Belagerung im Jahre 1744.

Als der östreichische commandirende General, Feldmarschall Prinz Karl von Lothringen, in Folge der Kriegserklärung des Königs von Preußen vom Rheine nach Böhmen eilen mußte, war er bedacht, die Festung Freiburg mit hinreichender Besatzung zu versehen; man glaubte, deren Stärke zu 7000 M. annehmen zu müssen, und die nöthige Verstärkung ging unter dem Befehle des Generalmajors Baron von Hagenbach dahin ab. Die Garnison bestand nun aus 6044 M. dienstbarer Infanterie; die Cavalerie war 370, die Artillerie 199 M. stark, auch befanden sich noch 842 Kranke in der Festung, deren Commando der Feldmarschallieutenant Baron von Damnitz führte. Man hatte seit der Belagerung vom Jahre 1713 Viel zur Vervollkommnung von Freiburg in militairischer Hinsicht gethan; es war von 8 Bastionen eingeschlossen, mit Ravelins und Contregarden versehen, auch befanden sich 6 vorgeschobene Lunetten vor den Hauptwerken. Das untere und obere Schloß bildeten die Citadellen, wurden jedoch durch mehrere Berge überhöht; die Entfernung zwischen beiden betrug 200 Klaftern, und auf diesem Raume lag ein Sechseck, das Salzbüchsel genannt; vor diesem, nach der Treisam zu, die Loch- und die kleine Redoute. Auf dem

Bergabhange vor dem oberen Schlosse lag ein Hornwerk, mit der Redoute durch einen gedeckten Weg verbunden. Zur Vertheidigung der beiden Schlösser und der genannten von ihnen abhängigen Werke waren 1451 Feuergewehre bestimmt; es blieben also für die eigentliche Festung nur 4593 dienstbare Infanteristen, was für die Ausdehnung und Beschaffenheit der Werke nicht die hinreichende Zahl war. Die Besatzung ward in 3 Theile getheilt; der eine wurde zu den Wachen und zu der Besetzung der Werke verwendet, der zweite war zur Unterstützung bestimmt und gab die Pikets und die Arbeiter, der dritte ruhte. So sehr man nun auch bedacht gewesen war, die Festung zu verstärken, so befanden sich die Werke selbst doch in einem höchst vernachlässigten Zustande; manches war verfallen, viele nothwendige Pallisadirungen fehlten gänzlich. Der Ingenieuroberstlieutenant Sully ließ zuvörderst die Außenwerke in Stand setzen, doch war ihm nur kurze Zeit vergönnt; denn am 28. und 29. Aug. ging die franz. Armee bei Fortlouis über den Rhein; der Marschall Coigny führte den Oberbefehl, die Belagerung von Freiburg war beschlossen. Am 17. Septbr. erschienen die franz. Vortruppen, am 18. das Heer; die gänzliche Einschließung wurde am 19. bewirkt. Wider alle Erwartungen der Oestreicher hatten die Franzosen beschlossen, ihren Hauptangriff gegen die Kaiserbastion zu richten, welche durch keine vorliegenden Werke gedeckt war. Sie brauchten bei diesem Plane keinen besonderen Angriff der Schlösser, wie im Jahre 1713, einzuleiten; doch gaben sie sich allen den Zufällen Preis, welche eine plötzliche große Anschwellung der Treisam herbeiführen konnte; sie mußten daher diesen Fluß ableiten und machten sich hierdurch eine bedeutende Arbeit, der jedoch ihr 70,000 M. starkes Heer gewachsen war.

Am 20. grub der Feind der Festung das Mühlwasser ab, wodurch sie auf die Roßmühlen beschränkt wurde; am 21. Abends griff er die außerhalb aufgestellten Freiwilligen an, die ihn jedoch zurücktrieben. In der Nacht vom 22. zum 23. eröffneten die Franzosen ihre Laufgräben, hinter denen andere Arbeiter mit der Aushebung eines neuen Flußbettes für die Treisam beschäftigt waren. Am 24. machte die Garnison einen Ausfall, der aber wegen der geringen dazu verwendeten Streitkräfte keinen Erfolg hatte. In der Nacht vom 27. zum 28. erfolgte der Durchstich; der größte Theil des Wassers der Treisam lief ab, man wußte aber dagegen in der Festung das Mühlwasser wieder zu gewinnen. Die Besatzung erfuhr, daß in Coigny's Hauptquartier zu St. Georgen das Belagerungsgeschütz in 107 Kanonen und 60 Mörsern angekommen sei. In der Nacht zum 29. wurde die zweite Parallele eröffnet, in der Nacht zum 1. Oct. arbeiteten die Belagerer an mehreren Batterien; doch wurden diese durch das heftige und gut gezielte Feuer der Festungsartillerie größtentheils wieder zerstört.

Man hatte in der Festung nun die Gewißheit, daß der Angriff einer der 3 Bastionen Peter, Kaiser oder Kaiserin gelte; doch war man ungewiß welcher, und traf daher auf allen dreien die zweckmäßigsten Gegenanstalten. Am 6. Octbr. früh konnte man noch nicht entdecken, ob die Franzosen ihre Batterien vollendet und armirt hätten; eine Bombe zündete am Mittage ein Pulvermagazin in den Laufgräben, hierauf öffneten die Belagerer sofort alle Schießscharten, und um 1 Uhr begann aus 10 Batterien, 60 schweren Kanonen und einer bedeutenden Anzahl Mörser die Beschießung gegen die Stadt und die Schlösser. Mehrere Häuser, auch einige Kasernen brannten nieder, da die Bürgerschaft durchaus nicht zum Löschen zu bewegen war; die Besatzung verlor bis zum nächsten Morgen 7 Todte und 36 Verwundete. Bis zum 9. hatte das fortwährende Beschießen viele

Häuser in Asche gelegt, die meisten Verbindungsbrücken der Werke, eine große Anzahl Pallisaden zerstört und zugleich alle Wiederherstellungen gehindert. Am 10. waren 4 neue Batterien fertig, das untere Schloß litt sehr, die bisher noch um die Stadt herumgestandenen Reiterposten der Oestreicher wurden eingezogen; auch erbauten die Franzosen an diesem Tage noch eine neue Batterie. In den obengenannten Bastionen waren fast alle Geschütze unbrauchbar, die Brücken waren zusammen geschossen, und ein fühlbarer Mangel an Holz und Arbeitern zeigte sich. Am 12. erfuhr die Garnison durch eingebrachte Gefangene, daß am vorigen Tage der König Ludwig XV. mit mehreren Schweizerregimentern vor Freiburg angekommen sei und sein Quartier im Schlosse Munzingen genommen habe; am selbigen Tage gingen die Belagerer über die abgeleitete Treisam und verbauten sich auf dem rechten Ufer. Eine Bombe fiel am 13. in das obere Schloß, zündete die vor dem Pulverthurme gelegenen Bollwerkshölzer, zersprengte die eiserne und die hinter ihr befindliche hölzerne Thüre, und zerschlug ein Pulverfaß; nur die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart des Ingenieurhauptmanns de Lamotte rettete das obere Schloß. Bis zum 19. fiel außer dem heftigen Feuern von beiden Seiten nichts von Bedeutung vor; am Abende des letztgenannten Tages, um 11 Uhr, stürmten 200 Franzosen gegen die Flesche Nr. 1, das Feuer aus kleinem Gewehr vertrieb sie; 400 M. erneuerten den Angriff, aber ohne Erfolg. Um Mitternacht erfolgte ein allgemeiner Sturm auf den gedeckten Weg des Bastions Kaiser; eine Fladdermine wurde dabei von den Belagerten zu früh, eine zweite aber mit großer Wirkung gesprengt. Die Franzosen suchten vergebens, sich in dem gedeckten Wege festzusetzen, das Feuer aus den Waffenplätzen und Ravelins war zu heftig; indessen war es ihnen doch gelungen, den Kamm des Glacis zu krönen, und sie beschäftigten sich mit der Anlegung von Breschebatterien. Der Sturm hatte ihnen 700 Todte und eine sehr große Zahl Verwundeter gekostet; von der Besatzung blieben 20 M., 56 wurden blessirt. — Die Franzosen hatten während des Sturmes 2 Minen abgeschnitten, nur noch eine blieb der Besatzung, gegen welche die Belagerer contreminirten; man war daher genöthigt, sie den 20. früh 10 Uhr springen zu lassen. Die franz. Mineurs wurden verschüttet, viele Arbeiter durch Steine beschädigt. In der Nacht zum 21. nahmen die Belagerer durch einen neuen Sturm Besitz vom gedeckten Wege; sie verloren hierbei 800 M. und unter den Todten einen Prinzen Elboeuf. Die Besatzung zählte an Todten 1 Officier, 22 M.; an Verwundeten 6 Officiere, 44 M.; an Gefangenen 1 Officier, 18 M. Mit gleichem Aufwande von Tapferkeit und Kunst schritt die Belagerung immer weiter vor; am Morgen des 3. Novbrs., früh zwischen 2 und 3 Uhr, stürmten die Franzosen die Ravelins Nr. 1 und 2 auf der Angriffsfronte, desgleichen auch beide Facen der Bastion Kaiser. Der Muth der östreich. Grenadiere trieb sie zwei Mal aus der Bastion, und als es tagte, nöthigte das Feuer der nächst gelegenen Werke die Stürmenden, alle bereits errungenen Vortheile aufzugeben. Die Ravelins wurden von der bereits sehr geschwächten Garnison nicht wieder besetzt; die Franzosen verbauten sich darin und legten dort neue Batterien an. Am 5. Novbr. versammelte der F. M. L. Damnitz einen Kriegsrath, in welchem einhellig beschlossen ward, die Stadt, die man doch nur noch wenige Tage zu halten vermöge, zur Rettung der Kranken und Verwundeten zu übergeben, wenn man für die Besatzung freien Abzug erhalten könne. Der Major Baron Materna wurde mit diesem Antrage zu dem Könige von Frankreich gesendet, der mit dem Commandanten selbst sprechen wollte. Ludwig erklärte dem General Dam=

nitz, daß er der Besatzung nur dann freien Abzug gewähren wolle, wenn man ihm Stadt und Schlösser zugleich übergäbe, worauf Damnitz entgegnete, daß die Commandanten der Schlösser unabhängig von ihm wären, und er bäte, deßhalb die Befehle der Königin von Ungarn, Marie Therese, einholen zu dürfen; der franz. Monarch gewährte hierzu eine Frist von 15 Tagen. Der Marschall Coigny sendete den Entwurf zu einer Capitulation, der Anlaß zu einer neuen Berathung gab. Da es nicht möglich war, die Besatzung der Stadt in den Schlössern mit unterbringen zu können, so erklärte man: Stadt und Schlösser gegen freien Abzug zu übergeben; der Oberst Heister und der Hauptmann Diversy überbrachten diese Resolution dem Könige, der Alles genehmigte, aber die unverzügliche Besetzung des Predigerthores durch die Franzosen verlangte. Damnitz, dem königlichen Worte trauend, ließ, ohne eine förmliche Capitulation abzuschließen, die Besetzung des Thores geschehen; kaum aber hatten die Franzosen es in ihrer Gewalt, als von einem freien Abzuge keine Rede mehr war, sondern der Commandant bedeutet wurde, mit der Besatzung sogleich in die Schlösser zu gehen, wo man dann weiter mit ihm verhandeln werde. Die Oestreicher räumten nun mit Uebereilung die Stadt, in welche die Franzosen sogleich eine starke Besatzung unter Generallieutenant Balincourt legten. Mehrfache Anträge wurden den Oestreichern gemacht, aber das Versprechen des freien Abzuges war vergessen; der Major Materna ging daher am 9. nach Wien, um dort Meldung über die Lage der Dinge zu erstatten; er kam am 24. zurück und brachte den Befehl mit, die Schlösser nur gegen freien Abmarsch zu übergeben, sonst sich aber auf das Härtnäckigste zu vertheidigen. Aber es hatte sich nun Alles anders gestaltet; die Franzosen, an keinen Vertrag gebunden, hatten die die Schlösser beherrschenden Berge verschanzt und dadurch die Schlösser ganz in ihrer Gewalt; man mußte sich ihren Bedingungen unterwerfen. Am 25. Novbr. unterzeichneten Damnitz und der Marschall Coigny eine Capitulation, vermöge welcher am 28., 29. und 30. Novbr. die Garnison mit allen Kriegsehren ausziehen, dann aber als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt werden solle; die Officiere durften auch in der Gefangenschaft ihre Degen tragen, und es sollten alle Individuen der Besatzung möglichst bald ausgewechselt werden. Die Stärke der Ausziehenden betrug noch 4570 M.; 511 waren vor dem Feinde geblieben oder an Wunden gestorben, 190 an Krankheiten, 1455 Verwundete und Kranke lagen in den Spitälern, 729 M. waren desertirt. Aus der Festung waren 100,313 Kanonenschüsse, 1,656,115 Flintenschüsse geschehen und 13,979 Bomben geworfen; 87 Kanonen und 3 Mörser hatten die Belagerer unbrauchbar gemacht, 195 brauchbare, größtentheils metallene Geschütze, 55 metallene Mörser und 40 eiserne Steinböller nebst 6390 Zentner Pulver wurden den französischen Behörden übergeben. An Lebensmitteln übernahmen sie nur Mehl, Brod und Zwieback; von ersterem 8354 Zentner, vom zweiten 3580 und vom dritten 79,230 Portionen. — Der franz. Verlust während der Belagerung ist nicht genau zu bestimmen. — König Ludwig sah wohl ein, daß er diese Eroberung im Frieden nicht behaupten könne; er ließ die Werke sprengen, und somit verschwand Freiburg aus der Reihe der Festungen. (Vergl. Oestreich. milit. Zeitschrift, Jahrgang 1826, Heft XII). F. W.

Freicorps. Man denkt sich darunter ein kleines Truppencorps, welches zwar keinen integrirenden Theil der Armee ausmacht, die Unternehmungen derselben aber doch durch Diversionen, Unterstützung von Volksaufständen im Rücken der feindlichen Armee ꝛc., möglichst unterstützen soll. Die

Truppen bestehen gewöhnlich aus Freiwilligen, die unter minder strenger Zucht gehalten werden, woher auch der Name zu rühren scheint. In der langen Periode des Mittelalters waren solche Freicorps sehr zahlreich, im 30jährigen und 7jährigen Kriege seltner; in neuerer Zeit sind sie durch die Parteigängercorps (s. d.) ganz verdrängt worden. Pz.

Freire d'Andrade, Gomes, portugiesischer General, geboren im J. 1762 zu Wien, wo sein Vater sich als Minister der Krone Portugal aufhielt, betrat die kriegerische Laufbahn als Cadet bei einem Infanterieregimente, ließ sich aber, sobald er den Grad eines Unterlieutenants erlangt hatte, zur Marine versetzen und wurde bei dieser zum Schiffslieutenant ernannt. Seine Vorliebe für praktische Kriegswissenschaften veranlaßte ihn, das Vaterland zu verlassen und seine Dienste der Kaiserin Katharina II. gegen die Türken anzubieten. F. zeichnete sich bei jeder Gelegenheit rühmlich aus, war der Erste, welcher die Wälle von Oczakow erstieg und die russische Fahne daselbst aufpflanzte; Katharina belohnte diese glänzende That durch die Ernennung zum Obersten, Verleihung des Georgenordens und eines Ehrendegens. Nach F's Rückkehr in die Heimath gab man ihm das Commando des 4. Infanterieregiments, mit dem er dem Feldzug gegen Frankreich in Roussillon und Catalonien 1793 beiwohnte und sich bis zum Marschall de camp und Generallieutenant emporschwang. Als vertrauter Freund des Marquis von Alorna theilte F. stets dessen politische Meinungen und gehörte gleich diesem zu den eifrigen Anhängern der Engländer; allein Unzufriedenheit mit dem Regierungssysteme des Prinzregenten von Portugal bewog den Marquis, sich 1807 während der Invasion der franz. Armee unter Junot der Napoleonischen Partei anzuschließen. F. folgte seinem Beispiele, und zwar um so lieber, als er glaubte, unter den damals siegreichen Adlern Frankreichs Gelegenheit zu größerer Auszeichnung zu finden, wohnte als Generallieutenant der Belagerung von Saragossa bei, schlug es aber, nach Frankreich berufen, ab, den Marschall Massena auf dem Zuge gegen sein Vaterland zu begleiten, und erwarb sich dadurch die Achtung des Kaisers. In dem Feldzuge von 1812 stand F. jedoch abermals bei der franz. Armee, gerieth vermöge der Capitulation von Dresden, 1813, in östreichische Gefangenschaft und konnte erst im J. 1814 nach Paris zurückkehren, nahm dann den Abschied und verfügte sich 1815, einige Tage vor der Ankunft Napoleon's in dieser Hauptstadt, nach Portugal, um sich daselbst einem stillen Privatleben zu widmen. Im Besitze bedeutender Glücksgüter, den politischen Verhältnissen öffentlich wenig Aufmerksamkeit schenkend, ohne Feinde, war man nicht wenig überrascht, ihn auf ein Mal in eine staatsverbrecherische Verbindung verflochten zu sehen, die ihm den Tod brachte. F. wurde den 25. Mai 1817 verhaftet und, da man bei ihm mehrere Proclamationen fand, welche die unglückliche Lage des Vaterlands als eine Provinz Brasiliens und Englands, so wie die Tyrannei der Regierung und vorzüglich des Marschalls Beresfort, als obersten Befehlshabers der portugiesischen Armee, schilderte, des Hochverraths für schuldig erklärt und als Haupt einer Verschwörung, über welche jedoch noch ein tiefes Dunkel herrscht, auf der Esplanade des Forts St. Julien erschossen. (Biographie des Contemporains. Paris, 1827). S.

Freischützen oder franc-archers, wurde in Frankreich die erste stehende Nationalmiliz genannt.

In dem langen Kriege der Könige von England gegen Frankreich hatte letzteres den zweckmäßiger organisirten englischen Armeen nichts als ein unzuverlässiges Vasallenheer und fremde, zur Meuterei sehr geneigte Soldtrup-

pen entgegenzustellen, was man vielleicht als eine der Hauptursachen des unglücklichen Ausganges jenes Krieges für Frankreich betrachten kann. Deutschland erfreute sich damals durch das Institut der Landsknechte (s. d.) bereits einer festeren Wehrverfassung, und dies war für Frankreichs Beherrscher ein doppelter Antrieb, sich von den Launen seiner Ritter und der fremden Söldner unabhängiger zu machen. Im Jahre 1445 errichtete daher Karl VII. zuerst eine regelmäßigere Reiterei, die Ordonnanzcompagnien (s. d.); um aber hierzu auch ein analoges Fußvolk zu haben, wurden 1448 die sogenannten franc-archers gebildet.

Jedes Kirchspiel mußte einen tüchtigen Menschen, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, bereit halten, um sogleich in's Feld rücken zu können. Diese Leute waren steuerfrei, woher der Name, den der damalige Soldatenwitz gar bald in franc-taupins verwandelte, weil sie oft nichts als ein von Maulwurfshügeln (taupinières) bedecktes Stückchen Gartenland besaßen. Diese Freischützen trugen stark wattirte und mit dreißigfacher Leinwand unternähete Wämser von Rindsleder, oder auch Schuppenpanzer, und auf dem Kopfe eine leichte Pikelhaube (salade); sie wurden alle Sonntage in kleinen Abtheilungen gemustert und sollten sich fleißig im Bogenschießen üben.

Die Summe aller dieser Schützen belief sich nur auf 16,000 M., welche in 4 Generalcapitainerien zerfielen, weßhalb man das Reich in 4 Bezirke getheilt hatte. Es scheint 4 Arten solcher Freischützen gegeben zu haben, wovon einige mit Spieß und Schwert, auch mit Armbrüsten versehen waren. Die größeren Musterungen sollten mit Zuziehung der Ortsbehörden geschehen, weil diese für den Unterhalt dieser Truppen zu sorgen hatten. Für jeden Monat, den sie sich im Dienste des Königs befanden, wurden 4 Franken gut gethan. Ueber die Fechtart und die inneren Verhältnisse dieser Freischützen fehlen genauere Nachrichten. Das Institut hat bis zur Regierung Ludwig's XI. bestanden. (Hoyer's Geschichte der Kriegskunst; Brandt's Kriegswesen des Mittelalters). Pz.

Freiwillige (volontairs). Sie zerfallen in 3 Classen. Man versteht darunter 1) Officiere und Officierssubjecte, welche ohne Sold dienen, theils um in fremden Armeen Gelegenheit zu haben, einzelnen Feldzügen beizuwohnen oder sich weiter auszubilden, theils um dadurch Anwartschaft auf besoldete Officiersstellen zu erhalten; 2) Soldaten, welche aus eigenem Antriebe Kriegsdienste suchen, ohne dazu gesetzlich verpflichtet zu sein; 3) solche Individuen, welche durch unentgeldlichen Dienst und Ausrüstung auf eigene Kosten eine Abkürzung ihrer gesetzlichen Dienstpflicht zu erhalten wünschen, wie z. B. die preuß. einjährigen Freiwilligen.

Wer sich freiwillig einem Berufe widmet, von dem sollte man auch erwarten, daß er ungleich bessere Dienste leisten werde, als der Dienstpflichtige; dies ist aber nicht immer der Fall, und es kommt hierbei weit weniger auf den Act des freien Willens an, der oft nur das Ergebniß einer vorübergehenden Neigung oder Gemüthsstimmung ist, als auf die Charakterfestigkeit. Unter den wenigen Officieren, welche Dienste im Auslande suchen, giebt es nur eine sehr kleine Anzahl, die einen solchen Schritt nur in der Absicht thut, praktische Erfahrungen zu sammeln und dadurch dem eigenen Vaterlande desto nützlicher zu werden; wenn aber talentvolle junge Männer hierzu Neigung haben, sollten sie auch von der Regierung unterstützt werden. Soldaten, welche aus freiem Antriebe in auswärtige Dienste traten, gab es sonst in Menge, und manche Armee glich einem Taubenschlage, so zahlreich waren die freiwillig Ein- und Austretenden. Die neuere Heerbildung hat diesem Ab- und Zuströmen ein Ende gemacht, und es kann

nur noch von solchen Personen die Rede sein, welche Dienste nehmen, ohne dazu verpflichtet zu sein. Ein großer Theil derselben thut diesen Schritt entweder aus Uebereilung, oder in der Hoffnung, ein gemächliches oder ungebundenes Leben führen zu können; aus solchen Menschen werden niemals gute Soldaten. Nur Wenige folgen einem unwiderstehlichen inneren Antriebe und schwingen sich nicht selten — wenn Umstände und Verhältnisse ihnen günstig sind — bis zu den höchsten Befehlshaberstellen empor.

Noch verdienen solche Freiwillige Erwähnung, welche in Folge politischer Ereignisse zu den Fahnen strömen. Die franz. Revolution veranlaßte Tausende dazu; denn in den Regimentern der Linientruppen fanden sie noch die meiste Sicherheit gegen ungerechte Anklagen und willkürliche Hinrichtungen. Von ganz anderer Art waren die sogenannten National-Freiwilligen der Franzosen. Die modernen Staatenlenker jenseits des Rheines hatten in ihrer Weisheit beschlossen, daß Niemand zu irgend einem Staatsdienste gezwungen werden könne, und schafften deßhalb die Milizen ab, welche zum Kriegsdienste verpflichtet waren und eine Art Landwehr bildeten, während die Linientruppen sich durch freie Werbung ergänzten. Zum Glück für Frankreich machten Letztere von diesem Gesetze keinen Gebrauch, sonst würde die Verlegenheit des Convents noch größer gewesen sein, als sie dadurch wurde. Bei dem Einfalle der Verbündeten in die Champagne wurde das Vaterland in Gefahr erklärt und die waffenfähige Bevölkerung zum Dienste aufgefordert; um den freien Willen zu beschränken, erklärte man aber auch zugleich jeden des Bürgerrechts verlustig, der sich nicht in die Listen der National-Freiwilligen einschreiben lasse. Nachdem die Verbündeten in Folge eigener Verschuldung auf allen Puncten zum Rückzuge genöthigt worden waren, erklärte der Convent: „das Vaterland sei nicht mehr in Gefahr,“ und nun hielt sich jeder National-Freiwillige berechtigt, in seine Heimath zurückzukehren, wodurch Dumouriez's Armee fast um die Hälfte geschwächt wurde, bis neue Decrete und gewaltsame Aushebungen oder „Menschenrequisitionen,“ wie man sie nannte, einen neuen Commentar zu dem Begriffe von Freiheit und Gleichheit lieferten. Die Conscription (s. d.) machte erst später diesen lächerlichen Wortspielen ein Ende.

Als Preußen im Frühjahre 1813 das französische Joch abschüttelte, Baiern, Sachsen, Westphalen und andere deutsche Staaten im Spätherbste diesem Beispiele folgten, ergingen überall Aufrufe an Freiwillige, welche im Stande wären, sich selbst auszurüsten, und es entstanden auf diese Weise die preuß. freiwilligen Jäger, der sächsische Banner u. s. w. Diese Freiwilligen haben sich bei manchen Gelegenheiten vortheilhaft ausgezeichnet und hauptsächlich dann gute Dienste geleistet, wenn sie nur kleine selbstständige Abtheilungen bildeten und den Linienregimentern zugetheilt wurden; denn die Schwierigkeit, solche freiwillige Corps mit einer hinreichenden Anzahl tüchtiger Officiere und Unterofficiere zu versehen und die nöthige Disciplin zu erhalten, ist eine der Hauptursachen, warum von ihnen in der Regel nicht viel zu erwarten steht.

In solchen Staaten, wo die Militairpflichtigkeit allgemein ist und persönlich erfüllt werden muß, hat man den Söhnen gebildeter Stände gestattet, die Dienstzeit unter der Bedingung abzukürzen, daß sie sich hierzu die wissenschaftliche Befähigung erwerben und ohne Sold ꝛc. dienen, eine Maßregel, welche sehr geeignet ist, den kriegerischen Sinn des ganzen Volks zu beleben und diesem eine Wehrhaftigkeit zu geben, welche in Zeiten der Gefahr ein mächtiger Schild gegen die Streiche des Geschicks ist und die weitere wissenschaftliche Ausbildung keineswegs zu beeinträchtigen scheint. Die-

ses Militairsystem wird jedoch nur im preußischen Staate mit der erforderlichen Consequenz durchgeführt.

Außerdem hat man auch im Kriege zu besonders gefahrvollen Unternehmungen bisweilen Freiwillige aus den Regimentern aufgerufen und ihnen nach glücklich vollbrachter That wohl auch eine besondere Belohnung versprochen. Von solchen Freiwilligen ist allerdings Viel zu erwarten, und sie haben mitunter Außerordentliches geleistet. Pz.

Fressinet, Philibert, Baron, Generallieutenant der franz. Armee, Commandeur der Ehrenlegion und des würzburgischen Ordens, geboren zu Marcigny im Departement der Saône und Loire den 21. Juli 1769, trat schon im 16. Jahre unter die Waffen, diente zur Zeit der Revolution in einem Dragonerregimente, avancirte schnell von Grad zu Grad, wurde 1797 zum Generaladjutanten ernannt, zeichnete sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und vorzugsweise in dem italienischen Feldzuge von 1799 aus und erwarb sich in der Schlacht bei Taufers den Rang eines Brigadegenerals. Er war Begleiter des Generals Championnet bei den Unternehmungen in Savoyen, nahm Theil an den Gefechten von Castelletto, Montanera und Cone, wurde schwer verwundet und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten rühmlich aus. Später von den unter Melas auf dem Marsch nach Genua befindlichen Oestreichern auf den Höhen von Albizola unweit Savona angegriffen, lieferte er diesen unter ungünstigen Umständen ein sehr glückliches 7stündiges Gefecht, befreite den von zahlreichen Feinden bei Sasselo gänzlich eingeschlossenen General Soult und brach frische Lorbeeren bei der Passage des Mincio und an den Ufern des Tagliamento. F. nahm hierauf Theil an der Expedition nach St. Domingo unter Leclerc, bewährte auch daselbst den Ruf eines tapferen Soldaten und wußte sich das Vertrauen Christoph's und Toussaint Louverture's zu verschaffen. In Folge einer Erklärung gegen die Arretirung dieser beiden Oberhäupter rief man ihn nach Frankreich zurück; allein er gerieth während der Ueberfahrt in eine 14monatliche Gefangenschaft der Engländer, wurde nach seiner Entlassung aus solcher verwiesen und erst nach Verlauf von 5 Jahren in Calabrien wieder angestellt. Im J. 1812 erhielt F. ein Commando in dem vom General Grenier zu Verona organisirten 14. Armeecorps, überschritt mit dem Prinzen Eugen die Grenzen Polens und trug viel zur Rettung der aus Rußland zurückeilenden Trümmer der großen Armee bei. 1813 von Napoleon zum Militairchef der Provinzen an der Ems, von Friesland und der Mündungen der Yssel berufen, schlug er die Preußen den 5. April vor Magdeburg und bewirkte nach mannichfachen Gefahren und blutigen Gefechten die Vereinigung der Armee des Vicekönigs von Italien mit der des Kaisers. In der Schlacht bei Lützen bemeisterte sich F. an der Spitze von nur geringen Streitkräften des von russischen Grenadieren hartnäckig vertheidigten Dorfes Eisdorf. Diese That bekämpfte das Vorurtheil Napoleon's, welches dieser gegen ihn gefaßt hatte, verschaffte F. auf ein Mal die Anstellung als Divisionsgeneral, die Würde eines Barons, das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und des würzburgischen Ordens nebst einem wohlwollenden Schreiben des Kaisers und des Herzogs von Würzburg, dessen Truppen damals unter seinen Befehlen kämpften; sein kurz darauf unter dem stärksten feindlichen Feuer mit Hilfe verlassener Fahrzeuge bewerkstelligter Uebergang über die Elbe und das Zurückwerfen eines feindlichen Corps in der Schlacht bei Bautzen, welches bereits den reechten Flügel des franz. Heeres umgangen hatte, zeigten, daß diese Auszeichnungen an keinen Unwürdigen verschwendet waren. In den denkwürdigen Tagen von Leipzig erfüllte F. mit au-

ßerordentlicher Einsicht die Pflichten eines Adjutanten des Kaisers und begab sich Anfangs 1814 nach Italien. Als F. den 8. Febr. eben im Begriff stand, mit der ihm anvertrauten 5000 M. starken Division den Mincio zu passiren, um den Bewegungen der Oestreicher zu folgen, wurde er von dem General Bellegarde unvermuthet mit 28,000 M. angegriffen. 7 Stunden widerstanden die Franzosen dem Verderben drohenden Andringen der feindlichen Massen, und schon schien ihre durch Mangel an Munition beförderte Vernichtung entschieden, als der Kanonendonner der bei Pozzolo siegenden Waffenbrüder und die Ankunft der Reservemunition den Muth der Truppen erhob und den Feind zum Rückzuge nöthigte. In den Verweisungsprocesse des Generals Exelmanns übernahm F. dessen Vertheidigung und errang durch seine Beredtsamkeit die Freisprechung desselben. Während der 100 Tage übertrug man F. mehrere Missionen nach Rouen und Toulouse, das Commando der 10. Militairdivision, die Bildung der 26. mobilen Cohorte, nahm ihm im Generalstabe des Marschalls Davoust auf, und seiner Vaterlandsliebe verdankt die Armee unter den Mauern von Paris die Einreichung jener kräftigen Adresse an die Kammer der Repräsentanten; doch mußte er mit tiefem Schmerze nach dem Unfalle von Mont Saint-Jean den Einzug der Alliirten in die Hauptstadt sehen. Eingeschlossen in die Verbannungsedicte vom 24. Juli, verfügte F. sich nach Brüssel, woselbst er 1817 die Broschüre „Appel aux générations présentes et futures sur la convention de Paris, faite le 3 juillet 1813 par un officier général, témoin des événemens“ niederschrieb, nur mit Mühe dem Verhafte entging, sich 1818 nach Amerika einschiffte, und ein Jahr in Buenos-Ayres und 7 Monate in Rio Janeiro aufhielt, Willens, seine Tapferkeit und Talente der amerikanischen Freiheit zu weihen. Die Amnestieordonnanzen des Königs von Frankreich bewogen ihn jedoch zur Rückkehr in das Vaterland; bei seiner Ankunft wurde er aber aus niedrigem Argwohn in Verhaft genommen und nach 6 Wochen erst wieder aus der Conciergie entlassen. Eine Privataudienz mit dem neuen Monarchen setzte ihn in Thätigkeit, allein Seelenkummer und Körperschwäche endeten sein Leben; er starb den 2. Aug. 1820. (Biographie des Contemporains). S.

Freyre, D. Manuel, geboren zu Osuña in der spanischen Provinz Andalusien um das Jahr 1765, nahm sehr jung noch Dienste und brach als Lieutenant im Pyrenäenkriege mit Frankreich seine ersten Lorbeeren. 1798 zum Major eines Husarenregiments ernannt, erhielt er doch erst 1808 den Rang eines Oberstlieutenants und das Jahr darauf als Oberst und Brigadier das Commando der Cavalerie, welche dem General Blake zugetheilt war. In dieser Eigenschaft ward F. den Franzosen auf ihrem Rückzuge von Gibraltar nach Sevilla ein gefährlicher Gegner, rieb die Division Godineau durch ununterbrochene Gefechte fast gänzlich auf und erwarb sich den Ruf eines vorzüglichen Cavaleriegenerals. Als Anerkennung dieser Verdienste wurde F. zum Maréchal de camp ernannt und ihm der Oberbefehl des 3. spanischen Armeecorps anvertraut. Mit diesem focht er ruhmvoll in der Schlacht bei Ocaña und veranlaßte hierauf durch seine umsichtigen, klug eingeleiteten Bewegungen die Feinde des Vaterlandes, das Königreich Granada zu räumen. Die Eroberung von S. Sebastian im J. 1813 verdankte man ebenfalls F's Ausdauer und glücklichen Combinationen, und ertheilte ihm dafür die Würde eines Generallieutenants nebst dem Großkreuze des St. Ferdinandsordens. Die Ernennung zum Kriegsminister nach Entfernung des Generals Ballesteros schlug er zwar aus, doch bestimmte ihn der König Ferdinand VII. 1820, als aus Unzufriedenheit mit dem alle Gei-

stesfreiheit unterdrückenden Grundsätzen der Regierung im Volke und vorzugsweise bei dem nach Amerika einzuschiffenden Heere die Flamme der Empörung ausbrach, zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte, die zur Tilgung derselben aufgeboten waren. Vergebens suchte anfänglich F. durch Unterhandlungen und Proclamationen die aufgeregten Gemüther zu versöhnen und zur Ruhe zu bewegen, und er hätte wahrscheinlich dieses Ziel auch erreicht, wenn ihn nicht andere Aufstände nöthigten, endlich die Gewalt der Waffen zu gebrauchen. Den Anfang seiner militairischen Operationen begann F. im März 1820 mit dem Zurückwerfen des Generals Riego in die Gebirge von Ronda und mit der Abschließung der Insel Leon vom festen Lande. Am 7. März empfing er in seinem Hauptquartiere zu Puerto San Maria eine von den Marine- und Artillerieofficieren aus Cadix abgesendete Deputation, welche ihn zur Annahme der Constitution aufforderte. F. verfügte sich den 9. selbst dahin und gab, da ihm die Ueberzeugung wurde, daß nur das Verkündigen derselben vermögend sei, dem Bürgerkriege vorzubeugen, er auch die nahe Ankunft des Grafen Abisbal fürchtete, der die Gesinnungen der Garnison von Cadix beherrschte, die Einwilligung hierzu. Als jedoch F. den andern Tag zur Erfüllung dieses Zweckes in der Seestadt ankam, begann jenes berüchtigtes Blutbad vom 10. März, dessen eigentliche Veranlassung noch bis jetzt mit Gewißheit nicht zu ergründen gewesen ist. Nach Herstellung der gesetzlichen Ordnung ließ F. auf Ansuchen der Besatzung alle liberalen Officiere verhaften, um sie vor jeder Gewaltthätigkeit zu schützen, zugleich aber auch die Truppenabtheilungen, welche bei der Mordscene thätig sich bewiesen hatten, aus der Stadt rücken. Die den 7. zu Madrid bereits unterzeichneten Depeschen brachten unbegreiflicher Weise erst am 14. die Genehmigung des Königs zur Erklärung der Constitution, die auch sogleich Statt fand. F. ward kurze Zeit darauf seines Commando's entsetzt und, da der Verdacht auf ihn ruhte, sich der Anregung zu obigen Gräueln schuldig gemacht zu haben, verhaftet. Ueber die spätern Schicksale des Generals ist nichts bekannt. S.

Friant, franz. Generallieutenant. Es hat in der franz. Armee wenig Generale gegeben, deren militairische Laufbahn so thatenreich ist, als die des Generals F. Geboren zu Villers-Morlancourt (im Sommedepartement) den 18. Septbr. 1758, trat er als ein Jüngling von 23 Jahren in die franz. Garde, wurde schon nach 18 Monaten Instructionsunterofficier, erkaufte aber im Februar 1787 seinen Abschied, da er keine Aussicht auf weitere Beförderung sah. Sobald die Revolution die Schranken des Ehrgeizes geöffnet hatte, ließ sich F. bei der Pariser Nationalgarde einschreiben und wurde 1792 einstimmig zum Bataillonschef gewählt. Durch sorgfältigen Unterricht und gute Disciplin erwarb sich sein Bataillon bald solchen Ruf, daß es 1793, wo es zur Moselarmee gehörte, eine Menge Instructionsunterofficiere an andere Bataillone abgeben mußte. F. nahm Theil an allen Gefechten der Moselarmee, folgte 1794 dem General Jourdan (s. d.) an die Sambre, focht bei Arlon und Fleurus (s. d.) in der Division Lefèbre, später unter Championnet, und wurde als Brigadegeneral noch in demselben Jahre zu Kleber's Corps versetzt, der ihm während der Belagerung von Mastricht den Befehl über die 4. Division übertrug. 1795 stand F. unter General Hatry vor Luxemburg und zeichnete sich während der Belagerung so vortheilhaft aus, daß ihm nach der Uebergabe dieser Festung die Ehre zu Theil ward, mit seiner Division zuerst einzurücken, wo er auch eine Zeit lang den Oberbefehl führte. Im Feldzuge 1796 gehörte Friant's Brigade abwechselnd zu den Divisionen Poncet, Marceau und Bernadotte,

folgte dem Letztern nach Italien und zeichnete sich bei mehreren Gefechten aus.

Bonaparte war mehrmals Zeuge von F's seltener Bravour gewesen und wählte ihn daher auch für die Expedition nach Aegypten aus, wo F. zu der Division Desaix versetzt wurde. Diese Division erreichte die Armee auf der Höhe vor Malta, und F. nahm an der Spitze einer Grenadiercompagnie persönlichen Antheil an der Eroberung dieser Insel. Im Laufe des ganzen Feldzuges entwickelte F. eine außerordentliche Thätigkeit, besonders in Oberägypten, und erwarb sich dadurch die Zufriedenheit des Obergenerals, welcher ihn bei seiner Abreise nach Europa zum Divisionsgeneral beförderte. Kleber übertrug ihm den Oberbefehl in Oberägypten, wo F. durch Organisirung mobiler Colonnen, welche mit Dromedaren beritten gemacht wurden, die Angriffsversuche der Mamelucken fortwährend vereitelte. Nach Kleber's Tode übertrug ihm Moreau die Verwaltung der Provinzen Behira, Alexandrien und Rosette, wo es seinen unermüdlichen Anstrengungen endlich gelang, den Fortschritten der Pest Einhalt zu thun. An allen ferneren Kämpfen in Aegypten nahm F. den rühmlichsten Antheil und kam mit den letzten Abtheilungen glücklich in Marseille an, wo er vom ersten Consul ein sehr schmeichelhaftes Schreiben erhielt und bald darauf zum Generalinspector der Infanterie ernannt wurde.

Im J. 1804 befehligte F. eine Division im Lager zu Boulogne und folgte der Armee nach Oestreich und Mähren. Als Napoleon bei Austerlitz mit einem Angriffe der russisch-östreichischen Armee bedroht wurde, legte F. mit seiner Division einen Weg von 17 deutschen Meilen in 40 Stunden zurück, um Theil an der Schlacht nehmen zu können. Seine unerwartete Ankunft überraschte die ganze Armee, und Napoleon selbst sagte: „Dieser Marsch ist einzig in seiner Art." Seine Division war es, welche das Debouché von Sokolnitz vertheidigte. Gegen Abend eroberte sie 20 Kanonen auf der Höhe bei Pratzen und machte 4000 Gefangene. Der Kaiser belohnte die ganze Division. F. erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion und später eine lebenslängliche Pension von 20,000 Francs für die in dieser Schlacht geleisteten Dienste. In den Schlachten bei Jena und Eylau kämpfte F. an der Spitze seiner Division mit gleicher Auszeichnung. Bei Eggmühl und Wagram erwarb er sich neue Lorbeeren, aber auch manche Wunde. Im Feldzuge 1812 befehligte der in den Grafenstand erhobene General F. eine Division der Avantgarde. In der Schlacht bei Borodino (s. d.) eroberte er das Dorf Semenofskoe, wobei F. einen Schuß in die Brust und einen in den rechten Schenkel erhielt, aber den Befehl dessen ungeachtet fortführte und in der Mitte eines Bataillons, auf einer Trage liegend, mehrere Cavalerieangriffe abwartete. Gleich nachher verschlimmerte sich des Generals Zustand aber so sehr, daß er die Armee verlassen mußte und erst im folgenden Jahre während des Waffenstillstandes wieder dienstfähig wurde. — Schon früher zum Obersten aller Grenadiere ernannt, befehligte F. nunmehr die Grenadiere der Garde, wohnte den Schlachten bei Dresden, Leipzig und Hanau bei, und begleitete auch in dem Feldzuge 1814 den Kaiser auf allen Zügen. Der General F. suchte seine Ehre hauptsächlich darin, jeden Angriffsbefehl selbst unter den allerschwierigsten Verhältnissen zu vollziehen, wobei seine Todesverachtung die Truppen stets zu seltner Hingebung vermochte; er hielt nichts für unmöglich. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser war unbegrenzt, er stellte sich daher auch 1815 zur Dienstleistung und befehligte in der Schlacht bei Waterloo (s. Mont St. Jean) eine Division der alten Garde. Eine Ordonnanz vom 1. Aug. 1815

setzte den General Graf F. außer Dienst. Sein einziger Sohn war bei dem Kaiser Page und erhielt als solcher eine sorgfältige Ausbildung. Er focht in Portugal und Spanien als Dragonerofficier, ward später Adjutant seines Vaters und war 1815 bei dessen Division Chef des Generalstabes.

(Biographie nouvelle des Contemporains. Feldzug in Rußland vom Marschall von Chambrey). Pz.

Friedberg, Stadt in der Wetterau mit 3000 Einwohnern, an der Straße von Wetzlar nach Frankfurt und am südöstlichen Abhange eines Waldgebirges, „die Höhe" oder der „Johannesberg" genannt.

Gefecht den 10. Juli 1796.

Als Jourdan zum zweiten Male gegen die Lahn vorrückte, hatte der Feldzeugmeister Graf Wartensleben, nachdem General Kleber ihn aus der Stellung bei Neukirch wegmanövrirt, seine Streitkräfte bei Gießen, Wetzlar, Runkel, Weilburg und Lüneburg aufgestellt, konnte jedoch dem überlegenen Gegner den Uebergang über die Lahn auf diese Weise nicht lange streitig machen und trat den 9. den Rückzug gegen die Nidda in 2 Colonnen an. Die erste Colonne (20 Bat., 41 Schwdr.) unter Wartensleben's persönlicher Anführung kam an diesem Tage bis Friedberg, die zweite unter General Wernek (15 Bat., 34 Schwdr.) bis Camberg. General Kleber folgte mit 3 Divisionen (33 Bat., 33 Schwdr.) der ersten, Championnet mit 2 Divisionen und der Reservecavalerie der zweiten Colonne nach; der Obergeneral schlug mit den übrigen Truppen dieselbe Straße ein.

Wartensleben hatte die Absicht, seinen Rückzug ohne Säumen bis hinter den Main fortzusetzen, als er am frühen Morgen des 10. vom Erzherzog Karl den Befehl erhielt: „die Gegend bei Friedberg nicht eher zu verlassen, als bis er durch Waffengewalt dazu gezwungen werde." Er glaubte diesem Befehle am besten dadurch Genüge leisten zu können, wenn er selbst zum Angriff gegen Kleber übergehe, dessen 3 Divisionen bisher wegen Mangels an Unterhaltsmitteln getrennt marschirt waren. Dieser hatte jedoch an demselben Tage einen concentrischen Angriff beschlossen und die Einleitung dazu bereits getroffen. Die Division Bonard mußte deßhalb zu Collaud stoßen, während Lefebre über Bingenheim in die rechte Flanke der Oestreicher marschiren sollte.

Wartensleben hatte in der Nacht zwischen Ober-Roßbach und Wöllstedt gelagert. Sein linker Flügel stützte sich an ein unwegsames Waldgebirge, das Terrain vor der Front und in der rechten Flanke war seiner zahlreichen Cavalerie sehr günstig. Die Vorposten hielten Friedberg, Ockstadt und mehrere Dörfer am Usbache besetzt. Es war kein hinreichender Grund vorhanden, diese Gegend zu verlassen; denn jenseits Friedberg wurde der Spielraum beschränkter.

Gegen Mittag befahl Wartensleben über Friedberg vorzurücken. Die Vorposten waren von dieser veränderten Disposition nicht benachrichtigt worden und bereits im Rückmarsche; sie erhielten erst Befehl umzukehren, als Wartensleben mit der Spitze der Colonne bei Friedberg ankam. Die nachrückenden Abtheilungen der franz. Avantgarde mußten erst aus der Stadt und den nächsten Dörfern vertrieben werden, was jedoch ohne Mühe geschah, worauf Wartensleben durch Friedberg marschirte und seine Truppen auf der jenseitigen schmalen Hochebene in einem Treffen ohne Reserve aufstellte, den linken Flügel gegen Nauheim, den rechten gegen Bauernheim, vor der Front den Wetterbach, im Rücken den Usbach, welcher nur bei Friedberg überschritten werden konnte. Die linke Flanke wurde sonach dem Feinde dargeboten, und die in den Dörfern Ober- und Nieder-Mörle ste-

henden östreichischen Abtheilungen gewährten ihr keinen hinreichenden Schutz. Der Rückzug durch die Stadt war im Angesicht des Feindes mit Gefahr verbunden. — Es ist ungewiß, ob Wartensleben hier stehen bleiben wollte, denn er hatte in der Front keinen Feind; vielleicht bewog ihn aber die Nachricht von der Annäherung der Division Lefèbre zu diesem Aufmarsche.

Bald darauf erschien Lefèbre's Avantgarde vor Bauernheim und Ossenheim, eroberte diese beiden Dörfer und hielt sie besetzt. Etwas später schritt Lefèbre mit 9 Bat., 8 Schwdr. zum Angriff gegen den östreich. rechten Flügel, welcher aber durch die Cavalerie abgeschlagen wurde. Ein zweiter Versuch, bei welchem Lefèbre seine Batterien bis auf Kartätschenschußweite vorrücken ließ, hatte bessern Erfolg; seine Infanterie überschritt den Wetterbach, erstürmte die vorliegende Anhöhe und brachte die Oestreicher hier zum Weichen. — Gleichzeitig mit Lefèbre's Angriff ließ Kleber 6 Bat. und 4 Schwdr. auf der Straße nach Friedberg und gegen Ober-Mörle vorrücken; dieser erste Angriff wurde jedoch nur in der Absicht unternommen, den östreich. linken Flügel auf sich zu ziehen. Bei Lefèbre's zweitem Angriffe wiederholte auch Kleber den seinigen, wobei die übrigen Truppen Collaud's und Bonaro's zur Unterstützung nachrückten. Die Oestreicher widerstanden einige Zeit; Wartensleben erkannte jedoch das Gefahrvolle seiner Lage und befahl den Rückzug. Ein Theil der Infanterie ging über den Johannesberg und Ockstadt; die übrigen Truppen mußten durch Friedberg.

Sobald der Rückzug begann, drangen die Franzosen auf allen Puncten lebhaft nach, wurden jedoch durch die Vertheidigung von Friedberg und Feuerbach eine Zeit lang aufgehalten, während Wartensleben sich auf den Anhöhen hinter der Stadt in Schlachtordnung stellte. Seine Artillerie und Cavalerie verhinderte die Franzosen bis gegen Abend am Debouchiren, mußte aber endlich den Rückzug antreten, als in der linken Flanke Ockstadt und in der rechten durch Lefèbre Bruchenbrücken und Assenheim erstürmt wurden. Der Kampf war auf allen Puncten äußerst hartnäckig, die Verluste sind nicht bekannt.

Wartensleben ging in der Nacht bis in die Nähe von Frankfurt zurück und stellte sich am nächsten Tage auf dem linken Mainufer zwischen Offenbach und Höchst auf. Kleber verfolgte ihn nicht, weil seine mit Bauerpferden bespannten Munitionswagen erst erwartet werden mußten.

Das Gefecht bei Friedberg gehört zu denjenigen, in welchen die Ausdauer der Truppen den nachtheiligen Folgen fehlerhafter Dispositionen vorbeugen mußte. (S. die Section Frankfurt der Reimann-Berghausischen Karte von Deutschland. Ferner: Grundzüge der Strategie, 2. Bd. Geschichte der Kriege in Europa, 4. Bd. Zeitschrift für K. W. und G. des Krieges, 1. Bd., 1828). Pz.

Friedberg, Stadt im baierschen Ober-Donaukreise mit 2000 Einwohnern, am rechten Ufer des Lech, Augsburg gegenüber.

Gefecht am 24. August 1796.

Nach der Schlacht bei Neresheim (s. d.) hatte der Erzherzog Karl den Feldzeugmeister Grafen Latour mit 18,500 M. zur Beobachtung der Armee des Generals Moreau am Lech zurückgelassen, während er mit 25,000 M. über Neumark gegen Amberg marschirte, um in Vereinigung mit General Wartensleben die Armee des Generals Jourdan aus Franken zu vertreiben.

General Moreau blieb 2 Tage unthätig auf dem Schlachtfelde bei Neresheim stehen, verlor die Spur des Erzherzogs, ging den 19. August zwischen Donauwörth und Dillingen auf das rechte Donauufer, und be-

schloß, gegen Augsburg zu marschiren. Er hatte vom Directorium die Weisung erhalten, den Lech zu überschreiten, sich gegen Innsbruck zu wenden und so das Vordringen Bonaparte's in Oberitalien zu erleichtern, welcher damals am Guardasee stand. In Donauwörth erhielt Moreau Nachricht von dem Marsche des Erzherzogs gegen Amberg und dem Abmarsche der Division des Feldmarschalllieutenants Fröhlich nach Tyrol; Baiern konnte also mit leichter Mühe erobert werden.

Am 22. rückte Moreau in Augsburg ein; Tags darauf vereinigte sich das Corps des Generals Ferino mit ihm, welches seit dem Ueberschreiten des Rheins bei Kehl (s. d.) fortwährend dem Feldmarschalllieutenant Fröhlich in Schwaben gegenüber gestanden, bei dessen Rückzuge gegen den Lech ihn aber ebenfalls ganz aus dem Gesicht verloren hatte, was auf Rechnung der guten und überlegenen leichten Reiterei der Oestreicher zu setzen ist. Moreau's Armee erlangte nunmehr die Stärke von 60,000 M., welche, mit Ausnahme der Truppen unter General Delmas (6 Bat., 8 Schwdr.), die in Donauwörth zurückblieben, ober- und unterhalb Augsburg aufgestellt wurden. Seine Absicht ging dahin, den Lech zu überschreiten und Latour zurückzuwerfen.

Latour's Truppen waren damals folgender Maßen aufgestellt. General Mercandin mit 7500 M. bei Rain, Latour's Bruder mit 6000 M. bei Friedberg, Prinz Condé mit 5000 M. bei Landsberg (eine Linie von 9 Meilen). Feldmarschalllieutenant Fröhlich war mit 11,800 M. bei Schöngau am Lech angekommen, aber nicht disponibel. Latour hatte Befehl, Baiern zu decken und Moreau zu beobachten; die Vertheidigung des Lech war ihm nicht geboten worden; allein er wollte seine Stellung nicht verlassen, ohne sie zuvor bis auf's Aeußerste vertheidigt zu haben.

Der Lech war damals stark angeschwollen, das Wasser noch im Steigen, der Gebrauch der vorhandenen Furten unsicher und selbst gefährlich, ein Pontontrain bei Moreau's Armee aber nicht vorhanden. Am linken Ufer waren hohe Dämme, auf dem rechten breitet sich eine große Aue aus, welche die Thalsohle bildet und zwischen Augsburg und Friedberg ¾ Stunde breit ist; sie war nur weiter aufwärts an einigen Stellen mit Gehölz bedeckt. Friedberg liegt am westlichen Abhange des jenseitigen Thalrandes, dessen Fuß vom Achbache bespült wird. Dort stand Latour mit 6000 M.; da er aber den Uebergang der Franzosen unmittelbar verhindern wollte, ging er mit 12 Schwadronen und einigen Bataillonen bis an den Lech vor, dessen Brücken alle zerstört worden waren.

Moreau hatte den 24. Aug. zum allgemeinen Uebergange bestimmt. Am Vorabende zog General Gouvion St.-Cyr 27 Bat., 48 Schwdr. bei Augsburg, Desaix 15 Bat., 16 Schwdr. bei Langweid, Ferino 17 Bat., 16 Schwdr. bei Haunstetten zusammen, wo der Uebergang dieser 3 Corps erfolgen sollte. Bei Augsburg erschwerte die Nähe der östreich. Scharfschützen die Recognoscirung des jenseitigen Ufers ungemein, so wie der hohe und schmale Damm die Mitwirkung der Artillerie mehr hinderte als begünstigte; doch konnte man aus der Aufstellung der östreich. Jäger schließen, wo sich die gangbarsten Furten befanden.

Mit Tagesanbruch ließ Saint Cyr, ungeachtet des Büchsenfeuers, einige Kanonen auf den Damm schaffen, während die 21. leichte Halbbrigade in's Wasser ging; eine andere Halbbrigade versuchte den Uebergang weiter oberhalb. Man hatte die Vorsicht gebraucht, die besten Schwimmer zu vereinigen und unterhalb der Furten aufzustellen; dessen ungeachtet ertranken 2 berittene Boten; der Generaladjutant Houel hatte gleiches Schicksal.

In kurzer Zeit standen 6 Bat., 4 Schwdr. auf dem rechten Ufer. Für das Geschütz wurde die Brücke bei Hochzoll wieder hergestellt, was jedoch eine östreich. Cavaleriebatterie durch Kartätschenfeuer so lange zu verhindern suchte, bis sie durch überlegenes Geschützfeuer zur Abfahrt gezwungen wurde; die übrigen Truppen folgten ihr.

Desaix war bei Langweid nur mit seinem Generalstabe und einigen Schwadronen durch den Lech geritten und wendete sich dann gegen Lechhausen; seine Infanterie und Artillerie mußte nach Augsburg marschiren. Ferino hatte bei Haunstetten keine anderen Hindernisse gefunden, als den hohen Wasserstand. Das erste in's Wasser gehende Peloton wurde vom Strome fortgerissen und ertrank. Man ließ hierauf abwechselnd einige Schwadronen im Wasser halten, um die Gewalt der Strömung zu brechen; weil aber die Pferde selbst nicht stillstehen konnten, hing sich die Infanterie an die Schweife und kam glücklich durch. Es gingen jedoch nur 6 Bat., 8 Schwdr. und 2 Kanonen bei Haunstetten auf das rechte Ufer; die übrigen Truppen marschirten nach Augsburg, wo die Brücke bald hergestellt war.

Latour hatte seine Truppen inzwischen auf der Höhe bei Friedberg vereinigt. Er sah, wie Saint Cyr mit seinem Corps über die Aue marschirte und eine Halbbrigade links schickte; auch blieb ihm der Anmarsch Ferino's gegen Kissingen nicht verborgen. Solchergestalt in beiden Flanken bedroht und einen überlegenen Gegner vor der Front, wäre ein schneller Rückzug das Beste gewesen; aber ein Rückzug ohne Kampf war nicht nach Latour's Sinn: er blieb also in seiner Stellung.

In dem Augenblicke, als Ferino's Flankenbewegung durch den Angriff auf Ottmaring wirksam wurde, ließ Saint-Cyr die Division Duhesme und die Brigade Laroche (12 Bat., 12 Schwdr.) gegen die Front der östreich. Stellung vorrücken. Die Stadt Friedberg wurde nach hartnäckigem Kampfe genommen, worauf Tirailleurschwärme gegen die dahinter stehenden Oestreicher rückten. Die östreich. Cavalerie warf zwar die Tirailleure, wurde aber bald selbst von der Cavalerie angegriffen, während franz. Infanteriecolonnen und Batterien nachfolgten.

Latour glaubte, daß es immer noch Zeit sei, einen geordneten Rückzug anzutreten, hatte sich aber sehr geirrt; denn kaum setzten sich seine Truppen in Bewegung, so wurden sie von mehreren Seiten mit Uebermacht angegriffen und in Unordnung gebracht. Die Mehrzahl schlug die Straße nach München ein; da aber Ferino's Truppen bereits in Ottmaring standen, suchten die Oestreicher auf Feldwegen Paar zu erreichen. Vergeblich bemühte sich die östreich. Cavalerie (12 Schwdr.), durch wiederholte Attaken die Franzosen aufzuhalten; sie wurde geworfen, und als Latour bei Rinnthal ankam, griff ihn Ferino so heftig an, daß die Oestreicher in größter Unordnung nach allen Richtungen flohen. Sie verloren in Allem 18 Geschütze, und eine große Anzahl wurde gefangen. Die Ueberreste sammelten sich bei Schwabhausen.

Ein rasches Vordringen der Franzosen gegen die Isar und die Besetzung Münchens würden Latour von Condé und Fröhlich abgeschnitten, und den Abfall der Baiern — mit denen schon Unterhandlungen gepflogen wurden — früher bewirkt haben; dem Erzherzoge würde dies auch nicht gleichgiltig gewesen sein, denn Oestreichs Grenze war alsdann ganz bloßgestellt und der Sieg über Jourdan bei Amberg (den 24. Aug.) keineswegs als ein Aequivalent zu betrachten. Allein Moreau verstand es damals noch nicht, seine Siege zu benutzen. Er blieb den folgenden Tag ruhig stehen und hielt Kriegsrath; selbst nachdem der Marsch an die Isar beschlossen worden, ging

er so langsam vorwärts, daß die Armee den 31. Aug. mit dem rechten Flügel bei Dachau, mit der Mitte bei Pfaffenhofen, mit dem linken Flügel bei Freinhausen stand. Man war also in 6 Tagen nur 6 Meilen vorgerückt, ohne Widerstand zu finden, und aus einer concentrirten Stellung in eine sehr ausgedehnte übergegangen. Latour erhielt dadurch Zeit, seine Truppen zu organisiren, und war dreist genug, bald wieder offensiv zu verfahren (s. Greifenfeld).

(Gouvion Saint-Cyr's Memoiren, worin ein guter Schlachtplan enthalten ist. Des Erzherzogs Karl Grundsätze der Strategie). Pz.

Friede, in staatswirthschaftlicher Bedeutung, ist der Zustand von Sicherheit, Ruhe und Recht, der zwischen den Staaten besteht, mithin der natürliche Gegensatz von Krieg (s. d.), welcher eine Verletzung dieses Rechtszustandes oder einen Conflict verschiedener politischer Interessen voraussetzt. Der Friedensschluß bezweckt die Herstellung jenes Rechtsverhältnisses zwischen den kriegführenden Staaten für eine immerwährende Dauer, während der nur auf bestimmte Zeit geschlossene Friede Waffenstillstand heißt. Die Idee eines ewigen Friedens, nach welchem alle Streitigkeiten zwischen Einzelnen sowohl als zwischen Völkern nur nach Vernunftgesetzen geschlichtet werden sollen, ist, wenn auch nicht leeres Hirngespinnst, doch ein frommer Wunsch, dessen Verwirklichung immer an der Unbeständigkeit menschlicher Einrichtungen scheitern wird; denn oft liegt im Friedensschlusse selbst wieder der Keim zu einem neuen Kriege. Bevor man Frieden schließt, werden Friedensunterhandlungen gepflogen. Bei den Griechen geschah dies durch Abgesandte oder durch die Heerführer, im Angesichte ihrer Truppen, jedes Mal unter großen Förmlichkeiten. Man rief den Zeus als Rächer des Meineides an und opferte Thiere. Die Römer brauchten hierzu die Fetialen. Es kann auch ein dritter neutraler Staat als Vermittler oder Schiedsrichter zugezogen werden (Friedensvermittlung). Wenn man vorläufig gewisse Puncte festsetzt, nach welchen der Friede unterhandelt werden soll, so heißen solche Verträge Friedenspräliminarien, auf welche, wenn nicht abermalige Störungen eintreten, der Definitivfriede folgt. Der abgeschlossene Vertrag heißt der Friedenstractat und die hierzu gehörige Urkunde das Friedensinstrument. Der Friedenscongreß ist die Vereinigung der betheiligten Fürsten oder ihrer Gesandten an einem bestimmten Orte, um sich über den Frieden zu berathen. Erst nach der von den kriegführenden Häuptern erfolgten Ratification erlangt der Tractat giltige Kraft. Den einzelnen Bestimmungen desselben oder den Friedensartikeln werden öfters Separatartikel beigefügt, die öffentliche oder geheime sein können. Durch die Friedensgarantie leistet ein dritter neutraler Staat Gewähr, die Friedensbedingungen aufrecht zu erhalten. H. S.

Friedland, Stadt im gleichnamigen Kreise der Provinz Ostpreußen, 6 ½ Meile von Königsberg, an der Alle gelegen, hat 268 Häuser und 2200 Einwohner.

Schlacht am 24. Juni 1807.

Die Schlacht bei Eilau (s. d.) war geschlagen; beide Theile schrieben sich den Sieg zu; die Franzosen gingen hinter die Passarge zurück, um Erholungsquartiere zu beziehen; die allgemeine Erschöpfung, so wie die ungünstige Jahreszeit führten einen Stillstand in den Operationen herbei; doch dieser erreichte sein Ende und von Neuem wurde zu den Waffen gegriffen. Die russische Armee bestand am 10. Juni ein Gefecht bei Heilsberg und marschirte nun nach Friedland, wo sie mit den Vortruppen am 13. an-

kam und mit leichter Mühe eine die Stadt besetzt haltende franz. Cavaleriеabtheilung vertrieb. Der Jahrestag von Marengo erschien; in seinen ersten Stunden, zwischen 2 und 3 Uhr begann schon ein Gefecht, gleichsam die Vorbereitung zur Schlacht. Die Franzosen vom Corps des Marschalls Lannes griffen die auf dem linken Ufer der Alle aufgestellte Reiterei des Generallieutenants Kollogribow an, wurden aber abgewiesen und stellten sich nun so auf, daß sie alle Straßen besetzten, um der russischen Armee das Vordringen zum Entsatze von Königsberg unmöglich zu machen; sie standen in den Gehölzen zwischen Heinrichsdorf, Postehnen und dem Sortlacker Walde in Colonnen, und unterhielten ein lebhaftes Kanonen- und Tirailleurfeuer.

Gleich beim Anfange schickte der russ. General en chef von Bennigsen die Infanterie der kaiserlichen Garde, als die zuerst angekommene Truppe, auf das linke Ufer der Alle, wohin ihr nach und nach die übrigen Divisionen folgten, so wie sie eintrafen und das Feuer sich vermehrte. Es war schon gegen 5 Uhr, als die Tête der russ. Armee, die von Schippenbeil her in einer Colonne marschirt war, in Friedland anlangte; die Truppen wurden nach und nach sowohl über die stehende Brücke in der Stadt, als über zwei, ober- und unterhalb derselben geschlagene Pontonbrücken auf das linke Ufer gesendet. Dies konnte mit vollem Rechte die Franzosen glauben machen, daß das Heer ihrer Gegner beabsichtige, sie zurückzuwerfen und in mehreren Colonnen nach Königsberg zu marschiren; aber es scheint auch nicht die Absicht des Generals Bennigsen gewesen zu sein, hier eine Schlacht zu liefern; er hoffte wahrscheinlich, bloß das Corps des Marschalls Lannes gegen sich zu haben, es zu schlagen und sich in seiner Position zu behaupten, um am Abende wieder auf das rechte Ufer der Alle überzugehen. Die Cavalerie war am 13. Abends wohl nur zum Schutze des Hauptquartiers auf das linke Ufer geschickt worden. Jetzt aber galt es russischer Seits nur der nothwendigen Vertheidigung gegen den Angriff der Franzosen, bei denen Marschall Lannes das Gefecht sehr ernsthaft fortsetzte und alle Versuche seiner Gegner, über Postehnen vorzudringen, zurückwies. — Die franz. Armee vermehrte sich von Stunde zu Stunde; je mehr Truppen von beiden Seiten auftraten, desto heftiger wurde das Feuer; der General Bennigsen sah sich daher veranlaßt, sein Heer in Schlachtordnung aufzustellen. Es bildete dasselbe einen Bogen vor der Stadt Friedland und lehnte die beiden Flügel an die Alle; der Boden, den es einnahm, meist eben, war durch einen Mühlgraben in zwei ungleiche Theile getheilt, der nahe liegende Wald verbarg alle Bewegungen der Franzosen. Die Russen hatten bei dem Gefechte von Heilsberg in Allem 9000 M. verloren; 15,000 M. waren detaschirt, oder als Reserve auf dem rechten Ufer der Alle zurück; es blieben in der Schlachtlinie noch 6 Divisionen, 151 Bat., 180 Schwdr., 19 Regimenter Kosaken, mit der Artillerie etwa 61,000 M. ausrückenden Standes. Die franz. Armeecorps kamen zu verschiedenen Zeiträumen; sie betrugen zusammen zwischen 70 bis 80,000 M. und waren von den Marschällen Lannes, Mortier, Ney und dem General Victor befehligt; auch befand sich die kaiserliche Garde dabei.

Vom Grauen des Tages an dauerte das Gefecht ununterbrochen fort, besonders heftig war das Tirailleurfeuer auf dem rechten franz. Flügel gegen den Sortlacker Wald hin, in welchem die russischen Jäger 4 Mal eindrangen, aber immer wieder zurückgeworfen wurden. Die russische Cavalerie des rechten Flügels machte mehrere glückliche Angriffe in der Richtung von Heinrichsdorf; die des linken Flügels focht mit abwechselndem Erfolge

gegen die franz., welche auf diesem Puncte von den Generalen Grouchy und Nansouty befehligt ward, und bei der sich das sächsische Küraſſierregiment des Königs besonders auszeichnete. Die ganze russische Linie gewann durch hartnäckige Tapferkeit mehrere Male einiges Terrain gegen Postehnen hin, doch konnte sie nicht weiter vorrücken. Beide Armeen standen nur noch auf die Entfernung eines kurzen Kanonenschusses von einander; das Feuer der franz. Artillerie wirkte bedeutend in den dichten, durch keine Dekkungsmittel des Terrains geschützten Massen der russischen Infanterie, während das Feuer der Russen den gedeckt stehenden Franzosen weniger Schaden zufügte. So war der Tag fast vergangen; der Abend kam heran und mit ihm die Entscheidung. Um 5½ Uhr — nach dem russischen Berichte erst nach 6 Uhr — rückte die franz. Armee, begünstigt von einer heftigen Kanonade, vor; die russischen Jäger mußten den Sortlacker Wald verlassen, die Division Marchand, auf dem äußersten rechten Flügel, dirigirte sich gegen Friedland, die Division Bisson schloß sich links an obige an; sie gehörten zum Corps des Marschalls Ney. Der russische linke Flügel zwischen der Alle und dem Mühlgraben rollte auf einem immer kleineren Raume zusammen; es wurden zwar mehrere Colonnen formirt und die Franzosen angegriffen, doch scheiterten diese Angriffe an der Festigkeit der Infanterie, die von der Dragonerdivision Latour-Maubourg und von 30 Stücken Geschütz des Victor'schen Corps, geführt vom General Senarmont, trefflich unterstützt wurde. So sahen sich endlich die Russen zum Rückzuge nach Friedland genöthigt; ihre Arrièregarde brannte die Vorstädte an, um die Verfolger einiger Maßen aufzuhalten. — Gleichzeitig erfolgte auch von dem Corps von Lannes im Centrum, Mortier auf dem linken Flügel, der Angriff auf den russischen rechten Flügel. Das Artilleriefeuer der Franzosen wirkte von allen Seiten kreuzend in den russischen Linien und richtete schreckliche Verwüstungen an; doch sie wichen nicht, rückten sogar selbst vor, griffen an, und es bedurfte der größten Anstrengungen des Marschalls Lannes, so wie seiner Divisionsgenerale Oudinot und Verdier, um ein Durchbrechen zu verhindern. Aber ehe noch die Russen diesen glücklichen Moment entscheidend machen konnten, erreichte sie die Nachricht von dem Rückzuge des Fürsten Bagrathion mit dem linken Flügel, und daß dieser nur noch kurze Zeit werde die Stadt behaupten können; da gab der Fürst Gotschakow I. auch seiner Infanterie den Befehl zum Rückzuge, den die Generallieutenants Uwarow und Fürst Gallizin V. mit der Cavalerie des rechten Flügels mit Energie deckten, obgleich der Feind die heftigsten Angriffe machte. Ein Theil der Infanterie näherte sich der brennenden Vorstadt und fand sie schon in der Gewalt der Franzosen; mit Wuth und Verzweiflung stürzten sich die Russen hinein, warfen ihre Gegner hinaus und erkämpften sich den Uebergang über die Alle. Schon brannte die Stadt, die Brücken sanken, noch befanden sich viele Truppen auf dem linken Flügel der Alle, von dem Feuer der Franzosen verfolgt, stürzten sie sich zwischen der Ziegelei und Kloschenen in den Fluß; ein Theil, unter dem Generalmajor Grafen Lambert, konnte die Alle nicht mehr erreichen; er eilte unter dem Schutze der Nacht nach Allenburg, passirte dort den Fluß und kam glücklich zur Armee. Der Rückzug der Russen ging über den Pregel, später über den Niemen; sie mußten Königsberg aufgeben, die Zusammenkunft der Monarchen in Tilsit, führte jedoch bald den Frieden herbei. — Der 5. Officialbericht der russischen Armee, datirt Wehlau, den $\frac{3}{15}$ Juni 1807, schweigt über die Zahl des Menschenverlustes in der Schlacht bei Friedland und bemerkt nur im Allgemeinen, daß er beträchtlich sei; einige demontirte Regimentsstücke werden als

verloren angegeben, dagegen aber gesagt, daß ein Adler des 13. franz. Linienregimentes in den Händen der Russen geblieben wäre. Berichte von Augenzeugen geben den Verlust der Letzteren auf 6 bis 8000 Todte und 12,000 Blessirte an; unter den Todten sind die Generalmajore Masowski und Sukin I., blessirt wurden der Generallieutenant Essen I., der Generalmajor und Generalquartiermeister Steinheil, der Generalmajor Sukin II. gefährlich und Markow I.; auch sollen die Russen nach dieser Angabe 16 Kanonen, doch nur sehr wenige Gefangene verloren haben. Die Sieger übertreiben den Verlust der Russen ungemein, wollen aber selbst nur 500 Todte und 3000 Blessirte eingebüßt haben. Generale sind nicht geblieben; verwundet aber wurde der Divisionsgeneral Drouet, Chef des Generalstabes beim Corps von Lannes, der Divisionsgeneral Latour-Maubourg an der Hand, die Brigadegenerale Coehorn, Brun, die Adjutanten des Kaisers, Generale Mouton und Lacoste, so wie der sächsische Generalmajor von Debschelwitz. (Vergl. Officielle Berichte beider Heere. — Tagebuch eines preußischen, im russischen Hauptquartiere angestellten Officiers). F. W.

Friedlingen, ehemals befestigtes, jetzt aber zerstörtes Schloß unweit des Rheins, in der Nähe von Basel und Hüningen.

Schlacht am 14. October 1702.

Die Streitigkeiten wegen der spanischen Erbfolge hatten den Kaiser mit England und Holland zu einem Bündnisse und zur Kriegserklärung gegen Frankreich veranlaßt. Von Seiten Leopold's wurde dem Markgrafen Ludwig von Baden (s. d.), einem klugen, erfahrnen Feldherrn, der Oberbefehl über das 16,000 M. starke deutsche Operationsheer übertragen, welcher mit demselben bei Dachsland über den Rhein ging, Weißenburg, Lauterburg, Billigheim eroberte, dann zur Belagerung von Landau schritt, dieses in kurzer Zeit zur Uebergabe zwang und, sobald die Nachricht eingegangen war, daß der mit Frankreich befreundete Kurfürst von Baiern Ulms und mehrerer anderer Städte sich bemeistert habe und bemüht sei, sich mit der franz. Armee zu vereinigen, alles Mögliche aufbot, diesen Plan zu vereiteln. Der Markgraf stellte zu Erreichung dieses Zweckes unter der Leitung des Generals Grafen Styrum eine Abtheilung des Heeres dem zwischen Landau und Hagenau lagernden Marschall Catinat entgegen, während er letzteren Ort besetzen ließ, mit dem übrigen Theile der Armee am 22. Septbr. 1702 bei Straßburg den Rhein passirte und eine verschanzte Stellung bei dem Schlosse Friedlingen zwischen Hüningen und Basel bezog. Catinat, der von Ludwig XIV. die Weisung erhalten hatte, bei Hüningen den Rhein zu überschreiten und die kaiserlichen Truppen anzugreifen, hielt dieses theils aus Rücksicht gegen deren vortheilhafte Position, theils auch um nicht vielleicht seinen Ruhm durch eine ungünstige Schlacht auf's Spiel zu setzen, für unthunlich; doch der kühne Generallieutenant von Villars zweifelte keineswegs an einem glücklichen Erfolg, erbat sich vom Könige die hierzu erforderlichen Streitkräfte und rückte, während Catinat mit dem Reste der Armee Straßburg besetzte, am 24. Septbr. mit 31 Bat., 30 Schwdr. und 33 Geschützen nach Hüningen, ließ die zerstörten Befestigungen dieses Ortes wieder in Vertheidigungszustand bringen, erweitern und Anstalten zum Flußübergange treffen. Ludwig von Baden ergriff seiner Seits nun die nöthigen Maßregeln, um das Vordringen der Baiern über den Schwarzwald und das der Franzosen über den Rhein zu verhindern, war jedoch wegen der großen Entfernung nicht vermögend, den General Styrum an sich zu ziehen; indeß gelang ihm dies mit einer Verstärkung von 40 Schwadronen. Villars blieb im Laufe dieser Zeit auch nicht unthätig, nahm Besitz von

der Hüningen gegenüber liegenden Rheininsel, verschanzte solche, schlug am 1. Octbr. über beide Flußarme die in aller Stille gefertigten Brücken und deckte sie unter dem feindlichen, aber ohne die geringste Wirkung unterhaltenen Geschützfeuer durch einen schnell aufgeworfenen Brückenkopf. Der Markgraf versuchte zwar mit einigen Bataillonen unter dem Schutze seiner Batterien einen Angriff auf denselben, wurde aber durch eine lebhafte Kanonade der auf der Insel und an dem jenseitigen Ufer aufgefahrenen gut placirten Artillerie zurückgewiesen. Diese meist nutzlosen Beschießungen dauerten bis zum 15. Octbr. fort. Die Franzosen bemeisterten sich jedoch schon am 12. Octbr. mittelst eines Gewaltstreiches des Städtchens Neuenburg und droheten daselbst mit einem zweiten Uebergange. Sobald der kaiserliche Heerführer von dieser Demonstration Kunde erhielt, beschloß er, um einer Vereinigung der Baiern mit dem Feinde und der Abschneidung von seinen Magazinen in Freiburg zu begegnen, denselben von dort zu vertreiben, zog sich aus seinen Verschanzungen und trat am 14. Octbr. mit der Armee den Marsch dahin an. Diese mit weniger Vorsicht am hellen Tage unternommene Bewegung konnte dem umsichtigen Villars nicht entgehen; er rückte daher mit seinem Heere in größter Geschwindigkeit über den Rhein und versicherte sich der verlassenen Befestigungen der Kaiserlichen. Der Markgraf, solches bemerkend, gab sogleich sein Vorhaben auf, kehrte um, stellte die Cavalerie in der Ebene des Schlosses Friedlingen mit einigen Geschützen in Schußweite von der feindlichen, die Infanterie aber auf den steilen Tulicker Höhen, besonders auf dem sogenannten Haltlinger Berg in Schlachtordnung auf, so daß sein rechter Flügel dem Dorfe Weitlingen gegenüber zu stehen kam, der linke hingegen an Ettlingen sich lehnte; die Front schützte der kleine Fluß Candern. Villars, der nach kurzem Ueberblicke wohl einsah, daß das Schicksal des Tages von dem schnellen Besitz der Höhen abhing, beordert, den Generallieutenant Desbordes mit 5 Brigaden Infanterie, sich derselben zu bemächtigen, während die Reiterei, zur Unterstützung in 2 Treffen aufgestellt, ihren rechten Flügel an die Abhänge zunächst dem Dorfe Weil stützte, den linken bis auf Gewehrschußweite von dem von den kaiserlichen Truppen besetzten Schloß Friedlingen ausdehnte. Die franz. Infanterie erstieg die Höhen, bemächtigte sich nach einem hartnäckigen Widerstande eines Gehölzes, eroberte 5 Geschütze und trieb die Kaiserlichen bis an den Fuß ihrer inne gehabten Stellung. Der Markgraf von Baden, welcher in diesem Augenblicke bemerkte, daß mehrere Abtheilungen zu weit vorgedrungen waren und ihre Flanke entblößt hatten, befahl einen Cavalerieangriff und würde den Franzosen ihren errungenen Vortheil wieder entrissen haben, wenn sich nicht Villars selbst an die Spitze seiner Truppen gestellt und die bereits weichenden Colonnen zum Stehen gebracht hätte. Während dies hier vorging, griff die deutsche Reiterei, welche bisher keinen Theil an dem Kampfe genommen hatte, die Franzosen an. Das erste Treffen derselben wurde geworfen, doch der allzu große Ungestüm der Kaiserlichen und das ungünstige Terrain brachte sie selbst in Unordnung, welches die erstern sogleich benutzten, sie auf ihr zweites Treffen zurück und in die Flucht schlugen, vorsichtiger Weise aber nur bis an den Candernfluß verfolgten, wo ihnen die Defiléen Rettung boten. Die bis jetzt siegreiche kaiserliche Infanterie sah sich dadurch genöthigt, ebenfalls an den Rückzug zu denken, der in vollkommener Ordnung geschah, bis nach einer Stunde Weges das durchschnittene Terrain von selbst die Verfolgung verbot. Der Markgraf zog sich mit den Trümmern seines Heeres nach Staufen, bewerkstelligte die Vereinigung mit dem Grafen Styrum, verhütete durch Besetzung der Defiléen des Schwarzwal-

des eine Verbindung der Baiern und Franzosen, und veranlaßte den zum Marschall erhobenen General Villars, nach der Einnahme des Schlosses Friedlingen bei Hüningen über den Rhein zurückzugehen und bei Saverne, um Pfalzburg und Lothringen zu decken, sich aufzustellen, weil der Markgraf von Baden nach der rückgängigen Bewegung der Franzosen gleichfalls den Rhein passirte und mit sämmtlichen Streitkräften Position bei Hagenau nahm. Der Verlust der kaiserlichen Truppen in der Schlacht bei Friedlingen oder, wie sie auch genannt wird, im Käfernhölzchen, bestand in 11 Geschützen, 35 Fahnen und Standarten, 4 Paar Pauken, 1200 Kanonenkugeln, 500 Munitions- und Equipagewagen, gegen 900 Gefangenen und 3000 Todten, welcher noch bedeutender gewesen sein würde, wenn die Artillerie hätte gehörig wirken können und bei der Infanterie nicht zuletzt Mangel an Munition eingetreten wäre. Von den Franzosen blieben viel hohe Officiere, unter andern der Generallieutenant Desbordes; nach ihren eigenen Angaben betrug die Zahl der Todten 1139, der Verwundeten 1526.

Der Gewinn dieser Schlacht ist den franz. Truppen keinesweges abzusprechen, hingegen einzig und allein nur den Fehlern des Markgrafen zuzuschreiben; denn wäre derselbe in seiner ersten vortheilhaften Stellung verblieben, hätte derselbe sich den Besitz von Neuenburg vermöge einer wachsamen und muthigen Besatzung zu erhalten gewußt, so würde es gewiß dem Marschall Villars unmöglich gewesen sein, ein Manöver auszuführen, an dessen glücklichem Ausgang selbst ein Catinat und andere franz. Generale zweifelten. Durch die Eroberung Neuenburgs sicherte sich der talentvolle Villars den Uebergang über den Rhein; der Markgraf, der seinen ersten Fehler verbessern wollte, verfiel in einen zweiten, indem er mit zu großer Sicherheit und weniger Vorsicht, d. h. ohne Zeit und Terrain zu benutzen, im Angesicht eines wachsamen Feindes aus seinem gut verschanzten Lager aufbrach, das feindliche Heer gewisser Maßen dazu zwang, die dabei gegebenen Blößen zu benutzen und nach dem Vorrücken desselben zu spät und langsam eine günstige Stellung wieder zu gewinnen suchte. Die zu wenig schnellen Bewegungen der kaiserlichen Reiterei trugen besonders die Schuld, daß es den franz. Truppen gelang, in der Ebene ihre Schlachtordnung zu bilden; denn wenn dieselbe, ehe noch diese die Brücke passirte, ihre Aufstellung so genommen hätte, daß ihr rechter Flügel sich an die Verschanzungen und ihr linker an die Höhen, welche von der Infanterie besetzt waren, stützte, so konnte es den Franzosen auch kaum gelingen, mindestens nur mit ungeheuerem Verluste, sich vor der Brücke zu entwickeln.

(Histoire militaire de Louis le Grand par de Quincy. Tom. III. Paris, 1726. — Geschichte der größten Heerführer neuerer Zeit, von O'Cahill. 6. Theil, mit einem Schlachtplane. Frankenthal, 1786). S.

Friedrich I., Barbarossa oder Rothbart, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben und seit 1147 dessen Nachfolger, geboren im J. 1121, wurde nach seines Oheims Conrad III. Tode von den geistlichen und weltlichen Fürsten den 5. März 1152 zu Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser erwählt und zu Aachen gekrönt. Man sah es als eine göttliche Fügung an, daß F., von der Mutter ein Welfe, vom Vater ein Ghibelline, beide Häuser in seiner Person vereinigte. Kraftvoll an Körper wie an Geist, zeigte F. einen Herrscher, wie ihn Deutschland lange nicht gesehen. Sein höchstes Bestreben war, Staat und Kirche auf feste zeitgemäße Gesetze zu gründen. Das Kaiserthum sollte aus seiner durch Fürsten und Papst gemeinschaftlich bezweckten Herabwürdigung, wieder erhoben, der Papst in seine Schranken gewiesen und Italien zur Unterlage von Deutschlands Größe gemacht wer-

den. F. unternahm deßhalb 6 Römerzüge, um die reichen und mächtigen Städte der Lombardei, welche nach völliger Unabhängigkeit trachteten, zu züchtigen. Vorzüglich hatte das übermüthige Mailand seinen Befehlen sich widersetzt und sich über mehrere benachbarte Städte die Hoheit angemaßt. Der Kaiser zwang die Stadt 1158, auf dem zweiten Römerzuge, nach einer hartnäckigen Gegenwehr zur Uebergabe, ließ sie auf's Neue dem Reiche Gehorsam schwören und nahm Geiseln für ihre Treue. Als sie sich abermals gegen ihn empörte, wurde sie 1162 nach großartigem und jahrelangem Kampfe wieder erobert, und trotz alles Flehens, selbst der Deutschen, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster, völlig der Erde gleich gemacht. Brescia, Piacenza mußten ihre festen Mauern niederreißen; die übrigen Städte, welche an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Privilegien. Dennoch waren die Anstrengungen des Kaisers, sich Italiens dauernd zu bemächtigen, ohne den erwünschten Erfolg. Der Papst Alexander III., der gegen F's Willen gewählt und von ihm auch nicht anerkannt wurde, sprach den Bann gegen ihn aus. Die Städte der Lombardei traten zu Verona im J. 1164 in ein enges Bündniß, um ihre Freiheiten aufrecht zu erhalten, welches Bündniß 1167 erneuert ward. Dem Papste Alexander zu Ehren erbauten sie an einem der wichtigsten Pässe Oberitaliens die fast unüberwindliche Festung Alessandria. Auch Mailand wurde mit unglaublicher Schnelligkeit wieder aufgebaut. Fr. zog daher 1174 zum fünften Male über die Alpen. Alessandria hielt seinen Sturm auf; er selbst ward krank, und, was das Schlimmste war, Heinrich der Löwe verließ ihn 1175 mit dem Kern des Heeres, obgleich der Kaiser sich nicht gescheut hatte, zu den Füßen seines Vasallen um Treue und Beistand zu flehen. Er griff gleichwohl die vielfach überlegene Macht der verbündeten Italiener 1176 am 29. Mai bei Lignano (s. d.) an und stürzte sich selbst mit wüthender Tapferkeit in die feindlichen Haufen, so daß ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen ward. Aber der größte Theil seiner Deutschen ward getödtet oder in den Tessino gedrängt, und von den Lombarden der vollständigste Sieg erfochten. Da entschloß sich der Kaiser zum Frieden, welcher den 1. Aug. 1177 zu Venedig zwischen ihm und dem Papste Alexander III. förmlich abgeschlossen wurde. Im J. 1183 kam, nach einem 6jährigen Waffenstillstande, zu Konstanz auch der Friede mit den lombardischen Städten zu Stande, dessen Bedingungen zeigten, daß F., nach einem 20jährigen Kampfe, in Italien nicht glücklich gewesen war. Lange Zeit hatte F. auch die normännischen Könige von Sicilien bekriegt; als er 1186 mit diesem Regentenhause eine friedliche Verbindung anknüpfte, nach welcher sein Sohn und Thronfolger, Heinrich, mit der normännischen Prinzessin Constantia sich vermählte, der nächsten Erbin des normannischen Reiches, da ihr Vetter, der König Wilhelm II. kinderlos war. Allein eben diese auf die politische Vergrößerung des hohenstaufischen Hauses berechnete Verbindung ward nach 80 Jahren der Grund seines Unterganges. Wir haben noch das Vorzüglichste zu erzählen, was F. in Deutschland selbst that. Hier erhielt nach langem Streite Heinrich der Löwe 1156 Baiern zurück, und dem bisherigen Besitzer desselben, Heinrich von Oestreich, übergab der Kaiser Oestreich, das bis jetzt den Herzogen von Baiern untergeordnet gewesen war, als ein unmittelbares, von Baierns Lehnshoheit befreites Herzogthum. Er stillte die Fehden mit gewaltiger Strenge und zerstörte eine Menge Raubschlösser. Er bestand im J. 1157 einen harten Kampf gegen die Polen, welche sich unabhängig machen wollten, und demüthigte den polnischen Herzog Boleslav dergestalt, daß er in

Posen knieend um Frieden bitten mußte. Böhmen wurde zum Dank für seine Treue vom Kaiser auf immerwährende Zeiten zu einem Königreiche erhoben. Als F. von seinem fünften Römerzuge nach Deutschland zurückgekehrt war, ging er damit um, sich an Heinrich dem Löwen zu rächen, welcher dem Kaiser den erflehten Beistand gegen Alessandria verweigert hatte, weil er glauben mochte, daß er des Kaisers Zwecke in Italien lange genug befördert habe, und daß es einem Fürsten wie ihm gezieme, seine Kräfte für die eigene Größe zu verwenden. Eine Fehde des Erzbischofs von Cöln mit dem Herzoge Heinrich gab Anlaß, den Letzteren vor Gericht zu ziehen. Heinrich fürchtete des Kaisers Rache und stellte sich nicht. Da that ihn F. 1180 zu Würzburg in die Acht und nahm ihm seine Länder. Alle alten Feinde Heinrich's, aller ghibellinische Anhang brach auf gegen den letzten Welfen, dem nur Sachsen treu blieb. Bis in's 3. Jahr blieb der tapfere Löwe unbesiegt; als aber der Kaiser 1182 einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ergab sich Heinrich und bat zu Erfurt den Kaiser fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Großmuth wieder in des Kaisers Herzen, und er hob den gedemüthigten Löwen gütig auf und schloß ihn weinend in seine Arme, eingedenk der Zeit der Freundschaft und Waffenbrüderschaft. Doch bestand er unerbittlich auf die Trennung der Herzogthümer Sachsen und Baiern, welche Heinrich der Löwe zusammen innegehabt hatte. Denn es lag in des Kaisers Plane, die Macht der großen Vasallen zu schwächen. Sachsen erhielt Graf Bernhard von Anhalt, Albrecht des Bären Sohn, obgleich so verkleinert, daß er fast nur das Lauenburgische behielt und den Herzogstitel von Sachsen lieber auf seine Erbländer an der Mittelelbe, die Gegenden von Wittenberg, übertrug. Das Herzogthum Baiern wurde dem tapfern Otto von Wittelsbach, des Reiches Pannerträger in Italien, dem glorreichen Ahnherrn der Baierfürsten bis auf die neueste Zeit, übertragen. Heinrich der Löwe aber mußte sich nach einem zweimaligen Exil an dem englischen, ihm nahe verschwägerten Hofe mit seinen Erblanden Lüneburg und Braunschweig begnügen. Auch dadurch suchte F. die Macht der Fürsten zu verringern, daß er den Städten, deren Bedeutung für die Cultur des Landes er vollkommen kannte, die größten Freiheiten gewährte. Lübeck, Regensburg, Speier, Nürnberg u. a. wurden von ihm zu unmittelbaren Reichsstädten erhoben. Wir kommen nun zu der letzten Unternehmung F's I., bei welcher er seinen Tod fand. Er unternahm im J. 1189, damals ein Greis von 70 Jahren, noch einen Kreuzzug, indem seit 1187 durch den großen Salaheddin von Aegypten das christliche Königreich Jerusalem sammt der Hauptstadt in die Hände der Saracenen gefallen war. Mit den Erfahrungen, die er auf dem Kreuzzuge von 1147 schon eingesammelt hatte, vermeinte er den guten Kampf für Gottes Sache auch zu einem glücklichen zu machen. Zu Nürnberg sicherte er, um sein Haus wohl bestellt zu haben, 1188 noch Deutschlands Ruhe durch einen Landfrieden, der alle Befehdungen auf eine 3 Tage denselben vorausgehende Ankündigung einschränkte. Nach Ostern 1189 geschah der Aufbruch zu Regensburg. Den Kaiser begleitete sein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, und der Kern der deutschen Ritterschaft. Ungesäumt kamen sie an die Grenzen Griechenlands; dort fanden sie Hindernisse unter den Bulgaren, die jedoch mit Gewalt zurückgeworfen wurden. Die Griechen selbst suchten das ungefähr 150,000 M. starke Kreuzheer aufzuhalten: doch als F. Constantinopel zu bestürmen drohte, bequemte sich der griechische Kaiser Isaak, Frieden mit ihm zu schließen und Schiffe zum Uebersetzen nach Asien zu geben (1190 im März). Auf den Ebenen von Fi-

niminum kam es zu einer harten Türkenschlacht, wo der Herzog Friedrich, vom Hauptheere getrennt, mit 2000 Rittern 10,000 Türken schlug. Ein neues türkisches Heer wurde bei Cogny (Iconium) (s. d.), des Sultans Hauptstadt, geschlagen; 10,000 Türken blieben auf dem Platze, und Cogny wurde vom Herzoge Friedrich erobert. Hierauf schloß der Sultan Frieden, und die Kreuzfahrer brachen nach Armenien auf. Beim Aufbruche von Seleucia führte Herzog Friedrich wie bisher den Vortrab, um über den Fluß Seleph oder Kalykadnus zu setzen. Da der Uebergang auf der schmalen Brücke sich verzögerte, ritt der Kaiser mit den Seinigen durch den Fluß. An seinen grünen Ufern hielt er das Mittagsmahl; das klare frische Wasser lud ihn ein, nach so vielen Mühseligkeiten sich im Bade zu erfrischen. Er stieg hinein und fand seinen Tod (1190, den 5. Juni). Nach andern minder beglaubigten Nachrichten wurde der Kaiser schon beim Uebersetzen vom Strome fortgerissen. Unbeschreiblich war die Bestürzung und Trauer seines Heeres, das seine Eingeweide feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte. Sein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, in Verbindung mit Richard Löwenherz und Philipp August, führte das allmälig bis auf 7000 M. geschwächte deutsche Kreuzheer weiter, ohne mehr als Akkon gewinnen zu können. So unglücklich endete Friedrich's I. letzte Unternehmung für seine braven Deutschen. Nicht für ihn; denn wie hätte er sein thatenreiches Leben rühmlicher als im Lager beschließen können? Er war etwa 70 Jahre alt, als er starb. Seine herrlichen Leibes- und Gemüthsgaben werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern gerühmt. Er war von mehr als mittler Größe, starkem Körperbau und majestätischem, doch freundlichem Ansehen. Sein Haar war kurz, etwas kraus und röthlich, daher er Rothbart, von den Italienern Barbarossa genannt wurde. Sein Verstand war durchdringend, sein Gedächtniß von der Art, daß er Jeden, den er ein Mal gesehen, wieder erkannte. Unter den Waffen erwachsen, zum Feldherrn gebildet, führte er den Krieg mit Beharrlichkeit, doch nur als Mittel zu anständigem Frieden. Zur Erholung nach der Kriegsarbeit las er gern in den Jahrbüchern seines Oheims, des Bischofs Otto von Freisingen, die Thaten der Kaiser. Er befahl ihm, die seinigen aufzuzeichnen, wiewohl sie, wie er sagte, in Vergleichung mit denen der Helden der Vorzeit, eher Schatten als Thaten genannt werden sollten. Das deutsche Volk aber konnte es nicht glauben, daß sein großer Kaiser Friedrich gestorben sei, und die Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkehr des Barbarossa. Darum lebt die Sage bis auf heute fort, F. solle im Kyffhäuser Berge auf der goldnen Aue in Thüringen in tiefer Felskluft schlafen. Da sitzt er noch, das Haupt auf den Arm gestützt, und sein rother Bart ist ihm durch den steinernen Tisch gewachsen; einst aber wird er aufwachen und dem Lande wunderbare, goldene Zeiten bringen. (Pfister's Geschichte der Deutschen, und Menzel's Geschichte der Deutschen). La.

Friedrich II., König Heinrich's IV. Sohn, Barbarossa's Enkel, geb. im J. 1194, der merkwürdigste von allen deutschen Kaisern im Mittelalter (von 1211—1250) theils durch die entwickelungsreiche Zeit, in welche sein Leben fiel, theils durch einen kräftigen, hellen und großen Geist. Sein blondes Haar verkündigte seine deutsche Abkunft; von der sicilianischen Mutter Constanze, war dem Helden ein südliches Feuer beigemischt. Er war in Sicilien mehr von freien Sängern als Geistlichen, ja zum Theil von Arabern erzogen und gebildet worden. Er liebte Aufklärung und Wissen-

schaft, wie seit Karl d. Gr. Keiner, stiftete die Universität zu Neapel, war selbst Dichter und Vorbild der Gelehrten. Aber eben wegen dieser vortrefflichen Eigenschaften kam er nur in desto größeren Kampf mit dreien der größten Päpste, welche sich mit ihrer Herrschaft nicht ohne Furcht zwischen des Kaisers italienische und deutsche Herrschaft eingeengt sahen. Im Jahre 1212 verließ er auf die Einladung der zu Nürnberg zur Königswahl versammelten deutschen Fürsten sein Erbreich Sicilien, um in das Land seiner Väter zu kommen und die Krone des deutschen Reiches gegen Otto IV., den Feind des Hohenstaufischen Hauses, zu behaupten. Dieser wurde 1214 bei Bovines (s. d.) von Friedrich's mächtigem Bundesgenossen, Philipp August von Frankreich, völlig besiegt, und F., nachdem er Innocenz III. die Trennung Siciliens vom Kaiserreiche versprochen hatte, 1215 zu Aachen feierlich gekrönt. Er mußte einen Kreuzzug angeloben, weil er in der Entfernung dem Papste minder gefährlich war, und auch bei der Kaiserkrönung zu Rom 1220 dieses Versprechen erneuern; nur hielt ihn noch die Einrichtung seiner Erbstaaten auf, und als er 1227 mit einem großen Heere wirklich schon nach Palästina sich eingeschifft hatte, nöthigte ihn eine Krankheit, nach 3 Tagen zurückzukehren. Gregor IX., darüber ergrimmt, schleuderte den Bannstrahl auf den Kaiser, und als dieser 1228 wirklich den Zug von Neuem unternahm und glücklicher als alle seine Vorgänger durch Vertrag mit dem freisinnigen Sultan Kamel Jerusalem in seine Hände brachte, hetzte der Papst die Tempelherren und Johanniter und den Patriarchen von Jerusalem, ja selbst die Feinde des Christenglaubens gegen den mit dem Banne belegten Kaiser auf und fiel mit seinen zahlreichen und beutelustigen Schlüsselsoldaten (sie führten Peter's Schlüssel als Abzeichen, aber nicht seinen Muth) in Apulien ein. F. kehrte schleunig nach Italien zurück, stellte mit seinen siegreichen Scharen schnell die Ordnung wieder her und trieb den Papst, welcher sich vergebens in Deutschland nach einem Gegenkönige umgesehen hatte, so in die Enge, daß er Frieden machen und den Kaiser vom Banne lösen mußte (1230). Aber was hier fehlschlug, ließ auf anderm Wege sich erreichen; denn um diese Zeit gefiel es den lombardischen Städten, ihren alten Bund gegen den Kaiser zu erneuern, und bald darauf wagte es F's eigener Sohn, Heinrich, welchen er 1219 auf Veranlassung der Kreuzzugsanstalten zum Reichsverweser in Deutschland gewählt hatte, in offenem Bündnisse mit den Lombarden die Fahne der Empörung gegen seinen Vater aufzustecken. Jetzt, nach 15jähriger Abwesenheit, eilte F. nach Deutschland zurück (1235). Der erschrockene Sohn, von dem größten Theile seines Anhanges verlassen, mußte sich zu Worms unterwerfen, wurde auf einem großen Reichstage zu Mainz abgesetzt, in Ketten nach Apulien geführt und starb im 7. Jahre seiner Gefangenschaft unversöhnt zu Martorano. Dagegen wurde durch Wahl der Fürsten dem zweiten Sohne F's, Konrad IV., die deutsche Krone zugesprochen (1237). F. sorgte in Deutschland für bessere Ruhe, und der erste Landfriede in deutscher Sprache wurde schriftlich aufgesetzt. Viele andere heilsame Gesetze und Anordnungen hätten als zarte Pflanzung nur in der Sonne der kaiserlichen Gegenwart gedeihen können. Aber F's Gegenwart wurde in Oberitalien nöthig, als die Lombarden noch immer den Gehorsam verweigerten. Er besetzte, verstärkt durch deutsche Truppen und durch Saracenen aus Apulien, das Gebiet von Brescia und überraschte die Mailänder mit dem verbündeten Heere bei Cortenuova (s. d.). In einer 2tägigen blutigen Schlacht (27. und 28. Novbr. 1237) rieb hier der Kaiser fast das ganze Heer der Feinde auf. Das Carrocium (der Fahnen-

wagen), welches die Mailänder in einem Sumpfe hatten zurücklassen müssen, wurde im Triumph von den Elephanten des Kaisers nach Cremona geführt und dann zu Rom auf dem Capitole aufgestellt. Mehrere welfische Städte ergaben sich; nur die Festungen Mailand, Brescia, Bologna und Piacenza blieben zu erobern übrig. Da überhaupt die Besiegung der Lombarden auch dem Kirchenstaate den Untergang drohte, so hielt Gregor IX. nun nicht länger zurück, die alte Partei der Welfen gegen die Ghibellinen in Oberitalien offen zu benutzen, sprach den Bann über den Kaiser aus, suchte durch Schreiben an die geistlichen und weltlichen Fürsten die allgemeine Meinung des christlichen Europa für sich zu gewinnen und predigte gegen den Kaiser das Kreuz. Dieser aber traf so gemessene Kriegsanstalten, daß eine päpstliche Stadt um die andere eingenommen und bald Rom selbst bedroht wurde. Auch eine allgemeine Kirchenversammlung zur Absetzung des Kaisers schlug fehl. F. ließ von seinem Sohne Enzius die abendländischen Bischöfe, welche trotz seiner Abmahnungen auf einer genuesischen Flotte nach Rom zu gelangen hofften, zu ganzen Schiffsladungen mit all ihrem Gelde wegfangen und in sichere Verwahrung setzen (1241). Zu solchen Unruhen kamen neue. Ein ungeheurer Schwarm von Mongolen drang durch Rußland und Polen nach Deutschland vor, um Dschingiskhan's ungeheure Monarchie noch weiter auszudehnen. F., in Italien kämpfend, konnte nur seinen Sohn Konrad sich gegen sie rüsten lassen; allein zum Glück kehrten sie nach der großen Schlacht, welche sie 1241 unfern Liegnitz (s. d.) auf der Ebene von Wahlstadt gewannen, wieder um, weil sie durch den unerwarteten tapferen Widerstand von weiterem Vordringen abgeschreckt worden waren. Noch bedenklicher aber wurde F's Lage, als er in dem neuen Papste Innocenz IV. einen neuen Gegner erhielt. Dieser entkam dem Kaiser aus Italien und berief nach Lion eine allgemeine Kirchenversammlung, wo trotz der trefflichen Vertheidigung F's durch seinen Hofrichter Thaddäus von Suessa der Bann erneuert und des Kaisers Entsetzung von allen Würden ausgesprochen wurde (1245). Auch ließ es sich der Papst schwere Summen kosten, um im Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen einen Gegenkönig aufzustellen. Allein der Pfaffenkönig (so nannte man den fast nur von Bischöfen gewählten Gegner) starb schon im folgenden Jahre auf der Wartburg. Da trieb der Papst einen Grafen Wilhelm von Holland als Gegenkönig auf, der erst vom Knappen zum Ritter erhoben werden mußte und 1248 zu Aachen mit nachgemachten Insignien gekrönt wurde, aber bei F's Leben nur wenig Anhang fand. Die letzten Lebensjahre F's waren eine ununterbrochene Kette von Unfällen. Seinen Plan, nach Aussterben der Herzoge Oestreichs sich dieses schönen Landes als einer Hausbesitzung zu bemächtigen, vereitelte der Papst und Böhmens König Ottokar; sein natürlicher, aber geliebtester Sohn Enzius wurde in der Schlacht bei Fossalta, 1249 (s. d.), von den Bolognesern gefangen, nachdem schon früher vor Parma das kaiserliche Heer gänzlich geschlagen und selbst die Kaiserkrone von den Welfen erobert worden war (1247); F's vieljähriger vertrautester Freund, der Kanzler Peter de Vineis, suchte ihn zu vergiften und ermordete sich selbst im Kerker. Deutschland war in schrecklicher Verwirrung; es fehlte an Sicherheit und Schutz vor Mordbrennern und Raubgesindel, so daß eine Anzahl Städte am Rhein sich selbst durch den rheinischen Bund, und Hamburg, Lübeck, Bremen u. a. durch die Errichtung der Hansa beschützen mußten. Tiefer Gram bemächtigte sich F's, und seine Gesundheit hatte schon längere Zeit stark gelitten. Doch eingedenk des alten Kaiserwortes: „ein Kaiser müsse

stehend sterben," verfolgte er seinen Kampf in Italien bis zum letzten Augenblick. Da sein tapferer Feldherr Ezzelino von Romano (s. d.) jetzt neues Uebergewicht in der Lombardei erhalten hatte, sammelte F. 1250 von allen Seiten ein neues Heer, nicht nur von den Ghibellinen in Italien, sondern er ließ auch Saracenen aus Afrika kommen, mit welchen er einen Theil des Kirchenstaates besetzte. Ein rascher Kriegszug auf Lion konnte Alles entscheiden; denn das arelatische Reich neigte sich auch wieder zu einer nähern Verbindung, die Städte Arles und Avignon huldigten dem Kaiser, Lion war der Gegenwart des gewaltthätigen Papstes überdrüssig. So nahe an dem wahrscheinlichen Ziele des Kampfes, erkrankte der Kaiser zu Firenzuola unweit Luceria an der Ruhr, welche seinem Leben den 13. Decbr. 1250 ein Ende machte, nachdem er kaum das 56. Jahr zurückgelegt hatte. Fern von seinem Deutschland, dem er nicht mehr helfen konnte, zu Palermo, fand er sein Grab; aber der Deutsche rühmt ihm dankbar nach, daß er es war, der Roms Hierarchie zuerst mit festem Sinne bekämpfte und erschütterte, und noch immer steht sein Andenken in Sicilien, das unter diesem deutschen Könige schöne Tage gesehen hat, in hohen Ehren.

(Gesch. d. europ. Staaten, herausg. v. Heeren u. Ukert. 2. Bd. — Gesch. der Deutschen v. Pfister. — Gesch. der Deutschen v. Menzel).

La.

Friedrich Wilhelm, genannt der große Kurfürst, geboren den 6. Febr. 1620, Sohn des Kurfürsten George Wilhelm, entwickelte schon in früher Jugend unter den Prinzen Wilhelm und Moritz von Nassau sein großes kriegerisches Talent, trat 1640 die Regierung an, entließ sofort den von Oestreichs Einflusse abhängigen Minister seines Vaters, Grafen Schulenburg, und schloß noch in demselben Jahre mit Schweden einen Neutralitätsvertrag, wodurch er Frankfurt und Crossen, so wie 1644 durch einen Vergleich mit Hessen das von diesem besetzte Herzogthum Cleve zurückerhielt. In dem westphälischen Frieden fielen ihm die Stifter Halberstadt, Minden und Kamin, und die Ansprüche auf das Erzstift Magdeburg zu. Durch den Einfall der Schweden in Preußen genöthigt, mit dem Könige Karl Gustav gemeinschaftliche Sache zu machen, erlangte er durch den 1656 über Joh. Casimir und Sobieski bei Praga (s. d.) erfochtenen Sieg die Souverainetät über Preußen. Indeß erklärten sich Rußland und Dänemark gegen Schweden und die von F. W. eroberten Provinzen ergaben sich wieder an Polen, welches ihm erst 1657 Preußen als souveraines Herzogthum nebst den Herrschaften Lauenburg und Büten gegen Zurückgabe Ermelands zuerkannte. Nach der 1658 mit Holland und Dänemark erfolgten Verbindung bemächtigte er sich des größten Theils von schwedisch Pommern, worauf er 1660 im Frieden von Oliva (s. d.) gegen Zurückerstattung seiner in diesem Kriege gemachten Eroberungen von Schweden als souverainer Herzog in Preußen bestätigt wurde. Um die kriegerischen Absichten Ludwig's XIV. gegen Holland zu vereiteln, verband er sich 1672 mit Oestreich, Schweden und Dänemark; da er aber bei dem Ausbleiben der versprochenen Hilfstruppen dem überlegenen Turenne allein die Spitze bieten mußte, sah er sich genöthigt, 1673 den Vertrag zu Vossem einzugehen, nach welchem er dem Bündnisse mit Holland entsagte und dafür seine von Frankreich besetzten westphälischen Provinzen nebst einer Entschädigung von 800,000 Thalern zurückerhielt. Als die Franzosen 1674 abermals die Pfalz räuberisch verheerten, schloß er mit Oestreich, Spanien und Holland ein Defensivbündniß, zu Folge dessen er ein Contingent von 16,000 M. stellte. Doch kaum hatte er den Oberbefehl über das allirte Heer übernommen, als die

Schweden auf Anstiften Frankreichs von Neuem in die Mark einfielen. In den angestrengtesten Eilmärschen eilte er von den Ufern des Rheins seinem bedrängten Lande zu Hilfe und trug 1675 bei Fehrbellin (s. d.) mit 5000 M. über 11,000 Schweden einen glänzenden Sieg davon, worauf er im Bunde mit Dänemark sich einen großen Theil von schwedisch Pommern unterwarf und die festen Plätze Wollin, Wolgast, Uckermünde, Anclam, Stettin und Stralsund eroberte. Der tapfere Feldmarschall Dörfling (s. d.) war der treue Gefährte seiner Waffenthaten. Die Schweden suchten nun von Kurland aus eine Diversion gegen Preußen zu machen, und General Horn bedrohte mit 16,000 M. Königsberg. F. W. brach daher nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin im strengsten Winter nach Marienburg auf, ließ Infanterie und Geschütz auf Schlitten folgen und erreichte die über die Memel zurückeilenden Schweden in dem Passe bei Heydebrug, wo er ihnen eine völlige Niederlage beibrachte, so daß sich kaum 1000 M. über die Grenze von Liefland retteten. Nach diesem kurzen, aber desto erfolgreichen Feldzuge kehrte er nach Königsberg zurück. Oestreich, eifersüchtig auf Preußens zunehmende Macht, schloß 1679 mit Frankreich den Particularfrieden von Nimwegen (s. d.), wodurch F. W. den Vertrag von St. Germain (s. d.) eingehen mußte, in Folge dessen er von den eroberten schwedischen Provinzen nur einen 20 Meilen langen Strich Landes in Pommern längs der Oder, einen Antheil an den Seezöllen und für die Räumung Cleve's 300,000 Thaler erhielt. Gegen Spanien, das ihm Subsidiengelder schuldete, rüstete er in Pillau 8 Fregatten aus, die mit reicher Beute zurückkehrten. 1681 nahm er nach dem Tode des Administrators Besitz von Magdeburg, schloß 1686 ein Defensivbündniß mit Oestreich und Schweden, nach welchem ihm ersteres für seine Ansprüche auf Brieg, Liegnitz und Wolau den schwiebußer Kreis und 150,000 Thaler Entschädigung abtrat. Auch erhielt er 1687 von Sachsen-Weißenfels das magdeburgische Amt Burg und die Anwartschaft auf die Aemter Querfurt, Jüterbogk und Dahme.

Durch seine seltenen Tugenden als Regent und Feldherr legte er den Grund zur jetzigen Größe Preußens und verfolgte mit Riesenschritten seine großen Plane, um Ackerbau und Künste, Handel und Gewerbe emporzubringen, wozu die Aufnahme von 20,000 aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, denen er große Begünstigungen ertheilte, wesentlich beitrug. 1655 stiftete er die Universität Duisburg. Eine von ihm 1681 in Guinea gegründete brandenburgische Colonie wurde von F. W. I. wieder verkauft. Bei seinem 1688 zu Potsdam erfolgten Tode hinterließ er seinem, mit Luisen Henrietten, gebornen Prinzessin von Oranien, erzeugten Sohne Friedrich III. ein wohlgeübtes Heer von 28,000 M. und einen Staatsschatz von 500,000 Thalern. H. S.

Friedrich II., mit dem ihm nicht nur von seinen Zeitgenossen, sondern auch von der Nachwelt einstimmig zuerkannten Beinamen der Große, ward am 24. Jan. 1712 geboren, vermählte sich als Kronprinz im J. 1733 mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Wolfenbüttel-Bevern, bestieg nach Ableben seines Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm I., am 31. Mai 1740 den preuß. Königsthron und starb nach sechs und vierzigjähriger glorreicher Regierung, am 17. Aug. 1786 in dem Alter von 74 Jahren und 6 Monaten.

Fast mit Zagen möchte der Biograph die Feder ergreifen zu der Schilderung eines Mannes, wie Friedrich d. Gr. war, der so viel in sich vereinte, was ihn zum glänzendstern Stern seines Zeitalters, zum anstaunenswerthen Gegenstand der Geschichte erhob, was ihm noch jetzt in der Reihe

älterer und neuerer Regenten die Bezeichnung des Einzigen sichert und bei Berücksichtigung der ihn umgebenden Verhältnisse dauernd sichern wird.

Wenn es der Raum und die specielle Tendenz dieser Blätter nicht gestatten, F. d. Gr. in allen vielseitigen Beziehungen seines gehaltvollen und thatenreichen Lebens zu schildern, in seine Individualität als Mensch, als Regent, als Feldherr und als Gelehrter erschöpfend einzudringen, welchen Zweck die voluminösesten und berühmtesten Werke kaum zu erreichen vermochten, und wenn in diesen Blättern wohl nur eine Darstellung des großen Königs als Feldherrn und Kriegshelden erwartet werden kann: so greifen doch gerade hier alle diese einzelnen Verhältnisse so wirksam in einander und sind so eng mit einander verbunden, daß es nur zu einer tadelnswerthen Einseitigkeit führen würde, wenn sie als streng von einander gesondert angenommen und die Berührung aller derjenigen ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten durchaus vermieden werden müßte, welche nicht einzig und allein dem Feldherrn und Kriegshelden Friedrich angehören. Um jedoch im Laufe unserer biographischen Schilderung die militairische Tendenz derselben nicht zu oft unterbrechen zu müssen, versuchen wir es, der eigentlichen Biographie folgende gedrängte Würdigung des großen Königs als Einleitung vorauszuschicken.

Richten wir den Forscherblick auf alle Fürsten, welche uns die Geschichte mit dem Beinamen groß bezeichnet, so muß man gestehen, daß die Nachwelt ihren Verdiensten mehr oder minder einen gerechten Tribut zollte. Treten wir jedoch diesen Heroen ihrer Zeit näher und lassen unser Auge vergleichend auf ihnen ruhen, so wird sich uns das unparteiische Resultat aufdringen: „In Keinem von ihnen war die Weisheit des Königs, die Kunst und Kraft des Feldherrn, die persönliche Tapferkeit des Kriegers, die Strenge des Richters, die Milde und Vaterliebe gegen seine Unterthanen, die Gemüthlichkeit traulicher Begegnung, der Ernst der Freundschaft, die Gunst und Liebe der Musen, der Gelehrte, der Künstler, der Philosoph, der Gleichmuth und die Ausdauer, die Gegenwart des Geistes und die Entschlossenheit so vollkommen vereint, wie in Friedrich II.; und darum gab ihm die Geschichte den Beinamen: der Große, und die treuergebenen dankbaren Herzen seiner Unterthanen und ihm nahe Stehenden die Bezeichnung: der Einzige! — Wenn wir dies Alles erwägen, wenn wir den eisgrauen, mit Narben bedeckten altpreußischen Krieger, der F. die Lorbern von Hohenfriedberg erkämpfen half, der vor Lissa, bei Liegnitz, in der glänzenden Schlacht bei Kesselsdorf, in dem Schrecken von Collin, an dem denkwürdigen Abend von Cunnersdorf mit ihm und unter ihm gestritten, der auch vielleicht nur bei friedlicher Zeit, am Revuetage in Reihe und Glied vor seinem König stand, oder, wenn er an der Front freundlich grüßend herunter ritt, von seinem Schenkel gestreift wurde; wenn wir diesen an seinem späten Lebensabend noch bei Nennung des Namens Friedrich die Krücke von sich werfen und sich in straffer militairischer Haltung emporrichten sehen, ihn mit Jünglingsfeuer die Augenblicke schildern hören, in welchen er seinen geliebten Vater Fritz gesehen und mit Freudenthränen im Auge begrüßt hatte: dann begreifen wir es, daß in F's Wesen Eines lag, was nur der erhabene Mensch, der Held in jedem Sinne des Wortes in so reichem Maße und so vollkommen besitzen kann — das Gemüth! — Wir fühlen es aber auch, wie unendlich schwer es ist, Ihn so treu zu schildern, daß das Bild nicht zurückstehe hinter dem leuchtenden, welches die noch vorhandenen Wenigen im Herzen tragen, die in das große durchdringende Herrscherauge blickten, die sich von den ergreifenden Worten

seines Mundes gefesselt fühlten, die der Blitz seines hohen Geistes berührte und entflammte. Wir müssen es anerkennen, daß es die Alles umfassende und fesselnde Kraft des Genies war, die Jeden, selbst wider Willen, ergreift, erwärmt, begeistert und beherrscht, was Friedrich den Einzigen zum Großen stempelte, ihn auf einen Höhepunct stellte, den zu erreichen nur Wenigen vorbehalten ist. Das Ideal seines ganzen langen Strebens war kein anderes, als die erhabene Pflicht eines Königs in ihrem ganzen weiten Umfange, in ihrer ganzen Würde auszuüben; sein Zweck, einen Staat zu schaffen, auf dessen Boden die heilige Frucht der Vaterlandsliebe keimen, gedeihen und bestehen sollte; einen Staat, der die Aufmerksamkeit, Achtung und vertrauensvolle Theilnahme der Welt auf sich zöge. Ob und wie er diesen Zweck erreichte? hierüber ist nur eine Stimme in der Geschichte seiner Zeit. Wurde auch das musterhafte Gebäude seiner Meisterhand nach ihm in harten Stürmen erschüttert, seine Haltbarkeit in gefahrvollen Lagen geprüft: F's Geist waltet noch immer in dem hervorstechendsten Zug patriotischer Gesinnung, ist auch im Druck der stärksten Prüfungen nicht gewichen und blickt gewiß jetzt segnend herab auf die glänzende Höhe, zu welcher die neueste Zeit das von ihm begründete Ideal erhob. — F's selbstständige Größe erkannte frei die Wahrheit an; er liebte die Offenheit und Freimüthigkeit auch an dem Geringsten seines Volks und übte sie selbst aus, in so weit sie der Regent ausüben kann und darf. In der Eintheilung und Benutzung seiner Zeit lag das große Geheimniß, mit welchem er sich stets seiner selbst würdig zu erhalten und immer auf Alles vorbereitet zu sein verstand. In der Fülle seiner diplomatischen Arbeiten, in der bändereichen Zahl seiner Schriften, die nicht allein von seinem tiefen Studium und von der eindringenden Kraft seines Geistes zeugen, sondern die auch in prosaischen und poetischen Episteln von leuchtenden Witzfunken, von Jovialität und Laune angefüllt sind und zum Theil sogar mitten in den Schrecken des Krieges und in den bedrängtesten Lebenstagen ihre Entstehung fanden; in Allem diesem sind uns die Beweise aufgespart, wie er mit dem köstlichen Gut der Zeit zu wuchern verstand. Weiß man überdies noch, wie viel Zeit er außer seinem Leben im Felde auf die Ausbildung und Prüfung seines siegreichen Heeres, auf die Leitung des Cabinets, auf die Finanzverwaltung, welche Sorgen er auf Manufacturen, Fabriken und den Flor der Künste verwendete, wie viele Stunden er im heitern Kreise witziger Männer und mit musikalischen Uebungen zubrachte, so steht es fest, daß keiner seiner Lebenstage ein verlorener war. Versetzen wir uns zu ihm in sein Sanssouci und sehen ihn im Allerheiligsten seines Genius, von alten Griechen und Römern umgeben, den stummen Lehrern der Welt, in der Gesellschaft von geistreichen Ausländern, beschäftigt, sich durch Geschichte und Philosophie auf immer höhere Bildungsstufen zu erheben: und es wird uns einleuchten, wie in diesem stillen Heiligthum mit der heilsamen Abwechselung von Arbeit und Einsamkeit Funken in seiner Seele emporglommen, welche später leuchtend über seinen ganzen Staat, ja über ganz Europa hinstrahlten. Von keinem großen und berühmten Manne existirt eine so ungeheuere Anzahl von Anekdoten, als von Friedrich dem Großen, wovon wir jedoch keineswegs alle für echt ausgeben wollen; in allen aber sind Beispiele seines großen, vielumfassenden Geistes, seiner vielfachen ausgezeichneten Eigenschaften und Vorzüge enthalten. Mag daher auch ein großer Theil derselben erfunden und mit Zusätzen ausgeschmückt sein, so bleibt es doch gewiß, daß diejenigen, welche wir als Thatsachen annehmen und verbürgen können, schon hinreichen, seine wahre Größe, seine Ueberlegenheit über viele vor, mit und nach ihm lebende

bedeutende Männer zu bethätigen. — Die letzten Tage F's waren Zeugen der Resultate einer großartigen Schöpfung. Seine Macht war fest begründet und erweitert, die Bevölkerung seines Landes verdoppelt, das Glück seiner Unterthanen vermehrt, ein vollkommen gerüstetes, geübtes und sieggewohntes Heer in Bereitschaft; trotz der vielen geführten Kriege und des ungeheuren Aufwandes für die Aufführung großer und prachtvoller Gebäude waren alle Magazine, Zeughäuser und der Schatz wohl gefüllt; und mit der Einrichtung und Begründung eines deutschen Fürstenbundes war die Reihe seiner unvergeßlichen, glänzenden Thaten geschlossen, als er in voller Kraft seines nie ermüdenden Geistes der Natur die Hülle zurückgab, deren zunehmende Gebrechlichkeit er schon eine lange Reihe von Jahren mit bewundernswürdiger Kraft besiegt hatte. Nicht nur Preußen, Europa trauerte tief und aufrichtig über den Verlust dieses Mannes.

Doch wir würden uns den Vorwurf einer überspannten Parteilichkeit oder einer höchst einseitigen Beurtheilung zuziehen, wenn wir nicht auch zugestehen wollten, daß menschliche Größe, sei es auch die höchste, unverkennbare Mängel in ihrem Gefolge hat. Die entschiedensten Verehrer und Bewunderer Friedrich's II. können ihm menschliche Fehler nicht absprechen; denn sie vermögen es nicht, ihn zum Gotte zu erheben, obgleich ihnen der Triumph bleibt, daß F., selbst mit seinen Fehlern und Mängeln, doch immer der Große genannt zu werden verdient. Es würde hier keinesweges am rechten Orte sein, eine Untersuchung anzustellen, in wie fern und in wie weit die mancherlei Beschuldigungen begründet und richtig sind, welche ihm zum Theil sogar von solchen zur Last gelegt werden, die nichts weniger als kühn genug sind, seine Glorie mit einem verdunkelnden Schatten überziehen zu wollen. Während wir uns daher jedes unbescheidenen Urtheils enthalten, begnügen wir uns damit, diejenigen Puncte zu nennen, welche wir den unbedingten Lobpreisungen F's II. entgegensetzen hören.

Die Regierung F's d. Gr. war eine Selbstregierung, deren nachtheilige Folgen sich vorzüglich in der Civilverwaltung entwickelten, welche nach und nach immer maschinenmäßiger wurde. F. kannte keinen Staatsrath, er war sich stets selbst genug; hieraus entstand, was unvermeidlich ist, daß sich der Geist des Herrschers selbst überlebt. Anstatt die Stärke des Staates in der Nation und in der Verwaltung zu sehen, sah F. dieselbe augenscheinlich nur in seiner Armee und in seinem Schatze; allerdings die beiden Hebel, welchen er den Grund zu seiner Größe verdankte. In Folge dieser Mißansicht begünstigte er eine Scheidewand zwischen Civil und Militair, welche nicht anders als nachtheilig auf die Stärke des Staatsgebäudes wirken konnte. — F. verschmolz sich nie so ganz mit seinem Volke, als er wohl gesollt und gekonnt hätte; nur als Herrscher gehörte er dem Volke an, als Mensch aber einem kleinen Kreise, der beinahe aus lauter Fremdlingen bestand. Die Folgen dieser Trennung waren unverkennbar. Selbst wenn wir seine Nichtbeachtung und Verkennung deutscher Kunst und Gelehrsamkeit leicht damit entschuldigen können, daß in F's Blüthenzeit die deutschen Musen eine viel zu kümmerliche Gestalt, wie die deutsche Gelehrsamkeit eine zu abschreckende Außenseite hatten, als daß F's überreicher Geist in einer solchen Armuth sich hätte gefallen können, nachdem aber Gelehrsamkeit und Kunst auch in Deutschland eine höhere Stufe erreichten, er so einheimisch in seinem selbstgeschaffenen Kreise war, daß er das später für sie zu thun unterließ, was er früher gewiß gethan haben würde; wenn wir die ihm schuldgegebene Freigeisterei für ein allen großen Geistern eigenthümliches Voraus-eilen vor dem Zeitalter annehmen; selbst dann dürfen wir wohl der Mei-

nung nicht widersprechen, daß F. d. Gr. durch die Trennung von seiner Nation einen Schatten auf sie warf, daß er seinen Gesichtskreis beschränkte und die nur zu herkömmliche Sucht der Deutschen, alles Fremde, mag es gut oder schlecht sein, nachzuahmen, vermöge der ihm zukommenden Auctorität bestärkte. Ueber F's angeborenes und erworbenes Feldherrntalent, wie über dessen Anwendung zu urtheilen, gehört unter die gewagten Unternehmungen, wenn es zumal entschieden ist, daß hierin ein großer Theil des Grundsteins zu seinem Ruhm und zu seiner Größe liegt. Daß ihm indeß auch hierin Fehler nachzuweisen sind, unterliegt keinem Zweifel; doch dürften dieselben seine Feldherrngröße nichts weniger als verdunkeln, und F's eigene Anerkennung dieser Fehler dient sogar dazu, den Glanz seines Ruhmes noch zu erhöhen.

Nach dieser allgemeinen Beleuchtung säumen wir nicht länger, zu demjenigen Ueberblick des Lebens und Wirkens des großen Königs überzugehen, welcher uns durch den Zweck dieser Blätter bedingt ist.

F. erhielt seine erste Erziehung unter den Augen seiner Mutter von der Witwe des Obersten du Val de Rocoules, die bereits bei seinem Vater Oberhofmeisterin gewesen war. Von dieser Dame schreibt sich ohne Zweifel F's Vorliebe zur franz. Sprache her, welche später in dem Studium der Meisterwerke der franz. Nation reiche Nahrung fand und dergestalt zunahm, daß er nicht allein in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit den vorzüglichsten franz. Gelehrten sein größtes Vergnügen fand, sondern sich auch bei dem Niederschreiben seiner Geistesproducte beinahe ausschließlich dieser Sprache bediente, wobei er freilich seine Muttersprache offenbar vernachlässigte. König Friedrich Wilhelm I. war ganz Soldat, daher wurden auch seine Prinzen als Soldatenkinder erzogen, das heißt, hart; sie mußten frühzeitig Strapazen und Mühseligkeiten ertragen lernen, mußten von unten auf dienen und sich militairischen Strafen unterwerfen. Mit dem Kronprinzen F. wurde hierin keine Ausnahme gemacht, ob er gleich von schwächlicher Constitution war. Der General Graf von Finkenstein war sein Gouverneur und der Oberstlieutenant von Kalkstein sein Unterhofmeister; ein Cadet, Namens von Rentzel, mußte ihn im Exerciren unterrichten. Während seiner Lehrzeit hatte er Nichts vor einem gemeinen Soldaten voraus; er trug sein Commishemd, seinen groben kurzen Tuchrock, seine Patrontasche, sein Ober- und Untergewehr. Auf dem Schlosse mußte er bei der strengsten Witterung seine Wachen selbst thun. Obgleich F. mehrere Lehrer zu wissenschaftlichem Unterricht erhielt, so durfte er sich doch eigentlich nur hinter dem Rücken seines Vaters anhaltend mit diesen Gegenständen beschäftigen, und es bleibt der entschiedenste Beweis für seinen hochstrebenden Geist, daß er frühzeitig einen dauernden Geschmack daran fand und durch die ihm in den Weg gelegten Hindernisse nur immer in seinem eifrigen Streben nach der möglichsten und mannichfaltigsten geistigen Ausbildung angefeuert wurde. Einer dieser Lehrer, ein gewisser du Han de Jandun, war es, welchem F. die Grundlage zu dem Geschmack an wahrer Gelehrsamkeit verdankte, der sein Herz mit dem Verstande zugleich bildete. Von dem Major von Senning erhielt er Unterricht in der Mathematik und Festungsbaukunst, wie von dem Schulcollegen am Joachimsthalischen Gymnasium Curas im Schreiben und in der Geschichte. In allen ritterlichen Uebungen gelangte der Prinz mit bewundernswerther Schnelle zu ausgezeichneter Fertigkeit, und seine wenigen Erholungsstunden füllte er mit franz. Lectüre, Dichtkunst und Musik aus.

Nach Verlauf weniger Jahre ward der Kronprinz F. zum Hauptmann des Cadettencorps ernannt, und im J. 1728 führte er beim Besuch des

Königs von Polen eine Compagnie des Leibregiments als Oberstlieutenant zur Musterung vor. Im J. 1730 wohnte er den prächtigen Festen und Waffenübungen bei, welche der König von Polen in dem Lager (sogenannten großen Campement) bei Mühlberg gab.

Ungeachtet der ausgezeichneten Anlagen und Fortschritte F's versagte ihm sein strenger Vater doch fortwährend seine Gunst, und das Verhältniß zwischen Beiden stieg bald bis zur höchsten Spannung, welche, wie man wissen will, aus politischen Gründen der östreich. Gesandte am Berliner Hofe geflissentlich zu nähren verstand. Das Verlangen des Königs, Friedrich solle zu Gunsten seines Bruders, des Prinzen August Wilhelm, der Thronfolge entsagen und mehrere andere während einer Reise entstandene Mißverhältnisse brachten den tief und lebhaft fühlenden Kronprinzen zu dem Entschluß, nach England zu entfliehen und sich so der väterlichen Gewalt zu entziehen. Der unglückliche Ausgang dieses Vorhabens, welcher die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte, ist zu bekannt, als daß er hier einer zergliederten Erwähnung bedürfte. Wir berühren daher nur mit wenig Worten die Gefangenschaft F's und seiner beiden Vertrauten, des Lieutenants Katt und des Pagen Keith auf der Festung Cüstrin, wovon Ersterer unter dem Fenster des Prinzen erschossen wurde, Letzterer aber mittelst F's eigener Mitwirkung sich durch die Flucht rettete; wir übergehen eben so schnell das Aufsehen, welches der über den Prinzen verhängte Proceß, seine beabsichtigte Verurtheilung zum Tode durch ein Kriegsgericht, dessen Beisitzer jedoch gegen den Willen des Königs den Ausspruch des Schuldig verweigerten, und die endlich durch viele und hohe Verwendung bewirkte Freilassung F's machten, und bemerken bloß, daß dieser Vorfall ohne Zweifel einen nicht unbedeutenden Einfluß auf des Prinzen Charakterfestigkeit ausübte, und daß ihm sein stiller Aufenthalt in Cüstrin in Betreff seiner Studien entschiedenen Vortheil brachte.

Achtzehn Monate durfte F. nicht im väterlichen Familienkreise und am Hofe erscheinen, und erst bei der Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Friederike, mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth (im August 1731) ward ihm der Zutritt wieder gestattet, und von diesem Augenblicke an war das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, wenigstens dem äußern Anschein nach, wieder hergestellt. Der Verbindung F's mit einer Prinzessin von England widersetzte sich der König jedoch standhaft, und der Kronprinz brachte endlich den väterlichen Wünschen das Opfer, sich gegen seine Neigung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Wolfenbüttel-Bevern zu vermählen (1733). War auch F's eheliches Verhältniß kein glückliches zu nennen, so bewies er doch seiner Gemahlin stets die ihrem Verdienst gebührende Achtung und sprach sich selbst in seinem Testament über sie mit folgenden Worten aus: „Nie seit meiner Regierung betrübte mich die Königin, meine Gemahlin; ihre ausdauernde Tugend verdient Achtung und Zärtlichkeit." Als Beweis der Zufriedenheit über die Fügung in den väterlichen Willen erhielt der Kronprinz die Grafschaft Ruppin und die Stadt Rheinsberg zum Geschenk, welchen letzteren Ort er sich zum Aufenthalt erwählte und daselbst bis zu seiner Thronbesteigung im stillen Verkehr mit den Wissenschaften und umgeben von ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern seine glücklichsten Tage verlebte. Ein kurzer Aufenthalt F's bei dem im J. 1734 unter Befehl des Prinzen Eugen von Savoyen am Rhein stehenden kaiserlichen Heere, zu welchem Preußen 10,000 M. Hilfsvölker gesendet hatte, und einige theils in Begleitung seines Vaters, theils allein unternommene Reisen, waren die einzigen Unterbrechungen jener schönen in

Rheinsberg verlebten Zeit, welche als die Wiege F's hoher geistiger Vervollkommnung und seiner Vorbereitung zu seiner erhabenen Bestimmung angesehen werden kann; denn bei seiner Beschäftigung mit Wissenschaften und Künsten setzte er seinen großen Zweck nie aus den Augen; er studirte eifrig und anhaltend die Regierungskunst und das Kriegswesen nach der Theorie der größten Meister. Er stiftete eine Ordensverbindung unter dem Namen die Ritter ohne Furcht und Tadel, deren Großmeister der General Fouqué war, und welche die Absicht hatte, daß sich ihre Mitglieder durch Nachahmung der größten und würdigsten Vorbilder, zu Kriegern und Helden bilden sollten. Nicht leicht kann sich ein Prinz würdiger zur Regierung vorbereitet haben, als F. Aus Allem, was er für seinen Zweck unternahm, ging der große Entschluß hervor, dereinst selbst zu regieren, mit eigenen Augen zu sehen und die große Staatsmaschine selbst in Bewegung zu setzen. Mit so vielen vortrefflichen Kenntnissen und Einsichten bereichert, trat F. nach dem Tode seines Vaters, den 31. Mai 1740, die Regierung seiner Staaten an. Ganz Europa war voll Erwartung auf die Regierung eines jungen Königs, der schon als Prinz die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Doch waren diese Erwartungen von sehr verschiedener Art. Theils glaubte man, er werde seine Regierung streng philosophisch einrichten, theils, er werde sich nie in einen Krieg mischen, sondern fortfahren, bloß den Wissenschaften zu leben und alle Regierungssorgen seinen Staatsministern überlassen; ein großer Theil stand in der Meinung, daß der Hof zu Berlin einer der glänzendsten und prächtigsten werden würde. Daß Alle sich in ihren Erwartungen betrogen hatten, lehrte die Folge.

F. d. Gr. giebt in der Geschichte seiner Zeit über den Zustand seines Staates bei dem Antritt seiner Regierung selbst folgenden Aufschluß: „Die Volksmenge in allen Provinzen mochte sich auf 3 Millionen Menschen belaufen; die Einkünfte des Staats betrugen nur 7 Millionen und 4 Mal Hundert tausend Thaler; im Schatze befanden sich 8 Millionen und 7 Mal Hundert tausend Thaler; dabei keine Schulden, die Staatseinkünfte in guter Verwaltung, aber wenig innere Hilfsquellen; die Handelsbilanz verlor jährlich eine Million und 2 Mal Hundert tausend Thaler gegen das Ausland. Das Kriegsheer war 76,000 M. stark, mit Inbegriff von beinahe 26,000 Ausländern. Der verstorbene König hatte sich in kein Bündniß eingelassen, um seinem Nachfolger die Wahl frei zu stellen, welches er als das vortheilhafteste für den Staat schließen wollte.

Der Gegenstand, welcher damals Europa am meisten beschäftigte, war die Erbfolge des Hauses Oestreich, die sich bei dem Tode Kaiser Karl's VI., des Letzten aus dem Habsburgischen Hause, zeigen mußte. Um die Zerstückelung dieser Monarchie zu verhindern, hatte Karl VI. ein Familiengesetz unter dem Namen: pragmatische Sanction gemacht, wodurch er die erbliche Thronfolge seiner Tochter Maria Theresia zusicherte. Frankreich, England, Holland, Sardinien, Sachsen, das deutsche Reich hatten für diese pragmatische Sanction die Gewähr geleistet; der verstorbene König Friedrich Wilhelm selbst hatte sie verbürgt, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm der Wiener Hof das Erbrecht auf Jülich und Berg versicherte. Der Kaiser hatte ihm die eventuelle Erbfolge versprochen, dies Versprechen aber nicht erfüllt, und so war F. von der Gewährleistung der pragmatischen Sanction entbunden. Dieser Umstand mußte zunächst die Aufmerksamkeit des jungen Königs erregen, da Karl VI. am 20. Oct. 1740 starb und F. seinen Thron mit dem festen Entschluß bestiegen hatte, dem Rechte seines Staates und

seiner persönlichen Würde unter keiner Bedingung etwas zu vergeben; doppelt aufgefordert fühlte er sich hierzu, da es ihm nicht fremd geblieben war, welche unwürdige und nachtheilige Urtheile über die Friedensliebe und Nachgiebigkeit seines verstorbenen Vaters gefällt worden waren. F's hohem Geiste konnte die Ueberzeugung nicht fehlen, daß ein Regent seiner Person und vorzüglich seiner Nation Nichts vergeben dürfe, daß die Mäßigung eine Tugend ist, welche von Staatsmännern nicht immer streng ausgeübt werden kann, und daß es besonders bei den Verhältnissen, in welchen er seine Regierung antrat, nöthiger sei, Proben der Entschlossenheit als der Sanftmuth zu geben. Die Erwerbung des Herzogthums Berg war keineswegs so bedeutend als die Ehre, in welcher er den Sporn zu den großen Unternehmungen fand, zu welchen ihn so viele Beweggründe reizten. Der König mußte sonach seinen Blick auf das Haus Oestreich wenden, dessen Erbschaft streitig war, um bei den Ansprüchen, welche andere Staaten geltend zu machen bemüht waren, auch seiner Seits die möglichsten Vortheile nicht aus den Augen zu lassen. Die Nachricht von dem Tode Karl's VI. war daher auch der Augenblick, in welchem F's Entschluß zur Reife gedieh, in dem wir den Ursprung zu allen seinen ausgezeichneten Kriegs- und Heldenthaten erkennen müssen. Dieser Entschluß aber war kein anderer als die Fürstenthümer Schlesiens mit Bezug auf frühere unbestreitbare Ansprüche von Oestreich zurückzufordern, diese Ansprüche aber auch, wenn es sein müßte, durch die Gewalt der Waffen zu unterstützen. In diesem Plane vereinigten sich alle politische Absichten F's; es war das Mittel, sich Ruhm zu erwerben, die Stärke des Staates zu vergrößern und auch jene streitige Angelegenheit wegen des Herzogthums Berg zu beendigen. Doch nicht allein die Vortheile, auch die Hindernisse waren zu erwägen. Oestreich war nicht nur an Macht Preußen weit überlegen, sondern auch an inneren Hilfsquellen. Maria Theresia konnte darauf rechnen, daß sich diejenigen Mächte, welche die pragmatische Sanction garantirt hatten, ihrer als Bundesgenossen annehmen würden. Der Herzog von Kurland, welcher damals Rußland regierte, war im Solde des Wiener Hofes. Sachsen war leicht in Oestreichs Interesse zu ziehen. Die Unfruchtbarkeit des Jahres 1740 machte es beinahe unmöglich, Magazine zu errichten und den Truppen Unterhalt zu verschaffen. F. hatte keine Bundesgenossen; er konnte den in den Waffen grau gewordenen, kriegserfahrenen östreichischen Soldaten nur unerfahrene Truppen entgegenstellen. Das zweifelhafte Glück der Waffen mußte große Besorgniß erregen; denn eine verlorene Schlacht konnte entscheidend sein. Wenn wir es aus F's eigenen Werken wissen, daß er diese Hindernisse keineswegs unbeachtet ließ, sie vielmehr in ihrer ganzen Größe zu würdigen wußte, so muß die Festigkeit und der Muth, womit er in seinem gefaßten Entschluß beharrte und zur Ausführung desselben schritt, seinen Charakter und den Beruf zu seiner erhabenen Bestimmung nur in ein desto höheres Licht stellen; so wie auch die kluge und besonnene Art, mit welcher er sein großes Unternehmen begann, alle Erwartungen rechtfertigte, die der Erfolg so glänzend bewährte.

An die Vermehrung und Ausrüstung des Heeres hatte F. bereits seit seinem Regierungsantritt gedacht, daher befand er sich jetzt im Stande, während der politischen Einleitung zu seinem Zweck auch schon die militairischen Maßregeln in die erforderliche Wirksamkeit treten zu lassen. Wohl konnte er voraussehen, daß Maria Theresia den Antrag zur Abtretung der schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wolau und Jägerndorf gegen eine Entschädigung von 2 Millionen Thalern und der Zusicherung, sie gegen ihre

Feinde zu unterstützen, nicht eingehen würde; daher standen auch, als kaum noch die Zurückweisung dieses Antrags erfolgt war, bereits 20 Bat. und 36 Schwdr. an der schlesischen Grenze.

F. hatte sich mit den Generalen Fürst von Anhalt-Dessau, dem Grafen von Schwerin und andern erfahrenen Männern berathen; er bemerkte wohl, daß die Ansichten und Urtheile über sein großes Unternehmen einen sehr verschiedenen Eindruck auf das Publicum hervorbrachten, daß man von einer Seite das Schlimmste fürchtete, während man von der andern sich mit den glänzendsten Hoffnungen und Erwartungen schmeichelte; daher hielt er es für nöthig, sich öffentlich darüber zu äußern. Er ließ vor seinem Abgange zur Armee sämmtliche Officiere der Besatzung von Berlin zusammenberufen und sprach in ihrer Mitte folgende merkwürdige Worte:

„Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, worin ich keine anderen Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem Glück. Erinnern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich erwarben auf den Schlachtfeldern bei Warschau, bei Fehrbellin und bei der Unternehmung in Preußen. Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Thaten sie verdienen. Aber ich habe nicht erst nöthig, Sie zur Ehre anzufeuern, nur sie steht Ihnen vor Augen, nur sie ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr, aber unser Ruhm wird beim Siegen desto größer sein, da wir uns gegen brave Soldaten werden zu messen haben. Adieu! Reisen Sie ab, ich werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatze der Ehre folgen, die uns erwartet."

Am 13. Decbr. 1740 reisete der König in Begleitung seiner Obersten und Generaladjutanten von Berlin nach Crossen ab, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, und der erste schlesische Krieg wurde eröffnet.

Es war am 23. Decbr. 1740, als das preuß. Heer Schlesien betrat und sofort Cantonirungsquartiere bezog, da ihm kein Feind entgegenstand. Der König erließ ein Manifest, in welchem sowohl die Rechte des Hauses Brandenburg auf Schlesien auseinandergesetzt waren, als auch die Bedeutung enthalten war, daß Preußen diese Provinz nur in Besitz nähme, um sie vor den Einfällen eines Dritten zu sichern. Hiermit erreichte der König den Vortheil, daß das Volk und der Adel den Einmarsch der Preußen für keinen feindlichen Ueberfall hielt, sondern für einen gefälligen Beistand, den ein Nachbarstaat seinem Bundesgenossen leistet. Auch die Religion trug dazu bei, die Gemüther der Einwohner Schlesiens für Preußen zu stimmen, indem zwei Drittheil derselben aus Protestanten bestanden, und auch diesen Umstand wußte F. zu seinem Vortheil zu benutzen.

Außer den Besatzungstruppen der festen Plätze stand dem König für den Augenblick in Schlesien Nichts entgegen als ein schnell zusammengerafftes östreich. Corps unter dem General Broune; es kann sonach als nichts Außerordentliches erscheinen, daß in wenig Monaten die ganze Provinz bis auf die festen Plätze Brieg, Neiße und Glogau erobert war. Schon am 3. Jan. 1741 hielt F. seinen Einzug in Breslau; in der Nacht vom 8. zum 9. März eroberte der Erbprinz Leopold von Dessau die Festung Glogau mit Sturm, und der König eilte nach mehreren Nichts entscheidenden kleinen Unternehmungen dem Feldmarschall Schwerin zu Hilfe, welcher dem östreich. Heere unter Neiperg bei Molwitz gegenüber stand.

Am 10. April 1741 bei 2 Fuß hohem Schnee zog sich des Morgens um 5 Uhr die Armee bei der Progelschen Mühle zusammen. Sie bestand aus 27 Bat., 29 Schwdr. Reiter und 3 Husarenschwdr. Sie setzte sich in 5 Colonnen in Marsch, deren mittlere aus dem schweren Geschütz bestand; die beiden Colonnen dem Centrum zunächst bildete die Infanterie und die der äußersten Flügel die Reiterei. Um der Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei zu begegnen, stellte der König zwischen die Schwadronen jedes Flügels 2 Grenadierbataillone. In dieser Ordnung rückte das Heer gegen den Feind vor. So bald sich die Colonnen Molwitz auf 2000 Schritte genähert hatten, breitete sich die Armee in Schlachtordnung aus einander, ohne daß man einen Feind im Felde erscheinen sahe. Der rechte Flügel sollte sich an das Dorf Herrndorf lehnen; der Herr von Schulenburg aber, welcher ihn commandirte, war nicht geschickt genug, dahin zu gelangen; der linke war von dem mit tiefen und morastigen Ufern versehenen Lauchwitzer Bache gedeckt. Da die Reiterei des rechten Flügels zu sehr aufgedrängt hatte, mußten 3 Bat. aus dem ersten Treffen herausgezogen werden, aus welchen nun durch ein glückliches Ungefähr eine Flanke gebildet wurde, um die rechte Seite beider Treffen zu decken. Diese Stellung war die Hauptursache von dem glücklichen Ausgange der Schlacht. Die Avantgarde näherte sich dem Dorfe Molwitz, als die Oestreicher aus demselben heraustraten. — Neiperg war aus Nachlässigkeit seiner Kundschafter ohne alle Nachricht von der Annäherung des preuß. Heeres geblieben; er war daher gezwungen, seine Truppen unter dem Feuer der preuß. Artillerie in Schlachtordnung zu stellen. Die zuerst eintreffende Cavalerie des östreich. rechten Flügels warf sich sofort auf den preuß. rechten, um ihn von Molwitz abzudrängen. Schulenburg, den dieser Angriff traf, beging abermals einen großen Fehler, indem er, um das Dorf Herrndorf zu gewinnen, schwadronenweise eine Viertelschwenkung links machte. Mit verhängtem Zügel und colonnenweise stürzten die 30 östreich. Schwadronen auf die gebrochene Front und warfen diese 10 Schwdr. über den Haufen. Diese geworfene Reiterei würde die Reihen der Infanterie durchbrochen haben, wenn diese nicht Feuer auf sie gegeben hätte, welches zugleich den Feind zerstreute und den feindlichen Anführer Herrn von Römer tödtete. Zur größten Verwunderung waren die beiden zwischen der Cavalerie dieses Flügels gestandenen Grenadierbataillone in Ordnung geblieben und hatten sich so nach dem rechten Flügel der Infanterie gezogen. Der König, welcher die Cavalerie durch seine persönliche Gegenwart sofort wieder zusammenbringen zu können glaubte, wurde von ihrer Unordnung bis zum Mittelpuncte der Schlachtlinie fortgerissen, wo es ihm erst gelang, einige Schwadronen zu sammeln, die er auf den rechten Flügel zurückbrachte und sie zwang, die Oestreicher anzugreifen; sie hielten jedoch nicht aus, und Schulenburg blieb bei dieser Gelegenheit. Die siegreiche feindliche Cavalerie fiel nun auf die rechte Flanke der preuß. Infanterie, wo die bei der Aufstellung zurückgedrängten 3 Bataillone standen. Diese Infanterie ward 3 Mal lebhaft angegriffen; östreich. Officiere fielen verwundet zwischen ihren Reihen nieder; sie warf mit Bajonetstößen feindliche Reiter aus dem Sattel und schlug durch das Uebergewicht ihrer Tapferkeit den Feind mit Verlust zurück. In diesem Augenblicke setzte Neiperg seine Infanterie in Bewegung, um den von Cavalerie entblößten preuß. rechten Flügel anzugreifen. Trotz der Unterstützung seiner Reiterei gelang ihm dieser Angriff nicht; die tapfere preuß. Infanterie stand wie ein Fels und that mit ihrem Feuer dem Feinde großen Schaden. Auf dem linken Flügel ward die östreich. Reiterei von der

preuß. geschlagen. Das Feuer dauerte indeß bereits 5 Stunden; die Munition war verschossen, und das preuß. Heer sah dem schrecklichen Augenblick entgegen, sich wehrlos dem Feinde ergeben zu müssen. Dessen ungeachtet hielt die Infanterie Stand und drängte sogar den Feind zurück. In diesem Augenblicke machte der Feldmarschall Schwerin mit seinem linken Flügel eine Bewegung gegen die rechte Seite der Oestreicher, welche das Signal zum Siege und zur völligen Niederlage des Feindes war. Er zerstreute sich in größter Unordnung, und nur die Nacht verhinderte die siegreichen Preußen, ihren Vortheil weiter als über das Dorf Lauchwitz zu verfolgen. Diese Schlacht kostete den Oestreichern 180 Officiere und 7000 Todte, 7 Kanonen, 3 Standarten und 1200 Gefangene. Von preuß. Seite zählte man 2500 Todte, unter welchen Markgraf Friedrich, des Königs Vetter, war, und 3000 Verwundete. Obgleich es nicht möglich sein kann, auf dem beschränkten Raume dieser Blätter von allen, unter F's Leitung vorgefallenen Kriegsbegebenheiten eine so zergliederte Beschreibung zu liefern, so glaubten wir doch, bei der Schlacht von Molwitz eine Ausnahme machen zu müssen, theils weil es die erste war, in welcher der König als Feldherr auftrat, theils auch, weil sie unter die merkwürdigsten gehört, indem durch dieselbe von 2 kleinen Armeen das Schicksal Schlesiens entschieden wurde. Da die Beschreibung dieser Schlacht größtentheils aus den eigenen Schriften F's d. Gr. entlehnt ist, so glauben wir die Unparteilichkeit, mit welcher der König urtheilte, noch dadurch bethätigen zu müssen, daß wir in der Kürze aufführen, wie er sich selbst über die dabei vorgefallenen Fehler äußerte. Er versichert, daß zwischen ihm und dem Feldmarschall Neiperg ein wahrer Wettstreit Statt gefunden habe, wer die meisten Fehler begehen solle. Er läßt Neiperg alle Gerechtigkeit über seine Unternehmungen seit Eröffnung des Feldzugs widerfahren, tadelt jedoch dessen Saumseligkeit und Sicherheit, in deren Folge er sich bei Molwitz gewissermaßen überfallen ließ. Sich selbst aber giebt er weit mehr und größere Fehler Schuld. Namentlich klagt er sich an, daß er, anstatt lebhaft anzurücken und die feindlichen Cantonirungen zu trennen, 2 Stunden darüber verloren habe, sich methodisch vor einem Dorfe in Schlachtordnung zu stellen, wo sich kein Feind zeigte. Er versichert, daß in seiner Armee der Feldmarschall Schwerin der einzige Mann von Kopf und Erfahrung gewesen sei. Er rühmt den guten Willen seiner Truppen, bemerkt aber ihre Unkenntniß des Kriegsdienstes und erklärt, daß nur ihre Tapferkeit und Mannszucht sie gerettet habe. Ueberhaupt nennt er Molwitz seine und seiner Truppen Schule. Ob es gegründet ist, daß F., wie ihm Manche Schuld geben, die Schlacht in bangem Zweifel über ihren Ausgang verlassen habe und erst nach ihrer glücklichen Entscheidung wieder auf dem Wahlplatze erschienen sei, wagen wir nicht zu behaupten, da sich hiervon unter seinen übrigen freimüthigen Geständnissen, keine Andeutung vorfindet. F's kräftige und folgenreiche Kriegsunternehmungen hatten bald die Aufmerksamkeit von ganz Europa rege gemacht, und namentlich hatte die entscheidende Schlacht von Molwitz hierzu nicht Wenig beitragen, in deren Folge die Truppen des Königs bei den meisten Unternehmungen siegreich blieben, in welcher wir die Eroberung der Festung Neiße gewissermaßen als einen Abschnitt annehmen können.

Während ununterbrochener Fortsetzung des Krieges hatte F. vollauf Gelegenheit, Proben von seiner Politik und Staatsklugheit abzulegen. Maria Theresia war erstaunt und erbittert über die Unternehmungen und Fortschritte der preuß. Waffen, sie fürchtete aber auch in ihrer Lage das Schlimmste; daher trug sie dem König Limburg, ein Stück von Geldern und 2 Millio-

nen Thaler an, wenn er seine Ansprüche auf Schlesien fahren lassen wollte. F. wich einer Erklärung über diesen Antrag so lange aus, bis er durch kluge Unterhandlungen mit allen europäischen Mächten Frankreich zum Krieg gegen Oestreich vermocht und mit den Kurfürsten von Baiern und Sachsen freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft hatte. Als er daher endlich den erwähnten Antrag zurückwies, hatte er (bereits schon im November) die Huldigung von den schlesischen Ständen angenommen, sein Heer bedeutend verstärkt und in vielen kleinen Kriegsunternehmungen praktisch geübt und den Krieg selbst nach Böhmen gespielt, welcher nun zum östreichischen Erbfolgekriege geworden war. Die Vortheile, welche dieser erste Feldzug dem König gebracht hatte, waren, außer der Eroberung des größten Theils von Schlesien, eine Vermehrung seiner Einkünfte um 3,600,000 Thaler und die mit Hilfe dieser Mittel bewirkte Verstärkung des Heeres, welches sich jetzt auf 106 Bat. und 191 Schwdr. belief, unter welchen letzteren sich 60 Husarenschwdr. befanden. Da der Krieg, wie schon erwähnt, noch keineswegs beendigt war, so hatte diese Verstärkung der Truppen einen entscheidenden Einfluß auf die folgenden wichtigen Ereignisse.

Der Kurfürst von Baiern war, unterstützt von franz. Hilfstruppen, bereits im October 1741 in Oestreich eingedrungen, hatte dann den Weg nach Böhmen eingeschlagen und sich nach der Eroberung von Prag (als Karl VII.) zum König von Böhmen krönen lassen. Das östreich. Heer, welches zum Entsatz von Prag zu spät gekommen war, hatte sich in 2 Theile getheilt, wovon der eine unter dem Prinzen Karl v. Lothringen bei Budweis in Böhmen und der andere unter dem Fürsten Lobkowitz im Iglauer Kreise in Mähren stand. Eine andere östreich. Armee hatte sich unter dem Feldmarschall Graf Khevenhüller gesammelt, schloß das von baierschen und französischen Truppen besetzte Linz ein und streifte schon bis in das baiersche Gebiet. F. sah sofort die Nothwendigkeit ein, der feindlichen Macht in Oestreich und Böhmen die Spitze zu bieten und damit der Sache eine andere Wendung zu geben. Er brach daher am 18. Jan. 1742 in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, des Generals von Schmettau und eines zahlreichen Gefolges von Berlin auf und ging über Dresden, Prag, Jung-Bunzlau, Königsgräz und Glaz nach Olmütz, welches der Feldmarschall Schwerin den 26. Decbr. 1741 mit Capitulation eingenommen hatte. Die Truppen unter dem Prinzen Leopold von Dessau deckten bei Landskron die Quartiere Schwerin's von der böhmischen Seite. Der Chevalier von Sachsen hatte mit 19 Bat. und 30 Escdr. sächs. Truppen Quartiere in der Gegend von Deutschbrod bezogen. Dies war die Stellung der Armeen zu Anfange des Jahres 1742. Am 14. Febr. ließ der König die Avantgarde nach Iglau aufbrechen, wohin er am 15. mit der Armee folgte. Iglau ward von dem Feinde verlassen, und der König rückte bis Znaim vor, von wo aus er in der Umgegend brandschatzen ließ. Zu Anfange des März verlegte der König sein Hauptquartier nach Selowitz und ließ die Festung Brünn eng einschließen. Die östreich. Armee war indessen bedeutend verstärkt worden, und sowohl der Mangel an Lebensmitteln, als auch andere ungünstige Umstände erforderten eine Veränderung der Quartiere, um sich den Rückzug nach Böhmen zu sichern. Dieser Rückzug gab zu vielen Scharmützeln Anlaß, bei welchem sich größtentheils die preuß. Truppen auszeichneten. In Böhmen angekommen, verlegte der König seine Cantonirungsquartiere dergestalt, daß der rechte Flügel von Kuttenberg an sich über Czaslau, Chrudim bis Landskron, der linke aber bis Glaz ausdehnte, welche letztere Festung sich am 25. April ergeben hatte. Hier erwartete

Friedrich eine ihm vom Fürsten von Anhalt-Dessau zugeführte Verstärkung.

Die Annäherung des östreich. Heeres unter Prinz Karl von Lothringen über Deutschbrod her veranlaßte, daß F. seine Truppen früher zusammenziehen mußte. Er versammelte die Armee in der Gegend von Chrudim und versperrte bei Chotusitz dem Feinde den Weg.

In dieser Schlacht (17. Mai 1742) (s. d.) befand sich der König größtentheils bei der Avantgarde, was er sich nachher jedoch selbst als Fehler anrechnete; es wurde von beiden Seiten mit Erbitterung und Tapferkeit gefochten, und eine von dem König selbst geleitete Bewegung in die linke Flanke der östreich. Infanterie machte ihn zum Sieger. 18 Kanonen, 2 Fahnen und 1200 Gefangene fielen den Preußen in die Hände; der Verlust der Oestreicher überhaupt betrug an 7000 M.; der des preuß. Heeres ungefähr 4000, unter welchen sich mehrere Generale und hohe Officiere befanden. Der König rühmte die Tapferkeit seiner Truppen, ob er es gleich eingestand, daß die Schlacht bei Chotusitz der bei Molwitz an Wichtigkeit nachstehe. Dessen ungeachtet war sie in ihren Folgen bedeutender; denn ihr Verlust bestimmte die Kaiserin Maria Theresia sofort zu Friedensunterhandlungen, in welche sich auch F. gern einließ, da er den Wunsch hatte, einen Krieg zu beendigen, der seinen Schatz zu erschöpfen drohete, und er sich von seinen Bundesgenossen nicht in der erwarteten Art unterstützt sahe. Die Präliminarien wurden unter englischer Vermittelung am 11 Juni in Breslau eröffnet, der Friede aber selbst am 28. Juli (1742) in Berlin unterzeichnet, und Preußen erhielt durch denselben den Besitz von ganz Ober- und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz; Oestreich behielt nur einen kleinen Theil von Oberschlesien. F. übernahm die Bezahlung einer Forderung Englands an Schlesien von 1,700,000 Thalern und sicherte den Katholiken freie Religionsübung.

Selbst während dieses Krieges, der Millionen kostete, hatte F. nicht unterlassen, den Glanz seiner Staaten auf mancherlei Art zu erhöhen; er hatte den inländischen Kunstfleiß zu befördern gesucht, neue Fabriken mit Geldvorschüssen unterstützt, Künstler nach Preußen gezogen und den Umlauf des Geldes durch Industrie gefördert. Des Königs erste Sorge war es, den Frieden zu benutzen, um sein Staatsvermögen wieder in Ordnung zu bringen. Hierbei waren viel Schwierigkeiten zu überwinden; denn die vorräthigen Mittel waren verbraucht, und es mußten mit großer Anstrengung neue gesammelt werden. F. zeigte jetzt vollkommen, daß er nicht bloß Feldherr sei; denn er überwand mit Klugheit und Kraft alle Hindernisse, und während er die ganz in Verfall gekommene Akademie der Wissenschaften in Berlin herstellte, die gelehrtesten Männer des Auslands an sich zog, ihnen ansehnliche Besoldungen anwies und mit einigen von ihnen als Freund umging, traf er die nämlichen vortrefflichen Einrichtungen in seinen neuen schlesischen Provinzen, wie in den übrigen Staaten. Er verordnete die Befestigungen von Glogau, Brieg, Neiße, Glaz und Kosel, nahm das Fürstenthum Ostfriesland in Besitz, welches nach dem Tode seines letzten Fürsten vermöge einer seit 1694 schon ertheilten und vom Kaiser dem Hause Brandenburg zuerkannten Anwartschaft ihm zufiel, vermehrte sein Kriegsheer mit 18,000 M., sorgte für die zweckmäßigste Uebung desselben und war besonders darauf bedacht, seine Reiterei zu vervollkommnen, vertraute die Besatzung Schlesiens 35,000 M. von denjenigen Truppen an, die es selbst mit erobert hatten, und legte in den Festungen Magazine an. Sonach war er weit entfernt, wie man vielleicht erwartet hatte, berauscht von sei-

nem Kriegsglücke, die Zeit des Friedens in weichlicher Ruhe zu verträumen, sondern bereitete sich mit rastlosem Eifer vor, auf alle Fälle, selbst auf einen neuen Krieg gefaßt zu sein, den er bei den verwickelten politischen Verhältnissen Europa's wohl voraussehen mochte.

Bald ergab es sich, daß F. richtig geschlossen hatte. Die östreichischen Waffen siegten mit Englands und Hollands Beistand überall und machten solche Fortschritte, daß der König nicht nur in Gefahr gerieth, vom Throne gestoßen zu werden, sondern sogar seine Erbländer zu verlieren. Maria Theresia hatte sich mit Sachsen verbunden, während Frankreich und Spanien mit ihren Heeren höchstens in Italien agiren konnten. Der zu Worms geschlossene Tractat schien F. gefährlich; er schloß deßhalb mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem König von Schweden einen Gegentractat und bemühte sich, die Mißverständnisse gütlich beizulegen. Er hatte von einem zwischen Oestreich, England und Sachsen in Warschau unterzeichneten Vertheidigungsbündniß eine Abschrift erhalten, welches sich an den Wormser Tractat anschloß und nächst diesem keine andere Absicht hatte, als den Breslauer Frieden zu vernichten.

Karl VII., der endlich aus dem Besitz seiner Erbländer vertrieben war und weder Schätze noch Einkünfte mehr hatte, nahm seine Zuflucht zu F. Frankreich allein war zu schwach, den Kaiser mit Nachdruck zu unterstützen. In dieser Lage, welche sowohl für den Kaiser, als auch für alle Reichsfürsten immer gefährlicher zu werden schien, sah sich F. veranlaßt, abermals, und zwar für das allgemeine Beste, den Krieg zu wählen. In seiner öffentlich deßhalb bekannt gemachten Erklärung äußerte er: „Der König fordert Nichts für sich, es ist nicht von seinem eigenen Vortheil die Rede, sondern er greift bloß zu den Waffen, um dem deutschen Reich die Freiheit, dem Kaiser sein Ansehen und ganz Europa den Frieden wieder zu verschaffen.“ Allerdings eine Sprache, welche von einem so jungen Regenten großes Aufsehen erregen mußte! Der zweite schlesische Krieg begann.

Im Monat August 1744 rückte F. mit 80,000 M. in Böhmen ein und eroberte schon im folgenden Monat Prag. Prinz Karl von Lothringen, welcher die Franzosen bis über den Rhein verfolgt hatte, eilte in starken Märschen nach Böhmen, wodurch er das Eindringen der preuß. Macht in das Herz Oestreichs verhinderte. Der König fand es nicht gerathen, sich mit einem überlegenen Feinde zu schlagen, zumal da seine Armee durch Krankheiten und Strapazen bedeutend geschwächt war. Daher vermied er klug eine Schlacht, entfernte sich immer mehr von dem nur schwach besetzten Prag und sah sich im Monat December bei der ungünstigsten Witterung zum Rückzug aus Böhmen genöthiget, auf welchem er von den feindlichen leichten Truppen unaufhörlich beunruhiget wurde. Das Kriegsglück schien F. den Rücken zu kehren; denn auch die Unternehmungen seines Heeres in Mähren hatten keinen glücklichen Erfolg. Die Festungen Troppau und Jägerndorf mußten verlassen werden, und am Ende des Jahres 1744 war ganz Oberschlesien, Neiße und Kosel ausgenommen, in den Händen der Oestreicher. Der Fürst Leopold von Dessau und General Lehwald, welche das in Schlesien versammelte Heer befehligten, errangen indessen neue Vortheile, und im Mai 1745 war diese Provinz vom Feinde gereinigt.

Kaiser Karl VII. war den 20. Jan. 1745 gestorben, und dieser Todesfall mußte bei den verschiedenen Gesinnungen der kriegführenden Mächte auf die Fortdauer oder Beendigung des Krieges unmittelbaren Einfluß haben. F. gab sich alle Mühe, Sachsen von der Verbindung mit Oestreich zu tren-

nen; aber er hatte mit diesen Unterhandlungen eben so wenig Glück, als mit den Versuchen, welche er machte, England friedlich zu stimmen. Der junge Kurfürst von Baiern hatte einen Particularfrieden mit Maria Theresia geschlossen, und alle diese Umstände erheischten die Fortsetzung des Krieges. Der König begab sich daher im Frühjahre, 1745 zu seiner Armee und sofort begann der kleine Krieg mit Lebhaftigkeit. F. nahm bald die Absicht seiner Gegner wahr, ihn nach und nach aufzureiben; deßhalb beschloß er, seine Macht zu concentriren und die Entscheidung dieser Krisis durch eine Schlacht zu beschleunigen. Beinahe wäre aber dieser Vorsatz vereitelt worden, indem es dem Feinde gelungen war, den Markgrafen Karl mit 12,000 M. vom Könige abzuschneiden. Die List und Tapferkeit des Generals Ziethen vermochte es dessen ungeachtet, dem Markgrafen die Befehle des Königs zu überbringen, und mit beinahe unglaublicher Bravour warf sich derselbe auf die ihm den Weg versperrenden 20,000 Oestreicher und erzwang die Vereinigung mit dem Heer des Königs, wobei der Feind über 800 Todte auf dem Platze ließ. Der König rühmt die Tapferkeit des Markgrafen und des Generals Schwerin bei dieser wichtigen Unternehmung vorzüglich; auch nennt er diese Gefechte den Anfang des Ruhms seiner Reiterei und sah in dem Gelingen dieses Wagstücks eine glückliche Vorbedeutung für die zunächst zu erwartende Schlacht, obgleich er außerdem das Mißliche seiner Lage nicht verkannte. Im Anfang des Juni war die preuß. Armee in der Ebene zwischen Gauernik und Schweidnitz gelagert und hielt einen Raum von 2 Meilen in ununterbrochener Linie besetzt. Der König bediente sich hier der Kriegslist, durch doppelte Spione den Prinzen von Lothringen zu täuschen, welche ihm glücklich gelang. Am 2. Juni recognoscirte F. die Gegend und überzeugte sich persönlich, wie das östreich. Heer in 8 Colonnen aus den Gebirgen hervorrückte und eine Stellung einnahm, deren rechter Flügel sich an den Bach bei Striegau lehnte und bis Pilgrimshain ausdehnte, wo die Sachsen den linken Flügel bildeten. Abends um 8 Uhr setzte sich hierauf des Königs Armee in Marsch, zog rechts in 2 Linien fort und traf in größter Stille um Mitternacht mit ihrer Spitze bei den Brükken von Striegau ein, wo sich alle Corps dicht an einander anschließen mußten.

Am 4. Juni (1745) um 2 Uhr Morgens versammelte F. die vornehmsten Officiere der Armee, um ihnen die Anordnungen zu der Schlacht bei Hohenfriedberg (s. d.) zu ertheilen, welche wir ihrer Wichtigkeit wegen und als Beweis von des Königs militairischem Geiste wörtlich anführen: „Die Armee setzt sich sogleich in Marsch rechts, in 2 Treffen; sie geht über das Striegauer Wasser. Die Reiterei stellt sich in Schlachtordnung, dem linken Flügel des Feindes gerade gegenüber, an der Seite von Pilgrimshain; Du Moulin's Corps deckt ihren rechten Flügel; der rechte Flügel der Infanterie stellt sich an den linken der Reiterei, gerade den Gebüschen bei Ronstock gegenüber; die Reiterei des linken Flügels lehnt sich an den Bach bei Striegau und behält in der Ferne diese Stadt im Rücken. 10 Dragoner- und 20 Husarenschwadronen machen die Reserve und stellen sich hinter die Mitte des 2. Treffens, um dort, wo man sie nöthig haben wird, gebraucht zu werden; hinter jedem Flügel der Reiterei stellt sich ein Regiment Husaren im dritten Treffen, um da, wo das Terrain sich ausbreitet, den Rücken und die Seite der Reiterei zu decken, oder um beim Nachsetzen zu dienen. Die Reiterei fällt den Feind ungestüm mit dem Degen in der Faust an; sie macht in der Hitze des Treffens keine Gefangenen; sie richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht; nachdem sie die Cavalerie, gegen die sie

ihren Anlauf gerichtet, geworfen und zerstreut hat, kehrt sie dann gegen das feindliche Fußvolk zurück und nimmt es entweder in die Seite oder in den Rücken, nachdem die Gelegenheit sein wird. Die preuß. Infanterie rückt mit großen Schritten gegen den Feind an; wenn die Umstände es nur einigermaßen erlauben, dringt sie auf denselben mit aufgepflanztem Bajonet ein; muß gefeuert werden, so thut sie dies nur in einer Entfernung von 150 Schritt. Wenn die Generale auf den Flügeln oder vor der Front des Feindes irgend ein Dorf finden, was derselbe nicht besetzt haben sollte, so nehmen sie es ein und umstellen es von außen mit Infanterie, um sich desselben, wenn es die Umstände gestatten, zu bedienen, dem Feind in die Seite zu fallen; aber sie müssen keine Truppen weder in die Häuser, noch Gärten legen, damit sie Nichts aufhalte oder hindere, den Ueberwundenen nachzusetzen."

Wir übergehen die Einzelnheiten der Ausführung dieses Schlachtplanes, welcher von der großen Umsicht und Kriegskenntniß F's zeigt, und bemerken nur, daß derselbe in seiner Ausführung für die Kriegsgeschichte von hohem Interesse ist. Der König selbst ging mit dem rühmlichsten Beispiel voran, und das musterhafte Eingreifen aller Theile bewirkte einen glänzenden Sieg. Die Preußen verfolgten die Ueberwundenen bis Kauder, wo sie Halt machten, um etwas auszuruhen. 4 Generale, 200 Officiere und 7000 Gemeine als Gefangene, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen, so wie 4000 Todte war der feindliche Verlust. Der Verlust des preuß. Heeres belief sich an Todten und Verwundeten auf 1800 M. Indem F. selbst der mancherlei Umstände erwähnt, welche zu diesem Siege beitrugen, schließt er mit den denkwürdigen Worten: „So hängt oft an Kleinigkeiten das Schicksal ganzer Staaten und der Ruhm der Feldherren. Ein einziger Augenblick entscheidet über das Glück. Aber man muß eingestehen, daß der Staat keine Gefahr laufen konnte, wenn man die Tapferkeit der Scharen, die bei Hohenfriedberg fochten, ansieht. Kein Corps derselben wurde zum Weichen gebracht; von 64 Bat. waren nur 27 im Feuer und trugen den Sieg davon."

Die Schlacht bei Hohenfriedberg hatte Schlesien gerettet; der Feind war geschlagen, aber er war nicht gänzlich zu Grunde gerichtet. Der König beschloß daher, sich so lange als möglich in Böhmen zu halten, die besten Stellungen aufzusuchen, um die Truppen keiner Gefahr auszusetzen, dem Feinde einen Angriffskrieg vorzuspiegeln und ihm so die wahre Absicht zu verbergen, welche darin bestand, die böhmischen Grenzen auszuhungern und den Feind zu verhindern, seine Winterquartiere dort zu nehmen. Da sich die allgemeinen politischen Verhältnisse noch immer zu keiner friedlichen Ausgleichung neigten, so war es natürlich, daß auch die kriegerischen Reibungen kein Ende nahmen, vielmehr ein fortdauernder kleiner Krieg im Gange blieb, welcher den König doch zwang, seine Armee durch einzelne Absendung von Truppen zu zerstreuen. Dies war besonders der Fall zu Ende des Monats September, so daß er eigentlich auf nichts weniger als auf eine Schlacht gefaßt war, als sich am 30. Sept. das 40,000 M. starke Heer unter dem Prinzen von Lothringen ihm gegenüber bei Soor in Schlachtordnung zeigte. F. überzeugte sich bald, daß es gefährlich sei, im Angesichte einer so nahe stehenden Armee durch schwer zu passirende Defiléen den Rückzug anzutreten; er faßte daher den sehr ehrenvollen, aber auch gefährlichen Entschluß zum Angriff, indem er von dem Grundsatz ausging, es sei bei weitem rühmlicher, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, als auf einem Rückzuge umzukommen, der außerdem vielleicht in eine schimpf-

liche Flucht ausarten konnte. Ein vollständiger Sieg belohnte die Entschlossenheit des Königs; die Oestreicher verloren 22 Kanonen, 10 Fahnen, 2 Standarten, 30 Officiere und 2000 Soldaten (s. d. A. Soor). „Ich verdiente bei Soor geschlagen zu werden, wenn es nicht durch die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen wäre verhindert worden," war F's offenes Selbstgeständniß. Bald nach dieser Schlacht verließ der König Böhmen und begab sich nach Berlin. Hier blieb ihm nicht lange verborgen, welche verderbliche Pläne seine Feinde gegen ihn geschmiedet hatten. Seine Staaten sollten nämlich von mehreren Seiten angegriffen werden. Der Prinz von Lothringen sollte durch die Lausitz in die Mark Brandenburg dringen, ein anderes Heer indessen Niederschlesien besetzen, und 10,000 M. unter dem General Grün sich mit den Sachsen vereinigen und Magdeburg erobern. Sachsen sollte dann Magdeburg und Halberstadt, Maria Theresia aber Schlesien bekommen. Ganz Berlin gerieth über diese drohenden Wetterwolken in große Unruhe, F. allein blieb gefaßt. Ungesäumt ertheilte er Befehle an seine Truppen, wie sie nach den verschiedenen, von ihm bestimmten Puncten abmarschiren sollten, und ging selbst, nachdem er für alle Fälle, auch für die unglücklichsten, Vorbereitungen getroffen hatte, nach Schlesien ab. Der Fürst von Dessau rückte mit 20,000 M. sofort in Sachsen ein und besetzte ohne Widerstand Leipzig, Torgau und Meißen. Während dies geschah, zeigte sich eine neue Gefahr. Die Kaiserin von Rußland erklärte, daß, wenn der König nicht von dem Angriff auf Sachsen abstehen sollte, sie dem König von Polen Hilfstruppen senden werde. F. erwiederte hierauf: „es sei seine Absicht, mit allen seinen Nachbarn in Frieden zu leben; wenn aber Jemand verderbliche Pläne gegen seine Staaten fassen sollte, so werde ihn keine Macht der Erde hindern, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen." Um seine friedlichen Gesinnungen zu beweisen, machte er hierauf dem König von Polen Vergleichsvorschläge, welche jedoch nicht angenommen wurden. Die Schlacht von Kesselsdorf, den 15. Decbr. 1745 (s. d.), wurde geschlagen. Leopold von Dessau blieb Sieger; die Sachsen ließen 3000 Todte auf dem Platze und verloren außerdem 48 Geschütze und 215 Officiere und 6500 Gefangene. Der preuß. Verlust belief sich auf 41 Officiere und 1621 Gemeine todt und doppelt so viel an Verwundeten. Der König nahm an dieser denkwürdigen Schlacht nicht persönlich Theil, sondern stand während derselben mit seiner Heeresabtheilung bei Meißen, um im Nothfall dem Fürsten von Dessau zu Hilfe zu eilen. F. hielt am 18. Decbr. seinen Einzug in Dresden, wo er sich glänzend aufgenommen sah und diese Aufnahme mit vieler Milde erwiederte. Am 25. Decbr. schon ward der Friede abgeschlossen, welcher eigentlich nur in einer Erneuerung des Breslauer Friedens bestand (s. d. A. Dresden). Sachsen versprach, nie einem Feinde Preußens den Durchzug zu verstatten. Die Abtragung der an Preußen zu zahlenden Brandschatzungsgelder wurde auf Termine festgesetzt. Die Stadt Fürstenberg nebst dem Oderzoll ward gegen eine Vergütung an Preußen abgetreten. Die protestantische Religion sollte in Sachsen geschützt werden. Der König von Preußen erkannte den Gemahl der Maria Theresia, Franz, als Kaiser an und räumte Sachsen. Der Besitz von Schlesien ward Preußen auf's Neue bestätiget. Sonach waren die Resultate dieses Krieges keineswegs von so großer Bedeutung, daß sie den Opfern, welche in demselben gebracht worden waren, das Gleichgewicht gehalten hätten.

Weit entfernt, in träger Unthätigkeit auf den errungenen Lorbern zu ruhen, wendete F. jede Stunde gewissenhaft dazu an, die Wunden des

Krieges zu heilen, sein Land zu verbessern, den Wohlstand seiner Unterthanen zu befördern und ihr Glück zu befestigen. Seine erste Sorgfalt war die Ergänzung der Armee, wozu er im Augenblick freilich die östreichischen und sächsischen Gefangenen verwenden mußte und dadurch das moralische Princip derselben gewiß nicht erhöhte. Das Justizwesen erhielt zweckmäßige Verbesserungen, obgleich es nicht möglich war, mit einem Male allen darin vorhandenen Mängeln abzuhelfen. Die morastigen Gegenden längs der Oder wurden ausgetrocknet und auf diesem urbar gemachten Landstrich eine neue Colonie von beinahe vier Tausend Menschen begründet, deren Ansiedelung durch Vorschüsse und durch Befreiung von Abgaben erleichtert wurde. Die Landesmanufacturen wurden durch das Verbot der Einführung fremder Waaren in Flor gebracht. Durch diese und noch andere weise Einrichtungen betrugen die Staatseinkünfte im J. 1756 eine Million und zwei Mal Hundert tausend Thaler mehr als bei F's Regierungsantritt, ohne die von Schlesien und Ostfriesland. Diese vermehrten Einkünfte aber auch in Umlauf zu bringen, wurden die Städte verschönert, die Festungen in guten Stand gesetzt und Lustschlösser erbaut. Neue Dörfer bekamen ihr Dasein, Kirchen, Wohnungen für Prediger und Schullehrer, Waisenhäuser und andere öffentliche Gebäude wurden theils neu erbaut, theils verbessert und erweitert. Im J. 1746 war der Bau von Sans souci vollendet, wo F. als Privatmann lebte und es zu vergessen schien, daß er der Beherrscher einer großen Monarchie war; hier widmete er sich seinen Freunden und den Wissenschaften; hier entstanden seine vortrefflichen Gedichte in franz. Sprache; hier schrieb er die Geschichte Brandenburgs und die Geschichte seiner Zeit und seiner Kriege, und hier war es endlich, wo in der Gesellschaft eines Voltaire, eines Marquis d'Argens, eines Darget, de la Metrie, Algarotti und anderer berühmter Gelehrten F's hohe geistige Anlagen sich immer fort und immer höher ausbildeten und Nahrung fanden, wo sich aber auch sein Hang zu Satire und Witz immer mehr entwickelte, und durch welche sein Charakter jenen bizarren Anstrich erhielt. Diese geistigen Unterhaltungen dienten indessen nur zu F's Erholung von den ernsten Geschäften seiner großen Bestimmung, unter welchen die jährliche Durchreisung seiner Provinzen und die Reisen zur Besichtigung und Uebung seines Kriegsheeres einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen. So begründete eine weise und philosophische Beherrschung das Glück der Staaten F's immer fester, wozu noch der Umstand Viel beitrug, daß sich jeder Unterthan einer völlig freien Religionsübung erfreute; denn F. ging bei seiner Toleranz von dem Grundsatz aus: „der beste Bürger sei auch der beste Christ." Die Bande des Friedens waren inzwischen nicht für die Dauer geknüpft; sie sollten bald wieder zerrissen werden, um für F. die Schranken des Ruhms von Neuem zu eröffnen. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen. Sie schloß im Geheim ein Bündniß mit den mächtigsten europäischen Staaten. Rußlands Herrscherin, die Kaiserin Elisabeth, war leicht zu gewinnen, da sie von persönlichem Unwillen gegen F. beseelt war. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August III., war in den Händen seines Ministers, des Grafen von Brühl, der seinen Privathaß gegen F. ebenfalls nicht verläugnen konnte, und König Ludwig XV. von Frankreich ward durch Versprechungen großer Eroberungen in Deutschland gewonnen und trat diesem Bündniß um so eher bei, da er von Schweden unterstützt wurde. Diesem Plane lag keine geringere Absicht zum Grunde, als Preußen nicht allein Schlesien wieder abzunehmen, sondern es wo möglich ganz zu vernichten. F's Glücksstern war jedoch nicht verloschen; mit

Gewalt und List zerriß er die Netze, durch welche die Politik der Verbündeten ihn zu umgarnen drohte. Der sächsische Kanzleisecretair Menzel überlieferte dem in Dresden befindlichen preußischen Gesandten die Originale der geheimen Depeschen zur Abschrift, und obgleich F. nicht darauf rechnen konnte, die Pläne seiner Feinde zu vereiteln, so griff er doch zu dem ehrenvollsten und besten Auskunftsmittel, seinen Feinden zuvorzukommen und den Krieg in ihren eigenen Landen zu beginnen. Ohne auch nur im Geringsten auf fremde Hilfe rechnen zu können (indem England allein mit Preußen verbündet war), rückte F. am 29. Aug. 1756 in 3 Colonnen, zusammen 60,000 M. stark, in Sachsen ein und eröffnete den bekannten siebenjährigen Krieg. Ein so kühn gewagtes Unternehmen mußte natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und F's Feinde bemühten sich, dasselbe in das schwärzeste Licht zu stellen; er hatte jedoch die Mittel in Händen, sich zu rechtfertigen, und bewies zur Genüge, daß nur die Pflicht der Selbsterhaltung ihn zu diesem Schritt genöthiget hatte. Der gedrängte Raum dieser Blätter verbietet eine zergliederte Beschreibung dieses merkwürdigen und folgenreichen Krieges; daher heben wir nur die wichtigsten Momente desselben heraus und richten unser Augenmerk dabei auf F's unerschütterlich festen Willen, auf seine unüberwindliche Ausdauer und Geistesgegenwart in den gefährlichsten und verwickeltsten Lagen, und auf die Ereignisse überhaupt, welche seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingegraben haben.

F. besetzte zunächst Dresden, Wittenberg, Leipzig und Torgau, bemächtigte sich in Dresden der zu seiner Rechtfertigung nöthigen Papiere und ließ die sächs. Armee, 17,000 M., in ihrem festen Lager bei Pirna einschließen. Schnell hatte sich indessen eine östreich. Armee in Böhmen zusammengezogen, um den Sachsen zu Hilfe zu eilen. Der König vereitelte jedoch diese Absicht, indem er nach Böhmen vorrückte und dem Feldmarschall Brown bei Lowositz (s. d.) eine Schlacht anbot. Dies blutige Treffen dauerte von früh 7 bis Nachmittags 3 Uhr (am 1. Octbr. 1756), und nach errungenem Siege schrieb F. an den Feldmarschall Schwerin: „Mit 14 Bat. haben wir 72 feindliche vertrieben. Ich sage Ihnen nichts von den Truppen, Sie kennen sie; aber so lange ich die Ehre habe, sie zu commandiren, habe ich noch nie dergleichen Wunder der Tapferkeit, sowohl von der Infanterie, als Cavalerie gesehen."

Nach dem Verlust dieser Schlacht machte der Feldmarschall Brown noch einen Versuch, die Sachsen zu befreien; allein es war vergebens, und er mußte sich nach Prag zurückziehen. Die Sachsen sahen sich endlich durch Hunger und Kälte genöthiget, sich zu ergeben, und wurden in 10 preuß. Regimenter umgeschaffen. F's Feinde erbitterte dieser Sieg nur noch mehr. Man gab dem König Schuld, den westphälischen Frieden verletzt zu haben, und es wurde auf dem Reichstage zu Regensburg die Errichtung einer Reichsexecutionsarmee gegen Preußen beschlossen; die gegen F. beabsichtigte Reichsacht aber unterblieb auf Frankreichs Vorstellung. Diese letzte Macht sowohl, als Rußland beschlossen jedoch, Antheil an dem Kriege zu nehmen, und auch Schweden wurde dazu genöthiget. Sonach standen zu Anfange des Jahres 1757 Oestreich, Rußland, Frankreich, Schweden, das deutsche Reich und Sachsen im Kampfe gegen F., dessen einzige Verbindung mit England ihm für den Landkrieg wenig Vortheil versprach. Aber auch fünf mächtige Gegner und das feindlich aufgetretene Reich konnten des Königs Muth nicht beugen; er verließ sich auf seine gerechte Sache, auf seine Armee und auf seinen Verstand. Die westphälischen Staaten F's waren be-

reits von den Franzosen besetzt. Dessen ungeachtet drang er im April 1757 mit 4 Armeen in Böhmen ein und gewann am 6. Mai die blutige Schlacht bei Prag (s. d.) gegen den Prinzen Karl und General Brown. Dieser Sieg kostete dem Feinde beinahe 24,000 M. an Todten und Gefangenen, 11 Standarten und 60 Kanonen; aber auch F. verlor gegen 18,000 Streiter, worunter der Feldmarschall Schwerin ein unersetzlicher Verlust war. F. belagerte nun zwar Prag förmlich, aber der Feldmarschall Daun war bereits auf den Höhen bei Kollin in einem verschanzten Lager aufgestellt und machte Miene, einen entscheidenden Schritt zur Rettung Prags zu thun. Dies zu verhindern, warf sich der König mit 32,000 M. Daun entgegen und lieferte am 18. Juni 1757 die Schlacht bei Kollin (s. d.), bei welcher F. seinem Kriegsglück wohl zu viel vertraut haben mochte; denn er wurde mit einem Verlust von 8000 M. und 16 Kanonen geschlagen. Er äußerte sich am folgenden Tage selbst in folgenden Worten über diese Schlacht: „Das Glück hat mir den Rücken gekehrt; es ist ein Weib, und ich bin nicht galant. Ich hätte mehr Fußvolk mit mir nehmen sollen; aber das Glück giebt uns eine gefährliche Sicherheit. 23 Bat. waren nicht genug, um 60,000 M. aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein ander Mal wollen wir unsere Sache besser machen." Die nächste Folge des unglücklichen Ausgangs der Schlacht von Kollin war die Aufhebung der Belagerung von Prag. F. hielt es hierauf für nöthig, seine Staaten zu decken, und zog sich deßhalb zunächst in die Lausitz und nach Sachsen zurück. Er vertheilte hierzu seine Heeresmacht in mehrere abgesonderte Corps, wodurch er sich den Rückmarsch aus den Gebirgen Böhmens erleichterte und seine Feinde irre führte. In dieser allerdings mißlichen Lage erhielt der König die rührendsten Beweise von der Liebe und dem Patriotismus seiner Unterthanen. In der Mark Brandenburg, in Magdeburg und Halberstadt bildete sich eine Landmiliz von 12,000 M.; in Stettin wurde eine kleine Marine errichtet; 4000 Pferde wurden zur Ergänzung der Reiterei zusammengebracht, und andere zahlreiche Opfer bestärkten F. im festen Vertrauen bei seinen weiteren Unternehmungen. Indessen hatten die Franzosen die Festung Wesel, die Fürstenthümer Cleve und Ostfriesland, die Hessencasselschen Länder und Hannover besetzt und mit Contribution belegt; der Herzog von Cumberland war am 26. Juli bei Hastenbeck (s. d.) geschlagen und bis Stade zurückgedrängt worden, worauf er nach einer abgeschlossenen Capitulation seine Truppen aus einander gehen ließ. Der Feldmarschall Lewald, welcher mit 24,000 M. dem in Preußen eingefallenen 100,000 M. starken russischen Heere gegenüber stand, wurde ungeachtet seiner musterhaften Anführung und der Tapferkeit seiner Truppen am 30. Aug. bei Großjägerndorff (s. d.) geschlagen, und der östreich. General Haddik hatte die Zerstreuung des preuß. Heeres zu einem Einfall in die Mark Brandenburg benutzt und war bis Berlin vorgedrungen.

So fürchterlich jetzt F's Lage war, um so mehr Beweise wahrer Größe und Charakterfestigkeit konnte er geben, und er lösete den verwickelten Knoten seiner mißlichen Verhältnisse auf die ehrenvollste Art, indem er die vereinigte französische und Reichsarmee am 5. Novbr. 1757 bei Roßbach (s. d.) zu einer Schlacht nöthigte, welche unter die merkwürdigsten jener Zeit gehört. Mit nur 22,000 M. wurde das fast dreifach stärkere Heer der Verbündeten so total geschlagen, daß es gegen 10,000 M. verlor und der Rest in ungeregelter Flucht Rettung suchte. F. eilte nun mit seinem siegreichen Heere nach Schlesien, erfuhr unterwegs, daß am 12. Novbr. Schweidnitz von dem östreich. General Nadasti erobert, der Herzog von Bevern am 22.

Novbr. von dem Prinzen von Lothringen geschlagen worden und Breslau sich in den Händen der Oestreicher befinde, wodurch der Besitz von ganz Schlesien gefährdet war. Die Größe der Gefahr stählte jedoch auch dies Mal, wie immer, des Königs Thatengeist; er griff sofort die östreich. 90,000 M. starke Macht mit etwa 30,000 M. an und gewann am 5. Decbr. mit Hilfe seiner überwiegenden Taktik binnen 3 Stunden die Schlacht bei Leuthen (s. d.), in welcher die Oestreicher außer 154 Kanonen, 59 Fahnen, 6500 Todten und 6000 Ueberläufern, 21,000 Gefangene verloren, F's Heer aber nur 2660 Todte und Verwundete zählte. Diese Siege kosteten den Oestreichern über 50,000 M.; Schlesien war ihnen wieder entrissen und F. seinen Feinden furchtbarer als je geworden. Die beiden letzten Monate des Jahres 1757 sind unstreitig die merkwürdigsten in des Königs Heldenleben, seine Geistesgegenwart und sein Genie traten am auffallendsten hervor und übten den entschiedensten Einfluß auf seine Truppen, erwarben ihm aber auch die Bewunderung und ungeheuchelte Theilnahme des größten Theils seiner Zeitgenossen. Obgleich alle Feinde F's den Frieden eben so aufrichtig wünschten als er selbst, so gestalteten sich die politischen Verhältnisse doch noch keineswegs friedlich, und schon im Winter des Jahres 1758 begann ein neuer Feldzug, welchen der Prinz Ferdinand von Braunschweig, der die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger befehligte, schon im Februar eröffnete, sich zum Meister der Weser machte, die Franzosen aus Niedersachsen und Westphalen vertrieb und endlich zwang, über den Rhein und Main zurückzugehen. F. rückte, nachdem er die Oestreicher aus Schlesien vertrieben und Schweidnitz wieder erobert hatte, in Mähren ein und begann im Mai die Belagerung von Ollmütz, zu deren Aufhebung ihn jedoch im Juli die Annäherung Daun's nöthigte. Indessen waren die Russen in die Neumark eingerückt, und F. eilte mit einem Theile des Hauptheeres zur Rettung seiner Erbstaaten. Er traf das russische Heer von 50,000 M. in der Gegend von Küstrin, griff es am 26. Aug. mit 30,000 M. bei Zorndorff an, behauptete in einer blutigen Schlacht das Feld und verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg (s. Zorndorff). Jetzt wandte sich der König wieder nach Sachsen, um seinen Bruder, den Prinzen Heinrich zu unterstützen, welcher den Oestreichern nicht mehr widerstehen konnte. Der List des Feldmarschalls Daun gelang es am 14. Octbr., den König bei Hochkirch (s. d.) zu überfallen und durch nachherige standhafte Vermeidung einer Schlacht dessen Kriegsoperationen eine andere Wendung zu geben. F. konnte nichts Besseres thun, als sich wieder nach Schlesien zu wenden, wo er die Festung Neiße entsetzte, Cosel wieder eroberte und sich auf's Neue zum Herrn von ganz Schlesien machte. Daun glaubte nun, die wichtigsten Städte in Sachsen erobern zu können, aber die Tapferkeit des Generals Schmettau und F's Annäherung aus Schlesien verhinderte diesen Plan. Die Schweden hatten sich in diesem Feldzuge wenig thätig bewiesen, und die Russen zogen sich nach Polen zurück, nachdem sie vergebens versucht hatten, Kolberg zu erobern.

Der Feldzug von 1759 begann für Preußen mit ungünstigen Aussichten. Der General von Wedel, welcher den Befehl hatte, die Russen anzugreifen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu verhindern, griff den Feldmarschall Laudon am 23. Juli bei Züllichau an, wurde geschlagen und die Vereinigung der Russen und Oestreicher erfolgte. Der König überließ seinem Bruder Heinrich die Vertheidigung Schlesiens und beschloß, das vereinigte feindliche Heer selbst anzugreifen. Diese Schlacht (am 12. Aug. bei Cunnersdorf) (s. d.) war die erste, in welcher F. eine gänzliche Nieder-

lage erlitt; denn er behielt von einem Heer von 40,000 M. kaum 1000 beisammen. Der Feind verabsäumte es jedoch, seinen Vortheil zu benutzen, und ließ dem König nicht nur Zeit, seine zerstreuten Truppen wieder zu sammeln, sondern sich auch auf andere Art wieder zu erholen. Er vereinigte sich nun mit dem Prinzen Heinrich, welcher die Oestreicher bereits 2 Mal geschlagen hatte. Dresden kam zwar in die Hände der Oestreicher, allein Schlesien und Brandenburg war vom Feinde befreit. Ein empfindlicher Verlust, den F. noch in diesem Jahre erlitt, war die Gefangennehmung des ganzen, aus 15,000 M. bestehenden Fink'schen Corps bei Maxen (s. d.), am 20. Novbr. 1759. Dagegen hatte der Prinz Ferdinand die Franzosen bei Minden geschlagen und die Weser behauptet.

Auch der Feldzug von 1760 begann unter keinen erfreulichen Aussichten. F's Feinde wollten ihn zwingen, Sachsen oder Schlesien Preis zu geben, und die Russen verheerten einen Theil von Brandenburg. Mit bewundernswürdiger Thätigkeit trat der König allen diesen Gefahren entgegen und machte es sich zur Pflicht, immer persönlich da zu sein und seinen Truppen Muth und Tapferkeit einzuflößen, wo am meisten zu fürchten war. Er eilte zunächst nach dem jetzt völlig unbesetzten Schlesien, um Breslau zu retten, welches Laudon belagerte; auch wollte er sich dort mit dem Prinzen Heinrich vereinigen. Mit einem Male sah sich der König von 4 Heeren umringt, welche mehr als 100,000 M. stark waren. Seine Geistesgegenwart ließ ihn jedoch im Augenblick den glücklichsten Entschluß fassen. Er verließ in der Nacht sein Lager, warf sich am 15. Aug. bei Liegnitz Laudon entgegen und schlug ihn binnen 2 Stunden in die Flucht. Die Russen verließen hierauf das linke Ufer der Oder, und die Oestreicher zogen sich in die Gebirge zurück. Mit Blitzesschnelle eilte hierauf F., Berlin von den russischen, östreichischen und Reichstruppen zu befreien, deren Einmarsch er nicht hatte verhindern können; diese Feinde verließen jedoch die Hauptstadt noch vor seiner Ankunft. Sachsen zu erhalten, mußte ein kräftiger Schlag geschehen. Der König suchte eine Schlacht; Daun wich ihr aus und bezog zu diesem Endzwecke ein verschanztes Lager bei Torgau. Was F. ein Mal für nothwendig erkannt, und wozu er sich entschlossen hatte, davon brachte ihn nichts zurück; er kehrte sich daher auch nicht an Daun's vortheilhafte Stellung und an seine Uebermacht, sondern griff ihn am 3. Novbr. an (s. Torgau). Die Schlacht dauerte von Nachmittag 2 Uhr bis Abends um halb 10 Uhr. Trotz Daun's vortrefflicher Vertheidigung siegte der König, und die Oestreicher hatten einen Verlust von 20,000 M., von welchen 4 Generale und 8000 M. gefangen wurden. Der preuß. Verlust belief sich auf 13,000 M., mit Inbegriff von 3000 Todten und 3000 Gefangenen. Der König selbst hatte einen Streifschuß auf der Brust bekommen. Die Oestreicher zogen sich über die Elbe zurück, und ganz Sachsen, Dresden allein ausgenommen, befand sich nun wieder in des Königs Händen, so daß er seine Winterquartiere darin nehmen und Truppenabtheilungen nach Schlesien, nach der Mark und Pommern, ja sogar zu dem Corps des Herzogs Ferdinand entsenden konnte.

Immer mehr wünschten die kriegführenden Mächte den Frieden, allein kein Theil wollte sich zu einem Opfer entschließen. Georg II., König von England, war im October 1760 gestorben, und die englischen Subsidien an Preußen hörten unter der neuen Regierung auf. Dieser Umstand bewog den König vorzüglich, während des Feldzugs von 1761 den Krieg nur vertheidigungsweise fortzusetzen. Prinz Heinrich stand in Sachsen; Friedrich aber eilte nach Schlesien, wo er inzwischen die Vereinigung der Oestreicher

und Russen nicht verhindern konnte. Er bezog mit 50,000 M. ein festes Lager bei Bunzelwitz; die Macht seiner vereinigten Feinde belief sich auf 130,000. Der König, um sich nicht dem Zufalle Preis zu geben, wich jedem entscheidenden Gefechte aus und veränderte seine Stellung erst dann, als die Russen durch Mangel genöthiget waren, sich ihren Magazinen zu nähern. Schweidnitz war indessen von den Oestreichern eingenommen und selbst Kolberg von den Schweden erobert worden. F's Lage schien unter diesen Umständen mißlicher als je zu sein, und es blieben ihm beinahe keine Aussichten übrig, im folgenden Feldzug (1762) den Krieg fortzusetzen, wenn nicht seine ärgste Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, gestorben und ihr Nachfolger Peter III. sein Freund und Bundesgenosse geworden wäre. Auf den Frieden mit Rußland folgte bald der mit Schweden. F. benutzte den Vortheil, welchen ihm seine neuen Verbindungen gewährten; er machte Anstalt zum Entsatze von Schweidnitz und beunruhigte seine Feinde durch Einfälle in Böhmen, Mähren und östreichisch Schlesien. Schweidnitz ergab sich am 9. Octbr. Prinz Heinrich gewann den 29. Octbr. die Schlacht bei Freiberg (s. d.) gegen die Oestreicher, worauf F. einen Waffenstillstand mit Oestreich abschloß und mit seiner Armee in Schlesien, Sachsen und der Lausitz die Winterquartiere bezog. Unter den so veränderten Umständen hätte Preußen auch noch im folgenden Jahre einen Feldzug aushalten können, wenn die übrigen kriegführenden Mächte noch Lust gehabt hätten, den Krieg fortzusetzen. Dies war jedoch keineswegs der Fall, und F., der nie abgeneigt war, Friedensvorschläge anzuhören, bot sogleich freundschaftlich die Hand, als sich seine Feinde dazu geneigt zeigten. Sonach ward am 15. Febr. 1763 in Hubertsburg zwischen Oestreich, Preußen und Sachsen ein Friede abgeschlossen, nach dessen Bedingungen die im Krieg eroberten oder besetzten Länder geräumt und von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht geleistet ward.

F. trat aus diesem 7jährigen Kampfe mit einem Glanz hervor, der ihm für die Zukunft einen entscheidenden Einfluß auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten sicherte. Preußen hatte in diesem Kriege nach des Königs eigenen Angaben in den 16 gekämpften Hauptschlachten und zahlreichen kleinen Kriegsereignissen 180,000 M. verloren, und mehr als 30,000 Menschen waren bei den grausamen Verheerungen der Russen in verschiedenen Provinzen umgekommen. Die Unterhaltung der Armee und andere Kriegsausgaben hatten einen Aufwand von 125,000,000 Thalern verursacht, und den meisten Provinzen fehlte es an Allem, was nicht allein zum Wohlstand, sondern sogar zum nothdürftigen Unterhalt gehört. Es bedurfte daher ungeheuerer Anstrengungen und einer außerordentlichen Betriebsamkeit, diese Wunden zu heilen und den Zustand wieder herbei zu führen, in welchem sich der preuß. Staat vor diesem Kriege befunden hatte.

Es muß zunächst die Frage entstehen, wie es möglich war, daß Preußen einen so verderblichen Krieg 7 Feldzüge hindurch gegen die größten Monarchen von Europa aushalten konnte? Nur allein F's Staatsklugheit und weitumfassendem Geiste konnte es gelingen, diese großen Opfer möglich zu machen, zu welchen ihm nur folgende Mittel zu Gebote standen. Aus den ihm verbliebenen Provinzen zog er 4 Millionen Einkünfte; die Kriegssteuern Sachsens betrugen zwischen 6 und 7 Millionen; die 4 Millionen Hilfsgelder von England wurden in 8 verwandelt; der Pacht der Münze brachte 7 Millionen ein, indem man den Werth des Geldes um die Hälfte verringerte; überdies hatte man die Bezahlung der Civilgehalte aufgeschoben, um alle Gelder auf die Kriegsausgaben verwenden zu können; aus diesen Fonds

flossen im Ganzen 25 Millionen. Bewunderswürdig muß F's Streben erscheinen, mit welchem er vom Augenblick des abgeschlossenen Friedens an für das Wohl seines Staates besorgt war. 25,000 Maß Korn und Mehl, 17,000 Maß Hafer und 35,000 Pferde von der Cavalerie und Artillerie wurden in die Provinzen vertheilt, so wie bedeutende Quantitäten von Lebensmitteln. Außerdem gab der König als Unterstützung an Schlesien 3 Millionen Thaler, an Pommern und die Neumark 1,400,000 Thaler, an die Kurmark 700,000 Thaler, dem Herzogthum Kleve 100,000 Thaler und dem Königreich Preußen 800,000 Thaler. Die Steuern wurden zum Theil auf die Hälfte herabgesetzt, und so gewann das Volk wieder Muth, um nicht in seiner Lage zu verzweifeln, um zu arbeiten und durch Thätigkeit und Fleiß die erlittenen Kriegsdrangsale vergessen zu machen. Außerdem war des Königs Augenmerk darauf gerichtet, die Manufacturen und Fabriken wieder in Aufnahme zu bringen und die Anlegung neuer mit Vorschüssen zu unterstützen. Im J. 1764 begründete er die Berliner Bank und gab 8 Millionen dazu als ersten Fond; und viele andere Institute fanden in dieser Friedenszeit ihre Entstehung.

Durch die im J. 1772 eingetretene Theilung Polens erhielt Preußen einen Zuwachs von 900 □Meilen mit 28 Städten, 520 Dörfern und 89,105 Einwohnern.

Noch ein Mal sah sich F. gezwungen, zu den Waffen zu greifen und seinen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Europa's geltend zu machen. Der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern starb am 30. Decbr. 1777 ohne Erben, und dem Kurfürsten der Pfalz, Karl Theodor, wurden seine Erbschaftsansprüche streitig gemacht; er trat im J. 1778 die Hälfte seiner Erbschaft an Oestreich ab, welches sogleich mit militairischer Gewalt Besitz davon nahm. Der Herzog von Zweibrücken, als nächster Erbe des Kurfürsten von der Pfalz, protestirte dagegen; Sachsen machte auf die Allodialgüter des Herzogthums Baiern Ansprüche und der Herzog von Meklenburg an die Landgrafschaft Leuchtenberg. Alle diese Erben wandten sich an den König von Preußen, und F. ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, wo er zeigen konnte, wie bereit er wäre, den Unterdrückten beizustehen und die Rechte des deutschen Reiches aufrecht zu erhalten. Auch konnte er eine Vergrößerung des Hauses Oestreich nicht ruhig mit ansehen. Er versuchte Alles, um eine gütliche Ausgleichung zu bewirken, und erst als ihm dies nicht gelang, ließ er 2 Armeen in Böhmen einrücken, womit der baiersche Erbfolgekrieg eröffnet ward. Kaiser Joseph II. war jedoch zu keiner Schlacht zu bringen, und die noch lebende Maria Theresia wünschte den Frieden. Es blieb daher nur bei mehreren Demonstrationen, und als Katharina II. erklärte, Preußen mit 60,000 M. unterstützen zu wollen, ward dieser Krieg ohne Schlacht im Frieden zu Teschen am 13. Mai 1779 beendigt. Die zwischen dem Wiener Hof und dem Kurfürsten von der Pfalz abgeschlossene Convention ward für nichtig erklärt, und während alle übrigen betreffenden Mächte zufrieden gestellt wurden, erhielt F. für ein Opfer von 13 Millionen Kriegskosten die Zusicherung der Erbfolge auf die Fürstenthümer Baireuth und Ansbach. F. widmete sich nun mit größter Anstrengung seinen Regierungsgeschäften und der Begründung eines dauernden Glückes seiner Staaten, und setzte seinen preiswürdigen Thaten die Krone auf, indem er der Stifter eines deutschen Fürstenbundes wurde (am 23. Juli 1785), welcher die Reichsfürsten gegen alle unrechtmäßigen Eingriffe des Reichsoberhauptes sicherte.

Eine unheilbare Wassersucht beschleunigte endlich des großen Königs

Tod, und als er sein thatenreiches Leben endete, hinterließ er seinem Neffen und Thronfolger Friedrich Wilhelm II. ein um 1325 Quadratmeilen vergrößertes Reich, einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thalern, ein Heer von 200,000 M., einen hohen Credit bei allen europäischen Mächten und einen durch Bevölkerung, Industrie, Wohlstand und wissenschaftliche Cultur kräftig emporgehobenen Staat. Bewunderung muß das Resultat einer solchen Lebensthätigkeit erregen, wenn man die unübersteiglich scheinenden Hindernisse und Schwierigkeiten beachtet, die derselben entgegenstanden; und mag auch die Form zerbrochen sein, unter welcher der Funke F's Geist entzündete, erwärmte und belebte; mag er sowohl, als seine Werke dem strengen Urtheil der vorgeschrittenen Zeit mit ihren Forderungen und Bedürfnissen unterliegen: die Stimme der Gerechtigkeit, welche den Menschen von dem König, die Vergangenheit von der Gegenwart scheidet, kann als Nachhall seines Lebens und Wirkens ihm den Namen eines großen, in der Weltgeschichte seltenen Mannes nicht streitig machen.

Wenn aber Krieg das Element war, aus dem die großartigen Schöpfungen F's hervorgingen, wenn fast alle Mächte Abgeordnete in die Läger seiner Armeen sendeten, um die Theorien, welche seinen Feinden so furchtbar geworden waren, an Ort und Stelle zu studiren, wenn später Frankreich und andere Staaten F's Kriegswesen bis zum kleinlichsten Pedantismus nachahmten, wenn endlich Napoleon, der Held und Schöpfer der neuesten Kriegführung, es selbst nicht verschmähte, dessen Kriegsschule als Commentar zu benutzen: so muß vor Allem dem Militair der Mann wichtig sein, dessen Thaten in unmittelbarer Beziehung zu seinem Berufe stehen. — Es würde zu weitläufig sein, alle die speciellen Verbesserungen, welche der große König bei seinem Heere einführte, hier aufzählen zu wollen, da überdies die zahlreichen Schriften über ihn und von ihm selbst diese genugsam erläutern; allein nicht unerwähnt darf bleiben, daß das Heer F's in disciplinarischer und taktischer Hinsicht für damalige Zeit nichts zu wünschen übrig ließ. In Beziehung auf Kriegführung selbst ward er der Schöpfer eines neuen Systems und das Muster seiner und der spätern Zeit. F. brachte eine vorher nie gekannte Beweglichkeit in die militairischen Operationen, die Zahl und Ueberlegenheit seiner Feinde gaben Veranlassung zu jenen Gewaltmärschen, welche erst die Napoleon'sche Kriegsschule wieder in's Leben gerufen hat; er überwand das Vorurtheil, das Terrain unter allen Formen für militairische Positionen benutzen zu können, und trotzte den Elementen, indem er Winterfeldzüge unternahm. Die preuß. Cavalerie unter ihrem Anführer Seidlitz (s. d.) galt für die beste in Europa; die Infanterie bewährte selbst auf dem Rückzuge ihren auf so vielen Schlachtfeldern erworbenen Ruhm.

Wir schließen diese Biographie mit einem Blick auf F's d. Gr. hinterlassene schriftstellerische Werke. Schon bei seinen Lebzeiten erschienen Gedichte von ihm, welche Talent und wahrhaft poetisches Feuer verrathen. Sein **Antimachiavel**, den er als Kronprinz schrieb, stellt ihn von der Seite eines menschenfreundlichen Monarchen dar; seine brandenburgische Geschichte erwarb ihm den Ruhm eines vortrefflichen Geschichtschreibers, und seine historischen Werke, welche erst nach seinem Tode herauskamen, werden stets als ein Schatz für die Archive aller Jahrhunderte und Nationen gelten. Ganz im Geist edler Einfalt und Größe, voll des wärmsten Gefühls für Vaterland und Volk, wenig schmeichelhaft für ihn selbst, den Verfasser und Feldherrn, aber desto rühmlicher für die Gefährten und Theilnehmer einer Siege, in einer edlen, würdigen Sprache trotzen sie dem Tadel und

der Verleumdung und können ihren unwiderruflichen Werth für die späte Nachwelt nicht verlieren. (Bearbeitet nach den hinterlassenen Schriften F's II. — Staats= und Heldengeschichte F. II. 5. Thle. mit Kupf. — Leben und Regierungsgeschichte F's II. 3. Thle. Cnobloch. Außerdem hat F. d. Gr. 30 deutsche, 7 französische und 2 englische Biographen gefunden).

S . . . w.

Friedrich, Wilhelm Georg, Prinz von Oranien=Nassau, zweiter Sohn Wilhelm's V. und Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, geboren im Haag den 15. Febr. 1774, konnte als nachgeborner Prinz weder in den deutschen Erbländern, noch in der Erbstatthalterschaft seinem Vater folgen und entschloß sich deßhalb, seiner individuellen Neigung folgend, Kriegsdienste zu nehmen. Diesem natürlichen Triebe wurde durch gründliche Unterweisung in allen dem künftigen Feldherrn unentbehrlichen Kenntnissen von trefflich gewählten Führern und Lehrern die beste Richtung gegeben, und überhaupt auf wissenschaftliche Ausbildung die größte Sorgfalt verwendet. Hierdurch und durch die unbegrenzte Wißbegierde und unermüdete Thätigkeit machte sich der Prinz die Fertigkeiten des gemeinen Kriegers sowohl, als auch die höhern Kenntnisse des Befehlshabers in ihrem weitesten Umfange zu eigen, ohne jedoch andere Wissenschaften zu vernachlässigen. Einige Jahre nach Herstellung der Erbstatthalterschaft erhielt F. bei der Garde zu Pferd im Haag eine Anstellung; doch waren die Aussichten für den Augenblick nicht glänzend, da überall Friede herrschte. Die franz. Revolution erfüllte indessen bald seinen Wunsch. Während der ältere Prinz, zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmt, 1793 zu einer Unterredung mit den Heerführern der Verbündeten gereist war, sammelte F. die im Lande zerstreut liegenden Truppen und führte das in der Eile zusammengeraffte Corps bereits den 24. Febr. aus dem Haag nach Nimwegen. Dort angelangt, erhielt er die unangenehme Nachricht, daß Breda und Klundert nach kurzer Vertheidigung in die Hände der Feinde gefallen, Gertruidenburg sich ergeben habe und nur Willemstadt und Mastricht Widerstand leisteten. Angefeuert durch jene Unfälle, eilte F. den bedrohten Gegenden schnell zu Hilfe, und nachdem sein Bruder den Oberbefehl übernommen und das kleine Heer allmälig verstärkt und gebildet hatte, wurden unter F's Leitung bereits Anfangs April beide Festungen dem Feinde wieder abgenommen. Bei Halluin in der Gegend von Menin schlug der Prinz eine feindliche Abtheilung, wodurch sich die Franzosen genöthigt sahen, Warnelon und die Ufer der Lys zu verlassen. In diesen Zeitpunct fällt auch F's erste Zusammenkunft mit dem Erzherzog Karl von Oestreich in Brüssel, welche den Grund zu der Freundschaft zwischen beiden Feldherren legte, die bis zu F's Tode ununterbrochen fortdauerte und wahrscheinlich später die Veranlassung ward, daß der Prinz in kaiserliche Kriegsdienste gezogen wurde. Bei der Erstürmung einer Batterie auf einer Anhöhe unweit Werwick stürzte F., durch eine feindliche Kugel in das Obergelenk des Armes getroffen, und nur mit Mühe konnten ihn seine treuen Husaren aus dem Gefecht retten. Die unvollkommene Heilung dieser Wunde war langwierig und schmerzhaft, und kann als eine Hauptursache des frühen Todes des Prinzen angesehen werden. Im Anfange des Jahres 1794 ward er zur Belohnung seiner Verdienste um den Staat zum General der Cavalerie ernannt, legte aber, nachdem die Provinz Utrecht am 16. Jan. 1795 verloren gegangen und nun an eine weitere Vertheidigung nicht mehr zu denken war, seine Befehlshaberstelle nieder und folgte seinem Vater nach England. Am 17. April 1796 trat der Prinz als Generalmajor bei der Armee am Niederrhein in östreichische

Kriegsdienste, erhielt unter dem Feldzeugmeister Graf Wartensleben den Befehl über die Infanterieregimenter Giulay und Sztarray, und wohnte in dieser Eigenschaft dem Feldzuge dieses Jahres bei. Bei dem Angriffe auf die Verschanzungen von Kehl und während der Einschließung dieser Festung, vom 3.—11. Octbr., gab der Prinz mehrfache Beweise seiner Entschlossenheit und Tapferkeit.

Die Schlachten bei Emmendingen am 19. und 20. Octbr. 1796 (s. d.) und bei Schlingen (s. d.) gaben ihm wiederholte Gelegenheit, dem Hause Oestreich wesentliche Dienste zu leisten. Nachdem Moreau über den Rhein zurückgegangen war, rückte F. Anfangs November bei dem Belagerungscorps vor Kehl ein und eroberte 2 von den Franzosen in der Nacht vom 21. zum 22. Novbr. genommene Verschanzungen wieder. Mit gleichem Muthe vertrieb er am 28. Novbr. den Feind an der Spitze des servischen Freicorps aus dem Dorfe Kehl und behauptete sich darin. Seine zweckmäßigen Anordnungen sowohl, als die durch seine persönliche Tapferkeit bewirkte Erstürmung der Schwabenschanze bei dem Angriff auf das feindliche Lager am 5. Jan. 1797 führten die Uebergabe der Festung nach wenigen Tagen herbei. Kaiser Franz II. belohnte die Verdienste des Prinzen mit dem Maria Theresiaorden. Im Febr. 1797 wurde F. mit 4 Grenadierbataillonen zur italienischen Armee versetzt, deren Oberbefehl Erzherzog Karl übernommen hatte, focht rühmlich bei Neumark im Judenberger Kreise des Herzogthums Steiermark, erhielt bald nachher das erledigte Regiment d'Alton, welches nun den Namen Oranien annahm, und ward den 29. Octbr. 1797 vom Kaiser zum Feldmarschallieutenant ernannt. Den 14. Novbr. 1798 erhielt F. den Oberbefehl über das ganze östreich. Heer in Italien mit der Ernennung zum Feldzeugmeister. Doch nur kurze Zeit bekleidete der Prinz diesen Posten; denn von einer unter den Truppen ausgebrochenen ansteckenden Krankheit ergriffen, endete er nach kurzem Krankenlager in Padua am 6. Jan. Morgens 10 Uhr 1799 sein Leben. Im Eremitenkloster daselbst fand der Entseelte seine Ruhestätte, dessen irdische Reste später in einer an die Klosterkirche stoßenden Kapelle begraben wurden. E. B.

Friedrichshamm (Friedrichshafen), wichtige Festung im russischen Gouvernement Wiburg, auf einer Halbinsel des finnischen Meerbusens mit einem Hafen und 1400 Einw.

Belagerung durch König Gustav III. von Schweden, im August 1789.

Während der schwedische Brigadier, Baron Hastfehr, Nieslot (Neuschloß) blokirte und der Generalmajor Baron Armfelt die gemachten Eroberungen zu behaupten suchte, griff der König von Schweden selbst die Feste Friedrichshamm an, welche schon einige Zeit vorher zu Wasser blokirt und am 2. August bereits ein Mal von der Landseite berennt worden war. Gustav leitete die Belagerung selbst; unter ihm befehligten zu Lande sein Bruder Herzog Friedrich, zu Wasser der General Baron Siegroth. Mit vieler Thätigkeit errichtete man auf der Landseite mehrere Batterien, während die Stadt von den Galeeren mit Erfolg beschossen wurde. Die Besatzung wehrte sich tapfer und in einem hitzigen und mehrstündigen Gefechte wurde der Versuch des Königs, sich der Vorstadt zu bemächtigen, abgeschlagen. Dennoch wäre vielleicht die Absicht Gustav's gelungen, wenn derselbe nicht schon in der Nacht vom 5. zum 6. Aug. die Belagerung hätte aufheben und sich wegen einer in seinem Heere ausgebrochenen Meuterei an die Grenze zurückziehen müssen.

Seeschlachten zwischen der schwedischen und russischen Flotte, 24. Aug. 1789 und 15. Mai 1790.

Die schwedische Galeerenflotte hatte in den russischen Scheeren vor Friedrichshamm unweit Swenskfund eine feste Stellung genommen und erwartete, durch Versenkungen und andere Vorsichtsmaßregeln gedeckt, ruhig den Angriff der russ. Flotte unter dem Prinzen von Nassau, welcher sie schon am 13. Aug. die Schlacht angeboten hatte. Lange zauderte der Prinz von Nassau, den Angriff zu beginnen, ob er gleich wohl noch ein Mal so stark war als sein Gegner. Endlich eröffnete er mit aller Macht am 24. Aug. früh 10 Uhr die Schlacht. Indem er mit dem größten Theile seiner Flotte die feindliche Front angriff, fiel ein Geschwader von 28 Schiffen den Schweden von Aspö her in den Rücken und nöthigte dieselben, ihr Feuer nach beiden Seiten hin zu theilen. Muthig wendete der schwedische Admiral Ehrenschwerd seine Hauptmacht gegen das Geschwader, das ihn umgangen hatte, nahm 3 Fahrzeuge und nöthigte 20 derselben, die Flagge zu streichen, während bis 7 Uhr Abends trotz des hitzigsten Gefechtes die Russen immer noch keinen Vortheil hatten erkämpfen können. Um diese Zeit war es der westlichen russischen Abtheilung gelungen, nach einem verzweifelten Widerstande der dies hindern wollenden Schweden die durch zusammengekettete Schiffe gebildeten Versenkungen wegzuschaffen und somit die Pässe zu gewinnen. Dies entschied den Ausgang der Schlacht; denn bei der Vertheidigung der Hindernisse waren viele schwedische Schiffe, besonders die Turoma fällan wärre, so beschädigt worden, daß sie nicht länger gebraucht werden konnten. Admiral Ehrenschwerd gab den Befehl zum Rückzuge, bei welchem er jedoch noch den tapfersten Widerstand leistete. Die Galeere Hennewa Oden ward erst nach 12stündigem Gefechte, nachdem ihre Geschütze demontirt und ihre Munition erschöpft war, genommen; der Major Hagenhausen sprengte sich mit der Turoma Björn Jernsida in die Luft, um sich nicht zu ergeben; kein Fahrzeug fiel ohne das blutigste Gefecht in die Hände der Sieger. Die Berichte erzählen von den glänzendsten Beweisen des Heldenmuthes; ja selbst Officiersfrauen sollen zu den Waffen gegriffen haben. Trotz dem mußte gegen 9 Uhr Abends die schwedische Flotte nach Swartholm zurückweichen, nachdem sie das Contreadmiralschiff von 40 Kanonen (nach russischen Berichten) und noch 5 Schiffe verloren hatte. Die Sieger hatten 100 Gefangene gemacht; Ehrenschwerd rettete sich mit der Admiralsflagge auf einer Jacht. Der russische Verlust belief sich auf 3 Galeeren, 2 Schebecken und 1 Bombardiergalliote, die 20 Fahrzeuge nicht gerechnet, die gleich zu Anfange des Gefechtes die Segel zu streichen gezwungen worden waren. Jedenfalls hatten die Russen den Sieg der Einsicht des Prinzen von Nassau und dem glücklichen Umstande zu danken, daß es ihnen gelungen war, die Versenkungen bei Swenskfund wegzuräumen. Der König Gustav III. selbst war bei Beginn des Treffens aus seinem Hauptquartiere Kymenegard bei der Flotte eingetroffen, hatte alle Gefahren seiner tapfern Krieger getheilt und hatte die Klippe, auf der er sich befand, erst verlassen, als diese mit Bomben und Granaden bedeckt war und man dem Feinde den Sieg nicht länger streitig machen konnte. Der Prinz von Nassau benutzte den erkämpften Vortheil, den König, dessen rechte Flanke durch den Verlust der Scheerenflotte entblößt war, bei Högfors anzugreifen und denselben aus der nun nicht mehr haltbaren Stellung zu verdrängen. Ansehnlich waren die Belohnungen der Kaiserin Katharine an ihr siegreiches Heer; der Prinz von Nassau bekam den St. Andreasorden, die mit Auszeichnung ge-

nannten Officiere theils Ehrenzeichen, theils Geschenke, alle Unterofficiere und Gemeine silberne Erinnerungsmedaillen.

Die Niederlage bei Friedrichshamm zu rächen, hatte König Gustav, ermuthigt durch den Sieg bei Walkiala den 15. April und 2 andere Siege in Savolax und Finnland, den 9. Mai 1790 den Oberbefehl über die schwedische Flotte selbst übernommen und erschien am 15. Mai unerwartet vor Friedrichshamm, wo sich jetzt nur ein Theil der russischen Galeerenflotte befand. Diese erwartete den Angriff des Königs in Schlachtordnung, die sie, als sie seine Annäherung entdeckt, zwischen den Vorgebirgen Wyranemi und Suranemi genommen hatte. Gustav griff unter lebhaftem Feuer mit beiden Flügeln an. Zwar brachte der heftige Widerstand der russischen Flotte den rechten schwedischen Flügel in einige Unordnung; aber die Angegriffenen konnten dennoch ihre Stellung nicht behaupten und mußten sich unter die Kanonen der Festung zurückziehen, wobei sie 38 bewaffnete Fahrzeuge und 200 Gefangene verloren. 10 Kanonierschaluppen und mehrere Proviantschiffe wurden außerdem noch unter den Mauern der Stadt versenkt. Unter den eroberten Schiffen befanden sich 3 schwedische, welche im vorigen Jahre am 24. Aug. in die Hände der Feinde gefallen waren. Sogleich nach dem Siege ließ der König die Festung zur Uebergabe auffordern und, als diese abgeschlagen wurde, durch Kanonierschaluppen zu Wasser und zugleich zu Lande durch Fußvolk angreifen. Eine Abtheilung der Truppen des Generallieutenants Numsen jedoch entsetzte die Stadt und schlug auch in Verbindung mit der, kräftigen Widerstand leistenden Besatzung einen zweiten Angriff des Königs ab, den dieser am 20. d. M. durch 8 Jollen, 10 Kanonierschaluppen und 7 Mörserbarkassen versuchte. (Geschichte des letzten schwedisch-russischen Krieges (v. Horst). Frkft a. M. 1792).

Friede zwischen Rußland und Schweden, 17. September 1809.

Schon im August des Jahres 1809 waren die Abgesandten beider Staaten aufgebrochen, um wegen eines Friedens zu unterhandeln, der sich jedoch noch bis zum September verzögerte, da die russischen Forderungen, besonders in Betreff der Alandsinseln, weiter gingen, als die schwedische Regierung glaubte zugestehen zu müssen. Oberadmiral af Puke unternahm deßhalb eine Diversion zur See nach Umea, um den russischen General Graf Kamensky zu hindern, von Neuem die Offensive gegen den schwedischen General Graf Wrede, der hinter dem Oerefluß stand, zu ergreifen. Am 17. Septbr. endlich, wenige Tage nach Zurückkunft der schwedischen Flotte, ward der Friede zu Friedrichshamm von den schwedischen Abgeordneten Baron Stedingk und Generalmajor Sköldebrand, und den russischen Gesandten, Staatsminister Graf Romanzoff und dem Kammerherrn von Alopeus, abgeschlossen. Schweden trat an Rußland ganz Finnland, Westbothnien bis an den Torneå und die der finnischen Küste näher gelegene Hälfte der Alandsinseln ab, so also, daß das Alandshaff, der bothnische Meerbusen und die Flüsse Torneå und Muonio die Grenze bilden sollten. Den Einwohnern ward die Freiheit gelassen, ihre Besitzungen binnen 3 Jahren zu veräußern, wenn sie nicht im Lande bleiben wollten. Die Handelsverbindungen beider Reiche, deren Handelstractat bis 1813 verlängert wurde, blieben unverändert; auch wurde die Bestimmung, daß Schweden dem Continentalsysteme beitreten sollte, so modificirt, daß man immer noch Einiges für den Handel hoffen konnte. Das Nähere wurde den Unterhandlungen vorbehalten, die zwischen Schweden, Frankreich und Dänemark eintreten sollten. Bis dahin versprach Schweden, seine Häfen den englischen Kriegs-

und Kauffahrteischiffen, mit Vorbehalt der Einfuhr von Salz und Colonialwaaren, zu schließen. Der Friede wurde zu Stockholm den 3., zu St. Petersburg den 13. Octbr. ratificirt. Der Verlust von Finnland war für Schweden in mehr als Einer Hinsicht empfindlich; denn, abgesehen davon, daß diese Provinz den dritten Theil des Reiches (4700 Meilen mit 900,000 Seelen) ausmachte, galt sie auch für die Vorrathskammer von Schweden. Sie versorgte dasselbe mit Getreide, Holz, Vieh, Fischen und dergl., und lieferte die besten Soldaten, so wie die Alandsinseln die besten Matrosen. Rußland dagegen hatte ungemein Viel durch diesen Zuwachs gewonnen, weil es ein Land erhielt, welches die vielen armen Provinzen mit Producten versehen konnte, und welches zugleich militairische Wichtigkeit für dasselbe hatte, da die Hauptstadt des Reiches von Finnland aus stets gefährdet gewesen war und bei unglücklichem Zusammentreffen der Umstände leicht ein Mal hätte verloren werden können. (Gesch. der schwed. Revolution mit authent. Staatspapieren. Kiel, 1811). C.

Friesen am Geschütz, siehe Geschützrohr.

Frimont, Johann Maria, Graf von Frimont, Fürst von Antrabocco, k. k. östreich. wirkl. geh. Rath, General der Cavalerie, Hofkriegsrathspräsident, Inhaber des Husarenregimentes Nr. 9, Sohn eines Edelmannes, wurde am 3 Januar 1759 zu Finstringen in Deutschlothringen geboren und trat im Jahre 1776 als Gemeiner in das Husarenregiment Wurmser Nr. 8. Nachdem er den Feldzügen 1778 und 79 in Böhmen, 1788 und 89 gegen die Türken beigewohnt, 1790 bei Dämpfung der Unruhen in den Niederlanden gebraucht worden, dann 1792, 93, 94 in den Niederlanden, 95, 96, 97 bei der Oberrheinarmee immer mit Auszeichnung gefochten und bereits im Mai des letztgenannten Jahres den Maria Theresienorden erhalten, wurde er im April 1798 zum Obersten und Commandanten des neuerrichteten Jägerregimentes zu Pferd Bussy ernannt, war mit solchem in den Jahren 1799 und 1800 in Italien, zeichnete sich in den Kämpfen gegen Massena und in der Schlacht bei Marengo besonders aus, und deckte mit zwei Reiterregimentern den Rückzug hinter die Etsch nach der Schlacht an den Ufern des Mincio, am 25. und 26. December. Am 9. Januar 1801 wurde er Generalmajor und stand als Brigadier in Debreczyn bis zum Ausbruche des Krieges 1805. In demselben commandirte er eine Brigade beim Heere des Erzherzogs Karl in Italien. Auch hier zeichnete er sich als Führer der Vorhut im Gefechte von San Michele und in der Schlacht bei Caldiero am 30. Octbr. aus. Während des nun folgenden Friedens stand er als Brigadier in Güns und wurde im Jahre 1806 zum Inhaber des Husarenregiments Nr. 9 ernannt und in den Freiherrnstand erhoben.

Zu Anfang des Jahres 1809 zum Feldmarschalllieutenant ernannt, commandirte er eine Division bei der Armee von Italien. Führer der Vorhut beim Einbruche in Friaul, hatte er am 15. April ein glückliches Gefecht gegen den feindlichen Nachtrab bei Pordenone und eroberte 4 Geschütze und 3 Adler. Zum Siege des Erzherzogs Johann über den Vicekönig von Italien bei Sacile (s. d.) am 16. April trug er wesentlich bei und führte die Vorhut auch beim ferneren Vorrücken bis gegen Verona. Bei dem den 1. Mai begonnenen Rückzuge commandirte er die Nachhut und bewies große Standhaftigkeit in den Gefechten bei Olmo, Salvarosa, beim Uebergange über den Tagliamento, bei San Daniele und in der Schlacht an der Piave. Er erhielt dafür das Commandeurkreuz des Maria Theresienordens. In der zweiten Hälfte des Feldzuges commandirte Frimont eine Division von

24 Bat., 14 Schwadr. unter dem unmittelbaren Befehle des Erzherzoges in Ungarn.

Nach abgeschlossenem Frieden wurde er als Inspector in Inneröstreich angestellt und folgte im Jahre 1812 dem östreich. Hilfscorps im Kriege Napoleon's gegen Rußland als Commandant der Reservereiterdivision. Für die als solcher geleisteten Dienste wurde er mit dem Commandeurkreuze des Leopoldordens belohnt.

Im Feldzuge 1813 gegen Frankreich stand er zuvörderst als Divisionair bei dem Hiller'schen gegen Italien bestimmten Corps und trug wesentlich bei zum glücklichen Erfolge des Gefechtes bei Villach am 24. August. Am 13. Oct. zum General der Cavalerie befördert, erhielt er den Befehl über die östreich. Truppen, welche, mit den bairischen vereint, unter Wrede's Oberbefehl das 5. Armeecorps des großen verbündeten Heeres bildeten. Ausgezeichnete Dienste leistete er während des Feldzuges 1814 in den Schlachten bei Brienne und Arcis sur Aube und in dem Treffen bei Bar sur Aube, und wurde nach dessen Beendigung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt.

Im Jahre 1815 an die Spitze des gegen Murat bestimmten östreich. Heeres gestellt, bereitete er zuerst kräftige Vertheidigungsmaßregeln am Po und legte durch seine Entwürfe den Grund zu dem schnellen Siege Bianchi's über Murat. Er selbst aber bildete zugleich in Oberitalien das gegen Südfrankreich bestimmte, unter seinen Oberbefehl gestellte Heer von 68 Bat. 45 Schwadr. — Er führte es über den Simplon gegen die Alpenarmee unter Marschall Suchet, dem er mehrere siegreiche Gefechte lieferte, und eroberte die Bergfeste l'Ecluse und Macon. Frimont, der im Jahre 1815 die Geheimrathswürde und das Großkreuz des Leopoldordens erhalten, commandirte bis zum Jahre 1818 das nach dem Frieden im Elsaß zurückbleibende östreich. Occupationscorps. Er wurde hierauf zum commandirenden General der venetianischen Provinzen ernannt und befand sich in den Jahren 1819 und 1820 in Padua.

Im Anfange des Jahres 1821 wurde ihm der Oberbefehl der Armee von 49 Bat., 40 Schwdr. übertragen, welche im Monat Februar nach Neapel zur Wiederherstellung der Regierung daselbst, marschirte. F's Thätigkeit, die Zuverlässigkeit seiner Truppen und die Feigheit der Insurgenten, welche sie zu bekämpfen hatten, machten diesem Feldzuge schnell ein Ende, und nach wenigen Gefechten rückte die östreich. Armee schon am 24. März in Neapel ein. F. wurde dafür vom Kaiser mit dem Orden der eisernen Krone erster Klasse, vom Könige von Neapel mit dem Titel eines Fürsten von Antrodocco nebst einer Dotation von 220,000 Ducati belohnt. Er blieb bis zum Jahre 1825 in Neapel, und sein versöhnendes Betragen erwarb ihm das Vertrauen des königlichen Hauses sowohl, als des Volkes, deren Achtung ihm folgte, als er zum Generalcommando der Lombardei und Venedigs nach Verona zurückkehrte.

Im Spätjahre 1830 verstärkte Oestreich seine Truppen in Italien, und als im März 1831 Unruhen in Modena, Ferrara, Parma ausbrachen, als auch auf päpstlichem Gebiete Aufruhr entstand, da war es F., der mit diesen Truppen die Ordnung schnell wieder herstellte und die rechtmäßigen Behörden überall wieder einsetzte. Er wurde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben.

Am 19. Novbr. 1831 wurde F. zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt und ging bald darauf nach Wien ab. Allein kaum in diesen hohen Wirkungskreis eingeführt, wiederholten sich plötzlich Gichtanfälle, an

denen er schon früher gelitten, und die jetzt nach der Brust trafen. Er starb am 26. Dec. und wurde auf seinen Gütern zu Valota in Ungarn beerdiget, in einer von ihm selbst in der Form eines Armeekreuzes erbauten Kirche. Von der östreichischen Armee wurde er als ein tapferer Führer betrauert; er hatte in ihr 55 Jahre lang gedient, in 20 Feldzügen mit ihr gefochten. Außer den erwähnten Orden seines Monarchen zeugten noch viele von fremden Monarchen von der allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste. (Oestr. Zeitschrift, Jahrg. 1833). T.

Fririon, Franz Nicolaus, Baron, Generallieutenant, Großofficier der Ehrenlegion, Ritter des Ludwigs- und Großkreuz des Danebrogordens, geboren den 7. Febr. 1766 zu Vendières im Departement der Meurthe, begab sich den 23. April 1782 als Freiwilliger in die Reihen der franz. Armee, wurde den 6. Oct. 1794 zum Bataillonscommandanten ernannt und zeichnete sich während des Rheinfeldzugs von 1796 durch Tapferkeit und strenge Mannszucht, namentlich bei der rückgängigen Bewegung am 19. Oct. desselben Jahres, so aus, daß man ihm die Stelle als Generaladjutant ertheilte. In gleicher Eigenschaft verfügte er sich zu der in der Schweiz operirenden Armee, welche im Begriff stand, sich der Stadt Sitten zu bemächtigen. F., mit 25 Husaren eine Recognoscirung der Gegend unternehmend, stieß unvermuthet auf den Feind, warf sich trotz eines mörderischen kleinen Gewehrfeuers der die Hauptstraße vertheidigenden Infanterie auf eine verdeckte Batterie, nahm sie und drang dann, die Verwirrung des Feindes benutzend, in oben erwähnten Ort gerade zu rechter Zeit ein, um ihn vor Plünderung der unterdeß daselbst angekommenen franz. Truppen zu schützen. Das Directorium zu Paris bezeigte F. seine Zufriedenheit und sendete ihn unter dem Oberbefehl Scherer's 1798 nach Italien, wo ihm oft die Führung der Arrièregarde übertragen war. 1799 als Souschef des Generalstabes an den Rhein zurückberufen, bald darauf von Moreau auf dem Schlachtfelde von Hohenlinden zum Brigadegeneral erhoben, und in Folge des Waffenstillstandes zum Militaircommandanten in Salzburg und den angrenzenden Provinzen ernannt, in welcher Stellung er sich die Achtung der Truppen und der Einwohner zu erwerben wußte, vertraute man F. nach dem Frieden (1802) auch das Commando des Departements des Niederrheins. Die Stiftung der Ehrenlegion schmückte ihn mit dem Commandeurkreuze, und beim Ausbruche der Feindseligkeiten im J. 1805 ging F. nach Italien, kämpfte rühmlich unter Massena an dem Tage des Ueberganges über die Etsch und in den daraus folgenden Gefechten. Die Schlacht von Austerlitz hatte den Frieden abermals herbeigeleitet und für F. die Ernennung zum Befehlshaber in Venedig; das Bedauern der Bewohner dieser Lagunenstadt sprach sich laut aus, als er 1806 die Ordre erhielt, eine Brigade in der Division Boudet zu übernehmen. F. wohnte im Laufe des Krieges mit Preußen der Belagerung von Colberg und Stralsund bei, und bekam dann den Auftrag, sich der von 14 Kanonen und 700 M. vertheidigten Insel Damchol, des Schlüssels zur Insel Rügen, zu bemeistern, was ihm auch mit Hilfe von 900 auf 200 kleinen Barken eingeschifften Franzosen vollkommen gelang. F. besetzte hierauf mit seiner Brigade Bremen, Appenrade in Jütland und übte so strenge Disciplin, daß die dasigen Behörden den Truppen das größte Lob zollen mußten. Von dem Prinzen von Ponte-Corvo zum Führer einer aus 7 Bat. Spanier zusammengesetzten Avantgarde gewählt, vermochte nur seine Entschlossenheit und kräftige Handlungsweise mit Unterstützung weniger Officiere, eine aus politischen Gründen hervorgegangene, ihm den Tod drohende Empörung zu tilgen, welches Verdienst

von dem Könige von Dänemark durch Verleihung des Großkreuzes vom Danebrogorden anerkannt wurde. F. verließ den Norden, um sich mit seiner Brigade, dem 3. leichten und 93. Linienregimente, der großen Armee anzuschließen, ward beauftragt, nach dem ersten Uebergange über die Donau im Mai 1809 das Dorf Eslingen zu decken, und an den von ihm klug getroffenen Maßregeln, so wie an der Tapferkeit der ihm untergebenen Truppenabtheilung, brach sich hauptsächlich der entscheidende Cavalerieangriff des Erzherzogs Karl auf das franz. Centrum unter den Augen des Herzogs von Montebello, der F. darüber mit Lobeserhebungen überschüttete. Gegen Ende Juni desselben Jahres theilte ihn der Kaiser als Chef des Generalstabes zum Corps des Marschalls Massena, in welcher Function er wesentliche Dienste beim zweiten Donauübergange, in der Schlacht bei Wagram und in dem Gefechte bei Hollabrunn leistete; das Benehmen an der Brücke von Znaim, wo F. mit unbeschreiblichem Muthe das Vordringen einer starken östreich. Colonne mit ganz geringen Streitkräften verhinderte, setzte seinem Ruhme die Krone auf. Sobald der Waffenstillstand zu Znaim abgeschlossen war, empfing F. die ihm mit Recht gebührende Belohnung, welche in der Erhebung zum Divisionsgeneral und zum Baron mit der Zusicherung einer Dotation bestanden. Im J. 1810 folgte er der von dem Herzoge von Eßlingen befehligten Armee nach Portugal als Chef des Generalstabes, wohnte allen von dieser gelieferten Treffen bei, wurde, wieder in Frankreich angekommen, Inspecteur der 1. Militairdivision und blieb in dieser Anstellung, zugleich auch als Mitglied des Kriegsministeriums, zur Zeit der Wiederherstellung des Throns der Bourbons. S.

Fririon, Joseph Franz, Baron, Maréchal de camp, Officier der Ehrenlegion, Ritter des heiligen Ludwigordens, Bruder des eben erwähnten Generals, wurde den 12. Sept. 1771 zu Pont à Mousson geboren, trat den 1. Febr. 1791 zuerst freiwillig in das Infanterieregiment Artois, erhielt 1791 den Rang eines Unterlieutenants, 1792 den eines Lieutenants und kämpfte 1793 als solcher an den Ufern des Rheins. Das folgende Jahr rückte F. zum Hauptmann und 1797 wegen seines heldenmüthigen Betragens in der Belagerung von Kehl zum Grenadierkapitain auf. Zum Adjutanten 1800 im Stabe Moreau's bei der Rheinarmee und bald darauf auf dem Schlachtfelde zum Chef eines Grenadierbataillons ernannt, jedoch 1803 wieder zum 39. Linienregimente versetzt, erwarb er sich 1804 das Kreuz der Ehrenlegion und 1807 die Würde eines Obersten des 69. Regiments, welches zur 1. Division des 6. Corps der großen Armee gehörte. In der Schlacht bei Friedland hatte F. das Unglück, verwundet zu werden; doch war die außerordentliche Tapferkeit und Umsicht, die er von Anbeginn des Feldzugs bewiesen, seinen Obern nicht entgangen, und der Kaiser belohnte ihn mit dem Officierkreuz der Ehrenlegion und dem Titel eines Barons. Ende des Jahres 1808 folgte F. trotz einer schweren Krankheit seinem Regimente nach Spanien und erntete bei jeder sich darbietenden Gelegenheit neuen Ruhm, vorzüglich den 26. April 1809 bei Caracedo unweit Caldas del Rey gegen Morillo, im Juni durch die hartnäckige Vertheidigung von Lugo mit einer schwachen Besatzung gegen 14,000 Spanier, dann in den Gefechten von San Muñoz bei Salamanca, von Bonavares, Tamames und Alba de Formes. Nachdem sein Regiment der Armee in Portugal zugetheilt worden war, wohnte F. mit solchem der Einnahme von Ciudad Rodrigo und Almeida bei, that an der Spitze desselben in der Schlacht bei Buasco den 27. Sept. 1810 Wunder der Tapferkeit, so wie in den Gefechten im Val d'Ovos, Pombal, Rediñha, Foz d'Arunca und bei dem Uebergange

über die Brücke von la Ceira. Das Benehmen F's in der Schlacht von Fuentes de Oñoro den 5. Mai 1811 machte ihn dem Marschall Massena, welcher bereits früher für ihn um die Stelle eines Brigadiers angehalten hatte, abermals bemerkbar, und der Kaiser erfüllte diesen Wunsch den 22. Juni 1811 auf einen dießfalls erneuten Antrag. In der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei den Arapilen scheiterten alle Angriffe der Engländer gegen die feste Stellung F's, welcher dieselbe unter einem furchtbaren Feuer bis zum Einbruch der Nacht behauptete, dann aber mit dem geringen Verluste von nur einem Geschütze den Rückzug antrat. Vom December 1812 bis April 1813 befehligte er die 4. Division in der Provinz Placencia und vermochte mittelst seines Eifers und seiner Rechtlichkeit, ohne Verlust die höchst schwierige Aufgabe zu lösen, in dem gänzlich insurgirten Lande eine ausgeschriebene Contribution von 8 Millionen Realen aufzubringen. Die Schlacht bei Vittoria den 21. Juni 1813 verschaffte ihm und seiner Brigade neuerdings Gelegenheit, in Gemeinschaft mit der des Generallieutenants Reille durch Deckung des Rückzugs der Armee gegen die wiederholten Attaken der englischen Reiterei ihren Heldenmuth zu bewähren. Mit dem Heere in Frankreich angelangt, übernahm er das Commando einer Brigade der Division Foy, und als am 10. Nov. die Franzosen in dem Lager bei Sarre angegriffen wurden, war F. es, der auf Anordnung des Generals Foy die Spanier im Rücken der englischen Position von den Höhen von Gorospile warf, Flucht und Schrecken in dem feindlichen Equipagetrain und Geschütz- und Munitionspark verbreitete und hierauf unter steter Gefahr, abgeschnitten zu werden, geschickt die rückgängige Bewegung nach dem franz. Lager ausführte. In Folge der Verwundung Foy's zu Anfang der Schlacht bei Orthes am 27. Febr. 1814 übernahm F. die Leitung von dessen Division und hielt gegen eine vierfache Uebermacht so lange Stand, bis ihn die dringenden Befehle des commandirenden Generals zum Rückzug nöthigten. Den 19. März 1814, als die Franzosen auf ihrem Rückmarsche in den schlechten unfahrbaren, von der Artillerie nicht zu passirenden Wegen von dem Feinde unaufhörlich gedrängt wurden und dieselbe nebst dem Equipagetrain die große Straße nach Vic Bigorre zu gewinnen suchen mußte, fürchtete man nicht mit Unrecht, daß die Engländer daselbst eher eintreffen könnten; F. erhielt, dies zu verhindern, die Weisung, sich vor eben erwähntem Orte aufzustellen, wo er auch 4 Stunden lang die ungestümen Angriffe bedeutender Streitkräfte abwies. In der darauf am 14. April gelieferten Schlacht von Toulouse übergab man F. die Vertheidigung der Brücke von Matabian mit seinem alten, dem 69. Regimente und 6 Geschützen; eine starke spanische Colonne ward hier mit ungeheuerm Verluste zurückgeschlagen. Der Krieg war geendet; F. zog sich in die Heimath, und der König ertheilte ihm vermöge der Ordonnanz vom 24. August 1814 den Orden des heiligen Ludwig. 1815 ging er wieder zur Rheinarmee und focht mit der gewöhnlichen Auszeichnung; allein eine Krankheit, an der er schon seit 1807 litt, veranlaßte ihn, dem Militairdienste zu entsagen und seinen Abschied zu nehmen, nachdem er in 64 Gefechten, 15 Schlachten und 6 Belagerungen muthig für das Vaterland und seinen Ruhm gestritten hatte. (Biographie des Contemporains). S.

Frisische Reiter, s. spanische Reiter.

Fronde. So wird die Volkspartei genannt, welche sich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. dem Hofe und dem Cardinal Mazarin widersetzte. Diesen hatte nach Ludwig's XIII. Tode (14. Mai 1643) die Königin Mutter zu ihrem Premierminister gemacht. Die Abgaben, welche

Mazarin und der Finanzminister Emery, wegen fortdauernder Kriege, unter immer neuen Namen dem Volke aufbürdeten, waren unerhört; und da sich das Parlament weigerte, sie ferner zu registriren, so wurden mehrmals Mitglieder desselben, unter andern der redliche 70jährige Broussel, verhaftet. Deßhalb erhoben sich nicht nur das Volk, sondern auch Prinzen vom Geblüte und viele Mächtige, hauptsächlich der Coadjutor des Erzbischofs von Paris, gegen die Königin und ihren Minister, der, wie man wußte, sich mit großen Summen des erpreßten Geldes bereicherte. Es kam 1648 auf den Straßen von Paris zu blutigen Auftritten; und da selbst mehrere Statthalter in den Provinzen für die Fronde Truppen sammelten, so erfolgte am 11. März 1649 ganz unerwartet ein Friede. Allein Alles, was der Fronde darin Gutes zugedacht war, bestand in einer allgemeinen Verzeihung; übrigens sollte Mazarin Minister bleiben, und alle seit dem 6. Jan. bekannt gemachten Parlamentsbeschlüsse sollten für null und nichtig erklärt werden. Dies veranlaßte neue Unruhen. Doch wußte Mazarin theils durch List, theils durch Gewalt den Ausgang derselben so zu lenken, daß sie nur zur größeren Befestigung der königlichen Macht dienten, welche Ludwig XIV. im J. 1651 in die Hände bekam. Der ganze Zeitraum dieser Unruhen (von 1643—1651) wird die Zeit der Fronde genannt. Den Namen der Frondeurs (Schleuderer) erhielt die Volkspartei spottweise von ihren Gegnern. Mit ihm bezeichnete man nämlich auch die Straßenjungen, wenn sie nach einer damaligen Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten. Auch noch jetzt pflegt man figürlich einen Tadler der Regierung Frondeur zu nennen. (Siehe Becker's Weltgesch., 9. Thl., S. 256 ff.)

La.

Front heißt diejenige Seite einer Gefechtsstellung, nach welcher das Gesicht gewendet ist. Rückt die Truppe in dieser Richtung vor, so nennt man dies eine „Bewegung in Front" oder einen „Frontmarsch." Geschieht die Bewegung nach vorhergegangener Wendung oder Brechung der Fronte seitwärts, so wird sie eine „Bewegung in oder aus der Flanke" genannt, je nachdem die taktische Handlung bloß subjectiv oder zugleich objectiv ist (s. Flankenbewegungen). Eine Bewegung in entgegengesetzter Seite der Front heißt ein „Rückmarsch."

Die Frontbewegungen langer geschlossener Linien sind zwar die einfachsten, aber auch die schwierigsten Evolutionen, besonders wenn dabei auf genaue Richtung des Ganzen gesehen wird. Hauptbedingungen sind: 1) genaue Richtung und Führung der einzelnen Bataillone sowohl, als der ganzen Linie vor dem Abmarsche; 2) gleichmäßiges Ausschreiten der Einzelnen; 3) gerades Vorschreiten der Directionsflügel und der besonderen Richtpuncte. Dieses geradlinige Vorschreiten hängt von der richtigen Wahl der Gesichtspuncte (points de vue) ab; die dahin führende Linie muß mit der Frontlinie einen rechten Winkel bilden. Ist der Winkel ein stumpfer, so entstehen allmälig Lücken in der Frontlinie; ist er ein spitzer, so wird ein fortwährendes Drängen die Folge sein. Ein öfteres Abweichen nach beiden Seiten von der geraden Linie erzeugt ein Schwanken im Frontmarsche.

Die Schwierigkeit solcher großen und langen Frontmärsche und die nicht unbedingte Nothwendigkeit derselben ist eine der Hauptursachen gewesen, warum man in neuerer Zeit dem Vorrücken in mehrern kleineren (Bataillons- oder Regiments-) Colonnen den Vorzug gegeben hat. Die sonst auf die Einübung solcher Frontmärsche verwendete Zeit weiß man jetzt viel besser anzuwenden. Einzelne Bataillone und Regimenter müssen aber dessen ungeachtet geübt sein, wenigstens einige Hundert Schritte in Front mit Ord-

nung marschiren zu können. Die Cavalerie muß dies selbst auf größere Strecken in allen Gangarten thun; denn es ist ihre gewöhnliche Angriffsform (s. Fechtart der Infanterie und Cavalerie). Pz.

Frontalfeuer, s. Feuer der Befestigungslinien.

Frontalschlachten. Mit diesem Namen bezeichnet man solche Schlachten, in denen beide Armeen gleichzeitig alle Theile des Vordertreffens in's Gefecht bringen und die Entscheidung desselben von der Tapferkeit der Truppen mehr als von der geschickten Leitung des Ganzen abhängig machen. Aus diesem Grunde haben mehrere Taktiker, welche vorzugsweise nur die geometrischen Verhältnisse der kämpfenden Parteien im Auge hatten, sich über die Frontalschlachten sehr mißbilligend ausgesprochen und die Anwendung der schrägen Schlachtordnung (s. d.) für die höchste taktische Weisheit gehalten. Der Umstand, daß die größten Feldherren des Alterthums und der neueren Zeit, wie die Scipionen, Cäsar, Gustav Adolf, Napoleon u. A. unbedenklich Frontalschlachten lieferten, hätte die Kritik etwas vorsichtiger machen sollen.

In einer Schlacht kann niemals die Form, sondern nur die Stärke und Nachhaltigkeit des Angriffs entscheiden. Wenn alle Bataillone und Regimenter von gleichem Muthe und gleicher Ausdauer beseelt wären, wenn alle Theile der Schlachtlinie von dem feindlichen Geschützfeuer gleich viel zu leiden hätten, so würde eine Frontalschlacht allerdings keinem Feldherrn Ehre bringen; allein in der Wirklichkeit treten viele Modificationen ein, welche auch verschiedenartige Erfolge erzeugen.

Hier hat z. B. ein Feldherr den Kern seiner Truppen auf einem Flügel vereinigt, dort eine Batterie von 60 Geschützen auffahren lassen, an einem andern Orte wird das Vorrücken durch bedecktes Terrain begünstigt. Unabhängige Reserven stehen bereit, den einen oder andern Theil der angreifenden Linie zu unterstützen, dessen siegreiche Erfolge zu vervollständigen. Es tritt also schon in diesen einfachen taktischen Verhältnissen eine Wechselwirkung, ein Spiel von mancherlei Kräften ein, welche weit entscheidender einwirken, als das geometrische Verhältniß der streitenden Parteien.

Wollte man aber auch annehmen, daß die Vertheidigungsanstalten dem Angriffe ganz analog wären, so würde in der Wirksamkeit sich doch bald ein sehr verschiedener Erfolg zeigen; denn hier schießt z. B. die eine Batterie besser, dort attakirt ein Regiment kräftiger, die feindliche Linie kann also ungeachtet des Parallelangriffes auf mehreren Puncten durchbrochen werden, und es hängt nur noch von dem zeitgemäßen Einwirken der Reserven ab, ob daraus ein Sieg entsteht. Die Reserven (s. d.) sind es also, worauf der Accent gelegt werden muß. Da aber Muth und Ausdauer und die Wirksamkeit der Feuerwaffen sehr veränderliche Größen sind, auf die niemals mit Sicherheit zu rechnen ist, da ferner die Entscheidung nicht freiwillig in die Hände der vielen Unteranführer gelegt werden darf; so folgt daraus, daß der Oberbefehlshaber solche taktische Anordnungen treffen muß, daß eine größere Wahrscheinlichkeit des Erfolgs daraus entstehe. Er muß also suchen, auf einzelnen Puncten der Schlachtlinie stärker zu sein als der Gegner, mithin Parallelangriffe vermeiden.

Durch Verstärkung des einen und Versagung des andern Flügels wird dieser Zweck am leichtesten zu erreichen sein. Wenn aber der Gegner ein ähnliches Verfahren beobachtet, so sind die taktischen Verhältnisse abermals ziemlich gleich, und man kann also wider Willen in eine Frontalschlacht verwickelt werden. Damit jedoch die Entscheidung nicht dem Zufalle und den Launen des Muthes anheim gestellt werde, muß der Angreifende Sorge

tragen, daß der Gegner gleich Anfangs in Zweifel bleibe, wo der Hauptangriff erfolgen solle. Ein geschicktes Verbergen der Streitkräfte bis zu deren unmittelbarer Einwirkung, oder überraschende Angriffe werden dazu sehr viel beitragen, und dies führt natürlich zur Anwendung der schrägen Schlachtordnung, welche aber nicht nothwendig eine schräge Schlachtlinie zu sein braucht, wie sie die Schlachtplanzeichner auszudrücken pflegen.

Zu allen Zeiten hat man denjenigen für den größten Schlachtenlenker gehalten, welcher die taktische Initiative zu bewahren wußte, d. h. den Gegner zwang, die nach ihm geführten Stöße zu pariren, ohne ihm Zeit zu lassen, selbst an das Stoßen denken zu können. Pz.

Front einer Festung, Befestigungsfront (front de fortification) nennt man den zwischen 2 Capitallinien enthaltenen Theil einer Festung. Unter einer angegriffenen Festungsfront werden aber im weitern Sinne alle, von den feindlichen Parallelen wirkich umfaßten Werke verstanden, die auch bisweilen 2 Befestigungsfronten umschließen können. P.

Frühlingspunct ist der Punct in der Ekliptik, in welchem die Sonne anfängt über den Aequator zu steigen, also der Durchschnittspunct des Aequators und der Ekliptik; er liegt für die nördliche Halbkugel im Anfange des Widders und für die südliche Halbkugel im Anfang der Wage. Sobald die Sonne diesen Punct erreicht hat, ist für uns Frühlingsanfang, d. i. der 21. März oder Frühlings Tag- und Nachtgleiche. M. S.

Frundsberg, Georg von (Frondsberg, Freundsberg, Fronsberg), ein Mann, berühmt durch seinen großartigen Antheil am Glücke des Hauses Oestreich, ausgezeichnet durch Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit, wahres Ehrgefühl und persönliche Tapferkeit, begabt mit seltener Klugheit und Einsicht, welche er im Laufe seines Wirkens bei jeder Gelegenheit anzuwenden verstand, gleichmüthig bei den Wechselfällen des Geschicks, Schöpfer, Beförderer, Veredler des Kriegerstandes und Vorbild eines deutschen Feldherrn, Vater geheißen von den Landsknechten (s. d.), einem Fußvolke, das, von Kaiser Maximilian gegründet, von ihm aber taktische Ausbildung erhielt, durch unerschütterliche Kühnheit, strenge Kriegszucht, bald die Schweizer in kriegerischer Haltung und Muth übertraf und dessen Namen man in allen Weltgegenden Europa's mit ehrfurchtsvollem Schauder nannte, wurde den 24. Sept. 1473 auf Mindelheim in Schwaben, dem Sitze des uralten Geschlechts der edlen Herren von Frundsberg, geboren. Die Stellung seines Vaters Ulrich, als Stifter und Hauptmann des schwäbischen Bundes, dem zugleich die Aufrechthaltung des allgemeinen Landfriedens in mehreren Gauen anvertraut war, pflanzte frühzeitig schon die Neigung zum Waffenhandwerke in Georg's Seele und ließ ihn, 19 Jahre alt, diese Laufbahn 1492 in dem Feldzuge Maximilian's und des erwähnten Bundes gegen Herzog Albrecht v. Baiern antreten. Er focht zuerst in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde und wohnte dann der Belagerung von Nürnberg bei. Von der Natur mit einer riesigen Gestalt und einer selbst in damaligen Zeiten ungewöhnlichen Stärke begabt, ward es F. leicht, Meister in allen kriegerischen Uebungen zu werden. Der Einfall Karl's VIII. von Frankreich in Italien und der Kampf um den Besitz von Neapel bewog den Papst Alexander IV., so wie die mit ihm verbündeten Fürsten, vorzugsweise Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, den Kaiser um Beistand zu bitten, welcher denselben auch zusicherte und 1496 zu diesem Zwecke ein Reichsheer über die Alpen sendete; F. folgte auf Befehl seines Vaters einer Abtheilung des schwäbischen Bundes dahin. Außer der für die Deutschen unglücklichen Schlacht bei Ermathingen wurde ihm jedoch wenig Gelegenheit, durch rühmliche

Thaten gegen die sich dem Durchzuge widersetzenden Schweizer hervorzuthun; doch erhöhte dieser Feldzug seine Liebe zum Kriege und veranlaßte ihn, manche Erfahrung und Lehre aus dem Wesen schweizerischer Streitart zu sammeln, deren Benutzung Georg später als Anführer deutscher Fußvölker so hoch stellte. Nach seiner Rückkehr lenkte er, zur Zeit des Landshuter Erbfolgekriegs, in den Reihen des schwäbischen Bundes, besonders in der Schlacht von Regensburg den 12. Sept. 1504, durch Heldenmuth und Eroberung einer böhmischen Fahne, die allgemeine Aufmerksamkeit dermaßen auf sich, daß der Kaiser ihn eigenhändig zum Ritter schlug. Das Jahr darauf begleitete F. denselben nach Brabant gegen den Herzog von Geldern, wo die bei der Einnahme von Arnheim geleisteten Dienste ihm neuen Ruhm erwarben, ihn enger an das Reichsoberhaupt ketteten und nach dessen Bündniß mit Ludwig XII. gegen Venedig und den Papst Julius II. als Führer eines Heerhaufens von 5000 Fußknechten nach Italien riefen. Als solcher nahm er thätigen Theil an der Belagerung vieler Städte, vorzüglich der von Padua, Vicenza, Verona &c., und in diesen für die Kriegsgeschichte höchst wichtigen Zeitabschnitt fällt hauptsächlich F's mit dem Kaiser gemeinschaftlich bearbeitete praktische Ausbildung des Landsknechtbrauchs. Bei der Heimkehr Maximilian's nach Deutschland übertrug dieser dem Ritter Georg die Würde eines obersten Hauptmanns über ein Regiment Fußknechte und, in Verbindung mit 11,000 Franzosen, die Vertheidigung der festen Stadt Verona; er wies einen Sturm der Venetianer, welche durch Verrätherei bereits die Mauern erstiegen hatten, ab, bemächtigte sich hierauf der vom Feinde unterdeß wiederbesetzten Städte Montefelice, Padua, Este, Vicenza, Legnago und zog sich dann nach Verona zurück, das neuerdings zwar von den venetianischen Truppen belagert, doch bald durch heranrückende deutsch-französische Unterstützungen entsetzt wurde. F. eilte jetzt der Bologna einschließenden franz. Heerabtheilung unter Trivulzio mit 1000 Fußknechten zu Hilfe, schlug nach bewirkter Vereinigung am 22. Mai 1511 den Herzog von Urbino und Julius Manfrone mit Verlust ihres sämmtlichen Geschützes nebst vielen Fahnen, und nöthigte den Papst zur Flucht von Ravenna nach Rom. Unter den Augen seines Monarchen eroberte hierauf Georg mit nur 1800 Landsknechten das für unüberwindlich gehaltene Beitelstein in Friaul, wohin sich die Venetianer geworfen hatten, erstürmte die Klausen an der Etsch und öffnete dadurch die Hauptstraße nach Italien. Gegen Ende des Jahres 1511, als Veränderungen in der Politik den Kaiser wieder nach Norden riefen, verließ F. ebenfalls die Mark Treviso und folgte ihm nach Deutschland. Der 1512 zu Augsburg erneute schwäbische Bund, so wie der Reichstag zu Cölln, wegen der in Deutschland herrschenden Gesetzlosigkeit, gab Ersterm Veranlassung, kräftig zur Beschirmung des Landfriedens mitzuwirken. F., als Oberster des Tyroler Aufgebots, sammelte auf Maximilian's Anordnung 8000 Fußknechte, um Hohenkrähe, das feste Haus der Friedinger, welche der Heckenritterei sich schuldig gemacht, zu zerstören; die Wirkung des zu damaliger Zeit ungeheuern Geschützes vermochte es nach Verlauf von 3 Tagen zur Ergebung. Die gleichzeitig Statt gefundene Auflösuug der Ligue zu Cammerich, die Mißhelligkeiten zwischen Maximilian und Ludwig, und die unglückliche Schlacht bei Novara führten F. wieder auf einen würdigern Schauplatz. An der Spitze von 7000 Landsknechten zog er über die Tridentiner Alpen zum Kampf gegen die jetzt mit den Franzosen verbündeten Venetianer, besiegte mit 150 Landsknechten 1600 Bauern unweit Bassano und drang über den Bachiglione bis nach Marghera auf Karthaunenschußweite bis Venedig. Der venetianische Heerführer

Alviano kam indessen bald von Treviso aus der bedrängten Inselstadt zu Hilfe, schloß das deutsch-italienische Heer, welches zu weit in das von tiefen Flüssen und Engpässen durchschnittene Land eingedrungen und, diesen Fehler einsehend, bereits im vollen Rückzuge begriffen war, gänzlich ein und forderte es auf, zu capituliren. Schon gaben ein Pescara und Prosper Colonna alle Hoffnung zur Befreiung auf; da entflammte Georg von F. von Neuem den Muth, indem er äußerte: „Es stehe noch Alles zum Glück, viel Feinde, viel Ehre; er wolle lieber ehrlich umkommen, als schimpflich entweichen," bildete den 7. Octbr. 1513 bei dem Dorfe Creazzo aus seinen halb nackten Knechten eine viereckige, auf allen Seiten mit Spießen und angehenkten Hakenschützen wohlbewehrte Schlachtordnung, stürzte selbst, im ersten Gliede mit dem gewichtigen Schlachtschwerte streitend, in das feindliche Fußvolk und warf es mit Hinterlassung von 5000 Todten, 24 Geschützen, vieler Fahnen in die Flucht. Im Frühjahre verließ F. Verona, bemeisterte sich der Städte bis hinter Este und Rovigo, und behauptete die gewonnene Landschaft, bis die mächtigen Fortschritte der Gegner Maximilian's ihn in Verona abermals einschlossen, schlug mehrere Stürme auf die an Allem Noth leidende Stadt mannhaft ab, übernahm nach Colonna's Verwundung den Oberbefehl und vertheidigte sie hartnäckig so lange, bis Hilfe aus Deutschland eintraf. Der Vertrag zwischen Frankreich und Spanien lieferte Verona in die Hände der Venetianer; Georg mit seinen tapferen Scharen zog reich an Ehre und Ruhm über die Berge in die Heimath. Die geistige und politische Aufregung in den deutschen Gauen, die Gnade des Kaisers und das Vertrauen des schwäbischen Bundes verschafften ihm während der Wirtemberger Fehde die Führerstelle des gesammten 20,000 M. starken Fußvolks. Er unterwarf die Städte Heidenheim, Göppingen, Weilheim, Stuttgart, Tübingen, und endlich auch Möckmühl, welches Götz von Berlichingen (s. d.) für Herzog Ulrich bis auf's Aeußerste gehalten hatte, und nur seiner kräftigen, bis zur Thätlichkeit gesteigerten Verwendung verdankte der durch Verrath in schwere Gefangenschaft gekommene Freund eine gemäßigtere Behandlung. Die fast gleichzeitige Wahl Karl's von Spanien zum Kaiser und dessen politische Ansichten brachte das deutsche Kriegswesen auf die hohe Schule allgemeiner europäischer Kämpfe zurück und ward für F's Ruhm fruchtbringend, denn Karl V. bestätigte auf dem ersten Reichstage nicht nur die Feldhauptmannschaft von Tyrol, sondern ernannte ihn auch zum kaiserlichen Rath, schenkte Georg einen Jahrgehalt, das Schloß Rungelstein und seine besondere Achtung, trotz dem, daß F. sich den Lehren des Reformators Luther hinzuneigen schien.

Nach dem Ausbruche des Krieges zwischen Franz I. und Karl V. focht er unter dem kaiserlichen Reichsbanner vor Mouzon und Mezières, welches letztere Bayard vertheidigte, und folgte hierauf mit seinen Landsknechten der Bewegung des Hauptheeres unter Franz von Sickingen (s. d.) über Aubenton nach Vervins und Guise. Da rückte das französische, 40,000 M. starke Heer in 3 Abtheilungen, jedoch ihre Stärke wohl verbergend, zur Vernichtung der Deutschen vor; doch F., der sich zeitig genug von der drohenden Gefahr in Kenntniß setzte, rettete das kaiserliche Heer vermöge seiner umsichtigen Anordnungen vom Verderben, indem er, von dickem Nebel begünstigt, den Rückzug in größter Ordnung nach Valenciennes antrat. Nachdem Georg noch das belagerte Dornik befreit und die Landsknechte entlassen hatte, kehrte er nach Mindelheim zurück. Sein Aufenthalt daselbst war jedoch nicht von langer Dauer; denn das Bündniß des Kaisers mit Leo X. gegen Frankreich und die projectirte Eroberung des Herzogthums

Mailand, trieb ihn wenn gleich im tiefen Winter, über die mit furchtbaren Schneemassen bedeckten Gebirge nach Italiens Ebenen; unsägliche Mühseligkeiten überwindend, erreichte F. am 23. Febr. 1522 mit 12 Fahnen Landsknechte (6000 M.) auf Umwegen Mailand, weil die Graubündtner die gerade Straße über Como versperrten, und verhinderte durch diese ansehnliche Hilfe das bisherige rasche Vorgehen der Franzosen. Einige Zeit darauf verließ das kaiserliche Heer unter Prosper Colonna diese Stadt und bezog am 22. April 1522 eine feste Stellung bei Biccoca (s. d.). Mit Anbruch des Tages erfolgte ein Angriff der gegenüberliegenden Schweizer und Franzosen mit ungestümer Lebhaftigkeit; an F's und seiner Landsknechte stoischer Tapferkeit, an ihren langen Spießen brach sich die Wuth der schon vorher durch das mörderische Feuer der spanischen Schützen gelichteten, ungeregelten Schweizerhaufen. Nach kurzem, aber blutigem Streite deckten der größte Theil der franz. Ritter, welche Spott in die vordersten Glieder gerufen hatte, und beinahe sämmtliche schweizerischen Hauptleute und über 3000 Eidgenossen die Wahlstatt; ein Angriff der Franzosen im Rücken des Lagers scheiterte ebenfalls, und das Glück eines Tages brachte das ganze Herzogthum Mailand in die Gewalt des Reichs. Das kaiserliche Heer rückte nach 7 Tagen dem französischen nach, bemächtigte sich Lodi's, und Georg's Scharen eroberten das feste Cremona, Pizzighetone und erstürmten Genua. Wie immer, suchte er auch hier der Beutegier der Soldatesca zu steuern, allein vergeblich; als Ehrengeschenk empfing der Bescheidene den silbernen Scepter der Seebeherrscherin, den silbernen Schlüssel des Meeres, das Hauptpanier und einen köstlichen Compaß, und kehrte, da nun in Italien nichts mehr zu thun war, nach Deutschland zurück.

Geraume Zeit weilte nun der Held auf Schloß Mindelheim, unbekümmert um die italienischen Kriegsbegebnisse der nächsten Jahre und der Uneinigkeit im Vaterlande, erstere seinem Sohne Caspar überlassend. Im J. 1524 vermochte endlich die Kunde von der Noth Pavia's, welches Franz I. hart ängstigte, die Treulosigkeit des Papstes, eingewurzelter lutherischer Haß gegen diesen Feind deutschen Namens und deutscher Geistesfreiheit, so wie väterliche Sorgfalt für den in eben erwähnter Stadt eingeschlossenen Sohn F., die ihm mehrfach angebotene Feldoberstenwürde über das gesammte deutsche Fußvolk anzunehmen, und bald zählte nach angeschlagenen Werbepatenten der Landsknechte Vater 19 Fähnlein, die seines Befehls harrten. Im Monat November 1524 trat er an der Spitze derselben den winterlichen Zug nach der Lombardei, der Etsch entlang und über das rauhe Gebirge am rechten Gardaufer an, und erreichte schon Mitte Januars mit seinen wohlgeordneten Haufen Lodi, um bald darauf die schneller Hilfe bedürftigen Belagerten zu retten. Nach der Musterung des kaiserlichen Heeres, wobei F. die Landsknechte (12,000 M.) durch eine kraftvolle Anrede zu ruhmvollen Thaten entflammte, setzte sich dasselbe nach 3 monatlicher Unthätigkeit den 24. Jan. 1525 in Marsch, passirte die Adda und nahm am 3. Febr. auf Kanonenschußweite vom franz. Lager vor Pavia eine schlagfertige Stellung. Fortdauernde Vorpostengefechte, absichtlich zur Ermüdung der Franzosen unternommen, beschäftigten beide Parteien bei Tag und Nacht; am 8. Febr. des Abends überstieg F. die Verschanzungen der Schweizer, brachte ihnen einen ansehnlichen Verlust bei und erkundete zugleich ihre Standquartiere. Am 24. Febr. 1525, als dem Schlachttag bei Pavia (s. d.), fesselte endlich Georg durch seine und seiner Scharen Tapferkeit und Disciplin den Sieg an Oestreichs Adler mittelst gänzlicher Vernichtung der schwarzen Bande, der Eidgenossen und des italienisch-französischen Fußvolkes. We-

nige, aber blutige Stunden hatten mit geringem Verluste den Feldzug beendet und Welschland dem glorreichen Scepter Karl's V. unterworfen. Bereits zu Anfang Aprils eilte, aufgefordert vom Erzherzog Ferdinand, F. nach Schwaben. Mit Unmuth im Herzen verließ er den Schauplatz hoher Thaten, tief gekränkt durch mannichfache Intriguen der übrigen Anführer, welche seine Verdienste zu schmälern suchten. Nur Mailands Herzog, Franz Sforza, allein erwies sich dankbar, gab ihm ein Ehrenzeugniß und die Verheißung eines Gehaltes von 600 rheinischen Gulden, so wie das Schwert des ritterlichen Franz I. für die abermalige Rettung Italiens. Bei seiner Ankunft im Vaterlande hatte die Macht des schwäbischen Bundes und des Reichs den sogenannten Bauernkrieg größtentheils unterdrückt; doch regte sich hier und da noch die Empörung in einzelnen Gauen, und bei Kempten, dem ursprünglichen Herde des Aufruhrs, stand ein dem Bunde trotzender Haufen. F. schloß sich auf Geheiß des Erzherzogs mit 8 Fähnlein den Reichstruppen an, und sein Erscheinen reichte hin, Schwaben ohne Schwertschlag zu beruhigen. Salzburg befand sich indessen noch im vollen Aufstand, und F. erhielt den Auftrag, solchen mit einem Heere von 10,000 M. zu tilgen, was ihm durch seine Ueberredungskunst auch bald gelang. Hierauf brach er gegen das empörte Tyrol auf und führte bei Brauneck mit Gewalt der Waffen diese Provinz zur Pflicht zurück. Der Abschluß der heiligen Liga von Cognac nach dem Madrider Frieden, die daraus hervorgehenden drohenden Rüstungen Frankreichs zu einem Einfalle in Italien, die Spaltungen mit dem Papste und die allgemeine Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regimente bewogen Karl V., auf die Sicherheit der von seinen Truppen besetzten italienischen Staaten bedacht zu sein und die höchst nöthige Unterstützung zu senden. Sein ruhmgekrönter Kriegsheld F. schien ihm der einzige Mann zu sein, dem kaiserlichen Ansehen Achtung zu verschaffen; des Erzherzog Ferdinand's Zureden und Bourbon's, Leyva's und del Vasto's Bestürmungen veranlaßten endlich Georg, sich dem neuen Zuge anzuschließen. So sehr derselbe auch die dringende Nothwendigkeit desselben einsah, war es ihm doch nur erst mit Aufopferung seiner ganzen Habe möglich, nach Verlauf von 3 Wochen in Insbruck 35 Fahnen oder über 12,000 beute- und streitsüchtige Landsknechte zu versammeln, mit denen er am 26. Octbr. 1526 ohne Reiterei und Geschütz den Marsch auf Botzen und Trident antrat. Mangel an Geld wurde ihm schon am letzteren Orte fühlbar, die hier getroffenen Scheinanstalten zu einem Vorrücken auf der großen Straße nach Verona täuschten den wachsamen, die Hauptpässe dahin besetzt haltenden Herzog von Urbino; F. überstieg nach einer glücklichen Seitenbewegung auf Wegen, die man für ungangbar hielt, das hohe Gebirge, erschien durch das Val Sabbia in der Ebene von Gavardo und erreichte, fortwährend von den Truppen des Herzogs von Urbino beunruhigt, unter steten Gefechten und meisterhaften Scheinbewegungen über Borgoforte, wo nur seine Besonnenheit die Landsknechte vor einem Hinterhalte rettete, am 29. Novbr. die Brücke von Governola. Rastlos die Verbindung mit dem mailändischen Heere suchend, zog er von hier über Revere, Gonzaga, Raggina auf Guastalla, watete am 5. Decbr. durch die von endlosem Regen angeschwollene Lenza, dann durch die Parma, den Taro und Cestra, und traf endlich unter Bestehung unnennbarer Gefahren nach einem zweimonatlichen Umherstreifen mit dem unbesoldet gebliebenen Heere, welches nur der Alles überwindende muthige Sinn F's zusammenhalten konnte, am 14. Decbr. bei Fiorenzola und am 28. bei Piacenza ein. Ohne Unterstützung, ohne Sold und mit seinen Truppen durch Entbehrungen aller Art in die

kläglichste Lage versetzt, mußte F. trotz allen Vorstellungen bis Ende Januars unthätig bleiben. Am letzten Januar 1527 ging endlich Bourbon nach langer unnützer Zögerung über den Po, vereinigte sich in den ersten Tagen des Februars mit Georg's Fahnen, welche zu beiden Seiten der Trebbia und Nura zerstreut lagen, und beide Heerführer beschlossen nun, von hier aus mit der auf 32,000 M. gestiegenen Kriegsmacht gerade auf Rom, als den Hauptoperationspunct des Feindes, loszugehen. Die Eroberung von Piacenza sollte durch reichliche Beute den immer höher auflaufenden Sold decken; doch die Staatsklugheit des Herzogs von Este wußte die Belagerung dieser Stadt zu hintertreiben. In dem Lager vor Bologna brach jetzt die Unzufriedenheit der Spanier und dann der Deutschen, beide durch ausgesendete Kundschafter der Liga aufgereizt, in vollen Flammen aus. Vergebens mühte sich F. am 16. März, durch Ansehen, Ueberredungskunst, gestützt auf Vertrauen, Liebe und Achtung, welche stets die Landsknechte ihrem Vater zollten, sie zur Geduld und zum Gehorsam zu ermahnen; aber alle seine Bitten blieben erfolglos. Da überwältigte bitterer Unmuth über die schändlichen Umtriebe der Gegner und tiefer Schmerz über den Ungehorsam seiner Scharen die riesige Natur des Mannes; noch in dem um ihn geschlossenen Ring der Landsknechte, als er sie eben durch kräftige Worte zum Gehorsam zurückführen wollte, ward er von einem Schlagflusse getroffen, der eine gänzliche Lähmung zur Folge hatte. Unvermögend, den Befehl länger zu führen, übergab er Konrad von Bemmelberg das Commando und ließ sich auf dem Po nach Ferrara bringen, wohin Herzogs Alphons freundliche Verheißung der Pflege ihn rief. Die bösen Nachrichten vom Zustande des Heeres, die Bedrängniß seines Sohnes Caspar in Mailand, der Tod des andern in Rom, der Abfall seines fürstlichen Pflegers vom Kaiser und vorzugsweise Sorgen um seine durch die letzten Werbungen zerrütteten häuslichen Verhältnisse fesselten ihn härter an das Krankenlager und erhöhten den Wunsch zur Rückkehr in die Heimath. F. schloß sich daher den dahin gehenden 1500 Landsknechten, dem Reste des ganzen Haufens, an, ließ sich den 11. Mai 1528 nach Mantua schaffen, nahm Theil an der Belagerung von Lodi und gelangte über Mailand und das Graubündtner Gebirge, hoffnungslos zu genesen, am 12. Aug. 1528 nach Schloß Mindelheim, wo der Held, dem so viel Antheil an der dauerhaften Begründung der habsburgischen Herrschaft in Italien gebührt, am 20. Aug. im Kreise der Seinigen starb, geduldig bei schwerer Prüfung und dem Kriege von Herzen gram.

(Georg von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, von Barthold. Hamburg, 1833. — Georg von Frundberg's ritterliche Kriegsthaten von Reißner. Frankfurt, 1572. — Oestreichischer Plutarch von Hormayr, 13. Band. — Brantôme, capitaines étrangers).

S.

Fuentes, Don Pedro Henriquez de Azevedo, Graf von, General und Staatsmann, geboren 1560 zu Valladolid, machte unter Herzog Alba, als dieser 1580 Portugal nach dem Tode Heinrich's seinem alten Herrscher Philipp II. wieder eroberte, seinen ersten Feldzug mit und erwarb sich durch muthiges und kluges Benehmen dessen Gunst so sehr, daß er ihm eine Compagnie Lanzenknechte anvertraute. 1598 commandirte er im Kriege gegen die Franzosen, deren unversöhnlichster Feind er war, mit Glück und suchte ihnen auf jede nur mögliche Art Abbruch zu thun; weßhalb er auch an der Verschwörung des Marschalls Biron gegen Heinrich IV. lebhaften Antheil nahm und mit jenem einen Vertrag schloß, in dem ihm große Ver-

sprechungen gemacht wurden, wenn er zum Sturze Heinrich's und der Theilung Frankreichs beitragen würde; dieses wurde jedoch durch den Frieden mit Savoyen verhindert. In den niederländischen Feldzügen unter dem großen Alexander Farnese (s. d.) und 1604 unter dem Marschall Spinola, vorzüglich bei der Eroberung von Ostende, zeichnete sich Fuentes nicht minder aus. Später war er Gesandter an verschiedenen Höfen und unter Philipp III. Statthalter von Mailand, wo er sich den italienischen Fürsten und Republiken, denen er die spanische Uebermacht fühlen ließ, furchtbar machte. Auf einem Felsen beim Einflusse der Adda in den Gomersee an den Grenzen des Veltlins legte er 1603 eine Festung an, die nach seinem Namen Forte de Fuentes genannt und von den Graubündtnern sehr ungern gesehen wurde. 1635 trat er, als der für Spanien so unglückliche Krieg mit Frankreich ausbrach, wieder auf den Kriegsschauplatz, und als ersteres den Tod Ludwig's XIII. und die Minderjährigkeit seines Nachfolgers benutzen wollte, schickte es 1643 den 82jährigen Fuentes mit einem Heere zur Belagerung von Rocroy. Aber der junge muthige 22jährige Herzog von Enghien (der große Condé) griff den 19. Mai desselben Jahres mit einem weit schwächeren Heere die Belagerer an, drang mit seiner Reiterei in die seit Karl's V. Zeiten so berühmte und bisher für unüberwindlich gehaltene spanische Infanterie ein und richtete sie fast gänzlich zu Grunde. Fuentes, von Gichtschmerzen geplagt, ließ sich auf einem Sessel in das Schlachtgetümmel tragen und fand daselbst seinen Tod. E. B.

Fühlung. Das Wort hat in der Militairsprache verschiedene Bedeutungen. 1) Wenn Truppen in geschlossener Ordnung stehen, sollen alle Männer eines Gliedes Fühlung nehmen, d. h. sich gegenseitig leise berühren, damit nicht Einer von dem Andern abkomme, wodurch Lücken im Gliede entstehen würden. In den meisten Armeen besteht die Fühlung bei der Infanterie in der Berührung der rechten und linken Ellenbogen der Nebenleute, bei der Cavalerie in der Berührung des rechten und linken Kniees oder Steigbügels. Im 17. Jahrhundert und noch weiter zurück kannte man solche Fühlung nicht, jeder Soldat verlangte Spielraum zu seiner Bewegung und hatte wenigstens einen Schritt Abstand von seinen Nebenleuten. Allmälig rückte man aber näher zusammen, obgleich der vermehrte Gebrauch der Artillerie diese enge Fühlung gefährlich machte. In Bezug auf das Frontalgefecht möchte sie ohne Nutzen und nicht ohne Nachtheil sein, es ist aber nicht zu läugnen, daß durch Hilfe dieser Fühlung alle Evolutionen an Präcision und Schnelligkeit gewonnen haben, weßhalb man ihrer auch nicht mehr entbehren kann.

2) Wenn zwei Fechter sich engagiren (s. d.), nehmen sie zugleich auch Fühlung an der Klinge, d. h. sie berühren mit der Mitte der Klinge die Klinge des Gegners, um dadurch zu erforschen, ob er stark oder schwach liegt, eine harte oder weiche Hand hat, hauptsächlich aber, um das Verlassen der Klinge, welches gewöhnlich der Vorbote eines Stoßes oder Hiebes ist, augenblicklich gewahr zu werden. Mittelst der Fühlung können zwei Fleuretfechter selbst im Dunkeln fechten, sie dürfen nur durch Contraparaden des Gegners Klinge suchen, wenn die Fühlung ein Mal aufhören sollte.

3) In demselben Sinne bedient man sich des Ausdrucks „Fühlung an der Klinge nehmen," wenn zwei Parteien, namentlich Avant- und Arrièregarden, einander gegenüberstehen. Ihre Außenposten sollen mittelst kleiner Patrouillen in steter Berührung bleiben, damit kein Ausweichen möglich werde. Nichts ist dem Verfolgenden nachtheiliger, als wenn er die Spur des Zurückgehenden verliert; denn er kann dann leicht eine falsche Richtung

einschlagen und sich um einen guten Theil der Früchte seines Sieges bringen. Aus diesem Grunde hat aber der Weichende oft ein Interesse, keine Fühlung an der Klinge nehmen zu lassen, er müßte denn seiner Arrièregarde den Auftrag geben, den Feind einen Tag lang hinzuhalten, um dadurch einen Vorsprung zu gewinnen. Stärkere Fühlung deutet fast immer auf kräftigeren Widerstand.

4) Der Reiter sagt von seinem Pferde: „es hat wenig oder keine Fühlung,“ wenn dasselbe dem Drucke des Mundstücks wenig oder gar nicht nachgiebt. Pz.

Fuhrwesen. Die zweckmäßige Einrichtung desselben ist von der größten Wichtigkeit für die Manövrirfähigkeit der Artillerie und selbst nicht ohne Einfluß auf die Beweglichkeit ganzer Heere, deren Märsche durch die ihnen unentbehrlichen Wagenzüge aller Art so wenig als möglich erschwert werden dürfen. Die Forderungen, welche man nebst der nöthigen Haltbarkeit an jedes Fuhrwesen, abgesehen von dem besonderen Zweck desselben, zu machen hat, bestehen hauptsächlich in Folgendem: 1) daß die Fortbewegung desselben in Verhältniß seines Gewichts möglichst wenig Zugkraft erfordere; 2) daß die Pferde nicht durch ein zu großes Schwanken oder durch fortwährendes Sinken der Deichsel belästigt werden; 3) daß die Fuhrwesen ein hinlänglich kurzes Gelenke besitzen, und 4) daß dieselben nicht zu leicht umwerfen.

Die Zugkraft auf ebenem und festem Boden ist nach dem ersten Anziehen der Pferde im Ganzen nur gering und besteht dann fast lediglich in der Kraft zur Ueberwindung der Reibung an der Achse, welche in geradem Verhältniß der Durchmesser der Achsschenkel und im umgekehrten Verhältniß der Durchmesser der Räder steht. Eiserne Achsen, welche ohne Nachtheil für die Haltbarkeit dünner sein können, als hölzerne Achsen, und hohe Räder gewähren daher schon hierin einen entschiedenen Vortheil. Noch wichtiger zeigt sich aber der Nutzen hoher Räder und zugleich der Vorzug breiter Felgen in weichem Boden, wo die Zugkraft durch das Einsinken der Räder ungemein und zwar in um so höherem Grade vermehrt wird, je kleiner und schmäler die letzteren sind. Endlich passirt man mit hohen Rädern weit leichter Gräben, steile Erdränder u. s. w. Bei dem Bergauffahren vermehrt sich die Zugkraft noch um einen gewissen Theil vom Gewicht des ganzen Fuhrwesens, und dieser Theil, dessen Größe lediglich von dem Neigungswinkel des Weges abhängt, kann daher nur durch die Erleichterung des Fuhrwesens vermindert werden.

Damit die Deichsel die Pferde nicht durch ihr Sinken belästige, so ist dieselbe mit den bis hinter die Achse reichenden Deichselarmen verbunden, welche sich vermittelst des Reibscheites oder Kranzes an den (zur Verbindung des Vorder- und Hinterwagens dienenden) Langbaum stützen. Bei den Feldgeschützen mit Wandlaffeten hält der Druck des Laffetenschwanzes gegen das Reibscheit oder gegen einen in gleicher Lage befindlichen und den Laffetenschwanz tragenden Protzschemmel die Deichsel vom Sinken ab. Bei zweirädrigen Karren, so wie bei den englischen Blocklaffeten hat man, damit die Pferde nicht belästigt werden, die Gabeldeichseln und bei der französischen Artillerie besondere Deichselträger eingeführt (s. Feldlaffeten).

Die Lenkbarkeit eines Fuhrwesens wird bei übrigens gleicher Einrichtung des Wagenkastens oder der Laffete u. s. w. um so größer, je kleiner der Durchmesser der Vorderräder und je größer der Abstand zweier Räder (das Gleis) ist. Sind die Vorderräder so klein, daß dieselben völlig unter dem

Langbaum und dem Wagenkasten durchgehen, so hat das Fuhrwerk das ganze Gelenk, und wenn dieselben zwar unter den Wagenkasten, jedoch nur bis an den Langbaum gehen, so hat es das halbe Gelenk. Bei einem breiten Gleis und bei einer möglichst tiefen Lage des Schwerpunctes (mithin bei kleineren Rädern) sind die Fuhrwerke dem Umwerfen weniger ausgesetzt, als bei schmalem Gleis und höher liegendem Schwerpunct. Anderer Seits darf man aber auch das Gleis nicht zu groß nehmen, weil außerdem enge Hohlwege nur mit großen Schwierigkeiten oder gar nicht von dem Fuhrwesen passirt werden können. Ry.

Fülloch der Hohlkugeln, s. diese.

Function. Man nennt in der Mathematik einen algebraischen Ausdruck eine Function einer darin vorkommenden veränderlichen Größe. So sind:

$ax - x$; $a^3 + x^2$; $\frac{ac}{x+1}$; $a + \sqrt[3]{a}$ ꝛc. Functionen der veränderlichen Größe x; hingegen sind:

axy; $y^2 + ax$; $\frac{x+y}{b}$ ꝛc. Functionen von x und y.

Ist nun eine Gleichung von 2 veränderlichen Größen x und y gegeben, so kann man x durch y, oder auch y durch x ausdrücken; es ist daher x eine Function von y und auch y eine Function von x.

Ganze Functionen sind solche, bei welchen entweder gar keine Nenner vorhanden sind, oder doch die veränderliche Größe nicht im Nenner vorkommt. Z. B.

$\frac{y^2 + ab}{a - 1}$ ist eine ganze Function von y; hingegen

$\frac{a^2 x}{x - 1}$ ist eine gebrochene Function von x, weil die veränderliche Größe x im Nenner vorhanden ist.

Eine rationale Function ist eine solche, in welcher die veränderliche Größe keinen gebrochenen Exponenten und keine Wurzelzeichen hat. So sind alle vorgenannten Functionen rationale; hingegen sind

$a\sqrt{b - x}$; $ax^{\frac{1}{2}} - bx^{\frac{3}{2}}$ ganze irrationale Functionen; und

$\frac{ax}{\sqrt{x^2 - 1}}$ ist eine gebrochene irrationale Function von x.

Die Functionen und ihre Verwandlungen gewähren mancherlei Vortheile, welche alle hier anzugeben der Raum nicht gestattet, und verweisen wir hierbei unsere Leser auf Vega's Vorlesungen über die Mathematik, I. Bd., S. 393, oder auf Streit's reine Mathematik, IV. Bd., Klügel's mathematisches Wörterbuch, II. Bd., S. 272, wo solche besonders trefflich für den Selbstunterricht vorgetragen sind. M. S.

Functionen, trigonometrische, oder trigonometrische Hilfslinien, sind alle die Linien, durch deren Hilfe in der Trigonometrie die Dreiecke berechnet werden; nämlich Sinus, Cosinus, Tangente, Cotangente, Secante, Cosecante, Sinus versus und Cosinus versus. M. s. die Artikel Sinus, Sinus versus, Tangente und Secante. M. S.

Fundamental-Gleichung, s. Gleichung.

Funditores, Schleuderer, gehörten zu den leichten Truppen niederen Ranges bei den Römern und wurden vorzugsweise aus den Bewohnern der balearischen Inseln genommen. H. S.

Funk, Karl Wilhelm Ferdinand von, königl. sächs. Gen. Lieut. und Divisionair, geb. 1761 zu Braunschweig, diente von 1780 an als Lieutnant in der Garde du Corps, nahm aber 1785 seine Entlassung, um sich in Göttingen den Studien der Rechte und Staatswissenschaften zu widmen. 1791 bei dem neu errichteten Husarenregimente angestellt, wohnte er den Feldzügen 1794 und 1795 am Rheine als Stabsrittmeister bei. Als Major und Adjutant des commandirenden Generals von Zezschwitz ward er nach der Schlacht von Jena unmittelbar von Napoleon mit Aufträgen an den König von Sachsen gesendet, welche den kurz darauf zwischen Frankreich und Sachsen geschlossenen Neutralitätsvertrag und den Definitivfrieden von Posen zur Folge hatten. Im Feldzuge 1812 commandirte er als Gen. Lieut. die 2. Division des 7. Armeecorps unter Reynier. Nach seiner Ankunft in Dresden 1813 in Wartegeld gesetzt, folgte er dem König nach Prag und nahm dann seinen Aufenthalt in Wurzen, wo er seine Muße hauptsächlich schriftstellerischen Arbeiten widmete. 1816 versah er die Stelle eines Gesandten am englischen Hofe. Er starb 1828 zu Wurzen.

Bei seinen vielseitigen Kenntnissen in der classischen Literatur und den neueren Sprachen besaß er eine große Gewandtheit im Umgange, kritischen Scharfsinn und erprobte Weltkenntniß. Er stand mit vielen Gelehrten, namentlich mit Schiller und Johannes von Müller über geschichtliche Gegenstände, in schriftlichem Verkehr. Von der Universität Marburg wurde ihm 1827, bei Gelegenheit ihrer dritten Säcularfeier, das Diplom als Doctor der Philosophie verliehen. Die von ihm erschienenen Schriften sind: Geschichte Kaiser Friedrich's II., 1792. — Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1821. — Erinnerungen aus dem Feldzuge 1812 in Rußland. — Die Materialien zu einer Geschichte Ungarns und ein Manuscript über seine diplomatischen Sendungen, sind auf die Erben übergegangen. H. S.

Furca, das gabelförmige Tragreff der Römer, welches Marius zur Erleichterung des Gepäckes bei dem Fußvolke einführte, weßhalb man dies auch scherzweise muli Mariani nannte (s. Aerumnula). H. S.

Furquete (Boch) wurde der oben mit einer eisernen Gabel und unten mit einer dergleichen Spitze versehene Stock genannt, welchen die Musketierer (s. d.) bei Einführung der kleinen Doppelhaken oder Musketen (s. d.) Anfangs des 16. Jahrhunderts gebrauchten, um solche beim Abschießen, da dieses vermöge ihrer Schwere nicht aus freier Hand geschehen konnte, darauf zu legen. Sie ward hierbei von der linken Hand des Schützen gehalten, während die rechte Hand das Feuerrohr dirigirte, auf dem Marsche aber in der rechten Hand getragen. Bei der späteren Erleichterung des kleinen Feuergewehrs, Mitte des 17. Jahrhunderts, kam die Furquete, als nunmehr unnöthig, in Wegfall. S.

Furten (gués) heißen diejenigen Erhöhungen des Bodens, welche sich quer durch ein fließendes oder stehendes Gewässer ziehen, so daß man hier nicht durchfahren kann. Sie entstehen meistens durch Ablagerung oder Anschwemmung. Am häufigsten findet man die Furten da, wo beide Ufer flach sind und die Strömung langsam ist. Man erkennt sie an der etwas schnelleren Strömung des Wassers, bisweilen ragen auch kleine Sandbänke aus dem Wasser hervor. Selten sind Furten zu finden, wo der Fluß eine Krümmung macht, oder das eine Ufer höher als das andere ist.

Die Furten haben als Uebergangspuncte militairischen Werth, müssen sorgfältig aufgesucht und genau untersucht werden. Die Kosaken haben dafür ein besonderes Talent, die Festigkeit des Grundes, die Tiefe des Wassers und die Breite der Furt untersuchen sie gewöhnlich mit ihren Piken.

Wenn man das Gewässer gar nicht kennt, muß man sich einen damit vertrauten Mann zum Führer wählen und diesen voranreiten lassen. Wäre ein solcher Mann nicht aufzutreiben, so kann man das Gewässer in einem Boote fahrend sondiren, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, zu ertrinken.

Bei der Beschreibung von Furten muß man die größte Wassertiefe und die Breite angeben, den Ein- und Ausgang genau bezeichnen, auch bemerken, ob die Furt nach einem mehrstündigen heftigen Regen noch gangbar ist.

Soll die Furt zum Uebergange benutzt werden, so muß man sie durch Stangen mit Strohwischen bezeichnen und den Ein- und Ausgang möglichst ebenen lassen. Giebt es tiefe Stellen in der Nähe, so sind Rettungsboote für solche bereit zu halten, welche in Gefahr kommen, zu ertrinken. Wenn der Grund nicht sehr fest ist, kann man eine Herde Schaafe oder anderes Vieh durchtreiben lassen, dann folgt die Infanterie, dieser die Cavalerie, zuletzt die Artillerie, welche des festesten Grundes bedarf. Besser ist es aber, für die Cavalerie eine andere Furt auszumitteln; denn sie verdirbt den Ein- und Ausgang, wenn sie zahlreich ist.

Soll eine Furt unbrauchbar gemacht werden, so wirft man Eggen hinein, läßt Löcher graben, Pfählchen mit zugespitzten Enden einschlagen 2c. Pz.

Füsiliere wurden im 17. Jahrhundert in der französischen Armee diejenigen Soldaten genannt, welche mit den neuen Feuergewehren (fusils) bewaffnet waren. Gegenwärtig nennt man in Frankreich alle Infanteristen, welche weder Grenadiere, noch Voltigeure sind, Füsiliere. Die preußischen Füsiliere bilden die eigentliche leichte Infanterie und formiren das 3. Bataillon jedes Regiments. Das Wort Füsiliren ist an die Stelle des ehemaligen Arquebusiren getreten und heißt: einen zum Tode verurtheilten Soldaten erschießen. Pz.

Fußangeln (chausse-trappes) sind aus Stabeisen verfertigte sternförmige Körper von 4 gleichlangen, etwa 2—4 zölligen Spitzen, die so eingerichtet sind, daß sie immer auf 3 Spitzen ruhen, während die 4. aufrecht steht, man mag sie werfen, wie man will.

Sie gehören zu den Annäherungshindernissen der Befestigungskunst und lassen sich, da sie das Feuer der Vertheidiger nicht hindern und dem Feinde keine Deckung gewähren, überall anbringen, sind aber vorzüglich dann nützlich, wo der Feind auf sie springen muß. Sie machen Pferde und Mannschaft, die sich darein stechen, bald zum Gefecht untüchtig und sind in dieser Beziehung vorzüglich der Reiterei sehr nachtheilig, zumal wenn sie unerwartet darauf geräth.

Man wendet sie mit Vortheil an, um Hohlwege, Straßen, Brücken, Dämme und dergl. schnell ungangbar zu machen; nur müssen sie an diesen Orten unter einem kräftigen Feuer liegen, weil sie sonst leicht aufgeräumt werden können. Mittel, um dies leicht bewerkstelligen zu können, sind Rechen oder dickbelaubte Baumäste, mit welchen man sie auf die Seite zu ziehen sucht.

Der Menge und Kostbarkeit wegen, und da die Anfertigung zu viel Zeit kostet, zum Transport aber die jetzige Kriegführung die Mittel nicht bietet, so fanden sie gegenwärtig im Felde nur da noch Anwendung, wo man sie etwa als Bestand in alten Stadtzeughäusern oder Magazinen vorfand; außerdem werden sie aber auch noch bei Festungsvertheidigungen zur Bedeckung der Bresche (s. d.) gebraucht. Statt ihrer lassen sich aber, we-

nigstens im Felde, weit öfterer Ackereggen (s. Eggen) oder mit starken Nägeln bespitzte Breter, sogenannte Sturmbreter (s. d.), anwenden. P.

Fußartillerie, im weitesten Sinne des Wortes alle Artillerie, deren Mannschaft nicht beritten ist, im engeren Sinne, nämlich im Gegensatz mit der fahrenden Artillerie, diejenige nicht berittene Artillerie, bei welcher die Geschützeinrichtung und Bespannung nicht auf anhaltend schnelle Bewegungen mit auf den Geschützen, den Munitionswagen und den Handpferden der Bespannung sitzender Bedienungsmannschaft berechnet ist. Die letztere beträgt gewöhnlich ungefähr $\frac{1}{4}$ der ganzen Feldartillerie. Ry.

Füssen, Landgerichtsstadt im Oberdonaukreise des Königreichs Baiern, an der Grenze von Tyrol, am Lech, mit 1550 Einw.

Friede zwischen Oestreich und Baiern, den 15. April 1745.

Dem Tode Kaiser Karl's VII., der, kaum in seinem Kurfürstenthum wieder eingesetzt, am 20. Jan. 1745 zu München gestorben war, folgte im deutschen Reiche ein 9monatliches Interregnum, an dessen Spitze der neue Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, stand. War er auch dem Hause Oestreich in Folge seiner Erziehung vollkommen ergeben, so machten doch die Fortschritte des Prinzen v. Conti, der mit einem franz. Heere über den Rhein und Main gegangen war und die östreich. Armee unter dem Herzog von Ahremberg im Februar sich über die Lahn zurückzuziehen genöthigt hatte, ihn weniger geneigt, sich zu einem Frieden mit Oestreich zu verstehen und seine Zustimmung zu der Kaiserkrönung des Großherzogs Franz Stephan zu geben. Als aber am 21. März der kaiserliche General Bathiany über den Inn und die Donau gegangen, den 28. März Vilshofen mit Sturm erobert und am 15. April das franz. Hilfscorps unter Marschall Ségur bei Pfaffenhofen geschlagen hatte, sah sich der baiersche Feldmarschall Seckendorff genöthigt, den Kurfürsten zu Abschluß eines Friedens zu bewegen. Wirklich schloß auch bereits am 15. April der baiersche Abgeordnete, Fürst von Fürstenberg, mit dem östreich. Bevollmächtigten, Grafen Colloredo, den Frieden zu Füssen ab. Die Königin von Ungarn, Marie Theresie, erkannte den verstorbenen Kurfürsten von Baiern als Kaiser und seine Witwe als Kaiserin an, und gab, ausdrücklich auf eine Entschädigung verzichtend, dem Kurfürsten seine Länder zurück. Dieser dagegen entsagte seinen Ansprüchen auf die östreichische Erbfolge, trat der pragmatischen Sanction bei, erkannte das Kurrecht der Marie Theresie als Königin von Böhmen an und versprach seine Stimme zur Kaiserwahl des Großherzogs von Toscana. (Schöll, traités de paix, tome II). Während dieser Unterhandlungen erklärten sich Kurpfalz und Hessenkassel für neutral und zogen ihre Truppen von der baierschen Armee zurück, worauf die Franzosen Baiern verließen. C.

Fußmörser. Ehedem Mörser ohne Schildzapfen, welche unten an eine metallene Platte (Fuß) angegossen waren, die bei ihnen die Stelle des Blockes vertrat. Die Achse des Rohres bildete mit der Fußplatte mehrerntheils einen Winkel von 70 bis 84°. Da diese Mörser bei Anwendung starker Ladungen die Bettungen schnell zerstören, da sie ferner immer einen und denselben Richtungswinkel behalten und man daher die Wurfweite nur durch stärkere oder schwächere Ladungen verändern, manche Wirkungen (s. Bombenwerfen) aber gar nicht erlangen kann, so sind sie nach und nach völlig außer Gebrauch gekommen. H.

Fußvolk, s. Infanterie.

Fußwechsel. Hilfsmittel zu Wiedererlangung des Gleichtritts (s. d.) bei einer in taktmäßiger Schrittart marschirenden Truppe, oder zu dem Ein-

schreiten auf einen bestimmten Fuß nach dem Takte des Marsches oder der Musik der Trommel. Bei den meisten europäischen Armeen ist es Regel, mit dem linken Fuße in den Marschtakt einzutreten. — Der Wechsel geschieht jedes Mal auf den im Vorschreiten begriffenen Fuß, indem der andere im halben Takte eines Schrittes bis an den vorgeschrittenen rasch angezogen wird und dieser hierauf wieder fortschreitet. Hz.

Fußwege. Sie verdienen in waldigen Gegenden und in Gebirgsländern die größte Aufmerksamkeit und müssen sorgfältig untersucht werden, wenn man sich ihrer zu kriegerischen Zwecken bedienen will. Den Angaben der Landesbewohner darf man selbst im befreundeten Lande nicht ganz glauben; denn sie schildern Fußwege oft unbrauchbar, auf denen selbst die Cavalerie, wenn sie an den schwierigsten Stellen absitzt, fortkommen kann. Bonaparte's Zug über den St. Bernhard und Macdonald's Zug über den Splügen im J. 1800 liefern den Beweis, wie weit es eine gute Armee in der Ueberwindung von Terrainhindernissen bringen kann.

Wer Türken, Kosaken und Spanier gegen sich hat und in engen Thälern lagert, wird von ihnen oft überfallen werden, wenn er nicht alle Fußwege kennt und besetzt hat. Besonders wichtig ist die Kenntniß der Fußwege, wenn man einen überlegenen Gegner vor sich und ein Gebirge hinter sich hat, oder überhaupt auf dem Rückzuge begriffen ist; denn die vorhandenen Fahrwege reichen oft kaum hin, den schnellen Abzug der Wagen, Geschütze und schweren Cavalerie zu begünstigen, und gleichwohl ist schnelles Fortkommen des Ganzen die erste Bedingung, sobald man nicht Willens ist, auf einem Puncte länger Widerstand zu leisten. Im Feldzuge 1808 in Catalonien gelang es dem General Gouvion Saint-Cyr, welcher in lange Defiléen eingezwängt war, nur vermittelst eines Fußwegs, den ihm ein Hirt zeigte, das von den Spaniern besetzte Fort Hostalrich zu umgehen und die Straße nach Barcelona zu erreichen, wo man seiner Hilfe sehr bedurfte. Im Feldzuge 1809 in Portugal wurde Marschall Soult von überlegenen Streitkräften bedroht und zum Rückzuge nach Spanien gezwungen. Ein Navarrese, den der Schleichhandel mit allen über das nördliche Gebirge Portugals führenden Fußwegen vertraut gemacht hatte, zeigte dem Marschall die Mittel, ohne Gefahr zu entkommen, und führte ihn sicher nach Galicien. Auf ähnliche Weise entging General Kleist 1813 sehr nachtheiligen Rückzugsgefechten und fiel sogar dem General Vandamme in den Rücken. Die ältere Geschichte ist ebenfalls reich an Beispielen, wo die Benutzung von Fußwegen große Resultate herbeigeführt hat; man erinnere sich nur an den Rückangriff der Perser gegen die lacedämonische Heldenschar, an deren Spitze König Leonidas die Thermopylen vertheidigen wollte. Pz.

Futtermauern (le revêtement en pierres; muraille de revêtement) nennt man bei Festungswerken dasjenige Mauerwerk, welches als das gewöhnliche Bekleidemittel der Grabenböschungen gebraucht wird. Die sogenannte Contrescarpenmauer (s. Contrescarpe) soll dem Feinde das Hinabkommen in den Graben, die Escarpenmauer (s. Graben) dagegen das Ersteigen der Werke erschweren. Beide erfüllen diesen Zweck hauptsächlich durch ihre Steile, indem man ihnen jetzt gewöhnlich $\frac{1}{6}$ ihrer Höhe als Böschungsanlage (s. Böschung) giebt. Erstere sollen nur dem Erddrucke, letztere aber auch der Geschützwirkung den nöthigen Widerstand leisten, weßhalb diese stets eine größere Stärke als jene erhalten müssen.

Eine Escarpenmauer erzeugt die von ihr geforderte Sturmsicherheit, wenn sie so hoch — 24 bis 30 F. — ist, daß sie mit Leitern nicht gut erstiegen werden kann. Soll sie aber diesen wichtigen Vortheil wirklich ge-

währen, dann muß sie gegen die Zerstörung durch Geschützfeuer möglichst gesichert werden. Gegen das directe Fernfeuer sind deßhalb die Escarpenmauern durch vorliegende Werke zu decken. Bei den älteren Befestigungen findet man dieses gewöhnlich nicht gehörig berücksichtiget, indem sie meist bis zur äußern Kretenlinie der Brustwehr (s. Brustwehr) heraufgehen und oft keine andere Deckung als ein niederes Glacis vor sich haben, wie z. B. bei der alt italienischen und zum Theil auch noch bei den Vauban'schen Befestigungssystemen. Man nennt diese Art Futtermauern ganze, dagegen die nach dem neuern und richtigern Princip ausgeführten, gehörig gedeckten oder auch nur bis zum Bauhorizont aufsteigenden halbe Futtermauern. Gegen das nahe oder Breschefeuer erhalten diese Mauern das erforderliche Widerstandsvermögen durch ihre absolute Dicke, durch eine hinlängliche Festigkeit des Materials und durch die Art der Mauerung. Escarpenfuttermauern werden deßhalb gewöhnlich oben 5 — 6 F., die der Contrescarpenmauern dagegen, da sie dem feindlichen Geschützfeuer keinen Widerstand zu leisten haben, nur 3 — 4 F. stark erbaut. Hinsichtlich der Festigkeit des Materials leisten die härteren Steinarten, wie auch die Erfahrung bestätiget hat, als Granit, Gneis, Basalt und ähnliches Gestein, mehr Widerstand, als die weicheren, z. B. Kalk-, Sand- und Ziegelstein. Der Sandstein, der immer noch am häufigsten angewendet wird und werden muß, hat vorzüglich den Nachtheil, daß er sehr leicht springt, wodurch der Zusammenhang der Mauerung aufgehoben und der Einsturz befördert wird. Die Ziegelsteine besitzen dagegen zwar die wenigste Festigkeit von allen den gewöhnlichen zur Mauerung verwendeten Steinarten, und die Geschosse dringen deßhalb in sie am tiefsten ein, dagegen bekommen dergl. Mauern weit weniger Risse und die Erschütterung wirkt weniger zerstörend auf ihren Verband ein. Was endlich die Art der Mauerung betrifft, so wird das Widerstandsvermögen erhöht durch Anlage von sogenannten Strebepfeilern (contreforts) — dieses sind Mauerschäfte, welche, in Entfernungen von 16 bis 18 F., zur Verstärkung der Mauer ungefähr noch 5 — 8 F. in die Erdmasse hineingehen — durch Gewölbbogen zwischen diesen Strebepfeilern oder auch in der Frontmauer selbst, und durch sogenannte Gußmauer, d. h. eine Mauer, die aus zusammengepaßten unregelmäßigen Bruchsteinen besteht, deren Zwischenräume mit Kalk, als Bindemittel, ausgegossen werden. Bei dieser Art Mauern scheint sich nämlich, der Theorie und Erfahrung zu Folge, die durch die anschlagenden Geschosse verursachte Erschütterung nicht so weit fortzupflanzen und nicht so zerstörend zu äußern, als bei der gewöhnlichen Schichtenmauerung von regelmäßig behauenen Steinen.

Diese bis jetzt erklärten Arten der Futtermauern haben, wie schon zu Anfang erwähnt, vorzüglich dem Drucke der dahinter angeschütteten Erde zu widerstehen. Wird nun eine Escarpenmauer durch die Einwirkung der Geschosse in ihrem Verbande zerstört und ihr Material zertrümmert, so ist sie dann unfähig, dem Drucke der Erde noch den früheren Widerstand zu leisten. Sie stürzt in den Graben und ihre Trümmer werden durch die nachrollende Erde überdeckt, wodurch die auf dem Walle befindliche Brustwehr ganz oder zum Theil verschwindet. Um nun die Escarpenfuttermauern diesem nachtheiligen Erddrucke zu entziehen, schlugen Montalembert und Carnot vor, diese vom Walle abgerückt zu erbauen, diesem aber dahinter die erforderliche Erdböschung zu geben. Diese Art der Futtermauern nennt man abgerückte oder detaschirte Futtermauern. Gewöhnlich benutzt man sie noch zu einer niedern Grabenvertheidigung, indem man sie crenellirt, so wie der zwischen der Wallböschung und der Mauer verbleibende Gang als

ein niederer gedeckter Communicationsweg gebraucht wird. Bei den jetzigen Befestigungen von Coblenz findet man auch diese Art Futtermauern an mehreren Puncten angewendet. P.

Fütterung der Pferde. Der Einfluß, den eine zweckmäßige Fütterung auf das Gedeihen und die Ausbildung der Pferde äußert, ist allgemein bekannt. Unter einer zweckmäßigen Fütterung wollen wir verstanden wissen, daß die Quantität des Futters, in der Voraussetzung der erforderlichen Güte, proportionell mit den Jahren, der Größe und dem Gebrauche des Pferdes sei und dabei noch überdies sein zufälliger Zustand, als Krankheit, Trächtigsein u. s. w. berücksichtiget werde.

Erwiesen ist es übrigens, daß bei der Pferdezucht selbst die Beschaffenheit und Art der Nahrung zur Veredlung dieses Thieres wesentlich mitwirkt, und in Gegenden, wo nächst passenden klimatischen und örtlichen Verhältnissen die Weiden mit kräuterreichen und nahrhaften Gräsereien bewachsen sind, edlere Pferde producirt werden. Als Beispiele können Arabien, die Barbarei, das Gouvernement Katharinoslaw in Rußland, Andalusien in Spanien u. s. w. angeführt werden.

Wiewohl es sehr verschiedenartige Naturproducte sind, die dem Pferde als Hausthier zur Nahrung gereicht werden können, als: Hafer, Gerste, Weizen, Korn, Gras, Klee, Heu, Stroh, Disteln u. s. w., ja die Araber selbst ihre Pferde, wenn es ihnen an Gras fehlt, mit Datteln und Kameelmilch nähren: so sind doch der Hafer, das Heu und Stroh, letzteres entweder als Häcker geschnitten, oder in der gewöhnlichen Beschaffenheit, das gebräuchlichste Futter für die Pferde.

Man hält den Hafer, wenn er rein, nicht dumpfig, noch zu dickschalig und gehörig schwer ist, für das gesündeste und gedeihlichste Nahrungsmittel für die Pferde. Die zu gebende Quantität müssen die eingangserwähnten Umstände bestimmen; doch genügt für ein Reitpferd von mittelmäßiger Größe 1 ¼ bis 1 ½ Metze Dresdner Maß als täglicher Satz.

Bei Fohlen erheischt die noch nicht volle Zahl der Backzähne, so wie das schwächere Verdauungsorgan, daß der Hafer geschroten oder ein Mal gerissen werde; auch wird ein gleiches Verfahren bei Pferden von sehr hohem Alter wegen ihrer abgeschliffenen Backzähne nothwendig.

Das Heu ist die Lieblingsnahrung der Pferde und wird von ihnen fast immer, selbst in krankhaftem Zustande, wo sie das Hartfutter versagen, gefressen. Seine Güte besteht darin, daß es nicht moderig oder dumpfig rieche, kein Moos oder schilfige Gräsereien enthalte, sondern rein und trocken sei und einen gewürzhaften Geruch habe. Das Heu von nassen Wiesen hat gewöhnlich einen säuerlichen Geschmack und ist nachtheilig für die Gesundheit; das sogenannte Lethenheu ist das beste. — Für Reitpferde von mittelmäßiger Größe genügen als tägliche Ration 5 bis 6 Pfd. Zu vieles Heu erschwert, indem es den Hinterleib zu sehr anfüllt, das freie Athemholen. Besonders Pferde mit kurzem Athem dürfen daher nur geringe Portionen von dieser Nahrung bekommen. — Neues Heu erzeugt bei den Pferden Schwitzen, und wenn es dabei nicht von ganz guter Beschaffenheit ist, gefährliche Krankheiten. Verdorbenes und unreines Heu wird durch Ausbreiten im Freien, Ausklopfen und durch Benetzen mit Salzwasser verbessert und weniger schädlich gemacht.

Bei dem Stroh unterscheidet man das Roggen-, Hafer- und Gerstenstroh. Das erstere enthält wenig nahrhafte Bestandtheile und wird den Pferden nur als Häcker geschnitten gegeben, dagegen meist zur Lagerstreu verwendet. Das Haferstroh giebt ebenfalls kein nahrhaftes Futter ab und

wird auch wegen seines etwas bitteren Geschmackes von den Pferden nicht gern gefressen. Das gedeihlichste ist das Gerstenstroh, das in vielen Fällen dem Heue vorzuziehen ist, da es hinsichtlich seiner Nahrhaftigkeit dem Heue fast gleich kommt und noch überdies keinen so nachtheiligen Einfluß auf das Athmen der Pferde übt. Die zu gebende Quantität anlangend, so findet dasselbe Verhältniß wie beim Heue Statt.

Den Häcker betreffend, so muß derselbe von trockenem, nicht dumpfigem Strohe geschnitten werden und darf nicht zu lang — gewöhnlich nicht über einen halben Zoll — sein. Er dient, den Hunger zu stillen und das gierige Fressen des Hartfutters, ohne daß es gehörig gekaut wird, zu verhindern. Guten Fressern kann man starke Portionen geben. Nährend wirkt er nicht, trägt aber bei, die Pferde beleibt zu machen. Bei Pferden, die die Gewohnheit haben, ihn wegzublasen, muß er, um dies zu verhindern, etwas angefeuchtet werden. Von den übrigen noch angeführten Nahrungsmitteln ist die Gerste wegen ihrer leichteren Gährung schwerer zu verdauen als der Hafer; doch giebt sie geschroten und mit Hafer vermengt ein gedeihliches Futter. Um sie in ganzen Körnern zu reichen, muß sie von einer Fütterungszeit bis zur anderen eingequollen werden, damit sie sich leichter zermalmen läßt und verdaulicher wird. Bei dieser Fütterungsart ist große Reinlichkeit hinsichtlich der Krippe und des Gefäßes, worin das Einquellen erfolgt, nothwendig. Da die Gerste fast doppelt so nahrhaft ist als der Hafer, so genügt auch in der Quantität die Hälfte von letzterem.

Von dem Weizen ist nur die Kleine als Pferdefutter gebräuchlich. Sie wird, mit Hafer vermischt, den Pferden gewöhnlich, wenn sie in die Druse fallen, mit dem Zahngeschäft umgehen, an Rachenentzündungen 2c. leiden, gegeben. Das Korn muß als Pferdefutter einer gleichen Procedur unterworfen werden, wie die Gerste, wenn es nicht schädlich sein soll; auch gilt bei ihm in Bezug auf die Quantität das, was bei dieser gesagt ist. Uebergenuß, so wie verabsäumtes Einquellen bei diesem Futter, erzeugt Kolik, Darmentzündungen u. s. w. Grüne Nahrung dabei zu geben, ist ganz zu vermeiden. Roggenmehl und Roggenkleine wirken vortheilhaft auf die Zunahme an Fleisch bei den Pferden. Ersteres giebt man entweder in das Saufen, oder man vermischt es, wie letztere, mit Häcker und feuchtet das Gemenge an. Das grüne Futter ist den Pferden nur unter gewissen Voraussetzungen zuträglich. Das Gras anlangend, so ist dessen Fütterung im Frühjahr, zu welcher Zeit es eine die Pferde innerlich reinigende Kur abgiebt, am zweckmäßigsten. Um als solche zu wirken, ist es aber unbedingt erforderlich, diese Fütterung eine längere Zeit — gewöhnlich 3 bis 4 Wochen — fortzusetzen und den Pferden in dieser Periode keine andere Nahrung zu reichen; auch gehört, um einen günstigen Erfolg davon zu erwarten, dazu, daß sie sehr geschont und eine mäßige, sich gleichbleibende Bewegung haben.

Das Gras von nassen Wiesen ist wegen seines gewöhnlich säuerlichen Geschmacks hierzu nicht tauglich. Genießen die Pferde das Gras nicht weidend, so muß es zu jeder Fütterung wo möglich frisch gehauen werden. Der Klee macht die Pferde beleibt und glänzend von Haar, will aber mit Vorsicht gefüttert sein, wenn er nicht Krankheiten zur Folge haben soll. Sie entstehen durch Uebermaß, Saufenlassen kurz nach dem Genuß desselben, und wenn nächst dem Klee noch andere schwer zu verdauende Nahrung gegeben wird.

Vortheilhaft auf den Zustand der Pferde wirkend ist die Fütterung von Disteln und den gelben sogenannten Hundeblumen im Frühjahre. Indem sie gelind abführen, reinigen sie die Pferde innerlich und sind besonders be-

nen zuträglich, welche an der Lunge oder Leber leiden, kurzem Athem, Anlage zum Dummkoller, Augenentzündungen u. s. w. haben. Möhren und Rüben werden mit Nutzen bei erhitzten Pferden gefüttert, und Meerrettig gilt als ein die Freßlust vermehrendes Mittel. Die Darreichung des Futters selbst anlangend, so findet dieselbe gewöhnlich früh, Mittags und Abends Statt, und es dient als Regel, daß die Quantität nie auf ein Mal zu groß sein darf. Herkömmlich theilt man jede Mahlzeit immer in 2 Theile. Zu große Portionen benehmen den Pferden die Freßlust, weil das Futter in der Krippe durch den Geifer und Hauch derselben warm wird. Was nicht aufgefressen worden ist, muß sogleich herausgenommen und getrocknet werden.

Große Reinlichkeit ist beim Füttern wesentliches Bedingniß; der Hafer muß, bevor er mit dem Häcker vermengt wird, durch Ausschwingen vom Staube gereinigt und die Krippe, ehe sie das Futter aufnimmt, von allem Unrath gesäubert werden. Ob die nasse Fütterung — wo der Hafer und Häcker etwas angefeuchtet wird — der trocknen — wo dies nicht Statt findet — vorzuziehen sei, hierüber sind die Meinungen noch getheilt, und jede Art findet ihre Verfechter.

Dem Flußwasser ist der Vorzug vor dem Brunnenwasser einzuräumen. Bei kranken Pferden und bei großer Kälte ist es dienlich, das Wasser etwas in dem Stalle überschlagen zu lassen. Die Reinlichkeit verabsäume man auch hierbei nicht.

Kurz nach dem Gebrauche, besonders wenn die Pferde darauf im Stande der Ruhe verbleiben, gebe man ihnen nicht zu saufen. Läßt die Zeit die Beobachtung dieser Rücksicht nicht zu, so ist es von Nutzen, auf die Oberfläche des Wassers etwas Heu zu werfen, damit die kalte Flüssigkeit wenigstens nicht so jähling in die durch das Gehen erhitzten Nasenhöhlen eindringen kann.

Alle raschen Uebergänge von einer Fütterungsart zur andern, insonderheit wenn sich dabei auch die übrigen Lebensverhältnisse der Pferde ändern, vermeide man; denn sie müssen nothwendig Stockungen in den Säften und mithin Krankheiten erzeugen. Sp.

G

Gabeldeichsel. Bei allen zweiräderigen Fuhrwerken, so wie bei den Protzen der englischen und anderer ähnlicher Blocklaffeten (s. Laffeten), muß die Last noch einen Stützpunct außer der Achse haben, d. h. die Deichselspitze muß von einem oder von beiden Stangenpferden gehalten werden. Da nun die Pferde eine Last am leichtesten auf ihrem Rücken tragen, so bedient man sich bei zweiräderigen Karren, so wie bei jenen Laffeten der Gabeldeichsel, welche von dem zwischen ihren Armen eingespannten Gabelpferde, in besonderen Tragegurten getragen wird. Da jedoch die Gabelarme allen durch die Unebenheit der Wege veranlaßten Schwankungen des Fuhrwerks nicht nur auf- und abwärts, sondern auch seitwärts folgen, so wird das Gabelpferd sehr belästigt und leicht vor der Zeit ruinirt. Je geringer die Last und um je weniger ihr Schwerpunct vor der Achse angebracht wird, um so mehr vermindert sich allerdings dieser Nachtheil; jedoch kann derselbe nie ganz beseitigt werden, weil der Schwerpunct wegen des Bergauffahrens nie vollständig über der Achse liegen darf. Bei dem Bergabfahren tritt der gedachte Nachtheil in erhöhter Maße ein. Hinsichtlich der Anwendung der

Gabeldeichsel bei dem Feldgeschütz kommt hierzu noch ein anderer Uebelstand. Wird nämlich das Gabelpferd im Marsche getödtet, so muß man augenblicklich das Geschütz halten und umspannen lassen, welches letztere noch überdies mehr Zeit, als bei einer einfachen Deichsel erfordert; obschon die Gabeldeichseln an Geschützprotzen die Einrichtung haben, daß man den äußeren Gabelarm zum Ein- und Ausspannen leicht abnehmen kann. Ry.

Gadebusch, kleine Stadt im Mecklenburgischen, am Flusse Radegast. **Schlacht 1712.**

Karl XII. hatte sein Land in einen lange dauernden Krieg mit seinen Nachbarn Rußland, Dänemark und Polen verwickelt, an dem auch die Sachsen Theil nahmen, da deren Kurfürst König von Polen war. Mit großem Glücke hatten die Schweden gefochten; die Schlacht von Pultawa (s. d.) änderte aber die Lage der Dinge. Der geschlagene König Karl selbst ging nach der Türkei, doch der Krieg dauerte auch während seiner Abwesenheit fort. Eine schwedische Armee, unter dem Feldmarschall Grafen von Steenbock (s. d.), stand im Mecklenburgischen und cantonnirte im Monat December 1712 in der Umgegend von Schwan. Die ihr entgegenstehenden Corps der Dänen campirten bei Gadebusch, die Russen jenseit der Warna, die Sachsen um Güstrow. Der schwedische Feldherr mußte suchen, der Vereinigung seiner Feinde um jeden Preis zuvorzukommen, er marschirte daher gerade auf Gadebusch los; am 19. Decbr. fanden Plänkeleien zwischen den beiderseitigen Patrouillen Statt, die Armeen standen nur noch eine Meile von einander.

Die dänischen Truppen, unter der Anführung ihres Monarchen, brachen des Nachts auf und postirten sich auf den Höhen, dem Defilé gegenüber, welches die Schweden passiren mußten, um zu ihnen zu gelangen; ein morastiger Grund deckte die Front der Stellung, die linke Flanke ebenfalls ein Morast und der Fluß Radegast, der rechte Flügel lehnte sich an einen dichten Wald, in welchem 4 Bat. aufgestellt wurden. Am 20. Decbr. früh 10 Uhr kamen die Schweden in dem Defilé an. Ihr rascher Abmarsch war den Sachsen nicht entgangen, die in der Ueberzeugung, daß es einen Angriff der Dänen gelte, sich mit diesen zu vereinigen suchten; da aber die Schweden schon einen großen Vorsprung hatten, so konnte nur die Reiterei, 32 Schwdr., zu den Dänen stoßen und rückte, trotz der großen Ermüdung, sogleich auf den linken Flügel der Schlachtordnung ein. Der sächsische Commandirende, Feldmarschall Graf von Flemming (s. d.), bemerkte bei seiner Ankunft sogleich einen Hauptfehler in den dänischen Anordnungen, indem man gar nichts gethan hatte, den Schweden den Durchzug durch das Defilé und die nachherige Entwickelung ihres Heeres zu verbieten; er traf zwar einige Gegenanstalten, doch war es schon zu spät. — Die Schweden rückten durch das Defilé und formirten sich jenseit desselben; doch waren des beschränkten Raumes wegen manche Unordnungen unvermeidlich. Bataillone der zweiten Linie kamen in die erste zu stehen und umgekehrt; da sie indessen nicht einen Schuß von der dänischen Artillerie erhielten, so hatte es keinen nachtheiligen Einfluß. Die Schlachtordnung war gebildet; 10 Stück Geschütz, befehligt von dem Artilleriеobersten Cronstädt und gedeckt von einem Bataillone, avancirten; die Geschütze selbst waren nach einer Angabe des genannten Obersten construirt und sollen 8 bis 10 Schüsse in dem Zeitraume gethan haben, welchen man zu jener Zeit brauchte, um eine Muskete zu laden und abzufeuern. Der Effect des Kanonenfeuers war unglaublich, wozu das Aufeinanderhäufen der dänischen Truppen auf einem beschränkten Raume viel beitrug. Um 12 Uhr Mittags begann auch

das Feuer der dänischen Artillerie, die, vor der Fronte ohne hinlängliche Dekkung stehend, von den Schweden genommen wurde, als diese die Höhen der Stellung ihrer Feinde erstiegen hatten. Eine Zeit lang bekämpfte man sich durch ein lebhaftes Feuer aus dem kleinen Gewehre, bald aber wurde zum Gebrauche der blanken Waffen geschritten; mit Hartnäckigkeit focht man auch unter diesem Verhältnisse, bis die dänische Reiterei des linken Flügels wich, der bald auch die Infanterie desselben folgte, von welcher jedoch die Grenadiergarde sich im Dorfe Radegast wieder setzte und dieses noch einige Zeit hartnäckig vertheidigte. Auf dem rechten Flügel der Dänen ward mit großer Erbitterung und Ausdauer gefochten; dort waren die Schweden nicht so durch das Terrain begünstigt, einige ihrer Schwadronen wurden genöthigt, sich in den Wald zu ziehen; doch der Feldmarschall Steenbock stellte bald in Person das Gleichgewicht wieder her, führte die Truppen zu einem neuen Angriffe und schlug auch hier seine Gegner, die nun das Schlachtfeld verließen. Die Reiterei der Verbündeten, von welcher die sächsische mit Auszeichnung gefochten hatte, ging nach Mölln; sie wurde verfolgt, so lange es das Tageslicht gestattete. Am 21. ergab sich der Oberstlieutenant Fuchs mit der dänischen Besatzung von Gadebusch; doch auch der Graf Steenbock zog sich bald nach Wismar zurück. Die Stärke der Schweden in der Schlacht war 11 Regimenter Infanterie und 51 Schwadronen, die der Dänen 22 Bat. und 48 Schwdr., ohne die 32 Schwdr. Sachsen. Der Verlust der Schweden betrug 600 Todte und Schwerverwundete, die Leichtverwundeten sind nicht angegeben; doch befand sich unter ihnen der Generallieutenant von Dücker. Die vereinigten Truppen hatten 3000 Todte verloren, worunter der dänische Generalmajor Daa; gefangen wurden der dänische General Mörner, 102 Officiere, worunter 5 sächsische, 2000 Gesunde und 1000 Verwundete; an Trophäen büßten sie ein 13 Fahnen und Standarten, 2 Paar Pauken und 13 Stück Geschütz. (Vergl. Theatrum europaeum, Thl. XIX, S. 495 ff.) F. W.

Gaeta. Stadt und Festung im Königreich Neapel mit 10,000 Einwohnern, an der Küste 15 Stunden nördlich von Neapel, mit einem Hafen, welcher geräumiger, tiefer und sicherer ist, als der von Neapel. Die Festung liegt auf einer schroffen felsigen Erdzunge, auf deren nördlichem Abhange sich die Werke befinden. Gegen das feste Land ist die kaum 1800 F. lange Angriffsfront durch starke Vorwerke geschützt, und vom Fuße des Glacis dieser Werke erhebt sich der Monte della Tratina der Stadt gegenüber. Gegen das Meer hin ist die Umfassung der Stadt nur einfach und mit Batterien versehen, die sich dann an das zur Westseite liegende Kastell von Gaeta anschließen. Die Umgebungen der Stadt sind reizend; sie soll noch vor Rom gegründet sein, hatte nach dem Untergange des römischen Reichs eine republikanische Verfassung und wurde nachher von Herzögen regiert, die den Papst als Lehnsherrn anerkannten. Sie soll nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, der Amme des Aeneas, haben.

Gaeta ist eine der stärksten Festungen Europa's und wird mit Recht das zweite Gibraltar genannt. In militairischer Beziehung ist sie schon seit früherer Zeit berühmt; denn schon im Mittelalter und namentlich im Jahr 1435 wurde sie vom König Alphons von Aragonien belagert. Aber auch die neuere Zeit führte verhängnißvolle und denkwürdige Begebenheiten für Gaeta herbei; es ward nämlich im Laufe eines Jahrhunders 4 Mal belagert und ungeachtet seiner Stärke jedes Mal erobert. Die erste dieser 4 Belagerungen fand im J. 1702 von den Oestreichern Statt, welche es nach 3 Monaten unter dem General Daun mit Sturm nahmen. — Schwieriger

war die zweite Belagerung im J. 1734, in welcher die vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens die Festung vom April bis zum 6. Aug. eingeschlossen hielten, wo sich die Besatzung auf eine ehrenvolle Capitulation ergab. Seit jener Zeit dem Königreich Neapel wieder einverleibt, ward Gaeta immer mehr befestigt. In Folge der entscheidenden Fortschritte der franz. Heere in Neapel im J. 1806 ward Gaeta von der neapolitanischen Regierung nebst mehreren Festungen den Franzosen zugesichert (im Februar 1806). Der heldenmüthige Commandant, Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal aber verweigerte die Uebergabe der Festung und zwang die Franzosen zu einer förmlichen Belagerung. Obgleich die Besatzung von Gaeta im April aus nicht mehr als 800 M. Linientruppen von 3 verschiedenen Regimentern, 1216 Matrosen, 1000 M. ganz neu ausgehobener Soldaten und 2 Compagnien Artillerie bestand, so respectirte doch der Prinz den Befehl der neu eingesetzten Regierung von Neapel, die Festung zu übergeben, nicht, sondern that den Franzosen, welche unter Massena vom Monte della Tratina aus die Festung immer enger umzogen, sowohl durch unausgesetztes Beschießen, als auch durch häufige Ausfälle bedeutenden Schaden. Er hielt sich die Verbindung mit Sicilien offen und ward sowohl von dorther, als auch von den Engländern nach Möglichkeit mit Munition, Lebensmitteln und Verstärkung an Mannschaft unterstützt. Mit unerschütterlichem Muth und größter persönlicher Aufopferung beharrte der Prinz daher in seiner heldenmüthigen Vertheidigung. Massena setzte Alles an die Eroberung der Festung, würde jedoch sein Ziel so bald noch nicht erreicht haben, wenn der Prinz nicht am 11. Juli bedeutend am Kopfe wäre verwundet worden und sich an Bord eines englischen Schiffes hätte begeben müssen. Unter dem neuen Commandanten, Obersten Hotz, wendete sich vom Augenblicke an das Kriegsglück auf die Seite der Belagerer. Am 17. Juli wurde auf zwei Puncten Bresche geschossen, und am 18. war die Capitulation abgeschlossen, nach welcher die Garnison mit allen kriegerischen Ehrenzeichen und 12 englischen Kanonen einen freien Abzug erhielt, unter der Bedingung, sich nach Sicilien überzuschiffen und binnen Jahr und Tag nicht zu dienen.

Der Prinz war zwar höchst unzufrieden mit dieser Capitulation, befand sich aber außer Stand, dagegen zu wirken, und ließ sich nach Sicilien überschiffen.

Diese Nachrichten sind aus den Papieren des im J. 1806 in Rom befindlich gewesenen Gesandtschaftssecretairs Nofretti entlehnt und dürfen als authentisch angesehen werden.

Im J. 1815 erlitt Gaeta seine vierte Belagerung, und zwar von den östreich. Truppen zu Lande, von den Engländern aber zur See, capitulirte jedoch schon am 15. August. S . . . w.

Gages, Johann Bonaventura Dumont, Graf von, spanischer General, geboren zu Mons im Hennegau den 27. Decbr. 1682, betrat 1703 die kriegerische Laufbahn, diente Philipp V., Könige von Spanien, und war anfangs Officier bei den wallonischen Garden. Seine Tapferkeit und Einsicht erwarben ihm die Achtung seiner Obern; er gelangte von Stufe zu Stufe zum Rang eines Generallieutenants und diente als solcher unter dem Grafen von Glimes in der catalonischen Armee, die im J. 1740 zur Expedition nach der Insel Minorca bestimmt war. Hier übernahm er das Commando der spanischen Armee gegen Ende des Septembers 1742 und rückte vom Königreiche Neapel aus an der Spitze von 18,000 M. gegen die Lombardei, passirte den Panaro den 5. Febr. 1743, und den 8., am Tage von Campo-Santo, eroberte er von den Oestreichern 4 Stück Ka-

nonen, 5 Fahnen, 4 Standarten, 180 Getreidewagen und machte 400 Gefangene, kehrte jedoch aus Mangel an Proviant über den Panaro zurück. Dieser Feldzug und der von 1744 gereichten dem Grafen von Gages um so mehr zur Ehre, da er gegen einen stets überlegenen Feind das Feld mit Vortheil zu behaupten verstand. Er wählte zu seinen Angriffen immer den rechten Zeitpunct, ließ sich niemals durchbrechen und trennen, zog sich immer mit vieler Geschicklichkeit auf eine vortheilhafte Weise zurück, und so gelang es ihm, sich in der Romagna zu behaupten, bis die Neapolitaner im Stande waren, ihm beizustehen. Hierauf ergriff er seiner Seits die Offensive im Einverständnisse mit dem Herzog von Modena, welcher den Oberbefehl des Heeres übernommen hatte. Die Oestreicher, commandirt von dem Prinzen von Lobkowitz, erlitten bedeutende Verluste und wurden gezwungen, sich zurückzuziehen. Nocera und Lodi fielen in die Hände der Spanier, eben so Serravala, Tortona, Alessandria, Asti u. s. w. Es gelang dem Grafen von Gages durch eine Reihe geschickter Bewegungen, sich mit den Truppen in Verbindung zu setzen, welche der Infant Don Philipp und der Marschall Maillebois befehligten. Die Stadt Mailand öffnete ihnen die Thore (d. 19. Dec. 1745). Den 8. Febr. 1746 bewirkte Gages den Uebergang über den Tessino mit einem Corps von 22,000 M. und zwang den Prinzen von Lichtenstein, Olleggio zu verlassen und sich hinter Secchia zurückzuziehen, um nicht abgeschnitten zu werden. Aber bald nahmen die Oestreicher blutige Rache. Der Infant Don Philipp ging wieder über den Po und verlor die Frucht der letzten Feldzüge. Indeß zeigte der Graf von Gages niemals größere Geschicklichkeit als auf diesem Rückzuge und auf demjenigen, welchen die verlorene Schlacht von Campo-Freddo nöthig machte, vorzüglich aber im Treffen am 10. Aug., wo nach dem Uebergange über den Tidon der Marquis von Botta, indem er die vereinigten Heere in Unordnung zu überrumpeln glaubte, mit einem Verluste von 6000 M. zurückgeschlagen ward. Kurze Zeit nach dem Tode Philipp's V. übergab der Graf von Gages das Commando der spanischen Armee dem Marquis von Las Minas (den 15. Aug. 1746) und begab sich nach Madrid, wo er mit Lobsprüchen von dem Könige Ferdinand VI. überhäuft ward, welcher ihm die Comthurei von Vittoria (Orden von St. Jago) und die von Pozzuello (Orden von Calatrava) ertheilte. Den Orden des goldenen Vließes hatte er das Jahr vorher erhalten. Im J. 1748 wollte man den Grafen von Gages auf's Neue an die Spitze des spanischen Heeres in Italien setzen; aber sein hohes Alter, seine durch die Strapazen des Krieges sehr zerrüttete Gesundheit und vielleicht auch die Besorgniß, sich in seinen Unternehmungen ferner gehindert zu sehen, wie ihm früher unter verschiedenen Umständen begegnet war, gestatteten ihm nicht, in dieses Anerbieten einzugehen. Er wurde zum Vicekönig, Gouverneur und Generalkapitain von Navarra ernannt. Seinem eifrigen Streben für das Wohl der Völker und den Sorgen seiner einsichtsvollen Verwaltung verdankt das Königreich Navarra seine schönen Straßen. Er starb zu Pampelona den 31. Jan. 1753 in seinem 73. Lebensjahre. Der König von Spanien, Karl III., ließ ihm auf eigene Kosten in der Kirche der Kapuziner zu Pampelona im J. 1768 ein prächtiges Monument errichten. (Biographie universelle). La.

Galacz, unbedeutende Stadt am Einflusse des Pruth in die Donau. Gefecht am 1. Mai 1789.

In dem Türkenkriege von 1787—91 rüsteten sich namentlich im J. 1789 die Türken mit großer Anstrengung. Das russische Heer bei Oczakow

war bis auf 39,000 M. zusammengeschmolzen und konnte nur mit großer Mühe ergänzt werden; deßwegen begannen auch die Oestreicher den Feldzug früher und die Russen erschienen erst im April auf dem Kampfplatze. Eine Reihe glücklicher Gefechte bezeichneten ihre Operationen. In die Wallachei eingedrungen, wurden alle dort von den Türken aufgehäuften Getreidevorräthe genommen, während eine andere Colonne gegen Galacz marschirte. Ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes ward die Stadt erstürmt und in Brand gesteckt, aber bald wieder verlassen, da eine türkische Verstärkung von 30,000 M. im Anzuge war. (S. Geschichte des russ. u. türk. Krieges, 1787—91. Leipzig, 1792). W.

Galandria oder Zalandria war eine Art Kriegsfahrzeug, dessen sich in frühern Zeiten die Venetianer bedienten. Ueber Bauart und Gebrauch dieser Schiffe giebt die Geschichte nichts Näheres an und erwähnt nur, daß sie zuerst im J. 838 unter dem Doge Pietro Tradonico gebraucht wurden.

Galeasse war eines der größten Kriegsschiffe in der venetianischen Marine zur Zeit, wo diese Republik den ersten Rang unter den Seemächten einnahm. Die ersten Galeassen wurden zu Anfange des 16. Jahrhunderts erbaut; sie hatten Ruder und Segel, führten 3 Masten und Takelasche wie die Galeeren, glichen übrigens in der Bauart ganz den letzteren und waren nur größer und höher von Bord. Auf dem Vorder- und Hintertheil befand sich eine Art Back und Schanze mit doppelten Batterien, außerdem waren der Bord und der Raum unter dem Deck mit Geschütz versehen. Ihre Länge betrug 160—170 Fuß, ihre Besatzung 800—1200 M. Welche Wichtigkeit die Venetianer diesen Kriegsschiffen beilegten, beweist, daß der Kapitain einer Galeasse schwören mußte, es bei jeder Gelegenheit mit 25 feindlichen Galeeren aufzunehmen. Die Galeassen scheinen auch einige Zeit bei der franz. Marine gebräuchlich gewesen zu sein. In der Nord- und Ostsee bedienen sich die Dänen, Schweden und Holländer einer den Galioten (s. d.) ähnlicher Art kleiner Fahrzeuge, die sie Galeassen nennen, welche aber mit den oben erwähnten nichts gemein haben. (Vergl. Saverien, Dictionnaire de Marine und Allgemeines Wörterbuch der Marine von Röding).

Galeere, ein langes, schmales, flach gebautes Schiff, welches Segel und Ruder führt, aber vorzugsweise durch die letzteren bewegt wird. Die Erfindung der Galeeren ist jedenfalls den Griechen zuzuschreiben; von diesen gingen sie auf die Venetianer über, in deren Kriegen selbige eine große Rolle gespielt haben. Ihr flacher Bau und ihre Beweglichkeit machen, daß sie namentlich in den italienischen Gewässern und im mittelländischen Meere überhaupt zu gebrauchen sind und deßhalb von allen Völkern, welche Handel oder Krieg auf demselben zu führen hatten, gebaut wurden. Außer Italien hat Frankreich, Spanien, Portugal und die Türkei sich so lange der Galeeren bedient, bis unsere heutigen Kriegsschiffe eine solche Vollkommenheit erlangt hatten, daß jene im Kampfe mit diesen zu sehr in Nachtheil kamen und jetzt ganz aus der Kriegsmarine verschwunden sind. Die noch vorhandenen Galeeren werden nur zu kleinen Küstenfahrten benutzt. Die Oertlichkeit der Gewässer in der Nord- und Ostsee machten, daß Rußland, Schweden und Dänemark sich dieser Art Fahrzeuge in ihren Kriegen ebenfalls bedienten. Gustav Adolph von Schweden ließ 1540 Schiffsbaumeister aus Venedig kommen und Galeeren bauen; selbst Sigismund, König von Polen, erkannte die Wichtigkeit dieser Art Fahrzeuge und bildete im Hafen von Danzig eine Galeerenflotte. — Wie schon oben gesagt, waren die Galeeren lang, schmal und flach gebaut. Ihre Länge betrug 130—140 Fuß, ihre Breite 26 bis 30 Fuß. An beiden Seiten waren 25—26 Ruder angebracht, zwischen

welchen von dem Vorder- bis zu dem Hintertheil des Schiffes ein schmaler, freier Gang, der Coursier, lief. Ganz vorn auf diesem Gange stand in der Regel ein 24pfünder und neben diesem 2 kleinere Geschütze; überdies war der Bord der Galeere mit Drehbassen und Schwanenhälsen armirt. Auf dem Hintertheile war die Kajüte des Kapitains und auf dem Vordertheile eine Art Back angebracht. Die Takelasche bestand gemeiniglich aus einem großen und einem Fockmast, die kürzer als auf andern Schiffen sind. Die heutigen Galeeren dienen meist zu Verbrecherschiffen und als Transportfahrzeuge an den Küsten.

Galion ist eine nur bei Kriegsschiffen gebräuchliche, über den Vordertheil derselben hervorragende und zur Unterstützung des Bugspriets (s. d.) erforderliche Vorkehrung. Es ist aus mehreren einzeln zusammengefügten Stükken Holz gebaut, bildet die äußerste Spitze des Vordertheils und ist in der Regel mit einer Zierath versehen.

Galione, eine Art der größten und schwersten Kriegsschiffe, in frühern Zeiten namentlich bei den Spaniern und Portugiesen gebräuchlich und in den Kriegen Karl's V. und Philipp's II. von Spanien oft erwähnt. Die Galionen hatten einen sehr hohen Bord, ein noch höheres Hinter- und Vor-Kastel und glichen schwimmenden Schlössern. Es gab deren, die 7 Verdecke hatten und bis 50 metallene Kanonen führten. Die Unzweckmäßigkeit dieser unbehilflichen Gebäude, welche durch ihre Größe eben so sehr der Gewalt der Ströme und Wellen ausgesetzt waren, als zum bequemen Zielpunct der feindlichen Geschütze dienten, beurkundete sich noch mehr in dem Befreiungskriege der Niederländer, wo diese Kolosse sehr oft die leichte Beute der kleinen, aber schnell segelnden und leicht beweglichen Schiffe der Holländer wurden. Spanien hat sich der Galionen nur noch bei der sogenannten Silberflotte bedient, welche dem Vaterlande die Schätze seiner amerikanischen Colonien zuführte.

Galiote gehört zu den kleineren Kriegsschiffen, ist meist nur bei der dänischen und schwedischen Marine im Gebrauch, führt einen großen und einen Besahnmast und unterscheidet sich von der Galeasse durch ein rundes Hintertheil (s. Bombardiergalioten).

Gallas, Mathias, Graf von Gallas, Herzog zu Luzern, kaiserlicher General und Hofkriegsrathspräsident, wurde 1589 geboren. Ueber seine Familie und seine ersten Dienstverhältnisse fehlen genauere Nachrichten. Die Geschichte erwähnt seiner Dienste erst 1616 in dem Kriege der Spanier gegen Savoyen, wo er Commandant der Bergfeste Riva war, bald aber diese Stelle aufgab, nach Deutschland ging, in der liguistischen Armee als Oberstlieutenant angestellt wurde, 1624 ein Infanterieregiment erhielt und an dessen Spitze sich in dem Gefecht bei Steinfurt an der Aa gegen den Herzog Christian von Braunschweig rühmlichst auszeichnete. Zum Generalwachmeister ernannt, folgte G. 1629 dem General Colalto nach Italien, wohnte der Belagerung von Mantua bei und führte nach Colalto's Erkrankung und Zurückberufung den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen gemeinschaftlich mit Aldringen (s. d.). Als kaiserlicher Bevollmächtigter brachte er zu Chierasco den Frieden zu Stande, führte dann die Truppen nach Deutschland zurück und wurde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Nach der Schlacht bei Breitenfeld (s. d.) entkam G. mit einigen Regimentern glücklich nach Böhmen, besetzte Pilsen und machte den nachrückenden Sachsen die Eroberung des Saazer Kreises streitig, trug auch 1632 viel zu dem Ueberfalle von Prag bei, wo die sächsische Besatzung das Gewehr strecken mußte.

G. hatte bisher bei jeder Gelegenheit so viel Unternehmungsgeist be-

wiesen, daß ihn der Herzog von Friedland, nachdem er den blutigen Strauß bei Nürnberg bestanden, mit 10,000 M. nach Sachsen vorausschickte. Er zog durch das Vogtland und Erzgebirge, ließ schonungslos brandschatzen und stieß kurz vor der Schlacht bei Lützen (s. d.) wieder zur Hauptarmee, wurde aber bald nachher mit einer Truppenabtheilung zur Besetzung der Gegend von Chemnitz entsendet, weßhalb er keinen Theil an der Schlacht nahm; dort empfing er auch die Trümmer der geschlagenen Armee und deckte ihren Rückzug nach Böhmen. Im Frühjahre 1633 befehligte G. die Vortruppen Wallenstein's, als dieser in Schlesien einrückte, eroberte mehrere Städte und zeigte sich überhaupt sehr thätig. Seine Nachsicht gegen die Plünderer machte ihn bei der wilden Soldatesca sehr beliebt, und dies mag wohl auch ein Beweggrund gewesen sein, warum der Kaiser ihn insgeheim zum Generalissimus ernannte, als Wallenstein's Handlungen in Pilsen Verdacht erregten. G. traf seine Maßregeln so klug, daß die Regimenter ihrer Pflicht getreu blieben und auch Herzog Bernhard (s. d.) aus der eingetretenen Desorganisation der Armee keinen Vortheil ziehen konnte. Er leitete bei der Eröffnung des Feldzugs 1634 die Belagerung von Regensburg und Nördlingen, befehligte in der Schlacht bei letzterem Orte 6 Regimenter Reiterei und trug viel zum Siege bei.

Von nun an tritt G. fast immer als Heerführer auf und machte in der That einen glänzenden Anfang. Die Niederlage der schwedischen Armee bei Nördlingen (s. d.) hatte zwar den schwedisch-deutschen Bund seiner Auflösung nahe gebracht, doch trat jetzt Frankreich mit einem Hilfscorps in die Schranken. Herzog Bernhard und die Franzosen suchten hauptsächlich die Unterpfalz zu behaupten, mußten aber auf das linke Rheinufer zurückweichen, als G. nach der Einnahme von Philippsburg (24. Jan. 1635) mit 40,000 M. anrückte. Seine Absicht war, den Feind zu schlagen, wo er Stand halten werde; aber es war schwer, den Rhein zu überschreiten. Durch geschickte Demonstrationen gegen Frankfurt und Mainz gelang es ihm endlich, dem Herzoge Bernhard Besorgnisse einzuflößen, und kaum war dieser von Landau nach Mainz abmarschirt, so fand auch der in aller Stille vorbereitete Uebergang des kaiserlichen Hauptcorps bei Speier Statt (2. Juli), worauf fast alle wichtigen Plätze am linken Rheinufer erobert wurden. Die Folge dieses Manövers war Bernhard's Rückzug nach Lothringen. Gallas folgte ihm auf dem Fuße nach, fügte den Franzosen und Bernhard's Truppen große Verluste zu, ließ sich aber dennoch in keine Schlacht ein, sondern zog es vor, in wohlverschanzten Lagern den Angriff seiner Gegner stets zu erwarten. Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Kaiserlichen, ihre Winterquartiere im Elsaß zu nehmen. Im folgenden Jahre machte G. einen fruchtlosen Versuch, die Feste Zabern (Saverne) zu entsetzen, und marschirte dann über Breisach nach Burgund. Er durchzog diese Provinz ohne große Schwierigkeiten; denn Bernhard wurde bei der Verfolgung von den franz. Generalen schlecht unterstützt. Doch vermochte G. die leichte Eroberung nicht zu behaupten; denn seine Truppen verminderten sich so schnell, daß er sich genöthigt sah, sie an den Oberrhein zurückzuführen, und nur einige feste Plätze besetzt halten konnte. In Wien wurde G. vor ein Kriegsgericht gestellt; doch vertheidigte er sich gut, und da ihm der neue Kaiser Ferdinand III. von Nördlingen her sehr gewogen war, erfolgte auch seine gänzliche Begnadigung.

Im Feldzuge 1637 erhielt G. Befehl, den Feldmarschall Baner (s. d.) aus Sachsen und Schlesien zu vertreiben, was ihm zwar später, als gewünscht wurde, aber doch vollständig gelang; ja es glückte ihm sogar, die sehr geschwächte schwedische Armee bei Landsberg an der Warthe dergestalt in die

Enge zu treiben, daß deren Gefangennehmung unzweifelhaft schien. Diese Ansicht war im kaiserlichen Hauptquartiere so allgemein, daß man bereits Caricaturbilder fertigte und die Schweden in einem großen Sacke darstellte, den General G. eben zubinden wollte. Baner täuschte jedoch seine Gegner und entkam glücklich nach Pommern, unterließ aber nicht, dem General G. eine dergleichen Caricatur zuzuschicken, in welcher Baner die Rolle übernommen hatte, mit dem Degen ein Loch in den Sack zu machen, aus welchem die Schweden herauskrochen, während der kaiserliche Generalissimus eingeschlummert war. — Indeß war die Uebermacht der Kaiserlichen so bedeutend, daß die Schweden bald in die entferntesten Winkel von Mecklenburg und Pommern zurückweichen mußten, und erst im August 1638 an einige Offensivbewegungen denken konnten. G. hatte inzwischen nichts gethan, die Eroberung zu sichern; seine Armee war zügellos geworden, hatte sich durch Desertion um mehr als die Hälfte vermindert und leistete nur schwachen Widerstand, als Baner zum ernstlichen Angriff überging. Am Ende des Jahres mußte G. nach Sachsen und Schlesien zurück. Man klagte ihn abermals an, und dies Mal mit größerem Rechte; er fiel in Ungnade und lebte bis 1643 auf seinen Gütern, wo ihm nach dem Abtritte des Erzherzogs Leopold die Führung der Armee wieder anvertraut wurde. Torstenson war jetzt G's Gegner. Mit oft geschlagenen, zum Theil neu gebildeten Regimentern wagte G. nichts Entscheidendes zu unternehmen und suchte nur den Schweden den Unterhalt in Böhmen zu erschweren; beim Rückzug hing er sich gleichsam an ihre Fersen und folgte ihnen bis Holstein. Doch der kluge Torstenson (s.d.) manövrirte die Kaiserlichen bald wieder heraus, schlug die Cavalerie bei Jüterbogk (23. Novbr.) und zwang G., sich nach Magdeburg zu flüchten. Ungeachtet dieses neuen Unfalls wurde er kurz nachher zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Im J. 1645 sammelte er die Ueberreste der bei Jankowitz geschlagenen Armee, reorganisirte sie und sendete sie dem Kurfürsten von Baiern nach der verlorenen Schlacht bei Allerheim (Nördlingen) zur Unterstützung, wodurch Turenne zum Rückzug an den Rhein genöthigt wurde. — G. starb 1647. Er verstand wohl eine Armee geschickt zu gebrauchen, aber nicht zu conserviren, weßhalb er den Beinamen „der Heerverderber" erhielt.

(Thaten und Charakterzüge berühmter östreich. Feldherren, Wien, 1808. Theatrum europaeum. — Schmidt's Geschichte der Deutschen). Pz.

Gallen in den Geschützröhren und der Eisenmunition sind Höhlungen, welche bei dem Guß durch Luftblasen erzeugt werden. Solche Luftblasen entwickeln sich entweder aus der Form und dem Gerinne, wenn dieselben nicht gehörig getrocknet und erwärmt sind (s. Formen und Gießen des Geschützes), oder sie werden von dem flüssigen Metall mit in die Form hineingerissen, wenn dasselbe nicht ruhig fließt, oder sie entstehen endlich auch wohl dadurch, daß das in die Form einströmende Metall einige Lufttheilchen aus der Form am Entweichen hindert. Diesem letzteren Uebelstand, welcher besonders an den Schellzapfen der Geschützröhre leicht eintreten kann, wird durch Anbringung kleiner Oeffnungen in der Form abgeholfen. Ueber die Mittel zur Entdeckung von dergleichen Gallen und überhaupt poröser Stellen in den Geschützröhren, und über die Umstände, unter welchen Gallen ein Geschütz verwerflich oder nicht verwerflich machen, s. Untersuchung neuer Geschützröhre.

Ry.

Gallerie (Seew.), ist auf Schiffen eine Art hervorspringender Balcon, der, am Hinterkheile angebracht, um dasselbe herumläuft und theils zur Bequemlichkeit, theils als Zierath dient. Nur Schiffe von 60 Ka-

nonen und darüber haben Gallerien, mitunter zwei über einander und außerdem noch Seitengallerien. Auf Kauffahrern dienen die Gallerien zu Wohnungen der Passagiere.

Gallerien (galeries). Mit diesem Worte bezeichnet man in der Befestigungskunst theils die beim Minenbau vorkommenden unterirdischen Gänge, theils aber auch die gegen Wurfkörper gesicherten und zur Kleingewehrvertheidigung eingerichteten Vertheidigungsorte, welche meist zu einer flankirenden Grabenbestreichung bestimmt sind. Das Nähere hierüber enthalten die Artikel Minen, Kasematten und Caponièren. P.

Galliwaten oder Galwetten sind eine Art kleiner Fahrzeuge, welche namentlich von den Holländern bei ihren Kriegen in den ostindischen Gewässern gebraucht wurden.

Galloway, Heinrich, Marquis von Ruvigny, Graf von, geboren 1647, Abgeordneter des protestantischen Adels in Frankreich, flüchtete sich nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England, ward dort naturalisirt und zum Grafen von Galloway ernannt. In seinem neuen Vaterlande die Waffen ergreifend, erwarb er sich den Ruf eines eben so tapfern Soldaten, als unglücklichen Anführers. Im Treffen von Nerwinden schlug G. als Oberster an der Spitze eines Regiments die Angriffe der ganzen franz. Gensd'armerie zurück. Für diese That ward ihm der Oberbefehl der britischen Truppen in Piemont mit dem Titel eines Gesandten bei dem Herzoge von Savoyen. Trotz seiner diplomatischen Talente konnte er den Hof von Turin nicht hindern, die Sache der Alliirten zu verlassen und einen particulairen Frieden mit Frankreich zu schließen (1696). Als das Testament Karl's II., indem es den Enkel Ludwig's XIV. zur Krone von Spanien rief, Europa in Flammen gesetzt hatte, wurde der Graf von Galloway beauftragt, die Armee von Großbritannien zu commandiren, welche in Verbindung mit den Truppen Portugals Philipp V. von Westen her angreifen sollte. Eine seiner ersten Unternehmungen war die Belagerung von Badajoz, die er aufzuheben genöthigt war, nachdem er ziemlichen Verlust erlitten und den rechten Arm durch eine Kanonenkugel verloren hatte (1705) (s. Badajoz). Seine Wunde blutete noch, als er nach Lissabon kam und um neue Unterstützung bat. Seine Vorstellungen und Bitten waren so lebhaft, daß die Portugiesen endlich einwilligten, mit ihm einen Einfall in Spanien zu machen. Das Glück schien einen Augenblick seine Pläne begünstigen zu wollen. Die beiden vereinigten Heere schlugen den Nachtrab des Marschalls von Berwick, bemächtigten sich Alcantara's und drangen bis Madrid vor, wo der Mitbewerber Philipp's V. und Lord Peterborough nicht zögerten, zu ihnen zu stoßen. G., stolz auf diese ersten Fortschritte, wendete allen seinen Einfluß an, die Alliirten zu bestimmen, daß man die Franzosen und Spanier angreife, wiewohl Peterborough es widerrieth. Die unglückliche Schlacht von Almanza (s. d.) ward beschlossen, den 25. April 1707. Die Engländer wurden geschlagen; G. erhielt 2 Säbelhiebe in's Gesicht, und die franz. Zeitungen meldeten selbst seinen Tod. Man schrieb der Feigheit der Portugiesen diese Niederlage zu; jedoch hatte ein Regiment dieses Volkes im Handgemenge die heldenmüthigste Tapferkeit gezeigt. Umringt von zahlreichen feindlichen Bataillonen, die es wüthend angriffen, vertheidigte es sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß man es nicht zu durchbrechen im Stande war; die Soldaten wollten nichts von Ergebung wissen, fast alle blieben todt auf dem Platze. Als G. die Trümmer seiner Armee wieder gesammelt hatte, wendete er Alles an, den Unglückstag von Almanza wieder gut zu machen. Er stellte den Ministern Karl's III. vor,

man möge aus allen Garnisonen disponible Truppen ziehen, um ein Corps zu bilden, das dem Herzoge von Orleans Widerstand leisten könnte. Seine Rathschläge wurden nicht befolgt; die Wegnahme von Lerida und mehreren anderen bedeutenden Plätzen war die Folge dieses Fehlers. G. wollte auf dem Rückzuge nach Portugal das Glück auf's Neue versuchen. Er lieferte den 17. Mai 1709 auf der Ebene von Gudina dem spanischen General, Marquis von Bay, ein Treffen, wurde in völliger Unordnung in die Flucht geschlagen und entkam nur mit den größten Schwierigkeiten dem Feinde. Diese wiederholten Niederlagen veranlaßten seine Zurückberufung nach England. Die Pairs, welche nur ungern die Erhebung eines Fremden sahen, untersuchten sein Verhalten mit der ganzen Parteilichkeit des Neides. G., der seine Ehre verletzt fand, gab eine Schrift zu seiner Rechtfertigung heraus, in welcher er Mittheilungen machte, welche Sunderland, den Schwiegersohn Marlborough's, bloßstellten. Er bewies, daß sein Verhalten seinen Aufträgen gemäß gewesen sei, und daß, wenn seine Anstrengungen immer einen unglücklichen Erfolg gehabt hätten, man es nur der Treulosigkeit des Ministers zuschreiben müsse, welcher, zu Gunsten seines Stiefvaters, die vom Parlament bewilligten Unterstützungen fortwährend der Armee in Flandern, statt der in Spanien, habe zukommen lassen. Die Freunde Sunderland's und Marlborough's, darüber aufgebracht, ohne doch über den Grafen von G. einen Criminalproceß verhängen zu können, tadelten G. mit Bitterkeit in einer Adresse an die Königin Anna, 1711. Im J. 1715, kurze Zeit nach der Erhebung Georg's I. auf den Thron von England verwaltete G. unter dem Namen eines Lord-Oberrichters Irland, zugleich mit dem Grafen von Grafton, bis 1716 der Titel eines Vicekönigs dieses Reichs dem Vicegrafen von Townshend übertragen ward. G. starb den 14. Septbr. 1720 in einem Landhause, das er in der Grafschaft von Hampshire besaß. (Biographie universelle). La.

Galopp (Reitk.), s. Gangarten.

Gama, Dom Vasco da, Graf von Vidigueira, Vicekönig der portugiesischen Ansiedelungen in Ostindien, einem edlen Geschlechte angehörend, war in der kleinen Seestadt Sines in Portugal geboren. Unter den weltgeschichtlichen Namen, die uns das Zeitalter der Länderentdeckungen und Seereisen vor die Augen stellt, ist der Name G's keiner der unbedeutendsten, wenn man bedenkt, daß er der Erste war, der den für Handel, Staatsverhältnisse und Cultur höchst wichtigen Seeweg nach Ostindien befuhr und zuerst die Kunde von einem Lande nach Europa brachte, von dem man weiter nichts kannte als seinen Namen. Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch Barthol. Diaz im J. 1486 hatte den Entdekkungseifer der portugiesischen Könige entflammt, und sowohl Heinrich der Seefahrer, als Johann II. hatten schon lange einen Plan entworfen, der durch die Nachricht von den glücklichen Unternehmungen des Columbus vollens zur Reife gedieh. König Emanuel der Glückliche berief im zweiten Jahre seiner Regierung den durch Klugheit und Muth bereits bekannten G. zum Befehlshaber von 4 nur mit 160 Soldaten und Matrosen bemannten Schiffen, um den Weg nach Ostindien zu suchen. Am 9. Juli 1497 bestieg G. das Admiralschiff St. Gabriel; sein Bruder Paul führte das zweite, Nicolaus Coelho das dritte Kriegsschiff, Gonzalo Nuñez das vierte, Lebensmittel enthaltende Fahrzeug. Glücklich umsegelte G. am 20. Novbr. das Vorgebirge der guten Hoffnung, landete am ersten März 1498 in dem Hafen von Mozambique und fand, nachdem er auch Mombaza kennen gelernt hatte, eine freundliche Aufnahme beim Könige von Melinde. Von ei-

nem der Schifffahrt kundigen Mohammedaner und einem Piloten aus Melinde begleitet, die ihm den geraden Weg nach der Küste Malabar zeigten, landete er im Mai vor der Hauptstadt des mächtigen Kaisers (Zamorin) von Calcutta. Dieser, von dem tunesischen Mauren Monzaide bewogen, nahm den portugiesischen Admiral freundschaftlich auf und empfing aus dessen Händen ein Schreiben Emanuel's, in welchem dieser die friedliche Absicht seiner Unterthanen versicherte und als den Zweck dieser Reise nur den Plan, mit den Hindus Handelsverbindungen anzuknüpfen, darstellte. Aber die mohammedanischen Kaufleute, eifersüchtig über diesen Empfang, überredeten den Zamorin, daß die Christen nur in räuberischer Absicht gekommen seien und bald sein Land mit Krieg überziehen würden. G., hierüber von jenem zur Rede gestellt, beruhigte den Leichtgläubigen durch eine feste, ruhige Antwort. G's Gegner, als sie ihren ersten Versuch gescheitert sahen, nahmen nun sieben Portugiesen gefangen und ließen sich nur dann erst bewegen, sie wieder in Freiheit zu setzen, als der Admiral 20 zum Fischfang ausgelaufene Indier hatte einfangen lassen. Mit einem Schreiben des Zamorin an seinen König verließ G. den neu entdeckten Staat und nahm denselben Weg in seine Heimath, den er auf seiner Herreise kennen gelernt hatte. Coelho war der Erste, der im Hafen von Lissabon wieder einlief, da G. wegen der Bestattung seines auf der Reise gestorbenen Bruders auf der Insel Terceira sich hatte verweilen müssen. Als nun auch der Admiral nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 2 Monaten wieder den vaterländischen Boden betrat, überboten sich seine Landsleute, ihm die möglichsten Ehren zu bezeigen. Der König ernannte den kühnen Seefahrer zum Dom und zum Admiral der östlichen Meere, später zum Grafen von Vidigueira, setzte ihm einen Gehalt von 3000 Ducaten aus und erlaubte ihm, einen Theil des Reichswappens in sein Familienwappen aufzunehmen, so wie bei jeder Reise nach Indien 200,000 Crusaden auf eigenen Gewinn einzulegen. Eine zweite Reise nach Ostindien trat G. im März 1502 an, um die inzwischen von Cabral und Johann Coelho mit mehreren indischen Fürsten abgeschlossenen Handelsverträge zu befestigen. Mit 20 Schiffen unterwarf er auf seiner Fahrt den König von Quiloa und erschien, nachdem er das gute Vernehmen mit den Königen von Kananuar und Kodschin erneuert hatte, an der Küste von Calcutta, um den Zamorin zu züchtigen, der seit G's erster Anwesenheit daselbst seine feindseligen Gesinnungen gegen die Europäer auf mehrere Weise an den Tag gelegt hatte. Er griff die Schiffe im Hafen von Calcutta an, beschoß die Stadt und ließ zum Schrecken der Bewohner 30 gefangene Araber an den Segelstangen aufhenken. Als er hierauf beim Könige von Kodschin beschäftigt war, Waaren einzunehmen, lud ihn ein Bramine aus Calcutta ein, dorthin zu kommen, um sich mit dem Zamorin zu versöhnen. Der Bramine unternahm scheinbar das Aussöhnungsgeschäft, aber während G., der nur auf Einem Schiffe jenem gefolgt war, ruhig im Hafen auf die Beendigung der Unterhandlungen wartete, griffen ihn plötzlich 20 calcuttische Schiffe an und suchten mittelst eines Branders sein Schiff anzuzünden. G. jedoch ließ die Ankertaue kappen, stieß den Brander unter die übrigen feindlichen Schiffe zurück, so daß diese zum Theil von den Flammen verzehrt wurden, und entkam mit Hilfe eines heftigen Geschützfeuers. Die vom treulosen Braminen an Bord des portugiesischen Schiffes gelassenen Geiseln wurden getödtet und die Leichen dem Zamorin als Dank für seine List übersendet. Dieser, darüber auf's Höchste erbittert, ließ seine ganze Flotte von 29 Segeln gegen G. auslaufen, als dieser von Kodschin nach Kananuar mit 10 Schiffen steuerte. G.

ließ durch seine leichten Schiffe 2 von den übrigen etwas entfernte feindliche Fahrzeuge angreifen, welche auch in die Gewalt der Portugiesen fielen, worauf das ganze calcuttische Geschwader die Flucht ergriff. Man erbeutete unter Andern ein 30 Pfund schweres goldnes mit kostbaren Edelsteinen besetztes Götzenbild. Der Admiral kehrte nun siegreich nach Lissabon zurück und hielt einen feierlichen Einzug, der die Tribute der morgenländischen Könige und die Beute der Unterworfenen vor den Augen des erfreuten Volkes zur Schau trug. König Emanuel erbaute zum Andenken an den kühnen und glücklichen Seefahrer das prächtige Kloster Bethlehem (Belem). Hatte sein Vorgänger den Grafen von Vidigueira auf würdige Weise zu ehren gesucht, so hielt es auch König Johann III. für seine heilige Pflicht, öffentlich die Verdienste des großen Mannes anzuerkennen. Er ernannte ihn zum Vicekönig aller Ansiedelungen in Ostindien, welche seitdem durch die Expeditionen des Almeida und Albuquerque (s. d.) so vergrößert worden waren, daß sie von dem persischen Meerbusen bis zu den Moluckischen Inseln reichten. G. verließ Portugal mit 14 Fahrzeugen im J. 1524 und erreichte nicht ohne Ungemach den Ort seiner neuen Bestimmung. Er verlor mehrere Schiffe, ermuthigte aber seine Genossen durch Wort und Beispiel, das Mißgeschick zu tragen. Als im Meere von Kambaja auf ein Mal in Folge eines Erdbebens alle Schiffe bei ruhiger See zu schwanken anfingen, und kleinmüthig die Seeleute verzagten, trat der Vicekönig unter sie und tröstete sie mit den Worten: „Freuet euch, denn das Meer zittert furchtsam, weil es euch trägt!" — Väterlich sorgte G. für die ihm übertragenen Provinzen; aber während seine Geschwader die Ehre der portugiesischen Waffen durch mancherlei Siege vermehrten und die Liebe seiner Untergebenen mit jedem Tage wuchs, starb er, nachdem er kaum 3 Monate sein Amt verwaltet hatte, am 24. Decbr. 1524 in einem hohen Alter zu Goa. (Vergl. Faria de Sousa, Asia portug., Lisboa, 1666). C.

Gangarten. Die Reitkunst ändert die natürlichen Gänge der Pferde, bei welchen der größte Theil der Schwere auf dem Vortheile liegt, dahin ab, daß Vorder- und Hintertheil die Last gleichmäßig tragen und die Gangarten dadurch geregelter werden. Sie zerfallen in Schritt, Trab, Galopp und Carrière. Der Schritt ist der langsamste Pferdegang, bei dem sich die Füße einzeln fortbewegen und alle 4 Tritte hörbar sind. Er wird in den gewöhnlichen oder zusammengenommenen und in den verlängerten eingetheilt. Eine die Pferde sehr angreifende Abart des Schrittes ist der sogenannte Paß. — Bei dem Trabe erhebt das Pferd die zwei kreuzweise einander gegenüberstehenden Füße zugleich, und es werden nur zwei Hufschläge gehört. Er zerfällt in den kurzen, Mittel- und gestreckten Trab. Der kurze Trab hat den Zweck, das Pferd in's Gleichgewicht zu bringen und es zu kurzen Bewegungen geschickt zu machen. Er ist angreifend für das Hintertheil und muß mithin nur in geringer Zeitdauer geübt werden. Der Mitteltrab nimmt von den Trabarten die Kräfte des Pferdes am wenigsten in Anspruch und ist daher der Gang, der am anhaltendsten und am geeignetesten auf Touren geritten werden kann. Der gestreckte Trab entbindet die Blätter und bewirkt Schulterfreiheit, will aber mit Eintheilung geübt sein. Der Galopp ist eine sprungartige Bewegung, wobei die beiden Vorderfüße und darauf die Hinterfüße zugleich erhoben werden, doch so, daß allezeit ein Fuß dem andern vorgreift. Sind die beiden vorgreifenden Füße die rechten, so galoppirt das Pferd rechts; sind es die linken, so galoppirt es links, und greift es mit einem rechten und einem linken vor, so galoppirt es über das Kreuz. Man unterscheidet bei dem Galopp den kurzen und gestreckten. Er-

sterer nach den Regeln ausgeführt, erfordert viel Haltung und Biegsamkeit des Pferdes; denn es muß sich hinten setzen und vorn mit Leichtigkeit erheben. Letzterer bildet den Uebergang vom kurzen Galopp zur Carrière, bedarf aber, um zu verhindern, daß das Pferd nicht mit Kopf und Hals herunterdehne, im Rücken hoch werde und mit dem Hintertheile zurückbleibe, der Unterstützung des Reiters mit Faust und Schenkeln. — Die Carrière ist der schnellste Lauf des Pferdes, wobei nur 2 Hufschläge gehört werden. Nur das Pferd, das im gestreckten Galopp das Gleichgewicht nicht verliert, wird bei dieser Gangart in der Gewalt des Reiters bleiben können. Ist dies nicht der Fall, wird mit der Faust auf ein Mal zu viel Luft gegeben, so fällt die ganze Schwere vor, das Pferd verliert alle Lenksamkeit, das Hintertheil übereilt das Vordertheil und häufiges Stürzen ist die Folge.

Jede Gangart ist als regelrecht zu betrachten, wenn sie das Pferd ohne Uebereilung, in stets gleichbleibendem Tempo mit Bestimmtheit ausführt, dabei das Gleichgewicht und bei einer gleichmäßigen Anlehnung am Mundstücke auch eine richtige, aber ungezwungene Stellung behält. Aus diesen Forderungen geht hervor, wie gründlich die Dressur eines Pferdes sein muß, ehe es diesen Bedingungen genügen kann.

In Reih' und Glied müssen bei Cavalerien alle Pferdegänge in einem mittelmäßigen Tempo geritten werden, damit das kleine mit dem großen, das weniger geschickte mit dem geschickteren Pferde fortkommen kann. Bleibt dies unberücksichtigt, so entstehen entweder Brechungen in der Linie, oder die ungleiche Anstrengung der Pferdekräfte schadet dem Ganzen, indem die schwächeren Pferde bald unbrauchbar werden. Letzteres verdient besonders Beherzigung bei Märschen in Colonnen, wo es von dem übelsten Einfluß wird, wenn die Spitze kein gemäßigtes Tempo reitet. Doch soll hierdurch dem zu verhaltenen Gange auf keine Weise das Wort geredet werden; denn bei gutem Wetter und guten Wegen, einer gehörigen Marschdisciplin, Verpflegung rc. kann schon etwas gefordert werden, und es läßt sich in unseren Tagen nicht mehr rechtfertigen, wenn eine Colonne von 46 Bat. und 80 Escdr. um die 3 Meilen von Weimar bis Auerstädt zurückzulegen, 14 Stunden braucht, wie es im J. 1806 der Fall war.

Officieren des Generalstabes und Adjutanten ist es insonderheit zu wissen nöthig, Entfernungen nach den Gängen ihrer Pferde beurtheilen und messen zu können, da viel Zeit dadurch gewonnen wird und der Reiter auch noch nächstdem den Vortheil vor dem Fußgänger hat, daß er im coupirten Terrain mehr übersieht. Gleichmäßigkeit der Gänge ist hierbei wesentliches Bedingniß. Man bewerkstelliget dergleichen Messungen, indem man durch das arithmetische Mittel ausfindig macht, wie viel ein Pferd in dieser oder jener Gangart, von einem Auftreten bis zum andern, Menschenschritte zurücklegt, oder mittelst der Zeit, wo man weiß, wie viel Minuten ein Pferd in diesem oder jenem Gange zu einer gewissen Distance braucht. Sp.

Ganteaume, Honoré, Graf und Pair von Frankreich, wurde 1755 geboren und war der Sohn eines Schiffskapitains von der Handelsmarine. Zu derselben Beschäftigung bestimmt, bestieg er mit 14 Jahren zum ersten Male das Schiff und hatte sich bereits im 22. Jahre den Ruf eines gewandten und erfahrenen Seemannes erworben. Der amerikanische Befreiungskrieg von 1778—1783 rief ihn unter die Waffen, und die Einnahme von Granada durch den Grafen d'Estaing, die Belagerung von Savannoch, so wie die Eroberung von Trinedade, verschafften ihm Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln und sich auszuzeichnen. Nach dem Frieden trat er mit dem Grade eines Schiffslieutenants in das Corps der königlichen Marine.

Der Ausbruch der Revolution rief G. zu neuer Thätigkeit. Er ward zum Schiffskapitain ernannt und erhielt den Befehl des Mont-Blanc von 64 Kanonen, mit welchem er allen den Gefechten beiwohnte, welche Villaret den Engländern lieferte, 1794. Nach dem mittelländischen Meere gesandt, focht G. bei Frejus und befehligte 2 Monate darauf als Divisionschef die Escadre, welche von Toulon aus nach der Levante bestimmt war, um die dort stationirten englischen Flotten zu beschäftigen und in Schach zu halten. G. entledigte sich dieses Auftrages mit vieler Umsicht und ward von dieser Zeit an zu den besten Seeofficieren der Republik gezählt. Er befand sich zu Ende des Jahres 1796 bei der Expedition unter Villeneuve, welche eine Landung in Irland bewerkstelligen sollte. Das Jahr darauf ward G. der ehrenvolle Auftrag, die franz. Marine im Hafen von Brest neu zu organisiren und ein Arsenal anzulegen. Auf diese Weise mitwirkend zu der ägyptischen Expedition, nahm er an dieser selbst unmittelbaren Theil und wurde zum Chef des Generalstabes von Brueis und Contreadmiral ernannt. Während der unglücklichen Schlacht von Abukir (s. d.) verwundet, gehörte er zu den Wenigen, welche nach Zerstreuung der Flotte glücklich das Ufer erreichten, trat bei der Landarmee ein und focht bei Gaza, Jaffa und St. Jean d'Acre. Als der Obergeneral seine Rückkehr nach Frankreich beschlossen hatte, ward G. der geheime Auftrag, die dazu nöthigen Schiffe auszurüsten, und er führte Bonaparte mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit mitten durch die feindlichen Kreuzer, welche das mittelländische Meer bedeckten, nach Frejus. Trotz der fast unüberwindlichen Hindernisse, der ägptischen Armee eine Verstärkung zu senden, erheischte deren hilfloser Zustand diese nur zu sehr, und G. ward das gefährliche Commando der dorthin bestimmten Escadre anvertraut. Das Unternehmen mißlang; aber nichts desto weniger fügte G. den Engländern im mittelländischen Meere großen Schaden bei, nahm ihnen 4 Kriegsschiffe, kehrte nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich zurück, ward Seepräfect von Toulon und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Als Napoleon den Thron von Frankreich bestieg und der Admiral Truguet, welcher die Brester Flotte befehligte, laut sein Mißvergnügen darüber aussprach, verlor dieser seinen Posten, und G., zum Viceadmiral ernannt, kam an seine Stelle, mit der Würde eines Generalinspecteurs der Küsten am Ocean. Die Landkriege, welche Napoleon's ganzes Interesse in Anspruch nahmen, und die Uebermacht der Engländer zur See, waren Ursache, daß G. bis zum Jahre 1808 wenig Gelegenheit hatte, sich auszuzeichnen. Im letztern Jahre erhielt er den Befehl einer Flotte, welche, aus den Escadren von Rochefort und Toulon formirt, bestimmt war, Corfu zu verproviantiren. Es war dies das letzte Unternehmen dieses thätigen Seeofficiers. Die Gicht hinderte ihn, ferner in See zu gehen; er trat in das Seeministerium und ward Chef vom Garde-Marinecorps. Bei der Rückkehr der Bourbonen nahm G. seine Entlassung, lebte während der 100 Tage ruhig auf seinem Landgute bei Toulon und trat erst wieder in's öffentliche Leben nach der Schlacht von Waterloo, indem er aus eigenem Antriebe das Königthum in Toulon proclamirte. Ludwig XVIII. belohnte diesen Dienst durch die Ernennung zum Pair des Reichs und Generalinspecteur der Marine. G. starb in dieser Eigenschaft im J. 1818 auf seinem Landgute Aubagne, nachdem er dem Staate 49 Jahre gedient, 20 Feldzügen beigewohnt, 10 abgesonderte Expeditionen geführt und 4 Wunden empfangen hatte. Er gehört zu den besten Officieren der franz. Marine neuerer Zeit. (Biographie des Contemporains). R.

Ganze Zahl, eine, ist eine solche, die keinen Bruch bei sich hat, also überhaupt jede Zahl ohne Nenner. M. S.

Garcia, Don Diego de Paredes. Unter den Namen, welche die spanische Kriegsgeschichte für die Nachwelt aufgezeichnet hat, verdient G. eine ehrenvolle Erwähnung. Geboren im Mai 1466 zu Truxillo, hatte er bereits im 12. Jahre eine so große Gewandtheit und Stärke des Körpers erreicht, daß er, seiner Neigung und dem Willen seines Vaters folgend, die Waffen ergreifen und gegen die Portugiesen, die Feinde seines Vaterlandes, mitkämpfen konnte. Der Krieg gegen Granada, 1485, verschaffte ihm Gelegenheit, seinem Könige und der Armee bekannt zu werden. Er wohnte den Belagerungen von Banza, Velez und Malaga bei, wurde für die dabei geleisteten Dienste von Ferdinand V. eigenhändig zum Ritter geschlagen und ihm die gefahrvollsten Unternehmungen anvertraut. Während dieses Feldzuges lernte er den später so berühmt gewordenen Gonsalvo de Cordova (s. d.) kennen und schloß mit ihm eine dauernde Freundschaft. Die Ruhe, welche nach der Einnahme von Granada, 1492, eintrat, behagte dem nach Thaten dürstenden Geiste G's wenig; als daher in Italien der Krieg zwischen Karl VIII. und Ferdinand dem Katholischen ausbrach, wollte er dorthin gehen, wurde aber von seinen Aeltern davon abgehalten, entfloh heimlich, und als ihm jene 6 Bewaffnete nachsendeten, um ihn mit Gewalt zurückzuführen, tödtete er 2 davon, verwundete die andern und kam glücklich in Rom an, wo ihn der Papst gut aufnahm und als Officier in seiner Garde anstellte. Der Kampf der Orsini's gegen Alexander verschaffte G. bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er wurde zum Hauptmann ernannt, 1497, schlug die Feinde in mehreren Gefechten und erstürmte Montefiascone in Ermangelung aller Belagerungswerkzeuge, indem er Leitern von Speeren und Schildern fertigen ließ. Hierauf vereinigte er sich mit den Spaniern, welche Ostia belagerten, rieth zum Sturm, war der Erste auf der Bresche und überwältigte die Stadt binnen 2 Stunden. Während des hierauf folgenden Waffenstillstandes ging G. nach Spanien, schiffte sich aber 1500, bei Ausbruch des Krieges um die neapolitanische Erbfolge, mit dem Heere wieder ein, was den Venetianern zu Hilfe gesandt wurde, die eben Cefalonia belagerten, ward bei einem Angriffe auf diese Festung gefangen, befreite sich und trug wesentlich zur Eroberung dieses Platzes bei, 1501. Hierauf vom Papst berufen, kämpfte G. wie früher gegen die Orsini, nahm Josara und Faënza, verließ diesen Dienst, kehrte zu seinem Freund Gonsalvo de Cordova zurück, der mittlerweile in Neapel eingedrungen war, fügte den Franzosen an der Spitze eines Corps von 3000 M. beträchtlichen Schaden bei, half Canossa belagern und war bei dem Gefecht, welches hier im Geiste der Ritterzeit zwischen 11 Franzosen und 11 Spaniern Statt fand, um den Sieg der Armeen darnach zu entscheiden. Der Kampf blieb unentschieden, aber G. hatte Wunder der Tapferkeit gethan und mehrere Wunden empfangen. Kaum wiederhergestellt, eroberte er Rufo und befehligte in den Schlachten von Seminara und Cerignoles (1503) die Avantgarde des Heeres. Die Schlacht am Garigliano (s. d.) verdankte vorzugsweise ihren glücklichen Ausgang für die Spanier dem eben so klugen als beherzten Benehmen G's. Er ging nach Beendigung des neapolitanischen Krieges nach Spanien zurück, verheirathete sich und lebte bis 1508 zu Truxillo in Ruhe. Bei Ausbruch des Krieges der Ligue gegen Venedig sandte Ferdinand G. dem Kaiser Maximilian zu Hilfe. Er wohnte den Belagerungen von Verona und Vicenza bei, focht mit großer Auszeichnung unter Karl V. in der Schlacht von Pavia, folgte diesem Fürsten nach Bologna und ward zum

Ritter des goldenen Sporns ernannt. G. starb 1530 an den Folgen eines Pferdesturzes, 64 Jahre alt. Die Spanier nannten ihn ihren Bayard, von dem er ein Zeitgenosse war; er hatte 15 Schlachten mitgeschlagen, 17 Belagerungen beigewohnt, 8 feste Plätze und 3 Städte eingenommen; er war streng rechtlich, bescheiden, voll Vaterlandsliebe, tapfer bis zur Tollkühnheit, ein guter Anführer und vollkommener Soldat. Die Dichter seiner Zeit feierten G. in allen ihren Schriften; er hat für seinen Sohn seine eigene Lebensbeschreibung abgefaßt. Ausführliche Lebensbeschreibungen von ihm befinden sich übrigens in der Chronik des großen Kapitains von Fernandez von Pulgar, Alcalá, 1584, und in einem Werke von Tomaijo de Vergas, Valladolid, 1621. R.

Garde du corps, s. Garden.

Gardelegen, Stadt an der Milde im Herzogthum Sachsen, mit 4300 Einwohnern. Schlacht im Jahre 1343.

Ludwig der Aeltere, von 1324—1351 der erste Markgraf von Brandenburg aus dem baierschen Hause, hatte den Herzog Otto von Braunschweig beim Antritt seiner Regierung als Mitregenten von der Altmark, mit Vorbehalt der höchsten Oberherrschaft, anerkannt; allein die Freundschaft dieser beiden Fürsten war nur von kurzer Dauer, und die immer mehr steigenden Zwistigkeiten ließen einen baldigen Bruch befürchten. Im J. 1343 kam das lange in der Asche glimmende Feuer zum Ausbruche. Der märkische Adel ergriff Ludwig's Partei und fügte dem Herzog Otto in vielen kleinen Gefechten großen Schaden zu. Die Entscheidung fand aber dieser Krieg in der Gardelegener Haide, zwischen Haldensleben und Gardelegen, wo der Erzbischof Otto von Magdeburg den Herzog Otto völlig schlug, so daß dieser in einem Vergleich mit Ludwig demselben die Altmark nebst allen Ansprüchen darauf gegen 3450 Mark Silber überlassen mußte und nur Calvörde mit dem dazu gehörigen District behielt, welches seit dieser Zeit von der Altmark getrennt worden ist. (S. Pauli's allgemeine preuß. Staatsgeschichte. I. B. Halle, 1760). W.

Garden. Sie treten in 2 ganz verschiedenen Beziehungen auf, 1) als Schutzwachen der Fürsten, 2) als Kerntruppen im Heere.

Als Schutz- oder Leibwachen findet man sie fast zu allen Zeiten, und selbst der neufränkische Nationalconvent hatte 1792 seine Leibwache, um sich gegen die Zudringlichkeit und Gewaltthätigkeit des Pariser Pöbels zu schützen. Im Mittelalter waren solche Leibwachen aus dem Grunde nothwendig, weil sie die einzigen stehenden, d. h. besoldeten, Truppen bildeten, mit denen man einzelnen widerspenstigen Vasallen einiger Maßen die Spitze bieten konnte. Als später die Lehnsfolge durch das Soldatenwesen verdrängt wurde, behielt man diese Leibwachen dessen ungeachtet bei, da sie unstreitig besser eingeübt und zuverlässiger waren, als die nur für die Dauer eines Krieges geworbenen Söldner. Frankreichs Könige hatten eine besondere Vorliebe für Schweizer, denen sie selbst noch größere Vorrechte einräumten, als den sogenannten Gardes françaises. Die Leibwache zu Pferde bestand aus den Gardes du corps und Mousquétaires du Roi, meist Edelleuten von Geburt; sie bildeten die Haustruppen, das sogenannte Maison du Roi. An den deutschen Höfen findet man nichts Aehnliches. Die Leibwachen der mächtigsten Fürsten beschränkten sich auf einige Schweizercompagnien, meist ehrliche Deutsche in Schweizertracht; dem Namen nach hatte man zwar auch in Preußen und Sachsen eine Garde du corps, es waren aber ausgezeichnete Cavalerieregimenter, die auf manchem Schlachtfelde geblutet und unverwelkliche Lorbern gepflückt haben. Zu den bevorrechteten Garden gehören die

russische Chevaliergarde, die ungarische Nobelgarde, die baiersche Hatschierengarde, deren Officiere einen bedeutend höheren Rang haben, als Officiere von gleichem Grade in der Armee.

Nach Einführung der stehenden Heere fing man an, die Garden in Schloßwachen zu verwandeln, aber auch neue Garderegimenter zu bilden, welche Kerntruppen sein sollten*). Der anhaltende Frieden und die Prunksucht mancher Fürsten führte jedoch auf mancherlei Abwege. Man verwendete große Summen, um große, starke und schöngebaute Soldaten zu haben, kleidete sie prächtig und lehrte sie oft auch eine Menge taktische Spielereien, um bei großen Paraden damit glänzen zu können. Nur die eigentlichen Kriegsfürsten sahen mehr auf den Hauptzweck, oder brachten wenigstens die Paradekünsteleien auf den Schlachtfeldern in Vergessenheit, bis sie der Friede wieder hervorrief.

Der Ausbruch der franz. Revolution führte einen Krieg herbei, dessen Ende nicht abzusehen war, und daher großen Einfluß auf alle militairische Einrichtungen hatte. Das Paradeunwesen kam immer mehr in Vergessenheit: man war genöthigt, das Blendende dem Nützlichen zu opfern. Die franz. Garden waren mit dem Königthum verschwunden; doch bildete sich allmälig eine Kerntruppe (Elite) in den Grenadiercompagnien, die oft in größere Abtheilungen vereinigt und zu gefährlichen Wagstücken verwendet wurden. Auch die östreichischen, preußischen und sächsischen Grenadiere, in Bataillone formirt, traten als Kerntruppen auf; nicht minder die Cavaleriregimenter der Garde. Indeß gab es noch kein förmliches Gardecorps, als Reserve betrachtet; diese Neuerung ist von Napoleon ausgegangen, weßhalb es nicht überflüssig sein dürfte, noch einige Augenblicke dabei zu verweilen.

Der erste Stamm dieser Garde rührt, wie gesagt, aus der Zeit des Convents her, welcher 1792 ein Bataillon Grenadiere bildete; dieses verlangte im folgenden Jahre, in die Vendée geschickt zu werden, focht hier mit Auszeichnung und kehrte fast aufgerieben nach Paris zurück. Aus den Trümmern derselben errichtete man 2 Compagnien zu Pferde und 2 zu Fuß, zusammen 240 M. stark. Bedingungen der Aufnahme waren: ein Alter von 25 Jahren, 2 gemachte Feldzüge, Fertigkeit im Lesen und Schreiben, gute Aufführung. Sobald Bonaparte Consul ward, errichtete er eine Consulargarde aus allen 3 Waffen bestehend, aber nur 2089 M. stark; sie folgte ihm 1800 nach Italien und focht in der Schlacht bei Marengo. Bei seiner Erhebung auf den Kaiserthron wurde die Garde bis auf 9754 M. verstärkt, wozu jetzt auch Gensd'armen, Veteranen und Matrosen gehörten. Man ergänzte sie durch Auswahl aus den Regimentern, verlangte 6jährige Dienstzeit und 2 Feldzüge. Die Officiere wählte der Kaiser selbst. Von nun an tritt die franz. Garde in die Kategorie der Reservecorps, welche gleichzeitig entstanden und auf den Gang der neueren Schlachten so großen Einfluß gehabt haben (s. Reserven). Die Garde ward bald darauf durch Veliten vermehrt (s. d.), deren Errichtung zugleich auch einen politischen Zweck hatte. Im Feldzuge 1805 kam nur die Cavalerie und Artillerie der Garde zum Gefecht. 1806 zählte das Gardecorps bereits 15,392 M., hat aber als Reserve nur figurirt; desto thätiger zeigte es sich 1807.

Die ausgezeichneten Dienste, welche dieses Corps in mehreren Schlachten geleistet, und die Achtung, in welcher es selbst beim Feinde stand, veranlaßten den Kaiser, die Garden in jedem Kriege zu vermehren. 1809 be=

*) Die weiße Garde des Markgrafen von Baden hat sich in jedem Betracht als Kerntruppe gezeigt; sie starb bei Wimpfen (s. d.) den Heldentod.

liefen sie sich auf 31,876 M.; im Feldzuge 1812 erreichte die Garde die Stärke von 55,886 M., wurde aber, wie bekannt, durch die ungeheuren Verluste auf ein kleines Häuflein reducirt*). Dessen ungeachtet sollte die Garde 1813 durch allerhand Ergänzungsmittel, selbst durch Einverleibung des Pupillenregiments (s. d.), bis auf 81,700 M. gebracht werden, was jedoch nicht vollständig bewirkt werden konnte. Eben so verhielt es sich 1814, wo der Bestand der Garde bis auf 100,000 M. gesteigert wurde. In diesen beiden Feldzügen leistete die Garde verhältnißmäßig jedoch weit weniger, denn die Zahl konnte den Mangel innerer Güte nicht ersetzen. 1815 war sie nur 36,000 M. stark und hatte 140 Geschütze. Unter obigen Zahlen sind jedoch Instructionsbataillone, Matrosen, Veteranen, Handwerker und Depots begriffen. Eine so sorgfältige Auswahl wie früher konnte begreiflich in den letzten Jahren nicht Statt finden, und der Kaiser zog sowohl Conscribirte als Nationalgarden dazu. Er hoffte auch in diesem Stücke durch die Masse zu imponiren, erreichte aber seinen Zweck nicht; denn die sogenannten Garden wurden in mehreren Schlachten durch neu errichtete Linienregimenter seiner Gegner geschlagen. Die Garde verlor dadurch an Bedeutung und hörte auf zu imponiren. Bemerkenswerth ist es, daß Napoleon einen sehr großen Werth darauf legte, wenn er in seinen Bulletins sagen konnte: la garde n'a pas donnée.

Die Bildung solcher selbstständiger Gardecorps wurde von Rußlands und Preußens Beherrschern bald nachgeahmt. Oestreich ist jedoch seinem früheren System treu geblieben und hat keine Garden; dagegen bilden die vereinigten Grenadierbataillone ein tüchtiges Reservecorps, welches leicht einen verhältnißmäßigen Zusatz an Cavalerie erhalten, indeß niemals die Kraft eines gut organisirten Ganzen haben kann.

Ausführlichere Nachrichten über die Napoleon'schen Garden findet man im 1. Bande des Archivs für neuere Kriegs- und Armeegeschichte. Leipzig, 1829. Pz.

Garigliano, Küstenfluß im Königreiche Neapel, entspringt in den Apenninen und fällt nach südöstlichem Laufe in den Meerbusen von Gaëta.

Schlacht am Garigliano, am 27. Decbr. 1503.

Nach der am 22. Septbr. 1503 Statt gefundenen Wahl des Papstes Pius III. setzte die franz. Armee, welche während des Conclave, um einen Einfluß auf dasselbe auszuüben, bei Nepi Halt gemacht hatte, ihren Zug gegen Neapel fort. Francesco de Gonzaga, Markgraf von Mantua, hatte den Oberbefehl über dieselbe erhalten. Der Markgraf von Saluzzo, welcher bis dahin für die Franzosen Gaëta vertheidigt hatte und im Besitz des Landes bis zum Garigliano geblieben war, vereinigte sich mit ihm bei Pontecorvo. Die franz. Armee bestand dadurch aus 3600 M. Reiterei und 27,000 M. Infanterie, Franzosen, Schweizer und Italiener, ungerechnet eine bedeutende Anzahl franz. Edelleute und Ritter mit ihrem Gefolge. Ihr gegenüber befehligte auf dem linken Ufer des Garigliano der spanische Feldherr Gonsalvo de Cordova (s. d.) gegen 2000 Reiter und 9000 M. spanischer Infanterie. Er hatte sein Hauptquartier zu S. Germano. Der franz. Feldherr mußte den Garigliano überschreiten, um auf Neapel losgehen zu können. Da ihm dies in der Nähe von Pontecorvo nicht gelungen war, ließ er am 4. und 5. Novbr. durch den Markgraf von Saluzzo eine Brücke

*) Am 1. Decbr. 1812 waren von den nach Rußland marschirten Garden nur noch 2800 M. Inf. und 1200 Reiter dienstfähig. Mehrere Regimenter befanden sich in Spanien.

über diesen Fluß, unweit der Mündung desselben, schlagen, während ein bedeutendes Geschützfeuer, welches der Bailly von Caën vom höhern rechten Ufer leitete, die gegenüber aufgestellten Spanier abhielt, dieses Unternehmen zu stören. Selbst ein Angriff, den Gonsalvo de Cordova am 9. Novbr. persönlich anführte, konnte die Brücke den Franzosen nicht entreißen. Der Gran Capitano mußte daher seine Absicht, den Brückenbau zu verhindern, aufgeben, besetzte aber einen Engpaß, eine Viertelstunde vom Garigliano entfernt, durch welchen der Weg nach Neapel führte. Er schlug daselbst sein Lager auf und setzte dasselbe durch Wassergräben und Schanzen in einen trefflichen Vertheidigungszustand. Der Mrkgrf von Mantua konnte gegen solche Maßregeln vor der Hand nichts unternehmen und mußte hinter dem Garigliano stehen bleiben. Er hatte ein ziemlich gut und sicher gelegenes Lager und Lebensmittel in hinreichender Menge, und beschloß deßhalb, die lange dauernden Herbstregen, von denen das in einem sumpfigen Thale lagernde spanische Heer weit mehr leiden mußte, als das seinige, daselbst abzuwarten. Aber ihm mangelten das Vertrauen und die Achtung seiner Untergebenen, und seine Franzosen waren weniger geeignet, die Unbilden der Witterung und die Langeweile der Unthätigkeit zu ertragen, wie die von dem Gran Capitano angeführten und durch dessen Beispiel angefeuerten Spanier. Zucht und Ordnung lösten sich bald im franz. Heere auf; alle Vorsichtsmaßregeln wurden vernachlässiget, und ein großer Theil der Truppen zerstreute sich in die benachbarten Orte, um Schutz vor dem übeln Wetter zu finden und zugleich Beute zu machen. Francesco Gonzaga nahm daher gern einen Fieberanfall zum Vorwand und verließ am 1. Decbr. das Heer, dessen Commando ein zusammengetretener Kriegsrath dem Mrkgrfn v. Saluzzo übergab. — Die Lage des span. Heeres war weit weniger günstig, als die des französischen; es mangelte an Geld, Lebensmitteln, Kleidung und Obdach. Aber Gonsalvo's Gegenwart und sein Beispiel in Ertragung der Entbehrungen ermuthigten. Der Mrkgrf von Saluzzo wagte nicht, ihn anzugreifen; er begnügte sich, die Brücke über den Garigliano wiederherzustellen und dieselbe durch einen starken Brückenkopf zu befestigen. Dieser nahm eine zahlreiche Besatzung auf; der Rest des Heeres blieb in dem früheren Lager auf dem rechten Ufer. — Gonsalvo de Cordova hatte unterdessen bedeutende Verstärkungen erhalten.

Der König von Spanien, Ferdinand, und der Kaiser Maximilian schickten Truppen, und Bartolommeo d'Alviano führte ihm von den Orsini geworbene Reiterei, welche großentheils aus frühern Anhängern Cesare Borgia's (s. d.) bestand, zu. Die Spanier waren nun den Franzosen eben so sehr an Anzahl der Truppen überlegen, als früher diese ihnen. — Nach 50tägigem Warten, gezwungen durch die immer ungünstiger werdende Witterung und den steigenden Mangel an Lebensmitteln, beschloß endlich Gonsalvo auf den Rath seiner Unterfeldherren Alviano und Garcia, angriffsweise zu verfahren. Bartolomeo d'Alviano schlug deßhalb in der Nacht vom 26. zum 27. Decbr. 4 Miglien oberhalb des franz. Lagers bei Sessa eine Schiffbrücke über den Garigliano, welche noch in derselben Nacht von der span. Armee überschritten wurde. Alviano befehligte die Vorhut; dieser folgten die Gensd'armes unter Novarra, Prospero della Colonna (s. d.) und Diego de Mendoza. Gonsalvo befehligte die leichte Reiterei und ein Regiment deutscher Landsknechte; Andrada war bestimmt, die Arrieregarde zu bilden. Zu gleicher Zeit blieb ein Corps auf dem linken Ufer des Flusses zurück, um den Brückenkopf bei Minturnä anzugreifen. Die franz. Vorposten in Sugio (Sujo) und Castelforte wurden im Schlafe überfallen und nie-

dergehauen. Nur Wenige entkamen, um die Nachricht ihres Unglücks in's Lager des Mrkgrfn zu überbringen; die Spanier folgten ihnen auf dem Fuße. Der Mrkgrf von Saluzzo sah, daß ihm nur der Rückzug nach Gaëta offen blieb; um diesen zu sichern, befahl er dem Yves d'Alegre (s. d.) mit den ersten zusammengerafften Schwadronen sich Alviano entgegenzuwerfen. Dieser griff auch die Vorhut der Spanier muthig an, ward jedoch, indem das span. Hauptcorps sofort nachrückte, bald mit bedeutendem Verluste und in großer Unordnung zurückgeschlagen. Jedoch hatte dies Gefecht dem Mrkgrfn von Saluzzo Zeit verschafft, den Rückzug anzutreten. Er ließ das schwere Geschütz auf dem Garigliano, auf welchem es nur 1 Miglie bis in's Meer hatte, einschiffen und übergab den Befehl über diese Böte an Pietro de Medici. Die Besatzung des Brückenkopfes mußte abziehen und die Kähne, aus denen die Brücke bestand, dem Strome überlassen. Darauf begann der Rückzug in bester Ordnung. Erst das leichte Geschütz, dann die Infanterie; die Reiterei bildete die Nachhut. Aber das Corps der Spanier, welches den Brückenkopf angreifen sollte, hatte die Kähne der Schiffbrücke an einer Wendung des Flusses größtentheils aufgefangen, dieselben zurückgeführt und die Brücke schnell wieder hergestellt. Die Böte mit Geschütz waren bei dieser Gelegenheit in den Grund gebohrt worden, und Pietro de Medici hatte seinen Tod in den Wellen gefunden. Noch ehe daher Gonsalvo mit dem Hauptcorps die Franzosen angegriffen, hatte sich sein ganzes Heer auf dem rechten Gariglianoufer vereinigt. Der größte Theil des Heergeräthes, die Kranken und 9 Geschütze vom größten Kaliber waren im Lager der Franzosen zurückgelassen worden und fielen, ohne vertheidigt zu werden, in die Hände der Spanier. Gonsalvo konnte aus der Uebereiltheit, mit welcher der Rückzug angetreten worden war, die Furcht der Franzosen, von Gaëta abgeschnitten zu werden, beurtheilen und beschloß, diesen Vortheil zu benutzen. Er entsendete deßhalb den Prospero della Colonna mit der leichten Reiterei nach der rechten Seite der Franzosen, um ihnen wo möglich den Rückweg zu versperren. Dieses Unternehmen beunruhigte den Mrkgrf von Saluzzo und veranlaßte ihn, seinen Marsch nach Kräften zu beschleunigen. Und doch war dieses sehr schwierig, da die an der Spitze seiner Colonnen befindliche Artillerie und das Gepäck bei dem Uebergang über die vielen kleinen Flüsse ein öfteres Stocken im Marsche verursachten, wodurch die Infanterie ebenfalls aufgehalten wurde. Nur der größten Tapferkeit seiner Reiterei gelang es, den Feind abzuhalten. Bei Mola di Gaëta war ebenfalls eine Brücke zu überschreiten. Hier, wo das Terrain sich öffnete, gelang es der Reiterei Colonna's, die Franzosen in der Flanke anzugreifen, während sich gleichzeitig Gonsalvo mit dem Heerhaufen auf die franz. Reiterei warf. Bei dieser Gelegenheit war es, wo den franz. Schriftstellern nach der Ritter Bayard (s. d.) allein die Brücke gegen 200 feindliche Reiter vertheidigte. Colonna benutzte den Aufenhalt, den dieser heldenmüthige Widerstand verursachte, und versuchte mit seiner leichten Reiterei einen Engpaß zu erreichen, welcher sich zwischen Mola und Gaëta befand. Wie der Mrkgrf von Saluzzo diese Bewegung bemerkte, verlor er alle Geistesgegenwart; statt die Brücke von Mola ferner vertheidigen und den Engpaß besetzen zu lassen, gab er seiner Reiterei den Befehl zum schleunigsten Rückzuge. Diese schlug sich mit verhängtem Zügel durch die eigene Infanterie und Artillerie durch und erreichte den Engpaß noch lange vorher, ehe Colonna dort eintreffen konnte. Statt sich aber daselbst zu sammeln und festzusetzen, ging die wilde Flucht der vom panischen Schrecken ergriffenen Scharen bis hinter die Wälle von Gaëta fort. Auch die Infanterie löste

sich nun auf; ein Theil versuchte sich nach Gaëta zu retten, während ein anderer die Straße nach Fondi und Itri einschlug. Das ganze Geschütz und Gepäck fiel in die Gewalt der Spanier. Gonsalvo ließ bald vom Verfolgen ab und entsendete nur Abtheilungen, um die in der Nähe von den Franzosen noch besetzten Plätze einzunehmen. Itri, Fondi und der Thurm von Garigliano ergaben sich ohne Widerstand. Das Landvolk, welches längst gegen die Franzosen aufgebracht gewesen war, ergriff die Partei der Spanier und erschlug alle einzeln fliehenden Franzosen. Gonsalvo selbst rückte am Tage nach der Schlacht vor Gaëta, welches noch stark genug besetzt war, um sich längere Zeit vertheidigen zu können. Der Mckgrf von Saluzzo und Yves d'Allegre hielten es aber für wichtiger, dem Könige von Frankreich ein Heer zu retten, als ihm einen festen Platz im Neapolitanischen zu erhalten. Aller Muth war von den Franzosen gewichen; Gaëta ward am 1. Jänner 1504 durch Capitulation übergeben. Von dem ganzen schönen Heere, das la Tremouille im Sommer in der Lombardei versammelt hatte, kamen nur wenig Franzosen in ihre Heimath zurück. 50 tägiges Lagern in Regen und Kälte, Mangel und Elend des Rückmarsches, Krankheiten und Entbehrungen tödteten die, welche in den Gefechten verschont worden waren. — Mit der Festung Gaëta verlor König Ludwig XII. allen Halt und Anhang im Königreich Neapel, das von nun an im ungestörten Besitze der Spanier blieb.

(Histoire de Gonsalve de Cordoue, par Duponcet. Paris, 1714, tome 2. — Histoire des Français, par Sismonde de Sismondi. Paris, 1831, tome 15. — Histoire des républiques italiennes au moyen age, par S. de Sismondi. Paris, 1826, tome 13. — Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völker. Bd. I. Berlin, 1824). E.

Garnison wird in zweierlei Bedeutung gebraucht: 1) Standquartier, der Ort, welcher einer oder einigen Truppenabtheilungen zum Aufenthalte während des Friedens angewiesen ist. 2) Besatzung, die Truppenabtheilung oder Abtheilungen selbst, welchen ein Ort zum Aufenthalte bestimmt ist, und welche zugleich Ruhe und Ordnung daselbst und in der Umgegend aufrecht erhalten oder zu deren Aufrechthaltung mitwirken sollen. Die Mannschaft wird in der Garnison entweder in Kasernen untergebracht oder in den Wohnungen der Bürger einquartiert. In früherer Zeit pflegte man, um auch die kleinsten Städte mit Garnison zu versehen, die Truppen in halbe Schwadronen, halbe Bataillone, ja Compagnien zu trennen; der dienstlichen Nachtheile dieser Trennung wegen werden Schwadronen und Bataillone jetzt nirgends mehr getheilt; nur Oestreich macht hiervon, jedoch unter besonderen Verhältnissen, eine Ausnahme, namentlich bei der Reiterei, deren Regimenter auch im Frieden schwadron-, ja zugweise im Umkreise des Stabsquartieres vertheilt sind. T.

Garnisondienst. Diejenigen Dienstverrichtungen in dem Standquartiere der Truppen, welche keinen rein militairischen, sondern einen polizeilichen Zweck haben und zu Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung beitragen sollen. Sie werden zwar nach den Vorschriften des Reglements ausgeführt, aber vom Garnisoncommandanten dem Orte und den Umständen gemäß angeordnet. Garnisoncommandant ist entweder, und namentlich, wo verschiedene Truppenabtheilungen garnisoniren, ein besonders angestellter höherer Officier, oder der höchste der wirklich unter den Waffen dienstleistenden Officiere der garnisonirenden Truppen. T.

Garnisonquartiere, s. Garnison.

Garnitur (Waffenlehre), s. Beschläge.

Gärten erhalten oft durch ihre Einfassung und Bepflanzung eine ganz besondere Wichtigkeit in der örtlichen Vertheidigung, zumal bei Dorfgefechten (s. d.), indem sie die Annäherung theils unmittelbar als Bewegungshinderniß erschweren, theils dem Vertheidiger Deckung gegen das feindliche Feuer und gegen Cavalerieangriffe gewähren.

Als Bewegungshinderniß behaupten die Weingärten den ersten Rang und sind wegen der fast überall gebräuchlichen Umfassungsmauern auch sehr zur Vertheidigung geeignet, wenn sie nicht von höher gelegenen Puncten eingesehen werden können. Hopfengärten hindern die Bewegung in gleichem Grade und eignen sich nächstdem zur verdeckten Aufstellung der Reserven im freien Felde. Bei Obstgärten kommt es hauptsächlich auf die Stärke und Dichtigkeit der Bäume an. Im Gefecht mit Infanterie können nur starke Baumstämme von Nutzen sein; liegen aber solche Gärten im freien Felde, so können sie als Zufluchtsörter der Infanterie gegen Cavalerie dienen. Der letzteren wird es namentlich ganz unmöglich, zwischen dicht stehenden Pflaumenbäumen durchzudringen, weil die Kronen und Aeste zu niedrig sind. Bei Carréformationen sind daher selbst einfache Reihen von Pflaumenbäumen zur Deckung einzelner Seiten mit Vortheil zu benutzen. In der Schlacht bei Dresden (s. d.) hatten einige östreichische Carrés auf der Höhe bei Gorbitz und Roßthal sich an solche Baumreihen gestützt, und konnten von der französisch-sächsischen Cavalerie auf diesen Seiten trotz aller Anstrengungen nicht durchbrochen werden. Lustgärten oder Parks haben, wegen der, oft noch mit Graben umgebenen, höheren Umfassungsmauern oder dichten Buchenhecken, durch den größeren Umfang überhaupt, so wie durch die darin befindlichen fließenden und stehenden Gewässer, Brücken, Waldpartien, massiven Gebäude und dergl. einen um so größeren taktischen Werth, besonders wenn sich im Hintergrunde große und zusammenhängende Gebäude befinden. Der wiederholte Angriff der Franzosen auf den Park und das Schloß Houguemont in der Schlacht bei Mont-Saint-Jean oder Waterloo (s. d.) hat einigen Tausenden das Leben gekostet.

Pz.

Garz, Städtchen im pommern'schen Regierungsbezirk Stettin, am linken Ufer der Oder, mit etwas über 2000 Einwohnern.

Ueberfall 1477.

Albrecht Achilles (s. d.), Mrkgrf von Brandenburg, hatte 1474 seine 10jährige Tochter mit dem Herzog Heinrich von Glogau verheirathet. Letzterer starb 2 Jahre darauf, und Albrecht mußte das Erbe seiner Tochter mit den Waffen in der Hand gegen einen Neffen des Herzogs, Hanns von Sagan, welcher gleiche Ansprüche zu haben glaubte, zu schützen suchen. Bereits waren mehrere Orte dem Feinde in die Hände gefallen, die Grenzen der Mark wurden bedroht, und erst vor Krossen, welches muthigen Widerstand leistete, wendete sich das Kriegsglück. Ein dort geschlossener Waffenstillstand war inzwischen nur von kurzer Dauer. Herzog Wratislaw von Pommern war auf die Seite Hannsens von Sagan getreten und eröffnete die Feindseligkeiten mit einem Ueberfalle auf die Festung Garz, wo Werner von Schulenburg commandirte. Ein Fest, welches dieser bei Gelegenheit einer Kindtaufe geben wollte, bot hierzu den günstigen Augenblick. Im Einverständniß mit einem Lieferanten, Namens Bartel Brushauer, welcher am Donnerstage in der zweiten Woche nach Ostern während der Nacht mehrere Wagen Hafer in die Stadt zu bringen versprochen hatte, wurde beschlossen, gleichzeitig in das Thor einzudringen. Zur gesetzten Stunde stieß Herzog Wratislaw mit seinen Truppen zu den Getreidewagen. Acht

davon wurden mit Soldaten beladen, mit Stroh bedeckt und die Führung derselben den kühnsten Leuten anvertraut, welche ihre Waffen versteckt hielten. Nachts halb 3 Uhr kam man vor der Stadt an; gleichzeitig landeten an der Brücke 10 mit Soldaten bemannte Kähne. Die Wache ließ den Zug, ohne Verrath zu ahnen, ungestört passiren, und die Besatzung wurde meist schlafend überfallen und gefangen. Schulenburg, der Commandant, rettete sich durch einen unterirdischen Gang bis an das Vierradische Thor, wo er sich noch 4 Tage vertheidigte und erst ergab, als alle umstehenden Gebäude vom Feuer ergriffen waren. In Folge dieses Verlustes fielen Vierraden, Löcknitz und mehrere andere Orte den Pommern in die Hände, und nach dem Frieden von 1479 wurde Garz förmlich an den Herzog Wratislaw abgetreten. R.

Merkwürdiges Reitergefecht.

In Folge der Uebergabe von Stettin an den König Gustav Adolf von Schweden hatte sich der kaiserliche General Graf Torquato Conti mit den in der Eil zusammengezogenen Truppen nach Garz zurückgezogen und hier eine durch Natur und Kunst befestigte Stellung genommen. Dem Könige war die Nähe seines Gegners sehr unangenehm; denn sie nöthigte ihn bis zur Ankunft bedeutender Verstärkungen zur Unthätigkeit, weil die wenigen, aus Schweden mitgebrachten Truppen kaum hinreichten, das zum Hauptwaffenplatze bestimmte Stettin zu befestigen und diese Arbeiten zu beschützen. Er beschloß daher, seinen Gegner von Garz zu vertreiben, und unternahm im August 1630 zuvörderst eine Recognoscirung.

Gustav Adolf ritt bloß mit 90 Reitern aus; ein kürzlich aus kaiserlichen in schwedische Dienste getretener Officier, Namens Quinti del Ponte, befand sich in seinem Gefolge; er hatte sich beim Könige sehr beliebt zu machen gewußt, war zum Oberstlieutenant und Adjutanten ernannt worden, und begleitete ihn gewöhnlich bei allen Recognoscirungen. Dieser Mensch führte jedoch Verrath im Sinne und wollte ihn an diesem Tage ausführen. Torquato Conti war im Einverständniß.

Unweit Rosow ließ der König 70 Reiter zurück, um sich mit den übrigen 20 desto unbemerkter nähern zu können. Sein Adjutant entfernte sich um dieselbe Zeit unter einem schicklichen Vorwande, kam aber nicht wieder. Er hatte dem Könige den zu nehmenden Weg vorher genau beschrieben, und dieser marschirte daher arglos weiter, in der Ueberzeugung, daß Quinti auf Seitenwegen bald wieder zu ihm stoßen werde.

Während der König des Feindes Stellung sorgfältig beobachtet, wird ihm die Annäherung einer starken Reiterschaar in seiner linken Flanke gemeldet, welche ihm schon den Rückzug abgeschnitten hatte. Der Moment war kritisch, Flucht unmöglich. In wenig Augenblicken hatten 500 neapolitanische Kürassiere unter Quinti's persönlicher Anführung alle Ausgänge des waldigen Terrains besetzt und drangen auf des Königs schwache Bedekkung ein. Zum Glück hatte Quinti den Neapolitanern zu schießen verboten, weil er den König gefangen zu nehmen wünschte. Dieser Umstand rettete ihn.

Das Gefecht begann und ward bald ein Kampf auf Leben und Tod. Die Schweden waren hauptsächlich bemüht, die Pferde ihrer Gegner niederzustechen, und hatten auf diese Weise bald eine Art Deckung erhalten. Der König focht mit seltner Tapferkeit; in seiner einfachen Reitertracht erkannte ihn Niemand. Allein die Mehrzahl seiner Braven blutete bereits aus vielen Wunden, und nur das enge Zusammenhalten machte noch einigen Widerstand möglich. Aber auch dieser mußte bald ein Ende nehmen,

wenn nicht Hilfe kam. Schon wurden von beiden Seiten Pistolenschüsse gewechselt (denn wegen der todten Pferde konnte man sich nicht mehr mit dem Säbel erreichen), schon war des Königs Pferd zusammengestürzt, er selbst, doch unerkannt, in Feindes Händen, als plötzlich die zurückgelassenen 70 schwedischen Reiter in vollem Jagen ankamen und die ihres Sieges gewissen Neapolitaner im Rücken angriffen. Der Kampf begann mit erneuerter Wuth; doch trotz der Uebermacht blieben die Schweden Sieger. Der König hatte sich in der allgemeinen Verwirrung wieder losgerissen, das Pferd eines getödteten Reiters bestiegen und die Seinigen glücklich wieder erreicht. Er hielt sie von der Verfolgung ab, die nur in's Verderben führen konnte, und trat den Rückmarsch an. Von den 90 schwedischen Reitern waren nur noch 53 übrig und keiner ohne Wunde. Aber 200 Neapolitaner lagen theils todt, theils schwer verwundet auf dem Kampfplatze, und nur 30 konnten gefangen fortgeführt werden.

Nach des Königs Rückkehr wurden sogleich Quinti's Papiere in Beschlag genommen, einer seiner Mitschuldigen eingezogen und erschossen. Einige Monate später befand sich Quinti in Demmin, als diese Stadt mittelst Capitulation sich dem Könige ergab, und marschirte mit der Besatzung aus. Man drang damals in Gustav Adolf, die Auslieferung dieses Menschen zu verlangen; er gab aber zur Antwort, daß der Verräther schon seinen Lohn finden werde. (S. Archenholz und M. D. M... histoire de Gustave Adolphe). Pz.

Gassion, Jean de, Marschall von Frankreich, wurde 1609 zu Pau geboren und begann seine militairische Laufbahn unter dem Herzog von Rohan in Piemont. Begeistert von den Thaten des Königs von Schweden, Gustav Adolf, trat er bald in dessen Dienste und zeichnete sich bei Breitenfeld und bei dem Uebergange über den Lech so vortheilhaft aus, daß dieser Monarch eine besondere Vorliebe für ihn gewann und ihm den Befehl eines Regiments anvertraute. Mit demselben wohnte er den Belagerungen von Biberach, Donauwörth und Augsburg bei, begünstigte durch ein sehr glückliches Gefecht gegen die Oestreicher vor Nürnberg die Vereinigung eines Corps, welches dem Könige zu Hilfe kam, und welcher damals von Wallenstein hart bedrängt wurde, und verließ den schwedischen Dienst, nachdem Gustav Adolf bei Lützen geblieben war. Nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm G. unter dem Marschall de la Force ein Commando in der Lorraine, bemächtigte sich Charmes, Neufchatels und verproviantirte Chaste, schlug sich 1635 mit nur 600 Pferden gegen ein Corps von 6000 M. unter General Werth, machte 1500 Gefangene und kämpfte mit eben so viel Auszeichnung bei St. Nicolas, bei der Belagerung von Dolo und bei der Einnahme von Turin. Im J. 1639 zu Dämpfung der Unruhen nach Rouen gesandt, entledigte er sich dieses Auftrages mit eben so viel Geschicklichkeit als Umsicht, und ward dafür zum Maréchal de camp ernannt. G. rechtfertigte diese Auszeichnung durch die Dienste, welche er seinem Vaterlande in der Schlacht bei Rocroi (s. d.) den 19. Mai 1643 leistete, wo er den rechten Flügel der Armee commandirte und von dem Prinzen Condé das Zeugniß erhielt, daß ihm vorzugsweise der Sieg dieses Tages zuzuschreiben sei. Der Feldzug dieses Jahres endete mit der Belagerung und Einnahme von Thionville, bei welcher G. schwer verwundet wurde und nach derselben den Marschallsstab empfing. Wiederhergestellt, wohnte er unter dem Herzoge von Orleans dem Feldzuge in Flandern bei, während welches Gravelines eingenommen wurde, und bemächtigte sich 1645 der Städte Bethune, St. Venant und Armentières. Im Mai 1646 schlug G. ein spanisches

Corps zwischen Brügge und Dünkirchen, und beschleunigte dadurch die Uebergabe von Furnes, Courtrai und Dünkirchen. Der Feldzug des nächsten Jahres war weniger glücklich. Der Erzherzog Leopold nahm Landrecies, ehe G. diesem Platze zu Hilfe kommen konnte. Nach diesem mißlungenen Unternehmen beschloß er die Belagerung von Lens und fand hier bei Erstürmung eines Halbmondes seinen für Frankreich nur zu frühzeitigen Tod. Durch eine Flintenkugel am Kopfe verwundet, ließ er sich nach Arras bringen und gab dort am 2. Octbr. 1647 seinen Geist auf. G. verband mit allen Eigenschaften eines guten Anführers die Unerschrockenheit und Kampfslust des gemeinen Soldaten, wo es galt; er hatte die Ueberzeugung, daß im Kriege kein Hinderniß unüberwindlich sei, und ward bei allen gefahrvollen Unternehmungen gebraucht, die Andere für unausführbar hielten; er war nie verheirathet und hatte die Ansicht, daß ein guter Soldat eine solche Verbindung nie eingehen könne, ohne seine Pflichten zu beeinträchtigen. (Histoire du maréchal de Gassion, Paris, 1673 en 4 volumes, par l'abbé de Pure. — La vie et la mort du maréchal de Gassion, Paris, 1647, par Théophraste Renaudot). R.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Johann's de Foix, Grafens von Etampes und Vicomte von Narbonne, und der Prinzessin Marie von Orleans, der Schwester Ludwig's XII. von Frankreich, wurde 1488 geboren. Schon in seiner frühen Jugend zeigte er einen hohen Muth und einen ritterlichen Geist, welcher seinen Namen im Heere berühmt machte und zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte. Ludwig XII. erkannte die großen Eigenschaften seines Neffen und übertrug dem 23jährigen Heldenjüngling den Oberbefehl über sein Heer in Italien und das Gouvernement von Mailand. G. rechtfertigte das Vertrauen seines königlichen Oheims; in weniger als 14 Tagen zwang er die gegen Frankreich verbündeten Fürsten zur Aufhebung der Belagerung von Bologna, schlug die Venetianer bei Verona und nahm Brescia mit Sturm. Er eilte hierauf dem spanischen Heere entgegen, mit welchem er bei Ravenna zusammentraf. Seine Tapferkeit erfocht auch hier einen vollständigen Sieg, und er verfolgte lebhaft die flüchtenden Spanier, als der Ritter Bayard ihn ermahnte, sich nicht länger persönlich auszusetzen und den Gensd'armen die Verfolgung des Feindes zu überlassen. G. versprach es; allein als er gleich darauf einige Fahnen spanischen Fußvolks die Angriffe der nachsetzenden Franzosen kräftig zurückweisen sah, stürzte er sich mit wenigen Begleitern mitten in die Feinde. So tapfer er auch focht, so unterlag er dennoch der Ueberzahl und fiel, mit 14 Wunden bedeckt, im 24. Jahre seines Alters am 11. April 1512. Frankreich hatte seinen Glanz nur gesehen, um seinen Verlust desto schmerzlicher zu empfinden; denn G. und Bayard gehörten zu den letzten würdigen Repräsentanten des franz. Ritterthums, das nach ihrem Untergange immer mehr verfiel. Das Heer hielt ihm ein prächtiges Leichenbegängniß zu Mailand; seinem Sarge folgten die eroberten Fahnen und die Gefangenen (unter diesen der Cardinal Medicis, nachmals Leo X., der Marquis von Pescara, Don Pedro de Navarra u. A.). Der König und das ganze Volk beweinten den Verlust des geliebten Helden und Frankreich verlor binnen kurzer Zeit alle seine Eroberungen in Italien. (Brantôme, 6. Bd.) B.

Gat, in der Seesprache, wird jede Oeffnung, jedes Loch oder auch das Hintertheil einer Sache genannt. Man versteht deßhalb unter Gat einer Pumpe deren Oeffnung, Gat einer Kanone deren Stoß, Gat des Schiffes dessen Hintertheil. Dieses beim Seewesen mannichfach vorkommende Wort findet mehr oder weniger in dieser Beziehung seine Anwendung.

Gates, Horatio, ein berühmter amerikanischer General, wurde im J. 1728 in England geboren und trat zeitig in den Militairstand ein, wo er zuerst im 7jährigen Kriege unter dem Prinzen von Braunschweig diente. Als Hauptmann der Infanterie stand er bei dem Corps des Generals Braddok in Amerika, kam zwar von da nach England zurück, hatte aber eine solche Vorliebe für Amerika gewonnen, daß er dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen beschloß. Er kaufte sich in Virginien an und lebte dort ruhig so lange, bis der Kampf der Colonien mit dem Mutterlande begann. G. war voll von den Gesinnungen, welche die Colonien in den Krieg führten, und zögerte nicht, Theil daran zu nehmen; er trat als Oberster in die Reihen ein und ward Adjutant beim General Washington; doch die von ihm entwickelten militairischen Talente brachten ihn schnell zu höheren Stufen. Im September 1777 übernahm er das Commando der amerikanischen Nordarmee, welche zum größten Theile aus neuen, des Krieges unkundigen Soldaten bestand. Sein Gegner Burgoyne, der in früherer Zeit in der englischen Armee mit ihm zusammen gedient hatte, befehligte ein zwar aus alten Truppen zusammengesetztes, aber sehr schwaches Corps. G. wußte so geschickt zu manövriren, daß er bald die Engländer bei Saratoga einschloß. Diese, nur noch auf 3 Tage mit Lebensmitteln versehen, waren genöthigt, am 16. Octbr. 1777 zu capituliren; sie wurden kriegsgefangen, aber mit der größten Schonung und Freiheit von dem amerikanischen General behandelt. Am 25. Juli 1780 erhielt G. das Commando der Armee in Südcarolina. Er hatte nur 6000 M. junge Soldaten und befand sich in einer unvortheilhaften Position, als er durch den britischen General Lord Cornwallis angegriffen und trotz aller Mühe, die er sich gab, seine Truppen in Ordnung zu erhalten, gänzlich geschlagen wurde. Dieser Unglücksfall kränkte ihn um so mehr, als der Congreß sich dadurch bewogen fand, ihn vom Commando zu entfernen; seine Gefühle wurden durch den Tod eines geliebten Sohnes noch mehr zum Mißmuthe gesteigert. Alles dieses bewog ihn, sich auf eine Besitzung in der Grafschaft Berkley zurückzuziehen, wo er am 10. März 1806, in einem Alter von 78 Jahren sein Leben beschloß. (S. Biographie nouvelle des contemporains. — Jahrbuch der neuesten Weltbegebenheiten, 1784). F. W.

Gaure, Gavre, Dorf mit einem Schlosse in den Niederlanden in der ehemaligen Grafschaft Alost; die Herrschaft Gaure führt den Titel eines Fürstenthumes.

Schlacht am 22. Juli 1453.

Im J. 1448 hatte der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, die Absicht, eine Abgabe auf das Salz zu legen, wie man sie in Frankreich schon länger erhob, ohne die flandrischen Städte, die ein Stimmrecht bei den Auflagen hatten, zu befragen; die Stadt Gent, stets eifersüchtig auf ihre Rechte, weigerte sich zu gehorchen. Der Herzog, um sie zu bestrafen, wollte die Privilegien des Magistrates beschränken und entzog dem Dekan — doyen — der Bürgerschaft, Vorsteher der 52 Handwerke, der nach altem Rechte dadurch Amtmann — bailli — der Stadt war, die Ausübung seiner Functionen. Die Genter widerstanden immer noch; nun legte Philipp im September 1449 starke Besatzungen nach Oudenarde, Termonde, Gaure und Rüpelmonde, verschloß die Canäle und verlangte nicht allein die Abgabe wegen des Salzes, sondern fügte auch noch den Mahlzwang und eine Auflage auf das Getreide hinzu. Die Vermittlung der flandrischen Stände, obschon sie zu Gunsten des Herzogs entschieden, genügten dem Herrscher nicht, und er strafte, trotz der in seinem Namen ausgesprochenen Amnestie.

Die Genter standen in Masse auf, setzten 18 Edelleute, die mehr dem Fürsten als den Rechten des Vaterlandes ergeben waren, gefangen und würden mit der von Philipp verordneten Obrigkeit dasselbe gethan haben, wenn diese sich nicht noch zeitig genug geflüchtet hätte. Ein neuer Rath wurde gewählt; doch mitten in dem Tumulte sendete die Stadt Gent noch eine Deputation an den Herzog, um von ihm Gerechtigkeit zu erlangen; sie wurde nicht gehört. Die alte Brüderschaft der Weißhüte, in den früheren Kriegen Gents mit den Grafen von Flandern berühmt, bildete sich wieder; mehrere Beamte des Herrschers, welche die Privilegien der Stadt verletzt hatten, wurden auf eine grausame Weise hingerichtet. Philipp sah nun die Größe des Aufstandes erst, den er unkluger Weise selbst veranlaßt hatte; indessen brachte er das ganze Jahr 1451 temporisirend hin und suchte nur eine Verbindung Gents mit den anderen flandrischen Städten und mit Frankreich zu hindern. Ueber das Benehmen des letzteren Staates durch den König Karl VII. beruhigt, versammelte er seine Truppen in der Picardie, in Artois und in Flandern; keine Vermittlung half mehr, der Krieg begann. Die Genter, 30,000 M. stark, belagerten Oudenarde, wurden aber am 24. April 1452 vom Grafen von Etampes angegriffen und zum Rückzuge genöthigt. Mit unerhörter Grausamkeit wurde der Krieg geführt; den 6. Juli schritt Herzog Philipp zur Belagerung von Gaure; es scheint, daß er den Commandanten durch Geld bewegen habe, das Vaterland zu verrathen. Dieser begab sich nach Gent und versicherte dort, daß das burgundische Heer bis auf 4000 M. geschmolzen sei, worauf 4500 Krieger aus Gent und den anderen insurgirten Landstrichen am 22. Juli auszogen und gegen Gaure marschirten, welcher Ort den Tag vorher übergeben und dessen Bewohner alle aufgehenkt worden waren. 1500 Engländer, welche bisher die Genter unterstützt hatten, gingen in dem Augenblicke zu den Burgundern über, als diese das Gefecht begannen; doch Alles machte auf die Genter keinen schlimmen Eindruck, sie fochten mit nicht weniger Muth. Die dichten Phalangen schritten vorwärts und trieben die herzogliche Reiterei zurück; aber plötzlich flog mitten in der Masse ein Pulverwagen in die Luft, eine breite Oeffnung entstand; ein Augenblick des Schreckens hinderte die Bürger, sie gleich wieder zu schließen, und die herzoglichen Gensd'armen stürzten sich hinein. Ein furchtbares Gemetzel entstand, denn die Burgunder hatten Befehl, keinem Bürger Pardon zu geben; diese aber vertheidigten sich männlich, wie selbst Olivier de la Marche ihnen bezeugt. 20,000 Menschen wurden niedergemacht, die Miliz von Gent war vernichtet, und Gent konnte keinen Widerstand mehr leisten. Philipp wollte die größte Stadt seiner Lande nicht zerstören, doch waren die Bedingungen, unter denen er ihr Gnade schenkte, drückend und kränkend; fast alle Privilegien wurden aufgehoben und es mußte noch eine Geldstrafe von 350,000 Goldstücken — reydders d'or — gezahlt werden. (Meyer. — Olivier de la Marche). F. W.

Gaza, die südlichste von den Städten der alten Philister in Palästina, 16 Meilen südlich von Ascalon, unweit des Meeres, auch heute noch ein bedeutender Ort mit einem festen Schloß und einigen Forts und 26,000 Einwohnern.

Schlacht zwischen dem Sultan von Aegypten einer Seits und den verbündeten Christen und den Emirs von Damask anderer Seits, am 11. Octbr. 1244.

Einzelne Haufen Khowaresmier, gegen 20,000 Pferde stark, hatten sich, von den Moguln verdrängt, nach Westen gewendet und unter Raub und Verheerung einen Theil Palästina's, sogar Jerusalem, erobert. Sultan

Saleh von Aegypten rief sie zu sich, um sie seinen Feinden entgegenzustellen, und vereinigte sich mit ihnen bei Gaza. Hier hatten bereits einige Jahre vorher der Herzog von Burgund und der König von Navarra, in den sandigen Ebenen überrascht, ihre besten Ritter und Truppen verloren. Der Anblick dieser Gegend und die Erinnerung an das widerfahrene Unglück vermochten nicht, den Eifer und die Kampflust des christlichen Heeres zu mindern, welches in Verbindung mit den Emirs Al Saleh Ismael v. Damask und Al Mansur von Emesa von Ascalon her vorrückte. Das verbündete Heer war in 3 Haufen getheilt. Den linken Flügel bildeten die Johanniterritter unter den Befehlen des Grafen v. Jaffa, Walther's v. Brienne, des Neffen des Königs Johann, den rechten Flügel die Muselmänner unter dem Oberbefehl des Emirs von Emesa; in der Mitte standen der Patriarch von Jerusalem mit seiner Geistlichkeit, vor sich her das wahre Holz vom Kreuze Christi tragen lassend, der Großmeister der Templer mit seinen Rittern und die Barone von Palästina mit ihren Vasallen. Noch hatten sich die Aegyptier und Khowaresmier nicht gehörig geordnet. Walther von Brienne war der Meinung, dies zu benutzen, und bat in frommem Eifer den Patriarchen, ihn vom Banne loszusprechen, den dieser, weil er ein Schloß herauszugeben sich weigerte, das der Prälat verlangte, über ihn verhängt hatte. Während Walther vergebens seine Bitte wiederholte, rückte der Feind mit wildem Geschrei und einem Hagel von Pfeilen wohlgeordnet gegen die Verbündeten vor. Da eilte der Bischof von Rama auf den Grafen von Jaffa zu, tadelte laut das Benehmen des Patriarchen, absolvirte jenen und belobte die Kampfbegierde des muthigen Ritters. Beide sprengten nun hinaus in die Schlacht, ihnen nach das ganze Heer der Verbündeten. Vom Morgen bis Abend focht man mit der äußersten Erbitterung, ohne daß ein Theil einen Vortheil errungen hätte; des Tages Ende schied die Streitenden, bis der Morgen des folgenden Tages die ermüdeten Krieger von Neuem zur blutigen Arbeit rief. Da wankten die Reiter des Emirs von Emesa, deren schon 2000 gefallen waren. Dies entschied die Schlacht; Al Mansur floh mit den Muselmännern nach Damask, und die Christen unterlagen, nach langem Widerstande erschöpft, der Uebermacht der Gegner. Mehr als 30,000 Christen, darunter 312 Templer und 325 Johanniter, verloren an diesem Tage Leben oder Freiheit; nur der Fürst von Tyrus, der Patriarch von Jerusalem und wenige Prälaten konnten dem Gemetzel entkommen und nach Ptolemais entfliehen. Unter den geretteten Kriegern zählte man nur 33 Templer, 26 Johanniter und 3 Deutschritter. Groß war die Freude des Sultans von Aegypten über diesen wichtigen Sieg; er feierte denselben durch 3tägige Beleuchtung seiner Hauptstadt. Als die gefangenen Christen nach Kairo gebracht wurden, schreckte sie der Anblick der Köpfe ihrer gefallenen Brüder über den Thoren der Stadt. (Vergl. Joinville und die Bemerkungen dazu von Ducange).

Bei der Empörung der Beys von Syrien und Aegypten hatte der türkische Großadmiral Hassan Pascha mit gewaffneter Hand 1775 Gaza erobert.

Gefecht zwischen dem Pascha von Accon, Achmet Djezzar, und der franz. Armee unter Bonaparte, den 25. Febr. 1799.

Nachdem Bonaparte sich Aegypten unterworfen hatte, brach er mit 13,000 M. nach Syrien auf, um den Pascha Achmet von Accon, mit dem Beinamen Djezzar (der Schlächter), zu züchtigen, weil dieser den geflüchteten Ibrahim Bey von Aegypten in Gaza aufgenommen hatte. Die Feste El Arisch war bereits den 20. Febr. 1799 in die Hände des siegrei-

chen Kleber's gefallen; Bonaparte eilte, sich die noch übrigen festen Orte Gaza und Jaffa zu unterwerfen. General Kleber dehnte seinen linken Flügel gegen Gaza aus, General Lasne unterstützte mit der leichten Infanterie die Bewegungen der Cavalerie, welche in 2 Linien aufgestellt war und hinter jeder Linie eine Schwadron zur Reserve hatte. Lebhaft erfolgte der Angriff auf den Feind, der die Höhe, die den Hebron beherrscht, und wo, wie Napoleon selbst sagt, Simson die Thore von Gaza getragen hat, besetzt hielt. Dieser aber hielt den Angriff nicht aus und zog sich, mit Verlust mehrerer Todten, unter denen sich auch der Kiaya des Pascha's befand, zurück. Besonders zeichnete sich hierbei die 22. Halbbrigade der leichten Infanterie aus, welche den Reitern im schnellsten Trabe lebhaft nachsetzte. Bonaparte zog in Gaza ein und machte ansehnliche Beute, die aus 15,000 Centnern Pulver, einer großen Anzahl Munition und Waffen allerlei Art, aus mehr als 200,000 Rationen Zwieback und 6 Kanonen bestand. (Vergl. den Bericht Napoleon's an das vollzieh. Directorium aus dem Hauptquartiere Jaffa vom 23. Ventose an 7, in Pièces officielles de l'armée d'Égypte, IIme partie. Paris, an 9. Pièces diverses relat. aux opérations mil. et polit. du Gen. Bonap. Paris, an 8). C.

Gebäude und Gehöfte können sowohl wegen ihrer Lage, als wegen ihrer Beschaffenheit eine ganz besondere militairische Wichtigkeit erhalten. Sie dienen entweder als Wohnungs- und Aufbewahrungsorte, oder als Wehrgebäude; im ersteren Falle müssen sie hauptsächlich trocken, geräumig und feuerfest, im letzteren vertheidigungsfähig sein. Ihre ursprüngliche Bestimmung kommt dabei weniger in Betracht, als ihre gegenwärtige Beschaffenheit und Lage. Man hat Kirchen in Pferdeställe, Klöster in Lazarethe, Chausséehäuser in Blockhäuser verwandeln sehen; im Kriege kennt man nur das Gesetz der eisernen Nothwendigkeit. — Die Vertheidigungsfähigkeit eines Gebäudes verlangt steinerne Wände, feuerfeste Bedachung, feste Thüren, die leicht verrammelt werden können. Bei einem Gehöfte ist noch die Umfassung zu betrachten. Mauern sind zwar besser als Hecken, ist aber die Umfassungsmauer verloren, dann dient sie dem Angreifer zur Deckung gegen das Feuer aus den Fenstern, und der Vortheil kann sich leicht auf Seite des Angreifers wenden, dessen concentrisches Feuer die Vertheidiger von den Fenstern wegzutreiben vermag. Ueber die Einrichtung der Gebäude zur Vertheidigung wird an einem anderen Orte das Nöthige gesagt; hier ist bloß vom Angriffe und von der Vertheidigung unbefestigter Gebäude und Gehöfte die Rede.

a) Angriff. Man kann dabei nur 2 hinreichende Gründe haben; entweder dient das Haus oder Gehöfte dem Gegner zum Stützpuncte, den man ihm entreißen will, oder es hat sich ein feindlicher Trupp hineingeworfen, um einer gefährlicheren Lage im freien Felde zu entgehen, und man will ihn nun nöthigen, hier das Gewehr zu strecken. Das Verhalten in beiden Fällen ist von einander abweichend. Im ersten Falle muß der Angriff in aller Form geschehen, d. h. man sucht die zur unmittelbaren Unterstützung dienenden und außerhalb stehenden Truppenabtheilungen abzudrängen, oder wenigstens so zu beschäftigen, daß sie auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein müssen, worauf der Angriff gegen das Gebäude beginnt. Den ersten Widerstand wird man hinter der Umfassung finden, und da man sich dieser meist ungedeckt wird nähern müssen, so kommt es darauf an, einen oder einige vorspringende Puncte im schnellen Anlaufe mit dem Bajonet zu nehmen. Kann das Geschütz vorarbeiten, so ist der Erfolg um so sicherer; in diesem Falle wird aber die Vertheidigung überhaupt nicht lange dauern

können, das Gebäude müßte denn sehr massiv sein, wie z. B. Schlösser, Klöster u. s. w. Die Wahl des Angriffspunctes der Umfassung erfordert eine genaue Würdigung aller Vortheile und Nachtheile seines Besitzes; häufig aber wird sie durch das vorliegende Terrain bestimmt, insofern dies den raschen Anlauf mehr oder minder gefahrvoll macht. Ein mehrmals abgeschlagener Angriff oder zu großer Verlust entmuthigt oft so, daß man sich von dessen Wiederholung keinen Erfolg versprechen darf. Ist die Umfassung genommen, der Feind in das Gebäude zurückgegangen, dann beginnt ein zweiter Act, oft blutiger als der erste. Der Angreifer postirt sich hinter der Umfassung, wenn sie Deckung gegen Flintenfeuer gewährt; 2 bis 3 Blänkerrotten werden angewiesen, auf ein und dasselbe Fenster zu schießen, sobald sich dort ein Kopf blicken läßt. Auf diese Weise müssen alle Fenster unter Feuer gesetzt werden. Inzwischen werden kleine Trupps Freiwilliger formirt, um sich, sobald das feindliche Feuer anfängt, schwächer zu werden, der Eingänge zu bemächtigen; Sappeure oder mit Aexten versehene Soldaten marschiren an ihrer Spitze. Können die Eingänge oder einer derselben von den Fenstern aus nicht flankirt werden, so braucht mit dem Sturmangriffe nicht gezögert zu werden. Dieser muß auch dann recht bald erfolgen, wenn die eroberte Umfassung dem Angreifer keine hinreichende Deckung gewährt. Sind die Stürmenden glücklich in die Hausflur eingedrungen, so wird der Vertheidiger entweder das Gewehr strecken, oder es beginnt in jedem Hausraume ein Kampf auf Leben und Tod. Im letzteren Falle hören alle Regeln auf. Doch kann man, im Besitz der untersten Gemächer, die Vertheidiger bisweilen dadurch zur Uebergabe zwingen, daß man auf der Hausflur feuchtes Stroh ꝛc. anzünden läßt, wodurch in den oberen Gemächern bald ein unerträglicher Rauch verbreitet wird. — Sollten mehrere Gebäude nahe beisammen stehen, so muß man sich des höchsten zuerst zu bemächtigen suchen, um aus deren Fenstern ein dominirendes Feuer zu erlangen. Wo das Anzünden des Gebäudes möglich ist, darf es nicht unversucht bleiben.

Im zweiten Falle, wo das Haus nur als Zufluchtsort einer versprengten Abtheilung betrachtet wird, kommt es hauptsächlich darauf an, ob man von der Zeit gedrängt wird oder nicht. Befürchtet man die Rückkehr des weichenden Feindes, so bleibt nichts übrig, als den Angriff in oben beschriebener Form zu unternehmen; sind aber die äußeren Verhältnisse günstiger, so schone man das Menschenblut; denn mit jeder Stunde wächst die Verlegenheit der im Gebäude eingeschlossenen Truppen, und es bleibt ihnen am Ende nichts übrig, als sich durchzuschlagen oder das Gewehr zu strecken. Das Durchschlagen kann aber bei nicht ganz unverhältnißmäßigen Streitkräften nur unter Begünstigung nächtlicher Dunkelheit geschehen; man sei also wachsam und vorbereitet.

b) Vertheidigung. In der Regel wird man sich auf die Vertheidigung solcher Gebäude beschränken, deren Besitz uns überwiegende Vortheile giebt; denn die Sache selbst ist schwieriger, als es den Anschein hat und endet oft schlecht. Auf die Behauptung der Umfassung ist großer Werth zu legen; das Gebäude selbst darf nur als Reduit betrachtet werden. Sind die Umfassungsmauern zu hoch, so hilft man sich durch eine Art Banket; bei hinreichender Zeit kann man auch Schießlöcher anbringen, obwohl dieselben nicht ohne Nachtheile sind und einem kecken Feinde die Annäherung erleichtern. Lebendige Hecken können durch einen leichten Erdaufwurf widerstandsfähiger gemacht werden. Im Gebäude selbst werden Anstalten getroffen, die Eingänge schnell zu verrammeln, was auch bei den Fenstern im untern Stock geschehen muß. Wasser zum Löschen muß überall bereit ste-

hen. An Lebensmitteln und Munition auf 2 bis 3 Tage darf es nicht fehlen. Die Sorge für die Verwundeten ist eine heilige Pflicht.

Sind die nöthigen Vorbereitungen getroffen, so werden die Rollen vertheilt. Artillerie ist bei der unmittelbaren Vertheidigung selten zu brauchen, der Hofraum müßte denn sehr groß und höher gelegen sein, als das vorliegende Terrain; auch darf es ihr nicht an Kartätschen fehlen, denn es kommt mehr darauf an, den Feind in der Nähe zu zerschmettern, als ihn von fern abzuhalten. Cavalerie ist noch weniger zu brauchen und kann außerhalb des Gehöftes ungleich mehr nützen. Die zur Vertheidigung bestimmte Infanterie wird sich in 3 Haufen theilen müssen, wovon die besten Schützen zur Vertheidigung der Umfassung, die minder guten im Hause aufgestellt, und die tapfersten in Reserve behalten werden. Kann letztere außerhalb des Gebäudes keinen kugelfreien Raum finden, so muß sie in der Hausflur bleiben; ihre Aufgabe ist, den Feind mit dem Bajonet hinauszuwerfen, wenn er irgendwo eingedrungen sein sollte. — Die Schützen der ersten Feuerlinie unterhalten ein langsames, aber gezieltes Feuer, das sich in dem Grade belebt, als der Angreifer kühner wird. Kann die Umfassung nicht mehr behauptet werden, so muß die im Gebäude stehende zweite Feuerlinie den Rückzug der ersteren decken, wobei es von Vortheil ist, wenn sie sich durch eine Hinterthüre in das Gebäude ziehen kann. Besondere Verhältnisse können das kecke Hervorbrechen der Reserve in solchen Momenten gutheißen, ohne daß man dies als Regel betrachten darf. Während des Angriffes auf das Gebäude muß der Vertheidiger sich vor jedem unnützen Eifer hüten. Vieles Schießen ist nicht immer zu empfehlen, denn wer an die Fenster tritt, giebt Blöße; dagegen können die feindlichen Kugeln zu Dutzenden in die Gemächer fliegen, ohne großen Schaden anzurichten. Der entscheidende Moment bleibt immer das gewaltsame Eindringen in das Haus, auf dessen Abwehr alle Kräfte verspart werden müssen. Damit die Vertheidigung mit Ordnung geschehen könne, muß jeder besondere Raum seinen Commandanten haben. Es ist schon viel gewonnen, wenn man sich bis zum Einbruch der Dunkelheit behaupten kann. Die Nacht ändert oft Vieles; sie begünstigt den Schwächeren, wenn er von Kühnheit geleitet wird. Die Vertheidigung des Pachthofes la Haye sainte, wovon im 2. Hefte des hannöverschen militairischen Journals 1831 eine ausführliche Beschreibung zu lesen ist, kann als Beweis dienen, was beharrlicher Wille selbst bei unzureichenden Mitteln vermag. Pz.

Gebäudebefestigung (Befestk.), s. Häuserbefestigung.

Gebirge nennt man solche Erhebungen des Bodens, welche mit verhältnißmäßig geringerer Horizontalausdehnung als das Hochland von tiefen und meist steilen Thälern gefurcht sind, so daß in ihnen, bei einer bedeutenden absoluten Höhe, auch die relativen Höhenunterschiede auffallend hervortreten. Sie bieten einen steten Wechsel von Berg und Thal dar, und man kann sagen, ein Gebirge ist eine Menge von Bergen, welche nach einer gewissen Ordnung, nach gewissen Gesetzen und mit bestimmten Grenzen zusammengruppirt sind. — Hieraus folgt aber nicht, daß alle Gebirge nach einer gewissen Gleichförmigkeit construirt sind, wie dies die herrschende Meinung war und zum Theil noch ist. Man dachte sich nämlich in jedem Gebirge einen höchsten Hauptrücken, von welchem die Gewässer nach beiden Seiten abfließen. Von diesem Hauptrücken sollten Hauptpässe ausgehen, welche durch das Einspülen der auf dem Hauptrücken entspringenden Gewässer gebildet würden und mehr oder weniger winkelrecht gegen den Haupt-

rücken lägen. Eben so sollten winkelrecht von jenen Hauptästen Nebenäste ausgehen, von diesen wieder Zweige u. s. f.

Eine solche Regelmäßigkeit ist in der Natur fast nirgends zu finden; es giebt zwar häufig Gebirge, welche im Verhältniß zu ihrer Breite eine große Längenausdehnung haben, und auf welchen man, ihrer Längenrichtung nach, einen zusammenhängenden Hauptrücken in einem Zuge fortlaufend auffinden kann; aber nur selten gehen Aeste so von ihm aus, wie — nach dem Vergleiche einiger Theoretiker — die Ribben vom Rückgrat eines thierischen Skelets. Es ist vielmehr bei weitem häufiger, daß mehrere Züge von ungleicher Höhe parallel neben einander fortlaufen und hin und wieder durch hohe Zwischenmassen, meist aber durch niedrige Sättel mit einander verbunden sind. Von diesen Zügen wird derjenige, welcher von keinem Thale ganz durchbrochen ist, der Schlußrücken genannt. Ein Gebirge, welches einen durchgehenden Schlußrücken und eine im Verhältniß zu seiner Breite große Längenausdehnung hat, nennt man ein Kettengebirge oder eine Gebirgskette.

Ist der Schlußrücken eines Gebirges schroff und felsig, so heißt er Gebirgsgrat, außerdem Kamm, Firste oder Forst. Häufig hat aber der Schlußrücken eine plateauähnliche Bildung mit ganz sanften Schluchten und Thalanfängen. Da er von keinem Thale gänzlich durchbrochen ist, so fließen von ihm die Gewässer nach entgegengesetzten Seiten ab; man kann sich also eine Linie denken, welche alle Anfangspuncte des abfließenden Wassers verbindet, und also den höchsten Puncten des Schlußrückens folgt; diese Linie heißt die Wasserscheide (s. d.) und wenn die Gewässer verschiedenen Meeren zufließen, Hauptwasserscheide.

Nicht immer folgt die Hauptwasserscheide dem Schlußrücken der Länge nach; häufig fließen die Gewässer, die von ihm aus entgegengesetzte Richtungen haben, demselben Meere zu, oder vereinigen sich auch wohl, sobald sie das Gebirge verlassen. Dagegen ist es gar nicht selten, daß Gewässer, die auf derselben Seite des Schlußrückens ihren Ursprung haben, schon am Fuße des Gebirges nur durch unmerkliche Höhen getrennt werden und dennoch ganz verschiedenen Meeren zufließen. Man kann hieraus abnehmen, wie wenig die ältere Theorie über Gebirgsformationen der Natur treu geblieben ist.

Hauptrücken oder Hauptzug wird derjenige genannt, welcher die größte allgemeine Erhebung hat und die höchsten Massen enthält. Häufig ist der Hauptrücken zugleich auch der Schlußrücken des Gebirges. Die Wasserscheide liegt aber auch bisweilen auf einem (niedrigeren) Nebenrücken.

Centralpuncte sind solche Stellen eines Gebirgsrückens, bei welchen derselbe sich in mehrere Rücken theilt, die ungefähr eine gleiche allgemeine Erhebung haben. Da sich bei solchen Puncten die Masse des Gebirgs meist mehr in die Breite ausdehnt, so werden sie auch Centralmasse oder Bergstock genannt. Gehen von dem Centralpuncte 4 Rücken aus, so heißt er Gebirgsknoten; gehen 3 davon aus, so wird er Gabel genannt.

Auf allen Gebirgsrücken sind Einsattelungen anzutreffen, d. h. tiefe Senkungen des Kammes, welche von jeher zu Uebergängen gewählt wurden und daher auch Päſſe oder Pforten genannt werden. In Tyrol nennt man sie Joche, in Vorarlberg Grade, in Piemont Cols, in den Pyrenäen Ports, in der Moldau und Walachei Curmatura, in der Türkei Derbend.

Zwischen den Rücken, Aesten und Zweigen eines Gebirges liegen die Thäler (s. d.), welche im Allgemeinen denselben Charakter haben, wie die sie einschließenden Höhen.

Verschieden von den Gebirgsketten sind die Massengebirge. Ihre Länge übersteigt nicht so sehr ihre Breite; sie können aus lauter Kuppen und Schluchten mit divergirenden Zügen bestehen, haben aber häufiger zwischen den Berggruppen Hochebenen von mehr oder weniger Ausdehnung, in welche dann wieder tiefe Thäler eingeschnitten sind, so z. B. der Harz.

In Rücksicht auf die Höhe nennt man sie Hochgebirge, wenn sie über 6000′, Mittelgebirge, wenn sie über 3000′, niedere Gebirge, wenn sie über 1000′ sich über die Meeresfläche erheben. Nach Beschaffenheit der Masse unterscheidet man sie ferner in Urgebirge, Uebergangsgebirge, Flötzgebirge, aufgeschwemmte Gebirge und vulkanische Gebirge. (Man sehe hierüber K. v. Reinhard's Handbuch der Terrainlehre, und Oetzel's Terrainlehre). Der Militair hat es mehr mit der Gestaltung als mit der Beschaffenheit der Masse eines Gebirges zu thun, und letztere verdient nur in sofern einige Beachtung, weil sie Einfluß auf die Fruchtbarkeit, mithin auf den Unterhalt der Truppen haben kann.

Was die Wegsamkeit der Gebirge betrifft, so wird sie hauptsächlich durch die Beschaffenheit der Thäler, aber auch durch die vorhandenen Pässe (s. d.) und durch die Abdachung der Rücken bedingt. Die Abdachung zerfällt bei Hochgebirgen in 4 Regionen. Die untere oder Basisregion hat nur wenige und sanfte Unebenheiten, sie ist der gangbarste und bewohnteste Theil des Gebirges, meist mit Wiesen und Ackerland, selten mit Waldungen bedeckt. Dann erhebt sich fast plötzlich und gewöhnlich unter einem Winkel von 45° die Waldregion, welche selten bewohnt und angebaut ist. An vielen Stellen treten die Felsen, von denen die Erde abgewaschen ist, steil und kahl hervor, und bilden überhängende Wände. Die Fuß- und Reitwege, welche durch diese Region auf die höheren Bergtheile führen, finden sich gewöhnlich in ausgewaschenen Schluchten oder Betten von Wildwässern, oder winden sich in vielen Krümmungen hinauf. Die Waldregion zieht sich um alle freistehenden Seiten und schließt sich oben an die Alpregion, welche hinsichtlich der Gestalt viel Aehnlichkeit mit der Basisregion hat. In dieser den größten Theil des Jahres in Wolken und Nebel gehüllten Höhe gedeihen nur Gräser und Kräuter, welche als große Blumenwiesen den Scheitel der Gebirge umziehen. Die Bäume haben eine verkrüppelte Gestalt und sind selten. Wege finden sich auf diesen nur von Viehhirten bewohnten Bergwiesen wenige, auch sind sie nur für Infanterie brauchbar. Aus der Mitte dieses sanft abgedachten Wiesengürtels erhebt sich wieder steil und von kahlen Felsen aufgethürmt die Felsregion. Dieser eigentliche Kamm des Gebirges liegt gewöhnlich über der Vegetationslinie und besteht aus zerrissenem Gestein, das von aller Erde entblößt und nur an einzelnen Stellen mit Moos bedeckt ist. Reicht die Höhe des Gebirgs über die Schneelinie, so ist dasselbe hier mit ewigem Schnee und Eise bedeckt, deren Oberfläche von sehr verschiedener Gestalt ist und oft Gletscher bildet. — Mittelgebirge haben entweder keine Fels- oder keine Alpregion; bei niederen Gebirgen findet man nur eine Basis- und eine Waldregion; auf letzterer erheben sich jedoch häufig einzelne Felsmassen und bilden selbst zusammenhängende Gebirgsgrate. Die Joche oder Einsattelungen sind von sehr mannichfacher Gestalt.

Die Gebirge gleichen sich unter einander sehr wenig, jedes hat vielmehr

seinen eigenthümlichen Charakter; in jedem Gebirge findet man aber eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den untergeordneten Gebirgstheilen und den Hauptheilen.

In sehr bewohnten Gebirgen und in solchen, welche zwei mit einander Handel treibende Länder trennen, sind Kunststraßen nicht selten; sie führen gewöhnlich der Länge nach durch die Hauptthäler und quer über die Einsattelungen. Manche dieser Straßen sind mit großer Kunst und Anstrengung mittelst Pfeiler und Bogen über Abgründe geleitet, oder höhlenartig durch große Felsmassen gesprengt, auch gegen das Ausspülen der Wasser, gegen herabrollende Steine und Lawinen geschützt, wie z. B. die neueren Kunststraßen über die Alpen. Die übrigen Fahrwege sind in der Regel schlecht und wegen des oft tief im Felsen eingeschnittenen Geleises für fremdes Fuhrwerk bisweilen nicht zu benutzen.

Im Gebirgskriege (s. d.) ist die genaue Kenntniß der vorhandenen Gebirgsstraßen, Reit- und Fußwege von vorherrschender Wichtigkeit (s. Straßen und Wege). Pz.

Gebirgsartillerie. Hierunter versteht man diejenige Artillerie, welche ausschließlich bestimmt ist, im hohen Gebirge verwendet zu werden, welches eine von der übrigen Feldartillerie mehr oder weniger abweichende Einrichtung nothwendig macht. Hauptbedingungen bei den hierzu bestimmten Geschützen sind folgende: Geringes Gewicht des ganzen Geschützes; Rohr und Laffete müssen sich ohne große Schwierigkeit von einander trennen lassen; im höchsten Gebirge kann es sogar nothwendig werden, die Laffete aus einander zu nehmen, um sie auf Packpferden oder Maulthieren zu transportiren; der Rücklauf darf nicht bedeutend sein und die Laffeten müssen gestatten, dem Rohre einen großen Erhöhungs- und Neigungswinkel zu geben. Deßhalb wendet man auch gewöhnlich nur schwache Ladungen an, um so mehr, da man hier keine sehr großen Schußweiten zu erlangen braucht. Anfangs versuchte man in Frankreich, 12-, 8- und 4pfündige Kanonen, 6zöllige Haubitzen und 8zöllige Mörser hierzu anzuwenden; da sich aber dem Transporte so schwerer Geschütze unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellten, so ging man zu dem entgegengesetzten Extreme über und bediente sich kurzer 3pfündiger Kanonen, welche nur 160 Pfund schwer waren. Diese hielten jedoch kaum 5 bis 600 Schuß aus, hatten einen sehr großen Rücklauf und zerstörten die Laffeten so schnell, daß sie bald gegen etwas längere und schwere 3pfündige vertauscht wurden, neben welchen man sich auch der 24pfündigen (Eisen-) Haubitzen bediente. Die ersten Gebirgsgeschütze lagen auf Räderlaffeten, dann hat man der Reihe nach Bocklaffeten, Schleifenlaffeten, Rolllaffeten versucht; doch besaßen alle zu wenig Dauer. Neuerlichst ist in Frankreich ausschließlich die besonders dazu construirte 12pfündige (Eisen-) Haubitze bestimmt, deren Rohr 97,5 Kilogramme wiegt, und aus welcher eine 4 Kilogramme schwere Granate mit 0,27 Kilogramm Ladung geschossen wird; auch ist man wieder zu der Räderlaffete zurückgekehrt, welche 64,5 Kilogramme wiegt. Zu deren Transport bedarf man

für das Rohr . . . . 1 Maulesel,
für die Laffete . . . . 1 "
zur Munition für ein Geschütz . . 5 "

Bei der östreich. Artillerie führt man 1- und 3pfündige Gebirgskanonen, wovon erstere 16 Kugeldurchmesser lang und 166 Pfund schwer, letztere 11 $\frac{3}{16}$ Kugeldurchmesser lang und 295 Pfund schwer sind; sie liegen ebenfalls auf Räderlaffeten. Zum Transport zweier solcher 1pfündiger Kanonen rechnet man 9 Maulthiere, und zwar trägt

1 die beiden Röhre,
1 die beiden Achsen mit den 4 Rädern,
1 die beiden Laffeten,
6 die Munition. H.

Gebirgskrieg. Der Krieg im Gebirge hat unendlich mehr Schwierigkeiten, als in der Ebene, und wird gleichwohl durch größere Resultate nicht einflußreicher. Dessen ungeachtet hat die Mehrzahl der Theoretiker den Gebirgen eine Wichtigkeit beigelegt, die in den meisten Kriegen deren Besetzung nach sich zog, und es wurden auf diese Weise Truppenmassen in Unthätigkeit gehalten, welche in anderen Gegenden besser benutzt werden konnten. Man ging hierbei von der Ansicht aus, daß der Besitz des gebirgigen Theils des Kriegsschauplatzes den Besitz des offneren zur Folge habe, und daß man auf den ersteren die Operationen gegen den letzteren gründen müsse. Aus diesem Trugschlusse entstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Meinung, daß die Schweiz die Vormauer von Frankreich, so wie Tyrol von Oestreich sei, und daß kein Plan einen günstigen Erfolg verspreche, der nicht die Besetzung dieser höchsten Gebirge zum ersten Zwecke mache. Man betrachtete sie als Citadellen, als Bastione, welche Deutschland und Italien flankirten, aus welchen man durch Ausfälle jede feindliche Operation in Schwaben, Baiern, am Po und an der Etsch vereiteln könne. Obgleich die Erfahrung das Gegentheil wiederholt bewies, kam man von dieser gleichsam zur Mode gewordenen Ansicht nicht zurück, und wälzte die Schuld auf die Truppen und deren Anführer. Eine fehlerhafte Benutzung der Kriegsgeschichte (s. d.), das Verwechseln verwandter Lehrsätze und die nicht gehörig beachtete Veränderung, welche schon damals in der Fechtart der Infanterie einzutreten begann, sind die Hauptursachen jener Begriffsverwirrung, die völlig historisch geworden ist und immer noch in vielen Köpfen angetroffen wird.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Besetzung des Gebirges nur einen defensiven Zweck haben kann, denn der Angreifende muß schnell und mit vereinter Macht vordringen, um den Gegner vor Beendigung aller Vertheidigungsanstalten anfallen und schlagen zu können; der Marsch durch das Gebirge nöthigt aber zur Theilung, erschwert die Verpflegung und hindert das schnelle Fortkommen, Gründe genug für den Angreifenden, das Gebirge wo möglich ganz zu vermeiden. Es kann also nur von einer Gebirgsvertheidigung die Rede sein, die unendlich schwieriger ist, als es den Anschein hat.

Bei der tiefen Schlachtordnung des Fußvolks, der Unvollkommenheit der üblichen Feuerwaffen, der verhältnißmäßig sehr zahlreichen Reiterei, wie man sie bei den Heeren des 17. Jahrhunderts findet, war die Benutzung starker Hindernisse des Bodens sehr ungewöhnlich und eine förmliche Gebirgsvertheidigung durch regelmäßige Truppen damals fast unmöglich. Man dachte erst daran, als bei dem Fußvolk die Feuerwaffe zur Hauptwaffe wurde. Die taktische Verwendung desselben in langen, dünnen und dicht zusammenhängenden Linien, deren kleine Zwischenräume noch dazu durch die Bataillonsgeschütze ausgefüllt werden sollten, erleichterte die Gebirgsvertheidigung gegen jeden Feind, welcher sich von diesem taktischen Schematismus nicht zu entfernen wagte. Hierzu kam noch die Stärke einzelner Gebirgsposten, ferner die Leichtigkeit, womit selbst ein schwacher Streithaufen im Gebirge einer ganzen Armee mit einer Art taktischer Frechheit unter die Augen zu treten wagen und von ihr die kriegerischen Ehren eines methodischen Angriffs, einer Umgehung ꝛc. fordern kann. Dies Alles zusammen führte zu

dem Schlusse: daß eine Menge solcher starker Posten neben einander eine sehr starke, fast unangreifbare Front geben müsse, und es kam nur noch darauf an, sich gegen Umgehung zu schützen, was man durch größere Ausdehnung der Front zu bewirken suchte. Man endigte also damit, in einer gewissen Weite alle Eingänge des Gebirges mit Abtheilungen zu besetzen und zu vertheidigen, und glaubte, wenn man so mit 10 — 15 einzelnen Posten einen Raum von eben so vielen Meilen einnahm, vor dem Umgehen endlich gesichert zu sein. Da nun diese einzelnen Posten durch einen unzugänglichen Boden, auf welchem wenigstens mit Colonnen nicht gut fortzukommen war, genau mit einander verbunden schienen, so glaubte man, dem Feinde eine eherne Mauer entgegengestellt zu haben. Zum Ueberfluß behielt man noch ein Paar Bataillone, reitende Batterien und einige Cavalerieregimenter in Reserve, für den Fall, daß der Feind doch irgendwo wirklich durchbrechen sollte. Hierdurch wurde die Freiheit einer auf solche Weise im Gebirge aufgestellten Armee sehr beschränkt; dieser Nachtheil war indeß nicht groß, denn man hatte von der strategischen Freiheit ohnehin keinen sonderlichen Gebrauch gemacht. Der Zweck (die Gebirgsvertheidigung) wurde aber dessen ungeachtet nicht immer erreicht; denn wenn die eine Partei Wochen lang unbeweglich bleibt, wird die andere desto dreister und hat die Umgehungen für ihre Flanken wenig zu fürchten. Nachdem also die franz. Revolutionsarmeen die Fesseln taktischer Pedanterie abgestreift und das System der Bewegung dafür angenommen hatten, durchbrachen sie die weitläufigen Gebirgsstellungen ihrer Gegner ohne große Mühe. So viel vom Historischen der Gebirgsvertheidigung.

Bei jeder Aufstellung im Gebirge ist es eine Hauptfrage, ob man dem Feinde das Vorrücken nur eine Zeit lang und mit geringerem Aufwand an Streitkräften erschweren, oder im Gebirge selbst die Entscheidung suchen will. Das Erstere ist recht gut möglich und oft genug mit Erfolg versucht worden, weil der angreifende Theil sich nur langsam vorwärts bewegen kann und durch den Angriff auf die einzelnen Gebirgsposten mehr Zeit und Menschen verliert als anderwärts. So lange also der Vertheidiger stehen bleiben kann, hat er ein entschiedenes Uebergewicht; so wie er sich aber auch bewegen muß, hört dieser Vortheil auf, und zu einer Bewegung muß es kommen, sobald die beiderseitigen Hauptcorps sich einander nähern. Die Stärke einzelner Gebirgsposten giebt nämlich noch keinen Grund, die ganze Aufstellungsfront stark zu nennen; denn kann man auch außerhalb der Gebirgsstraßen nicht in Colonnen aus allen Waffen bestehend agiren, so kann man doch mit Infanterie fortkommen, die einzelnen, nur durch einen für unzugänglich gehaltenen Boden unter einander verbundenen Posten umgehen und ohne Schwierigkeit zum Rückzuge zwingen. Dadurch wird das ganze Vertheidigungssystem zerstört; der Vertheidiger kann nicht mehr stehen bleiben und dennoch auch nicht mit Ordnung und Zusammenhang sich bewegen, weil die Uebersicht des Ganzen und die schnelle Beförderung der Befehle und Meldungen getrennter Abtheilungen im Gebirge sehr erschwert wird, während der entschlossene und rasch nachdringende Angreifer nunmehr in Vortheil kommt. Der Gebirgsboden lähmt also die bessere Hälfte des Widerstandes, nämlich das unerwartete Anfallen mit vereinter Macht des in mehrern Colonnen anrückenden Gegners, und setzt den Vertheidiger noch dazu der Gefahr aus, daß einzelne Abtheilungen vor ihrer Vereinigung mit dem Ganzen zersprengt oder abgeschnitten werden.

Diese Nachtheile würden sich vermindern, vielleicht in Vortheile verwandeln, wenn der Vertheidiger seine Streitkräfte auf einem großen Plateau

vereinigte, wie Bonaparte 1796 bei Rivoli (s. d.); hier könnte man sich eine sehr starke Front, schwer zugängliche Flanken und doch die vollkommenste Freiheit in allen Bewegungen im Innern und im Rücken der Stellung denken. Eine solche Stellung würde zu den stärksten gehören, die es giebt. Allein sie würde auch kaum zu finden sein; denn obgleich die meisten Gebirge auf ihrem Rücken etwas zugänglicher sind, als an ihren Abhängen, so sind doch die meisten Hochebenen der Gebirge entweder für diesen Zweck zu klein, oder sie führen den Namen nicht mit vollem Rechte. Die Nachtheile einer Defensivstellung im Gebirge vermindern sich aber auch für kleine Truppencorps, weil sie weniger Raum einnehmen, weniger Rückzugsstraßen bedürfen, weniger Fuhrwerke bei sich haben u. s. w. Je kleiner ein Heerhaufen wird, um so mehr wird sich seine Aufstellung auf einzelne Rücken und Berge beschränken, und nicht nöthig haben, sich in das vom Schleier der Wälder bedeckte Gewebe steiler Thaleinschnitte zu verwikkeln, welches die Quelle aller jener Nachtheile ist.

Wenn sich also der Vertheidiger die höhere Aufgabe gestellt hat, den Angreifer nicht bloß eine Zeit lang im Vorrücken aufzuhalten, sondern seinen Angriff abzuhalten, abzuschlagen und nachdrücklich zu verfolgen, so wird er diese Aufgabe im Gebirge kaum jemals zu lösen im Stande sein, wenn nicht ganz besonders günstige Umstände für ihn eintreten, auf die aber nicht gerechnet werden darf.

Sobald man jedoch nicht die Entscheidung sucht, gewährt der Besitz des Gebirges unbestreitbare Vortheile, besonders wenn dessen Bewohner nicht feindlich sind. Die kleinsten Haufen verwegener Parteigänger finden hier Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und können dann ungestraft an einem andern Puncte wieder hervorbrechen; die stärksten Colonnen können im Gebirge ungestört fortrücken, sich an den Thalausgängen zum gewaltigen Stoße bereit halten, ohne daß der Gegner sich den mancherlei Nachtheilen dieser gefährlichen Nachbarschaft entziehen kann. Aber dieser Einfluß des Gebirges auf die niedrigere Gegend ist, an sich betrachtet, illusorisch, er wird erst durch die Verhältnisse bedingt. Führen die feindlichen Verbindungslinien nicht nahe am Gebirge hin, sind sie von da aus nicht leicht zu bedrohen, so hat der Besitz des Gebirges wenig Werth, und die dort aufgestellten Truppen würden anderswo sich nützlicher machen können. Napoleon zog 1805 und 1809 nach Wien, ohne sich viel um Tyrol zu kümmern; dagegen mußte Moreau 1796 Schwaben verlassen, weil er nicht im Besitz der höheren Gegenden war und zu viel Kräfte auf ihre Beobachtung verwenden mußte.

Als strategische Barrière betrachtet, hat das Gebirge für den Vertheidiger allerdings hohen Werth, nur muß man ihn nicht überschätzen; es wird den Angreifer immer nöthigen, seine Streitkräfte zu theilen, um den Unterhalt zu erleichtern, und selbst im günstigsten Falle wird doch wenigstens die Nachschaffung der Munition erschwert. Damit wird jedoch nicht gesagt, daß Spanien z. B. ohne seine Pyrenäen gegen Frankreich mehr geschützt wäre als mit denselben; wenn es aber eine Armee hat, die sich stark genug fühlt, es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen, so wird es besser sein, diese hinter dem Ebro vereinigt aufzustellen, als in die 15 Gebirgspässe zu vertheilen. Uebrigens wird durch diese in der Ebene angenommene Hauptschlacht eine vorläufige Vertheidigung des Gebirges mit geringen Kräften nicht ausgeschlossen, sie ist sogar in vieler Hinsicht sehr zu empfehlen. Endlich muß man auch von der Ansicht zurückkommen, daß ein flaches Land leichter zu erobern sei, als ein gebirgiges, man müßte denn den

Feind in einer einzigen Schlacht gänzlich überwinden können, was aber ganz eigenthümliche Verhältnisse voraussetzt. Was einer einzigen Brigade Vortheile gewährt, verwandelt sich für eine ganze Armee oft in eben so große Nachtheile. Das Gebirgsland ist, wie ein verschanztes Lager, nur ein Zufluchtsort für den Schwächeren, der keine Entscheidung suchen darf; so wenig man aber freiwillig eine ganze, zum offensiven oder defensiven Handeln bestimmte Armee in eine Festung einschließen wird — wo sie gleichwohl nicht Gefahr läuft, einzeln geschlagen zu werden — so wenig zweckmäßig ist es, mit ihr im Gebirge zu verweilen.

Ist nun die strategische Vertheidigung im Gebirge schwächer als anderswo, so könnte dies für den Angreifenden eine Veranlassung werden, das Gebirge vorzugsweise zu seiner Marschrichtung zu nehmen. Er wird dies aber nur ungern thun, weil die Schwierigkeiten des Unterhalts und der Wege, die Ungewißheit, ob der Gegner eine Hauptschlacht im Gebirge selbst annehmen werde, jenem möglichen Vortheile sehr das Gleichgewicht halten, und die taktischen Nachtheile alle auf Seiten des Angreifenden sind.

Im Gebirgskriege ist derjenige im Nachtheil, welcher angreifen muß; selbst in der Offensive besteht die Kunst darin, nur Defensivgefechte zu liefern. Man muß daher den Gegner durch kühne Märsche und Stellungen in seiner Flanke, besonders in der Nähe seiner Hauptrückzugslinie, zum Angriff nöthigen.

Ein Feldherr, welcher sich in einer ausgedehnten Gebirgsstellung angreifen und schlagen läßt, verdient vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; denn man kann von den Streitkräften keinen nachtheiligeren Gebrauch machen. (Napoleon's Grundsätze über Kriegskunst rc., von Kausler. — Des Erzherzogs Karl Grundsätze der Strategie, oder Geschichte des Feldzugs 1799. 1. Theil, S. 55—57. — General von Clausewitzens hinterlassene Schriften, 2. Band). Pz.

Gebirgspaß, s. Gebirge.

Gebrochener Bruch, s. Bruch.

Gebrochener Winkel heißt in der Optik der Winkel, welchen der gebrochene Strahl mit der Brechungsaxe einschließt. M. S.

Gedeckter Weg, bedeckter Weg (chemin couvert), ist ein um den äußern Grabenrand herumlaufender, durch ein abgerücktes Glacis (s. d.) dem feindlichen Auge und dessen directem Feuer entzogener Weg. Man findet denselben hauptsächlich bei Festungen und provisorischen Plätzen, nur selten aber bei Feldbefestigungen. Jedenfalls hat er seine erste Anwendung bei Festungen gefunden, indem er seine Entstehung dem Ausfalle verdankt, und zwar, wie man sagt, dem Erfolge eines Ausfalles während der Belagerung Wiens 1529, der, als er gedrängt wurde, fast ganz zur Contrescarpe hinab in den Graben getrieben worden.

Die Bestimmung dieses Festungswerkes war daher ursprünglich darauf berechnet, bloß ein passives Deckmittel für die Ausfalltruppen abzugeben; später wurde es aber auch zur Vertheidigung eingerichtet, und gegenwärtig zählt man es, und zwar mit Recht, zu den wichtigsten Festungswerken. Es bildet gewissermaßen die Begrenzung der Hauptbefestigung, so wie den Uebergang dieser in das freie Feld, und muß deßhalb in seiner Anlage eben sowohl auf eine kräftige Defensive, als auch vorzüglich auf die Offensive berechnet sein.

Seiner jetzigen fortificatorischen Bestimmung und der eben gegebenen Hauptcharakteristik zu Folge muß es das nächste Angriffsterrain des Festungsterritoriums mit einem rasirenden kreuzenden Kleingewehrfeuer bedecken,

für die Ausfall- oder Offensivtruppen hinlänglich geräumige, gegen directes Feuer gedeckte Ansammlungsplätze enthalten, die Offensive dieser Truppen aber durch zweckmäßig und groß angelegte Ausfallöffnungen begünstigen, so wie den sich wieder zurückziehenden Truppen eine sichere Zuflucht gewähren, damit sie vom nachdringenden Feinde nicht bis zum Grabenrande verfolgt werden können, und will sich derselbe mit Gewalt in Besitz des gedeckten Weges bringen, so muß ihm dies durch innere Vertheidigungsanordnungen möglichst erschwert werden. Um diesen verschiedenen Zwecken Genüge zu leisten, hat man diesem Festungswerke folgende allgemeine und auch noch besondere Einrichtungen gegeben.

Zunächst ist der Wallgang oder der eigentlich gedeckte Weg durch das Glacis gehörig defilirt (s. Defilement) und von diesem bis zur Contrescarpe hat er eine Breite — 20 bis 30 Fuß — wodurch die freie Bewegung und Aufstellung der Truppen auf keine Weise beschränkt wird.

Hinter dem Glacis wird ein Banket zur Infanterievertheidigung angeschüttet und dadurch die äußerste Vertheidigungslinie der Festungswerke gebildet, von wo aus die rasirendste Bestreichung des Angriffsterrains erfolgt.

Um den vorspringenden Theilen, überhaupt den langen Linien der Glacisflächen, eine flankirende Vertheidigung zu verschaffen, bricht man die eingehenden Winkel wieder nach auswärts, indem man gewöhnlich einen kleineren ausspringenden Winkel bildet, von dessen Schenkeln die Flankirung dann erfolgen kann.

Die hierdurch in den eingehenden Winkeln sich bildenden großen freien Räume heißen Sammel-, Lärm- oder Waffenplätze (places d'armes) und zwar diese die eingehenden Waffenplätze (places d'armes rentrantes), weil auch in den ausspringenden Winkeln durch Abrundung der Contrescarpe ähnliche Erweiterungen entstehen, welche man die ausspringenden Waffenplätze (places d'armes saillantes) nennt. Diese Waffenplätze sind gewissermaßen die Haupt- und Centralpuncte des Defensiv- und Offensivelements für dieses Festungswerk, indem nämlich daselbst die Werke zur inneren Vertheidigung des gedeckten Weges, die Reduits, angelegt werden und sich dort die Hauptsammelplätze der Truppen und, vorzüglich in den eingehenden Waffenplätzen, die Hauptausfallöffnungen befinden.

Außerdem erhält der gedeckte Weg von den dahinter liegenden Außenwerken und vom Hauptwalle sowohl Frontal-, als auch Flankenvertheidigung.

Um auf den langen Linien dieses Festungswerkes die Nachtheile des Ricochetschusses zu vermindern, schüttet man quer über den gedeckten Weg Traversen an, die man in das Glacis einschneiden läßt, um vollkommen gedeckt zu sein, wo dann zwischen ihnen und dem Glacis zur nöthigen Communication noch ein etwa 6 Fuß breiter Weg verbleibt. Gewöhnlich beschränkt man ihre Zahl auf den längeren Linien auf drei, eine in der Verlängerung der Brustwehr des hinterliegenden Außenwerkes, eine am eingehenden Waffenplatze und eine in der Mitte; bei kürzeren Linien fällt aber auch meist die in der Mitte noch weg.

Da jedoch durch diese erwähnte Traversirung die freie Bewegung der Truppen wegen des engen Einschnitts in das Glacis sehr gehemmt wird, so führte man statt dieser die Cremaillère ein — Cormontaigne, Bousmard — die dem gedeckten Wege eine gezahnte Gestalt gab, hinter welcher die Traverse eingriff. Die Durchgänge wurden nun groß genug, um Artillerie durchzuführen.

Einzelne Befestiger verwarfen die Traversen ganz — Glaser, Montalembert, Carnot — andere sahen den gedeckten Weg als genugsam durch die

Cremaillirung gedeckt an — Spekel — und noch andere legten, um eine ganz freie Communication zu behalten, noch einen zweiten tieferen gedeckten Weg, indem sie die Contrescarpe erniedrigten, den sogenannten Lauf- oder niederen gedeckten Weg an — Spekel, Glaser, Montalembert zum Theil, Eickemeyer. — Auch die Fasen der eingehenden Waffenplätze hat man dem Ricochetschuß zu entziehen gesucht und dazu vorgeschlagen, diese in einen converen Bogen zu verwandeln.

Der gedeckte Weg erhält, wie schon zu Anfang erwähnt, seine Deckung gegen das directe Fernfeuer durch das sogenannte Glacis (glacis) oder die Feldabdachung. Zu diesem Behuf liegt die Kretenlinie desselben gegen 6—8 Fuß höher als der gedeckte Weg und verläuft sich von da mit einer gleichförmigen, ganz flachen Böschung gewöhnlich bis in's Feld, bisweilen aber hat man es auch, um keine so breite Anschüttung zu erhalten, äußerlich brustwehrartig mit einer Böschung versehen, das sogenannte glacis coupé, wobei aber die Hauptbedingung, dem Feinde hinter demselben keine Deckung zu bieten, schwer zu erfüllen ist. Durch diese Gestalt der deckenden Brustwehr, des Glacis, werden nun vorzüglich die Offensivbewegungen vom gedeckten Wege aus und der Rückzug in denselben begünstiget, von der anderen Seite aber auch dem Feinde das Eindringen in denselben eben dadurch auch ungemein erleichtert. Man ist deßhalb auch auf verschiedene Mittel bedacht gewesen, dem gedeckten Wege eine genügende Sturmsicherheit, so weit dieselbe bei seiner nothwendig bedingten Grundform erreichbar ist, zu verschaffen. Die vorzüglichsten dieser Mittel sind folgende:

Die Pallisadirung am Fuße der innern Glacisböschung, auf dem zur Vertheidigung dahinter angeschütteten Banket. Hierdurch soll dem Feinde das Hinabspringen in den gedeckten Weg verhindert werden. Diese Verstärkung erfüllt aber gewöhnlich ihren Zweck nur unvollkommen, theils weil sie das Ueberspringen nicht absolut zu verhindern im Stande ist, theils aber auch, weil sie meist durch das feindliche Geschützfeuer so zerstört wird, daß sie in der Periode der Belagerung, wo sie ihren eigentlichen Dienst leisten soll, größtentheils nicht mehr vorhanden ist; dann ist aber auch mit einer dergl. Pallisadirung der Nachtheil verbunden, daß sie auf gleiche Weise hindernd für die eigene Offensive wird. Viele Fortificatoren haben dies gefühlt und sich bemüht, den Fehlern abzuhelfen; so sind die Klapp-Pallisaden von Coehorn und Trincano (s. Pallisaden) entstanden. Andere haben die Pallisaden ganz verworfen, oder Mittel ersonnen, um mit portativen Rampen über die Pallisaden wegzugehen.

Die Reduits, und zwar vorzüglich die in den eingehenden Waffenplätzen liegenden, sind unstreitig das wirksamste Mittel, dem gedeckten Wege eine hinlängliche Sturmsicherheit zu verschaffen, oder ihn gegen einen coup de main zu verwahren, sobald sie gegen das directe Fernfeuer genügend gedeckt, ihre Vertheidiger gegen Wurfgeschosse hinlänglich gesichert sind und dabei eine solche Form und Anlage haben, daß sie eine tüchtige Bestreichung des gedeckten Weges selbst zulassen, um jeder offensiven Unternehmung von Seiten des Feindes entgegenwirken zu können. Sie müssen nämlich, wie Blesson sagt, als Brückenkopf dienen, der das Debouchiren aus dem gedeckten Wege und das Wiedereinziehen der Truppen mit Sicherheit gestattet. Coehorn scheint der Erste gewesen zu sein, der dieses wichtige Verstärkungsmittel bei seinen Befestigungssystemen in Vorschlag brachte. Es bestand in einer viereckigen Redoute von cremaillirtem Mauerwerk und konnte allerdings nicht ganz den Forderungen entsprechen, die so eben angeführt wurden. Zweckmäßiger sind die von Cormontaigne angegebenen Reduits, bestehend

aus flechen= oder lünettenförmigen Erdwerken mit einem gegen den Sturm sichernden revetirten Graben, nur daß man bei ihnen den Schutz gegen Wurfgeschosse vermißt, welches neuere Ingenieurs — Blesson — zugleich mit Beachtung des die Reduits charakterisirenden Offensivelements, mit Umsicht zu verbessern suchten.

Die Benutzung der auf dem gedeckten Wege, als Schutzwehr gegen die Enfilade, angelegten Traversen zu Abschnitten (s. d.), indem man auf der nach dem eingehendem Waffenplatze zu liegenden Seite ein Banket anschüttet und den Durchgang zwischen das Glacis durch ein Pallisadenthor verschließt. Bousmard*) will diese Traversen selbst kasemattiren, um ihnen eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben. Jedenfalls ist aber hierbei der schon früher erwähnte Nachtheil der Traversirung, daß sie der Offensive hinderlich werden, und eben so auch, daß sie die Vertheidigung der Reduits beschränken können, wohl zu beachten, weßhalb man so wenig als möglich anlegen und zugleich für eine hinlänglich geräumige Communication um sie herum sorgen muß.

Endlich kann man auch noch den Vorgraben (s. d.) zu den Mitteln zählen, wodurch man dem gedeckten Wege die nöthige Sturmsicherheit zu verschaffen sucht. In seiner gewöhnlichen Form besitzt er aber wohl mehr Nachtheile, als er Vortheile gewährt; hingegen in der Form eines Spitzgrabens, wo er als eine Fortsetzung des Glacis unter dem Horizont zu betrachten ist — wie bei Montalembert's Befestigungsentwürfen — dient er dazu, den Kampfplatz zu vergrößern, wo der Vertheidiger alle seine Kraftmittel zu vereinigen hat, um den Angreifenden zu verhindern, in die eigentliche Grenzmark der Festung einzudringen und sich auf dem Grund und Boden der Festung festzusetzen. Wenn auf der einen Seite hierdurch allerdings der Uebelstand eintritt, daß die entfernteren Ausfälle sehr beschränkt werden, so gewinnt man aber auch auf der anderen Seite den wichtigen Vortheil, daß nunmehr der Feind seine Unterstützungen sehr schwer auf den entscheidenden Kampfplatz, auf den Kamm des Glacis, heranführen kann, während derselbe unsere nahen Ausfälle auf jede Weise begünstiget.

Um dem Feinde aber auch die Eroberung des gedeckten Weges durch die gewöhnlichen Belagerungsarbeiten möglichst zu erschweren, hat man auf verschiedene passive Mittel gesonnen, wodurch das Einschneiden und Festsetzen auf dem Glacis höchst beschwerlich und gefahrvoll gemacht wird. Zu diesen Mitteln gehören die Baumpflanzungen (s. d.) und die Pflasterung oder wilde Mauerung des Glacis. Es sollen nämlich auf den Stellen, wo man im Voraus weiß, daß der Angreifende seine Belagerungsarbeiten auszuführen genöthigt ist, d. i. auf den Capitalen der ausspringenden Winkel, und parallel mit der Kretenlinie des Glacis, in einem Abstande von 16—20 F. von demselben mehrere Reihen Bäume angepflanzt werden, die, nachdem sie dicht am Boden abgeschlagen sind, durch ihre Wurzelgeflechte das Eingraben fast unmöglich machen, oder man soll statt dieser, genannte Stellen von wilder Mauerung, d. i. von Bruchsteinen, deren Zwischenräume man nach Art der Gußmauern ausfüllt, aufführen, wodurch dem Angreifer auf ähnliche Weise die Arbeit erschwert und das Material zu seiner Deckung, die Erde, geraubt wird.

Einige Fortificatoren haben es vorgeschlagen, und es ist sogar bei einigen Festungen in Anwendung gekommen, den gedeckten Weg zu verdoppeln, d. h. am Fuße des Hauptglacis noch einen ähnlichen gedeckten Weg anzu=

*) Bousmard, Essai général de fortification. T. IV. Paris, 1814.

bringen, wie der an der Contrescarpe liegende. Das Princip der Anordnung bleibt für diesen zweiten gedeckten Weg im Ganzen dasselbe, wie bei dem ersten; jedoch ist dabei nie außer Acht zu lassen, daß sein Glacis von den rückliegenden Werken noch gehörig rasirend bestrichen werden kann, daß der erste gedeckte Weg gegen das Glacis des zweiten vollkommen defilirt ist, und daß er der Offensive so wenig als möglich hinderlich wird.

Bei dem Festhalten des Grundsatzes der Offensive ist es für dieses Festungswerk auch noch höchst wichtig, daß es mit den hinter ihm liegenden Werken eine gesicherte Verbindung erhält. Bei trockenen Gräben wendet man dieselben Communicationsmittel wie bei den übrigen Außenwerken an, indem man nämlich durch Auffahrten oder Stufen aus dem Graben auf den gedeckten Weg gelangt; bei nassen Gräben sucht man diesen Zweck theils durch Brückungen, theils durch Fahrzeuge zu erreichen, für welche letztere man mehrere Landungspuncte anlegen muß. Diese Verbindungslinien befinden sich gewöhnlich in den Kehlen der ausspringenden und eingehenden Waffenplätze, um in diese auf dem nächsten Wege zu gelangen und weil sie auch dort am meisten gegen feindliche Gewältigung verwahrt sind. In diesen Zwischenräumen noch Communicationen anzulegen, wie dies unter Anderen Bousmard vorschlägt, ist wenigstens bei trocknen Gräben zu gefährlich, weil sie der Feind bei einem Ueberfalle mit Vortheil als Descenten benutzen kann.

Carnot endlich, der die Offensive mit zur Hauptbasis seines Vertheidigungssystems macht, verwirft den gedeckten Weg mit allen seinen verschiedenartigen Einrichtungen und Verstärkungen ganz, und will dagegen bei trockenen Gräben die Grabensohle als solchen benutzen, wozu er, um in Masse die Offensive ergreifen zu können, die Contrescarpe ganz flach, wie ein Glacis, das sogenannte glacis en contrepente, anlegt. Hierdurch ist wohl allerdings die höchste Potenz des Offensivelements erreicht, allein der Graben verliert dabei auch einen großen Theil seiner Bestimmung, nämlich als Hauptannäherungshinderniß zu dienen. Bei der Anwendung dieser Art der Befestigung werden daher wohl immer die Umstände und vorzüglich die Localverhältnisse entscheidend influiren, wonach sich am sichersten beurtheilen läßt, ob eine ganz freie oder nur beschränkte Offensive überwiegende Vortheile erwarten läßt. An der Feste Kaiser Alexander bei Coblenz ist die Front, welche nach dem Hauptplateau zu liegt, mit einem dergl. glacis en contrepente versehen worden.

Wer sich über die detaillirten Einrichtungen dieses wichtigen Festungswerkes und die verschiedenen Modificationen noch näher unterrichten will, findet in folgenden Werken die nöthige Auskunft:

Hoyer's, allgemeines Wörterbuch der Kriegsbaukunst. Artk.: Bedeckter Weg. 1815.

Hoyer's Lehrbuch der Kriegsbaukunst.

Blesson's große Befestigungskunst. Berlin, 1830.

Carnot, De la défense des places fortes. 3ème et 4ème édit.

Carnot, Mémoire sur la fortification primitive etc. Paris, 1823. P.

Gefälle bei Ueberschwemmungen, s. Ueberschwemmungen.

Gefangene nennt man diejenigen Militairs, welche auf irgend eine Weise in die Gewalt des Feindes gefallen sind. Sie verdienen in jeder Rücksicht eine schonende Behandlung, zumal wenn sie durch Wunden, gänzliche Entkräftung, oder nach rühmlicher Vertheidigung eines Postens wegen Mangels an hinreichenden Vertheidigungsmitteln genöthigt wurden, sich dem Willen des Stärkeren zu unterwerfen. Nur solche Militairs verdienen kein Mitleid, welche sich freiwillig in die Gefangenschaft begeben, um dadurch

den Gefahren und Beschwerden des Krieges zu entgehen; sie gehören eigentlich in die Klasse der Ueberläufer und Ausreißer.

Bei allen gebildeten Völkern ist es in neuerer Zeit Grundsatz geworden, die Gefangenen wo möglich so zu verpflegen wie die eigenen Truppen, damit der Gegner kein Recht habe, Repressalien zu gebrauchen. Es wird aber leider nicht immer darnach gehandelt. Am empörendsten ist es, wenn Gefangene von den sie begleitenden Truppen sich Mißhandlungen gefallen lassen müssen. Der wehrlose Krieger hat aufgehört ein Feind zu sein. Man hat aber selbst in neuester Zeit gesehen, wie kranke und verwundete Gefangene in der strengsten Kälte der nothdürftigsten Kleidungsstücke beraubt, des Nachts in feuchte oder nicht erwärmte Gebäude gesperrt und kaum gegen das Verhungern geschützt wurden. In Spanien und in der Türkei hat man die Gefangenen oft auf die grausamste Weise zu Tode gemartert. Ein solches Verfahren ist wenig besser als das der Wilden, welche ihren Gefangenen die Kopfhaut abziehen und sie dann fressen.

In den Zeiten, wo der Soldat noch als eine Waare betrachtet wurde, die man kaufen und verkaufen konnte, war es gebräuchlich, dem Gegner die gemachten Gefangenen förmlich abzukaufen, d. h. sie auszulösen. Das Lösegeld (Ranzion), wurde nach dem Militairgrade bestimmt und mittelst Vertrages gegenseitig festgestellt. Bei höheren Officieren betrug es oft mehrere Tausend Thaler, welche die Familie des Gefangenen bezahlen mußte, wenn der Monarch dazu keine Neigung oder kein Geld hatte. Feldherren von Ruf, wie z. B. den schwedischen Feldmarschall Horn und den kaiserlichen General Werth (s. d.), behielt der Sieger oft absichtlich längere Zeit zurück, um sie unschädlich zu machen. — In neuerer Zeit werden die Gefangenen gegenseitig ausgewechselt; wer nicht Tauschmittel genug hat, muß wenigstens die Kosten des Unterhalts für seine gefangenen Krieger bezahlen.

Gefangene Officiere werden bisweilen auf ihr Ehrenwort unter der Bedingung freigelassen, eine Zeit lang nicht gegen denselben Feind zu kämpfen; Aehnliches geschieht oft mit den kriegsgefangenen Besatzungen eroberter Festungen. Die Zahl der in einer Schlacht gemachten Gefangenen bestimmt zum Theil auch den Werth des Sieges (s. Besiegung), in sofern derselbe mehr ein Todtschlagen des feindlichen Muthes als der Streiter ist. Die meisten Gefangenen werden gewöhnlich von dem Augenblicke an gemacht, wo der Ueberwundene den Kampfplatz verläßt; je größer die Unordnung ist, desto zahlreicher sind die Gefangenen. Eine gewonnene Schlacht, in welcher keine Gefangene gemacht wurden, hat wenig Werth; denn dies beweist, daß der Geschlagene nicht entmuthigt ist.

Bisweilen sucht man um jeden Preis Einzelne gefangen zu nehmen, um durch sie Nachrichten über die inneren Verhältnisse ihrer Partei zu erhalten. Solche Aufgaben erhält gewöhnlich die leichte Cavalerie. Das einfachste Mittel sie zu lösen ist, sich in Hinterhalt zu legen und feindliche Patrouillen zu überfallen. Einige gut berittene Reiter erhalten dann Befehl, sich des Anführers zu bemächtigen, während die Uebrigen das Gefecht einleiten. Pz.

Gefecht ist, ganz allgemein betrachtet, ein Kampf zwischen mehr oder minder großen Truppencorps, also die eigentliche kriegerische Thätigkeit; denn alles Uebrige kann nur als Vorbereitung oder Folge des Gefechts angesehen werden.

Der Charakter, die Bedeutung, Dauer und Entscheidung der Gefechte haben sich im Laufe der Zeit mehrmals geändert, worauf nicht nur die Bewaffnung und Fechtart der Truppen (s. d.), sondern vielmehr die herrschen-

den Ansichten über den Gebrauch derselben und über den eigentlichen Zweck der Gefechte von Einfluß gewesen sind.

Der allgemeine Zweck der Gefechte kann kein anderer sein als die Ueberwindung oder gänzliche Vernichtung des Gegners; da aber jedes Gefecht als ein integrirender Theil des ganzen kriegerischen Acts angesehen werden muß, so hat es folglich auch einen besonderen Zweck, durch welchen es eine eigenthümliche Bedeutung erhält. In dieser Beziehung zum Ganzen erscheint daher die Ueberwindung des Gegners oft nur als ein Mittel zur Erreichung des Hauptzwecks, indem man die Waffen ja nur deßhalb gebraucht, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, oder ähnliche Zumuthungen von uns abzuweisen. Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte bleibt aber dessen ungeachtet in jedem Gefecht die Hauptsache, und das Vergessen dieser Wahrheit hat am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zu ganz falschen Ansichten geführt, von denen sich nur einige neuere Kriegskünstler immer noch nicht lossagen wollen.

In der Offensive und Defensive (s. d.) können die Gefechte nur viererlei Zwecke haben: 1) die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; 2) die Eroberung oder Vertheidigung eines Ortes; 3) die Eroberung oder Vertheidigung eines Gegenstandes (Park, Transport ꝛc.); 4) die Verleitung zu falschen Maßregeln. Durch diese verschiedenen Zwecke wird der Charakter und die Bedeutung des Gefechts näher bestimmt.

Die Dauer des Gefechtes ist als ein zweiter untergeordneter Erfolg zu betrachten. Der schnelle Sieg ist eine höhere Potenz des Sieges, die späte Entscheidung bei der Niederlage ein Ersatz für den Verlust. In allen Schutz- und Defensivgefechten, besonders aber bei den Arrièregardengefechten (s. d.), liegt der ganze Erfolg oft in der bloßen Dauer, und man darf sich dann bisweilen nicht scheuen, Hunderte zu opfern, um Stunden zu gewinnen.

Wenn das Gefecht durch seine Dauer eine Absicht erfüllen soll, muß auf Stärke, Waffenverhältniß, Aufstellung und Terrainbenutzung besondere Rücksicht genommen werden. Der Charakter der heutigen Infanteriegefechte ist dazu ganz vorzüglich geeignet, und man kann sagen, daß die Hauptveränderung der neueren Taktik im Wesentlichen darin besteht: das Gefecht mit weniger Gefahr für den Schwächeren eine gewisse Zeit lang hinzuhalten und doch auch nach Gefallen — aber freilich mit weit größeren Opfern — zur schnelleren Entscheidung zu bringen. Von einer solchen Oekonomie der Streitkräfte in der Defensive hatte man sonst keine Ahnung; die taktische Defensive lag daher, trotz des gelehrten Apparats fortificatorischer Hilfsmittel, noch ganz in der Kindheit und ist erst in neuerer Zeit mündig geworden.

Oft werden in Gefechten, die nicht wieder herzustellen sind, neue Streitkräfte geopfert; oft wird versäumt, die Entscheidung abzuwenden, wo dies noch füglich geschehen konnte. Es ist deßhalb nothwendig, von den entscheidenden Momenten im Gefecht eine klare Vorstellung zu haben. Uebergeht man Scheingefechte, so kann ein Gefecht in folgenden Momenten als entschieden betrachtet werden: 1) nach dem Verluste eines Ortes, einer Gegend, oder eines beweglichen Gegenstandes, wenn deren Besitz der Zweck war; 2) wenn der Gegner aufhört, sich in dem Zustande der Kampftüchtigkeit zu befinden, und also fortgesetzter Kraftanstrengung unbedingt weichen muß; 3) wenn der Gegner aus einem solchen Zustande heraustritt und wieder geordnet erscheint. In diesem letzten Falle muß das Gefecht von Neuem beginnen. — Je kleiner also der Theil der Streitkräfte ist, welcher wirklich gefochten, je größer derjenige ist, welcher als Reserve durch sein bloßes Da-

sein entschieden hat, um so weniger kann eine neue Streitkraft des Gegners uns den Sieg wieder aus den Händen reißen, und derjenige Befehlshaber, welcher es am weitesten dahin gebracht hat, das Gefecht selbst mit der höchsten Oekonomie der Kräfte zu führen und überall die moralische Wirkung starker Reserven geltend zu machen, geht den sichersten Weg zum Siege.

Bei Herstellung des Gefechts kommt viel darauf an, ob die Verstärkung sich von der Seite oder von hinten nähert. Der erste Fall ist bei weitem günstiger als der letztere; auch wirken Flanken- und Rückenangriffe nach der Entscheidung stärker ein, als auf die Entscheidung selbst; denn so lange das Gefecht noch im vollem Gange ist, sorgt jede Partei für die Deckung der Flanken und des Rückens; der Sieger hingegen ist in seinem aufgelösten Zustande weniger vermögend, solchen Angriffen zu begegnen, als er dies vor Eintritt des entscheidenden Moments gewesen sein würde.

Der Erfolg des Gesammtgefechtes besteht aus der Summe aller einzelnen Gefechte, welche dadurch weit mehr Bedeutung erhalten, als ihnen gewöhnlich beigelegt zu werden pflegt. Die Wirkung des Sieges hängt jedoch mehr von der Stimmung der Besiegten, als von den physischen und materiellen Verlusten ab, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß die Zahl der Getödteten, Verwundeten und Gefangenen, der verlornen Geschütze und Fahnen die Entmuthigung sehr potenzirt. Bisweilen weckt aber auch eine Niederlage Kräfte, die vorher schlummerten.

Die Besiegung hat ihre Grade (s. Besiegung), die Benutzung des Sieges ihre Grenzen. Die Energie der Verfolgung (s. d.) bestimmt den Werth des Sieges. Die Verfolgung selbst kann als ein zweiter Act des Sieges angesehen werden und ist in vielen Fällen sogar wichtiger als der erste. Der Weichende muß dagegen jede Gelegenheit benutzen, durch kleine siegreiche Gefechte, nächtliche Ueberfälle ꝛc., den gesunkenen Muth seiner Truppen wieder aufzurichten und so bald als möglich einen Punct zu erreichen suchen, wo die Herstellung eines Gleichgewichts mit dem Verfolger möglich ist, sei es nun durch Verstärkungen oder durch den Beistand des Terrains.

In Rücksicht auf die zeitlichen Verhältnisse des Gefechts zerfällt ein jedes in drei Perioden: 1) die Einleitung; 2) die völlige Entwickelung des Gefechts; 3) die Beendigung desselben; letztere ist entweder ein Abbrechen (s. d.) oder die erfolgte Entscheidung.

Was die Einleitung betrifft, so kommt es nicht bloß auf den Zweck des Gefechts und auf die zu Gebote stehenden Mittel an, sondern auch auf die Kenntniß der vortheilhaft oder nachtheilig einwirkenden äußeren Umstände, d. h. auf Witterung, Tageszeit, Terrain, Stimmung der Truppen, Charakter der beiderseitigen Anführer ꝛc. Die Form der Aufstellung spielt also dabei eine sehr untergeordnete Rolle, sie ist nur ein dienendes Mittel beim Gebrauche der Truppen, und es verräth wenig Einsicht in die Natur des Kampfes, wenn man seine Zwecke hauptsächlich durch künstliche Formationen erreichen zu können glaubt; diese sind stets das Steckenpferd der Halbwisser und Pedanten gewesen, welche nur beim Sichtbaren stehen bleiben und demselben eine magische Kraft zutrauen. Die anfängliche Aufstellung der Streitkräfte ist allerdings nicht ohne Einfluß auf das bevorstehende Gefecht; von viel größerer Wichtigkeit ist aber die allmälige Veränderung derselben, die zweckmäßige Benutzung des Terrains in der Bewegung und während des Gefechtes selbst. In der heutigen Kriegführung kommt es viel weniger auf die Kunst an, Positionen aufzufinden, als auf die Kunst, in jedem Terrain zweckmäßig zu manövriren.

So lange man noch in der Einleitung des Gefechts begriffen ist, hat man so ziemlich freies Spiel; man untersucht des Feindes Widerstandsfähigkeit und trifft darnach seine Anordnungen. Ist aber das Gefecht ein Mal im Gange, dann wird die Freiheit des Handelns allmälig beschränkt; man kann nicht willkürlich wieder zurücktreten und wird oft wider Absicht und Willen in einer Richtung fortgerissen, welche eben so gut zum Siege, als zum Verderben führen kann. An die Stelle ruhiger Betrachtung trit, nunmehr Besorgniß oder Leidenschaftlichkeit; die von allen Seiten eingehenden Meldungen und Anfragen bestürmen den Geist, und nur zu bald wirken die äußeren Eindrücke auch auf das Gemüth.

Es nahet sich nun der entscheidende Moment, die Ereignisse drängen sich in verhängnißvolle Minuten zusammen; hier kommt es nun immer weniger auf das Denken, mehr auf das Handeln an, und selbst, wo dies nicht durchaus der Fall ist, wo z. B. die bloße Ausdauer in der Gefahr genügt, muß doch immer das, was man als zweckmäßig oder nothwendig erkannt hat, wirklich auch vollbracht und ausgeführt werden. Dann tritt an die Stelle des Geistes das Gemüth; die moralische Kraft des Menschen muß den Ausschlag geben, und da ereignet es sich bisweilen, daß die überschwengliche Tugend eines Einzelnen, vielleicht eines auf ganz untergeordneter Stelle stehenden Mannes, über das Schicksal ganzer Generationen entscheidet und den Funken bildet, an dem sich die gewaltige Flamme entzündet, wodurch die kunstreichsten Anlagen, die geschicktesten Einleitungen und eine ganze Reihenfolge vorangegangener günstiger Ereignisse in wenigen Stunden in ein Nichts verwandelt werden (s. d. A. Entschlossenheit, Energie, Intelligenz, Tapferkeit, moralisches Element).

Solche glänzende Augenblicke gehören freilich nicht zu den gewöhnlichen Ereignissen. Aber auch in dem alltäglichsten Handgemenge sind Verachtung der Gefahr oder besonnene Ergebung in das unvermeidliche Geschick, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, Beharrlichkeit oder Gegenwart des Geistes, Gelassenheit oder Ungestüm, wie die Umstände, die eine oder die andere Seite des Charakters in Anspruch nehmen, Eigenschaften, deren Mangel oder vorherrschendes Dasein über den Erfolg des Gefechtes zu entscheiden vermögen. Welche von den beiden entgegengesetzten Richtungen das Gemüth einschlagen müsse, läßt sich im Allgemeinen schwer bestimmen, selbst nicht ein Mal, ob es besser gethan sei, in diesem oder jenem Falle die Mittelstraße zu halten, das eine oder das andere Extrem zu ergreifen. Unwiderstehlich im Glück, unerschütterlich im Unglück, weder vermessen im Wagen, noch verzagt in mißlichen Lagen; das sind Wahlsprüche, die in solchen Augenblicken mehr gelten, als alle taktischen Regeln.

Selbstständigkeit im Gefecht ist das große Ziel, wornach jeder Anführer streben muß; es ist der beste Talisman. Den Gegner zwingen, seine Maßregeln nach den unsrigen zu nehmen, heißt ihm den Sieg schon halb entrissen haben. Das Mittel hierzu sind entscheidende Bewegungen (s. d.). Wer bei jeder unbedeutenden Handlung des Gegners sich verbunden glaubt, auch etwas zu thun, der gleicht dem Fechter, welcher ängstlich nach des Gegners Spitze blickt. Man muß deßhalb zu unterscheiden wissen, ob irgend eine Bewegung auch wirklich Gefahr bringe, und ob es besser sei, derselben direct oder indirect zu begegnen. Oft giebt der Feind durch eine drohende Bewegung eine größere Blöße, als die ist, die er selbst bedroht; ein kühner Tempostoß wird ihn dann sicherer in Respect erhalten, als die künstlichste Parade.

Damit man aber auch im Stande sei, in entscheidenden Momenten

entscheidende Bewegungen auszuführen, muß man die Kunst verstehen, die Untergebenen zu beherrschen, und kann dann sicher sein, ganz außerordentliche Wirkungen hervorzubringen. Wer Gelegenheit hatte, zu sehen, welche ungeheuere Erscheinungen Schrecken, Verzweiflung, Begeisterung und Fanatismus hervorbringen, wenn sie bis auf eine gewisse Höhe getrieben werden, der wird über die Wichtigkeit und Anwendbarkeit der moralischen Kräfte und Eigenthümlichkeiten für das Gefecht und den Kampf überhaupt in keiner Ungewißheit sein. Das Anführertalent besteht also hauptsächlich in der Kunst, die Menschen zu begeistern und trotz aller drohenden Gefahren mit sich fortzureißen. Dies war eine der Hauptursachen der großen Erfolge der Franzosen im Revolutionskriege, insonderheit Bonaparte's, und erst als diese große moralische Reserve durch zu anhaltenden Gebrauch erschöpft war, neigte sich der Sieg auf Seiten seiner Gegner, denen eine solche Reserve inzwischen zugewachsen war.

Ueber die Verwendung der verschiedenen Truppengattungen im Gefecht läßt sich im Allgemeinen nur so viel sagen, daß die leichten Truppen das Gefecht einleiten, die Linientruppen es auskämpfen, die Reserven dasselbe entscheiden müssen. Das ist ihre vornehmste Bestimmung, und damit sie derselben auch genügen können, müssen sie eine dem entsprechende Organisation haben; denn der Name und die Uniform allein thun nichts bei der Sache.

Die taktischen Anordnungen zu den 3 Gefechtsperioden sind keineswegs gleichgiltig, und es giebt sogar Fälle, wo sie selbst noch über der moralischen Kraft stehen, was die Vertheidigungsanstalten der Oestreicher an der Brücke von Arcole (1796) beweisen. Man darf sich nicht zu viel von ihnen versprechen; denn die Fälle, wo ungewöhnliche Entschlossenheit und Tapferkeit über die taktischen Künsteleien triumphirten, sind bei Weitem zahlreicher (s. Lodi, Sommo-Sierra, Château-Cambresis, Rivoli, Tagliamento u. a.). Die Gefechtsformen an sich haben nur einen negativen Werth; daß sie die Bewegung und den Waffengebrauch nicht hindern, der feindlichen Artillerie nicht zu große Blößen geben, ist im Wesentlichen Alles, was man von ihnen zu fordern berechtigt sein dürfte. Das Gelingen des Angriffes oder der Abwehr hängt von ganz anderen Bedingungen ab, die meist moralischer Natur sind. Auf dem entscheidenden Puncte und im entscheidenden Momente alle disponiblen Kräfte in Thätigkeit bringen, ist das Kriterion taktischer Intelligenz, welche in Verein mit der Energie die Siegesbahn öffnet.

(Vergl. die Werke von Clausewitz, Valentini, Lilienstern, Canitz, Dekker, Brandt). Pz.

Gefechtslehre (Machetik). Sie macht den vornehmsten Bestandtheil der Taktik aus (s. d.), verknüpft die einzelnen Begriffe und Vorstellungen von der Thätigkeit der Truppen in ein Ganzes, und bringt dieselbe zur lebendigen Anschauung. Sie soll nächstdem lehren, wie Gefechte mit Wahrscheinlichkeit des Erfolges eingeleitet, durchgefochten, entschieden oder abgebrochen werden sollen, wie die verschiedenen Truppengattungen dabei am zweckmäßigsten zu verwenden sind, und was sonst noch Einfluß auf den Gang oder die Entscheidung der Gefechte Einfluß haben kann. Sie soll also die Führung der Gefechte lehren. In wiefern dies möglich ist, geht zum Theil schon aus dem Artikel Gefecht hervor, und es folgen hier nur noch einige dahin gehörige Bemerkungen.

Der geistreiche General R. von Lilienstern sagt: „Man hört sehr häufig die Klage, daß die Theorie des Gefechts sehr unzulänglich sei, daß es keine festen Regeln gebe, oder wohl gar die Behauptung, daß sie gar nicht

gelehrt werden könne, und daß es also Thorheit sei, Regeln aufstellen zu wollen, die Niemand nützen könnten. Das Eine wie das Andere zeugt von geringer Sachkenntniß, von verworrenen Begriffen. Allerdings kann die Gefechtskunst eben so wenig gelehrt und erlernt werden, als irgend eine andere Kunst, wenn man unter lehren und lernen ein mechanisches Abrichten und Einprägen in's Gedächtniß, unter Kunst aber die wirkliche zweckmäßige Ausübung versteht. In dem eben ausgesprochenen Sinne betrachtet, ist die Kunst überall etwas Höheres, als gedankenloses Können und mechanisches Wissen. Sie ist nicht bloßes Wissen, weil von einer wirklichen Handlung die Rede ist, nicht bloßes Können, weil diese Handlung gewissen Zwecken und Vernunftbedingungen gemäß vollbracht werden soll. Nur in wiefern das Kriegführen ein geregeltes Thun ist, ein gewissen Zwecken und Bedingungen gemäßes Handeln sein soll, ist es überhaupt möglich, dasselbe zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln." Alle im Kriege vorkommenden Ereignisse sind von einander abweichend; wäre dieses Abweichende in ihnen aber stets so groß und so wesentlich, daß nie das, in dem einen erfolgreich gewesene Verfahren, Vorbild für das Benehmen in einem anderen Falle sein könnte, so würden Geschichte und Erfahrung eben so wenig zur kriegerischen Ausbildung etwas beitragen können, als Nachdenken und Studium. Theorie und Kriegsgeschichte (s. d.) sind die einzigen Mittel, durch welche die Lehren der Erfahrung zur Richtschnur für das künftige Handeln werden können. Die Theorie entsteht aus der systematischen Zusammenstellung der von der bisherigen Kriegserfahrung abgeleiteten und von zufälligen Umständen entblößten Regeln; die Geschichte entsteht durch eine reichhaltige Sammlung belehrender Beispiele. Die Theorie der Kriegs- oder Gefechtskunst studiren heißt also: jene abstracten Regeln so verstehen und begreifen lernen, daß man im Stande ist, ihre Zweckmäßigkeit in diesem oder jenem bestimmten Falle schnell einzusehen und sich ihrer als Norm in solchen Fällen zu bedienen. Die Kriegsgeschichte studiren heißt eben so: den Zusammenhang von Ursache und Wirkung in den aufgestellten Beispielen so vollständig erkennen lernen, daß man das Allgemeine und Wesentliche in ihnen vom Zufälligen und Individuellen absondern und sich daraus eine Regel für ähnliche Fälle bilden könne. Theorie und Geschichte erläutern sich daher gegenseitig.

Schwierig bleibt die Auflösung einer praktischen Aufgabe jederzeit, wenn die Umstände verwickelt, die Bedingungen unvollständig gegeben, oder die wesentlichen Verhältnisse unter einer Menge von Zufälligem oder Außerwesentlichem verborgen liegen, wie dies bei der Kriegführung sehr oft der Fall zu sein pflegt. Darum aber ist sie eben eine Kunst und nicht ein Jeder zum Künstler berufen. Wer zum Hammer nicht taugt, der begnüge sich Ambos zu sein. Daß die Schwierigkeit, künstlerisch zu verfahren, im Kriege moralischer Gründe wegen größer sein mag, als in andern praktischen Künsten, bleibe dahingestellt; aber ähnliche Schwierigkeiten finden sich bei allen, finden sich auch bei jeder Anwendung der Wissenschaft auf's wirkliche Leben.

Eine aus der Erfahrung abstrahirte und für die Praxis gegebene Regel oder Maxime, sagt General v. L., ist kein Recept, welches nach der gegebenen Vorschrift mechanisch zusammengerührt und ohne weiteres Nachdenken blind angewendet werden könnte. Die meisten Menschen möchten es aber gern recht bequem haben; es wäre ihnen am liebsten, wenn sie die gesammte Kriegskunst in Form eines Lexicons mit sich führen könnten, um nach dem Alphabet schnell auffinden zu können, was im vorliegenden einzelnen Falle gethan werden müsse. Sie begreifen nicht, daß bloßes Wissen und Kennen

der Regeln schlechthin nichts nützen kann, wenn nicht zugleich die Urtheilskraft in einem der Masse der eingesammelten Kenntnisse entsprechenden Grade gehörig geübt und ausgebildet worden ist. — Zur Ausbildung der Urtheilskraft in diesem Sinne muß man sich aber nicht einer andern abstracten Wissenschaft, wie z. B. Mathematik und Philosophie, bedienen, sondern sie muß sich an dem fraglichen Gegenstande selbst ausbilden, und nur die Schärfe der Beweise der Mathematik oder Philisophie auf die Betrachtung übertragen.

Wenn jedoch gesagt wird, daß es ein Unglück wäre, wenn ein solches Lexicon jemals angefertigt würde, indem es die Menschen nur faul und dumm mache, so ist darauf Folgendes zu erwiedern. Das Bedürfniß oder der Antrieb nach gründlichem Wissen wird niemals eine Eigenschaft der Mehrzahl sein, der es auch hierzu an Talent fehlen möchte. Die große Mehrheit der Menschen begnügt sich mit einer Fertigkeit in den täglich vorkommenden Dienstverrichtungen, also mit dem Handwerksmäßigen ihres Berufes; wollte man auch Höheres von ihr fordern, so würde das doch schwerlich zu befriedigenden Resultaten führen; denn die Opposition der Trägheit ist bekanntlich die stärkste, sie gleicht einer Eismasse, die fest auf dem Grunde ruhet und nur durch die Gewalt großer Ereignisse in Bewegung gesetzt werden kann. Dieser großen Mehrzahl nun muß man die Aneignung höherer und vielseitiger Kenntnisse ihres Berufslebens so bequem wie möglich machen; das ist das einzige Mittel, derselben Geschmack dafür beizubringen, und nach dem Sprüchwort: l'appétit vient en mangeant, darf man hoffen, daß ein solches Lexicon Manchen veranlassen werde, sich mit den militairischen Wissenschaften und der Kriegsgeschichte näher bekannt zu machen, der ohne diese aphoristischen Lehren vielleicht gar nichts darüber gelesen hätte. Wenn also das hier dem militairischen Publicum dargebotene Conversationslexicon eine Veranlassung werden sollte, den Lesern Geschmack für theoretische und historische Studien einzuflößen, so hat es — bei aller Unvollkommenheit — den besten Theil seiner Aufgabe erfüllt (s. d. A. Theorie und Praxis).

Es fehlt jetzt nicht mehr an praktisch brauchbaren Gefechtslehren, so weit dieselben theoretisch durchgeführt werden können. Die vorzüglichsten sind in nachstehenden Werken enthalten: Valentini's Lehre vom Kriege; R. v. Lilienstern's Handbuch für Officiere; Decker's Taktik der 3 Waffen; Brandt's Grundzüge der Taktik; Xylander's taktische Verbindungslehre. Im 3. Theile der Werke des Generals Karl von Clausewitz ist ein skizzirte Gefechtslehre enthalten. Pz.

Gefechtsstellung, s. d. A. Kampfordnung und Fechtart.

Gefilde, die beiden großen, eine weite Ebene in Nordafrika, bekannt durch einen entscheidenden Sieg der Römer über die Carthager im J. 204 v. Chr. Der römische Consul P. Corn. Scipio Africanus der Aeltere war im J. 205 v. Chr. in Afrika gelandet, um den zweiten punischen Krieg dahin zu versetzen und den Hannibal zu nöthigen, endlich Italien zu verlassen. Vereinigt mit dem Könige der Numidier, Masinissa, überfiel er 204 den carthagischen Feldherrn Hasdrubal und den Numidier Syphax in ihrem Lager, brachte denselben einen Verlust von 45,000 M. bei und belagerte von Neuem Utica, wo ihn Hanno und Syphax mit ungefähr 30,000 M. unerwartet angreifen wollten. Scipio, seiner Schwäche sich wohlbewußt, und fürchtend, daß der Feind, wenn er ihn, der einen Theil seines Heeres vor Utica und nur einen geringen Theil bei sich im Lager hatte, angriffe, einen gewissen Sieg davontragen würde, beschloß, demselben zuvorzukommen, ließ

nur ein kleines Corps zur Beobachtung von Utica zurück und rückte den Carthagern in die große Ebene entgegen. Drei Tage vergingen mit einzelnen Reitergefechten und kleinen Scharmützeln, ohne daß die Carthager gesonnen schienen, ein Haupttreffen anzunehmen. Am 4. Tage endlich ordnete man sich von beiden Seiten zur Schlacht. Den Kern und die Mitte des römischen Heeres bildeten die Fußtruppen, die Principer und Hastaten, deren Reserve wie gewöhnlich die Triarier, den rechten Flügel die italische Reiterei, den linken die numidischen Hilfstruppen unter Masinissa. Hasdrubal und Syphax stellten die Carthager dem Masinissa, die Numidier der italischen Reiterei, die Celtiberier (Spanier) den römischen Legionen entgegen. Gleich beim ersten Angriffe wichen die beiden carthagischen Flügel, da die wenig geübten numidischen Reiter der wohldisciplinirten italischen Reiterei nicht gewachsen waren und die Carthager den Masinissa fürchteten, der in dem jüngst erfochtenen Siege mit so besonderem Glücke gestritten hatte. Allein noch standen die Celtiberier, da sie, wie Livius sagt, in der Flucht kein Heil erwarten konnten; denn sie waren unbekannt mit der Gegend und hofften auch, wenn sie sich ergäben, vom Scipio keine Nachsicht, indem sie gegen ihn, der sich um Spanien so verdient gemacht, jetzt in fremdem Solde sogar die Waffen ergriffen hatten. Muthig kämpfend und beharrlich den Pardon verweigernd, fielen die Tapfern, wie sie gestanden hatten, und hielten den Feind so lange auf, daß Hasdrubal und Syphax einen großen Theil ihrer Truppen retten konnten, zumal da die Nacht die Streitenden trennte. Lälius und Masinissa verfolgten am andern Tage mit den Reitern und leichten Truppen den Feind, während Scipio die benachbarten Orte sich unterwarf. (Livius, 30, 8). C.

Gefolge war eine bei den Galliern und Deutschen übliche, auf die spätere Kriegsverfassung dieser Völker großen Einfluß ausübende Einrichtung. Wer sich durch glückliche Unternehmungen im Kriege Ansehen und Reichthum erworben hatte, dem schlossen sich durch eine Art Verbrüderung kriegslustige Jünglinge und Männer an und wählten ihn zum Führer. Der so Gewählte verpflichtete sich, theils aus eigenen Mitteln, theils von der gemachten Beute für den Unterhalt zu sorgen; das Gefolge hingegen versprach Gehorsam und wetteiferte bei allen gefahrvollen Unternehmungen um die Palme des Sieges. Den Anführer zu beschützen, war die heiligste Pflicht. Diese Verbindung bestand auch im Frieden fort und das Gefolge ward eine Art Luxus, mittelst welchem alle Privatstreitigkeiten ausgefochten wurden, während der Heerbann (s. d.) nur eine Verpflichtung war, die von der obersten Gewalt auferlegt werden konnte. Eroberungen, in einem Nationalkriege gemacht, theilte der Fürst mit den Gefolgsherren, und diesen stand es frei, davon ihren Getreuen zu geben, was sie für gut befanden. Da nun diese Eroberungen sehr oft in Grundeigenthum bestanden und nach damaligem Rechte die Bewohner desselben Leibeigene der Besitzer wurden, so vergrößerte sich dadurch nach und nach die Macht der Gefolgsherren immer mehr, und obschon der Fürst auch seinen Antheil von der Beute erhielt, so war er doch im Verhältniß bei Weitem nicht so mächtig, als die unabhängigen Anführer der Gefolge. Dieses Mißverhältniß auszugleichen, sannen die Fürsten auf Mittel, die Grundbesitzer von dem Willen der Krone abhängig zu machen. Zu diesem Endzwecke erfand man das Lehnsystem (s. d.). R.

Gefreiter, nach der jetzigen Heereintheilung in fast allen Armeen der unterste Grad der Vorgesetzten, zwischen dem Gemeinen und Korporale, bei einigen auch Vicekorporal genannt. Die Gefreiten bilden gewöhnlich die

Pflanzschule für die Unterofficiere und genießen bei einer gewissen Autorität auch im Wesentlichen deren Vorrechte. Ihr üblicher Dienst besteht hauptsächlich in der Führung und Aufsicht beim Ablösen der Schildwachen, im Melden von den Wachen und in der Patrouillenführung. In Abwesenheit von Korporalen vertreten sie deren Stelle. Hz.

Der Etymologie des Wortes nach bedeutet Gefreiter einen Mann, der von gewissen Diensten, welchen sich die andere Mannschaft unterziehen muß, befreit ist, wie es denn auch bei Einführung dieser Charge in den meisten Armeen der Fall war. Man wählte hierzu immer Leute, welche sich bereits mehrfach ausgezeichnet hatten. Die Gefreiten der franz. Infanterie hießen Anspessaden, von dem italienischen Worte lancia spezzata, eine gebrochene Lanze. Wenn nämlich ein Reiter während eines Gefechts seine Lanze rühmlich gebrochen und dabei sein Pferd verloren hatte, so wurde er, wenn ihm dieses nicht gleich wieder ersetzt werden konnte, mittlerweile mit Beibehaltung seines Reitergehaltes bei einem Regimente zu Fuß eingetheilt und genoß vor den übrigen Soldaten mehrere Vorzüge. Zur Zeit des niederländischen Befreiungskrieges besaß bei den Franzosen jeder Gefreite das Recht, sich ein Pferd und einen Jungen zu halten. Sie hießen dazumal, wie noch heute, apointés. — Eine den Gefreiten ähnliche Charge unter dem Namen „exempt" bestand unter den Ludwigen in Frankreich bei der Garde du Corps. Diese Truppe hatte 12 exempts oder Gefreite, welche von dem Tage der Ausfertigung ihrer Patente als wirkliche Capitains der Cavalerie angesehen wurden. Die Compagnien der maréchaussée (s. d.) in Frankreich hatten ebenfalls exempts, deren Patente unmittelbar vom Kriegsminister ausgefertigt wurden. Sie besaßen große Vorrechte, hatten aber einen sehr beschwerlichen Dienst. Das Dienstreglement schrieb vor, daß sich kein exempt der maréchaussée ohne besondere Erlaubniß des Prévotgenerals von dem Orte seiner Bestimmung entfernen durfte und beständig einen Fuß im Steigbügel haben sollte, um jeden Augenblick bereit zu sein.

Gegenminen, s. Minen.

Gehau (Terrainl.), s. Waldblöße.

Gehöftebefestigung, s. Häuserbefestigung.

Geiseln werden diejenigen Personen genannt, welche als Bürgen für ein von den Behörden eines feindlichen Ortes gegebenes Versprechen dienen sollen. Man muß hierzu Männer von Ansehen und Einfluß wählen, sie aber auch gut behandeln. Pz.

Geisenfeld, Städtchen in Baiern an der Ilm und an der Straße von Regensburg nach Augsburg.

Gefecht den 1. Septbr. 1796.

General Moreau hatte den 22. Aug. in Augsburg die Gewißheit erhalten, daß der Erzherzog Karl mit einem starken Corps gegen Jourdan (s. Amberg) marschirt sei, und diesem Hilfe versprochen; er hatte den 24. bei Friedberg (s. d.) das Corps des Generals Latour gesprengt, stand am 31. mit 58,000 M. zwischen München und Ingolstadt, und war über die Fortsetzung seiner Operationen in Verlegenheit, obgleich von den Baiern nichts mehr zu befürchten stand. In Folge dieser Ereignisse hatte der Erzherzog den General von Nauendorff mit 8 Bat. 22 Schwdr. schleunig an die Donau geschickt, um Latour zu unterstützen, welcher hinter der Isar stand.

Durch Moreau's Unthätigkeit und Nauendorff's Ankunft ermuthigt, beschloß Latour, seinen Gegner anzugreifen, dessen Truppen folgende Stellungen genommen hatten: das Corps des Generals Desaix bei Freinhausen,

die Vorposten bei Geisenfeld, eine Brigade gegen Ingolstadt; das Corps des Generals St. Cyr und die Reserve bei Pfaffenhofen; das Corps des Generals Ferino vor München. Latour stand mit 16,000 M. am rechten Ufer der Isar zwischen München und Landshut. Nauendorff war den 31. Aug. bei Neustadt an der Donau angekommen. Um Baierns Abfall noch einige Zeit zu verzögern, glaubte Latour, die vor München stehenden Truppen (9000 M.) nicht wegziehen zu dürfen, und beschloß, den Angriff auf Moreau's linken Flügel (Desaix) bloß mit Nauendorff's und einem Theile seiner Truppen, zusammen 14 Bat. 29 Schwdr., zu unternehmen. Die Vereinigung fand bei Siegenburg Statt.

Am 1. Sept. früh setzten sich diese Truppen in 2 Colonnen in Marsch; Nauendorff ging über Vohburg gegen Reichertshofen und sollte Geisenfeld von hinten angreifen, während Latour von vorn anrückte. Die Paar, ein kleiner Fluß, trennte beide Colonnen, die von gleicher Stärke waren, und setzte jede der Gefahr aus, einzeln geschlagen zu werden. Der Commandant von Ingolstadt erhielt Befehl, durch einen Ausfall aus dem Brückenkopfe die Aufmerksamkeit der Franzosen nach dieser Seite zu lenken.

Die franz. Vorposten wurden ohne große Mühe aus Geisenfeld vertrieben, worauf Latour durch den Wald drang und 2 Bat. nebst etwas Cavalerie links gegen die Anhöhe bei St. Castor schickte; Nauendorff näherte sich Reichertshofen, war aber noch durch die Paar von Latour getrennt. Bis hierher ging Alles nach Wunsch; plötzlich fand man aber bedeutenden Widerstand. — Moreau hatte nämlich befohlen, daß Desaix an diesem Tage, von der Reserve unterstützt, gegen Ingolstadt marschiren und Saint-Cyr eine Bewegung gegen die Isar machen sollte. Desaix's Truppen waren daher schon im Marsche und nahmen jetzt Stellung zwischen St. Castor und Puech (oder Buch) zu beiden Seiten der Heerstraße. Zwar wurde kurz vorher sein rechter Flügel bis in den Wald hinter Gambach zurückgedrängt, und das vor der Mitte liegende Dorf Langenbrück von den Oestreichern genommen, aber jeder Versuch derselben, die Anhöhe zu erstürmen, auf welcher Desaix's Mitte stand, schlug fehl; denn die Franzosen waren im Ganzen 18 Bat. 36 Schwdr. stark, und Nauendorff hatte sich noch gegen das vor Ingolstadt stehende franz. Beobachtungscorps (Delmas mit 6 Bat. 8 Schwdr.) zu decken, war auch bei dem Angriffe auf Reichertshofen nicht glücklich. — Latour hätte jetzt mit Ehren den Rückzug antreten können, wollte aber mit seiner Cavalerie noch eine Umgehung des franz. linken Flügels versuchen. Sie überschritt die lange sumpfige Niederung vor Desaix's linkem Flügel nicht ohne Anstrengung und marschirte dann auf; aber Desaix hatte in der Zwischenzeit 12 Schwdr. mit einer reitenden Batterie unbemerkt auf den bedrohten Punct gezogen, empfing die östreich. Cavalerie mit Kartätschen und warf sie durch einen heftigen Gegenangriff in die Niederung zurück. — Latour befahl hierauf noch einen Infanterieangriff gegen die Mitte, der abermals fehlschlug, wurde bald nachher bei St. Castor selbst angegriffen und trat nun den Rückzug durch den Wald nach Geisenfeld an, wobei ihn die eintretende Dunkelheit sehr begünstigte. Der ganze Angriff war mithin fehlgeschlagen, so wie man überhaupt nicht recht begreift, was damit eigentlich bezweckt werden sollte.

Daß Latour nicht eine zweite Niederlage wie bei Friedberg erlitt, verdankte er nur folgendem zufälligen Umstande. Als der erste Angriff bei Geisenfeld erfolgte, ließ Desaix dem Obergeneral melden, daß er sogleich vorrükken und sehen wolle, was es zu bedeuten habe, vergaß aber, eine zweite Meldung abgehen zu lassen. Zufällig wehte der Wind abwärts, so daß

man in Moreau's Hauptquartier (Pfaffenhofen) den Kanonendonner nicht hören konnte; man glaubte also, daß der Angriff von keiner Bedeutung sei und forschte auch nicht weiter nach der Sache. Erst gegen Abend ritt Reynier, Chef des Generalstabes, zu Desaix; nun war es aber zu spät, Latour's Rückzug abzuschneiden, was durch eine Linksbewegung der Mitte, die keinen Feind vor sich hatte, leicht und auf entscheidende Weise bewirkt werden konnte. — Die Verluste waren auf beiden Seiten ziemlich gleich, und das Gefecht hatte keine weiteren Folgen. Latour und Nauendorff gingen bis Siegenburg zurück und den 3. bis hinter die große Lober. Moreau ließ Ingolstadt durch Desaix, jedoch vergeblich, angreifen. Ein Versuch, die Isar zu überschreiten und Latour von Condé abzuschneiden, wurde nicht gemacht, obgleich die Umstände sehr günstig waren und Jourdan's Rückzug gegen Würzburg eine Offensivbewegung gegen Oestreichs Grenze dringend gebot. Inzwischen überfiel der östreich. Major Wolfskehl mit 600 Reitern den Artilleriepark, das Gepäck und die Geldwagen des Ferino'schen Corps bei Dachau, und brachte diese Beute glücklich in Sicherheit. Dieser Verlust wurde jedoch durch den am 17. Sept. erfolgenden Friedensvertrag mit Baiern, welches 10 Millionen Franken bezahlen und noch bedeutende Naturallieferungen machen mußte, hinreichend ersetzt.

Die Angriffe auf Ingolstadt blieben ohne Erfolg. Moreau nahm Stellung bei Neuburg, ging bald auf das linke, bald auf das rechte Donauufer, ließ aber mehrmals die Gelegenheit entschlüpfen, seinen ihm stets nahe stehenden schwächeren Gegner auf das Haupt zu schlagen, und trat endlich den Rückzug über den Lech an. Latour folgte ihm auf dem Fuße und war dabei so dreist, daß er bei Biberach nochmals tüchtig geschlagen wurde.

Wenn statt Moreau ein kühnerer Feldherr an der Spitze dieser ansehnlichen Streitmacht stand, so läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß der Ausgang dieses Feldzugs für Oestreich sehr nachtheilig gewesen wäre. (Quellen wie bei Friedberg). Pz.

Geismar, von, russischer General, geboren den 12. Mai 1783 auf dem Familiengute Severinghausen im Regierungsbezirke Münster. Sein Vater, Major und Kammerherr des Kurfürsten von Cölln, stellte ihn 1789 als Cadet in das östreich. Infanterieregiment Deutschmeister ein, in welchem er 1799 den Feldzug von Italien mitmachte. Beim nächsten Feldzuge gerieth G. in franz. Gefangenschaft, ward nach Genua gebracht und erst später auf sein Ehrenwort entlassen. Als diese Zeit verflossen war, avancirte er zum Lieutenant, zeichnete sich in mehreren Gefechten ruhmvoll aus, nahm aber 1804 seinen Abschied, um in englische Dienste zu treten. Zu diesem Endzwecke nach Ceylon gehend, änderte er in Corfu seinen Entschluß und nahm als Fähnrich bei dem russisch-sibirischen Grenadierregimente, welches damals auf dieser Insel stand, Dienste und machte in demselben 1805 den Kriegszug gegen Neapel mit. Nach der unglücklichen Schlacht von Austerlitz verließen die Russen Italien, so wie auch Corfu, und das sibirische Grenadierregiment, in welchem G. diente, wurde nach Podolien gelegt. 1806 rückte er mit seinem Regimente in die Moldau und Wallachei ein, erstürmte an der Spitze von 180 Freiwilligen das feste Schloß Tusbat, unweit der Festung Giurgewo, zog durch diese kühne That die Augen der Anführer auf sich und wurde zu mehreren wichtigen Sendungen gebraucht. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten 1808 eroberte G. Barraktar's Schloß Slobodna und sprengte es in die Luft, als der Angriff des Hauptheeres auf Giurgewo mißlang. Im Feldzuge 1809 gegen Oestreich kam G. zur Beobachtung der Engpässe in den Karpathen nach Siebenbürgen zu stehen;

nach dem Frieden wurde er in Bucharest Adjutant von Miloradowitsch. Der Feldzug gab G. vielfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen, namentlich aber durch die Unterhandlungen mit dem Pascha von Rasgrad, welcher sich den Russen ergab. Wahrscheinlich aus Unmuth, seine Dienste nicht belohnt zu sehen, zog sich G. 1811 auf ein gepachtetes Landgut nahe bei Bucharest zurück; als aber der Krieg von 1812 ausbrach, eilte er nach Petersburg und ward Adjutant des Generals Bachmetrief. Eine Wunde, die er bei Ostrowno erhielt, setzte ihn für längere Zeit außer Thätigkeit, und erst zu Anfange des Jahres 1813 empfing er den Auftrag, mit 300 Pferden einen Streifzug nach Sachsen zu machen. Nach der Schlacht von Lützen ging G. nach Schlesien und that wiederum Adjutantendienste bei Miloradowitsch. In der Schlacht bei Kulm bewog er den östreich. General Colloredo zur Umgehung des linken franz. Flügels, welche den Sieg entschied. Nach der Schlacht von Leipzig erhielt er den Auftrag, mit 2 Kosakenregimentern nach Weimar zu eilen, um den Herzog gegen die flüchtigen Franzosen zu schützen, und entledigte sich dieses Auftrages auf die ausgezeichnetste Weise. Hierauf nahm G. Theil an der Schlacht von Hanau und ward nach derselben zum Obersten befördert. Im Feldzuge von 1814 focht er unter dem Herzoge von Weimar und leistete demselben im Parteikriege wichtige Dienste. Dessen ungeachtet rückte G. im Avancement nur langsam vor und ward erst 1820 General. Als 1828 der Türkenkrieg ausbrach, erhielt G. von Neuem Gelegenheit, sein Talent für diesen Krieg zu zeigen. Er führte die Avantgarde des 6. Armeecorps (General Roth) und besetzte mit dieser am 15. Mai Bucharest. Von hier aus wurde er in die kleine Wallachei detaschirt und bezog bei Csorogul mit 5000 M. ein verschanztes Lager, dem Pascha von Widdin gegenüber, der mit 15,000 M. bei Kalefat stand. Am 24. Sept. beschloß der Pascha, die Russen anzugreifen. General G. rückte den 3 Mal überlegenen Türken entgegen und bestand am 28. ein hartnäckiges Gefecht. Der Sieg blieb unentschieden, und um am nächsten Tage ein zweifelhaftes Gefecht zu vermeiden, überfiel G. in der folgenden Nacht den Feind und schlug ihn vollkommen. Die Türken verloren 1000 M. an Todten, 500 M. an Gefangenen; 7 Kanonen und 24 Fahnen waren außerdem die Trophäen dieses Kampfes, welcher in diesem Feldzuge der ruhmwürdigste für die russischen Waffen war. General G. nahm hierauf Besitz von dem Lager bei Kalefat. 1829 machte er glückliche Streifzüge in's türkische Gebiet und nahm am 11. Febr. Turnow durch Capitulation. Während die russische Hauptarmee tiefer in die Türkei eindrang, blieb G. auf dem linken Donauufer, um die Besatzungen der Donaufestungen im Zaum zu halten. In der Mitte Juni eroberte er die Stadt Rachowa am rechten Ufer der Donau, setzte hierdurch die Russen in den Stand, den unterhalb liegenden Festungen alle Zufuhr abzuschneiden, mußte aber, als der Pascha von Scutari mit den albanesischen Truppen an der Donau erschien, Rachowa wieder räumen und sein Hauptquartier nach Czorvi verlegen. Selbst nach dem Frieden von Adrianopel, am 2. Sept., setzte dieser Pascha den Krieg im Rücken des russischen Heeres fort und drang von der Donau her gegen den Balkan vor. Die Kühnheit G's entzog das russische Heer dieser drohenden Gefahr. Er rückte am 14. Oct. auf der Straße von Vracza nach Sophia dem Pascha entgegen, eroberte am 17. den befestigten Posten von Amand Kalisi, schlug die Albaneser und machte dadurch den weitern Unternehmungen der Türken ein Ende. Als die Ruhe hergestellt war, besuchte G. seine Heimath, wurde dort festlich empfangen, aber 1831 durch den Aufstand der Polen zu neuer Thätigkeit berufen. —

Als im Februar das russische Heer die polnische Grenze überschritt, führte G. ein fliegendes Seitencorps, um Zamosk zu bedrohen. Wie seinem Obergeneral, war indessen auch ihm das Glück in diesem Feldzuge nicht günstig. Bei dem nächtlichen Ueberfalle Skrynecki's von Warschau aus, am 31. März, wurde G., welcher die Avantgarde des Generals Rosen führte, bei Wawr (s. d.) fast gänzlich geschlagen. Später, als die russischen Streitkräfte auf dem linken Weichselufer Verstärkung erhalten hatten, war er zwar glücklicher, konnte jedoch auf diesem Kriegsschauplatze sein Parteigängertalent weniger zeigen, als in dem russisch-türkischen Feldzuge. (Vergl. Valentini, der Türkenkrieg, und von Witzleben, Feldzüge in der Türkei 1828 und 29, so wie Marie Brzozowski, la guerre de la Pologne en 1831). W.

Geitauen heißen in der Seesprache diejenigen Taue, mittelst welcher die Segel unter die Raaen (s. d.) zusammengezogen (aufgegeiet) werden. Sie erhalten ihre Namen von den Segeln, denen sie dienen.

Geldern, Hauptort des gleichnamigen Kreises im preuß. Regierungsbezirke Düsseldorf, liegt auf einer von der Niers gebildeten Insel und hat ein altes Schloß. Die Einwohnerzahl ist jetzt 3300. Von Venloo ist es nur 4 Stunden entfernt. Die Vertheidigungsfähigkeit dieses Platzes lag von jeher mehr in seiner wasserreichen und morastigen Umgebung, als in der guten Anlage und Stärke seiner Werke.

Während des langen Unabhängigkeitskrieges der Holländer gegen die Spanier wollte der Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien im Sommer 1638 die Eroberung von Geldern versuchen. Die Schwierigkeiten, auf die er stieß, so wie die Annäherung kaiserlicher Truppen, bewogen ihn, den Plan aufzugeben, als die ständischen Abgeordneten es dahin brachten, die Unternehmung wieder vorzunehmen. Er rückte mit 30 Fahnen Fußvolk vor die Stadt und schlug ein Lager, wo er den Grafen Heinrich Casimir von Nassau erwartete, der von Pont aus zu ihm stoßen sollte. Unterwegs versank dessen Geschütz aber in dem leimigen Boden und fiel dem von Venloo heranrückenden Feinde in die Hände, der sich darauf an der dem holländischen Lager entgegengesetzten Stadtseite aufstellte. Nach 6 Tagen zog der Prinz von Oranien gegen Rheinbergen hinab, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden.

Im spanischen Erbfolgekriege erhielt der General Lottum im Sept. 1703 Befehl, mit dem unter seinem Befehl stehenden preuß. Corps den Platz anzugreifen. Ende Septembers standen bereits neun und zwanzig Mörser und 40 Kanonen in Batterie. Unter dem 8. Oct. verlangte der franz. Commandant de Bethis zu capituliren; als ihm aber der geforderte freie Abzug nicht zugestanden wurde, erklärte er, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, anstatt in eine Kriegsgefangenschaft zu willigen. Er hielt sich bis zum 17. Dec., wo ihm die Preußen endlich freien Abzug, mit Gepäck und 2 Kanonen, bewilligten.

Geldern kam durch den Utrechter Frieden (1713) an Preußen. Ein Theil seiner Wälle wurde seit 1746 abgetragen; da indessen von früher her Einrichtungen bestanden, die Umgegend mittelst Schleusen unter Wasser zu setzen, so ließ man 1757, während des Krieges gegen die Franzosen, den Ort mit 800 M. unter dem Obersten Salmuth besetzt. Unter dieser Mannschaft befanden sich aber viele unzuverlässige, zu Meuterei geneigte Leute, die zwar der Commandant im Zaum zu halten wußte, allein deßhalb doch zu Maßregeln genöthigt war, wie sie bei schwachen Besatzungen immer ergriffen werden. Er beschränkte die Vertheidigung auf den Hauptwall und ließ den gedeckten Weg nur von seinen zuverlässigen Leuten patrouilliren.

Als General Beausobre gegen Ende März mit 2 Reg. franz. Infanterie, einigen Milizbataillonen, einem Reiterregiment und 1 Bat. Oestreicher vor dem Platze ankam, sah er leicht, eine förmliche Belagerung sei hier nur mit unsäglicher Mühe und großen Kosten auszuführen. Man schritt also zur Blokade. Des Generals unternehmender Geist trieb ihn aber an, auf eine Ueberrumpelung zu sinnen. Durch Ueberläufer vom Zustand des Platzes und der Gesinnung eines Theiles der kleinen Besatzung unterrichtet, suchte er mittelst eines Sprachrohrs aus der Entfernung einer deutschen Meile den Wachtposten auf den Wällen bekannt zu machen, daß freiwillige Ausreißer aller Mächte bei ihm unbedingte Aufnahme fänden, wenn sie übergehen, oder zur Unterstützung seines Angriffes von Innen die Hand bieten wollten. — Gleichzeitig lehrte der franz. General ausgewählte, entschlossene Leute schwimmen, untertauchen, Fahrzeuge dirigiren, und zwar im Angesicht der Festung. Dadurch wurde aber der Oberst Salmuth auf das aufmerksam, was die Franzosen beabsichtigten, und verdoppelte seine Wachsamkeit. Es war Zeit, denn schon hatte der Feind die Gelegenheit, dem Platze beizukommen, völlig auskundschaftet; Einzelne hatten bereits die Wälle erstiegen, und es mangelte nur an hinreichender Anzahl geschickter Schwimmer, den Anschlag auszuführen. Dies ward durch die bald bemerkten Gegenanstalten der Belagerten noch mehr verzögert, weil Beausobre keinen zu unsichern Versuch wagen wollte. So kam der August heran. Der Besatzung fingen an die Lebensmittel zu mangeln, und Salmuth eröffnete nun Unterhandlungen wegen der Uebergabe, die auch nach Bewilligung freien Abzugs für sich und seine Mannschaft nach Preußen den Platz am 25. Aug. in franz. Gewalt brachten.

(S. Allgem. Gesch. d. vereinigten Niederlande. 4. Leipzig, 1764. 5. B. — De Quincy, hist. milit. du règne de Louis le Grand. Tom. 4. — Seydel, Nachr. über vaterl. Festungen und Festungskriege. Leipzig, 1821. 2. u. 3. B.). A. K.

Geleise oder Wagenspur nennt man die Vertiefungen, welche durch das Einschneiden der Wagenräder entstehen. Tief ausgefahrene Geleise sind ein Beweis, daß die Straßen schlecht unterhalten worden sind, und erschweren dem Fuhrwerk das Fortkommen. In Felswegen, auf Gebirgsstraßen und bei fest gefrornem Boden muß den Geleisen bei Straßenrecognoscirungen volle Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es kommt hierbei jedoch mehr auf die Breite, als auf die Tiefe an. In engen Gebirgswegen muß die Breite der Geleise sorgfältig gemessen und mit den Geschützen und Armee-Fuhrwerken verglichen werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich festzufahren. In Reinhard's Handbuch der Terrainlehre sind die in den meisten europäischen Staaten üblichen Geleisenbreiten angegeben. Pz.

Geleit war zur Zeit, wo Deutschland mit Raubrittern angefüllt und von ununterbrochenen Befehdungen und kleinen Kriegen heimgesucht war, wo mit Einem Worte das Faustrecht galt, diejenige bewaffnete Bedeckung, welche Reisende zu ihrer Sicherheit und gegen Erstattung des Geleitsgeldes von dem Landesherrn erhielten, durch dessen Gebiet sie ziehen wollten. Unser heutiges Geleitsgeld leitet seinen Ursprung aus dieser Zeit her. — Geleitsschiffe werden solche Kriegsschiffe genannt, die zur Escortirung und Beschützung von Transporten oder Kauffahrteiflotten bestimmt sind. Die schriftliche Versicherung, einen solchen Schutz in Anspruch nehmen zu können, heißt ein Geleitsbrief.

Gellheim, Schlacht am 2. Juli 1298, merkwürdig durch den Tod des deutschen Kaisers Adolph von Nassau. Die Partei des Erzbischofs

Gerhard von Mainz hatte am 23. Juni 1298, den Kaiser Adolph der Krone verlustig erklärt und statt seiner den Herzog Albrecht von Oestreich gewählt, der mit einem Haufen von etwa 6000 M. in die Gegend von Mainz kam und, von mainzischen Völkern verstärkt, bei der vorher von ihm eingenommenen Stadt Alzei ein Lager bezog. Dort suchte Adolph ihn auf und lagerte sich dicht gegenüber. Albrecht war nicht stark genug, den Gegner im Lager anzugreifen; außerdem fehlte es dem Heere an Subsistenzmitteln, und man wußte, daß Adolph nächstens eine Verstärkung von Trier erwarte. Albrecht ergriff also eine List. Der Bischof von Mainz brach mit seinen Leuten auf; Albrecht folgte ihm, nachdem er sein Lager angezündet, und stellte sich dann bei Gellheim (unweit Worms), auf einem Hasenbühel genannten Platze, in Schlachtordnung. Vorher hatte er aussprengen lassen, er wolle sich vom Mainzer Bischof trennen und zu entkommen suchen. Adolph wünschte sehnlich eine entscheidende Schlacht, glaubte, von untreuen Rathgebern verleitet, jenes Gerücht und setzte dem Gegner nur mit der Reiterei, und ohne die Verstärkung abzuwarten, nach. Jetzt theilte Albrecht seine Völker in 3 Haufen, um Adolph zu umzingeln, befahl seinen Soldaten, ihm den Kaiser todt oder lebendig zu bringen, und vor allen Dingen die Pferde zu tödten. Auf diese Art wurde das vom Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto von Baiern geführte erste Treffen Adolph's rasch in Verwirrung gebracht. Er selbst, nicht wie sein Gegner in eine fremde Rüstung vermummt, eilte herbei, es wieder zu ordnen; allein sein von allen Seiten angefallenes Roß stürzte und kam auf ihn zu liegen; er raffte sich zwar auf, hatte aber seinen Helm verloren und ward nun, von Albrecht selbst über dem Auge verwundet und zu Boden gesunken, mit mehreren Wunden getödtet und von den Pferden zertreten. Sein Heer ergriff nach einem Verlust von 3000 Pferden und nur 100 M. die Flucht, und Albrecht gelangte nach diesem Sieg zum Thron. (Gesch. des röm. Königs Adolph. Frankfurt, 1779). A. K.

Gellschuß, bei der östreich. Artillerie so viel als Rollschuß (s. d.).

Gelon gehört nebst den beiden Dionysen (s. d.) und Hiero zu den bekanntesten Regenten von Syrakus. Sein Vater Dinomedes hatte sich in den Kriegen seines Landesherrn, des Tirannen von Gela, Hippokrates, ausgezeichnet, nach dessen Tode sich G. zum Herrn von Gela emporschwang. Als solchem gelang es ihm, als er versuchte, sich in die Angelegenheiten des syrakusischen Staates zu mischen, auch die Oberherrschaft des letztern zu erlangen, 485 v. Chr., worauf er die Regentschaft von Gela seinem Bruder Hiero überließ. Er verwendete nun ganz besondere Sorgfalt auf die Befestigung und Vergrößerung von Syrakus und würde ihm vielleicht schon damals die spätere Größe gegeben haben, wenn nicht ein Krieg mit den Carthagern ihn daran verhindert hätte. Der feindliche Feldherr Hamilkar landete mit 300,000 M. und einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen bei Panormus und belagerte Himera. Hier aber, eben als er ein Opferfest begehen und Hilfstruppen aus Selinus in sein befestigtes Lager einlassen wollte, erfocht G., der mit 50,000 M. zu Fuß und 5000 zu Pferde ihm entgegengegangen war, durch Hinterlist einen vollständigen Sieg über ihn. Dieser nämlich ließ einen Theil seiner Reiterei, die sich für die selinuntischen Hilfstruppen ausgeben mußte, in das feindliche Lager rücken, woselbst sie auch glücklich aufgenommen wurde, aber als die Carthager das Opfer begonnen hatten, unerwartet und mit allem Nachdruck über sie herfiel, vor Allem das Schiffsvolk niederhieb und die Schiffe anzündete. Von Außen zugleich stürmte auch G. gegen die sich anfangs tapfer vertheidigen-

den Carthager und schlug sie endlich gänzlich in die Flucht, da ihnen, als sie auch ihre letzte Zuflucht, die Schiffe, in Flammen und ihren Feldherrn fallen sahen, aller Muth gesunken war. Ein kleiner Haufe, der sich auf einer Höhe setzen wollte, mußte sich ergeben. Die Carthager sollen 150,000 M. verloren haben. In Folge dieser Schlacht, die im J. 480 v. Chr vorfiel, bat Carthago um Frieden, der sich sehr günstig für Syrakus gestaltete, und G. war im Begriffe, die Griechen gegen Xerxes zu unterstützen, als er die Nachricht von dem bereits beendigten Feldzuge erhielt. Segensreich war der noch übrige Theil seiner kurzen Regierung für sein Volk, welches ihm die Königswürde, die er absichtlich bisher verweigert hatte, in einer Versammlung, zu der Alle bewaffnet gekommen waren, in die er aber wehrlos trat, um, wie er sagte, ein unparteiisches Urtheil über seine Handlungen zu hören, freiwillig übertrug. Feind von Pracht und Schwelgerei, verlebte er die letzte Zeit seiner nur 7jährigen Regierung in Ruhe und starb an der Wassersucht im J. 479 v. Chr. Nach seinem Willen ward sein Leichenbegängniß ohne Glanz gefeiert; aber das ganze Volk begleitete die Hülle des geliebten Königs bis an den Ort, wo man sie verbrannte. Ein kostbares Denkmal bezeichnete diese Stelle. — Dem König G. folgte in der Regierung sein Bruder Hiero. C.

Gembloux (Gemblours), kleine Stadt von 1800 Einw. am Ormeau, in der Provinz Namur, des Königreichs Belgien.

Treffen bei Gembloux, am 31. Januar 1578.

Don Juan de Austria (s. d.), Generalstatthalter des Königs von Spanien in den Niederlanden, hatte im Winter von 1577 zu 78 ein bedeutendes Heer, meist Spanier und Italiener, bei Marche en Famine im Luxemburgischen versammelt. Er wollte, wenn es durch Verhandlungen und List nicht gelang, die empörten Staaten durch Gewalt ihrem Könige unterwerfen. Alexander Farnese, Prinz von Parma (s. d.), hatte ihm Hilfstruppen aus Italien zugeführt und Graf Karl von Mansfeld sich mit einem Corps deutscher, burgundischer und französischer Kriegsleute mit ihm vereiniget. Er befehligte daher ein Heer von 16,000 M. Infanterie und 2000 M. spanischer und italienischer Reiter. Nächstdem hatten sich ihm viele, der Krone Spanien noch treu gebliebene Niederländer angeschlossen. Am 25. Jänner 1578 erklärte Don Juan den Staaten förmlich den Krieg. Diese hatten während der Rüstungen der Spanier auch ihre Kriegsmacht nach und nach verstärkt. Der Prinz von Oranien (s. d.), welchem die Belgier die Würde eines Ruuwaard (Ruhmbewahrer) der Provinz anvertraut hatten, hatte bei den Staaten dringend auf Beschleunigung der Werbungen angetragen. Diese gingen jedoch nur langsam von Statten, und wenn auch endlich das ständische Heer dem spanischen an Anzahl fast gleich kam, stand es ihm doch an wahrem Gehalt und an Kriegserfahrung weit nach. Feldmarschall Antoine de Goignies erhielt den Oberbefehl über dasselbe, doch durchaus nicht freie Verfügung und die nöthige Gewalt, um selbstständig handeln zu können; denn die Staaten, wie dies meist bei Volksregierungen der Fall ist, waren eifersüchtig und mißtrauisch, weder über den Plan noch über Ausführung des Feldzuges einig und konnten sich nicht entschließen, etwas Entscheidendes anzuordnen. Goignies stand mit der ständischen Armee bei St. Martin in der Grafschaft Namur, mit der Weisung, jedes Treffen zu vermeiden und sich bei Annäherung der Spanier in's Brabantische zurückzuziehen. Als daher Ende Jänners Don Juan in die Grafschaft Namur einrückte, mußte Goignies den Rückzug antreten. Kaum erfuhr dies der spanische Feldherr durch von Streifparteien eingebrachte Gefangene, als er die-

sen Vortheil zu benutzen eilte. In der Nacht zum 31. Jänner brach Goignies mit dem ständischen Heere in der Richtung von Gembloux auf. Seine Vorhut, bestehend aus den Regimentern Montigni und Heze, und in den Flanken durch leichte Reiterei gedeckt, commandirte General Montigni. Das Hauptcorps unter dem General Bossu, bestehend aus 2 Regimentern Niederländer, 13 Fahnen Schotten und einigen Abtheilungen Engländer. Die Nachhut, welche Feldmarschall de Goignies selbst befehligte, bildeten 3 Regimenter Reiterei, größtentheils Franzosen. Nachtheilig wirkte die Abwesenheit mehrerer vornehmer Officiere auf das Heer ein. Diese — ein Beweis der mangelhaften Mannszucht — waren in diesem entscheidenden Augenblicke wegen eines Festes in Brüssel.

Das spanische Heer folgte dem ständischen in geringer Entfernung. Die Vorhut, unter Alexander Farnese und Ottavio Gonzaga, bestand aus 1600 Reitern; die deutsche und spanische Infanterie bildete das Haupttreffen; Graf Peter von Mansfeld mit der burgundischen Reiterei und einem Regiment wallonischer Infanterie war zur Nachhut bestimmt. Obwohl Don Juan gar nicht die Absicht hatte, eine Schlacht zu unternehmen, so war es doch unmöglich, die spanische Vorhut vom Zusammentreffen mit der ständischen Nachhut abzuhalten. Alexander Farnese sah aus der Unsicherheit, mit der die eben an einem Hohlweg angekommenen Niederländer sich vertheidigten, daß jetzt der Moment zu einem entscheidenden Angriffe gekommen sei. Er setzte deßhalb mit einigen Reiterregimentern über den Hohlweg und fiel der ständischen Reiterei mit solchem Ungestüm in die Flanke, daß diese sofort geworfen wurde, auf die eigene Infanterie stürzte und diese in die größte Unordnung brachte. Don Juan, dies benutzend, griff ebenfalls sogleich mit der Infanterie an. Auch hier waren Vertheidigung und Widerstand nur kurz, vorzüglich als die spanische Reiterei, von Verfolgung der ständischen zurückkommend, gleichzeitig mit der Infanterie wirken konnte. Nach kurzem Gefechte ward auch das Hauptcorps der Niederländer zerstreut. General Montigni suchte mit der niederländischen Vorhut sich noch in den Höfen und Gärten von Gembloux zu halten, aber vergebens; auch er mußte der allgemeinen Flucht folgen. In 1½ Stunde und mit einem Verlust von 8—10 Todten, hatte Don Juan die ganze ständische Armee vernichtet; Feldmarschall de Goignies und 30 Fahnen Fußvolks waren gefangen worden und das ganze Geschütz verloren gegangen. Nur die niederländische Reiterei war durch schnelle Flucht entkommen; Gembloux öffnete dem Sieger seine Thore ohne Widerstand. Die Folgen dieser Niederlage waren rücksichtlich der daraus hervorgehenden Entmuthigung sehr traurig für die Niederlande. Sie würden es noch mehr gewesen sein, wenn Don Juan sich für stark genug gehalten hätte, Brüssel, das die Staaten und der Prinz von Oranien sofort verlassen hatten, anzugreifen. Indessen fiel doch ein großer Theil der festen Plätze in Flandern und Brabant nach geringem Widerstande in die Gewalt der Spanier.

(Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande u. s. w., von Karl Curths. 2. Thl. Leipzig, 1823). E.

Gemeinenwaibel, s. Gemeiner.

Gemeiner (Soldat) wird in den meisten deutschen Armeen jeder Soldat genannt, der keiner Truppengattung zugehört, die eine besondere Benennung hat, wie das z. B. mit den Grenadieren, Füsilieren und Jägern der Fall ist. Die Benennung „Gemeiner" trifft daher gewöhnlich nur die Soldaten der Linieninfanterie, wenn diese nicht (wie in Preußen) Musketiere genannt werden; denn bei der Cavalerie heißen die Gemeinen Dra-

goner, Reuter, Husaren ꝛc.", bei der Artillerie „Kanoniere, Bombardiere ꝛc."

Der Ursprung der Benennung Gemeiner fällt in die Zeit der Errichtung der Landsknechte (s. d.), deren Compagnien und Regimenter große „Gemeinen" bildeten, über welche der Oberste „das Regiment führte," welcher Ausdruck allmälig für die Sache selbst gewählt wurde (s. Regiment). Jeder, der zur Gemeine gehörte, ohne einen Befehlshabergrad zu haben, hieß „gemeiner Knecht;" der Knecht kam später außer Brauch, und nunmehr trat das Wort „Gemeiner" an dessen Stelle.

In jedem Fähnlein (Compagnie) wurden monatlich von den gemeinen Knechten nach Stimmenmehrheit 2 **Gemeinenwaibel** gewählt; diese trugen die Klagen der Knechte über Mängel und Gebrechen der Gemeine den Hauptleuten vor, führten die Schild- und Scharenwachen auf, hielten im Marsche auf die Zugordnung, vertheilten Pulver und Blei an die Hakenschützen und empfingen vom Proviantmeister die Lebensmittel. Die Gemeinenwaibel hatten doppelten Sold; sie führten nur Hellebarden und Schlachtschwerter, weil die langen Spieße ihnen bei ihren Dienstgeschäften nur hinderlich gewesen wären. Die Ambosaten (s. d.) waren zwar auch in Streitsachen die Wortführer und Advocaten der Knechte, aber nur in außergewöhnlichen Fällen; man wählte sie gewöhnlich erst bei entstandener Meuterei, und da ihr Amt ein Ehrenamt war, erhielten sie nichts über ihren Sold. Wenn die Gemeinenwaibel das allgemeine Vertrauen der Knechte besaßen, wurden sie in vorkommenden Fällen auch zu Ambosaten gewählt; doch waren sie gewöhnlich mehr an das Interesse der Hauptleute gebunden. (Leonhard Fronsperger's Kriegsbuch). Pz.

Gendarmen. Hommes d'armes oder Gensd'armes nannte man die in Frankreich 1445 errichtete regulaire geharnischte Reiterei, durch welche der Kern der franz. Cavalerie und überhaupt des stehenden Heeres gebildet wurde (s. Ordonnanzcompagnien). Im Laufe der Zeiten verwandelten sie sich in Kürassiere, nach deren Muster sich auch die deutschen Kürassiere bildeten. Ein preuß. Kürassierregiment führte unter Friedrich d. Gr. die Benennung „Gendarmen".

Die neuere franz. Gendarmerie wurde durch ein Decret vom 16. Jan. 1791 errichtet und trat an die Stelle der bei Ausbruch der Revolution abgeschafften Maréchaussée. Sie war bestimmt, über die Sicherheit der Straßen zu wachen, die ausübenden Gewalten nach Erfordern zu unterstützen, und zerfiel in Brigaden von 1 Unterofficier und 4 Gendarmen. Im April 1792 gab es in Frankreich bereits 1600 solcher Brigaden. Das ganze Corps war in 28 Divisionen getheilt, an deren Spitze 8 Obersten, 28 Oberstlieutenants und eine verhältnißmäßige Anzahl Subalternofficiere standen. Man wählte hierzu Männer, welche in jeder Hinsicht untadelhaft sein sollten. Jede Armee erhielt eine Gendarmendivision von verhältnißmäßiger Stärke, welche hauptsächlich auf Ordnung im Rücken der Armee zu sehen hatte und unter Napoleon mit strengen Instructionen versehen wurde. Pz.

General, eigentlich allgemeiner Officier, d. h. einer, der keiner Truppengattung insbesondere, sondern allen gleich angehört; dies ist jedoch nur in sofern richtig, als die Benennung „General" die oberste Klasse der Officiere bezeichnet, welcher Truppen aller Waffen untergeordnet werden; denn es hat jede Waffengattung ihre Generale, und im gewöhnlichen Friedensverhältnisse commandirt auch z. B. ein der Infanterie angehörender General in der Regel nur Infanterie ꝛc. Die Klasse der Generale, in ihrer Gesammtheit „Generalität" genannt, zerfällt in mehrere Abstufungen. Die unterste, „Generalmajor," bezeichnet den Commandanten einer Brigade und wurde

während des Kaiserreiches in Frankreich auch Brigadegeneral genannt; die zweite, „Generallieutenant," in Oestreich Feldmarschalllieutenant, während des franz. Kaiserreiches Divisionsgeneral, den Commandanten einer Division. Der Grad eines „wirklichen Generals, Generals der Cavalerie oder Infanterie" — letzter in Oestreich Feldzeugmeister genannt — ist der nächst höhere; in Oestreich und Preußen haben denselben die Commandanten der Armeecorps. Der höchste Grad endlich ist der des „Feldmarschalls oder Generalfeldmarschalls," in Frankreich Marschall von Frankreich, welcher in der Regel den Commandanten einer aus mehreren Corps zusammengesetzten Armee bezeichnet. Unter Napoleon waren die sehr starken Armeecorps gewöhnlich von Marschällen befehliget. Die vorangegebene Regel ist auch in sofern nicht ohne Ausnahme, als oft Generale höheren Grades geringere, andere niederen Grades größere Truppenabtheilungen commandiren. General en chef oder Generalissimus ist kein besonderer militairischer Grad; derjenige General führt ihn, welches Ranges er sei, dem der Regent das Obercommando seiner Armee anvertraut, und dem also bei großen Heeren mehrere Armeecorps, ja wohl auch mehr als eine Armee untergeben sind. T.

Generaladjutant. 1) Adjutant eines Generales überhaupt, eines commandirenden Generals insbesondere; im letzten Falle gewöhnlich ein Stabsofficier. 2) Erster Adjutant des commandirenden Generals; dann größtentheils ein General, mit besonderen Dienstverrichtungen beauftragt, beim deutschen Bundesheere z. B. mit Leitung des inneren Dienstes im Heere, während dem Generalquartiermeister die Leitung der Operationen obliegt. 3) Adjutant des Regenten, fast ohne Ausnahme ein Stabsofficier, selten unter dem Range des Obersten. T.

Generalcommando. 1) In kleineren Staaten derjenige General, welchem der Oberbefehl über die Armee anvertraut ist, und diejenigen Officiere und Beamten, welche ihm zu diesem Zwecke beigegeben sind und den Generalcommandostab bilden. 2) In größeren Staaten wird die Armee gewöhnlich nach den Provinzen in Generalcommando's getheilt, deren jedem ein commandirender General mit seinem Stabe vorgesetzt ist, z. B. in Oestreich, Generalcommando in Böhmen, Italien ꝛc. In Preußen ist die gleiche Eintheilung; jedoch werden die großen Heerabtheilungen nicht Generalcommando's, sondern Armeecorps, und die vorgesetzten Generale commandirender General des 1., 2. Armeecorps ꝛc. benannt. Die Militairdivisionen in Frankreich entsprechen dieser Einrichtung nicht vollkommen. — Unter dem Generalcommando unmittelbar stehen die Divisionscommandanten. T.

Generaldecharge, etwas veraltete Benennung für Massenfeuer, Salve, sowohl zur Anwendung bei Festlichkeiten, als auch bei Angriffen und Vertheidigung. Zuweilen bezeichnet man damit insbesondere den Bajonetangriff in Verbindung mit einer Salve. — Der Gebrauch, bei Feierlichkeiten Salven geben zu lassen, findet sich schon unter Karl V., als er sich von dem Papste krönen ließ (Brantome, 4 T. S. 30). Die Generaldecharge vor dem Angriffe wird im Laufe des 30 jährigen Krieges oft erwähnt. Hz.

General en chef, s. General.

Generalfeldmarschall, s. General.

Generalfeldzeugmeister, s. General.

Generalgewaltiger, in früherer Zeit ein besonderer Grad im Heere, Grand Prevôt, Generalprofos, oberster Criminalrichter, der unmittelbar un=

ter dem commandirenden Generale oder unter dem Generalquartiermeister stand und die Polizei handhabte. T.

Generalität, s. General.

Generallieutenant, s. General.

Generallissimus, s. General.

Generalmajor, s. General.

Generalmarsch. Dasjenige Signal, welches die schnellste Vereinigung der Truppen auf dem ihnen angewiesenen Sammelplatze befiehlt. Der Soldat erscheint dabei ohne Berücksichtigung eines bestimmten Anzuges, muß jedoch ganz marschfertig sein und darf daher keines seiner Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke zurücklassen. T.

Generalordre. Ein schriftlicher Befehl — Ordre — der obersten Commandobehörde einer Armee oder eines selbstständigen Truppencorps, in sofern sie von einem Generalofficiere ausgeht, zur Unterscheidung von den Brigade- und Divisionsordres untergeordneter Generale. Hz.

Generalpardon. Allgemeine Begnadigung bei Vergehungen Vieler, z. B. bei größeren Complotten, Auflehnung ganzer Truppentheile, oder für solche, die in Folge politischer und landesverrätherischer Vergehen in Masse landesflüchtig geworden sind, in welchem letztern Falle es gleichbedeutend mit Amnestie ist. Hz.

Generalquartiermeister, s. Generalstab.

Generalstab. Seine Bestimmung im Allgemeinen ist: die Ideen des commandirenden Generals in Befehle umzuschaffen, nicht nur, indem er sie den Truppen mittheilt, sondern vielmehr, indem er alle Detailgegenstände bearbeitet und den General selbst dieser Mühe überhebt. Aus dieser Bestimmung ergiebt sich die Größe und Wichtigkeit seines Wirkungskreises; es ergiebt sich ferner, daß der Generalstab, wenn er auch in der neueren Zeit erst eine bestimmtere Form erhalten, dennoch in der Wirklichkeit bestanden hat, so lange Krieg geführt worden ist, weil es unmöglich ist, daß ein einzelner Mann, der Feldherr selbst, diese Obliegenheiten jemals allein erfüllen konnte.

In früherer Zeit, selbst noch im 7jährigen Kriege, war der Geschäftskreis des Generalstabes sehr beschränkt, und der Name Generalquartiermeisterstab, den er damals führte, und den er, auch bei seiner ausgedehnteren Bestimmung, in einigen Armeen, z. B. der östreichischen, noch beibehalten hat, bezeichnete schon, daß er meist nur mit dem Aussuchen der Quartiere und dem Abstecken der Läger beschäftiget wurde. Zu Führung von Colonnen wurden besondere Feld- oder Colonnenjäger verwendet; für das Kartenmachen bestand eine besondere Plankammer, und zu Aufträgen im Gefecht endlich brauchte man General- und Flügeladjutanten.

Erst während der Revolutionskriege wurde der Generalstab seiner eigentlichen Bestimmung näher geführt, und nach und nach bildete sich dessen Form, wie sie jetzt ist. Allein auch jetzt ist sie noch in den verschiedenen Heeren nicht völlig übereinstimmend, weil deren Einrichtungen und Bedürfnisse nicht ganz dieselben sind; auch wird im Frieden die Zahl der Generalstabsofficiere meist sehr beschränkt, während sie im Kriege wiederum, durch dem Generalstabe selbst zugetheilte oder aus der Linie commandirte Officiere, bedeutend erhöhet wird. Ein Armeecorps von 40,000 M. auf dem Kriegsfuße bedarf ungefähr 20 Generalstabsofficiere; eine Armee von 300,000 M. 60—70 Stabsofficiere, 140—160 Hauptmänner und Lieutenants für ihren Generalstab, ungerechnet diejenigen für den Dienst im Innern des Landes.

Als allgemein giltige Grundsätze für Formirung des Generalstabes dürften folgende anzusehen sein:

An seiner Spitze steht der Chef des Generalstabes, Generalquartiermeister, bei einem großen Heere gewiß auch dem Grade nach ein höherer General. Er steht dem Feldherrn zunächst und an der Spitze aller Verwaltungsbehörden. Es darf ihm Nichts unbekannt bleiben, was in irgend einer Beziehung zu dem Kriegsgeschäfte steht; alle Zweige der Heeresleitung und Verwaltung — Stellung, Bewegung, Gefecht, Verpflegung, Ergänzung, Waffen, Polizei, Seelsorge ꝛc. — alle gehen von ihm aus und kommen bei ihm wiederum zusammen. Unter dem Generalquartiermeister spaltet sich die Armeeadministration in 2 Hauptzweige:

I. den Generalstab, und zwar:
   1) die Officiere des wirklichen Generalstabes;
   2) die aus der Linie zur Dienstleistung beim Generalstabe commandirten Officiere.

Die Ingenieurgeographen und das Wegweiserpersonal, wo solche vorhanden sind, gehören auch hierher. Erstere finden sich nur in Frankreich; letztes, besonders organisirt, wenigstens für den Krieg, ebenfalls nur in Frankreich — soldats guides — und in Oestreich — Wegepartei. — Die Bestimmung des Wegweiserpersonales ist: mit den Wegen sich selbst möglichst vertraut zu machen und für Herbeischaffung von Boten zu sorgen.

II. Collateral- und Verwaltungsbehörden:
   1) die Corps-, Divisions- und Brigadeadjutanten;
   2) der General oder älteste Stabsofficier der Feldartillerie;
   3) der General oder älteste Stabsofficier der Feldingenieurs;
   4) die Intendantur mit ihren Beamten;
   5) das Kriegszahlamt;
   6) das ärztliche Personal;
   7) die Militairgerichtsbeamten;
   8) das kirchliche Personal;
   9) das Feldpostwesen;
   10) die Militairpolizei;
   11) der Commandant des Hauptquartiers.

Hierzu sind ferner zu rechnen:
   ein Pionierdetachement für jede Division;
   die nöthige Zahl von Ordonnanzen, theils zu Versendungen, theils als Begleiter der Officiere;
   das Bureaupersonal, das möglichst beschränkt sein soll.

Die Anzahl der Officiere und Officianten richtet sich nach der Stärke des Corps, d. h. nach der Anzahl der Divisionen. Ein Armeecorps muß einen Chef des Generalstabes — jeden Falles Stabsofficier — 2 bis 3 Stabsofficiere oder Hauptmänner, und für jeden Stabsofficier mindestens noch einen Lieutenant haben; bei einem lebhaften Gange des Krieges werden aber bald noch einige Officiere aus der Linie zur Dienstleistung commandirt werden müssen. Bei einer Division, Reiterei oder Infanterie, müssen wenigstens 2 Generalstabsofficiere, von denen der älteste Stabsofficier, und auch dann werden gewöhnlich noch Officiere aus der Linie zu commandiren sein.

Aus der oben angegebenen Bestimmung des Generalstabes geht hervor, daß der Officier desselben manche Eigenschaften besitzen, manche Kenntnisse erworben haben muß, um ihr zu genügen. Er muß — um mit den moralischen zu beginnen — Charakterstärke genug besitzen, um der Meinung, der Handlungsweise, von deren Richtigkeit er sich überzeugt hat, nicht ohne Grund, vielleicht nur um des Beifalles des Höheren oder der Menge willen, zu entsagen, aber auch Takt, um sie aufrecht zu erhalten, ohne daß

er anmaßend erscheine oder verwunde. Ein schnelles Urtheil ist ihm nöthig, weil die ihm ertheilten Aufträge zum großen Theile nicht bestimmt gefaßt sein können, sondern ihre Ausführung vielmehr seiner eigenen Einsicht anheim gegeben ist. Durch Entschlossenheit nur wird er in solchen Augenblicken das als recht Erkannte auf eigene Verantwortung zur Ausführung bringen. Die ihm nöthige wissenschaftliche Grundlage darf ihn dem Praktischen nicht entfremden, worauf es im Kriege besonders ankommt, und er bedarf endlich der Selbstverläugnung, wenn er für mit Aufopferung geleistete Dienste zuweilen Tadel und Undank erndet.

Gehen wir nun zu der wissenschaftlichen Bildung des Generalstabsofficiers über, so zeigen sich als Erfordernisse: Kenntniß der Mathematik und der Ingenieurwissenschaft bis zu einem gewissen Grade, um kleinere Befestigungsentwürfe fertigen und deren Ausführung im Allgemeinen leiten zu können; Waffenkunde und Taktik in Beziehung auf alle Truppengattungen; denn derjenige muß die Wirkung der Waffen genau kennen, muß die Exercireglements aller Truppen vollkommen inne haben, ihre Stellungs- und Bewegungskunst verstehen, der im Pulverdampfe und beim Geschützdonner dem Befehlshaber in der Gefechtsleitung beistehen und oft an seiner Stelle Anordnungen treffen soll. Der Terrainlehre bedarf der Generalstabsofficier in der umfassendsten Maße — denn auf dem Terrain soll er wirken und thätig sein — und als Mittel zu Erlangung der Terrainkenntniß dient ihm Kenntniß der Karten, Zeichnen, Krokiren und Aufnehmen. An die Terrainlehre reiht sich die Statistik, namentlich in Bezug auf die Verpflegung der Truppen. Der Kriegsgeschichte wird der oberste Rang unter den Kenntnissen des Generalstabsofficiers angewiesen; denn sie, ihr Geist ist es, der lebendig macht, zu eigenen Thaten befeuert und die schlummernden Ideen weckt. Endlich sind Sprachkenntnisse unentbehrlich; es genügt nicht, daß er der Muttersprache in Schrift und Rede vollkommen mächtig sei, er muß es wenigstens auch der französischen in nicht viel geringerem Grade sein. Bei französischen Generalstabsofficieren wird dies von der deutschen Sprache zu fordern sein.

Zu Bildung von Generalstabsofficieren bestehen in den verschiedenen Heeren, namentlich denen größerer Staaten, verschiedene, mehr oder minder ausgedehnte und entsprechende Einrichtungen, in dem französischen aber noch besonders die sehr zweckmäßige, daß der Officier nach seinem Austritte aus der Generalstabsschule und vor seinem Eintritte in den Generalstab selbst in jeder Waffe ein Jahr lang dienen muß, um mit deren Taktik und Einrichtungen praktisch vertraut zu werden. T.

Genola, Schlacht den 4. Novbr. 1799, s. Fossano.

Genouillère, s. Kniehöhe.

Genserich (von Andern auch Geiserich oder Ginzerich genannt), war ein außer der Ehe gezeugter Sohn des Godegisklus, Königs der Vandalen. Nach des Vaters Tode erhielt um das Jahr 420 n. Chr. dessen rechtmäßiger Sohn Guntherich die Regierung. Dieser starb aber schon 428, wie man vermuthet, nicht ohne Geiserich's Zuthun, welcher nun den Königstitel nahm, da er, dem jüngeren Bruder an Klugheit und Tapferkeit überlegen, in der That schon vorher die königliche Herrschaft ausgeübt hatte. Sein Aeußeres war unansehnlich; er war von mittelmäßiger Statur und in Folge eines Sturzes vom Pferde hinkend. Aber er besaß außerordentliche Geisteskräfte, war äußerst umsichtig und tapfer, verachtete allen Luxus und verfolgte rastlos seine Zwecke. Seinen Zorn jedoch wußte er nicht zu bändigen, Treulosigkeit und Grausamkeit bezeichnen den Charakter

des Vandalenkönigs. Sein Zeitalter gab ihm Gelegenheit, als wilden, kühnen Eroberer sich zu zeigen. Im abendländischen Kaiserreiche, welches seinem Verfall immer mehr entgegenging, wurde nach Honorius Tode der 6jährige Valentinian III. (425—455) unter Vormundschaft seiner Mutter Placidia auf den Thron erhoben. Sie regierte, so lange ihre Feldherren und Räthe, Aëtius und Bonifacius, einig waren, ziemlich glücklich. Als aber der wegen seiner Verdienste zum Comes domesticorum ernannte Bonifacius von Placidien die wichtige Statthalterschaft Afrika erhalten hatte, gelang es den Ränken des eifersüchtigen Aëtius und des Feldherrn Felix, der Regentin dessen Treue verdächtig, den Bonifacius selbst aber glauben zu machen, sein Leben sei gefährdet. Dieser sah sich nun, wenn er anders dem vermeintlichen Untergange entrinnen wollte, zur Empörung gezwungen. Statt der Zurückberufung Folge zu leisten, hob er Truppen aus und widersetzte sich den gegen ihn gesendeten Feldherren Mavortius und Galbio mit Nachdruck. An ihre Stelle wurde Sigisvult geschickt, der sich Carthago's und Hippo's bemächtigte. Als Bonifacius, von seinen Gegnern auf's Aeußerste gebracht, wohl einsah, daß seine Macht der römischen nicht gewachsen sei, rief er 428 die Vandalen aus Spanien zu seiner Hilfe herbei, indem er ihnen die Hälfte Afrika's unter der Bedingung gegenseitiger fortdauernder Unterstützung zusicherte. Genserich, der sich mit seinen Horden in Spanien von den siegreichen Westgothen immer mehr eingeschränkt sah, nahm den Antrag des Bonifacius mit Freuden an. Er sammelte sofort alle Vandalen und Alanen nebst ihren Familien; Bonifacius sendete ihm Schiffe zur Ueberfahrt, auf welchen er im Mai 429 unweit Gibraltar in das gegenüberliegende Mauritanien absegelte. Als er daselbst angelangt war, zählte er sein Volk, das, ohne die Weiber, aus 80,000 M. bestand. Bonifacius trat dem König G. in Afrika die 3 Mauritanien ab. Mittlerweile sendete die Kaiserin Placidia, welcher an Afrika's Erhaltung Alles gelegen war, in geheimem Auftrag einen vertrauten Officier an Bonifacius, wodurch diesem die Umtriebe des Aëtius entdeckt wurden. Sie söhnte sich mit Bonifacius aus; nur verlangte sie, er möge das Unglück, das er über Afrika herbeigeführt, zu lindern suchen. Aber alle seine Bemühungen, die Vandalen zur Rückkehr zu bewegen (430), waren vergeblich; G., in dessen Augen Bonifacius treulos erschien, eröffnete den Krieg, der mit unerhörter Grausamkeit von den Vandalen geführt wurde. So weit ihre Macht reichte, glich das verwüstete Land einer Einöde. In Numidien und dem proconsularischen Afrika, den beiden reichsten Provinzen dieses Landes, bemächtigte sich G. aller Städte, mit Ausnahme von Cirta, Hippo und Carthago. Bonifacius, der sich mit ungleich geringeren Streitkräften dem Strome der Barbaren entgegenzustellen wagte, wurde entscheidend geschlagen und in Hippo eingeschlossen. Allein hier scheiterte das Kriegsglück der Vandalen. Unerfahren im Belagerungskriege, mußte G. die Unternehmung nach 10monatlicher Dauer aufgeben, nachdem Hungersnoth einen großen Theil seines Heeres hingerafft hatte. Bonifacius erhielt jetzt (431) einige Hilfstruppen aus dem Oriente, welche auf Befehl des Kaisers Theodosius II. ihm Aspar zuführte. Beide rückten mit vereinten Streitkräften gegen G., der sie in offener Schlacht mit großem Verluste schlug. G. eroberte und zerstörte Hippo, und Aspar kehrte nach Constantinopel, Bonifacius an den Hof nach Ravenna zurück. Valentinian III. schloß 435 mit dem übermächtigen G. Frieden und trat ihm das proconsularische Afrika, mit Ausnahme von Carthago, ferner Byzacene und den von ihm eroberten Theil Numidiens förmlich ab. Dagegen machte sich Genserich durch einen

Eid anheischig, die übrigen Provinzen Afrika's in Ruhe zu lassen. Aber der Friede war nicht von langer Dauer. Die Macht der Vandalen in Afrika befestigte sich immer mehr, und G., der sich von dem Besitze der Hauptstadt durch den letzten Friedensvertrag ausgeschlossen sah, beschloß, sich derselben zu bemächtigen. Am 19. Oct. 439 nahm er Carthago durch Ueberfall. Diese Stadt war seit ihrer Zerstörung durch die Römer weit herrlicher aus ihren Ruinen hervorgegangen, und da sie sich nebst Alexandria beinahe im Besitz des Alleinhandels von Afrika befand, so mußte sie für den König der Vandalen von größter Wichtigkeit sein. G. hielt bei seinem Einzuge die strengste Ordnung unter seinen Truppen. Nachdem er sein neues Vandalenreich organisirt hatte, ließ er die Mauern aller Städte niederreißen, damit Niemand sich innerhalb derselben gegen ihn halten könne. Immer weiter strebten seine ehrgeizigen Pläne; er nahm den Titel eines „Land= und Wasserkönigs" an, bildete seine Vandalen zu Seeleuten um, und traf große Rüstungen zu einer Unternehmung auf dem Meere (440). Bei dieser Nachricht ließ Valentinian die Magazine Roms füllen und rief seine Unterthanen zu nachdrücklicher Vertheidigung des bedrohten Staates auf. Sigisvult rückte zur Sicherung der Küsten und Seestädte aus; der Kaiser Theodosius II. schickte ein starkes Truppencorps nach Italien. Sei es, daß G. diese Vertheidigungsanstalten erwog, oder daß sein Angriffsplan vom Anbeginn auf einen andern Punct gerichtet war, er fiel Sicilien mit seiner ganzen Seemacht an, verwüstete das platte Land und belagerte, wiewohl vergebens, Panormus. Gerade um diese Zeit hielt es der Eunuch Chrysaphus, Minister und Günstling des Theodosius, für nöthig, das Reich in einen Krieg zu verwickeln, um sich unentbehrlich zu machen. Unter dem Vorwande, dem Kaiser Valentinian III. gegen den in Sicilien eingefallenen G. Hilfe zu senden, ward eine aus 1100 Fahrzeugen bestehende griechische Flotte ausgerüstet und unter 5 Flottenführern nach Afrika geschickt (441). Allein G. wußte diese Diversion, die seinem neugestifteten Reiche allerdings hätte gefährlich werden können, dadurch zu lähmen, daß er mit Theodosius Unterhandlungen anknüpfte und auf kluge Weise bis zum Winter fortspann. Im folgenden Jahre nöthigten die Einfälle der Barbaren den Kaiser, seine Flotte zurückzurufen und die Folge einer Unternehmung, welche die Kräfte des Staats erschöpft hatte, war ein Vertrag mit G., wodurch Theodosius denselben im Besitze von Afrika bestätigte (442). Um vor den Römern, denen G. auch dadurch sehr verhaßt war, daß er als Arianer die Orthodoxen verfolgte, desto sicherer zu sein, trat er mit dem kräftigen Anführer der Hunnen, Attila, in ein Bündniß und munterte ihn auf, in Gallien einzubrechen. Eine Verschwörung, die sich mittlerweile unter den Vandalen selbst, wahrscheinlich zu Gunsten der Gemahlin Guntherich's, gegen G. entsponnen hatte, entdeckte und unterdrückte er schnell und mit größter Strenge; nicht nur die wirklichen Theilnehmer, sondern auch alle wahrscheinlichen Mitwisser wurden hingerichtet; des Bruders Witwe wurde ersäuft und ihre 10 Kinder auf andere Weise umgebracht. Jetzt folgten 13 Jahre des Friedens, welche G. zu vielen nützlichen und klugen Einrichtungen in seinem Staate benutzte. Als aber nach der Ermordung des wollüstigen und abergläubischen Valentinian III. (455) der Patricier Maximus zum Kaiser ausgerufen wurde und dieser, um sich auf dem wankenden Throne zu befestigen, die kaiserliche Witwe Eudoria, Tochter Theodosius II., zwang, sich mit ihm zu vermählen, schickte sie eine heimliche Gesandtschaft an G. und bat ihn um Hilfe für sich und um Rache gegen Maximus, den Mörder Valentinian's.

Dem raubsüchtigen Vandalenkönig war diese Einladung erwünscht. Unverzüglich schiffte er ein zahlreiches Heer ein und erschien an der Mündung der Tiber. Die Senatoren und reichen Bürger Roms flohen in die sabinischen und tuscischen Gebirge; Maximus wurde auf der Flucht aus dem kaiserlichen Palaste von dem Pöbel mit Steinen geworfen, von den Soldaten niedergehauen und in die Tiber geschleppt. So endete seine 3monatliche Regierung. 3 Tage nach des Maximus Tode öffnete Rom ohne Widerstand dem G. die Thore. Statt daß sonst die Consuln und Legionen dem Feinde entgegenzogen, ging nun der römische Bischof Leo mit Priestern, Kerzen und Kreuzen dem afrikanischen Sieger entgegen, der, auf Eudoxia's Verwendung, bloß mit der Plünderung sich zu begnügen versprach. 14 Tage und Nächte (15.—29. Juni 455) dauerte die völlige Plünderung der Hauptstadt der Welt. G. ließ die vom Titus erbeuteten Heiligthümer des Tempels von Jerusalem, die im Friedenstempel zu Rom aufbewahrt wurden, so wie die Bildsäulen der Götter und Helden aus dem verödeten Capitol zusammenbringen und für Carthago auf ein Schiff laden. Dieses Schiff war das einzige, welches von der vandalischen Flotte bei ihrer Rückkehr nach Afrika unterging. Viele Tausende von Gefangenen, unter ihnen die Kaiserin Eudoxia mit ihren beiden Töchtern, wurden eingeschifft; die Herrlichkeit Roms verschwand durch die Gräuel des Vandalismus. Da G. fortwährend, ohne geschlossene Verträge zu achten, bald in Sicilien, bald in Italien einfiel und den Römern großen Schaden zufügte, so faßte der tapfere, 457 zum Kaiser erwählte Julius Majorianus, um diesen barbarischen Einfällen ein Ende zu machen, den heldenmüthigen Entschluß, das Vandalenreich in Afrika zu vernichten. Er hatte die Absicht, von Gallien nach Spanien zu marschiren, wo eine Flotte ausgerüstet wurde, um ihn und sein Heer nach Afrika überzusetzen. Unter seinen Fahnen dienten außer den Römern zahlreiche Haufen von Sueven, Hunnen, Alanen, Ostgothen und Sarmaten. Trotz der vorgerückten Jahreszeit überschritt er 458 die schneebedeckten Alpen. Von Lugdunum begab er sich nach Arelate, wo sich das ganze zur Ueberfahrt nach Afrika bestimmte Heer versammelte (459). Gleichzeitig wurde in den Seehäfen von Aquileja, Ravenna und Misenum an der Ausrüstung einer 300 Schiffe starken Flotte gearbeitet. Eine Niederlage, welche Theodorich durch die Römer erlitt, bestimmte diesen, sich von dem eingegangenen Bündnisse mit G. loszusagen und einen neuen Vertrag mit Majorian gegen jenen zu schließen. Nachdem Majorian Alles zur Ueberfahrt nach Afrika bereitet hatte, überstieg er die Pyrenäen und begab sich nach Saragossa. Zu Cadix sollten sich sämmtliche Landtruppen einschiffen, als G., geschreckt durch den Ruf des römischen Kaisers, Unterhandlungen anknüpfte. Majorian wies sie zurück; da verwüstete G. Mauritanien, vernichtete alle Unterhaltsmittel dieses Landes und vergiftete selbst die Quellen. Mittelst Bestechung gelang es ihm sogar, mehrere Flottenführer zu gewinnen, so daß diese einen Theil ihrer Schiffe bei Alicante den Vandalen auslieferten. Dadurch wurde die Unternehmung des Kaisers vereitelt, und Majorian sah sich gezwungen, über die Pyrenäen zurückzugehen und den Verlust seiner Schiffe zu Arelate zu ersetzen. Eine zweite Gesandtschaft G's wurde jetzt günstiger aufgenommen, und es kam ein neuer Vertrag zwischen den Römern und Vandalen zu Stande (461). In demselben Jahre fiel Majorian als ein Opfer der Ränke des mächtigen Ricimer. G., trotz aller Vorstellungen des oströmischen Kaisers Leo I., und ohne sich an die früheren Verträge zu halten, fuhr desto kühner fort, mit seiner Seemacht Sardinien, Sicilien und die italienischen Küstenländer zu verheeren. Ja er

wendete seine Waffen sogar gegen Illyrien, den Peloponnes und andere Ländereien und Inseln des griechischen Kaiserthums (468), unter dem nichtigen Vorwande, daß einige Schiffe des Kaisers Leo seine Küsten beunruhigt hätten. Leo beschloß, im Verein mit dem weströmischen Kaiser Anthemius, den König der Vandalen für seine treulosen Angriffe auf's Nachdrücklichste zu bestrafen. Mit unermeßlichen Kosten wurde eine Flotte von **1113** Galeeren ausgerüstet und mit 100,000 Soldaten bemannt, um Afrika zu erobern. Allein unglücklicher Weise wurde der Oberbefehl dem unwürdigen Basiliscus, einem Bruder der Kaiserin, übertragen. In den sicilianischen Gewässern vereinigte sich die Kriegsflotte, von wo sie nach den Küsten von Carthago absegeln sollte. Der Graf Marcellinus v. Dalmatien erhielt den Auftrag, die Vandalen aus Sardinien zu vertreiben; Heraclius und Marsus wurden abgeschickt, um die Vandalen auf der Seite der tripolitanischen Provinz anzufallen. Marcellinus Unternehmung gelang vollkommen. Er schloß sich, nachdem er Sardinien von den Vandalen gereinigt hatte, an Basiliscus an. Auch Heraclius und Marsus fochten glücklich gegen die Vandalen und rückten gegen Carthago vor, wo sie das Hauptheer unter Basiliscus bereits angekommen glaubten. Dieser aber hatte unkluger Weise 14 Stunden von Carthago Halt gemacht und dadurch dem König G. Zeit gelassen, sich vom ersten Schrecken zu erholen und seine Streitkräfte zu sammeln. Das Zögern des Basiliscus war die Folge des Verraths. Die mächtigen Feldherren Aspar und Ardabur, seit längerer Zeit mit Kaiser Leo unzufrieden, hatten dem Basiliscus den Purpur versprochen, wenn er die Unternehmung gegen G. scheitern machen würde. Basiliscus, von Natur zur Habsucht geneigt, ließ sich auch von G. bestechen und ging einen 5tägigen Waffenstillstand ein. Innerhalb dieser Zeit ließ G. eine Menge Brandschiffe ausrüsten, trieb diese bei Nacht mitten unter die römische Flotte und brachte dem Basiliscus eine vollständige Niederlage bei (468). Mit den Trümmern seiner Flotte kehrte er schimpfbeladen nach Sicilien zurück. Als Heraclius und Marsus von der Niederlage des Basiliscus Kunde erhielten, eilten sie nach Tripolis zurück und schlugen von dort den Rückweg nach Aegypten ein. Dies war das Ende der letzten Unternehmung gegen G. Von diesem Zeitpuncte an wagte es weder Leo, noch sonst ein römischer Kaiser, denselben anzugreifen, vielmehr schloß 474 nach Leo's Tode Zeno mit G. Frieden. — Bald darauf, 477, starb auch G., nachdem er 49 Jahre in Afrika geherrscht hatte, als 80jähriger Greis. Er, der mit wilder Wuth seine Siege bezeichnete und die Römer zu Sclaven machte, scheint von der Nemesis bestimmt, eine traurige Wiedervergeltung der Art zu üben, wie ehemals die übrige civilisirte Welt in römische Knechtschaft gefallen war. Er war ein Mann von überlegener Geisteskraft, welcher jede Sache schnell übersah und durchschaute. Schnelle Benutzung günstiger Umstände verschaffte ihm Sieg und wachsende Herrschaft. Oft dachte der Feind noch nicht an Gegenwehr, wenn G. schon angriff. Es war sein Grundsatz, dem Feind im Kriege nie Ruhe zu lassen. Durch Angriff kleinerer Corps an verschiedenen Puncten suchte er die feindliche Uebermacht zu zertheilen und zu schwächen. Aber von Seiten des Charakters und der Sittlichkeit betrachtet, war G. rauh und trotzig gegen seine Feinde, treulos und unzuverlässig gegen Freunde, wenn es seinen Vortheil galt, und verrätherisch und grausam, so oft es seine Zwecke erheischten. Er hinterließ seinen Söhnen, Hunerich, Genso und Theoderich, das ganze römische Afrika, Sicilien, Sardinien als ein blühendes Reich, in welchem die Schätze des Abendlandes zusammengehäuft waren. Nach seiner

letzten Willenserklärung sollte die Regierung stets auf den Aeltesten seines ganzen Geschlechts, als den Erfahrensten, forterben. Aber dadurch wurden Familienstreitigkeiten veranlaßt, welche dahin führten, daß unter dem Kaiser Justinian durch Belisar (s. d.) 534 dem vandalischen Reiche in Afrika ein Ende gemacht ward.

(Gibbon, Gesch. des Verfalls und Untergangs des röm. Reichs. — Fr. v. Kausler, Kriegsgeschichte aller Völker). La.

Gent (Gand), eine wohlbefestigte Stadt in der niederländischen Provinz Ostflandern, mit 10,000 Häusern und 66,000 Einwohnern, liegt am Zusammenfluß der Schelde, Lys, Lievre und Moere, hat eine große Citadelle, 13 öffentliche Plätze und ist durch viele Canäle in 26 Inseln getheilt, über welche 300 Brücken führen. Ihr Umfang beträgt 2 geogr. Meilen. Kaiser Karl V., der 1500 daselbst geboren worden ist, legte den Grund zu dem neuen Castell. 1578 den 8. Nov. wurde zwischen den Deputirten der Generalstaaten und dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien Pacification geschlossen, um die Räumung des Landes von den spanischen Truppen und die Aufhebung der Religionsedicte Philipp's II. zu bewirken. In den Jahren 1678, 1708, 1745, 1792 und 1794 hatte die Stadt nebst dem Castell bedeutende Belagerungen auszuhalten. Das härteste Schicksal traf dieselbe 1789 in der niederländischen Revolution, wo sich die Patrioten nach einem harten 4tägigen Kampfe derselben bemächtigten und vereint mit den Bürgern die kaiserliche Besatzung zwangen, Stadt und Castell zu verlassen. Nach der Wegnahme der Stadt versammelten sich daselbst die Stände von Flandern und erklärten den Kaiser Joseph II. der Souverainetät von Flandern verlustig. Obige Flüsse gaben Gelegenheit zu großen Ueberschwemmungen, welche die Befestigung um Vieles erhöhten. Eine dieser Ueberschwemmungen deckt 3 Bollwercke, die zweite, die sich von der Citadelle bis an die obere Schelde erstreckt, deckt 5, und die dritte umfaßt 8 Bollwerke und geht von der andern Seite der Citadelle bis an den Canal von Brügges.

Belagerung im Jahre 1678.

Den 1. März erschien Marschall de Humières mit 70 Escadronen vor Gent; den 4. langte der König Ludwig XIV. im Lager an und am andern Tage begannen die Arbeiten. Noch dieselbe Nacht wurde die Batterie Royale fertig und mit 30 Stücken besetzt. Die Bürgerschaft schätzte sich mit Allen, die Waffen führen konnten, auf 150,000 M. Den 6. stiegen die Gewässer, durch eine Dammdurchstechung noch befördert, plötzlich so hoch, daß über 3000 Franzosen ertranken und die übrigen ihre Quartiere schleunig verändern mußten. Sie warfen jetzt nach der Seite von Cortrick 2 große und 2 kleine Batterien auf und richteten ihre ganze Macht auf einen halben Mond. 5 Angriffe schlugen die Belagerten tapfer ab, wichen aber beim 6. zurück und überließen den halben Mond den Belagerern. Bald darauf eroberten Letztere auch den zweiten halben Mond, so daß der Bürgerschaft aller Muth benommen wurde und, weil kein Entsatz zu hoffen war, ein Vertrag abgeschlossen ward. Die Besatzung auf dem Castell vertheidigte sich noch bis zum andern Mittag und ging dann ebenfalls eine Capitulation ein.

Belagerung im Jahre 1708.

Um die nach einer sehr langwierigen und kostspieligen Belagerung eroberte Stadt Lille sicher zu stellen, war den Verbündeten der Besitz von Gent und Brügges nothwendig. Zum Glück für sie hätten die Franzosen diese Plätze schlecht besetzt und eben so schlecht verproviantirt. Die Stadt Gent war nur auf 2 Monate mit dem versehen, was zur Vertheidigung

derselben von Nöthen war. Der General de la Motte erhielt mit 15,000 M. Befehl, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. General Marlborough übernahm die Belagerung in eigener Person und kam am 11. Decbr. vor Gent an. Er bestimmte auf die der Stadt zugänglichen 3 Seiten auf jede einen Angriff. Der erste stand unter Befehl des Erbprinzen von Hessen, der zweite unter dem preuß. General Lottum und der dritte unter dem Herzog von Würtemberg. In der Nacht vom 24. zum 25. Dec. eröffneten die Belagerer die Laufgräben. Am folgenden Tage machten 2000 M. der Besatzung einen Ausfall gegen den Herzog von Würtemberg und brachten 2 Regimenter Engländer in Unordnung, mußten sich aber wegen herbeieilender Unterstützung bald wieder zurückziehen. Den 27. nahmen die Belagerer das Fort Rouge, wobei sie 200 M. zu Gefangenen machten. Marlborough, von den ungünstigen Gesinnungen unterrichtet, welche die Bürger der Stadt gegen die Franzosen hegten, eilte mit dem Batteriebau und den Anstalten zum Bombardement, und de la Motte, den Befehl des Königs vergessend, wartete nur auf die Vollendung dieser Batterien, um unter annehmlichen Bedingungen den Platz zu übergeben. Es wäre la Motte ein Leichtes gewesen, den Willen seines Königs zu erfüllen, wenn er nur noch einen Tag gewartet hätte. Ein plötzlicher Frost, der noch denselben Abend eintrat, als la Motte die Capitulation unterzeichnet hatte, war so heftig, daß in Zeit von 24 Stunden Flüsse und Gräben Lastwagen trugen, wodurch die Verbündeten genöthigt worden wären, die Belagerung aufzuheben, und la Motte wäre, anstatt mit einer schimpflichen Absetzung, mit dem ihm zugedachten Marschallstabe belohnt worden.

Ueberfall im Jahre 1814.

Während des Feldzuges der Alliirten 1814 in den Niederlanden waren bereits mehrere Festungen für die Franzosen verloren gegangen; da überfiel General Maison mit 7000 M. Infanterie, 800 Pferden und 19 Geschützen am 26. März den in Gent stationirten Obersten Bichalow und machte einen Theil des daselbst formirten belgischen Bataillons, so wie den Commandanten der Stadt, Oberst Polis, zu Gefangenen. Die Kosaken mußten sich zwar zurückziehen, vertheidigten sich aber während dessen auf das Tapferste. General Maison erließ während seines Aufenthaltes in Gent wiederholte Befehle an seine Truppen, die Einwohner der Stadt gut zu behandeln, forderte aber dennoch eine Summe von 2—300,000 Fr. Contribution und machte starke Requisitionen an Tuch, Leinwand rc. Um nicht unvermuthet überfallen zu werden, hatte er starke Posten gegen St. Nicolas Wasmünster und auf der Straße nach Alost vorgeschoben. Der Herz. v. Weimar, von dem Unternehmen des Generals Maison unterrichtet, hatte unverzüglich seine Dispositionen getroffen, um ihm wo möglich den Rückzug abzuschneiden. Er beorderte den General Grafen Wallmoden, die 1. Brigade seines Corps nach Alost zu dirigiren. Die 2. Brigade erhielt den Auftrag, den Generalmajor von Gablenz von Antwerpen abzulösen. Auch der preuß. Oberst Graf von Lottum war mit einigen preußischen und sächsischen Bataillonen nach Alost marschirt und hatte von da aus den Posten von Tremonde besetzt. Als General Maison die Dispositionen des Herzogs von Weimar erfuhr und dessen Macht nicht gewachsen zu sein glaubte, trat er noch am 30. März Morgens 3 Uhr seinen Rückzug an, ließ die Posten von Beinze und Sweweghen forciren und drang nach Courtrai vor, um von dort seinen Rückzug nach Lille fortzusetzen. Graf von Lottum besetzte noch an demselben Tage Gent und ließ den Feind von den Kosaken des Obersten Bichalow verfolgen. Der größte Theil von den gemachten Requisitionen, die der

General Maison auf 6 Schiffe geladen hatte, fiel den nacheilenden Kosaken unweit Sas van Gent wieder in die Hände. E. B.

Genua, seit dem Wiener Congreß von 1815 die Hauptstadt des zu Sardinien gehörigen Herzogthums Genua, mit 15,000 Häusern und 80,000 Einwohnern am mittelländischen Meere, mit einem geräumigen, gut befestigten Hafen und nach der Landseite durch eine doppelte Reihe von Werken geschützt, deren äußerste die Anhöhen begrenzt, welche die Stadt dominiren. Die erste Nachricht von dem Dasein Genua's giebt Livius XXVIII, 46., nach welcher dieselbe 205 v. Chr. durch den Carthaginenser Mago zerstört, 2 Jahr später aber durch die Römer wieder aufgebaut wurde. Seitdem handelte es stets im Interesse Roms und blieb unter dessen Herrschaft bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Nach dieser Epoche soll es den Ostgothen unterthan gewesen sein, welchen es Belisar wieder entriß und den oströmischen Kaisern unterwarf. 670 durch die Longobarden zerstört, wurde es gleich darauf wieder aufgebaut und blieb unter longobardischer Herrschaft, bis Karl der Große 774 diesem Reiche ein Ende machte. Seitdem durchlief Genua bis in's 11. Jahrhundert eine Reihe von Schicksalen, denen ähnlich, welche alle größeren Städte der Lombardei trafen, nur daß es 932 viel durch die Araber litt, und daß ihr neues Gedeihen im Anfang des 11. Jahrhunderts um einige Jahrzehnte dem anderer lombardischer Städte zuvorkam. Genua war schon früher im Besitz des Levantehandels als selbst Venedig, und schon 1070 führte es einen Krieg mit den Pisanern, dessen glücklicher Ausgang ihm den Besitz von Corsica und das Handelsübergewicht im mittelländischen Meere sicherte. Doch erst zur Zeit des ersten Kreuzzuges tritt Genua eingreifend in die Ereignisse der Zeit auf. Seine Flotten halfen Antiochia, Tripolis, Cäsarea und Jerusalem erobern, und König Balduin von Jerusalem räumte den Genuesern für diese geleisteten Dienste einen Theil seiner Hauptstadt ein. 1118 wurde Corsica wieder die Veranlassung eines Krieges zwischen Genua und Pisa, welcher nach 13 Jahren ganz zum Vortheil der Genueser endete. Bald darauf 1146 wendeten sie ihre Waffen gegen die Saracenen auf der Insel Minorca und an den spanischen Küsten, wo sie gemeinschaftlich mit dem König von Castilien die feste Stadt Almeira belagerten und nach einer hartnäckigen Vertheidigung mit Sturm eroberten. Als Kaiser Friedrich I. zum ersten Male in Italien erschien (1154), suchte er Genua durch gütliche Unterhandlung dahin zu bringen, sich dem Reiche tributpflichtig zu erkennen. Bei seinem 2. Römerzuge, den er mit größern Streitkräften unternahm, mußte sich die Republik seinen Schutz mit 1200 Mark Silber erkaufen. Der Krieg mit den Pisanern erneuerte sich, und zwar dies Mal um den Besitz von Sardinien, das Genua getheilt, Pisa ganz besitzen wollte. Nach 10jährigem blutigen Kampfe beendete der Kaiser denselben durch einen Machtspruch (1175), indem er den Genuesern die beiden Provinzen Cagliari und Oristagni zutheilte und die Pisaner auf den Rest von Sardinien beschränkte. 1190 wurde die Regierungsform von Genua geändert. Die Consularwürde ward abgeschafft und an deren Stelle ein jährlich neu zu wählender Podestà gesetzt, der nach dem Gesetz ein Ausländer sein durfte, um desto unparteiischer die innern Zwistigkeiten der Bürger zu schlichten. In dem Kriege Kaiser Heinrich's VI. zur Unterwerfung Siciliens 1194 bediente sich dieser sowohl der genuesischen, als der pisanischen Flotte. Die Eifersucht dieser beiden Republiken brach während desselben nochmals in einen blutigen Krieg aus, welcher erst 1210 endete und den Genuesern den Besitz der Stadt Syrakus verschaffte. 1227 wurden die abgefallenen Städte Albenga und

Savona wieder zurückerobert und 1230 den Alexandrinern die Stadt Capriata abgenommen. Der Kampf der Welfen und Ghibellinen (s. d.) hatte auch in Genua seine Verzweigungen. Hier standen an der Spitze der Erstern die mächtigen Häuser der Fiesco's und Grimaldi's, während die Spinola's und Doria's die Häupter der Ghibellinen bildeten. Ueber 3 Jahrhunderte dauerte hier dieser Kampf, und alle Schicksale, welche Genua während dieser Zeit erduldet, wurden durch den Erfolg dieses Parteikampfes herbeigeführt. In dem Kampfe zwischen dem Papste und dem Kaiser Friedrich II. trat Genua auf Seite des Ersteren. Ein gefährlicher Krieg bedrohte die Republik sowohl von der Land-, als von der Seeseite; doch ging sie glücklich daraus hervor, indem sie die Pisaner, die Verbündeten des Kaisers (1526) zum Frieden zwang. Im folgenden Jahre verlangte das Volk einen Antheil an der Regierung und setzte einen Capitano del Popolo über den Podestà; zwar wurde nach 5 Jahren diese Würde wieder abgeschafft, 1290 aber auf's Neue anerkannt, und zwar dieselbe einem jedes Jahr neu zu erwählenden Fremden übergeben und die Aeltesten und Räthe zur Hälfte aus dem Adel und aus dem Volke gewählt. Die immer wachsende Macht der Republik Venedig hatte schon lange die Eifersucht Genua's erregt. Beide Republiken waren seit längerer Zeit in dem Besitze eines Drittheils von Ptolemais. Ein Streit zwischen einigen Kaufleuten beider Nationen führte 1258 zu einem offenen Kriege. Venedig trat in ein Bündniß mit Pisa und alle 3 Republiken sendeten zahlreiche Flotten nach Ptolemais, um ihre Rechte dort zu behaupten. Am 24. Juni 1258 kam es in der Nähe dieser Stadt zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Genueser eine völlige Niederlage erlitten, 25 Schiffe verloren, und genöthigt waren, Ptolemais gänzlich zu verlassen. Durch Vermittelung des Papstes Alexander IV. kam ein vorläufiger Friede zu Stande. Während dessen dauerte der Kampf im Innern fort. Es gelang den Ghibellinen, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen und die Würde des Capitano an sich zu bringen. Die vertriebenen Welfen wendeten sich an Karl I. von Sicilien und führten durch seine und mehrerer lombardischer Städte Unterstützung einen verderblichen Krieg auf das genuesische Gebiet, bis endlich Papst Innocenz V. den Frieden 1276 vermittelte und die Verbannten zurückberufen wurden. Ein neuer Krieg mit Pisa unterbrach auf einige Zeit die inneren Zwistigkeiten. Oberto Doria schlug am 6. Aug. 1288 die pisanische Flotte bei der Insel Porto Venere mit einem Verluste von 5000 Todten und vielen Gefangenen, nahm ihr 1290 die Insel Elba und zerstörte den Seehafen von Pisa, so daß sich diese Republik nie wieder erholen konnte und Genua auf diese Weise seiner gefährlichsten Nebenbuhlerin entledigt war. Desto stolzer hob aber Venedig sein Haupt empor. Handelsvortheile im Orient führten 1293 einen abermaligen Krieg zwischen beiden Republiken herbei. Die Venetianer eröffneten die Feindseligkeiten; eine Flotte von 60 Schiffen drang bis nach Pera, derjenigen Vorstadt Constantinopels, in welcher die Genueser ihre Niederlassungen hatten und zerstörte diese 1296. Von hier segelte sie nach dem schwarzen Meere, wo die Niederlassungen der Genueser gleiches Schicksal erlitten. 2 Jahre darauf erschien der genuesische Admiral Camba Doria mit 66 Schiffen im adriatischen Meere. Karl und Andreas Dandolo führten ihm eine Flotte von 95 venetianischen Schiffen entgegen, wurden aber am 8. Sept. 1298 nach einem hartnäckigen Kampfe vollständig geschlagen; nur 12 venetianische Schiffe entgingen dem Verderben. Mitten unter neuen Rüstungen ward im folgenden Jahre durch die Vermittelung des Herzogs von Mailand Frieden geschlossen. Venedig mußte sich verpflichten, während der nächsten 30 Jahre weder das schwarze Meer,

noch die syrischen Gewässer zu beschiffen. Der Friede gab den inneren Zwistigkeiten wieder Raum. Die Welfen, welche ihren Gegnern die Regierung entreißen wollten, wurden vertrieben und suchten außerhalb Hilfe. Doch die Anmaßungen der Spinola erzeugten selbst Uneinigkeit unter den Ghibellinen. Die Doria's verließen Genua, stellten sich an die Spitze der Welfen und lieferten den 10. Juni 1310 dem Obizzo Spinola ein blutiges Treffen, in welchem sie einen völligen Sieg errungen. Als Kaiser Heinrich VII. 1311 auf seinem Zuge nach Rom Genua berührte, gelang es ihm, den Frieden dort wieder herzustellen. Dafür ward ihm zum Danke die Regierung der Republik auf 20 Jahre übertragen; er starb jedoch schon im folgenden Jahre, worauf die inneren Unruhen auf's Neue wieder ausbrachen. Die Partei der Welfen gewann die Oberhand und bemächtigte sich des Tribunats. Die Spinola und Doria's verbanden sich wieder und belagerten Genua 1318. König Robert von Neapel eilte der Stadt zu Hilfe, warf sich in dieselbe und ward auf 10 Jahre als Staatsoberhaupt der Republik anerkannt. Durch einen kräftigen Ausfall zwang er die Ghibellinen zur Aufhebung der Belagerung; doch kaum hatte er sich aus der befreiten Stadt entfernt, als die Ghibellinen mit neuen Streitkräften vor derselben erschienen und sie auf's Neue belagerten. Erst nach 4jährigen Drangsalen gelang es den Belagerten, sich durch einen Ausfall zu befreien. 1339 erwählten die Genueser endlich nach vielen Umwälzungen einen Dogen, Simon Boccanegra; zu gleicher Zeit ward die Partei der Welfen von der Regierung ausgeschlossen und diese kam wieder in die Hände der Ghibellinen. Noch immer suchten die Genueser sich in dem ausschließlichen Besitze des Handels im schwarzen Meere zu behaupten. Venedig allein machte ihnen dieses Recht streitig. 1349 überfiel eine venetianische Flotte in der Nähe von Caristo auf Euböa eine genuesische und brachte ihr eine blutige Niederlage bei. Die neuen ungeheuren Rüstungen Genua's vermochten Venedig zu einem Bündnisse mit dem König von Arragonien. Die vereinigte venetianisch-arragonische Flotte ward auf dem Wege nach Pera von einem Sturme überfallen und so übel zugerichtet, daß sie nicht länger die See halten konnte. Im folgenden Jahre 1353 stieß die vereinigte Flotte in der Meerenge der Dardanellen auf die genuesische unter Paganino Doria. Hier kam es zu einer Schlacht, in welcher die Genueser einen theuer erkauften Sieg erkämpften. Doch hielt dieser Verlust den venetianischen Admiral Nicolaus Pisani nicht ab, den Genuesern noch in demselben Jahre beim Cap Cagliari (s. d.) ein neues Treffen zu liefern und hier durch einen vollständigen Sieg die letzte Niederlage wieder gut zu machen. Die genuesische Flotte war vernichtet und die Venetianer hatten Muße, in dem Hafen der Insel Sapienza ihre Schiffe auszubessern. Da erschien Doria unvermuthet vor diesem Hafen und nahm 30 venetianische Schiffe nebst 6000 M. gefangen, die er im Triumph nach Genua führte. Hierdurch sah sich Venedig genöthigt, den durch den Herzog von Mailand vermittelten Frieden anzunehmen, wonach es 200,000 Fl. Kriegskosten an Genua geben und allen seinen Handelsschiffen die Häfen des schwarzen Meeres, mit Ausnahme von Theodosia, verbieten mußte. Der König Peter II. von Cypern hatte in diesem Kriege den Venetianern Vorschub geleistet und konnte sich nur durch die Abtretung der Stadt Famagusta von der angedrohten Strafe der Genueser loskaufen, 1374. In dem Kriege von Chiozza (s. Oestr. Milit. Zeitschrift, Jahrgang 1823, Bd. 4.) 1378—1381 trat Genua dem Bündnisse bei, welches der Herzog von Padua, der König von Ungarn, der Patriarch von Aquileja, der Herr von Verona und der Handelsstadt Ancona, gegen Venedig und Mailand geschlos-

sen hatte. Den Antheil, den Genua daran nahm, beschränkte sich fast allein auf den Seekrieg. Bei dem Vorgebirge von Antium kam es am 6. Mai 1378 zwischen der genuesischen und venetianischen Flotte zur Schlacht. Ludwig Fiesco befehligte die erstere, Victor Pisani die zweite; der Sieg entschied sich nach langem Schwanken für die Venetianer. Eine neue genuesische Flotte unter Lucian Doria erschien im adriatischen Meer und suchte Venedig alle Zufuhr abzuschneiden; es gelang ihr auch, so viele kleine Vortheile zu erlangen, daß sie zu Anfang des folgenden Jahres (1379) wieder die Offensive ergreifen konnte. Sie erschien Ende Mai's vor dem Hafen von Pola, wo die Venetianer überwintert hatten, und indem sie den Feind über ihre wahre Stärke zu täuschen wußten, gelang es ihr, diesen zu einem Treffen zu verlocken, in welchem die ganze Seemacht Venedigs vernichtet wurde. Die Genueser erschienen nun vor Venedig und eroberten nach einer 6tägigen Blokade Chiozza, wodurch sie Herren eines gesicherten Zuganges aus der hohen See in die Lagunen wurden. Doch weiter konnten sie ihren Vortheil auch nicht verfolgen; die mannhafte Vertheidigung Pisani's wies sie überall mit Nachdruck zurück. Zu Anfang 1380, als die genuesische Flotte schon 9 Monate die See gehalten und dadurch nicht wenig gelitten hatte, faßte Pisani den kühnen Entschluß, den Feind in dem Hafen von Chiozza einzuschließen. Die Ausgänge derselben wurden durch versenkte Schiffe gesperrt und das genuesische Heer von allen Seiten umgeben; die glückliche Rückkehr eines venetianischen Geschwaders unter Karl Zeno begünstigte das Unternehmen und am 24. Juni sah sich die genuesische Flotte, nach vielen vergeblichen Versuchen, sich durchzuschlagen, genöthigt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Im folgenden Jahre kam durch die Vermittelung des Herzogs Amadeus von Savoyen der Friede zu Stande, in welchem sowohl Genua als Venedig dem Handel an den Mündungen des Don entsagen und jede der Republiken 100,000 Scudi Caution stellen mußten, als Gewähr für die genaue Erfüllung der Friedensbedingung. Kaum war der Friede hergestellt, als auch die innern Zwistigkeiten wieder zum Vorschein kamen. Die Volkspartei ward immer mächtiger und verlangte immer größern Antheil an der Regierung. Da beschloß der Adel, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Der Doge Adorno bot König Karl VI. die Oberherrschaft über Genua an. Der französische Marschall Boucicault, den der König zur Beruhigung von Genua abgesendet, stellte durch strenge Maßregeln den Frieden 1405 wieder her. Doch einige Jahre später 1409 empörten sich die durch die Bedrückungen der Franzosen aufgebrachten Genueser, hieben die zurückgelassene französische Besatzung nieder und stellten den Markgrafen Theodor von Montferrat mit dem Titel eines Generalcapitains an die Spitze der Staatsverwaltung; 1415 ward aber auch dieser aus Genua vertrieben und Georg Adorno zum Dogen erwählt. Während dieser innern und äußern Stürme, unter denen Genua fast erlag, fällt die Errichtung der Georgenbank (1407), eines Instituts, eben so wichtig für das allgemeine Interesse Genua's, als bewundernswerth wegen seiner inneren Einrichtungen, durch deren weise Verwaltung es allein möglich war, daß in einem so zerrütteten Staate ein zweiter zahlreicher Staat völlig ruhig sich verhielt, der den Leidenschaften fast noch reizendere Gegenstände darbot, als der erstere. Nie aber hat eine Faction es gewagt, sich hier zu vergreifen, sondern jede siegende Partei hat die Constitutionen der Georgenbank beschworen und sie unverletzt erhalten (s. Uberti Folietae Hist. Genuens. L. IX. und X. und Bizarus, de statu et admin. Reip. Gen.). In einem Kriege mit dem Könige Alfons von Arragonien, welcher der Republik die Insel Corsica

entreißen wollte, war dieselbe so glücklich, dem Könige alle gemachten Eroberungen wieder zu entreißen und ihn zur gänzlichen Räumung der Insel zu nöthigen. Nicht so gut erging es ihr in dem 1421 ausgebrochenen Kriege mit dem Herzog Philipp Maria von Mailand. Nachdem der mailändische Feldherr Carmagnola (s. d.) Albenga und mehrere andere feste Plätze erobert hatte, erschien er vor Genua und schloß diese Stadt von der Land- und Seeseite ein. Die Genueser, zu schwach, solchen Streitkräften zu widerstehen, erkannten die Oberherrschaft des Herzogs an und erkauften den Rückzug seiner Truppen durch die Abtretung der Stadt Sarzana. Dem unruhigen Geiste der Genueser Nahrung zu geben, verflocht der Herzog dieselben unaufhörlich in äußere Kriege; da er aber keineswegs geneigt war, der Republik die Früchte ihrer Siege zu überlassen, so empörte sie sich bald gegen die mailändische Oberherrschaft, verjagte die Truppen des Herzogs aus der Stadt und kehrte durch eine neue Dogenwahl zu ihrer alten Verfassung zurück.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken zog auch den Untergang der meisten genuesischen Etablissements am schwarzen Meere nach sich. Seitdem war der Levantehandel der Genueser unwiederherstellbar verloren. Bei der fortdauernden innern Anarchie war weder an Ersatz dieses Verlustes, noch an Wiedererlangung desselben zu denken. Von 1458—1464 hatten sich die Genueser unter französische Souverainetät begeben, um gegen den König von Arragonien und Sicilien Schutz zu haben. Von 1464 an gehörte Genua fast ununterbrochen zu Mailand, bis König Ludwig XII. von Frankreich 1499 sich dieses Herzogthums bemächtigte, da dann auch Genua sich dem französischen Schutze übergab. Während der vielfachen Versuche, sich dieser Oberhoheit wieder zu entziehen, bot Genua ein trauriges Bild der größten Anarchie dar, und als König Franz I. nach der Schlacht bei Marignano (s. d.), Genua abermals unterwarf, erschien der kaiserliche General Prosper Colonna 1522 vor dieser Stadt, eroberte sie und übergab sie der Plünderung. Allen diesen Leiden machte endlich der große Seeheld Andreas Doria (s. d.) ein Ende; er trat mit dem Kaiser Karl V. in Unterhandlung, befreite 1528 sein Vaterland von aller fremden Herrschaft und gab ihm eine neue bleibende Verfassung. 28 Familien wurden aus der gesammten Stadtbürgerschaft gewählt, welche von nun an den Adel Genua's bilden sollten, und nur diesen allein war der Zutritt zu den obrigkeitlichen Aemtern und zu der Dogenwürde gestattet. Durch diese Wahl, welche sowohl Adelige, als Bürgerliche, Kaufleute wie Professionisten traf, wurden alle Privilegien der bisher mächtigen Familien vernichtet und selbst der Name der bisherigen Parteien vergessen. Trotz dieser großen Verdienste, welche sich Andreas Doria um die Republik erwarb, und welche ihm den Namen eines Vaters des Vaterlandes erwarben, brach im J. 1547 dennoch eine Verschwörung, mehr gegen das Haus Doria, als gegen die gegenwärtige Verfassung aus, welche aber mit dem Tode des Urhebers, des Ludwig Fiesco, endete. Die Reibungen zwischen dem alten und neuen Adel, welche die Persönlichkeit Doria's im Zaume hielt, brachen nach seinem Tode in lichte Flammen aus, und es würde zu einem blutigen Bürgerkriege gekommen sein, wenn nicht der Papst und der Kaiser sich in's Mittel geschlagen und den Frieden wieder hergestellt hätten. Die Verfassung von 1528 wurde verändert, Begriff und Rechte des Adels wurden fixirt und die Scheidung desselben vom Volke so gemacht, daß weder dem Adel die nöthigen Nahrungsquellen entzogen, noch einer gar zu zahlreichen Masse des Volkes der freie Zutritt zu jenem regierenden Corps eröffnet würde; die Constitution erhielt damals (den 17.

März 1576) ihre Vollendung und erhielt sich mit wenigen Modificationen bis zum Untergange der Republik. Sie ist im Wesentlichen folgende:

Die Majestät der Verfassung beruht auf dem Dogen, welcher von dem Augenblick an, da er vom großen Rath gewählt wird, 2 Jahre in seinem Amte bleibt, dessen aber keiner fähig ist, wer nicht 50 Jahre alt ist. Nach Verlauf dieser 2 Jahre bleibt er, so lange er lebt, im Kammeralcollegium (Collegio de' Procuratori) und heißt Procuratore perpetuo, zum Unterschiede von den andern, welche es nur 2 Jahre bleiben. Nach dem Dogen folgt der Senat, der in bürgerlichen Sachen die höchste Macht hat. Er besteht aus 12 Senatoren (Governatori), welche ebenfalls 2 Jahr im Amte bleiben. 2 Senatoren müssen abwechselnd 4 Monate im königlichen Palast residiren, um sowohl die Streitigkeiten unter den Bürgern zu entscheiden, als auch in unerwarteten Vorfällen mit dem Dogen die nöthigen Verfügungen zu treffen. Nach dem Senat kommt das Kammeralcollegium, welches aus 8 zweijährigen und den beständigen Procuratoren besteht. Es hat die Aufsicht über die Finanzen, und ihre Mitglieder genießen alle Vorrechte der Senatoren. In Staats- und in vielen andern Angelegenheiten hat die Kammer gleiche Macht mit dem Senate, und daher versammeln sich beide täglich und heißen alsdann, wenn sie gemeinschaftliche Sitzungen haben, die Collegien (Collegi). Diese prüfen alle wichtigen, sowohl innere als äußere Staatsangelegenheiten, fassen aber nur in Sachen, die für ihr Amt gehören, entscheidende Schlüsse; die andern übergeben sie dem kleinen Rath (minor Cosiglio). Sowohl die Procuratoren als Governatori müssen 40 Jahr zurückgelegt haben und werden durch's Loos aus dem Loostopf gezogen; in diesen Loostopf werden aber nur die Namen von 120 gelegt, welche vom großen Rath gewählt sind. Der kleine Rath besteht aus 200 Edelleuten, welche ebenfalls ihr 40. Jahr zurückgelegt haben müssen. In demselben werden die zuvor in den Collegien verhandelten Gegenstände geprüft und dann die nöthige Entschließung gefaßt. Es steht diesem Rathe das Recht zu, über Krieg und Frieden zu erkennen; es müssen aber ⅘ gleiche Stimmen sein, und es darf die Versammlung nicht unter 130 Beisitzer zählen. Den Vorsitz sowohl im kleinen als im großen Rath führen der Doge und die Collegien. Der große Rath besteht aus allen Edelleuten, welche ihr 22. Jahr zurückgelegt haben, keine Geistlichen sind, keinem fremden Fürsten dienen und in keinem Ritterorden stehen. Diesem steht die gesetzgebende Macht und das Recht zu, die Staatswürden durch Stimmenmehrheit zu vergeben. Der kleine Rath wählt alle Jahre im December 30 Wahlherren, welche zuerst diejenigen auswählen, die man für die würdigsten für den kleinen Rath hält, und alsdann bilden sie den großen Rath, welchem sie, da er keine bestimmte Anzahl hat, alle diejenigen beizählen, welche die oben angezeigten Ausnahmen nicht haben, oder sich sonst durch ihre Aufführung dieses Rechts nicht unwürdig gemacht haben. Außer diesen Staatsämtern bestehen noch 1) die Supremi Sindicatori, welche darüber zu wachen haben, daß keiner die Grenzen seiner Macht überschreite; 2) die Inquisitori di Stato, welche über die Sicherheit und Ruhe des Staates wachen; 3) die Inquisitori di Guerra, welche über die Truppen die Aufsicht haben; 4) die Aufseher über den Vorrath an Getreide. Die St. Georgengesellschaft hat ihre besondere Regierungsverfassung und ist ganz von der Republik getrennt. Sie hat ihren eigenen großen Rath, bei welchem alle Personen von jedem Range den Zutritt haben, welche für einen bestimmten Theil dabei interessirt sind. Unter den verschiedenen obrigkeitlichen Aemtern dieser Gesellschaft ist das der Protettori della Casa di San Giorgio das wichtigste.

Durch die Einführung dieses Grundgesetzes von 1576 schienen alle inneren Zwistigkeiten beseitigt zu sein; aber von Außen erhob sich ein neuer gefährlicher Feind. Der Vergrößerungsgeist des Hauses Savoyen, der sich damals noch nicht vom Mailändischen nähren konnte, versuchte sich am genuesischen Gebiet. Das Anschließen Genua's an das spanische Interesse entfremdete Frankreich der Republik und zog ihr einen langwierigen Krieg zu (1625—1631), in welchem sie den 11. April durch das vereinigte französisch-savoyische Heer bei Voltaggio eine entscheidende Niederlage erhielt, deren Folgen aber durch den Einfall eines spanischen Heeres in's savoyische Gebiet gemildert wurden. Den vereinigten Bemühungen Frankreichs und Spaniens gelang es erst lange nach dem zwischen diesen beiden Mächten geschlossenen Frieden, auch Savoyen und Genua zu vergleichen. Den 27. Novbr. 1631 kam zu Madrid ein Friede zu Stande, in welchem Savoyen das streitige Zuccarello der Republik für 60,000 Scudi überließ. Ein Grenzstreit zwischen einem genuesischen und savoyischen Dorfe wurde die Veranlassung eines neuen Krieges (1672—73), weniger merkwürdig durch seine Folgen, als durch die während desselben auf savoyischem Betrieb ausgebrochenen Verschwörung des la Torre, welcher das Leben des Dogen und sämmtlicher Senatoren bedrohete. Obgleich nun der Anschlag vereitelt wurde, so trug er doch viel zur Bitterkeit bei, mit welcher dieser Krieg geführt wurde. Die Mißhelligkeiten mit Frankreich wegen der spanischen Allianz führten auf's Neue zu einem Kriege.

Bombardement von 1684.

Am 17. Mai dieses Jahres erschien eine französische Flotte von 18 Kriegsschiffen, 20 Galeeren, mehreren Branders und eine Menge anderer kleiner Fahrzeuge, unter dem Commando des Marquis von Seignelay, vor dem Hafen von Genua und bat um Einlaß. Da nun die Republik ihm durch eine Deputation dies Gesuch abschlagen ließ, erklärte er, wie die Republik den Zorn des Königs von Frankreich verdient hätte und nur dessen Verzeihung wieder erhalten könnte, wenn sie 1) die 4 neu ausgerüsteten Galeeren dem Könige übergeben, und 2) 4 der vornehmsten Senatoren nach Frankreich schicken würde, welche beim Könige Abbitte thun und zu gleicher Zeit die Versicherung geben sollten, daß die Republik sich in Zukunft nur französischem Schutze anvertrauen und allen französischen Befehlen nachkommen würde. Zur Berathung dieser Vorschläge wurde der Republik nur 5 Stunden Bedenkzeit gelassen. Doch die Genueser, weit entfernt, auf solche schimpfliche Forderungen auch nur zu antworten, trafen unter der Leitung ihres tapfern Generals, des Don Carlo Tassis, alle Anstalten zu einer standhaften Gegenwehr. Noch an demselben Abend eröffnete der französische Admiral das Bombardement und warf in 2 Tagen 2000 Bomben in die Stadt. So groß die Verwüstungen eines solchen Feuers auch waren, so konnten sie doch die Genueser nicht bestimmen, sich den französischen Forderungen zu unterwerfen. Da schickte am 22. der Marquis von Seignelay auf's Neue, der Stadt die Gnade des Königs unter den angezeigten Bedingungen anbietend. Aber der Doge Augustinus Saluzzo ließ ihm wissen, daß die Genueser nicht gewohnt seien, unter dem Feuer feindlicher Geschütze Berathung zu pflegen, sie vertrauten ihrer guten Sache und verließen sich auf den Muth der Ihrigen, wollten übrigens mit der größten Beständigkeit auch die gänzliche Zerstörung ihrer Stadt mit ansehen. Den 23. Mai unternahmen die Franzosen mit beinahe 4000 M. eine Landung auf der Vorstadt S. Pietro d'Arena und steckten auch dieselbe größtentheils in Brand; die Truppen mußten sich aber bald wieder in die Schiffe zurückbegeben, weil sich der

Wind geändert. Den 25., 26. und 27. wurde das Bombardement mit der größten Heftigkeit fortgesetzt, so daß 10,000 Bomben in die Stadt geworfen, ⅔ derselben zu Grunde gerichtet und bis 10 Millionen Schaden zugefügt worden. Die Hartnäckigkeit der Vertheidigung und die Nachricht von der Ankunft einer spanischen Flotte, welche bereits zu Livorno angelangt sei, bewog die Franzosen, in der Nacht des 28. Mai abzuziehen, nachdem sie 1 Kriegsschiff, 2 Galeeren und 600 M. verloren hatten.

Zur Fortsetzung des Krieges geschahen nun in Genua die eifrigsten Rüstungen und es wurde die Kriegsmacht der Republik auf 14,000 M., 12 Galeeren und 6 Kriegsschiffe gebracht. Außerdem versprach der König von Spanien eine Hilfe von 14,000 M., 27 Galeeren und 12 Kriegsschiffen. Während dessen aber bemühten sich die Höfe Europa's, einen Frieden zu vermitteln, dessen harte Bedingungen indessen für Genua zu schimpflich waren, als daß es nicht den letzten Kampf um seine Freiheit wagen mußte. Als daher im November auf's Neue 30 französische Galeeren und 10 Kriegsschiffe auf der Rhede von Genua erschienen und sich eine feindliche Landmacht von 26,000 M. den Grenzen der Republik näherte, sahen sich die Genueser gezwungen, dennoch in diese harten Bedingungen zu willigen. Am 12. Januar 1685 kam ein Vergleich unter folgenden Bedingungen zu Stande: 1) Sollte der Doge und 4 Rathsherren nach Paris kommen und persönlich Abbitte beim Könige thun; 2) sollte die Republik binnen 4 Wochen alle spanischen Hilfsvölker aus ihrem Lande entfernen und der spanischen Allianz entsagen; 3) alle seit 3 Jahren neuerbauten Galeeren entwaffnen; 4) statt Vergütigung der Kriegskosten zur Ausbesserung der durch das Bombardement zerstörten Klöster und Kirchen, die vom Papste vorzuschreibende Summe zahlen (Theatrum europaeum, T. XII.). In dem spanischen Erbfolgekriege blieb Genua neutral, hatte aber dennoch durch die kaiserlichen Heere zu leiden, die es häufig mit Contributionen beschwerten. Die Unruhen, welche 1726 in Corsica ausbrachen und später (1736) durch die Erhebung des Baron Theodor's v. Neuhof zum König von Corsica einen sehr ernsthaften Charakter annahmen, endeten erst gänzlich durch den Verkauf dieser Insel an Frankreich, 1766. Außerdem wurde Genua auch genöthigt, an dem östreichischen Erbfolgekriege Theil zu nehmen. Es hatte nämlich die Republik 1713 Stadt und Marquisat Final vom Kaiser käuflich erstanden und war seitdem in dem ungestörten, von allen übrigen Mächten Europa's anerkannten Besitz derselben geblieben. Dessen ungeachtet übermachte die Königin von Ungarn, Maria Theresia, in dem Wormser Tractat (1743) alle ihre Ansprüche auf diese Landschaft dem König von Sardinien, und die Genueser sollten ihre wohlbezahlten Besitzungen, selbst ohne entschädigt zu sein, dem Könige einzuräumen, weil es das Wohl von Italien fordere. Nach vielen fruchtlos gebliebenen Unterhandlungen schloß Genua 1745 ein Bündniß mit Frankreich, Spanien und Neapel, wodurch denn der Krieg mit Oestreich, England und Sardinien unvermeidlich wurde. 12,000 Genueser vereinigten sich mit der französisch-spanischen Armee und hatten Theil an dem zuerst errungenen Vortheile im Mailändischen. Als aber die Verbündeten nach dem Verluste der Schlachten von Piacenza (den 14. Juni 1746) und Rottofredo (den 8. Aug. 1746) die Lombardei räumen und sich auf das Genuesische zurückziehen mußten; als ferner die Oestreicher die Bocchetta, den Schlüssel zu Genua, erstürmt hatten und die Verbündeten die Stadt ihrem Schicksale überließen, gerieth diese in die allergrößte Noth. Am 4. Septbr. erschienen die Oestreicher vor Genua und setzten sich in der Vorstadt S. Pietro d'Arena fest. Den 5. Sept. sandte

die Stadt Abgeordnete an den östreichischen General, den Marquis v. Botta, um über die Bedingungen einer Capitulation zu unterhandeln. So hart diese auch ausfielen, so sah sich die Republik dennoch genöthigt, sie einzugehen. Sie enthielt folgende Bedingungen: Man sollte den Oestreichern in wenigen Stunden die Thore der Stadt abtreten; die Garnison sollte sich als kriegsgefangen ergeben; man sollte alles Geschütz, Gewehre, Kriegs- und Mundvorrath ausliefern; die Republik sollte allen Unterthanen und Soldaten befehlen, während des Krieges keine Feindseligkeiten gegen die östreichischen Truppen auszuüben; der Hafen sollte allen Fahrzeugen der Alliirten der Kaiserin geöffnet sein; alle Effecten der Spanier, Neapolitaner und Franzosen sollten ausgeliefert werden; der Festung Gavi sollte sogleich der Befehl zugehen, daß sich die Besatzung daselbst gefangen ergebe; die östreichischen Truppen sollten in allen ihren Angelegenheiten freien Zugang zu allen genuesischen Plätzen haben; es sollten alle gefangenen Oestreicher sogleich auf freien Fuß gesetzt werden. Dafür sollte die Armee die strengste Mannszucht halten und Alles baar bezahlen; endlich sollte die Republik 3 Millionen Genuinen Kriegsentschädigung entrichten. Den 7. Septbr. zogen 8000 Oestreicher in Genua ein und besetzten die beiden wichtigsten Stadtthore. Sie errichteten an der Stelle des Wappens der Republik das östreichische auf dem Regierungspalast und legten eine Wache von 4 Grenadiercompagnien hinein. 9 oder 10 Bat. blieben in der Vorstadt S. Pietro d'Arena; die übrigen Truppen folgten unter dem Befehle des Generals Browne den Franzosen und Spaniern nach der Provence. In Genua verbreitete die Strenge, mit welcher die verlangten Contributionen eingetrieben wurden, Schrecken und Verzweiflung, und da der General Botta zur Ergötzlichkeit des Heeres abermals 50,000 Genuinen verlangte und außerdem die Bedürfnisse der Armee nicht bezahlt wurden, so empörten sich die Gemüther der Genueser, angeregt durch mehrere kriegsgefangene französische und spanische Officiere, so daß es nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um einen allgemeinen Aufstand herbeizuführen.

Aufstand 1746.

Zur Belagerung von Antibes bedurften die Oestreicher schwerer Geschütze und bestimmten dazu die durch die Capitulation erhaltenen genuesischen. Bei der Fortschaffung derselben aus der Stadt kam es am Abend des 5. Decbr. zu einem Streite zwischen dem Volk und den östreichischen Soldaten, wodurch eine Menge Volk herbeigelockt wurde, welches die Soldaten an der Verrichtung ihrer Arbeit hinderte und sie mit Steinwürfen davon trieb. Am andern Morgen wollten die Oestreicher fortfahren mit dem Transport der Geschütze; aber kaum ließen sie sich am Thomasthore sehen, als sie mit einem Hagel von Steinen empfangen und zum Weichen gebracht wurden. In einem Augenblick gerieth die ganze Stadt in Gahrung; Alles suchte Waffen und schoß aus den Häusern auf die Oestreicher. Der General Botta hatte von den ihm durch die Capitulation zugefallenen genuesischen Geschützen (1200 an der Zahl) nur 700 behalten, die übrigen den Genuesern gegen alle Entschädigung wieder überlassen. Die Republikaner waren daher im Stande, den Oestreichern auch Kanonen entgegenzustellen, obgleich sie wegen Unerfahrenheit wenig damit ausrichteten. Es hatte nämlich bis jetzt nur der Pöbel Theil am Aufstande; die Regierung und der bessere Theil der Bürger, die Strafe fürchtend, unterhandelten noch, um die Ruhe wieder herzustellen. Als aber am 8. Decbr. ein Waffenstillstand zu Stande kam, so stellte sich die Regierung an die Spitze der Unterhandlungen und forderte die gänzliche Räumung der Stadt und Erlas-

sung aller noch rückständigen Contributionen. Der General Botta, welcher Zeit gewinnen wollte, alle Truppen aus der Umgegend an sich zu ziehen, zog die Sache in die Länge, bis am Mittag des 10. Decbr. der Kampf von Neuem begann. Dies Mal hatte sich aber ganz Genua unter die Waffen gestellt; die verschiedenen Haufen agirten mit Ordnung und Uebereinstimmung, und ehe die Nacht einbrach, waren die beiden von den Oestreichern besetzten Thore, das Thomasthor und das bei der Lanterna, in den Händen der Genueser und der Feind gänzlich aus der Stadt vertrieben. Der Aufstand in der Stadt hatte auch die Bewaffnung des Landvolkes zur Folge. Die östreichischen Truppen, welche sich nach Genua begeben wollten, wurden mit bewaffneter Hand aufgehalten und konnten sich erst nach dem Abzuge des Generals Botta aus Genua, welcher am 11. Decbr. erfolgte, in der Gegend von Parma mit demselben vereinigen.

Belagerung von 1747.

Nachdem der Graf Schulenburg dem Marquis Botta im Commando gefolgt, wurden wieder alle Anstalten zu einem Zuge gegen Genua getroffen. Durch ein sardinisches Hilfscorps von 13 Bat. verstärkt, gelang es dem Grafen Schulenburg, sich am 12. Juni 1747 unter den Mauern von Genua festzusetzen und die Belagerung in aller Form zu unternehmen. In der Stadt commandirte der franz. Generallieutenant, Herzog von Boufflers, über die von regem Eifer belebte Bürgerschaft und über einige Hundert Franzosen und Spanier, und leitete mit so vieler Umsicht die Arbeiten der Vertheidigung, daß die Oestreicher sich nur mit großer Anstrengung in ihrer Stellung erhalten konnten. Das Glück der franz. Waffen in der Provence, die Einnahme von Ventimiglia und das Anrücken eines französisch-spanischen Corps zum Entsatze von Genua veranlaßten den General Schulenburg zur Aufhebung der Belagerung. In der Nacht zum 6. Juli zogen zuerst die sardinischen Truppen und am 19. Juli auch die östreichischen ab. Durch den Aachener Frieden 1748 erhielt Genua Alles wieder, was es 1740 besessen.

(Muratori, Geschichte von Italien. — P. Bizari L. XXIII., Histor. rerum a Sen. Populoque genuensi gestarum. — Ub. Folietae, Hist. genuens. — Histoire de la rép. de Gènes par le Chev. de Mailly. — Le Bret, Gesch. von Italien). Bg.

Belagerung im Jahre 1800.

Obschon sich Genua bei dem allgemeinen Kriege der europäischen Mächte gegen die neue Republik Frankreich zu Ende des 18. Jahrhunderts für neutral erklärt hatte, so wurde es doch von den Begebnissen, welche allen italienischen Staaten eine neue Form geben sollten, mit fortgerissen. — Der für die franz. Waffen so unglückliche Feldzug von 1799 in Italien hatte ihre Truppen auf den Besitz von Genua und Savoyen beschränkt, wo sie noch überdies an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel litten. Nur mit großer Mühe war es dem sie befehligenden Obergeneral Massena gelungen, 30—34,000 M. zusammenzubringen, und er war nicht im Stande, den Angriffen der östreich. Hauptarmee (60,000 M.) unter Melas zu widerstehen, welche im April 1800 zur Eroberung der Riviera gegen ihn heranzog. Nach mehrtägigen Gefechten, deren theilweise Erfolge das Vordringen der östreich. Uebermacht nur verzögern, aber nicht hindern konnten, sah sich Massena am 19. April in Genua eingeschlossen, während der linke Flügel seiner Armee unter Suchet den Rückzug nach dem Var fortsetzte. Die franz. Truppen in Genua zählten noch 9600 Dienstfähige und gegen 18,000 Kranke und Verwundete. Den 21. April näherten sich die Oestreicher der Stadt, so weit es die zahlreichen Außenwerke erlaubten. Die Belagerungs-

armee bestand aus den Divisionen Palfy, Ott und Hohenzollern. Die erstere lehnte sich mit dem rechten Flügel bei Conegliano an das Meer, der westlichen Hauptfronte gegenüber; an sie stieß die Division Ott, dann die Division Hohenzollern; die Brigade Gottesheim von letzterer Division dehnte sich mit ihrem linken Flügel, der Ostseite von Genua gegenüber, bis an das Meer aus. Ueberdies stand noch das von aufgebotenen Landleuten gebildete Corps des aus franz. Diensten übergetretenen Generals Assareto der Feste Diamante, dem nördlichsten Puncte der Befestigungen Genua's, gegenüber und suchte die Verbindungen zwischen den einzelnen Forts zu erschweren. Der General der Cavalerie, Baron Melas, befehligte persönlich die Einschließung, welche von der Seeseite durch eine englische Flotte unter dem Viceadmiral Keith unterstützt wurde. Am 23. April griff ein Theil der Divisionen Ott und Palfy San Pietro d'Arena, welches die Franzosen noch besetzt hielten, lebhaft an, nahm den Ort, mußte ihn jedoch wieder verlassen und begnügte sich, im Polcevera Thale Stellung zu nehmen. Zugleich demonstrirte Hohenzollern gegen den Diamante, jedoch ohne Erfolg. Die Franzosen beantworteten diesen Angriff an demselben Tage Nachmittags durch einen Ausfall gegen den General Gottesheim; sie nahmen den Monte Parisone zwei Mal, mußten aber dennoch endlich nach Genua zurückkehren. Am 24. April ließ Melas an den General Massena die erste Aufforderung zur Uebergabe ergehen, während die englische Flotte Genua bombardirte; allein der franz. Feldherr antwortete: „er werde sich lieber unter Genua's Trümmern begraben, als die Stadt übergeben." Melas verließ am 27. April das Blokadecorps und übertrug den Oberbefehl dem Feldmarschalllieutenant Ott, welcher die Divisionen Schellenberg (vorher Palfy), 6600 M., Vogelsang, 7800 M., und Hohenzollern, 9720 M., unter seinen Befehlen hatte. Beide erstgenannte Divisionen standen auf dem rechten Flügel des Blokadecorps, um den Feind vom Durchbrechen nach Frankreich abzuhalten. Feldmarschalllieutenant Ott nahm sein Hauptquartier in Sestri di Ponente; Melas vertrieb indessen den nur Schritt für Schritt zurückweichenden General Suchet mit dem Reste der franz. Truppen aus der Riviera. Dem General Massena war der Abzug der Brigade Lattermann, welche der Commandirende mit sich genommen, nicht entgangen, und er sah darin bereits eine Wirkung des ihm angekündigten Einrückens der franz. Reservearmee in Piemont, ein Ereigniß, das er um so mehr herbeiwünschen mußte, da seine Vorräthe fast gänzlich aufgezehrt waren und man schon anfing, an Allem Mangel zu leiden. Feldmarschalllieutenant Ott, welcher diese Verhältnisse kannte, beschloß durch Einwerfen von Bomben und immerwährende Angriffe sowohl die Einwohner zu ängstigen und ihre Unzufriedenheit zu vermehren, als auch die Besatzung zu ermüden. Es mußte jedoch zuvörderst ein Punct gewonnen werden, welcher die Aufstellung von Wurfgeschütz begünstigte. Die Oestreicher begannen deßhalb am 30. April einen allgemeinen Angriff auf die Stellung der Franzosen; sie nahmen auch im Anfange sowohl den Monte due Fratelli, in der Nähe des Diamante und Sperone, als auch auf der östlichen Seite San Martino d'Albaro; allein beim letzteren Orte gab Massena's persönliches Erscheinen der Sache eine andere Wendung. General Gottesheim, der in Verbindung mit dem Obersten Frimont operiren sollte, wurde von diesem getrennt und zurückgeworfen; auch Frimont, obgleich er sich mit der größten Anstrengung vertheidigte, mußte in seine alte Stellung zurückweichen. Soult nahm am Abende auch den Monte due Fratelli und die Oestreicher waren auf allen Puncten mit einem Verluste von 942 Todten und Verwundeten und 1349 Gefangenen zurückge-

wiesen. Massena versuchte am folgenden Tage seine erfochtenen Vortheile zu benutzen; allein die Oestreicher behaupteten ihre Positionen. Am 11. Mai erneuerten die Franzosen ihre Angriffe; Miollis drang gegen den General Gottesheim in der Front vor und Soult ging ihm in die Flanke. Am Abende dieses Tages hatten Beide den Monte Fascio (Gottesheim's Stellung) erobert und die Oestreicher sich mit einem Verluste von 500 Todten, Verwundeten und 1300 Gefangenen zurückziehen müssen. Massena faßte nun die kühne Idee, das Blokadecorps aufzurollen und befahl deßhalb am 13. dem General Soult, den Monte Crette, wo sich Feldmarschallieutenant Hohenzollern verschanzt hatte, anzugreifen. Hier aber scheiterten Massena's Plane an der Standhaftigkeit seiner Gegner, und als endlich Soult an der Spitze einer Angriffscolonne verwundet und gefangen wurde, sahen sich die Franzosen zum Rückzuge genöthigt. Wenige Tage darauf verließen sie von selbst die eroberte Stellung auf dem Monte Fascio, da Massena gezwungen war, seine Truppen gegen Aufstände im Innern der Stadt zu concentriren; denn die Genueser, vom Hunger mehr noch als von den Bomben der Flotte geplagt, rotteten sich auf den Plätzen zusammen und nur die Gegenwart der Truppen und des kräftigen Obergenerals konnte sie von aufrührerischen Bewegungen abhalten. Massena erhielt von Zeit zu Zeit Nachrichten über den Anmarsch der sogenannten Reservearmee unter den Befehlen des ersten Consuls und suchte dadurch den Muth der Truppen und Einwohner zu beleben; aber dies fruchtete nichts mehr bei einer Bevölkerung, deren Noth so hoch gestiegen war, daß Ratten und Mäuse für Leckerbissen galten, und daß ein Gemisch von Flachssamen, Obstkörnern, Stärke und dergl. statt des Brotes dienen mußte. Das Volk verwünschte den General, es schwor ihm den Tod; doch Nichts erschütterte des Feldherrn eisernen Muth, so lange noch eine Möglichkeit zur Rettung ihm erschien. Auf die Nachricht, daß die Oestreicher die Belagerung aufheben wollten, machte er am 25. Mai einen neuen Ausfall, jedoch ohne Erfolg. Endlich sah er aber die Unmöglichkeit, seine Truppen und das genuesische Volk, welche sich bereits von Gras und Baumblättern nährten, länger vor dem Hungertode zu schützen, und trat in Unterhandlungen mit den Oestreichern. Am 1. Juni begannen die Verhandlungen, als plötzlich der Befehl des Generals Melas ankam, Feldmarschallieutenant Ott solle die Blokade unverzüglich aufheben und bei der Armee eintreffen. Ott war in nicht geringer Bestürzung, da dieser Befehl den Truppen die Früchte ihrer Anstrengungen mit einem Male zu entreißen drohte und die schon halb eroberte Stadt den Franzosen von Neuem überlieferte; er beschloß daher, noch bis zum 6. Juni zu warten, binnen welcher Zeit Massena zur Uebergabe gezwungen sein mußte. Im Verein mit dem Viceadmiral Keith suchte er deßhalb die Verhandlungen durch Nachgiebigkeit möglichst zu beschleunigen, und es kam endlich nach persönlicher Zusammenkunft der 3 Befehlshaber die Capitulation vom 4. Juni 1800 zu Stande. Die dienstfähige Besatzung erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck zu Lande und durfte sofort wieder dienen; die übrigen Franzosen sollten durch die englischen Schiffe nach Antibes gebracht werden. Den Genuesern wurde Schutz und völlige Straflosigkeit wegen ihrer politischen Meinungen, so wie die Erlaubniß zum Auswandern mit ihrer beweglichen Habe binnen 6 Monaten gestattet. Die östreich. Gefangenen wurden frei, dagegen aber auch die gefangenen Officiere von Massena's Corps auf Ehrenwort nach Frankreich entlassen. Um 7 Uhr Nachmittags ratificirte Massena den Vertrag; Ott besetzte die Porta Lanterna mit 4 Bat., Keith den Hafen mit 2 Fregatten. Am 5. Juni verließ Massena und die erste Colonne Franzosen die

gänzlich ausgehungerte Stadt; Feldmarschalllieutenant Hohenzollern zog in Genua ein und übernahm das Commando. (Oestr. milit. Zeitschr. Jahrg. 1822, 7—12. Heft). B.

Geodäsie, s. Feldmeßkunst.

Geognosie ist die Lehre von den Lagerungen, den Verhältnissen der Natur und dem Alter der Gebirgsmassen, Felsen, Steine, Mineralien und Fossilen, welche die Erdoberfläche bedecken. M. S.

Geographie oder Erdbeschreibung ist die Wissenschaft von der Erde, ihrer Gestalt, Größe, ihrer Eintheilung, von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche und von den Geschöpfen auf derselben und ihren Wohnplätzen. Man theilt sie in die mathematische, physische und politische Geographie.

a) Die mathematische oder astronomische Geographie betrachtet die Erde als Weltkörper und als Theil des Sonnensystems nach ihren Verhältnissen zu der Sonne und den übrigen Planeten und nach ihrer Gestalt und Bewegung. Hier werden die Begriffe von den Polen, der Erdachse, dem Aequator, den Parallelkreisen, Meridianen, Zonen rc. entwickelt.

b) Die physische Geographie handelt von der natürlichen Bildung und Beschaffenheit des Erdkörpers und seiner Theile, d. i. von den Gebirgen, Gewässern, Inseln, Küsten, Vorgebirgen rc. und von den merkwürdigen Erscheinungen, die sich auf der Erde zutragen.

c) Die politische Geographie beschäftiget sich mit der körperlichen Eintheilung der Oberfläche und betrachtet die Erde als Wohnplatz vernünftiger Geschöpfe, und nach den Verhältnissen und Bedingungen ihrer Ausbreitung und ihres gesellschaftlichen Lebens in den verschiedenen Staaten.

Aus b und c zusammengesetzt besteht die Militairgeographie, welche bei der Beschreibung des Bodens aus b alle die Gegenstände vorzüglich erwähnt, welche für militairische Zwecke wichtig und nützlich sind und aus c die Lage der einzelnen Staaten gegen einander, ihre Hilfsmittel und Kräfte in Beziehung auf den Krieg auseinandersetzt. M. S.

Geographische Breite ist der Abstand eines Orts vom Aequator, auf dem Meridian desselben. Die geographische Breite heißt auf der nördlichen Halbkugel nördliche Breite und auf der südlichen südliche Breite. M. S.

Geographische Länge ist der Abstand des Punctes, wo der Meridian eines Ortes auf dem Aequator eintrifft, vom ersten Meridian. Wir Deutschen nehmen den ersten Meridian über die canarische Insel Ferro, was sehr zweckmäßig ist, da durch diese Eintheilung Europa, Asien und Afrika auf die eine und Amerika auf die andere Halbkugel fallen und noch mehr, weil dadurch alle Orte Europa's östlich von Ferro liegen. Die Franzosen nehmen ihren ersten Meridian über Paris und die Engländer über Greenwich (sp. Grihnuitsch) an. Die geographische Länge kann nun östlich und westlich von Ferro sein; gewöhnlich rechnen wir aber Alles östlich, so daß dadurch 360° östlicher Länge wieder der erste Meridian ist. M. S.

Geographische Ortsbestimmung nennt man die Angabe der geographischen Länge und Breite nach Graden, Minuten rc. Sind beide genau gegeben, so ist man dadurch im Stande, einen Ort genau in ein geographisches Netz einzutragen. M. S.

Geologie steht in genauer Verbindung mit der Geognosie und lehrt, wie die verschiedenen Gebirgsmassen, Felsenarten und Schichten entstanden sind und sich lagerten. M. S.

Geometrie ist die Wissenschaft, welche sich mit Vergleichung und Ausmessung stetiger Größen beschäftiget. Neuerungssüchtige nennen sie auch Raumgrößenlehre und geben überhaupt dieser Wissenschaft eine Einleitung und Formen, die ganz geeignet sind, dem Anfänger derselben solche recht zum Ekel zu machen, welches Schicksal überhaupt in neueren Zeiten die ganze Mathematik erfahren hat.

Es werden in der Geometrie 3 Arten von stetigen Größen behandelt, nämlich Linien oder Ausdehnungen in die Länge ohne alle Breite, Flächen oder Ausdehnungen in die Länge und Breite ohne Tiefe oder Dicke, und Körper oder Ausdehnungen in die Länge, Breite und Tiefe oder Dicke.

Die Geometrie bildet den zweiten Haupttheil der Mathematik und zerfällt in Longimetrie oder Messung der Linien, Planimetrie oder Messung der Ebenen, und Stereometrie oder Messung der Körper. Außerdem theilt man sie auch in Elementar= und höhere Geometrie, wovon die erstere sich mit geraden Linien, ebenen Flächen und mit dem Kreise, die zweite aber mit krummen Linien (mit Ausnahme des Kreises) beschäftiget, welche auch analytische Geometrie genannt wird.

Alles, was zur Geometrie gehört oder darauf Bezug hat, nennt man geometrisch. Daher hat man:

ein geometrisches Verhältniß als die Untersuchung zweier Zahlen, wie oft die eine in der andern enthalten ist. Die Zahl, die man dadurch erhält, heißt sodann der Quotient oder Exponent des Verhältnisses und die Zahlen die Glieder desselben. Man setzt gewöhnlich das Divisionszeichen (:) zwischen die beiden zu untersuchenden Größen und drückt es durch das Wörtchen zu aus. Z. B. 7 : 56 ; 6 : 36 ; 39 : 13 u. s. w. Man nennt es nun ein steigendes, wenn die zweite Zahl größer als die erste, und ein fallendes, wenn die zweite Zahl kleiner als die erste ist. So ist z. B. 6 : 36 ein steigendes, und 39 : 13 ein fallendes geometrisches Verhältniß.

Bei einem steigenden Verhältniß ist immer der Quotient eine ganze Zahl oder ein Afterbruch, bei einem fallenden aber immer ein echter Bruch. So ist bei 6 : 36 der Quotient 6, und bei 39 : 19 ist er $\frac{13}{39} = \frac{1}{3}$.

Haben zwei oder mehrere geometrische Verhältnisse gleiche Quotienten, so heißen sie gleiche Verhältnisse.

Wenn man beide Zahlen eines geometrischen Verhältnisses durch eine und dieselbe Zahl multiplicirt oder dividirt, so bleibt der Quotient derselbe und das Verhältniß ungeändert. So ist z. B. in 9 : 27 dasselbe Verhältniß wie in 1 : 3. Man ist dadurch im Stande, Verhältnisse, die durch große Zahlen ausgedrückt sind, durch kleinere zu bezeichnen. Eben so kann man statt 2 : 3 auch sagen 2 . 7 : 3 . 7, d. i. 14 : 21, wo ebenfalls das Verhältniß dasselbe bleibt. Man ist dadurch im Stande, wenn ein Verhältniß durch Brüche ausgedrückt ist, solches durch ganze Zahlen anzugeben. So ist z. B. für

$$\tfrac{3}{5} : \tfrac{7}{8} \text{ zu setzen } \frac{3 \cdot 8 \cdot 5}{5} : \frac{7 \cdot 5 \cdot 8}{8} \text{ d. i. } 24 : 35.$$

Ein zusammengesetztes Verhältniß entsteht, wenn man mehrere Verhältnisse mit einander multiciplirt. Z. B. von 6 : 9 ; 4 : 3 ; 7 : 8 entsteht das zusammengesetzte Verhältniß 6 . 4 . 7 : 9 . 3 . 8, d. i. 168 : 216. Kommen hierbei lauter gleiche Verhältnisse vor, so wird

der Quotient eine Potenz des Exponenten der einzelnen Verhältnisse, und man nennt sie sodann **quadratische, cubische** ꝛc. **Verhältnisse.**

M. S.

Geometrische Proportion ist die Zusammenstellung zweier gleicher geometrischer Verhältnisse durch das Gleichheitszeichen, welches **wie** gelesen wird. Z. B. $4 : 12 = 8 : 24$. Die Zahlen heißen Glieder, und zwar das 1., 2., 3. und 4. Das 1. und 4. Glied heißen auch die **äußern** und das 2. und 3. die **mittlern Glieder.** Sind die beiden mittlern Glieder einer Proportion einander gleich, so heißt sie eine **stetige Proportion.** Z. B. $5 : 10 = 10 : 20$ und das mittlere Glied einer stetigen Proportion heißt das **mittlere Proportionalglied.**

Bei jeder geometrischen Proportion ist das Product der mittleren Glieder gleich dem Producte der beiden äußern.

Das 4. Glied einer Proportion wird gefunden, wenn man das Product der beiden mittleren Glieder durch das erste dividirt. So ist z. B. in

$$\frac{4 : 12 = 8 : 24}{4 \times 24 = 12 \times 8 = 96} \text{ und } \frac{4 : 12 = 8 : x}{x = \frac{12 \times 8}{4} = 24.}$$

Ein mittleres Proportionalglied zwischen 2 gegebenen Größen ist gleich der Quadratwurzel aus dem Producte der beiden Größen, welche auch als die äußern Glieder der stetigen geometrischen Proportion angesehen werden kann. Z. B. zwischen 5 und 20 ist die mittlere Proportionalzahl $\sqrt{5 . 20} = \sqrt{100} = 10.$

Wenn 2 Producte einander gleich sind, so stehen ihre Factoren verkehrt in Proportion. Z. B. $3 . 4 = 2 . 6$ giebt die Proportion $3 : 6 = 2 : 4$.

Mit einer geometrischen Proportion lassen sich folgende Veränderungen vornehmen:

1) Wenn man die beiden mittlern Glieder der Proportion verwechselt.

2) Wenn man die Glieder eines jeden Verhältnisses verwechselt.

3) Wenn man in beiden Verhältnissen eine gleichförmige Addition der Glieder vornimmt.

4) Wenn man in beiden Verhältnissen eine gleichmäßige Subtraction vornimmt.

5) Wenn man ein mittleres und äußeres Glied durch eine und dieselbe Zahl multiplicirt.

6) Wenn man ein mittleres und ein äußeres Glied durch eine und dieselbe Zahl dividirt.

7) Wenn man aus allen 4 Gliedern einer Proportion gleiche Wurzeln zieht, oder alle 4 Glieder zu gleichen Potenzen erhebt.

Wenn man mehrere geometrische Proportionen in gehöriger Ordnung unter einander schreibt, so entsteht durch Multiplication der zusammengehörigen Glieder eine **zusammengesetzte geometrische Proportion.** Z. B.

$$\left.\begin{array}{l} \text{wenn } 2 : 3 = 4 : 6 \\ \text{und } 5 : 10 = 7 : 14 \\ \text{und } 8 : 12 = 16 : 24 \end{array}\right\} \text{gegeben,}$$

so ist auch $2 . 5 . 8 : 3 . 10 . 12 = 4 . 7 . 16 : 6 . 14 . 24$

d. i. $80 : 360 = 448 : 2016$ eine richtige zusammengesetzte Proportion.

Mit solchen Proportionen lassen sich folgende Veränderungen vornehmen:

1) wenn ein äußeres und ein mittleres Glied einer Proportion einem äußeren und einem mittleren Gliede einer andern Proportion gleich sind, so stehen die übrigen Glieder in gerader Proportion;

2) wenn die beiden äußern Glieder einer Proportion den beiden äußern Gliedern einer andern Proportion gleich sind, so stehen die übrigen Glieder in verkehrter Proportion;

3) wenn das dritte Glied einer Proportion dem vierten einer andern Proportion gleich ist, so können diese Glieder sogleich weggelassen werden;

4) wenn man endlich in mehreren gleichen Verhältnissen sowohl die ersten als zweiten Glieder summirt, so verhält sich die Summe aller ersten Glieder zur Summe aller zweiten Glieder wie jedes erste Glied zu seinem zweiten.

Von der Richtigkeit aller vorgenannten Veränderungen kann man sich überzeugen:

1) Wenn man die Producte der mittlern und äußern Glieder bildet, die immer gleich sein werden; oder

2) wenn man die Quotienten der Verhältnisse sucht, die ebenfalls gleich sind. M. S.

Geometrische Reihe oder Progression ist diejenige Reihe von Zahlen, bei welcher man immer gleiche Quotienten erhält, wenn man ein Glied der Reihe durch das nächstvorhergehende dividirt. Z. B.

$$1\ ;\ 4\ ;\ 16\ ;\ 64\ ;\ 256\ ;\ 1024\ \ldots$$
$$\text{oder } a\ ;\ aq\ ;\ aq^2\ ;\ aq^3\ ;\ aq^4\ ;\ aq^5\ \ldots$$

Hieraus sieht man, daß jedes Glied einer solchen Reihe besteht aus dem ersten Gliede, multiplicirt mit der so vielten Potenz des Quotienten, als dem betreffenden Gliede Glieder vorhergehen. Bezeichnet allgemein t das Schlußglied und s die Summe der Glieder einer solchen Reihe, so ist

$$\text{I. } t = aq^{n-1} \text{ und II. } s = \frac{a(q^n - 1)}{q - 1} = \frac{tq - a}{q - 1}.$$

Mit diesen beiden Formeln lassen sich nun überhaupt 20 Formeln herleiten, die für alle möglichen Fälle gelten und in jedem guten Lehrbuche der reinen Mathematik angegeben sind. Z. B. Egen's Handbuch der allgemeinen Arithmetik. Theil 1, S. 380. M. S.

Georg, König von Böhmen, aus dem adeligen Geschlechte von Podiebrad und Kunstadt, war am 6. (23.) April 1420 zu Horsiwitz in Böhmen geboren. Sein Vater Victorin weckte schon früh in dem Jünglinge die Neigung und den Sinn für Kriegswesen und Waffenspiel und nährte dessen Liebe zu Herrschaft und Ruhm. Georg ergriff bei der Glaubensverschiedenheit, die fast das ganze 15. Jahrhundert durch seine Landsleute entzweite, die Partei der Hussiten, förderte dieselbe durch seinen Eifer und Einfluß und blieb ihr unter allen Verhältnissen treu. Sein männlich fester Charakter tritt ganz besonders in dieser Beziehung hervor, da seine unerschütterliche Ergebenheit, mit der er an der ein Mal für wahr erkannten neuen Lehre hing, die einzige Ursache abgab, daß seine ganze Regierung ein steter Kampf war und daß er sich des schwer errungenen Königthums nicht so erfreuen konnte, wie er es verdiente. Die Schriftsteller beider Parteien weichen in ihren Schilderungen von G's Charakter beträchtlich von einander ab; während die Hussiten ihn als einen redlichen, nur von dem Guten und Edlen durchdrungenen Helden bezeichnen, nennen ihn die Katholischen einen arglistigen ehrgeizigen Verbrecher, der den König Ladislaus und seinen Mitstatthalter Mainhard von Neuhauß gemordet und in allen Stücken sich von

dem verschmitzten Rokyczana habe leiten lassen. Unbestritten aber und mehrfach erprobt sind seine Klugheit und Tapferkeit. Wir finden ihn als eifrigen Utraquisten bei deren Versammlung zu Melnik 1438 dem Prinzen Casimir von Polen seine Stimme gegen Kaiser Albrecht II., den die Katholischen gewählt hatten, geben, und sehen ihn an dem Kriege der polnischen Partei gegen Albrecht als einen der Häupter der Utraquisten thätigen Antheil nehmen. Bei dem nach Kaiser Albrecht's Tode eintretenden Interregnum hielt er sich zur Partei der königlichen Witwe Sigismund's, Barbara von Cilley, und brachte es durch seine Schlauheit und List mit Unterstützung seiner Partei dahin, daß er auf dem Landtage zu Kuttenberg 1444 zum obersten Hauptmann aller Kreise ernannt wurde. Bei einer neuen Unterredung zu Kuttenberg, 1448, beschloß die hussitische Partei den Sturz des eifrig katholischen Statthalters Mainhard von Neuhauß. Mit nur 600 M. drang G. in Prag ein, nahm den Statthalter am 3. Septbr. 1448 gefangen und wurde, nachdem derselbe auf dessen Schlosse Podiebrad nicht ohne Verdacht eines von G. empfangenen Giftes gestorben war, Statthalter des Königreichs. Nur mit Mühe konnte er sich gegen die wider ihn aufgestandenen katholischen Barone behaupten; doch gelang es ihm endlich im J. 1450, sie einzeln zu überwältigen, die Städte Tabor, Budweis, Saatz, Pilsen zu unterwerfen und einen Waffenstillstand zu erlangen. Sein unruhiger Geist suchte nun Beschäftigung nach Außen und fand sie in einem Streite Herzog Wilhelm's von Sachsen mit seinem Bruder, Kurfürst Friedrich. Er führte ein beträchtliches Heer Ersterem zu Hilfe. Mit Grausamkeit verheerten die Hussiten Dresden, Lommatzsch, Döbeln, erstürmten Gera und zogen mit reicher Beute nach beendigter Fehde nach Böhmen zurück. G's Anhang wuchs, je mehr er sich die Achtung und Liebe seiner Landsleute durch Entschlossenheit und Muth zu gewinnen wußte. Mit 17,000 M. zog er dem Kaiser Friedrich III. gegen die aufrührerischen Wiener, die den jungen König Ladislaus forderten, 1452 zu Hilfe, kam aber nur bis Kornnenburg und kehrte, weil inzwischen der Kaiser bereits sich mit den Rebellen verglichen hatte, unverrichteter Sache nach Hause zurück. König Ladislaus, da er sich meistens in Ungarn aufhielt, bestätigte G. in seiner Würde, von dessen Thätigkeit und Einsicht er schon mehrfache Beweise erhalten hatte und noch für die Zukunft zu erwarten berechtigt war. Der Statthalter trieb die Friedensstörer, an deren Spitze Calda von Nachod stand, zu Paaren, brachte die widerspenstigen Städte unter den Gehorsam des Königs und bethätigte seine Klugheit bei mehreren Verhandlungen mit Sachsen. Die allgemeine Achtung für ihn war so groß, daß Ladislaus es auf keine Weise mit ihm verderben zu müssen und deßhalb dessen Bitte, seine Vermählung mit der Prinzessin Magdalene, Karl's VII. von Frankreich Tochter, zu Prag zu vollziehen, nicht abschlagen zu können glaubte. Aber der junge König fand hier seinen Tod, wie man von vielen Seiten glaubte, in Folge eines ihm vom Statthalter beigebrachten Giftes, den 23. Novbr. 1457. G's mächtiger Einfluß, die Furcht der böhmischen Barone vor dem Georgen ergebenen Heere, die Liebe des größten Theiles des Volkes und der Wunsch der Böhmen, keinen aus dem Hause Oestreich zu Ladislaus Nachfolger, sondern ein Mal nach freiem Willen einen König zu wählen, verschafften Georgen trotz der vielen und mächtigen Competenten, unter die besonders Herzog Wilhelm von Sachsen, König Casimir von Polen und Kaiser Friedrich gehörten, die Krone von Böhmen am 7. Mai 1458. Aber Schlesien und Mähren weigerten ihm den Gehorsam und verwarfen seine Wahl. Mit 10,000 M. zu Fuß und 1200 zu Pferde, ver-

stärkt durch seine ihm ergebenen Vasallen, brach der neue König nach Mähren auf. Alle Städte unterwarfen sich sogleich; nur Iglau, von den Truppen des Erzherzogs Albrecht unterstützt, ergab sich erst nach 5 monatlicher Belagerung an des Königs zweiten Sohn Victorin, während G. mit der Hälfte seines Heeres gen Wien gezogen war, den Kaiser gegen seinen Bruder Albrecht und seinen Vetter Sigmund zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit gewann er sich des Kaisers ganze Zuneigung, der ihm seine Verwendung bei dem Papste und denjenigen Reichsfürsten, die Georgen nicht anerkennen wollten, zusagte. Durch Friedrich's Hilfe zum Theil, zum Theil durch eigne Gewandtheit, verglich sich G. mit dem Herzoge von Sachsen, dessen Kinder er mit den seinigen vermählte, vertrug sich mit dem Mrkgrfn Wilhelm von Brandenburg zu Eger und hoffte nun, nachdem er auch mit böhmischem Kriegsvolke seinen Schwiegersohn, König Matthias von Ungarn, unterstützt hatte, eine baldige Beilegung der schlesischen Streitigkeiten, wo man ihm immer noch den Gehorsam verweigerte. Mit Heeresmacht und verstärkt durch die Herzoge von Großglogau und Oppeln, brach er selbst 1459 nach Schlesien auf und unterwarf Schweidnitz und das übrige Land bis auf Breslau, Namslau und Sagan. Die Breslauer hielten sich trotz einer strengen Belagerung und brachten dem Könige in einem hitzigen Treffen vor der Stadt einen solchen Verlust bei, daß er von dem Versuche, sich derselben zu bemächtigen, abstehen und sich nach Prag zurückziehen mußte. Sein Sohn Victorin und die schlesischen Herzoge von Oppeln und Glogau hielten die unterworfenen Provinzen im Gehorsam. Thätig nahm er sich hierauf des Aussöhnungsgeschäfts zwischen dem Kaiser und dem König von Ungarn, so wie zwischen dem Erstern und dem Herzoge von Baiern an, und erwarb sich hierbei und noch bei andern Verhandlungen das Vertrauen der Reichsfürsten auf eine solche Weise, daß sie ihm den Oberbefehl über ein Reichsheer gegen die Türken übertrugen und zum Theil auch seinem Verlangen, die römische Königswürde ihm zu bewilligen, beistimmten. Nur stießen sich die Meisten daran, daß er beharrlich der Partei der Utraquisten treu blieb und darüber mit dem Papste in harter Zwietracht lebte; besonders lehnte sich der Mrkgrf von Brandenburg gegen eine solche Wahl auf. G. kündigte ihm den Krieg an, beruhigte sich aber durch Vermittelung des Kaisers, schloß einen Freundschaftsvertrag mit dem König von Polen 1462 und versöhnte sich mit dem Kaiser selbst, den er durch abermalige Hilfe gegen den Erzherzog Albrecht und die Wiener sich verpflichtete und sogar in seiner Burg in Wien entsetzte. Dafür ertheilte dieser dem Könige von Böhmen und seinen Nachfolgern ansehnliche Privilegien, gestand denselben u. A. zu, zu den Römerzügen nur 150 Mark Silbers beizutragen, auf andern Reichstagen als denen zu Bamberg und Nürnberg nicht zu erscheinen u. dergl. mehr, erhob G's Herrschaft Glatz zur Grafschaft und schenkte ihm 40,000 Dukaten als Entschädigung für die Kriegskosten. Aber diese Freunschaft war von keinem Bestande; denn als der Papst die Compactaten (s. d.) aufgehoben, den widerspenstigen G. des Königreichs für unwürdig erklärt, ihn in den Bann gethan und einen Kreuzzug wider ihn gepredigt hatte, war der Kaiser die hauptsächlichste Ursache, daß man auf einem Reichstage feierlich einen Kreuzzug gegen den König von Böhmen beschloß. Ueber diesen Undank erbittert, schickte G dem Kaiser im December 1466 einen Fehdebrief, in den er ihm mit kräftigen Worten seine Undankbarkeit vorwarf, und wollte sogar einen Heereszug gegen ihn unternehmen, an dem ihn jedoch der Aufstand vieler seiner Unterthanen verhinderte. Schon früher war Pilsen vom Könige abgefallen, und viele Barone, besonders Zdenko von

Sternberg, vom Papste Paul aufgehetzt, hatten zu den Waffen gegriffen und sich nur nach dem Verluste ihrer Hauptfeste Czorstein einstweilen unterworfen. Als aber ein Kreuzheer gegen König G. losbrach und von Mähren und Schlesien her neue Kreuzheere aus Baiern erschienen, standen die aufrührerischen Barone abermals auf und leisteten dem Könige und dessen tapferem Sohne Victorin erfolgreichen Widerstand. G. besiegte zwar auf den hohen Bergen von Klattau bei Rysenberg in einem 17stündigen Gefechte am 22. Sept. das Kreuzheer und züchtigte ein anderes am 2. Juli 1467 mit Erfolg bei Neiersko; auch machte Victorin im Januar 1468 mit Glück einen verheerenden Einfall in Oestreich; aber G's ganze Hoffnung sank, als sein eigner Schwiegersohn, Matthias von Ungarn, sich an die Spitze der Oestreicher und des Kreuzheeres stellte. Mit Klugheit und Erfahrenheit behauptete sich indeß G. gegen die Uebermacht, thätig besonders durch seine Söhne Victorin und Heinrich unterstützt, und zwang den König von Ungarn, dem er bei Willimow durch Kuttenberger Kohlenbrenner alle Wege durch gefällte Bäume hatte verhauen lassen, zum Frieden. Dennoch erschien Matthias kurz darauf von Neuem gegen G., eroberte Spielberg und Hradisst und ließ sich von den katholischen Baronen zum König von Böhmen wählen und von dem päpstlichen Nuntius zu Olmütz als solchen krönen, 1469. Der Krieg ging mit neuer Erbitterung fort; Heinrich konnte trotz der größten Tapferkeit nichts ausrichten, Victorin war gefangen. Da beschloß G. endlich, sich mit seinen Gegnern wahrhaft auszusöhnen und sich dem Papste zu unterwerfen. In diesen Unterhandlungen unterbrach ihn der Tod. Er starb den 22. März 1471 an der Wassersucht und in Folge der vielen erlittenen Kränkungen. Vergebens hatte er sich noch bemüht, die Thronfolge seinem Sohne Victorin zuzuwenden; ihm folgte der 15jährige Sohn König Casimir's von Polen, Wladislaw. — G's Söhne vertauschten ihre Herrschaft Podiebrad an den neuen König gegen das Fürstenthum Oels. — Die Familie Podiebrad stammte von den Grafen von Berneck und Nidda in Hessen ab und erhielt in der Mitte des 13. Jahrhunderts das Incolat in Böhmen. Kaiser Friedrich III. erhob die von G. gekaufte Herrschaft Glatz zu einer Grafschaft und belehnte damit, so wie mit dem Herzogthum Münsterberg, dessen Söhne Victorin und Heinrich. Von seiner ersten Gemahlin Cunigunde, Freiin von Sternberg, hatte G. 3 Söhne und 2 Töchter, deren jüngste, Sidonia, an Herzog Albert von Sachsen 1464 vermählt wurde; seine zweite Gemahlin Johanna, Freiin von Löw und Rozmital, gebar ihm eine Tochter. — Der männliche Stamm der Familie Podiebrad starb 1647 mit Karl Friedrich, des h. röm. Reiches Fürsten, Herzog zu Münsterberg, in Schlesien zu Oels und Bernstadt, Grafen zu Glatz, Herrn zu Sternberg, Jaischwitz und Medzibor aus. Von Karl Friedrich's Tochter, die mit dem Herzoge Silvius Nimrod von Würtemberg vermählt war, stammen die spätern Herzoge von Oels und Bernstadt ab. (S. über Georg Pod.: Pübitschka, chronol. Gesch. Böhmens. Prag, 1798. 6. Theil). C.

Georg III., Johann, Kurfürst von Sachsen, einziger Sohn des Kurfürsten Johann Georg II., wurde am 20. Juli 1647 geboren. Von Kindheit an war er auf Befehl seines Vaters nicht allein mit allen Staats- und Regierungsgeschäften bekannt gemacht, sondern auch zu allen ritterlichen Uebungen angehalten worden, so daß er schon in den frühesten Jünglingsjahren zu den größten Hoffnungen berechtigte. Seine Neigung zum Kriegswesen und zur Jagd war jedoch ungleich stärker als die für die friedlicheren Wissenschaften. Deßhalb war es eine wirkliche Anerkennung seiner frühzeitigen Leistungen und eine Aufmunterung zur ferneren Vervollkommnung,

als ihn der Kaiser Leopold I. schon in seinem 14. Jahre 1661 zum Reichsjägermeister ernannte. Sein Vater wollte ihn jedoch mehr an die Sorgen für Staatsverwaltung und an das Familienleben gewöhnen. Deßhalb verheirathete er ihn noch sehr jung an eine Prinzessin von Dänemark, Anna Sophia und übergab ihm 1672 das Amt eines Landvogtes in der Oberlausitz mit dem Befehle, in Bautzen Hof zu halten. J. G. benutzte aber die erste sich ihm darbietende Gelegenheit, seinen Lieblingswunsch, einen Feldzug mitzumachen, erfüllt zu sehen und bat seinen Vater, der 1674 dem Kaiser ein Hilfscorps gegen die Franzosen zuschickte, ihm das Commando über dasselbe anzuvertrauen. Johann Georg II. ernannte ihn daher zum Generallieutenant und schickte ihn zu Anfang des Jahres 1674 mit 1 Regiment Infanterie und 3 Regimentern Cavalerie (ungefähr 3000 M.) nach der Pfalz, woselbst er zu dem Corps des kaiserlichen Generals Grafen Caprara (s. d.) stieß. Dieses vereinigte sich mit dem Heere des Herzogs Karl von Lothringen und wollte mit diesem in den Elsaß eindringen. In dem Treffen bei Sinsheim, am 26. Juni, scheiterte aber der Oestreicher und Sachsen Tapferkeit an dem Feldherrntalente und dem Glücke des franz. Marschalls Turenne (s. d.). Der Kurprinz von Sachsen wäre sogar fast in feindliche Gefangenschaft gerathen. Die Uneinigkeit der Heerführer der Verbündeten brachte in diesem Feldzuge den Waffen des Kaisers nur geringe Erfolge und J. G. ging, nachdem seine Truppen noch den Gefechten an der Preusch, am 4. Octbr., und bei Türkheim, am 6. Jan. 1675, beigewohnt hatten, mit denselben nach Sachsen zurück. In den beiden darauf folgenden Jahren führte der Kurprinz ebenfalls das sächs. Contingent an den Rhein, kehrte jedoch bald zurück, da er sah, daß bei diesen Verhältnissen wenig Lorbern einzuernten seien. 1677 im Frühjahre übernahm er aber wieder persönlich das Commando, eroberte die Stadt Nomeny und das Schloß Port sur Seille und zeichnete sich am 21. Juni in dem Gefechte an der Seille aus. Uebrigens konnte ihm in den deutscher Seits mit unglaublicher Nachlässigkeit und Unentschiedenheit geführten Feldzügen weder in diesem, noch im darauf folgenden Jahre Gelegenheit zu Theil werden, sich einen größeren Ruhm zu erwerben und es war für seinen ferneren militairischen Ruf nicht unangenehm, daß der Nimweger Friede am 5. Febr. 1679 diesen Krieg beschloß. Am 22. Aug. 1688 starb Johann Georg II. und der bisherige Kurprinz trat als J. Georg III. die Regierung des Kurstaates an. Eine seiner ersten Sorgen war die Bildung eines stehenden Heeres, da bis dahin die verschiedenen Armeen, welche von Seiten Sachsens aufgestellt worden, beim Beginnen eines Krieges geworben und nach demselben wieder entlassen worden waren. Seit dem 30jährigen Kriege hatten sich die Mängel dieser Verfassung nur zu sehr bewiesen. Von 1681 schreibt sich folglich erst die eigentliche Organisation eines stehenden Heeres in Sachsen her. J. G. III. war daher wohl gerüstet, als der Kaiser Leopold I., in dessen Erblande die Türken 1683 eingefallen waren und Wien zu belagern drohten, ihn um Hilfe gegen den Reichsfeind ersuchte. Er war erfreut, eine Gelegenheit zu finden, gleichzeitig seine Tapferkeit und seinen Diensteifer für das Haus Oestreich zeigen zu können. Mit 6 Regimentern Infanterie und eben so viel Regimentern schwerer Cavalerie (11,000 M.) marschirte er am 21. Aug. von Dresden ab und vereinigte sich mit der alliirten Armee, die aus Oestreichern, Polen, Baiern und Reichstruppen bestand, am 8. Septbr. bei Thal; er erhielt das Commando des linken Flügels dieser Armee. Die Türken belagerten schon seit 2 Monaten Wien (s. d.), welches unfehlbar verloren gewesen wäre, wenn es einen weniger tapfern

Commandanten gehabt, oder wenn die Unternehmung durch den Großvezier Kara Mustapha so fortgeführt worden wäre, wie franz. Ingenieurs sie begonnen hatten. Am 10. Septbr. erschienen die alliirten Truppen vor Wien und am 12. erfolgte der Entsatz der hartbedrängten Kaiserstadt, dessen Lorbern der Polenkönig Johann Sobieski (s. d.) davontrug, an dessen Erfolg aber J. G., der mit seiner Reiterei den ersten Angriff gethan, den meisten Antheil hatte. Sächsische Tapferkeit und Disciplin zeigten sich im schönsten Lichte. Während die Polen sich von der einen Seite des türkischen Lagers bemächtigten, erstiegen es die Sachsen von der andern. Dem sächs. General von Flemming gelang es, die erste christliche Fahne in demselben aufzustecken. Der Kurfürst hatte sich an diesem Tage persönlich der größten Gefahr ausgesetzt und wäre fast in türkische Gefangenschaft gerathen, wenn ihn nicht ein Oberst von Minkwitz mit einem Trupp Reiter aus der Mitte der Spahi herausgehauen hätte. Während die Polen und Reichstruppen das türkische Lager plünderten, verfolgten die Sachsen die fliehenden Ungläubigen und büßten so den größten Theil der Beute ein. Leopold I. benahm sich nächstdem kalt und unfreundlich gegen seine Retter. Die Oestreicher und die Polen, als die Stärkeren, schrieben sich allein die Ehre des Tages zu, so daß J. G., darüber aufgebracht, schon am 15. Septbr. mit seinem Heer nach Sachsen zurückging.

Das Jahr darauf reiste J. G. III. nach Italien und schloß während dieser Reise mit der Republik Venedig einen Subsidienvertrag, in Folge dessen er ihr 3 Infanterieregimenter (3000 M. unter Oberst von Schönfeld) wider die Türken nach Morea zu Hilfe schickte. Dem am 29. Juni 1686 zu Augsburg geschlossenen Schutzbündniß trat er zwar nicht ausdrücklich bei, sendete aber dennoch 4700 M. unter dem Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels zum Beistand des Kaisers nach Ungarn. Dort zeichneten sich dieselben vorzüglich bei der Eroberung von Ofen (2. Septbr.) aus. Nachdem J. G. III. aber 1688 auf einer Reise nach Holland durch Wilhelm von Oranien, nachmaligen König von England, von Frankreichs Vergrößerungsplanen auf Kosten Deutschlands die vollkommene Ueberzeugung erhalten, setzte er sein Heer in Bereitschaft und rüstete sich zum Kriege. Als daher am 24. Septbr. Ludwig XIV. dem Reiche den Krieg erklärte und dessen Armeen raubend und sengend in der Pfalz hausten, brach der Kurfürst sofort an der Spitze von 14,900 M. (6 Regm. Infanterie, 2 Bat. Grenadiere, 4 Regm. Kürassiere, 3 Schwdr. Trabanten und Dragoner und 28 Kanonen) am 23. Octbr. nach dem Rhein auf. Seine beiden Prinzen Johann Georg und Friedrich August begleiteten ihn. Zuerst nahm er den Franzosen Aschaffenburg weg und besetzte dann am 14. Novbr. Frankfurt, das er dadurch vor einer Belagerung durch die Franzosen rettete. 1689 im Sommer führte er seine noch durch 3 Kürassierregimenter verstärkte Armee vor Mainz, das vom 18. Juli an vollständig von den verbündeten Oestreichern, Baiern und Sachsen belagert wurde. J. G. ging während dieser 8 Wochen dauernden Belagerung seinen Truppen stets mit dem besten Beispiele voran; täglich war er in den Laufgräben zu finden. Am 6. Sept. wurden endlich die Außenwerke der Festung mit Sturm genommen und am 11. capitulirte der franz. Commandant Marquis d'Uxelles und erlangte freien Abzug mit allen Kriegsehren. Nach der Uebergabe von Mainz führte der Kurfürst das sächsische Contingent über den Neckar und kehrte für den Winter nach Dresden zurück. Dort fand er sich in unangenehme diplomatische Händel verwickelt. Der letzte Herzog von Sachsen-Lauenburg, Julius Franz, war am 19. Septbr. gestorben und J. G. III. ließ, Kraft seiner Ansprüche

und in Folge der bestehenden Erbverbrüderung, das Herzogthum juristisch in Besitz nehmen, legte sich auch den Titel eines Herzogs von Engern und Westphalen bei. Da er indessen, die allgemeinen Interessen Deutschlands am Rheine verfechtend, keine Truppen disponibel hatte, maßte sich der Herzog von Braunschweig-Celle ebenfalls diese Erbschaft an und besetzte Lauenburg militairisch; auch andere verwandte Fürsten meldeten sich als Prätendenten und Erben. J. G. übertrug daher die Entscheidung des daraus entstehenden Streites dem Kaiser und dieser, treu seinem frühern Benehmen nach dem Entsatz von Wien, ließ diese Angelegenheit hinhängen, die nun auch erst unter Friedrich August's I. Regierung sehr zum Nachtheil des Hauses Sachsen entschieden wurde. Der Kurfürst ward aber von diesen innern Händeln nicht abgehalten, in dem J. 1690 von Neuem gegen die Franzosen an den Rhein zu ziehen. Mit seinem 13,500 M. starken Corps hatte er den Auftrag, diesen Fluß zu decken. Weder er, noch der Kurfürst von Baiern konnten indessen den Dauphin, welcher das franz. Heer anführte, zu einer Schlacht nöthigen. Er war ihnen an Truppenzahl nicht gewachsen und zog sich bei ihrer Annäherung allemal zurück. Dieses Hin- und Hermarschiren in den ausgesogenen Rheinlanden entkräftete die Truppen sehr und J. G. führte deßhalb, als die Franzosen in ihre Winterquartiere rückten, auch seine Armee nach seinen Kurstaaten zurück. Im folgenden Jahre übertrug der Kaiser dem Kurfürsten von Sachsen das Obercommando über die Reichsarmee, welche gegen 60,000 M. stark war. Seine Gesundheitsumstände hätten J. G. gerathen, daheim zu bleiben; er zog aber das Beste des Gesammtvaterlandes dem eigenen Wohle vor und begab sich mit seinen beiden Prinzen und mit 12,000 M. an den Rhein. Bei Sandhofen überschritt er im Angesichte des Feindes diesen Fluß am 13. Juli 1691, um die Franzosen zu einem Treffen zu veranlassen, mußte jedoch, da die Letzteren ihrer Seits bei Philippsburg über den Rhein gegangen waren, seine Armee wieder auf das rechte Ufer zurückführen. Es galt nun, die würtembergischen Grenzen zu decken; der Kurfürst rückte deßhalb mit der Armee in die Gegend von Pforzheim. Hier ward er aber von der unter den Truppen herrschenden ansteckenden Krankheit überfallen, mußte sich nach Tübingen transportiren lassen und starb daselbst am 12. Septbr. 1691. Sein Leichnam ward nach Freiberg in Sachsen abgeführt. In der Kurwürde folgte ihm sein ältester Sohn unter dem Namen Johann Georg IV.

(Sächsische Geschichte von Heinrich. Leipzig, 1782. 2. Thl. — Geschichte des Königreichs Sachsen, von Pölitz. — Feldzüge der kursächsischen Armee, von Fr. Grf. von Beust. 2. Thl. Cambray, 1803). E.

Georgorden, St. Georgorden, wurde von der Kaiserin Katharina II. im J. 1769 nur zur Belohnung militairischer Verdienste für Land- und Seeofficiere gestiftet. Er besteht aus 4 Klassen und es ist keine bestimmte Zahl der Ritter festgesetzt; einem Bürgerlichen giebt er den russischen Adel, und es wird daher dem Namen des Ritters ein de vorgesetzt. Der Orden wird über dem Kleide, jedoch nie mit Brillanten verziert, getragen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen Kreuze; in der Mitte der Vorderseite ist das Wappen des moskowitischen Großfürstenthums, der heilige Georg gepanzert zu Pferde, wie er den Lindwurm tödtet. In der Mitte der Rückseite ist die Chiffer des heiligen Georg verschlungen *X*. Dieses Kreuz tragen die beiden ersten Klassen gleich groß, die erste an einem breiten, aus 3 schwarzen und 2 gelben abwechselnden Streifen bestehenden Bande von der Rechten zur Linken, und dabei auf der linken Brust einen in Gold gestickten Stern mit der russischen Inschrift:

„für Dienst und Tapferkeit."

Von der zweiten Klasse wird es an einem schmaleren ähnlichen Bande am Halse und mit demselben Stern auf der linken Seite getragen. Die dritte Klasse trägt ein kleineres Kreuz am Halse und die vierte im Knopfloche, jedoch beide Klassen ohne Stern.

Die Ritter aller 4 Klassen, zu welchen man nur nach einander gelangen kann, genießen Pensionen, und zwar die der ersten Klasse jährlich 700 Rubel, die der zweiten 400 Rubel, die der dritten 200 Rubel und die 100 ältesten Ritter der vierten 100 Rubel. Die Töchter der Ritter der dritten und vierten Klasse können Ansprüche machen, in den Instituten unterhalten und erzogen zu werden, welche hierzu errichtet sind, und über welche die Kaiserin Mutter die Oberdirection hat. Die Witwe eines Ritters, welcher die Pension gehoben hat, erhält noch ein Mal den ganzen Jahrgehalt ihres Mannes.

Die Ritter der beiden ersten Klassen haben mit dem Range eines Generalmajors, die der beiden letztern Klassen mit dem Range eines Obersten Zutritt bei Hofe und bei allen öffentlichen Festlichkeiten. Wer Ritter der ersten Klasse werden will, muß als Oberbefehlshaber eine große Schlacht gegen die Hauptarmee des Feindes gewonnen und sie völlig geschlagen haben. Wer 25 wirkliche Dienstjahre beim Corps in Kriegs- oder Friedenszeiten, oder 18 Seecampagnen zählt, hat Ansprüche auf die vierte Klasse. Die beiden Kriegscollegien der Land- und Seearmee entscheiden einzig und allein über die Vertheilung der Orden, welcher Entscheidung sich selbst der Kaiser unterwirft, da es keinen Großmeister dieses Ordens giebt.

Nach Beendigung eines Feldzuges legen diese Collegien die Liste der Officiere vor, welche sich durch verdienstvolle Handlungen so ausgezeichnet haben, um auf den Orden Ansprüche machen zu können. Hierzu gehört den Statuten zu Folge:

1) derjenige, der dem Feinde ein Schiff, eine Batterie oder sonst einen Posten wegnimmt; 2) derjenige, der in einem befestigten Posten eine Belagerung aushält, ohne sich zu ergeben, oder sich mit ungewöhnlicher Tapferkeit vertheidigt, oder durch muthiges und kluges Commando den Sieg erringt oder dazu beiträgt; 3) derjenige, der sich zu einem gefährlichen Unternehmen von selbst erbietet und es ausführt; 4) derjenige, der zuerst Sturm läuft, oder beim Landen der Truppen zuerst den Fuß auf feindliches Gebiet setzt ꝛc. ꝛc. Jedoch muß bei allen diesen Fällen die strengste Disciplin beobachtet worden sein.

Ueberwiesene Feigheit eines Ritters berechtiget das Kriegscollegium, ihm den Orden zu nehmen. Das Ordensfest wird den 7. Decbr. (26. Novbr.) gefeiert, wobei der Kaiser öffentlich mit den Rittern speist, an welchem Tage aber die Generale keine Stickerei tragen dürfen.

Unter der Regierung Kaiser Paul's I., welcher dem Orden aus unbekannten Gründen nicht wohl wollte, wurde keiner vergeben; auch erlitt er unvortheilhafte Veränderungen. Der Kaiser Alexander setzte ihn aber am 12. Decbr. 1801 durch ein Manifest in die von der Kaiserin Katharine bestimmten Rechte und Privilegien wieder ein. (S. Almanach der Ritterorden von Friedrich Gottschalk). E—t.

Georges Cadoudal, in der franz. Revolution als Chef der Chouans berühmt und gefürchtet. Er war der Sohn eines Müllers zu Brake im Departement Morbihan. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er zu Vannes seine Studien vollendet und nahm anfangs keinen Theil an der-

selben. Als jedoch der Aufruhr in der Bretagne ausbrach, nahm er Dienst als gemeiner Reiter, schloß sich an die Vendéer an, nachdem sie über die Loire gegangen waren, und ward bei der Belagerung von Grandville zum Officier befördert. Muth und Körperkraft erwarben ihm bald Auszeichnung, und nach den Niederlagen bei Mans und Savany stellte er sich an die Spitze eines Haufens müßiger Matrosen und Bauern. Hier ward er jedoch von einer republikanischen Colonne aufgehoben und nebst seinem Vater als Gefangener nach Brest gebracht, befreite sich indeß bald wieder in Matrosenkleidung und übernahm auf's Neue das Commando in seinem Canton. Als Feind des Adels, wußte er die Adeligen vom Commando zu entfernen und galt selbst als Chef einer Plebejerpartei. Im J. 1795 erst gelang es ihm, sich bemerkbar zu machen, und 1796 commandirte er die Division von Morbihan. 1799 ergriff er abermals die Waffen und versammelte eine größere Macht um sich, als die meisten der übrigen Chefs, genoß auch das volle Vertrauen seiner Truppen und war sogar nahe daran, zum Generalissimus ernannt zu werden. Er besetzte in dieser Zeit auf's Neue Nieder-Bretagne und war der einzige nicht adelige commandirende General. Er lieferte mit seiner Division den Republikanern die meisten und blutigsten Treffen und nahm im December des Jahres 1799 an den Ufern der Vilaine einen bedeutenden Transport Kanonen und Gewehre von den Engländern in Empfang. G. schlug den ihm von den Consuln angebotenen Frieden lange aus. Die Unterwerfung der übrigen Chefs an die Republik und die blutigen Treffen bei Grandchamp und Elven, am 25. und 26. Jan. 1800 bestimmten ihn, sich in Unterhandlung einzulassen, und er schloß am 9. Febr. eine Capitulation mit dem General Brune ab, nach welcher er seine Truppen entließ und ihre Waffen auslieferte. Er selbst begab sich nach Paris, konnte sich jedoch nicht entschließen, die ihm angetragenen republikanischen Dienste anzunehmen und ging bald nach London ab, wo er sich mit Auszeichnung aufgenommen sah. Die Idee der bekannten Höllenmaschine soll von ihm ausgegangen sein. Als er jedoch im Monat August 1803 mit Pichegru und Andern auf der franz. Küste gelandet war und sich zu Ausführung seines gegen das Leben des ersten Consuls beabsichtigten Streiches bis zum Monat März in Paris verborgen hielt, kam ihm die Polizei auf die Spur und er wurde in der Nähe des Palastes Luxemburg gefangen genommen; bei welcher Gelegenheit er mit 2 Pistolenschüssen 2 Polizeidiener zu Boden streckte, endlich aber von einem Fleischer festgehalten und in den Temple abgeführt wurde. In seinem Proceß ward er des Mordanschlages gegen das Leben Bonaparte's überwiesen, zum Tode verurtheilt und am 24. Juni 1804 hingerichtet. Er würde unter andern Umständen mit seinen militairischen Talenten große Dienste geleistet und sich einen ausgezeichneten Namen erworben haben, da er erst 35 Jahre alt war. Seinen Muth und seine Kaltblütigkeit bewährte er auch in seinem Proceß; er verrieth keinen seiner Mitverschwornen, ging standhaft zum Tode und bekannte seine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons ohne Scheu. S . . . w.

Gepäck. Ein Hauptbestandtheil der Heerversorgung, der um so wesentlicher ist, je mehr er Einfluß auf das Wohlbefinden und die Ausdauer von Mann und Roß hat.

Der allgemeine Begriff Gepäck — Bagage — (s. d.) umfaßt alle Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände, welche die Truppen theils für den steten Bedarf, theils in Vorrath mit sich oder nachführen. Im engern Sinne wird unter „Gepäck" nur das tragbare Unentbehrliche verstanden:

bei der Reiterei der Mantelsack mit seinem Inhalte, der Mantel, Futtersack, das Putzmaterial und Futter; bei den Truppen zu Fuße der gepackte Tornister, Mantel, Brotbeutel, Feldkessel, Feldflasche, Feldbeil und der etwanige sogenannte eiserne Bestand an Lebensmitteln.

Früher wurde mit der Bagage, wie noch jetzt bei den Türken und asiatischen Heeren, der größte Mißbrauch und Ueberfluß getrieben, indem der nachfolgende Troß oft einen Haupttheil des Heeres ausmachte und bei dem übertriebensten Luxus die schädlichste Verweichlichung mit sich führte.

Nach Loccen. Hist. Suec. 8., S. 601., z. B. hatte Wallenstein im Lager bei Nürnberg nicht weniger als 30,000 Packpferde neben einem Trosse von 15,000 Weibern und eben so vielen Bedienten, so wie 50 sechsspännige Kutschen für seinen eigenen Gebrauch bei sich, während der allen Luxus hassende Gustav Adolph Troß und Gepäck auf das Gemessenste beschränkte.

Die Franzosen schleppten unter ihrem großen Heinrich IV. einen ungeheuern Troß nach sich, bei welchem u. a. 4 Gensd'armen 1 Packwagen, 2 leichte Reiter ein Saumroß hatten, reducirten jedoch schon nach einem Zeitraume von 50 Jahren diesen Ueberfluß so sehr, daß Turner in seiner Pallas armata B. 3. Cap 18. S. 275, bemerkt: „der französische Infanterist könne all' sein Gepäck in einem Schnupftuche fortbringen." Noch weiter trieb es, nach Hoyer's Geschichte der Kriegskunst, 1. Band, S. 318, Herzog Alba auf seinem Zuge nach den Niederlanden, indem 400 Freudenmädchen zu Pferde und mehr als 800 zu Fuße, förmlich militairisch geordnet, den Troß zierten und das Gepäck mithin nicht unbedeutend vermehrten.

In der neuern Zeit ist ziemlich bei allen europäischen Armeen die größtmögliche Verminderung des Gepäcks mit ernster Sorgfalt beachtet worden, und nur die russischen Officiere haben darin noch einigen, aus ihren fortwährenden Kriegen mit den Asiaten herrührenden Ueberfluß und Luxus beibehalten, obschon sie parademäßig selbst einen, gewöhnlich leeren, Tornister zur Schau tragen. — Die Franzosen namentlich trugen unter dem großen Kaiser dazu bei, daß man diesem für die Schlagfertigkeit der Truppen so wichtigen Gegenstande mehr Aufmerksamkeit widmete, indem durch ihre Verpflegsweise mittelst Requisitionen die sonst so schwierige und hemmende Nachfuhr entbehrlich und ihre Beweglichkeit so sehr erleichtert wurde, daß sich die entgegenstehenden oder mit ihnen verbündeten Armeen wohl oder übel genöthigt sahen, ihnen nachzuahmen. Alles Gepäck wurde demnach auf das Unentbehrlichste verringert und insbesondere das Tragbare so zweckmäßig und leicht eingerichtet, als es die erhöhten Forderungen an die größtmögliche Bewegbarkeit und Ausdauer der Truppen nöthig machten. Die Stelle der Packpferde, für das Tragen der Zelte, der Feldkessel und sonstigen Lager- und Feldgeräthe, so wie für das Gepäck der Officiere bestimmt, ersetzte eine nach Raum und Gewicht genauest berechnete Anzahl von Equipage- oder Packwagen. Aus der Ueberzeugung von der so wesentlichen Nothwendigkeit, weder den Mann, noch das Reiterpferd mit Entbehrlichem zu belasten, entsprangen vielfache Versuche und Neuerungen zur Ausmittelung der zweckmäßigsten Erleichterung des tragbaren Gepäcks, und bei den meisten Armeen wetteifert man noch immer, das Beste hierin zu erfinden.

Vorzüglich wurden mit den Mantelsäcken und den Tornistern vielseitige Versuche und Veränderungen vorgenommen, ohne zu einem völlig genügenden Resultate zu gelangen. Bei der Reiterei ist man über Satteln und Packen noch keineswegs einig, indem die Theorie mit der Praktik fortwährend im Streite liegt und beide vergeblich nach Entfernung aller Mängel strebten. Bei der Infanterie hat man zwar gegen die frühere, der Brust

so nachtheilige Tragart des Tornisters mit Einem Riemen eine bedeutende Verbesserung allgemein angenommen, indeß beseitigen die beiden Schultertragriemen und der noch beschwerlichere Brustriemen dennoch die empfindlichen Nachtheile des Druckes in den hohlen Rücken und des Einschneidens unter den Armen nicht hinlänglich, und sowohl über die Einrichtung des Tornisters selbst, dessen Packung, des Tragens des gerollten Mantels auf demselben oder über die Schulter gehangenen, als auch die bequemste Tragart des Nebengepäcks sind Ansichten und Einführungen noch sehr abweichend. Im Revolutionskriege und später noch begnügte sich die franz. Infanterie mit dem geringfügigsten Gepäck und sehr kleinem Tornister. Späterhin bedurften sie vergrößerter, da besonders von den Kaisergarden ein mehrerer Luxus in der Bekleidung ausging und deßhalb das im Tornister Enthaltene auf Eilmärschen oft gefahren werden mußte. Die Truppen des Rheinbundes ahmten dies mehr oder weniger nach. Die sehr leicht aussehenden und dabei dennoch wohlversorgten Tornister der Engländer stachen dagegen eben so augenfällig ab, wie die seit lange beibehaltene Einfachheit der Oestreicher, deren Tornister wahrscheinlich der kleinste, leichteste und leerste ist.

Aus allem Erwähnten erhellt, daß man zwar die Wichtigkeit des Gegenstandes nirgend mehr wie sonst verkennt, dessen ungeachtet aber immer noch in der Ueberlegung und Auswahl begriffen ist und auch hierin den Stein der Weisen noch nicht aufgefunden hat, der hauptsächlich darin besteht, bei der Packung des Reiterpferdes die Last gehörig zu vertheilen und den Druck zu vermindern, bei der Infanterie dem Tornister die zweckmäßigste Gestaltung und Leichtigkeit zu geben und die bequemste Tragart desselben, so wie ebenfalls eine für Zweck und Last angemessene Vertheilung des übrigen Gepäcks zu ermitteln. Bei den Römern schon wurde das Gepäck sehr beachtet und das Tragen bedeutender Lasten als eine nothwendige Uebung behandelt. Das Gesammtgepäck eines römischen Soldaten betrug oft bis 100 Pfd. Jetzt wird dem Infanteristen selten über 50 Pfd. aufgebürdet. Der Gebirgskrieg namentlich erheischt die größtmögliche Erleichterung. Hz.

Gerade Aufsteigung, die, ist der Bogen, der vom Fühlungspuncte anfängt und bis zum Durchschnittspuncte des Aequators mit dem Abweichungskreise geht. Dieser aber ist ein Kreis, der auf dem Aequator senkrecht steht und durch beide Pole geht. Steht nun z. B. in diesem Kreis ein Stern, so ist der Bogen von solchem bis an den Aequator, dessen Abweichung und die Entfernung des Durchschnittspunctes vom Frühlingspuncte seine gerade Aufsteigung. Diese ist also auf der hohlen Himmelskugel dasselbe, was auf der Erdkugel die geographische Länge ist und die Abweichung dasselbe, wie die geographische Breite. M. S.

Gerade Zahl, ist eine solche, die sich durch 2 ohne Rest theilen läßt. Im Gegentheil heißt sie eine ungerade Zahl. M. S.

Gérard, Etienne Maurice, Graf, Pair und Marschall von Frankreich, geboren den 4. April 1773 zu Damvilliers (Departem. der Meuse), trat als Freiwilliger in das 2. Bat. seines Departements 1791 und wohnte als Subalternofficier den Feldzügen des Generals Dumouriez (s. d.) bei, focht bei Fleurus und zeichnete sich besonders bei dem Uebergange über die Roer 1795 aus. In Folge seiner bewiesenen Tapferkeit zum Hauptmann und Adjutanten Bernadotte's 1797 ernannt, begleitete er diesen bei seinen Feldzügen in Italien und am Rhein, so wie auf seinen Gesandtschaftsposten nach Wien. Hier war es, wo er, als der aufrührerische Pöbel die dreifarbige Fahne am Hotel des Gesandten beschimpfte und die Person Ber-

nadotte's selbst mit Thätlichkeiten bedrohte, durch die tobende Menge sich wagte, um dem Kaiser den Bericht über dieses unerhörte Ereigniß zu überbringen. Als Oberst an der Spitze mehrerer Schwadronen wurde G. in der Schlacht von Austerlitz schwer verwundet und zur Belohnung seines Muthes vom Kaiser zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt. In dem Feldzuge von Preußen war er Brigadegeneral; nach dem Tilsiter Frieden wurde er Chef des Generalstabes des Prinzen von Pontecorvo. Als solcher gab er neue Beweise seiner Tapferkeit vor Linz und commandirte bei Wagram die sächsische Cavalerie, welche sich an diesem Tage wohlverdienten Ruhm erwarb. 1810 befehligte er unter Graf Erlon eine Brigade in Portugal und entwickelte besonders in dem Gefechte von Fuentes d'honor seine militairischen Talente. 1812 hatte er eine Brigade der großen Armee unter dem Fürsten von Eckmühl, wirkte thätig mit zur Eroberung von Smolensk und zog in der Affaire von Valutina, wo er die Division des verwundeten Generals Gudin führte, durch wiederholt bewiesene unerschütterliche Bravour die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, der ihn, den Bitten des sterbenden Gudin's gemäß, zum Divisionsgeneral erhob. Seine Division war unter den Befehlen des Vicekönigs Eugen in der Schlacht an der Moskwa und erhielt bei dem verhängnißvollen Rückzuge den ehrenvollen Auftrag, die Arrièregarde des Fürsten von Eckmühl zu bilden. Jeder Tag, jedes neue Scharmützel gab dem General Gelegenheit, seine Umsicht und Kaltblütigkeit zu bewähren und seinen Verdiensten täglich eine größere Anerkennung zu verschaffen. Marschall Ney, beauftragt, mit einem besondern Corps den Feind aufzuhalten und die zerstreuten Heertheile der Franzosen zu sammeln, nahm G. zu seinem Unterbefehlshaber. Bei der Vertheidigung von Kowno, welches russische Cavalerie im Begriff war zu erstürmen, warfen sich die beiden Generale, als ein lippe'sches Bataillon seinen Posten verließ, in Person den Stürmenden entgegen und feuerten in den Reihen ihrer wenigen Krieger so entschlossen auf den Feind, daß die franz. Infanterie Zeit gewann herbeizueilen und so 10—12,000 M. einer sichern Gefangenschaft zu entreißen. Von Neuem erhielt G., als der Vicekönig Eugen dem Könige von Neapel im Oberbefehle gefolgt war, den Befehl über die Arrièregarde, die nur aus 1200 Neapolitanern und 3 Bat. neuer Truppen bestand. Musterhaft zog er sich dennoch bis Frankfurt a. O., und als er auch hier weichen mußte, nach der Elbe zurück und übernahm von nun an das Commando der Vorposten theils des Fürsten von Eckmühl, theils des Vicekönigs. In dem Feldzuge von 1813 stand er an der Spitze einer Division des 11. Corps (Herzog von Tarent) und bildete mit derselben gewöhnlich die Avantgarde. Ihm ganz besonders dankt der Kaiser Napoleon den Sieg bei Bautzen (s. d.), da G., ob er gleich Befehl zum Rückzuge hatte, dennoch die Schlacht nicht verloren gab und noch einen entschlossenen Angriff versuchte; dasselbe that er in dem Gefechte bei Goldberg, und der Kaiser übertrug ihm, der erst seit einem Jahre Divisionsgeneral war, in besonderer Anerkennung seiner Fähigkeiten und auf die günstigsten Empfehlungen des Herzogs von Tarent den Oberbefehl über das 11. Armeecorps, dem er den ganzen sächsischen Feldzug durch vorstand, in dessen Verlaufe er 3 Mal, darunter sehr schwer bei Leipzig, verwundet worden war. Zu Ende des J. 1813 ward er Commandant des Reservecorps zu Paris, welches, aus jungen Conscribirten bestehend, in den ersten Tagen des J. 1814 gegen die Verbündeten focht. In der Schlacht von La Rothière (1. Febr.) hielt G. auf dem rechten Flügel die hartnäckigen Angriffe der Oestreicher unter Giulay auf und verließ erst auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers um Mitternacht die Brücke von Dienville.

Das Gefecht von Montereau gab dem Grafen G. neue Gelegenheit, seinen Ruhm auf das Glänzendste zu vermehren. Als schon mehrere Angriffe der Franzosen vergeblich gewesen waren, übernahm er den Oberbefehl, stürmte unaufhaltsam gegen den Feind, entriß ihm den Sieg und machte eine große Anzahl Gefangene. Im März 1815 war G. Generalinspecteur der Infanterie im Elsaß, wurde aber kurz darauf vom Kaiser zum Oberbefehlshaber der Moselarmee berufen und zum Pair von Frankreich ernannt. Mit unglaublicher Schnelligkeit eilte der General in 5 Tagen von Metz bis zur Sambre und flocht in dem blutigen Gefechte von Ligny (s. d.) neue Lorbern in den Kranz seines Ruhmes. An diesem Tage und an dem von Waterloo, wo er durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet wurde, erwarb er sich die ganze Zufriedenheit des Kaisers, der ihn als eine seiner kräftigsten Stützen betrachtete und ihn als einen der ersten zur Marschallswürde bezeichnete. Bis Ende Septembers 1815 blieb G. zu Wiederherstellung seiner Gesundheit in Tours, erhielt darauf nach seiner Rückkehr nach Paris die Erlaubniß, in's Ausland zu reisen, vermählte sich in Brüssel mit der Tochter des Generallieutenants Grafen Valence und lebte seit 1817 auf seinem Landgute Villers im Departement der Oise. In seiner ländlichen Ruhe und den Beschäftigungen der Landwirthschaft und der Muße unterbrach ihn 1822 der Ruf als Deputirter in die Nationalversammlung, in der er mit Ueberzeugung die Rechte des Volkes verfocht. In der Julirevolution 1830 stellte er sich an die Spitze des bewaffneten Volkes und wurde von der neuen Regierung am 17. Aug. 1830 zum Marschall von Frankreich ernannt. Am 1. Aug. dieses Jahres war er dem Grafen Bourmont als Kriegsminister gefolgt, gab aber schon im October 1830 diese Stelle an den Herzog von Dalmatien, seiner geschwächten Gesundheit wegen, wieder ab. Die belgischen Angelegenheiten haben in neuester Zeit seine Thätigkeit von Neuem in Anspruch genommen; als Oberbefehlshaber der Nordarmee eilte er dem Könige von Belgien gegen Holland zu Hilfe, schützte die Hauptstadt gegen die Holländer und rückte im November 1832, inzwischen (11. Octbr.) zum Pair ernannt, zum zweiten Male in Belgien ein, um mitten im Frieden die merkwürdige Belagerung von Antwerpen (s. d.) zu unternehmen. Die Ausdauer und die Thätigkeit, welche er dabei bewies, so wie der günstige Erfolg dieser Intervention, sind genugsam bekannt. Graf G. besitzt das volle Vertrauen seines Königs, ist viel um dessen Person und begleitet denselben, so wie den Kronprinzen, häufig auf seinen Reisen. Die ihm allgemein zu Theil werdende Achtung ist eine wohlerworbene Folge seiner vielfachen Verdienste. C.

Gereed sein, in der Seesprache bedeutet so viel, als bereit oder fertig sein und wird vorzugsweise beim Tauwerke angewendet, wenn es sich in dem Stande befindet, daß es gebraucht werden kann. Der Ruf „Ree!" macht Euch fertig! gilt für die Matrosen das, was bei den Landtruppen das Commando: Achtung!

Gerichtswaibel, s. Schultheiß.

St. Germain en Laye, Stadt im Depart. der Seine und Oise, mit einem königlichen Schlosse, 12,000 Einw., Geburtsort Ludwig's XVI., ist berühmt durch mehrere Friedensschlüsse und Verträge.

Friede zwischen Karl IX. und den Reformirten, den 8. August 1570.

Als nach der unglücklichen Schlacht bei Jarnac der Prinz Condé gefangen und auf dem Wege in's Lager, von Montesquiou, Gardecapitain des Herzogs von Anjou, gegen allen Kriegsgebrauch erschossen worden war,

wurden der junge Sohn des Prinzen und der gleich jugendliche Prinz Heinrich von Bearn von dem muthvollen Coligny als Häupter der Reformirten erklärt. Einige deutsche Fürsten und der Prinz Wilhelm v. Oranien sandten Hilfe. Aber bei Montcontour erlitt Coligny durch denselben Herzog von Anjou, des Königs Bruder und Generallieutenant, eine abermalige Niederlage. Gleichwohl gewährte die siegende Hofpartei jenen Frieden, welcher vortheilhafter für die Reformirten als alle früheren war. Sie erhielten allgemeine Amnestie, eine nur wenig beschränkte Religionsübung, das Recht auf alle Staatsämter und 4 Festungen als Sicherheitsplätze, unter denen das wichtige la Rochelle.

Vertrag zwischen Bernhard von Weimar und Richelieu im October 1635.

Dem Herzoge Bernhard, der im Unterhandeln nicht minder geschickt war als im Kampfe, wurden in diesem Vertrage jährlich als Subsidien sechsthalb Millionen Livres, und als künftige Belohnung das zu erobernde Elsaß von Frankreich zugesichert, wogegen er seine Armee unter des Königs von Frankreich Hoheit anzuführen versprach. Durch diesen Vertrag ward er der Abhängigkeit von Schweden los und würde sich auch, wenn nicht ein plötzlicher Tod ihn von seiner Heldenbahn abgerufen hätte, der Abhängigkeit von Frankreich entzogen haben.

Vertrag zwischen Ludwig XIV. und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den 29. Juni 1679.

Er gehört zu den einzelnen Verträgen, die unter der Bezeichnung des Friedens von Nimwegen (s. d.) (1678 f.) begriffen werden. Ludwig's XIV. schlaue Politik, die durch das Trennen der Interessen der Mächte, mit denen er in Kriege verwickelt war, und durch Separatverträge am meisten zu gewinnen hoffen durfte, wählte die letzte Art der Ausgleichung. Als Holland und Spanien im J. 1678 zu Nimwegen einen Separatfrieden mit Frankreich geschlossen hatten, war auch der große Kurfürst um so mehr dazu geneigt, als er wußte, daß seine Siege in Pommern (1677) die Eifersucht des Kaisers rege gemacht hatten. Da aber Ludwig XIV. verlangte, daß der Kurfürst von Brandenburg an das mit Frankreich verbündete Schweden alle Eroberungen zurückgeben und dasselbe für die Kriegskosten entschädigen sollte, so trat dieser mit Dänemark und Münster zu einem neuen Bündnisse zusammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde und Stralsund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Eben so warf er im Januar 1679 die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch stand er und Dänemark allein gegen Schweden unter den Waffen. Da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit der Krone Schwedens Frieden zu schließen und sämmtliche Eroberungen herauszugeben. Als der große Kurfürst sich dessen weigerte, ward er durch eine Armee von 30,000 Franzosen, welche in Cleve einfielen, da der Kaiser, sei es aus Schwäche oder Eifersucht, die Interessen seines Reichsfürsten nicht wahrte, zum Abschlusse des Friedens von St. Germain am 29. Juni 1679 genöthigt. Er gab alle Eroberungen, die er vom schwedischen Reiche gemacht hatte, heraus; dagegen erhielt er die wenigen Plätze und Zölle, welche Schweden seit dem westphälischen Frieden jenseits der Oder in Hinterpommern besaß, und Frankreich gewährte ihm 300,000 Kronenthaler als Entschädigung. Mit Dänemark und Frankreich kam endlich der Friede zu Fontainebleau den 2. Septbr. 1679 zu Stande.

(Weltgesch. von Pölitz und Rotteck. Die Urkunde der Friedensschlüsse s. man in Dumont, corps diplomatique). Lu.

Germanicus, Drusus Cäsar, ein Mann von großen Eigenschaften und einer der bessern römischen Feldherren, war der Sohn des durch seine Waffenthaten gegen die Germanen bekannten Claudius Drusus Nero und der Tochter des Triumvirs M. Antonius, einer Nichte Kaiser August's, auf dessen Befehl ihn sein Oheim Tiberius adoptiren mußte. Mit diesem zugleich erntete er die ersten Lorbern gegen die empörten Pannonier, 7—9 n. Chr., in welchen Feldzügen er die Dalmatier und Makäer besiegte und Arduba eroberte. Zur Belohnung ernannte ihn August zum Consul, ob er gleich noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hatte, und schickte ihn mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere nach Deutschland, 10 n. Chr., von wo des Kaisers Tod den Tiberius abrief. Der neue Kaiser, den Werth des G. erkennend und die Liebe des Volkes zu dem edlen Jüngling erwägend, suchte denselben sich dadurch zu verbinden, daß er ihm vom Senat die Bestätigung der proconsularischen Würde auf Lebenszeit auswirkte und ihn zum Oberbefehlshaber sämmtlicher römischen Heere ernannte. Als solcher eilte G. im J. 14, den Aufstand der Legionen des Aulus Cäcina am Niederrhein zu dämpfen, welche ihren Liebling und ihr Ideal auf alle Weise zu bewegen suchten, den Kaisertitel anzunehmen. Aber der rechtliche biedere G. brachte seinem Ehrgeize ein würdiges Opfer. Kräftig schritt er gegen die Empörung ein und drohete sogar, sich selbst umzubringen, wenn man nicht von diesem verbrecherischen Verlangen abstände. Es gelang ihm, die Ruhe wieder herzustellen und die Legionen zu bewegen, ihm in einen Feldzug gegen die Germanen zu folgen, den er, um die Truppen zu beschäftigen, unternehmen zu müssen glaubte. Mit 50,000 M. ging G. über den Rhein bei Xanten, überfiel die Marsen im cäsischen Walde, als sie sich bei einem Feste der Trunkenheit ergeben hatten, mordete sie zu Tausenden und zerstörten ihren heiligen Hain Tanfan. Aber die Volksbewegungen der Tubanter, Bructerer und Usipeter nöthigten ihn zum Rückzuge, durch deren Scharen er sich nicht ohne Verlust an den Rhein durchschlagen mußte. Seine Rettung verdankte er besonders der 20. Legion, welche die Schuld ihres neulichen Aufruhrs zu tilgen sich bemühte. Im folgenden Jahre ging G. gegen die Katten, erneuerte das Kastell seines Vaters auf dem Taunus, schlug jene an der Eder und verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (Maden, oder Metz am Bache Mazze), worauf er wieder nach Cöln zurückging. Hätte der edle Hermann nicht eine Verbindung der muthigsten Völkerstämme zusammengebracht, so würde gewiß G., von mehreren verrätherischen Deutschen, unter denen Hermann's eigener Schwiegervater Segest, unterstützt, den Triumph der völligen Unterwerfung der deutschen Nation gefeiert haben. Hermann aber trat ihm überall männiglich entgegen und that den kampfgeübten römischen Heeren den möglichsten Abbruch. So mußte sich auch G. in seinem Feldzuge im J. 16, nachdem er zu Ende des vorigen Jahres den mit ihm verbündeten Segest in seiner Burg entsetzt hatte, begnügen, das Land der Chauzen und die Gegenden an der Lippe zu verwüsten, ob er gleich unter kühnen Hoffnungen mit 4 Legionen die Ems hinauf zu Schiffe gekommen war. Er suchte die Gebeine der erschlagenen Römer im Teutoburger Walde zusammen, ließ sie bestatten und errichtete dort seinen Legionen ein Denkmal, welches die Namen der bezwungenen Völker und des siegreichen Heeres enthielt, aber den Namen des Feldherrn bescheiden verschwieg. Indeß rettete dieser mit Mühe sein Heer aus einem ungünstigen Waldgefechte mit Hermann und war zufrieden, die Ems wiederzugewinnen. Cäcina nahm seinen Rückweg zu Lande. War auch dieser Feldzug keineswegs glücklich gewesen, zumal da auch ein Theil der römischen Truppen

wegen der überladenen Schiffe auf dem Wasser zu Grunde gegangen war, so rüstete sich doch G. mit aller Anstrengung während des Winters von Neuem gegen die Deutschen. Auf 1000 Schiffen führte er sein Heer, ergänzt durch Rhätier, Vindelicier und Germanen vom linken Rheinufer, auf dem Rheine, der Yssel und Nordsee bis an den Ausgang der Ems, wo er bei der Feste Amisia landete. Von hier aus rückte er gegen die Weser vor; aber bei dem Uebergange über den Fluß erlitt seine Reiterei einen Verlust und Hermann stellte sich ihm um so kühner zwischen Minden und Blotho an der Weser (auf dem Felde Idistavisus) entgegen. Die 2tägige Schlacht führte zu keiner Entscheidung und hatte nur die Folge, daß beide Theile geschwächt und erschöpft von fernerem Kampfe ablassen mußten. Die Deutschen hatten die Legionen der Römer in allzu große Auflösung gebracht, als daß G. noch länger hätte das Feld behaupten können. Er schiffte sich wieder ein und hatte noch das Unglück, auf dem Rückwege seine ganze Flotte durch Sturm zerstreut zu sehen und viele Mannschaft zu verlieren. Dennoch wagte er, ehe er die Winterlager bezog, noch einen Angriff gegen die Marsen und erbeutete einen von Varus verlornen römischen Adler. — G. hatte sich durch seinen unerschrockenen Muth und seine edlen Eigenschaften die Liebe seiner Untergebenen und die Zuneigung des Volks auf eine Weise erworben, daß Tiberius, eifersüchtig auf die Verdienste seines Neffen, denselben zu fürchten begann. Mit erheucheltem Wohlwollen empfing er den vom Heere Abgerufenen in Rom, bewilligte ihm einen glänzenden Triumph, den auch Hermann's gefangene Gemahlin zierte, und machte sogar, dem G. zu schmeicheln, dem Volke in dessen Namen ansehnliche Geschenke. Aber er trachtete im Geheimen darnach, sich seines Nebenbuhlers auf eine schickliche Weise zu entledigen, und die im Morgenlande ausgebrochenen Unruhen gaben ihm eine erwünschte Gelegenheit. G. wurde als Oberbefehlshaber der Morgenländer dorthin geschickt, ihm aber in der Person des Statthalters von Syrien, Cn. Piso, ein Mann beigegeben, der vermöge seiner Bosheit und Schlechtigkeit ein passendes Werkzeug für die Plane des Kaisers war. Sein Benehmen gegen G. und sein Bemühen, demselben auf jede erdenkliche Art zu schaden, rechtfertigen den Verdacht, daß er jenen durch Gift aus dem Wege geräumt habe. G. starb im J. 19 n. Chr. in einem Alter von 34 Jahren. Unbeschreiblich war der Jammer, der das ganze Reich wegen dieses Verlustes erfüllte; unglaublich erscheint es uns, daß man aus Erbitterung Tempel zerstörte, Altäre niederriß und neugeborne Kinder wegwarf, als wären sie in der allgemeinen Bestürzung der älterlichen Fürsorge nicht würdig. Der Kaiser mußte eigene Anordnungen ergehen lassen, das Stocken der Staatsgeschäfte zu hindern. — Tacitus Annal. — Mit seiner Gemahlin Agrippina, der Tochter des Vipsanius Agrippa, zeugte G. den nachmaligen Kaiser Caligula und des Kaisers Nero Gemahlin Agrippina. C.

Germantown, in den Freistaaten von Nordamerika und in der Grafschaft Philadelphia der Provinz Pennsylvanien gelegen.

Gefecht am 4. Octbr. 1777.

Der Verfechter der Freiheit der Colonien Nordamerika's, General Washington (s. d.), hatte sein Lager an der östlichen Seite des Shuylkills, 17 englische Meilen von Germantown; 1500 M. von Peekskill und 1000 Virginier waren zu ihm gestoßen. Als er erfuhr, daß starke Detaschements von der englischen Armee abgegangen waren, um Besitz von Philadelphia zu nehmen, die Zufuhren zu decken und die amerikanischen Werke am Delaware zu zerstören, entwarf er den Plan, das britische Lager bei German-

town zu überfallen. Am 3. Octbr., Abends 6 Uhr, verließen die Amerikaner ihre Stellung bei Skippak-Creek und griffen, unter Begünstigung eines dichten Nebels, am 4. mit Tagesanbruch die Truppen an, die am Eingange des Ortes standen und nach lebhaftem Widerstande hineingetrieben wurden. Der General Washington rückte in 5 Colonnen vor und suchte in das nördliche Ende des Ortes zu dringen, um die britische Macht zu theilen und seine Angriffe auf ihre Flanke dadurch zu unterstützen. Wie schon gesagt, war das dort stehende 40. Regiment gezwungen worden, sich vom Eingange zurückzuziehen; es gelang jedoch dem Commandanten desselben, Oberstlieutenant Musgrave, 5 Compagnien desselben in ein großes steinernes Gebäude in der Mitte des Dorfes, Chew House genannt, zu werfen. Von allen Seiten griffen die Amerikaner, doch ohne Erfolg, das Gebäude an, sie führten 4 Kanonen dagegen auf, aber Alles war vergeblich; durch die tapfere Vertheidigung von Chew House erhielt die britische Linie Zeit, die Waffen zu ergreifen, und die Trennung ihrer beiden Flügel war verhindert. Die dritte englische Brigade unter dem Generalmajor Grey kam dem 40. Regimente zu Hilfe, später auch die vierte, unter dem Brigadier Agnew. Das Gefecht war sehr heftig; als aber endlich ein Theil des rechten Flügels der königlichen Truppen die Amerikaner von der entgegengesetzten Seite des Dorfes her angriff, fingen diese an zu weichen und zogen sich bald mit großer Uebereilung zurück. Auf einer Anhöhe setzten sie sich jedoch und machten Anstalt, das Gefecht zu erneuern; doch war dies bloß eine Maske, die den weiteren Rückzug verbergen sollte, der auch bald unter Begünstigung des Nebels vor sich ging. Der Verlust der Engländer bestand in ungefähr 600 Todten und Verwundeten; unter den Ersteren befand sich der Brigadier Agnew und der Oberst Bird. Die Amerikaner zählten über 200 Todte, 600 Verwundete und 400 Gefangene; zu den Getödteten gehörte der General Nash.

Die Engländer tadelten ihren Feldherrn, den General Howe, sehr; er hatte am Abende vor dem Gefechte die Nachricht von der Annäherung der Gegner bekommen, aber keine Anstalten zu deren Empfange getroffen; es lag also nicht an ihm, daß seine Truppen nicht völlig geschlagen wurden. Dies würde auch wahrscheinlich geschehen sein, wenn die Amerikaner, statt alle Kräfte gegen Chew House zu wenden, dies bloß beobachtet hätten; der Aufenthalt gab den Engländern Zeit, unter die Waffen zu treten, und so waren sie gerettet. (Vergl. Stedman, History of the origin, progress and termination of the american war. London, 1794). F. W.

Gerona, Stadt und Festung in der spanischen Provinz Catalonien. **Belagerung 1711.**

Eine franz. Heerabtheilung unter dem Marschall Herz. v. Noailles rückte im Spätherbste 1711 aus Roussillon nach Catalonien vor, nahm mehrere kleine feste Plätze ein und schritt dann, nach Ankunft der zurückgebliebenen Artillerie, zur Belagerung von Gerona, woselbst am 28. Decbr. die Tranchéen eröffnet wurden. Am 4. Jan. 1712 war eine große Bresche in die Mauern des sogenannten rothen Forts gelegt, dessen Besatzung dasselbe bereits verlassen hatte. Die Franzosen logirten sich darin ein und begannen nun gegen die Umfassungswerke der Stadt selbst Bresche zu schießen; ein anhaltendes Regenwetter störte sie jedoch in ihren Arbeiten, und nur erst am 14. Jan. konnte das Feuer wieder beginnen. Am 19. war eine Bresche von 5 bis 6 Ruthen Oeffnung gelegt; da aber die Besatzung hinter der ersten Umfassung neue Werke erbaut hatte, so hielten es die Belagerer für nothwendig, den Mineur anzusetzen. Am 23. früh wurde eine Mine

an der Bresche gesprengt und nun zum Sturme geschritten. Die erste Umfassung ward erobert; man schickte sich auch an, die zweite zu ersteigen, als der Gouverneur, Graf von Tattenbach, um eine Capitulation für die Stadt anhielt, die aber der Herzog von Noailles auch auf die Forts ausgedehnt wissen wollte. Endlich kam man dahin überein, daß die Besatzung sich in die Forts zurückziehen und, wenn bis zum 31. Jan. kein Entsatz angekommen sei, diese übergeben solle. Am 31. übergab der Gouverneur die Forts Connetabel, Königin Anna, die der Kapuziner und der Schädelstätte; die Besatzung zog mit allen Kriegsehren aus und begab sich nach Barcelona; sie führte 2 Mörser, 4 Kanonen und 12 bedeckte Wagen mit sich.

Einschließung 1712.

Die Kaiserlichen hatten während des größten Theiles des Jahres 1712 Gerona blokirt; der Graf von Fiennes hatte zwar im October versucht, es zu entsetzen, doch war ihm dies mißlungen, und er mußte sogar den größten Theil der Vorräthe, welche er hineinzubringen Willens war, den Kaiserlichen überlassen. Gerona war vom 28. April 1712 an blokirt gewesen; die Noth stieg auf das Höchste, und dies bewog den franz. Feldherrn, Marschall Berwick, gegen den kaiserlichen Commandirenden, den Grafen Stahremberg, zu ziehen; er hatte die Uebermacht auf seiner Seite und es gelang ihm, Gerona zu entsetzen, welches nun wieder auf 8 Monate mit Lebensmitteln versehen ward. Auch an Geld hatte es dem franz. Gouverneur, General Marquis von Brancas, gefehlt; doch dieses hatte er sich zu verschaffen gewußt, indem er den Geistlichen ihre baaren Summen und das Kirchensilber abnahm, welches er münzen ließ, auch von einer Dame, Donna Olivera, die Summe von 400,000 franz. Pfunden (Livres) als Darlehn bekam. In Folge der zu Utrecht Statt findenden Unterhandlungen räumten die Kaiserlichen Catalonien, wodurch Gerona von aller weiteren Gefahr befreit ward. (Vergl. Theatrum europaeum, Theil XIX. und XX).

Belagerung im Jahre 1809.

Fast 100 Jahre lang war Gerona allen kriegerischen Ereignissen fremd geblieben, aber der Krieg Spaniens mit dem kaiserlichen Frankreich, sollte seinen Namen wieder ehrenvoll in die Tafeln der Kriegsgeschichte eingraben. Im Anfange des Monats März 1809 stand eine Abtheilung — 5 Bat. deutscher Truppen, 1 Detaschement neapolitanischer Cavalerie und 4 Geschütze der franz. reitenden Artillerie — unter den Befehlen des Divisionsgenerals Grafen Reille, in der Gegend von Gerona; sie gehörten zum 7. Corps, welches dem Commando des Generals Grafen Gouvion St.-Cyr untergeben war. Die Befestigungen, im besten Zustande erhalten, bestanden aus der bastionirten Umfassungsmauer der Stadt, den schon oben genannten, auf den Höhen liegenden Forts und dem später erbauten Fort Montjui. In den ersten Tagen des Monats Mai kam eine westphälische Division von 7 Bat. und 2 Comp. Artillerie, unter dem Divisionsgeneral Morio, in Catalonien an, und es wurde beschlossen, sie mit zur Blokade von Gerona zu verwenden. Einige kleine Gefechte fanden in den ersten Tagen der Einschließung Statt, so wie auch fast täglich lebhafte Plänkeleien mit den bewaffneten Bauern der Umgegend vorfielen. Der General Reille hatte sein Hauptquartier in Mediña aufgeschlagen, wurde aber nach Deutschland berufen und übergab am 13. Mai das Commando des Blokadecorps dem Divisionsgeneral Verdier. Bis zum Beginnen der eigentlichen Belagerung, Mitte Juni, erbaute man nur eine Verschanzung auf dem Gipfel des hinter dem sogenannten grünen Hügel gelegenen Berges; die Spanier begnügten sich, die Läger der Einschließungstruppen, so wie die von denselben

besetzten nahen Dörfer mit Bomben und Granaten zu bewerfen. Am 24. Mai kam die italienische Division Lecchi an und vereinigte sich mit den Truppen Verdier's; sie wurde am Flusse Ter, in der Ebene von Salces aufgestellt, so wie die am 26. eintreffende franz. Brigade Guillot ihren Platz bei Costaroza fand. — Am 31. griff der Brigadier Oberst Muff mit dem ersten bergischen Regimente das von den Spaniern befestigte Kloster der heiligen Engel an und nahm es, doch nicht ohne Verlust. Die Stellung des Belagerungscorps wurde nun verändert, und zwar kam die Brigade Guillot dem Kapuzinerfort gegenüber zu stehen, die westphälische Division hielt die Linie zwischen S. Ponce und Costaroza, die Brigade Jouba stand in Puentemayor, 2 bergische und 1 würzburgisches Regiment auf den Anhöhen, mit der Front gegen die kleinen Forts (Redouten) Ludwig und Narciß; die Italiener, zu welchen die Division Pino und eine schwache neapolitanische Division gestoßen waren, standen in der Ebene von Salces; das Hauptquartier war in S. Martir.

Am 8. Juni fingen die Franzosen den Bau der Mörserbatterien an, so wie am nämlichen Tage auch den der Breschbatterien gegen die Redouten Ludwig und Narciß; am 13 waren sie fertig und begannen sogleich ihr Feuer. In der Nacht vom 15. zum 16. nahm ein Bat. des 16. franz. Linienregiments, zur Brigade Jouba gehörig, die Vorstadt Pedret weg; am 17. früh 8 Uhr machten die Spanier einen Ausfall, sie wieder zu erobern. 1500 M. ihrer Infanterie kamen hierzu aus dem Fort Montjui herab, sie zerstörten die von den Franzosen angelegte Traverse, nahmen einen Hauptmann und 36 M. des 16. Regimentes gefangen, und wurden nur durch Bewegungen in ihre Flanke zum Rückzuge genöthigt. Zwei neue Breschbatterien waren gegen die obengenannten beiden Redouten erbaut; sie begannen ihr Feuer am 19. früh, und schon gegen Mittag hielt man die Bresche in Ludwig für gangbar; ein Detaschement franz. Infanterie wurde zum Sturme beordert, die schwache Besatzung wartete ihn nicht ab, sie zog sich in das Fort Montjui; eben so erging es am nämlichen Tage der Redoute Narciß. Die Würzburger und das Bataillon des 16. Regimentes besetzten beide Werke. Man erbaute nun Breschbatterien gegen das Fort Daniel, richtete auch mehrere der schon stehenden Batterien dahin; alle feuerten vom 21. früh an mit solchem Erfolge, daß das Fort am Mittage von der Besatzung verlassen ward. Das Bombardement dauerte während dessen Tag und Nacht fort, das Militairhospital in der Stadt brannte gleich am ersten Tage ab; doch wurde später jedes Feuer sehr bald gelöscht. — Der General St.-Cyr kam Ende Juni mit dem Reste seines Armeecorps von Barcelona an; er nahm sein Hauptquartier in Fornel und deckte die Belagerung. — Nach der Einnahme der genannten 3 Außenwerke ward eine große Breschbatterie gegen das Fort Monjui erbaut, was wegen des felsigen Bodens große Schwierigkeiten hatte; ein Graben konnte nicht gehoben werden, weßhalb auch die Brustwehr von Sandsäcken gemacht wurde, 20 Stück 16- und 24pfündige Kanonen wurden in selbige eingeführt und begannen am 3. Juli ihr Feuer. Eine andere Batterie ward gegen das Ravelin des Forts im Innern der Redoute Ludwig aufgeführt und feuerte bereits am 26. Juni. Am 4. Juli in der Nacht versuchte man, das Fort Monjui durch Ueberraschung wegzunehmen; es mißlang, und man beschloß daher, zum 8. früh den Sturm, wozu 1 Bat. vom 16. Linien-, eins vom 32. leichten Regimente und sämmtliche Elitencompagnieen des Corps bestimmt wurden. Ein lebhafter Ausfall der Spanier am 7. Nachmittags, gegen Montagut hin, störte die Anordnungen zum Sturme nicht. In der Nacht versammelten sich die dazu

bestimmten Truppen zu Puente mayor, rückten bis zur Redoute Ludwig und brachten den Rest der Nacht rechts von der großen oder kaiserlichen Batterie zu. Mit Anbruch des Tages ward eine geschlossene Colonne formirt. Die französischen Bataillone hatten die Spitze, die Eliten folgten, eine Reserve war nicht da, der bergische Oberst Muff befehligte den Sturm, den ein falscher Angriff vom Fort Daniel aus eröffnete. So bald man das Feuer desselben hörte, rückte die Colonne im Sturmschritte vor. Als sie aber auf dem Kamme des Glacis ankam, entstand ein Stocken; denn die niedergeschossene Erde der Bresche hatte den Graben nicht ausgefüllt, die Contrescarpe war unversehrt, und man konnte nur auf kleinen Treppen, die für 2 Mann zu schmal waren, in den Graben hinabsteigen; Faschinen waren nicht vorhanden, die Leitern nicht in hinlänglicher Anzahl und zu kurz. Einzelne Brave der verschiedenen Truppentheile klimmten die Bresche hinauf; sie waren aber nicht genug, um festen Fuß fassen zu können und fielen ein Opfer ihres Muthes. Die Colonne selbst war inzwischen einem vierfachen Feuer ausgesetzt; sie wich etwas, die Officiere führten sie wieder vor. Dies wiederholte sich 3 Mal; endlich löste sich das Ganze auf, formirte eine Tirailleurlinie längs dem Glacis und feuerte gegen das Fort. 2 westphälische Voltigeurcompagnien waren noch geschlossen, der Oberst Muff befahl ihnen einen erneuerten Angriff; er ward dabei selbst verwundet und nun zog sich Alles zurück. Das Belagerungscorps verlor bei dieser Gelegenheit 3080 Todte und Verwundete, darunter 11 todte und 66 blessirte Officiere. Unmittelbar nach dem Gefechte flog das Fort St. Johann, ein gemauerter bastionirter Thurm, dessen Pulvermagazin Feuer gefangen hatte, in die Luft.

Man war nun franz. Seits zu der Erkenntniß gekommen, daß man die Trancheen bis an die Gräben des Forts führen müsse, was denn auch, troß aller Hindernisse des Bodens bewerkstelligt wurde, so wie man auch den Minirer anwendete und am 2. Aug. eine Mine gegen das Ravelin des Monjui's mit Erfolg sprengte. Am 3. Aug. wurde das Kloster St. Daniel mit Sturm genommen, und ein von den Spaniern gemachter Versuch, es nach wenigen Stunden zurückzuerobern, tapfer zurückgewiesen. Am 4. Aug. Abends versuchten die Spanier einen Ausfall; aber in demselben Augenblicke erstürmten 200 Eliten vom 2. und 56. franz. Regimente das Ravelin und logirten sich darin ein. Am 10. machte die Besatzung 2 Ausfälle gegen das Kloster St. Daniel, ward aber durch das Regiment Würzburg zurückgeschlagen. Am folgenden Abende verließen die Spanier das Fort Monjui, und nun wurden Breschbatterien gegen die Stadtmauern angelegt und 4 Breschen geöffnet. In der Nacht vom 14. zum 15. schlichen sich 800 spanische Bergjäger (Miquelets) auf dem linken Ufer des Ter durch die franz. Posten, passirten den Fluß und gelangten glücklich nach Gerona hinein. Zu Ende August's wurde Gouvion St.-Cyr benachrichtigt, daß der General Blake mit einem spanischen Corps aus Arragonien käme und sich von Hostalrich her nähere, um Gerona zu entsetzen; der franz. Feldherr ging mit dem Observationscorps und dem größten Theile der Belagerungstruppen seinem Feinde entgegen. Der Erfolg zeigte aber, daß die Nachrichten falsch gewesen waren; denn am 1. Septbr. erschien Blake auf dem linken Ufer des Ter und griff die Westphalen an, die hier ihren interimistischen Divisionair, den an des erkrankten Morio's Stelle gekommenen General von Hadeln, durch einen Flintenschuß verloren und der Uebermacht weichen mußten. Der spanische Brigadier Odonel brachte einen Transport von 800 Maulthieren, mit Munition und Lebensmitteln beladen, unter Bedeckung von 2 bis 3000 M., glücklich nach der Festung, und lagerte mit seinen

Truppen beim Fort Connetabel. Der General Verdier kam in der Nacht mit dem weggenommenen Theile des Belagerungscorps zurück, eben so St.-Cyr; sie wollten am 2. Blake angreifen, dieser aber hatte sich bereits in die Gebirge zurückgezogen. Auch Odonel, fürchtend, durch einen längeren Aufenthalt der Garnison und den Bürgern zu viele Lebensmittel zu entziehen, schlich sich mit seiner Abtheilung durch die Posten der Belagerer nach Fornel hin; er wurde zu spät entdeckt, um erheblichen Verlust zu erleiden. Blake stand nur 2 bis 3 Stunden weit, weßhalb viele kleine Gefechte mit ihm vorfielen, bei deren einem der franz. General Jouba blieb.

Am 19. Septbr. wurde die Stadt mit 4 Colonnen bestürmt, die alle ohne Erfolg zurückgehen mußten und über 600 M. an Todten und Verwundeten verloren hatten. Man verwandelte nun die Belagerung in eine Blokade. Im Monat October kam der Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, an und übernahm an St.-Cyr's Stelle das Commando des 7. Armeecorps; in diesem Monate erbaute man auch 2 Redouten, um solchen Nachtheilen, wie denen vom 1. Septbr., vorzubeugen. Im Monat November verließ der General Verdier das Einschließungscorps und ward durch den General Amey versetzt. Am 2. Decbr. ward die Belagerung mit Nachdruck erneuert; am Abende dieses Tages nahmen die Italiener die Marinevorstadt mit Sturm, und am nächsten Tage wurden 2 neue Batterien gebaut. In der Nacht vom 6. zum 7. überfielen und erstiegen 50 Italiener die sogenannte Stadtredoute, und zu derselben Zeit nahmen die bergischen und würzburgischen Truppen die Vorstadt Geronella, so wie eben sie am 7. das Calvarienfort und die Kapitelsredoute fast ohne Verlust eroberten. Ein Ausfall der Spanier, der am 7. Mittags erfolgte, um die Stadtredoute zu nehmen, kostete ihnen viel Menschen und hatte keinen Erfolg. Den 9. und 10. dauerte das fürchterliche Feuer der Franzosen fort; die Spanier beantworteten es nur schwach. Am 10. um 1 Uhr Mittags schwiegen sie ganz, und am Abende kam die Capitulation zu Stande, vermöge welcher die Garnison am 11. mit allen Kriegsehren auszog, das Gewehr streckte und kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt wurde.

Die Franzosen fanden nach dem Einrücken alle Vorkehrungen getroffen, um jede Straße einzeln zu vertheidigen. Der Festungsingenieur Furnaß hatte die Arbeiten geleitet; er war im Anfange der Belagerung Hauptmann im Regimente Bourbon, bei der Uebergabe Brigadier. Alle Stände nahmen Theil an der Vertheidigung, selbst die Weiber hatten sich in Compagnien gebildet, und wenn sie auch nicht mitfochten, so waren sie doch in Herbeischaffung von Bedürfnissen und in Sorge für die Verwundeten und Kranken von großem Nutzen. Nur der Mangel an Munition und Lebensmitteln konnte die Besatzung und ihren tapferen Befehlshaber Don Alvarez bewegen, die Festung zu übergeben. (Vergl. Bucher, Tagebuch der Belagerung von Gerona, 1812. — Feldzug des Marschalls St.-Cyr in Catalonien, u. A. m.) F. W.

Gersdorff (Karl Friedrich Wilhelm v.), königl. sächs. Generallieutenant, geboren zu Glossen bei Löbau den 16. Febr. 1765. In seiner früheren Jugend nicht zum Soldatenstande bestimmt, bezog er die Fürstenschule zu Grimma und dann später die Universität zu Leipzig, 1783, und die zu Wittenberg 1785, und zeichnete sich durch Genialität und Liebe zu den Wissenschaften, besonders zu classischen Studien, sehr vortheilhaft aus. 1785 verließ er die hohe Schule und mit ihr den bisher gewählten Beruf und trat als Junker in das sächs. Chevauxlegersregiment Prinz Albert. 1786 avancirte er zum Souslieutenant, 1793 zum Premierlieutenant und

wohnte als Adjutant mit dem Regimente den Feldzügen von 1794 und 1796 gegen Frankreich bei. 1805 wurde er zum Hauptmann und bei der in demselben Jahre erfolgten Mobilmachung der sächs. Truppen zum Brigademajor ernannt. Auch im J. 1806 hatte er während des kurzen Feldzuges im October dieselbe Anstellung im Generalstabe. Nach geschlossener Allianz mit Frankreich wurde der 1807 zum Major ernannte G. dem Generalstabe der unter den Befehlen des Generallieutenants von Polenz zur franz. Armee stoßenden Division von 6000 M. zugetheilt und später sogar zum Chef dieses Generalstabes avancirt. Die Belagerung von Danzig erwarb der Infanterie, die Schlacht bei Friedland der Cavalerie des sächsischen Corps das Lob des Kaisers Napoleon; der thätige Major G. wurde nach der Rückkehr zum königl. Flügeladjutanten und Ritter des Milit. St. Heinrichsordens erhoben. Von Neuem Chef des Generalstabes bei dem 19,000 M. starken sächs. Corps, welches in dem Feldzug von 1809 gegen Oestreich unter den Befehlen des franz. Marschalls Prinzen von Pontecorvo focht, erhielt G. wegen des Gefechtes bei Linz am 17. Mai das Kreuz der Ehrenlegion und kehrte als Generalmajor aus dem Feldzuge zurück, in welchen er als Major gezogen war. So sehr sich auch die sächs. Truppen in dem Feldzuge von 1809 durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet hatten, so hatte dennoch die Erfahrung gezeigt, wie veraltet und schwerfällig ihre ganze Organisation, ja sogar ihre Bekleidung und Ausrüstung, und wie nöthig eine gänzliche Umformung des Heeres sei. Der Generalmajor von G. hatte den größten Einfluß auf den Entwurf dieser veränderten Organisation und leitete deren Ausführung mit der ihm eigenen Gewandtheit und geräuschlosen Thätigkeit. Er selbst wurde zum Chef des neu errichteten königl. Generalstabes ernannt und trat somit an die Spitze der Armee, deren ganze obere Leitung in seiner Hand lag, während ihm zugleich das specielle Commando der Ingenieure und Artillerie übertragen war. 1811 begann er eine neue Organisation des Ingenieurcorps; auch übernahm er die Leitung der Befestigungsarbeiten von Torgau. Wenn auch in jener Zeit seines mächtigsten Einflusses seine Neider und Feinde viel nachtheilige Gerüchte über ihn verbreiteten, um seine Gewalt zu untergraben, so erhielt sich G. doch fortwährend in der Gunst seines Monarchen, der ihm das Commandeurkreuz des St. Heinrichsordens ertheilte. Der Krieg des Jahres 1812 kam zum Ausbruche; auch die sächs. Truppen nahmen daran Theil, und Napoleon begab sich nach Dresden, wo er bei den Vorarbeiten zum Beginn des Feldzugs den Scharfblick und die Thätigkeit des Generals Gersdorff häufig benutzte und ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion verlieh. Der König ernannte ihn am 30. Juli desselben Jahres zum Generallieutenant. Die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1812 und 1813 zwangen Sachsen zu neuen Anstrengungen; der General G. arbeitete mit größter Thätigkeit an der Herstellung der sächs. Armee. Er begleitete den König nach Regensburg und kehrte mit demselben nach der Schlacht bei Lützen wieder nach Dresden zurück, um dort, besonders während des Waffenstillstandes, die Reorganisation der Armee zu betreiben und die Forderungen der franz. Heere möglichst zu befriedigen. Der Kaiser erkannte seine guten Dienste durch die Ernennung zum Commandanten der Ehrenlegion an. Nach Aufkündigung des Waffenstillstandes folgte G. dem Könige nach Leipzig und wurde dort am 19. Octbr. als Anhänger Napoleon's arretirt und ziemlich unfreundlich behandelt. Man verweigerte ihm nicht nur jede Anstellung, sondern das provisorische Gouvernement von Sachsen gab ihm auf, eine genaue Berechnung aller der Gelder einzureichen, welche bei der Befestigung von Torgau und den Organisationen der

verschiedenen Armeecorps durch seine Hände gegangen waren. G. benutzte die ihm gewordene Muße dazu, und es gelang ihm, alle Belege vollständig zu liefern und so die mißgünstigen Absichten seiner Feinde zu vereiteln. Die Rückkehr des Königs gab dem Generallieutenant von Gersdorff seine Anstellung als Generaladjutant zurück; doch erst 1817 konnte er im activen Dienste wieder verwendet werden, als ihn der König zum Generalinspecteur der damals errichteten Armeereserve ernannte. 1821 wurde diese Reserve aufgelöst; doch nicht länger blieb G. unbeschäftigt, er wurde beauftragt, dem Cadettencorps eine erneuerte Organisation zu geben und am 16. Septbr. 1822 zum Commandanten dieses Corps ernannt. Mit Eifer und Liebe unterzog er sich diesem Geschäfte und gab der Anstalt bald einen Ruf, der sogar Ausländer fast aller Nationen bewog, ihre Söhne seiner Leitung anzuvertrauen. Aber auch wahrhaft väterlich sorgte G. für seine Pflegebefohlenen; er wußte ihr Vertrauen zu gewinnen und suchte sie für das Leben zu bilden, ja selbst nach ihrem Austritte aus dem Corps sorgte er noch für seine ehemaligen Zöglinge. Auch auf die wissenschaftliche Bildung hatte ein so kenntnißreicher Mann, als G. war, den größten Einfluß; er hielt selbst Vorlesungen über kriegswissenschaftliche Gegenstände und besaß einen ausgezeichneten Scharfblick in der Wahl der unter ihm angestellten Lehrer. Die Liebe seiner Untergebenen folgte ihm, als er am 15. Septbr. 1829 nach langem Leiden sein thätiges Leben endigte. War auch in früherer Zeit sein Verdienst oft geschmäht worden, so erhielt er doch später viele glänzende Beweise von dessen Anerkennung; im J. 1819 wurde er zum Großofficier der Ehrenlegion, 1825 zum Großkreuz des weimar'schen Falkenordens und 1828 zum Großkreuze des Militair-St. Heinrichsordens ernannt; eben so berief ihn die Akademie der Kriegswissenschaften von Stockholm zu ihrem Mitgliede. Die Einrichtung und den Lehrplan des Cadettencorps erbaten sich viele auswärtige Militairbildungsanstalten zum Muster und fremde Fürsten und Generale besuchten auf ihren Reisen die Anstalt. Von seinen mannichfaltigen schriftstellerischen Arbeiten sind nur die von ihm beim Unterrichte benutzten Vorlesungen über Kriegsgeschichte (1826) und 2 Briefe an die Generale Gérard und Gourgaud, worin er die sächs. Truppen gegen einen Vorwurf Napoleon's in dessen notes et mélanges zu vertheidigen suchte, im Druck erschienen; doch sollen noch Memoiren über die wichtigsten Jahre seines Lebens von seiner Hand im Manuscripte existiren, welche ohne Zweifel vom größten Interesse für Sachsens neueste Geschichte sein werden. (Neuer Nekrolog der Deutschen, 7. Jahrg., 2. Heft). B.

Gertruidenberg, Stadt von 460 Häusern und Festung in Holland, unweit des Meerbusens Bieschbosch, am Flusse Dongen gelegen.

Belagerung im Jahre 1593.

Gertruidenberg war in dem Kriege, den die Niederländer zur Erlangung ihrer Unabhängigkeit gegen Spanien führten, durch die Treulosigkeit der Besatzung in spanische Gewalt gekommen und mehrere Jahre darin verblieben; der Marsch des jüngeren Grafen Mannsfeld mit einem Heere der Spanier nach Frankreich gab dem Prinzen Moritz von Nassau Gelegenheit zur Belagerung dieser Festung, wozu schon im Winter von den Generalstaaten die größten Vorkehrungen getroffen wurden.

Am 27. März 1593 erschien die niederländische Reiterei vor Gertruidenberg und schloß die Stadt ein; am nächsten Tage folgte Prinz Moritz mit der Infanterie. Er selbst blieb mit den Regimentern Heinrich Friedrich, Solms, Groenefeld und Balfour auf der Westseite; auf der östlichen stand der Graf von Hohenlohe mit dem Reste des Fußvolkes, worunter die Re-

gimenter Brederode und Kobern waren. Die Stadt war mit einer zahlreichen Besatzung und allen nöthigen Vertheidigungsmitteln versehen; in ihr befehligte Dismas vom Berge von Waterdick, auch war die gegründetste Hoffnung zur Hilfe vorhanden, da der Oberstatthalter, der ältere Graf von Mannsfeld, als er die Nachricht der Ankunft der Niederländer vor Gertruidenberg erfahren, seinem Sohne den Befehl gesendet hatte, aus Frankreich zurückzukehren und der bedrohten Stadt zu Hilfe zu eilen. Der Prinz Moritz wußte dies, und es spornte ihn nur zu größeren Anstrengungen, Meister der Festung zu werden, ehe das Entsatzheer herankommen könne.

Am 5. April wurde die Schanze auf dem Damme bei Stelhofen genommen und nun beschäftigte sich der Prinz zuerst mit der Befestigung des eigenen Lagers, damit den doppelten Zweck verbindend, sowohl es gegen alle Angriffe von Außen und von der Stadtseite zu schützen, als auch die Stadt selbst enge einzuschließen. Das Lager war von hohen Wällen und tiefen Gräben umgeben; letztere wurden mit Schleusen versehen, um sie unter Wasser setzen zu können. Große Batterien deckten alle Eingänge; die Befestigungen und 2 Brücken verbanden die östlichen und westlichen Läger, und außerhalb des Grabens war eine Pallisadirung von hölzernen Pfählen, aus denen oben Fuß lange eiserne Spitzen in schräger Richtung hervorstanden, angebracht. Die ganze Verschanzung hatte eine Ausdehnung von 2 vollen Meilen und schloß das Dorf Ränsdorken mit ein. Die Wege und Dämme, welche durch das niedrige Moorland zum Lager führten, waren durchschnitten und mit Wolfsgruben, Fußangeln und Fladderminen versehen. 100 Kanonen schützten die weitläufigen Linien; in gewissen Entfernungen waren Feuerpfannen und andere Signale aufgestellt. Auch der Fluß, welcher um die Mauern der Festung fließt, war mit holländischen Kriegsfahrzeugen bedeckt und alle Anstalten getroffen, feindliche Landungen zu verhindern. Eine Menge Landleute und Soldaten waren bei dem Baue dieser weitläufigen Werke beschäftigt; letztere erhielten 10 bis 12 Stüber Tagelohn. Der Ruf davon verbreitete sich weit; Fremde aus allen Theilen der Niederlande kamen, diese Anlagen zu sehen, sie wurden in Kupfer gestochen. Die niederländischen Truppen hielten so strenge Mannszucht, daß die Landleute sich mit ihrer Habe in das Lager begaben, dort in dem großen Umfange Feldbau trieben und ihre Herden weiden ließen. Sie brachten auch dadurch einen solchen Ueberfluß an Lebensmitteln hervor, daß man im Lager wohlfeiler lebte, als in den meisten holländischen Städten.

Nachdem der Riesenbau des verschanzten Lagers beendet war, schritten die Belagerer zur Eröffnung der Laufgräben, legten Breschbatterien an und gruben Minen; allein diese Arbeiten gingen nur langsam vor sich, da ein anhaltendes Regenwetter und die wiederholten Ausfälle der tapfern Garnison sie störten; doch wurden durch das niederländische Geschütz große Verheerungen angerichtet und viele Häuser in der Stadt beschädigt. Einen unersetzlichen Verlust erlitten die Spanier durch den Tod des Commandanten, der von einer Kanonenkugel getroffen ward; aber die Standhaftigkeit der Besatzung ward dadurch nicht erschüttert, sie hofften auf Entsatz und wußten, daß der jüngere Graf Mannsfeld bald heranrücken würde. Wirklich beeilte dieser, aus Frankreich kommend, sich auch, das gegebene Wort seines Vaters zu lösen; er beschleunigte seinen Marsch, und früher noch, als die Niederländer es vermutheten, erschien seine Reiterei zu Turnhout in Brabant, von wo aus sie sich die Gemeinschaft mit Gertruidenberg eröffnen wollte. Alle Anstrengungen dazu scheiterten an der Vorsicht und den Anstalten der Belagerer; auch verlor die spanische Reiterei mehrere kleine Gefechte gegen

die niederländische, welche größtentheils in den benachbarten Städten Bergen opzoom, Breda und Heusden lag, und an deren Spitze sich vorzüglich der tapfere Hauptmann Marcellin Bar auszeichnete.

Endlich erschien Mansfeld selbst mit seinem 14,000 M. starken Heere, nahm im Angesichte der Belagerungsarmee eine Stellung, die er einige Male änderte, und auch verschiedene Angriffe sowohl auf den Prinzen Moritz, als auch gegen den Grafen Hohenlohe versuchte, die sich aber meist nur auf Drohungen beschränkten. Ein ernster Angriff war wegen der Festigkeit des Lagers und der zweckmäßigen Vorkehrungen der Niederländer nicht zu wagen; es blieb bei unbedeutenden Gefechten, in deren einem Hohenlohe verwundet ward; der Graf Mansfeld sah alle seine Versuche zur Rettung der Stadt vereitelt.

Die Belagerer hatten eine Verstärkung von 7 Fahnen franz. Fußvolkes erhalten. Mehr als diese war der Umstand werth, daß die beiden niederländischen Hauptleute Haen und Bereri mit nur 6 Soldaten ein feindliches Ravelin erstiegen; sie erhielten schleunig Unterstützung und behaupteten ihre Eroberung. Dieser Verlust und die gewisse Ueberzeugung, daß alle Versuche eines Entsatzes fruchtlos wären, schlug die Belagerten plötzlich so nieder, daß sie noch am nämlichen Tage, am 24. Juni, zu unterhandeln verlangten und bald eine Capitulation abschlossen. In Folge derselben erhielt die Garnison freien Abzug, doch mußte sie ihre Fahnen zurücklassen und auch diejenigen Leute ausliefern, welche früher Gertruidenberg an die Spanier verkauft hatten; es waren deren noch 3 vorhanden, die auch aufgehenkt wurden. Das Commando in der eroberten Festung erhielt der Bruder des Prinzen Moritz, Heinrich Friedrich von Oranien; das Lager ward demolirt. Der Graf Mansfeld erfuhr die Uebergabe nur erst durch das Victoriaschießen seiner Gegner; er zog sich zurück und mußte endlich bis an die Maas weichen. (S. Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, fortgesetzt von Curths, u. A. m.)

Einnahme 1793.

Der erste Feldzug der franz. Republik gegen die verbündeten Heere war glücklich beendet; Dumouriez hatte mit der Nordarmee bei Jemappes (s. d.) gesiegt, Belgien war in der Gewalt der Franzosen und Dumouriez konnte seine Plane gegen Holland ausführen; er betrat am 27. Febr. 1793, zwischen Breda und Bergen op zoom das Gebiet des batavischen Freistaates. Am 1. März erschien eine Abtheilung des franz. Heeres vor Gertruidenberg, und nach einer 3tägigen Beschießung, die mehr den Häusern als den Werken galt, übergab am 4. März der Commandant General Bedauld, ein 80jähriger Greis, die ihm anvertraute Festung. (S. Milit. Taschenbuch, 1. Jahrgang, Leipzig, 1819).

Einnahme 1813.

Eine Abtheilung Kosaken von dem fliegenden Corps des russischen Generals von Benkendorf bemächtigte sich am 13. Decbr. 1813 der Festung Gertruidenberg, die nicht vertheidigt wurde, da die Garnison zu schwach und auch nicht zuverlässig war, indem die darunter befindlichen Holländer, der Sache Napoleon's abhold, sich offen für ihr altes Fürstenhaus Oranien und gegen das französische System aussprachen. F. W.

Gerunium, Stadt in Daunien am Flusse Trento in Unteritalien. 2 Treffen zwischen Hannibal und dem römischen Feldherrn Minucius, 217 v. Chr.

Die fruchtreiche Gegend um Luceria und Gerunium veranlaßte Hannibal, seine Winterlager im J. 217 in Daunien zu suchen. Das von Lu-

ceria 200 Stadien entfernte Gerunium unterlag bald dem mächtigen Belagerer, und dieser verschanzte sich mit Wall und Graben vor der Stadt und sandte von hier aus 2 Drittheile seines Heeres zum Fouragiren aus, indeß er selbst mit dem letzten Drittheile das Lager besetzt hielt und durch vorgeschobene Abtheilungen die Fouragirenden deckte. Der Unterfeldherr des röm. Dictators Fabius (s. d.), Marcus Minucius, längst schon unwillig, daß der vorsichtige Feldherr immer die ihm so oft gebotene Gelegenheit, zu schlagen, vorübergehen lasse, benutzte die Abwesenheit des Dictators, den der Senat zu den Opfern nach Rom gerufen hatte, sogleich zu einem Angriffe gegen den Feind und lagerte sich dieserhalb bei Larinum auf dem Berge Calela. Hannibal ließ nur ein Drittheil zum Fouragiren ausrücken, bezog vor seinem Hauptlager ein Lager zur Deckung seiner Futtersammler und bemächtigte sich in der Nacht eines zwischen den beiderseitigen Stellungen liegenden Hügels. Minucius griff diesen mit 2000 Lanzenträgern besetzten Punct am andern Morgen mit Ueberlegenheit an und setzte sich nach hartnäckigem Gefechte in dessen Besitz. Der carthagische Feldherr hätte nun, wenn er sich in sein Hauptlager zurückzog, eine Schlacht vermeiden und einen weitern Angriff der Römer hinter seinen Verschanzungen ruhig abwarten können, wenn ihn nicht die Rücksicht, daß es seinem Heere auf diese Weise an Unterhalt fehlen würde, zur Annahme eines Treffens bewogen hätte. Trotz dem wagte Minucius nicht, ihn in seiner Stellung im Lager anzugreifen. Als jenen aber die Noth zu einem größern Fütterungszuge veranlaßte, und Minucius einen großen Theil der Feinde zerstreut in der Ebene erblickte, die mit Fouragiren beschäftigt waren, rückte er mit den geschlossenen Legionen gegen Hannibal aus und ließ seine leichten Truppen und die Reiterei auf die Futtersammler einhauen. Mit Mühe nur konnte Hannibal den Stürmenden Widerstand leisten, hielt sich aber doch so lange, bis ihn Hasdrubal mit 4000 M., die er vom Fouragiren gesammelt hatte, aufnehmen konnte. Der römische Feldherr zog sich zurück, zufrieden, gesiegt zu haben, und Hannibal eilte, sein Lager vor Gerunium wieder zu gewinnen, um dieses gegen den kühnen Feind zu behaupten und seine gesammelten Vorräthe und sein Gepäck zu sichern.

Das Waffenglück des Minucius und der Unwille des Volkes gegen den scheinbar säumigen Dictator waren die Ursache, daß man das römische Heer theilte, und diesen beiden Hälften die im Range nun gleichgestellten Fabius und Minucius vorsetzte, eine Maßregel, die den rechtlichen Fabius tief kränkte und auf die Hannibal die besten Hoffnungen baute. Seines gefährlichsten Gegners Macht war gebrochen; den siegstrunkenen, unvorsichtigen Minucius rechnete er bald durch List zu verderben. Zu diesem Zwecke legte er zur Nachtzeit 500 Reiter und 5000 M. zu Fuß in Hohlwege und Ravins in der Nähe eines Hügels, der ein sonst ebenes Terrain beherrschte, in Versteck und besetzte die Höhe bei Tagesanbruch mit leichten Truppen. Kaum hatte Minucius diese Bewegung bemerkt, als er sofort seine leichte Infanterie zum Angriffe gegen den Hügel entsendete. Dieser ließ er die Reiterei folgen; er selbst setzte sich an die Spitze der Legionen und stellte sie genau wie im früheren Treffen. Der Aufgang der Sonne fand beide Heere bereits in eifrigem Kampfe um den Hügel. Hannibal brach mit der Reiterei und dem schweren Fußvolke auf, seine leichte Infanterie zu unterstützen. Im Sturm ritten die carthagischen Reiter gegen das feindliche leichte Fußvolk und brachten es in Unordnung. Dieses warf sich zurück auf die Legionen; aber während Minucius sich bemühete, dem allgemeinen Getümmel zu steuern, fielen die im Hinterhalte gelegenen Carthager über ihn her und droheten dem

Voreiligen eine gänzliche Niederlage. Jetzt hielt es Fabius, der in der Nähe stand und von Allem unterrichtet gewesen sein soll, an der Zeit, seinen Waffengefährten zu retten, der einen beträchtlichen Theil seines Heeres verloren hatte. Hannibal wich nach Gerunium zurück und verstärkte seine Verschanzungen; der für seinen Stolz und seine Unvorsichtigkeit gezüchtigte Minucius vereinigte sich wieder mit dem erfahrnen Fabius. Ob dieser nicht eher hätte an dem Gefechte Theil nehmen können, ist eine Frage, die schwerlich Jemand verneinen wird, wenn man bedenkt, daß er nicht entfernt und gewiß nicht ohne Vorposten aufgestellt war. Es scheint, als habe er seinem Collegen diese Lehre mit Absicht geben wollen, und diese Gelegenheit begierig ergriffen, seinem Volke zu zeigen, daß nicht Tollkühnheit, sondern weises Manövriren allein gegen den gefürchteten Punier etwas auszurichten vermöchte. (Polybius, Kriegsgesch. III.; Livius, XXII., 28 f. Appian, Kriege der Römer mit Hannibal). C.

Geschlossene Ordnung (Taktik), s. Kampfordnung.

Geschlossene Schanzen, s. Schanzen.

Geschmelzter Zeug, ein Brandsatz (s. d.), welcher kein Harz enthält, und dessen wesentliche Bestandtheile Salpeter, Schwefel, oder auch wohl Schwefelantimonium (rohes Antimonium) und etwas Schießpulver (zur Vermehrung der Entzündlichkeit) sind. Ry.

Geschmiedete eiserne Kanonen. Kein Metall und keine bis jetzt bekannte Metallverbindung vereinigt in so hohem Grade die Härte und die Zähigkeit, welche 2 der wesentlichsten Erfordernisse des Geschützmetalls sind, als das Schmiede- oder Stabeisen, welches sich von dem Roh- oder Gußeisen durch seine größere Reinheit und namentlich durch den fast gänzlichen Mangel an Kohlenstoff unterscheidet, indem insbesondere dieser Kohlenstoff das Roheisen spröde macht. Auch waren die allerersten Geschützröhre aus eisernen Schienen und Bändern geschmiedet; diese Geschütze kamen jedoch nach und nach ab, als das Schießpulver stärker wurde. Da sich nämlich das Schmiedeeisen in großen Massen nicht so flüssig machen läßt, um es in Formen zu gießen, so können Röhre von dergleichen Eisen nur aus vielen einzelnen Stäben zusammengeschweißt werden. Diese Arbeit verursacht aber nicht nur bei der Metallstärke, welcher die Geschützröhre jetzt bedürfen, um der Kraft des Pulvers hinlänglich zu widerstehen, viele Schwierigkeiten und Kosten, sondern ihre Güte hängt auch zu sehr von der Behandlung jedes einzelnen Theiles ab und kann, wenn sie ein Mal fertig ist, zu wenig beurtheilt werden. Ueberdies ist auch das Schmiedeeisen dem Rosten sehr unterworfen. Aus diesen Gründen hat die Verfertigung der Geschützröhre aus Schmiedeeisen in neuerer Zeit, ungeachtet einiger günstig ausgefallener Versuche, die man z. B. in Frankreich damit anstellte, bei keiner Artillerie Eingang gefunden. Ry.

Geschobenes Quadrat, s. Rhombus.

Geschobenes Rechteck, s. Rhomboides.

Geschütz (grobes, auch großes Geschütz) nennt man diejenigen Feuerwaffen, welche vermöge ihrer Größe und ihres Gewichtes mehrere Menschen zur Bedienung und Pferde zum Transport erfordern. Die Geschütze zerfallen nach ihrer Construction in Kanonen, Haubitzen und Mörser, nach ihrer verschiedenen Bestimmung im Kriege aber in Feld-, Belagerungs-, Vertheidigungs- und Schiffsgeschütze (s. d.). Jedes Geschütz besteht aus dem Rohre und der Laffete (s. d.), wozu bei denjenigen, wo die Laffete zugleich zum Transport des Rohres dient, noch die Protze (s. d.) zu rechnen ist, welche in Vereinigung mit der Laffete ein vierräderiges Fuhrwerk bildet.

An jedes Geschütz richtet man folgende Forderungen. Es muß eine dem Zwecke entsprechende Wirkung haben, indem es bei genauer Richtung richtig schießt, die Geschosse auf angemessene Entfernungen forttreibt und denselben eine hinlängliche Percussionskraft ertheilt. Es muß ferner eine leichte, schnelle und sichere Handhabung gestatten, einen seiner Bestimmung angemessenen Grad von Beweglichkeit und hinlängliche Haltbarkeit besitzen. Außerdem ist es höchst wünschenswerth, daß die Construction so einfach als möglich ist, damit jede Reparatur schnell und mit verhältnißmäßig nicht zu großen Mitteln erfolgen kann; auch muß man eine möglichste Verminderung der Anschaffungskosten berücksichtigen. Diese Forderungen stehen aber mehrerentheils im Widerspruche zusammen; die Construction der Geschütze beruht daher hauptsächlich auf ihrer Bestimmung und einer daraus hervorgehenden sorgfältigen Feststellung dessen, was das Geschütz leisten soll, woraus sich denn ergiebt, welche von den obigen Forderungen vorzugsweise berücksichtigt werden müssen.

Wann die Geschütze erfunden worden sind, ist jetzt schwer zu ermitteln, da zuverlässige Nachrichten hierüber fehlen und die geringe Genauigkeit, womit sich die alten Schriftsteller über diesen Gegenstand ausdrücken, hat schon zu großen Fehlschlüssen verleitet.

Die ältesten Spuren von Geschützen finden sich bei den Chinesen, dann bei den Indiern und später bei den Arabern, von welchen sie durch die Mauren nach Spanien gelangten. Hier finden sich scheinbar schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Spuren davon, indem bei der Vertheidigung von Sevilla (1247) und Niebla (1257) gegen die Spanier, nächst den gewöhnlichen Kriegsmaschinen, donnernde Feuerwürfe und seltene Maschinen erwähnt werden, deren Geschosse eine solche Kraft hatten, daß sie ein gewappnetes Pferd durch und durch schossen. Deutlicher tritt hier jedoch die Anwesenheit der Geschütze in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hervor, wo die Donnermaschinen schon durchgängig im Gegensatze der gewöhnlichen Belagerungsmaschinen erwähnt werden, wie z. B. bei den Belagerungen von Baza (1324), Martos (1325), Tarifa (1340), besonders aber bei der Vertheidigung von Algeziras (1343), und ein älterer spanischer Schriftsteller sagt bei einem Ereignisse im Jahre 1359, daß damals diese höllische Erfindung schon ziemlich gebräuchlich gewesen zu sein scheine. Für Italien hat Venturi den Gebrauch der Pulvergeschütze im J. 1311 bei der Vertheidigung von Brescia, und später in den Jahren 1331 und 1334 aus ziemlich gleichzeitigen Schriftstellern nachzuweisen versucht. Allein obgleich diese wirklich der Bombarde und Schioppeti erwähnen, so ist dies bei der damals sehr häufig Statt findenden Verwechselung der Namen kein ganz vollgiltiger Beweis, da sich durchaus keine nähere Beschreibung dieser Maschinen dabei befindet. Petrarca schrieb (1366), die Feuergeschütze seien kürzlich noch sehr selten gewesen, jetzt aber so allgemein wie jede andere Waffe. In Frankreich finden sich die ersten Spuren von Pulvergeschützen im J. 1338, wo in den Rechnungen Pulver vorkommt für die Kanonen vor Puy-Guillaume, und 1340 wurde eine von den Engländern bei Treport versuchte Landung durch die Wirkung zweier mit Kiesel geladener Geschütze vereitelt, wobei ausdrücklich bemerkt wird, daß dieselben ihrer Neuigkeit wegen so hoch geachtet wurden, daß man ihre unverletzte Erhaltung als ein großes Glück ansah. Auch in den Niederlanden wurden die Pulvergeschütze 1339 oder 1340 bekannt; denn in den letzteren Jahren schoß man bereits aus Le Quesnoy mit Kanonen und Bombarden auf die Franzosen, und im J. 1356 kauften die Bürger von Löwen 12 Bombarden, die Donner-

Bussen genannt. Englische Kriegsrechnungen von den Jahren 1344 bis 1347 erwähnen ebenfalls bereits der Gunners (Büchsenmeister), wie viel ihrer gewesen und wie viel ein jeder Sold erhalten habe.

In Deutschland, scheint es, wurden die Geschütze zuletzt allgemeiner bekannt; denn man legt mit Recht nicht viel Gewicht auf die Angabe des Herrn von Stetten, daß sich im Zeughause zu Amberg ein altes Geschütz mit der Jahreszahl 1303 befunden habe, da sich in allen deutschen Schriftstellern jener Zeit nicht die geringste Spur findet, daß man damals in Deutschland schon mit den Feuerwaffen bekannt gewesen sei. Mit Gewißheit wird daselbst des Schießpulvers in alten Chroniken und Ausgaberechnungen der mächtigen Reichsstädte Ulm, Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Speier vom Jahre 1356 an gedacht, und die erste erwiesene Anwendung der Geschütze fand 1365 Statt, wo Herzog Albrecht von Braunschweig bei der Vertheidigung des Schlosses von Einbeck die Angriffsmaschinen des Mrkgrfn Friedrich des Strengen von Meißen durch eine Blibuchsin (Bleibüchse) zerstörte und ihn zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Im J. 1372 ließen die Bürger von Augsburg bereits durch Hans von Arau 20 metallene Büchsen gießen, womit sie noch im nämlichen Jahre ihre Stadt gegen den Herzog Johann von Baiern vertheidigten.

Was daher auch Temler (historische Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, 1. Band) und Andere dagegen sagen mögen, so scheint es doch mehr als wahrscheinlich, daß die Pulvergeschütze bereits im ersten Drittheil des 14. Jahrhunderts in Europa vorhanden waren; wahrscheinlich beobachtete man aber rücksichtlich derselben anfangs ein geheimnißvolles Schweigen, und so kam es, daß sie erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts allgemeiner bekannt wurden.

Die ersten Geschütze nannte man in Italien und Spanien Bombarden, in Frankreich wahrscheinlich Kanonen, in Deutschland Büchsen (Byssen, Busten). Dieselben waren, wie es in der Natur der Sache liegt und auch durch alle auf uns gelangten Ueberlieferungen bestätigt wird, nicht von sehr großem Kaliber und hatten in so fern einige Aehnlichkeit mit den jetzigen Haubitzen, als sie mehrerntheils aus 2 cylindrischen Röhren bestanden, wovon die vordere zur Aufnahme der Kugel, die hintere aber, welche nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ so stark war als jene, zur Aufnahme des Pulvers diente, nach dessen Menge sich die Länge dieses Theiles richtete. Zuweilen war der hintere Theil jedoch auch kegelförmig, oder es bildete derselbe mit dem vordern einen rechten Winkel. Die allerersten Bombarden in Italien bestanden nur aus einer nicht zu starken kupfernen Röhre, welche in einen äußerlich mit eisernen Ringen umgebenen Holzblock eingelassen war; bald aber wurden sie aus Eisen gegossen. Diese wurden alsdann auf einer hölzernen Unterlage befestigt, welche man jedoch bald vorn mit 2 Blockrädern versah und hinten eine Art Stellholz mit Löchern anbrachte, um von der Höhe in die Tiefe schießen zu können. Häufig war vorn eine Art Blendung zum Schutz des Stückes und des Büchsenmeisters angebracht.

Da man sich überzeugt hielt, daß die Wirkung der Geschütze mit deren Größe zunehmen müsse, so wuchs der Kaliber derselben schnell immer mehr; allein die gegossenen eisernen Geschützröhre besaßen nun nicht mehr Haltbarkeit genug. Man versuchte, dieselben aus mehreren Lagen eiserner Stäbe zusammenzusetzen, wovon die erste der Länge nach zusammengeschmiedet war und von der zweiten ringartig umfaßt wurde; und da auch dies dem Pulver keinen hinlänglichen Widerstand entgegensetzte, so fing man schon zu Ende des 14. Jahrhunderts an, dieselben von Bronze zu gie-

ßen. Die Bestimmung der Dimensionen blieb damals den Stückgießern überlassen; diese übten daher einen sehr wesentlichen Einfluß aus, was eine sehr große Verschiedenheit unter den Geschützen herbeiführte, je nachdem jene ihren Erfahrungen, Vorurtheilen oder Launen folgten. Da die Pulvergeschütze in Deutschland überhaupt etwas später bekannt wurden, so fertigte man sie hier auch gleich anfangs mehrerentheils von größerem Kaliber und nannte dieselben dann Donnerbüchsen. Diese Vergrößerung des Kalibers erreichte im 15. Jahrhundert den höchsten Punct; schon 1378 ließ der Rath von Augsburg 3 große Büchsen gießen, wovon die größte eine Kugel von 127 ℔ schoß, und Schweidnitz besaß später eine 160 Centner schwere Büchse, die eine 258℔dige Kugel schoß. Dennoch nahm diese Uebertreibung in Deutschland noch am wenigsten überhand; in Italien waren die Geschütze noch größer, und in Frankreich wurde 1478 bei Paris ein Geschütz probirt, welches eine 500℔dige Kugel schoß, welches aber beim zweiten Schusse zersprang und den Stückgießer nebst mehreren anderen Menschen zerriß. Das größte Geschütz aber ließ unstreitig Mohammed II. zur Belagerung von Constantinopel im J. 1452 von einem ungarischen Stückgießer gießen, dessen steinerne Kugel 11 Spannen im Umfange hatte und 1200 ℔ schwer war. Man brauchte 2 Monate, um es von Adrianopel nach Constantinopel (36 Stunden) zu transportiren, wo es dann des Tages 7 Mal abgefeuert wurde, da man beinahe 2 Stunden bedurfte, um dasselbe zu laden. Jedoch auch dieses Riesengeschütz sprang bald und tödtete seinen Verfertiger ebenfalls. Diese großen Geschütze lagen häufig beim Gebrauche auf der Erde zwischen Balken, wo man dann durch Verrammelungen aller Art den Rückstoß möglichst zu verhindern suchte.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wurden jedoch jene ganz übermäßig großen Geschütze wegen ihrer geringen Dauer und großen Unbeweglichlichkeit nur noch selten angewendet. König Karl VIII. von Frankreich führte 1494 auf seinem Kriegszuge nach Italien angeblich 140 metallene Geschütze, aus Kanonen, Schlangen und Falkonen bestehend. Die größten Kanonen waren 8 Fuß lang, gegen 6000 ℔ schwer und schossen Kugeln von der Größe eines Menschenkopfes; die Schlangen dagegen waren länger und dünner. Alle diese Geschütze lagen nach Verhältniß ihrer Schwere auf zwei- (?) oder vierrädrigen Laffeten, welche häufig als die ersten bezeichnet werden; doch stellt eine deutsche, mit vielen sehr schönen Bildern versehene Handschrift vom Jahre 1528 die Räderlaffeten der schweren Geschütze schon in einem solchen Zustande dar, daß man wohl annehmen kann, dieselben seien mindestens in Deutschland bereits zeitiger bekannt gewesen. Aus allen jenen französischen Geschützen wurden nur eiserne Kugeln geschossen, während man sich bisher bei den größern Kalibern der steinernen bedient hatte. Durch diese Veränderungen trat der Unterschied zwischen Kanonen und Wurfgeschütz nach und nach immer deutlicher hervor, und letzteres bestand sowohl aus Böllern (Narren, Meerthiere, Mörser), als auch aus Steinbüchsen (Steinkarthaunen, Feuerbüchsen, Feuerkatzen, Streubüchsen, Hauffnits). Beide Geschützarten waren bestimmt, ihre Geschosse in hohem Bogen fortzuschleudern, und bei beiden wendete man nach Maßgabe des Kalibers 25 bis 200℔dige steinerne Kugeln an; doch bediente man sich derselben vorzugsweise zum Werfen der Kunstfeuer. Die Feuerbüchsen von kleinerem Kaliber wurden nebenbei häufig zum Schießen des Hagels angewendet, wo sie dann auch wohl Hagelstücke genannt wurden. Diese Geschütze hatten durchgängig cylindrische Kanonen; die Feuerbüchsen waren 10—12, die Mörser 6—8 Kaliber lang, und die ersten eigentlichen Mörser

waren Fußmörser, deren Erfindung man irrthümlich den Franzosen zugeschrieben hat. So fing man auch an, die Feldgeschütze von den Belagerungsgeschützen unter den Kanonen zu trennen.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren in Italien folgende Geschützsorten üblich:

die *Doppelkanone* schoß 100 bis 120 ℔ Eisen, war $8\frac{1}{2}$ bis 10 F. lang und wog 8800 bis 12,400 ℔;
die *Kanone* schoß 50 ℔ Eisen, war 8 Fuß lang und 4000 ℔ schwer;
die *Colubrine*. Deren gab es mehrere Arten, welche 20, 50 und 120 ℔ Eisen schossen, wovon erstere beide Arten 10 Fuß, letztere 15 Fuß lang waren und 4300 ℔, 6600 ℔ und 13,000 ℔ wogen;
die *halbe Kanone* schoß 20 ℔ Eisen, war 7 bis 8 Fuß lang und 2200 bis 2500 ℔ schwer;
die *Passavolente* schoß 16 ℔ Eisen, war 8 bis 9 Fuß lang und wog 2700 ℔;
der *Sacre* schoß 10 bis 12 ℔ Eisen, war 8 bis 9 Fuß lang und 1300 bis 2150 ℔ schwer;
die *Aspide* schoß 12 ℔ Eisen, war $6\frac{1}{2}$ Fuß lang und 1300 ℔ schwer;
der *Falke* (*Falkone*) schoß 6 ℔ Eisen, war 7 Fuß lang und 890 ℔ schwer;
das *Falkonet* schoß 4 ℔ Blei, war $5\frac{1}{2}$ Fuß lang und wog 400 ℔.

Die deutschen Büchsenmeister dagegen theilten die Kanonen in *Mauerbrecher*, wozu man das ganze Belagerungsgeschütz rechnete, und in *Feldgeschütze*. Erstere bestanden aus folgenden Arten:

die *Scharpfe Metze* schoß 100 ℔ Eisen;
die *Kanone* (*Basilisk*, *Nothbüchse*) schoß 75 ℔ Eisen;
die *Singerin* (von welcher sich die *Nachtigall* nur durch die größere Länge unterschied) schoß 50 ℔ Eisen;
die *Quartana* (*Karthaune*, *Viertelsbüchse*) schoß 25 ℔ Eisen.

Zu den Feldgeschützen gehörte dagegen:

die *Nothschlange* (*Drache*) schoß 16 bis 18 ℔ Eisen;
die *Schlange* schoß 8 ℔ Eisen;
die *Falkone* (*Falkhorn*, *halbe Schlange*) schoß 4 bis 5 ℔ Eisen;
das *Falkonet* schoß gewöhnlich 2 ℔ Eisen oder Blei.

Hierzu kam noch etwas später das *scharfe Tindlein* (*Scharpentin*-, *Serpentinlein*), welches nur 16 Lth. Blei schoß.

Damals rechnete man durchgängig bei den Geschützröhren auf jedes Pfund der Kugel 2 bis $2\frac{1}{4}$ Centner Metall, und bei den Geschützen, welche über 50 Centner wogen, auf 2 Centner, bei den leichten auf 3 Centner des Rohrgewichtes 1 Pferd zum Transport. Obgleich dies damals die herrschenden Ansichten gewesen sein mögen, so fanden doch in keinem Lande auf die Dauer feste Grundsätze hierüber Statt, und die Zahl der Kaliber wuchs mit jedem Jahre, so daß man gegen die Mitte des Jahrhunderts die Kaliber der Kanonen von 100 ℔ bereits von 5 zu 5 ℔ abwärts hatte, und selbst dann wichen bei gleichem Kaliber noch die Länge und das Gewicht der Röhre unter einander oft sehr wesentlich ab.

Außerdem hatte man versucht, Geschützröhre zu fertigen, welche von hinten geladen, oder zur Erleichterung des Transportes in mehrere Stücke zerlegt werden konnten, oder wo sich 2 Röhre hinten in einer Kammer vereinigten; allein da sie nur eine sehr geringe Dauer besaßen, so wurden sie nie allgemein. Um die augenblickliche Wirkung der Geschütze zu erhöhen, war man schon lange auf den Gedanken gerathen, mehrere Röhre so zu

verbinden, daß sie gleichzeitig abgefeuert werden konnten; denn schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts finden sich Spuren davon in Italien. Allein diese Einrichtung war nach und nach immer mehr verbessert worden, und diese sogenannten Igel- oder Orgelgeschütze bestanden damals aus einer bedeutenden Anzahl eiserner Röhre, welche 8 bis 16 Centner Blei schossen, welche in mehreren Reihen dermaßen über einander befestigt waren, daß man sie entweder sämmtlich nach einer Seite, oder jede Reihe in einer andern Richtung abfeuern konnte. Denselben Zweck suchte man auch auf andere Weise zu erreichen; so wurde z. B. „bei Mrkgrf Albrecht's (Achilles?) von „Brandenburg Zeiten Stücke gegossen, 8 Schuh lang mit 7 Röhren in einem Corpus beisammen, haben ungefähr 1 ℔ Eisen jedes geschossen, und „das ganze Stück wog 14 Centner. In jedes Rohr wurden 3 bis 5 gebrannte Kugeln (s. Hagel) geladen, und konnte man jedes Rohr einzeln „und alle zusammen gleichzeitig abschießen." Der Zeichnung nach hatten dieselben äußerlich die Gestalt der gewöhnlichen Geschütze, und nur auf der Mündungsfläche sieht man 6 Mündungen von gleichem Durchmesser im Kreise um eine siebente in der Mitte herum liegen.

Die Geschützröhre wurden mit vielen Verzierungen versehen, nicht allein, daß die Henkel und die Traube gewöhnlich die Gestalt von Thieren, Thierköpfen, Früchten ꝛc. erhielten, sondern es befand sich auch gewöhnlich noch auf dem Bodenstücke irgend eine bildliche Darstellung in erhabener Arbeit und ein Reim, welche mit dem Namen in Verbindung standen, welchen jedes einzelne Geschütz oder mehrere gleichzeitig gegossene zusammen erhielten. Häufig waren dies Thiernamen, z. B. die Crocodille mit dem Reime:

Churfürst Augustus ließ uns nennen
Die Crocodil. Man wird uns kennen
In ganz Europa, wo wir krachen.
Vor uns muß man Thür und Thor aufmachen.

Indessen kamen hier mitunter sehr unzierliche Reime, auch wohl politische Anspielungen vor. So ließ z. B. Kurfürst August zwölf 6℔dige Schlangen die Flacianer nennen, wo auf dem Bodenstücke bildlich dargestellt war, wie der Teufel einen Flacianer holt, mit dem beigefügten Reime:

Flacianer und Zeloten
Sind des Teufels Vorboten.

Bei einem andern 6℔r Stück, die schöne Taube genannt, befand sich auf dem Bodenstücke die Geschichte vom verlorenen Sohne, auf dem Zapfenstück eine Menge umgestürzter Altäre, und auf dem Langenfelde ein Vogelbauer, worin die schöne Taube saß. Die Laffeten dagegen, welche früher ebenfalls vielerlei Verzierungen und Reime erhielten, wurden bereits mehrerentheils ganz einfach gebaut.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war man bemüht, die Zahl der Kaliber selbst zu verringern und die Proportion der Geschützröhre fester zu bestimmen. Nachdem die zu großen Kaliber ganz außer Gebrauch gesetzt worden waren, theilte man die Geschütze in Karthaunen (canons), Schlangen (coulevrines) und Kammerstücke. Hatte man jedoch früher geglaubt, die Wirkung der Geschütze müsse fortwährend mit der Vergrößerung des Kalibers zunehmen, so bemühte man sich nun, die Vermehrung der Schußweite durch die Verlängerung der Geschützröhre herbeizuführen, welches sich besonders bei den Schlangengeschützen aussprach. Auch hier verfiel man wieder auf Uebertreibungen, so z. B. war die berühmte Schlange von Nancy, welche Herzog Karl III. von Lothringen gießen ließ, 22 Fuß

lang; in Genua hatte man eine solche gegossen, welche 48 ℔ Eisen schoß und 27 Fuß lang war, und in Belgrad erbeutete der Prinz Eugen unter andern ein türkisches Geschütz, welches 110 ℔ Eisen schoß und 25 Fuß lang war.

In Frankreich wurden die Kaliber im J. 1572 folgendermaßen festgesetzt:

Canon schoß 33 ℔ Eisen, $10\frac{1}{2}$ Fuß lang und 6200 ℔ schwer;
Demi-Canon (Coulevrine) schoß 16 ℔ Eisen, 11 Fuß lang und 4100 ℔ schwer;

Batarde	schoß $7\frac{1}{2}$ ℔ Eisen,	$9\frac{1}{2}$	Fuß	lang	und	1950 ℔	schwer;
Moyenne	„ $2\frac{1}{2}$ ℔	„ $8\frac{1}{2}$	„	„	„	1300 ℔	„
Faucon	„ $1\frac{1}{2}$ ℔	„ $7\frac{1}{2}$	„	„	„	800 ℔	„
Fauconneau	„ $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ ℔	„ $7\frac{1}{2}$	„	„	„	200 bis 400 ℔	schwer.

Doch erwähnen andere Schriftsteller jener Zeit auch noch einer Double canon genannten Geschützart, welche 42 ℔ Eisen geschossen haben soll.

Uebrigens sollen nach Uffano's Zeugniß gegen Ende des 16. Jahrhunderts folgende Verhältnisse angenommen gewesen sein.

Schlangengeschütze:

der Drache (Doppel-Colubrine) schoß 40 ℔ Eisen mit 24 ℔ feinem Pulver, war 31 Kaliber lang und 120 Centner schwer;
die gemeine Schlange schoß 20 ℔ Eisen mit 12 ℔ feinem Pulver, war 32 Kaliber lang und 70 Centner schwer;
die halbe Schlange schoß 10 ℔ Eisen mit 8 ℔ feinem Pulver, war 33 Kaliber lang und 41 Centner schwer;
die Viertels-Schlange (Sacre) schoß 5 ℔ Eisen mit 5 ℔ feinem Pulver, war 34 Kaliber lang und 25 ℔ schwer;
die Achtels-Schlange (Falke) schoß $2\frac{1}{2}$ ℔ Eisen mit $2\frac{1}{2}$ ℔ feinem Pulver, war 35 Kaliber lang und 13 ℔ schwer;
der kleine Falke (Ribadoquin) schoß $1\frac{1}{4}$ ℔ Eisen mit $1\frac{1}{4}$ ℔ feinem Pulver, war 36 Kaliber lang und 7 Centner schwer;

Diese sämmtlichen Schlangengeschützarten zerfielen aber wieder rücksichtlich ihrer Metallstärken in gemeine, verstärkte und geschwächte, und außer allen diesen echten Schlangen gab es noch Bastardschlangen, welche kürzer, und extraordinaire Schlangen, welche länger waren.

Karthaunen:

die ganze Karthaune schoß 48 (auch 40) ℔ Eisen mit 20 ℔ Pulver, war 18 Kaliber lang und 64 Centner schwer;
die halbe Karthaune schoß 24 ℔ Eisen mit 12 ℔ Pulver, war 19 Kaliber lang und 42 Centner schwer;
die Viertels-Karthaune schoß 12 ℔ Eisen mit 6 ℔ Pulver, war 24 Kaliber lang und 23 Centner schwer;
die Achtels-Karthaune schoß 6 ℔ Eisen mit 5 ℔ Pulver, war 29 Kaliber lang und 19 Centner schwer.

Da, wo noch ältere Geschütze von größeren Kalibern vorhanden waren, nannte man dieselben Doppelkarthaunen.

In Sachsen wurden die beiden letzten 60℔digen Kanonen im J. 1552 gegossen, und vom J. 1575 an wurden nur noch 20 bis 22 Kaliber lange halbe und 25 Kaliber lange Viertels-Karthaunen, so wie 24℔r und 16℔r Nothschlangen, wovon erstere 32, letztere 25 Kaliber lang waren, und 8 bis 2℔dige Feldschlangen gegossen, wovon erstere 29, die kleinsten aber 42 bis 43 Kaliber zur Länge hatten.

Die Wurfgeschütze blieben ziemlich unverändert, und die Größe der Kaliber nahm damals bei denselben noch wenig oder gar nicht ab; denn man führte zwar einige 16℔dige, auch 30 und 60℔dige Mörser, die Mehrzahl war aber 90- und 100℔dige. In Berlin wurden (1610) noch zwei 310℔dige Mörser, mit Namen Romulus und Remus, gegossen, deren jeder 50 Centner wog, eine metallene Maschine zum Richten hatte und auf einem Schemmel mit 4 Rädern (?) lag. In Sachsen dagegen warfen die größten Kaliber, welche damals gegossen wurden, 130 ℔ Stein; alle übrige waren nur 60- und 30℔dig. Alle Kammergeschütze hatten cylindrische Kammern, welche sich bereits damals dadurch von einander unterschieden, daß sie entweder halbkugelförmig geschlossen, oder gerade abgeschnitten und nur in den Ecken abgerundet waren.

Obgleich einzelne aufgeklärte Artilleristen die Nachtheile der zu langen Kanonen schon früher eingesehen hatten, so fing man doch erst im Anfange des 17. Jahrhunderts an, dieser Ansicht allgemeiner zu huldigen; doch war die Anschaffung des Geschützes zu kostbar und die bereits vorhandene Menge desselben zu groß, als daß hier eine plötzliche durchgreifende Reform hätte eintreten können. Gustav Adolph, König von Schweden, formte seine Artillerie zuerst um, indem er die Geschützröhre verkürzte und die Metallstärken, so wie den Kaliber verringerte; auch fühlte er lebhafter das Bedürfniß, die Feldartillerie möglichst zu erleichtern, und führte deßhalb im Kriege gegen die Polen (1626), nach Angabe eines Obersten Wurmbrand, die sogenannten l e d e r n e n K a n o n e n ein. Diese bestanden aus einem $\frac{1}{8}$ Kaliber starken kupfernen, hinten verschlossenen Rohre, welches starke eiserne Ringe umgaben, worauf dasselbe mit einem Taue bis zu einer angemessenen Stärke scharf umwickelt und dann mit einem Ueberzug von gebranntem Leder versehen wurde; die eisernen Schildzapfen waren an einem der erwähnten eisernen Ringe angebracht. Obgleich man zwar bei denselben nicht über $\frac{1}{4}$ bis höchstens $\frac{1}{3}$ kugelschwere Ladung verwendete und nur Kartätschen daraus schoß, so erhitzten sich dieselben nach 10 bis 12 Schuß so sehr, daß man sie wieder abkühlen lassen mußte. Dieselben wurden daher nach Beendigung des polnischen Krieges wieder abgeschafft und an deren Stelle 4 Fuß lange 4℔dige eiserne Kanonen mit abgestutzten Kugelkammern eingeführt. Sie konnten bequem von 2 Pferden gezogen werden, da sie nur 625 ℔ schwer gewesen sein sollen; doch scheint diese Gewichtsangabe etwas zu gering, da die Röhre allein über 400 ℔ gewogen haben.

Alles dies blieb nicht ohne Einfluß auf die Artillerien der meisten übrigen Staaten. So ließ z. B. Spinola bereits 1624 zu Brüssel unter Aufsicht des Grafen Philipp von Mansfeld, der aus schwedischem in spanischen Dienst übergetreten war, Mörser, 6℔ge und 25℔ge Kanonen gießen, welche bedeutend kürzer waren als die bisherigen, und wo bei den letzteren die hintere Metallstärke nur $\frac{14}{16}$ Kaliber, die vordere nur $\frac{7}{16}$ Kaliber betrug, so daß die 6℔gen angeblich von 2, die 25℔gen aber von 4 Pferden transportirt werden konnten. Auch Wallenstein ließ (1629) halbe Karthaunen mit Kugelkammern gießen, welche auf 27 ℔ Eisen gebohrt, 15$\frac{1}{2}$ Kaliber lang waren und nicht mehr als 21$\frac{1}{2}$ Centner wogen.

Nur in Frankreich beharrte man darauf, lange und schwere Kanonen als Feldgeschütz beizubehalten, und die in jenem Zeitraum unter den Namen demi-canon d'Espagne und quart de canon d'Espagne eingeführten beiden neuen Kaliber wichen im Ganzen von den früheren wenig ab. Erstere schoß 24 ℔ Eisen, war 10′ 10″ lang und wog 5100 ℔; letztere schoß 12 ℔ Eisen, war 10′ 9″ lang und 3400 ℔ schwer.

Bisher hatte man sich beim Richten der Geschütze nur untergeschobener Keile bedient; im J. 1650 aber gab ein Jesuit in Warschau die erste Richtmaschine an, welche in einer unter dem Bodenstücke angebrachten Schraube bestand. Auch findet man Spuren von Walllaffeten.

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges waren in Deutschland mehrerentheils nur noch folgende Geschützarten üblich:

die halbe Karthaune schoß 24 ℔ Eisen, war 22 Kaliber lang und 45 bis 60 Centner schwer;

die Viertels-Karthaune schoß 12 ℔ Eisen, war 24 Kaliber lang und 28 bis 36 Centner schwer;

die Falkaune schoß 6 ℔ Eisen, war 27 Kal. lang u. 21 Cent. schwer;

die ganze Schlange schoß 18 ℔ Eisen, war 30 Kaliber lang;

die halbe = = 10 = = = 36 = =

die Viertels = = 5 = = = 40 = =

Außerdem führte man 3-, 4- und 6℔ge Regimentsstücke, deren Construction jedoch beinahe überall verschieden war. In Sachsen wurden in jenem Zeitraume nur folgende Geschützarten gegossen:

halbe Karthaunen 22 Kaliber lang und mehrerntheils nur 40 Ct. schwer;

Viertels-Karthaunen	24	Kaliber	lang	und	24	Centner	schwer;
8℔ge Feldschlangen	28	=	=	=	22½	=	=
6℔ge Regimentsstücke	16	=	=	=	9½	=	=
	21	=	=	=	13¾	=	=
3℔ge =	15½	=	=	=	3½	=	=

Auch fing man daselbst an, die ältern, sehr schweren Geschütze durch Ausbohren zu erleichtern; so wurden z. B. gegen Ende des 17. Jahrhunderts 3℔ge Geschütze, die Pleißenburger genannt, auf 12 ℔ gebohrt, wo sie dann immer noch 21 Centner wogen. Auf die Regimentsstücke verwendete man gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts die meiste Sorgfalt und vermehrte dieselben fortwährend. Deren Laffeten wurden leichter und zweckmäßiger gebaut, erhielten durchgängig Stangendeichseln und bereits 1674 besondere Richtmaschinen, wurden auch zum Geschwindschießen eingerichtet. Im J. 1716 wurden noch überdies die sogenannten 2℔gen Dragonerstücke eingeführt, welche auf Gabellaffeten lagen und von einem Pferde gezogen werden konnten.

Die Haubitzen waren sowohl im Festungskriege als auch im freien Felde immer mehr von den Deutschen angewendet worden, Anfangs häufig noch unter dem Namen Steinstücke, während man sie erst später Granatstücke und Haubitzen nannte. Dieselben waren von sehr verschiedener Construction, hatten aber durchgängig Wandlaffeten wie die Kanonen. In Sachsen gab es 4-, 6- und 24℔ge. Letztere wurden bereits 1682 gegossen, hatten cylindrische Kammern, waren 7½ Kaliber lang und wogen 7½ Centner; die 6℔gen dagegen, welche 1704 gegossen wurden, hatten Kugelkammern, waren 5 Kaliber lang und 3¾ Centner schwer. Die Franzosen dagegen bedienten sich bei Belagerungen statt der Haubitzen 8zölliger stehender Mörser, welche auf einem laffetenartig ausgeschnittenen Blocke lagen, und wurden erst mit jenen bekannter, als ihnen mehrere in dem Treffen bei Neerwinden (1692) unter dem eroberten Geschütze in die Hände fielen.

Die Mörser waren immer noch zum Theil von sehr großem Kaliber. In Frankreich führte man 12-, 8- und 6zollige stehende mit kugel- oder birnförmigen Kammern; doch gab es auch noch größere, aus welchen die sogenannten Comminges geworfen wurden, d. h. Bomben, die 18 Zoll im Durchmesser hatten, gegen 500 ℔ wogen und 48 ℔ Pulver zur Spreng-

ladung erhielten. Ferner wurden daselbst zuerst besondere Steinmörser eingeführt, und ein Italiener, Namens Petri, erfand die sogenannten Rebhühnermörser, welche einen Hauptflug und 13 kleinere rund um den Umkreis des ersteren hatten, aus welchen gleichzeitig Handgranaten geworfen wurden. Dieses Geschütz bewährte sich jedoch bei der Anwendung nicht, und Petri's größeres Verdienst besteht darin, daß er in Frankreich zuerst Mörser mit Kugelkammern angab, welche auf Blöcken lagen, die eine Art Richtschraube hatten. Die Mörserblöcke wurden bald allgemein bei den Franzosen angewendet. In Deutschland führte man mehrerntheils 100=, 60=, 30= und 12℔ge hängende Mörser mit cylindrischen Kammern, welche auf Wandlaffeten lagen; doch wurden bereits 1709 in Sachsen dergleichen mit Kugelkammern eingeführt, welche nur ein sehr kleines Lager hatten, und 1734 wurden dergleichen gegossen (sogenannte Danziger), wo sich die Kammer ganz in den Flug verlief. In dieser Periode kamen auch die sogenannten Coehorn'schen oder Handgranatenmörser (s. d.) mehr in Gebrauch, obgleich behauptet wird, daß sich der östreichische Artillerieoberst Hulst derselben bereits 1669 bedient haben soll.

In Frankreich bediente man sich noch lange der ältern schweren Kanonen, nachdem man gegen Ende des 17. Jahrhunderts versucht hatte, kürzere und leichtere mit kugelförmigen Kammern einzuführen, welche aber wegen der zerstörenden Wirkung auf die Laffeten und der Ungleichförmigkeit in den Schußweiten bald wieder eingeschmolzen wurden. Im J. 1732 wurden folgende Bestimmungen über die ferner zu führenden Geschütze erlassen.

24℔ge	10 Fuß	lang	5400 ℔	schwer
16 =	9½ =	=	4200 =	=
12 =	9 =	=	3200 =	=
8 =	8 =	=	2100 =	=
4 =	6¾ =	=	1150 =	=

und erst 1739 wurden leichte 3℔ge unter dem Namen der schwedischen Regimentsstücke eingeführt. Später (1744) kamen auch 8= und 6zöllige Haubitzen in Gebrauch; auch wurden ungefähr zu diesem Zeitpuncte die ersten, ausschließlich für den Gebirgskrieg bestimmten Kanonen eingeführt. Bei den deutschen Geschützröhren gingen damals keine wesentlichen Veränderungen vor, und das englische Geschütz stimmte ungefähr damit überein; die Holländer dagegen führten das leichteste Geschütz, dessen Metallstärken aber nach und nach so vermindert worden waren, daß sowohl die Wirkung, als auch die Dauer der Röhre dadurch beeinträchtigt wurde. Die Laffeten der schweren Geschütze fielen immer noch sehr in's Gewicht und waren rücksichtlich ihrer mechanischen Construction, sehr vernachlässigt. Als beachtenswerthe Fortschritte, welche im ersten Drittheil des 18. Jahrhunderts in dieser Beziehung gemacht wurden, verdient besonders Folgendes Erwähnung. Die Stangendeichsel verdrängte auch hier die Gabeldeichsel, der Durchmesser der Räder wurde etwas vergrößert, und man schenkte der Construction der Laffetenwände mehr Aufmerksamkeit; mit Einem Worte, man fing an einzusehen, daß nicht die Schwere der Laffeten einzig ihre Dauer und Zweckmäßigkeit bestimme. Die Laffeten der (1734) eingeführten sächsischen 6℔gn Regimentsstücke des Generals Obenaus zeichneten sich in dieser Beziehung besonders vortheilhaft aus, um so mehr, da sie mit einer Richtmaschine versehen waren, welche eben sowohl eine leichte und schnelle, als auch genaue Richtung des Rohres möglich machten und Protzkasten hatten.

Die Benennung Schlangen und Karthaunen hatte sich unterdessen auch nach und nach verloren, und man theilte die Kanonen in Batteriestücke,

welche über 12 ℔ Eisen, und in Feldstücke, welche 12 ℔ und darunter schossen. Die erste nun folgende wesentliche Erleichterung der Geschütze fand im ersten schlesischen Kriege bei der preuß. Artillerie Statt, wo der Oberst Holzmann die Länge der Kanonen auf 16 Kaliber herabsetzte und ihnen Kugelkammern gab, während bald darauf, nach Angabe des Obersten v. Dieskau, 12 Kaliber lange, 1563 ℔ schwere 24℔ge Feldkanonen mit cylindrischen Kammern gegossen wurden. Beide Arten entsprachen aber dem Zwecke nicht, sondern wurden $15\frac{58}{59}$ eingeschmolzen und nur folgende Feldgeschütze beibehalten:

12℔ge } 18 Kaliber lang und 18 Centner schwer; }
 } 14 = = = 10 = = } ohne Kammern,
6 = 16 = = = $6\frac{1}{4}$ = = }
3 = 20 = = = 4 = = }
25 = leichte und schwere 10= und 7℔dige Haubitzen mit cylindrischen Kammern.

Die merkwürdigste Veränderung ging aber zwischen dem ersten und dritten schlesischen Kriege bei der östreich. Artillerie, wo bisher die Feldartillerie noch nicht hinlänglich von der Belagerungsartillerie geschieden war, unter der Leitung des Fürsten Wenzel von Liechtenstein vor sich. Als Feldgeschütze wurden 16 Kugeldurchmesser lange 12=, 6= und 3℔ge Kanonen und 6 Granaten lange 7℔ge Haubitzen eingeführt. Die vordere Metallstärke der ersteren betrug $\frac{10}{32}$ Kugeldurchmesser, die hintere $\frac{28}{32}$ Kugeldurchmesser, und der Kugeldurchmesser verhielt sich zum Bohrungsdurchmesser, wie der Durchmesser der 8℔gen zu dem der 9℔gen eisernen Kugel; die Haubitzen waren auf 8 ℔ Stein gebohrt. Die Laffeten waren ebenfalls den noch jetzt in der östreich. Artillerie eingeführten sehr ähnlich, nur daß dieselben keine Protzkasten hatten, wogegen bei jedem Geschütze einige Schuß in dem Laffetentrüherl (s. Stücklade) geführt wurden. Als Festungs= und Belagerungsgeschütz wurden dagegen lange und schwere 24= und 12℔ge Batteriestücke, 10= und 12℔ge Haubitzen, 10=, 30=, 60= und 100℔ge Bombenmörser angenommen. Dieses Wurfgeschütz hatte durchgängig cylindrische Kammern, und der Granatdurchmesser verhielt sich zum Bohrungsdurchmesser wie 20 : 23; die 60= und 100℔gen Steinmörser erhielten Kugelkammern, welche durch ein Lager mit dem Fluge verbunden waren. Bedenkt man, welche Vorschritte bei dieser Organisation gemacht wurden, und daß dieselbe nun beinahe 100 Jahre bestanden hat, ohne eine durchgreifende Veränderung zu erleiden, so kann man nur mit hoher Achtung auf den Gründer jenes Systems zurückblicken, dessen Name ohne Zweifel weit über Gribeauval stehen würde, wenn es der östreich. Artillerie gefallen hätte, etwas Ausführlicheres über seine großen Verdienste um diese Waffe bekannt zu machen. In Sachsen führte man im zweiten schlesischen Kriege 20 Kaliber lange 6= und 3℔ge Regimentsstücke mit Kugelkammern, wovon erstere 520, letztere 380 ℔ schwer waren. Die Engländer versuchten gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ebenfalls, ihre Geschütze zu erleichtern, und machten die Feldkanonen 14, die Schiffskanonen 15 und die Batteriestücke 21 Kaliber lang; da diese aber den gehegten Erwartungen nicht zu entsprechen schienen, so wurden erstere später wieder mit schwereren, 18 Kaliber langen vertauscht, wo der 12℔ge 3190 ℔, der 6℔ge 1980, der schwere 3℔ge 1210 ℔ wog; der 24 Kaliber lange leichte 3℔ge dagegen war nur 670 ℔ schwer.

Bei den Preußen hatten unterdessen die schweren Belagerungs 12℔der, deren man sich in der Schlacht bei Leuthen bediente, und welche von da an

den Namen **Brummer** erhielten, solche gute Dienste geleistet, daß Friedrich der Große eine besondere Vorliebe für dieselben gewann, und noch vor Beendigung des Krieges eine Zahl 22 Kaliber lange, 29 Centner schwere 12℔der und 14 Centner schwere 6℔der gießen ließ und auch später neben den bereits weiter oben angegebenen Kalibern als Feldgeschütze führte. An Mörsern waren 75=, 50=, 25= und 10℔ge mit cylindrischen Kammern eingeführt, welche auf Wandlaffeten lagen.

Die Sachsen, welche bei Pirna und in Dresden den größten Theil ihres Feldgeschützes an die Preußen verloren hatten, gestalteten im J. 1766 die Artillerie ebenfalls ganz neu, wobei der Spielraum so proportionirt wurde, daß der 8℔der auf 9 ℔ Eisen gebohrt war und die Kanonen 16 Kugeldurchmesser, so wie die Haubitzen 6 Granatdurchmesser Länge und cylindrische Kammern erhielten. Bei den 12= und 8℔der Kanonen, so wie bei den 8℔der Haubitzen wurde die noch jetzt bei dieser Artillerie übliche Parkmaschine eingeführt.

Der schwere	12℔r	wog	das	Rohr	2373 ℔,	die	Laffete	1600 ℔.
= leichte	12	=	=	=	1678	=	=	1274 =
= schwere	8	=	=	=	1556	=	=	1153 =
= leichte	8	=	=	=	1135	=	=	1001 =
Regimentsstück	4	=	=	=	649	=	=	750 =
8℔r Haubitze		=	=	=	708	=	=	1164 =

Da man wahrscheinlich die vielfachen Nachtheile, welche mit so verschiedenerlei Kalibern verknüpft sind, zu geringe anschlug, so fügte man später noch eine schwere 21 Kugeldurchmesser lange 4℔ge Kanone und ein 9 Granatdurchmesser langes 4℔ges Granatstück hinzu, wovon ersteres mit der Laffete 1693 ℔, letzteres 1549 ℔ schwer war. Die Batteriestücke, deren noch eine hinlängliche Zahl vorhanden war, blieben unverändert; als schwereres Wurfgeschütz dagegen führte man 24= und 16℔ge Haubitzen mit cylindrischen Kammern ein, 48=, 32= und 24℔ge stehende Bombenmörser mit Kugelkammern, auf Blöcken mit eisernen Richtschrauben.

Nach Beendigung des 7jährigen Krieges erfolgte auch eine völlige Umwandlung der franz. Artillerie. General Gribeauval, welcher jenem Kriege im östreich. Dienste beigewohnt hatte, kehrte nach dessen Beendigung nach Frankreich zurück, beantragte eine ähnliche Erleichterung und Vervollkommnung der Geschütze, wie er dieselbe in Oestreich hatte kennen lernen, und setzte sie, nach einem beinahe 10jährigen Kampfe mit den Anhängern des alten Systems, durch. Die Feldkanonen wurden alle nach einem Verhältniß proportionirt, erhielten 18 Kugeldurchmesser zur Länge und der Spielraum wurde auf eine Linie herabgesetzt. Die Laffeten wurden erleichtert und zweckmäßiger gebaut, sie erhielten durchgängig eiserne Achsen, eine stehende Richtschraube, ein Marschlager, das Ziehtau wurde bei denselben eingeführt und die Gabeldeichsel gegen die Stangendeichsel vertauscht. Die 8zolligen Haubitzen wurden von der Feldartillerie ausgeschlossen und nur die 6zolligen beibehalten. Das Gewicht dieser Geschütze war folgendes:

12℔ge Kanone	das	Rohr	1808 ℔,	die	Laffete	1384 ℔.
8 =	=	=	1186	=	=	1164 =
4 =	=	=	590	=	=	799 =
6zollige Haubitze	=	=	650	=	=	1267 =

Außer den Steinmörsern wurden 12= 10= und 8zollige Mörser theils mit cylindrischen, theils mit Kugelkammern beibehalten, wogegen man die kugel= und birnförmigen Kammern, wie bereits früher bei allen andern Artillerien, abschaffte. Die Batteriestücke blieben vorläufig noch unverändert;

nur führte Gribeauval die bereits 1749 vorgeschlagene und bei der Vertheidigung von Schweidnitz erprobte Rahmenlaffete theilweise ein. Der Marquis von Montalembert und der Holländer Radlichkeit gaben andere Arten von Vertheidigungslaffeten (s. d.) und der englische Artillerielieutenant Köhler bei der Vertheidigung von Gibraltar (1782) die erste Depressionslaffete (s. d.) an.

Die spanischen Geschütze wurden 1780 nach dem Muster der französischen umgeformt, das dänische Feldgeschütz dagegen blieb noch immer 22 Kugeldurchmesser lang, und die Röhre erhielten auf 1 ℔ Kugelgewicht 200 ℔ Metall. Bei der russischen Artillerie wurden die Schuwalows (s. d.) durch die Einhörner (s. d.) verdrängt, welche durchgängig die Stelle der Haubitzen vertraten; die Kammern sollen 18 Kugeldurchmesser lang und sehr schwach im Metall gewesen sein. Ob die englische Artillerie schon damals ihre leichten 6℔der besaß, ist nicht bekannt; die Einführung der Blocklaffeten (s. d.) dagegen war eine wesentliche Verbesserung, welche in neueren Zeiten von mehreren Artillerien angenommen worden ist und zuverlässig von andern später angenommen werden wird.

Die wesentlichsten Veränderungen, welche während des Revolutionskrieges eintraten, waren folgende. Bei der östreich. Artillerie wurden die Wurstlaffeten (s. d.) für die statt der reitenden Artillerie errichtete fahrende Artillerie eingeführt und (1794) nach Angabe des Obersten Vega Mörser mit Kugelkammern gegossen, welche sich durch die zweckmäßige Einrichtung des Blockes, besonders aber der Richtmaschine, auszeichneten. In Preußen versuchte der General Tempelhof, eine Art leichter Feldmörser einzuführen; allein obgleich dieselben bei einigen Gelegenheiten in den Rheinfeldzügen gute Dienste geleistet haben sollen, wurden dieselben später doch wieder abgeschafft, weil man durch Einführung der schwachen Ladungen bei den Haubitzen den nämlichen Zweck auf kürzerem Wege erreichte. Bei den Franzosen wurden 12- und 6℔ge Kanonen und 5½zollige Haubitzen als Feldgeschütze eingeführt. Die Batteriegeschütze wurden erleichtert und eine große Menge Festungs- und Kistenlaffeten angegeben, welche aber entweder gar nicht oder doch nur auf kurze Zeit eingeführt gewesen sind. Später sind daselbst mehrere Geschütze aufgekommen, welche zum Zweck hatten, Granaten von bedeutender Schwere auf große Entfernungen fortzutreiben, welche zum Theil an die alten Steinkarthaunen erinnern. Die Haubitzkanonen des Obersten Villantroy's, zur Küstenvertheidigung bestimmt, waren 8-, 9- und 11zollig, 8 Kaliber lang und das Rohr wog 12,348 ℔, die Laffete 6946 ℔; die 175 ℔ schwere Granate erreichte mit einer Ladung von 40 bis 50 ℔ mit 42 Grad Elevation eine Entfernung von 2000 bis 2400 Klaftern. Die zur Belagerung von Cadix bestimmten Haubitzkanonen a la Ruty waren 10zollig, 7 Kaliber lang, und deren 180 ℔ schwere Granaten erreichten mit einer Ladung von 33 ℔ und 45° Elevation, die Entfernung von 2790 Klaftern. In neuester Zeit sind die von dem Obersten Paixhans angegebenen Bombenkanonen (s. Haubitzen) sehr zur Annahme empfohlen worden. Ueber die jetzige Beschaffenheit der Geschütze siehe die betreffenden Artikel.

(Von dem Ursprunge und den ersten Fortschritten des heutigen Geschützwesens von dem Ritter Venturi, übersetzt durch den Generalmajor Rödlich. — Hoyer's Geschichte der Kriegskunst. — Decker's Geschichte des Geschützwesens). **H.**

Geschützbank, s. Bank.

Geschütze — Gebrauch derselben. — Die Geschütze schienen Anfangs, nachdem sie im ersten Drittheil des 14. Jahrhunderts in einem Theile Europa's bekannt geworden waren, beinahe ausschließlich zur Vertheidigung

und zum Angriffe fester Plätze verwendet worden zu sein. Im freien Felde wurden zuerst von den Engländern 6 Geschütze in der Schlacht bei Crecy (1346) gebraucht, und in der Schlacht bei Stansflet (1357) sollen sich die Bürger von Löwen bereits der im Jahre vorher angeschafften Donnerbüchsen bedient haben. Mindestens gleichzeitig, wo nicht früher, bediente man sich der Pulvergeschütze auch auf den Flotten. Sobald jedoch die erste Ueberraschung überwunden war, welche mit dem Erscheinen jeder neuen ungewöhnlichen Waffe verbunden ist, übten die Geschütze in der ersten Zeit nach ihrer Bekanntmachung keinen wesentlichen Einfluß aus. Dies lag zum Theil darin, daß sie Anfangs nur in sehr geringer Zahl vorhanden waren; denn wenn bereits im 14. Jahrhundert bei einigen Gelegenheiten 300 oder 400 Kanonen erwähnt werden, so ist dies entweder ein Irrthum, oder es findet eine Vermengung mit den ältern Kriegsmaschinen und mit den Handbüchsen Statt. Hauptsächlich war aber deren Wirkung sehr gering, da die Geschütze selbst, die Art sie zu bedienen, das Schießpulver, die Geschosse ꝛc. sich auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung befanden, während die ersten Büchsenmeister auf der höchsten Stufe des Aberglaubens und der Unwissenheit standen. Der zweckmäßige Gebrauch und das erfolgreiche Wirken keiner andern Waffe ist aber in der Maße von den technischen Einrichtungen so abhängig, als bei der Artillerie; daher haben auch die Fortschritte, welche deren Verwendung im Kriege gemacht hat, zu allen Zeiten in dem innigsten Zusammenhange mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Artilleristen und der Verbesserung des Materiellen gestanden.

Die geringe Wirksamkeit der ersten Geschütze ausschließlich in deren geringem Kaliber suchend, war man Anfangs bemüht, nur diesen zu vergrößern. Der erste wesentliche Einfluß, welchen dieselben nun ausübten, bestand darin, daß sie eine völlige Veränderung des Angriffes der festen Plätze herbeiführten, weil sie die bisher üblich gewesenen Angriffsmaschinen schnell zertrümmerten. Dies hatte zur Folge, daß man sich nach und nach fast ausschließlich des Geschützes zum Angriffe bediente und (1449) die Laufgräben einführte, um sich gegen das Feuer der Belagerten zu decken. Allein nun leisteten auch die bisher üblichen Mauern und Thürme befestigter Orte keinen hinlänglichen Widerstand mehr; der Versuch, diesem Uebelstande durch Verstärkung des Mauerwerkes zu begegnen, reichte nicht aus; man sah die Nothwendigkeit ein, Erdwälle hinter den Mauern zu haben, die Thürme verwandelten sich in Rundele und später (1523) in dreieckige Bastione. Um aber die Wälle dem entfernten feindlichen Feuer zu entziehen, wurden bald das Glacis und die halben Monde hinzugefügt (übrigens s. Befestigungsmanieren). Das große Gewicht der Geschütze, besonders auch der im höchsten Grade unvollkommene Zustand der Schießgerüste verursachte, daß man dieselben bei den Heeren nur zur Belagerung fester Plätze mitführte, ohne sie im freien Felde zu gebrauchen; denn hätte man dies verstanden, und wären die damaligen Geschütze dazu geeignet gewesen, so hätte die Fechtart der Hussiten den Deutschen nie so gefährlich werden können, wie sie es wurde. Die mehresten Geschütze finden sich während dieses Krieges bei folgenden Gelegenheiten erwähnt. Friedrich der Streitbare soll den Hussiten bei dem Entsatze von Brix (1421) 2 große Büchsen, 2 Feuermörsel und 14 mittlere und kleinere Geschütze abgenommen haben. Bei der Belagerung von Karlstein (1422) führten die Hussiten 5 große Büchsen und 36 oder 46 kleinere Geschütze, welche letztere jedoch von andern Schriftstellern nicht erwähnt werden. Wahrscheinlich durch die Unkenntniß der Hussiten zersprang von den großen Büchsen eine beim sechsten, eine beim siebenten, eine beim 32.

Schuß u. s. f., so daß sie genöthigt waren, wieder die bisher üblichen Bleyden (Schleudern) anzuwenden, und da das Schloß gut mit Geschütz versehen war, so gelang es ihnen nicht, sich desselben während einer 6monatlichen Belagerung zu bemeistern. Auch Schloß Podiebrad wurde (1426) vergebens von den Hussiten mit großen Büchsen belagert. Wirksamer waren die Geschütze in den Händen ihrer hierin erfahreneren Gegner; denn der Erzbischof von Olmütz bezwang Kremsier (1423) und Herzog Albert von Oestreich Luntenburg (1424) mit 2 Geschützen in 8 Tagen. Als die vereinigten Hussiten (1431) dem deutschen Reichsheere entgegenzogen, führten sie zwar große Büchsen bei sich (cum multis pixidibus, in quas, sicut caput, lapides intrare potuerunt) und die Deutschen verloren 130 große und **kleine** Büchsen, nachdem sie bei Riesenberg, ohne zu kämpfen, die Flucht ergriffen, welches man zuweilen eine Schlacht zu nennen beliebt hat; allein von einem Gebrauche im freien Felde findet sich keine Spur. Ist übrigens die Zahl 130 richtig, so muß die bedeutend größere Mehrzahl aus Handbüchsen bestanden haben, da z. B. die Brandenburger nur 5 wirkliche Geschütze führten. Dagegen scheint es unzweifelhaft, daß man sich in der Schlacht bei Hrziby (29. Mai 1434), welche mit der Vernichtung der Taboriten endigte, bei Eröffnung des Kampfes der Geschütze bediente. Die Taboriten führten hier pixides dictas Husnicze cum aliis pixidibus, wo man wegen der großen Aehnlichkeit des Namens versucht sein dürfte anzunehmen, es solle Hufnicze heißen. Die Zahl der Geschütze blieb damals im Allgemeinen verhältnißmäßig gering; denn z. B. in einer (1467) wegen eines Türkenkrieges entworfenen Reichsmatrikel heißt es: „Item unser Herr, der Kaiser, soll „haben 14 Steinbüchsen zum Streit und eine große Büchse. — Item der „von Salzburg, Herzog Ludwig, Herzog Siegmund von Oestreich ihr jeder „soll haben eine Wagenbüchse. Eben so auch Sachsen, Brandenburg, „Mainz und der Pfalzgraf.“ König Karl VIII. von Frankreich soll zwar auf seinem Kriegszuge nach Italien (1494) 140 Geschütze geführt haben, deren Beweglichkeit das Staunen der Italiener erregte; allein man muß zur Würdigung der sich hierauf beziehenden Angaben italienischer Schriftsteller nicht außer Acht lassen, daß in deren Vaterlande damals die Bombarden noch auf Karren geladen und von Ochsen gezogen wurden.

Verhältnißmäßig war auch im 16. Jahrhundert die Zahl der Geschütze bei den Armeen nicht bedeutend. Es fehlte damals durchgängig noch an brauchbaren Feldgeschützen; denn die kleinen Kaliber von ½ bis 2 ℔, welche besonders bei einigen deutschen Artillerien beliebt wurden, brachten im Allgemeinen keine nur einigermaßen entscheidende Wirkung hervor, alle übrigen waren zu schwer, um nicht bei den wenigen, damals vorhandenen Straßen den Heeren mehr Hindernisse in den Weg zu legen, als sie bei dem gänzlichen Mangel an Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde Vortheile gewähren konnten. Höchst nachtheilig wirkte es ferner ein, daß sich außer dem Feldzeugmeister und seinem Lieutenant, unter welchen sämmtliche Geschütze standen, keine Officiere bei der Artillerie befanden, während die Büchsenmeister von Land zu Land dem Kriege nachzogen. Die Wirkung der Geschütze im freien Felde war übrigens noch immer ziemlich unbedeutend, theils wegen der Mangelhaftigkeit des Materiellen, theils aber auch wegen der langsamen Bedienung und der immer noch sehr großen Unwissenheit des größeren Theiles der Büchsenmeister. Kaiser Karl V. war zwar sehr bemüht, diesen Zustand zu ändern, doch fanden wesentliche Fortschritte erst Statt, als man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in mehreren deutschen Staaten auch im Frieden einen Stamm von Büchsenmeistern zu unterhalten anfing, und Ver-

ringoccio, Jakob Preuß, Uffano, Colliado, Busca, Dembach und Andere bemüht waren, die Geschützkunst zu einer Wissenschaft zu erheben, nachdem bereits Nicolaus Tartaglia (1531) mathematische Grundsätze darauf angewendet hatte.

Die Schlachten zu Anfange des Jahrhunderts bestanden häufig noch in einem heftigen, zuweilen planlosen Kampfe mit den blanken Waffen. Die Artillerie wurde mehrerntheils nur zur Besetzung irgend eines besonders wichtigen Punctes verwendet; sobald sie daselbst aufgestellt war und abgeprotzt hatte, wurden die Geschütze ausgespannt, blieben nun unbeweglich auf dieser Stelle stehen und feuerten so lange, bis sie durch das Vorrücken der eigenen Truppen daran gehindert wurden, z. B. bei Pavia (1524) und bei Cerisolles (1544). Häufig wurde die ganze Artillerie des geschlagenen Heeres eine Beute des Siegers, wie z. B. bei Novara (1512) und bei Pavia (1524). In den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen der Franzosen war die Zahl der Feldgeschütze bei den Armeen ganz unbedeutend; denn die Verhältnisse der Hugenotten und ihre Art, den Krieg zu führen, erlaubten es nicht, sich reichlich damit zu versorgen, und die königlichen Truppen waren genöthigt, dasselbe System anzunehmen, wenn sie ihren Gegnern nicht bedeutend an Schnelligkeit nachstehen wollten. Condé gewann das Treffen bei St. Denis (1567) mit 3000 M. ohne Artillerie gegen ein königliches Heer von 14,000 M. mit 14 Geschützen; bei Montconcourt (1569) führte das 26,000 M. starke königliche Heer 9 und die 20,000 M. starken Hugenotten 6 Geschütze, bei Coutras (1587) siegte Heinrich IV. mit 3 und bei Ivry (1590) mit 6 Geschützen. In dem Befreiungskampfe der Niederländer gegen Spanien bildete sich zwar der Gebrauch der Geschütze im Festungskriege wesentlich aus, allein im freien Felde blieb deren Anzahl mehrerntheils gering; denn z. B. bei Tornhout (1596) führten die Niederländer 2 Karthaunen und 2 Feldstücke, bei Nieuport (1600) führte sowohl Prinz Moritz von Nassau, als Erzherzog Albert jeder 6 Geschütze. Es finden sich zwar Beispiele, wo einige wenige Geschütze von kleinem Kaliber den Bewegungen der Reiterei gefolgt sind, z. B. bei Novara (1513) und Cerisolles (1544), auch Kurfürst Moritz von Sachsen führte in der Schlacht bei Sievershausen (1553) eine Anzahl Scherpentinleins bei der Reiterei in verdeckter Schlachtordnung; doch waren dies nur Ausnahmen, und sicherlich gehen diejenigen zu weit, welche hier den Ursprung der reitenden Artillerie zu entdecken glauben.

Zu Anfange des 17. Jahrhunderts fingen sich die Geschütze bei den Heeren etwas zu vermehren an, besonders hatte Sully in Frankreich Viel für die Verbesserung der Artillerie gethan; die wesentlichsten Fortschritte machte dieselbe jedoch erst unter dem Könige Gustav Adolph von Schweden durch die Einführung leichter Geschütze. Aber nicht allein deren geringes Gewicht, sondern auch der Umstand, daß die Ladung eine Patrone bildete, welche mit dem Geschosse verbunden war, und mehr noch, daß die Geschützbedienung vermehrt und militairischer organisirt wurde als bisher, dies Alles erleichterte die Handhabung der Geschütze dermaßen, daß man aus ihnen 3 Mal schoß, ehe ein Musketier (der damaligen Zeit) ein Mal ladete. Von diesen Geschützen waren jedem Regimente zu Fuß 2 Stück zugetheilt, welche demselben im Treffen unausgesetzt folgten, und außerdem befand sich noch eine angemessene Zahl schwerer Geschütze bei der Armee, die in der Schlacht mehrerntheils auf den Flügeln aufgestellt waren, und den Uebergang über den Lech erzwang der König unter dem Schutze von 72 schweren Kanonen. Der Einfluß, welchen die leichten schwedischen Geschütze, aus welchen vorzugsweise Kar-

tätschen geschossen wurden, ausübten, war zu augenscheinlich, als daß diese Einrichtung lange unnachgeahmt geblieben wäre. Anfangs hingen die kaiserlichen Feldherren zwar noch an der alten Sitte; denn Tilly führte bei Breitenfeld (1631) nur 13 halbe Karthaunen, 6 Feldschlangen, 2 Falkaunen, 3 Falkonets und 2 Haubitzen, die ersten, welche man bestimmt bei der Feldartillerie erwähnt findet, und diese ganzen Geschütze fielen auf dem nämlichen Hügel, wo sie während der ganzen Schlacht stehen geblieben waren, den Schweden in die Hände. Bei Nördlingen (1645) leistete die kaiserliche Artillerie bereits wesentliche Dienste, und sie trug keine Schuld, daß die Schlacht verloren ging. Je mehr der Gebrauch eines Theiles leichter Geschütze auf dem Schlachtfelde in Aufnahme kam, um so mehr verschwanden jene großen viereckigen Schlachthaufen, deren sich Tilly bei Breitenfeld (1631) und Wallenstein bei Lützen (1634) zuletzt bedient zu haben scheinen; die Infanterie stand von jener Zeit bei den Deutschen nur 6, bei den Franzosen 8 Mann tief. Auch den Wegfall der Schutzwaffen bei der Reiterei und dem Fußvolke führte die vermehrte Anwendung der Geschütze wenigstens zum Theil mit herbei. In Frankreich erhielten die Artilleristen 1668 eine rein militairische Organisation, was unstreitig von noch größerem Einfluß gewesen sein würde, wenn man sich hätte entschließen können, die Feldgeschütze von den Belagerungsgeschützen zu trennen.

Gegen Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts fing die Artilleriewissenschaft an, wesentliche Fortschritte zu machen. Die theilweise Einführung der Patronen, die Erfindung der Schlagröhren, die Verbesserung der Richtmaschinen und anderer technischer Einrichtungen, vorzüglich aber auch die gründlichere Ausbildung der Artilleristen und die mehr vorschreitende militairische Organisation derselben, vergrößerten die Wirkung der Artillerie nach und nach theils durch die vermehrte Sicherheit im Treffen, theils durch die größere Geschwindigkeit des Feuers. In dem Kriege des Kaisers gegen Frankreich, zu Ende des 17. Jahrhunderts sowohl, als auch im spanischen Erbfolgekriege, führten die Heere schon theilweise eine nicht unbedeutende Zahl Geschütze bei sich. Im Feldzuge 1692 führte die franz. Armee bei 104 Bat. und 299 Schwdr. 196 Kanonen und 67 Mörser, und 1694 hatten die Alliirten bei 83 Bat. und 255 Schwdr., 120 Kanonen und 12 Mörser; bei Hochstädt (1704) dagegen befanden sich bei der aus 84 Bat. und 150 Schwdr. bestehenden franz. Armee 90 Geschütze, die Alliirten dagegen führten bei 50 Bat. und 181 Schwdr. nur 50 Geschütze. Ein Theil der Feldgeschütze war zwar in vielen Artillerien noch sehr unbeweglich, doch fing man in einigen auch bereits an, die schweren Kaliber ganz zu verbannen; denn so befanden sich bei den 11,000 M., mit welchen Kurfürst Johann Georg III. dem Entsatze bei Wien (1683) beiwohnte, nur zwei 24℔ge Granatstücke, zwei 8℔ge Schlangen, sechs 6℔ge und sechs 3℔ge Regimentsstücke, welche letztere hier sowohl, als später (1737) bei dem Rückzuge der Kaiserlichen von Teimeck durch ihr schnelles und wohlgezieltes Feuer wesentliche Dienste leisteten.

Die Artillerie fing in diesem Zeitraume schon an, eine bedeutendere Rolle auf den Schlachtfeldern zu spielen. Die schweren Geschütze waren mehrerentheils in großen Batterien auf den Flügeln und andern besonders wichtigen Puncten vor der Front vertheilt; doch findet man auch bereits Geschützabtheilungen zu besondern Zwecken angemessen verwendet, z. B. bei Fleurus (1690), wo Luxemburg durch dieselben den Angriff auf das große Quarré vorbereiten ließ, welches 14 feindliche Batterien gegen Ende der Schlacht noch bei St. Fiacre bildeten, und bei Malplaquet (1709) soll be-

sonders eine Batterie durch ihr Flankenfeuer gegen den Theil der französischen Reiterei, welcher sich dem letzten Angriffe des Prinzen Eugen auf die Mitte der franz. Stellung entgegenwarf, deren Rückzug entschieden haben. Diese Schlacht zeichnete sich in Bezug auf die Artillerie dadurch noch aus, daß die geschlagenen Franzosen nur 9 Geschütze verloren.

In diesem Zeitabschnitte machte Vauban bei der Belagerung von Philippsburg seine ersten Versuche mit dem Ricochetschuß, setzte sie vor Charleroi und Namur fort, und führte ihn in der Belagerung von Ath (s. d.) (1697) förmlich ein. Die Folge davon war, daß die Vertheidigung der festen Plätze zum zweiten Male durch den Einfluß der Geschütze umgestaltet wurde. Die vermehrte Zahl der Feldgeschütze und deren größere Wirkung waren aber auch wenigstens zum größeren Theile Veranlassung, daß sich das Fußvolk nur 4 M. und zuletzt 3 M. tief aufstellte, und je länger und dünner dadurch die Schlachtlinien wurden, um so mehr entstand wieder das Bedürfniß, sie durch Artillerie zu verstärken. Dieses führte nun zwar fortwährend zur Vermehrung der Geschütze, besonders aber der Bataillonsgeschütze (s. d.), welche längs der ganzen Front in den Intervallen vertheilt waren und so zerstückelt auf keinem Puncte eine erhebliche Wirkung hervorbringen konnten. In dem polnisch-schwedischen Kriege wurden bei den Sachsen mehrerentheils 1½ Geschütz auf 1000 M. gerechnet; so z. B. befanden sich bei den 26,000 M., welche unter dem General von der Schulenburg 1706 nach Polen marschirten, 4 leichte 12℔ge Kanonen, zwei 24℔ge Haubitzen, sechs 6℔ge und vier und zwanzig 3℔ge Regimentsstücke, wovon jedoch nur die leichten Geschütze in der Schlacht bei Fraustadt gebraucht wurden. Das vorhergehende Jahr befanden sich außer obiger Geschützzahl noch 12 Stück 6℔ge Haubitzen bei der Armee.

In den schlesischen Kriegen vermehrte sich die Artillerie beinahe fortwährend; so führte z. B. der König von Preußen bei Burkersdorf (1761) bei 82 Bat. und 135 Schwdr. 248 Kanonen und 58 Haubitzen. Friedrich der Große führte zuerst die reitende Artillerie ein und wendete die Haubitzen gleichzeitig mit den Russen in größerer Zahl als Feldgeschütze an, als es bisher anhaltend bei irgend einer Armee Statt gefunden hatte. Mindestens eben so wichtig erscheint die Einrichtung, daß auch die schweren Geschütze in Brigaden zu 10 Stück getheilt und mehrere davon der Infanterie überwiesen wurden, mit welcher sie marschirten und lagerten. Das Fortschreiten der Wissenschaft, die zunehmende Ausbildung der Artilleristen, die vielfachen Verbesserungen des Materiellen (s. Geschütz), verbunden mit der zunehmenden Schnelligkeit des Feuers, ließen die Artillerie bereits damals eine Rolle spielen, wie es vorher so allgemein noch nie Statt gefunden hatte. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man z. B. nur die Schlachten bei Kesselsdorf (1745), Hohenfriedberg (1745), Roßbach (1757), Breslau (1757), Leuthen (1757), Kunnersdorf (1759) und Torgau (1760) näher zu betrachten.

Die Zahl der Geschütze bei den Heeren erreichte in dem einjährigen Kriege beinahe den höchsten Punct, und es schien damals beinahe, als glaubte man, den Krieg allein mit Kanonen führen zu können. Später nahm dieselbe wieder ab, und in den letzten Kriegen führte man abwechselnd 2½ bis 4 Geschütze auf 1000 M. des Heeres (s. Feldartillerie). Die reitende Artillerie, oder eine zu diesem Zwecke organisirte fahrende Artillerie, wurde in allen Staaten eingeführt und bald ansehnlich vermehrt, die kleinen Kaliber unter 6 ℔ in vielen Artillerien abgeschafft, die Regimentsartillerie aufgehoben und statt dessen ein Theil der Batterien stehend an die andern Trup-

pen überwiesen, während man bedacht war, am Tage der Schlacht aus den übrigen Geschützreserven zu bilden. In den mehrsten neuern Schlachten tritt der Einfluß der Artillerie immer mehr hervor, wovon ganz besonders Wagram (1809) und Lützen (1813) Erwähnung verdienen.

Das Gefecht besteht aus 2 wesentlich zu unterscheidenden Hauptbestandtheilen, dem Vernichtungsprincip des Feuers und dem Handgemenge, oder persönlichen Gefechte. Je mehr aber die Feuerwirkung in den neueren Kriegen überwiegend wirksam geworden ist, um so mehr Einfluß hat auch die Artillerie auf die Entscheidung des Kampfes erlangt, da sie dieselbe unter allen Waffen auf die größten Entfernungen und in der größten Ausdehnung hervorbringt, dagegen aber auch einzig und allein hierauf beschränkt ist. Die Beschaffenheit des Bodens übt daher bei der Artillerie noch bei weitem mehr Einfluß aus, als bei den andern Waffen, um so mehr, da es ungeachtet der großen Beweglichkeit, welche die Geschütze erlangt haben, mancherlei Terrainverhältnisse giebt, wo sie den übrigen Truppen nicht unmittelbar folgen kann.

Bei Aufstellung der Geschütze im Gefecht muß der Artillerist vorzüglich folgende Anforderungen berücksichtigen. Eine freie Umsicht, theils um nicht überraschenden Angriffen des Feindes ausgesetzt zu sein, theils aber auch, weil sich die Entfernungen besser beurtheilen lassen; deßhalb soll auch die Stellung das vorliegende Terrain etwas überhöhen, doch nur so, daß die Wirkung des eigenen Feuers nicht darunter leidet; auch muß aus derselben eine freie Bewegung vor- und rückwärts möglich sein, wovon Ersteres vorzüglich beim Angriffe, Letzteres bei der Vertheidigung zu berücksichtigen ist. Das Terrain soll ferner die Wirkung des eigenen Feuers begünstigen, welches also einen wenig geneigten oder ebenen, harten, unbedeckten Boden voraussetzt, da, wo nach Wahl der Schußart die Kugelaufschläge Statt finden. Bei der Vertheidigung ist hier ganz besonders auf das Kartätschenfeuer Rücksicht zu nehmen. Im Allgemeinen ist ungünstig, ein wellenförmiges, durchschnittenes, oder theilweise bedecktes Terrain, Weichland, oder wenn ein bedeutender Höhenunterschied zwischen dem Geschützstande und der Aufstellung des Feindes Statt findet. Das Terrain soll aber zugleich auch benutzt werden, um die Artillerie möglichst zu decken, theils indem es die Annäherung des Feindes erschwert oder geradehin unmöglich macht, besonders aber, indem es die Wirkung des feindlichen Feuers vermindert, wie z. B. Weichland unmittelbar vor der Front. Sehr steinigen Boden und Aufstellungen auf Holzrändern vermeidet man gern, weil dadurch die Wirkung der feindlichen Geschosse erhöht wird. Der Boden, worauf das Geschütz aufgestellt wird, soll so beschaffen sein, daß es mit den Rädern gerade steht, und soll nicht zu weich sein. Diese verschiedenen Anforderungen sind aber so widersprechend, daß nur die Stellung auf einer gleichförmig sanft nach dem Feinde zu ablaufenden Höhe, wo man die Geschütze etwas hinter den höchsten Punct zurückziehen kann, beinahe allen Genüge leistet. Sind sie dagegen, wie gewöhnlich, nicht alle zu befriedigen, so muß ein schneller und richtiger Blick den Artilleristen lehren, welche unter den jedesmaligen Umständen vorzüglich berücksichtigt werden müssen; doch ist es, seltenere Ausnahmen abgerechnet, stets Grundsatz, die Wirkung des eigenen Feuers nie der Deckung gegen das feindliche aufzuopfern.

Die Artillerie ist vermöge ihrer Eigenthümlichkeit nicht selbstständig, sondern bedarf im Kampfe stets des Schutzes der übrigen Waffen, sie kann daher auch nur in Vereinigung mit denselben gedacht werden. Bei der Vertheidigung kann die Artillerie durch das Abweisen der feindlichen An-

griffe die Entscheidung allein herbeiführen; jedenfalls spielt sie dabei die Hauptrolle, und hier sind daher alle jene rein artilleristischen Rücksichten vorherrschend, während die andern Waffen sich denselben unterordnen müssen. Beim Angriffe dagegen kann die Artillerie in der Hauptsache nur vorbereitend wirken, und so entscheidenden Einfluß dies auch oft ausübt, so müssen doch stets die andern Waffen den Ausschlag geben, und hier können die rein artilleristischen Anforderungen nur in so weit berücksichtigt werden, als es sich mit dem Verhältnisse zu den andern Waffen vereinigen läßt. Erst seitdem man dies erkannt hat, spielt die Artillerie auch beim Angriffe eine wichtige Rolle; denn es ist in diesem Falle sehr denkbar, daß sie vortreffliche Stellungen einnimmt und ihrer Bestimmung doch sehr schlecht entspricht.

Auf dem Schlachtfelde werden folgende Forderungen an die Artillerie gestellt. Sie dient zur Einleitung des Kampfes, und unter ihrem Schutze entwickeln sich die Streitkräfte; dann bereitet sie den Angriff mit den blanken Waffen vor, während sie auf andern Puncten beschäftigt ist, diejenigen Theile der feindlichen Linie im Zaum zu halten, welche durch offensive Bewegungen nachtheilig einwirken könnten, und unterstützt die andern Waffen bei der Verfolgung des Feindes. In der Vertheidigung dagegen dient sie vorzugsweise, die feindlichen Kräfte abzustoßen, auf dem Rückzuge das zu lebhafte Nachdringen des Feindes zu mäßigen, und das Abbrechen eines Gefechtes erfolgt vorzugsweise unter ihrem Schutze. Unter beiden Verhältnissen ist sie geeignet, geschlagene Abtheilungen aufzunehmen und ihnen die nöthige Zeit zum Sammeln zu verschaffen; auch dient sie dazu, alle von dem Feinde vorbereitete materielle Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Um alle diese Zwecke zu erreichen, theilt man jetzt die Feldartillerie durchgängig in Linien- und Reservebatterien. Erstere bestehen aus dem größten Theile der leichten Fußbatterien und einem Theile der reitenden Batterien, welche mit der Infanterie und Reiterei taktisch verbunden sind, indem man sie nach Maßgabe der in den verschiedenen Heeren Statt findenden Verhältnisse den Brigaden oder Divisionen der Infanterie oder Reiterei zutheilt, so daß sie mit denselben auf dem Marsche, im Lager und im Gefechte verbunden bleiben. Diese Batterien sind es, welche den Kampf einleiten und mehrerntheils während der ganzen Dauer desselben im Feuer bleiben; sie werden vor dem ersten Treffen auf günstigen Puncten wo möglich so aufgestellt, daß sie sich gegenseitig unterstützen können, und dienen hier im Allgemeinen in der ersten Zeit des Kampfes mehr dazu, schwache Puncte der Schlachtordnung zu schützen, das feindliche Feuer von den Truppen ab auf sich zu ziehen und den Feind möglichst zur Entwickelung seiner Streitkräfte zu zwingen. Sie können keinen entscheidenden Erfolg herbeiführen, da sie in diesem Zeitabschnitte des Gefechtes noch zu weit vom Feinde abstehen, auch verhältnißmäßig zu schwach sind; denn dies ist nur durch viele Geschütze möglich, deren Feuer sich auf einem Punct concentrirt. Die Erfolge des Geschützfeuers nehmen um so mehr ab, je mehr man die Geschütze vertheilt, und man sollte daher die Batterien nie zerreißen; doch ist dies bei den Gefechten kleinerer Heerabtheilungen aus andern Gründen oft nicht zu vermeiden.

Die Artilleriereserve (Dispositionsartillerie) besteht ursprünglich aus den schweren (12℔gen) Fußbatterien, dem andern Theil der reitenden Batterien, einigen leichten Fußbatterien, auch wohl zuweilen einer Haubitzbatterie. Von der Artilleriereserve werden einzelne Divisionen, Brigaden, welche zu besondern Zwecken entsendet sind, z. B. um den Vortrab oder Nachtrab zu bilden, abgesendete Posten zu behaupten ꝛc., mit Geschütz verstärkt. Der Zweck

der Entsendung und die Beschaffenheit des Terrains bestimmen dann, welche Geschützgattung hierzu verwendet wird, in den beiden ersteren Fällen mehrerentheils reitende Artillerie, im letzterem Falle häufig auch 12℔der. In der Schlacht sind die Reservebatterien bestimmt, diejenigen Puncte der Feuerlinie zu verstärken, wo man durch Artilleriefeuer einen entscheidenden Erfolg herbeiführen will, zu welchem die Linienbatterien nicht ausreichen. Deren Verwendung kann hierbei sehr verschiedenartig sein; doch dürfte Folgendes ein allgemeines Bild davon geben. In der Vertheidigung werden die schweren Batterien von Haus aus in die Feuerlinie vorgezogen, weil sie auf größere Entfernungen wirken, und zur Besetzung besonders gefährdeter Puncte, häufig der Flügel, verwendet; Gleiches wird auch mit der Haubitzbatterie geschehen, deren zweckmäßige Aufstellung allein durch das vorliegende Terrain bestimmt wird. Es kann nun allerdings im Laufe der Schlacht nothwendig werden, noch außerdem einzelne Puncte der Artilleriefeuerlinie zu verstärken, wozu dann die noch vorhandenen leichten Fußbatterien verwendet werden; doch ist hierbei die größte Sparsamkeit rathsam, damit wenigstens die reitende Artillerie so lange unangetastet bleibt, bis sich der Punct entschieden ausgesprochen hat, gegen welchen der Hauptangriff des Feindes gerichtet ist, um ihm dann in dem entscheidenden Augenblicke eine gleiche oder wohl gar überlegene Geschützzahl daselbst entgegenzustellen. Denn ist es dem Feinde gelungen, uns die Reserveartillerie vorher in so fern aus der Hand zu winden, daß sie bereits auf dem Schlachtfelde versplittert wurde, oder ist dieselbe so unzweckmäßig geführt, daß sie dem bedrohten Puncte nicht schnell genug zu Hilfe eilen kann, so wird in beiden Fällen ein höchst nachtheiliges Gefechtsverhältniß eintreten.

Beim Angriffe ist die Artilleriereserve bestimmt, auf dem Puncte, wo derselbe erfolgen soll, die feindliche Artillerie zu vertreiben, oder mindestens so zu beschäftigen, daß sie dem Angriffe der andern Waffen nicht sehr lästig fallen kann, und gleichzeitig die feindlichen Massen zu erschüttern. Ein solcher Angriff muß so ausgeführt werden, daß der Feind dadurch überrascht wird und nicht Zeit behält, den bedrohten Punct durch seine Reserven, wenn er deren noch hat, zu unterstützen. Es ist daher nöthig, daß man die Artilleriereserve dem Feinde wo möglich bis zum Augenblicke der Entscheidung verborgen hält, dann aber mit bedeutend überlegener Geschützzahl sogleich auf mittlere Entfernung gegen denselben vorrückt; denn Kanonaden auf große Entfernungen können hier nicht zum Ziele führen. Die schweren Batterien, welche sich vermöge ihrer geringeren Beweglichkeit nicht dazu eignen, den Angriff weit zu begleiten, nehmen von Hause aus eine günstige Aufstellung, wo möglich auf den Flügeln des Angriffes, ein und richten ihr Feuer vorzugsweise gegen die feindliche Artillerie, damit diese die leichten Batterien nicht sehr belästigen kann, wenn diese nach und nach immer näher an den Feind rücken, sobald sich die zum Angriffe bestimmte Infanterie vorwärts zu bewegen anfängt. Die Bewegungen der Batterien können hierbei nicht groß sein, da sie stets unter dem Schutze der vorrückenden Infanterie bleiben müssen; die Zeit, welche ihnen daher dann noch übrig bleibt, um eine entscheidende Wirkung hervorzubringen, ist nicht lang, und müssen dies daher durch Schnelligkeit der Bewegungen und ein möglichst lebhaftes, aber gut gezieltes Feuer zu ersetzen suchen, Bedingungen, welche die reitende Artillerie in so fern besser erfüllen kann, als sie für ihre Sicherheit weniger besorgt zu sein braucht, als die Fußartillerie. Die Artillerie bleibt außerhalb des wirksamen feindlichen Gewehrfeuers zurück, da eine größere Annäherung deren Verluste auf's Höchste steigern würde, ohne sehr wesentlichen Nutzen zu schaffen,

und stellt sich auf den Flanken der angreifenden Truppen auf, das Feuer so lange als möglich fortsetzend. Mißlingt der Angriff, so nimmt sie die abgewiesenen Truppen auf; gelingt derselbe, so muß die reitende Artillerie bereit sein, den Rückzug des Feindes möglichst zu beunruhigen, oder in Vereinigung mit der Reiterei in eine völlige Niederlage zu verwandeln. In allen diesen Verhältnissen bleibt es immer eine Hauptbedingung, daß die Artillerie unter keiner Bedingung den Bewegungen der angreifenden Truppen hinderlich sein darf. Ob und in wie weit aber solche Angriffe überhaupt möglich sind, ob die Geschützmasse dabei eine große Batterie bilden muß, oder, was vorzüglicher erscheint, nach Verhältniß der Geschützzahl in 2 oder 3 Batterien getheilt werden kann, hängt vorzugsweise vom Terrain ab. Auch beim Angriffe ist es häufig vorher nothwendig, andere schwache Puncte der Schlachtlinie aus der Artilleriereserve zu verstärken, da der Feind nicht immer den Angriff ruhig abwartet, sondern demselben seiner Seits durch Angriffe auf andern Puncten zuvorzukommen bemüht ist. H.

Geschützkunst ist der Inbegriff aller Kenntnisse und Geschicklichkeiten, welche die Construction, die Anfertigung und den Gebrauch der Geschütze, ihrer Munition und anderer bei den Geschützen nöthigen Geräthschaften betreffen (s. Artilleriewissenschaft). Ry.

Geschützröhre werden aus Stückmetall oder Eisen gegossen (s. Stückmetall und Gießen des Geschützes) und sind ihrer äußeren Hauptform nach kegelförmig, oder aus mehreren, theils cylindrischen, theils kegelförmigen Theilen zusammengesetzt. Den hohlen Raum, in welchen das Pulver und die Geschosse geladen werden, nennt man die Seele oder die Bohrung des Geschützrohres, ihre vordere Oeffnung die Mündung, die Fläche, in welcher sich letztere befindet, die Mündungsfläche oder das Orifice, die hintere, der Mündung entgegengesetzte Wand der Seele den Boden der Seele, das Metall, welches diese Wand bildet, den Stoß und seine äußere, das ist die hintere Fläche des Rohres, den Boden des letzteren. Die Mittellinie der Seele, welche auch die Axe der äußeren Haupttheile des Rohres bildet, heißt die Seelenaxe, die mittlere Seelenlinie oder die Kernlinie. Als Maßstab zur Construction der Geschützröhre dient entweder ein landesübliches Längenmaß, oder der Durchmesser ihrer Geschosse. Letzteres ist vorzüglich bequem zur Vergleichung verschiedener Geschütze und Geschützeinrichtungen (s. Artilleriemaßstab).

Hinsichtlich der Länge und Gestalt ihrer Seele sind die Geschützröhre von sehr verschiedener Beschaffenheit, und man theilt sie in dieser Beziehung in Kanonen und in Kammer- oder Wurfgeschütze, die letzteren aber wiederum in Haubitzen und Mörser oder Mortiers ein.

Die Kanonen haben vorzüglich die Bestimmung, ihre Geschosse in nur flachen Bögen, jedoch mit um so größerer Kraft und mit möglichst geringen Seiten- und Höhenabweichungen fortzutreiben (zu schießen). Die hierzu erforderlichen Pulverladungen sind groß genug, um daraus Patronen von demselben Durchmesser wie die Geschosse zu machen; daher ist die Seele der Kanonenröhre bis an ihr hinteres Ende von gleicher Weite und nur ihr Boden halbkugelförmig, oder doch in den Ecken abgerundet; Letzteres, damit nicht so leicht Feuer im Rohre zurückbleiben könne. Eine trichterförmige Erweiterung mancher schwedischen Kanonenröhre an ihrer Mündung sollte sicherere Schüsse geben, beruhte jedoch auf keinem haltbaren Grunde. Nächst jenen starken Pulverladungen erfordert die oben bemerkte Bestimmung der Kanonen, daß die Seele derselbe eine beträchtliche Länge habe. Je länger die Seele eines Rohres ist, um so längere Zeit dauert nämlich die Wirkung

fort, welche die aus dem verbrennenden Pulver entwickelte Luft gegen das Geschoß äußert, um so größer ist mithin selbst bei gleichen Pulverladungen die anfängliche Geschwindigkeit des letzteren (s. Geschwindigkeit), um so beträchtlicher sind aber auch noch überdies die Pulverladungen, welche in der Zeit, in der das Rohr von dem Geschoß durchlaufen wird, völlig verbrennen und ihre Wirkung auf das Geschoß äußern können. Je länger endlich ein Geschützrohr ist, um so schärfer kann gezielt werden, um so mehr vermindern sich die Seitenabweichungen der Geschosse von der Linie des Ziels, um so mehr gleichen sich die Verschiedenheiten in der Wirkung gleicher Pulverladungen auf die Geschosse aus, und um so geringer wird daher auch der Unterschied der Schußweiten bei mehreren unter gleichen Umständen geschehenen Schüssen. So sehr aber Alles dies für eine größere Länge der Geschützröhre spricht, so muß doch auch bemerkt werden, daß die meisten der genannten Vortheile mit der Verlängerung der Geschützröhre nur in einem weit geringeren Verhältniß als die Rohrlängen zunehmen, und daß allzu lange Kanonenröhre in's Besondere für die Feldartillerie zu schwer sind, bei dem Schuß zu heftig auf die Laffeten wirken und zu viel Zeit zum Laden erfordern. Ein anderer Vortheil langer Röhre, daß sie nämlich bei der Aufstellung des Geschützes hinter Brustwehren weiter in die Schießscharten reichen, und daß deßhalb letztere bei langen Geschützröhren nicht so viel von der brennend und mit großer Gewalt aus der Mündung strömenden Pulverlust zu leiden haben als bei kürzeren Röhren, kommt bei dem Feldgeschütze wenig in Betracht. Man giebt daher den gewöhnlich nach dem Gewicht ihrer Kugeln benannten Feldkanonen nicht über 16 bis 18 Kugeldurchmesser und den Belagerungs- und Defensionskanonen nicht über 18 bis 26 Kugeldurchmesser Länge, wovon ungefähr 1 Kugeldurchmesser auf den Stoß zu rechnen ist.

So sind in der östreich. Artillerie alle Feldkanonen 16 Kugeldurchmesser lang; in der preuß. Artillerie sind die 6- und 12℔gen Kanonen (welche allein noch als Feldkanonen eingeführt sind) 18 Kugeld. lang, die sächs. Feldkanonenröhre haben inclusive des $\frac{1}{4}$ Kugeld. starken Stoßes $18\frac{1}{4}$ Kugeld. Länge. In der franz. Artillerie sind die 12℔der 17,73 Kugeld. und die 6℔der 17,89 Kugeld. lang; in der engl. Artillerie sind die 12℔gen Kanonen 16,87 Kugeld. und die 9- und 6℔gen Kanonen 17 Kugeld. lang; in der russischen Artillere sind die 12℔gen Kanonen $16\frac{1}{2}$ Kugeld. und die 6-℔gen Kanonen 17 Kugeld. lang; in der niederländischen Artillerie sind die 12℔der 16 Kugeld. und die 6℔der 17 Kugeld. lang.

Die Belagerungs- und Festungskanonen haben folgende Länge. Bei der östreich. Artillerie sind die metallenen 24℔gen Kanonen 23 K., die 18-℔gen Kanonen 24 K. und die 12℔gen Kanonen 25 K. lang; deßgleichen sind die eisernen 18℔der 23 K., die 12℔der 25 K. und die 6℔der 26 K. lang. Die preuß. metallenen 24℔der sind 22 bis 23 K., die 12℔der 24 K. und die 6℔der 26 K. lang. Die franz. Belagerungskanonen vom Jahr XI sind die 24℔gen 16,93 K. und die 12℔gen 23,55 K. lang.

Die Wurfgeschütze sind vorzugsweise dazu bestimmt, um Hohlkugeln (s. d.) in höheren Bögen nach dem Ziele fortzutreiben (zu werfen). Bei diesen hohen Richtungen bedürfen jene Geschosse zur Erreichung gleicher Entfernungen einer geringeren Geschwindigkeit als die in flachen Bögen geschossenen Kanonenkugeln (s. Flugbahn), und da sie überdies leichter als massive Kugeln von gleicher Größe sind, so sind auch, in Vergleich mit der Größe der Geschosse, die Pulverladungen der Wurfgeschütze bei weitem geringer als diejenigen der Kanonen, und viel zu klein, um daraus Patronen von dem

Durchmesser der Geschosse zu machen, oder überhaupt einen Raum von diesem Durchmesser und einer hinreichenden Länge hinter dem Geschoß auszufüllen. Die Seele der Wurfgeschütze erhält daher zur Aufnahme der Pulverladungen an ihrem hinteren Ende eine Verengung, welche die **Kammer** genannt wird (s. d.). Der vordere cylindrische Theil der Seele heißt der **Flug**, und derjenige kegelförmige Theil der Seele, welcher den Flug mit der Kammer verbindet (in sofern sich nicht die letztere in den Flug verläuft) das **Lager**.

Die Mörser sind ausschließend dazu bestimmt, ihre Geschosse in sehr hohen Bögen zu werfen, und ihre Röhre bedürfen daher verhältnißmäßig der geringsten Länge; auch würde wenigstens bei Mörsern von großem Durchmesser eine beträchtliche Länge des Rohres das Laden sehr erschweren und überhaupt das Geschütz zu schwer und unbeweglich machen. Bei den östreichischen Mörsern ist daher z. B. der Flug ungefähr 1,6 Bombendurchmesser, und bei den französischen und neueren sächsischen Mörsern ungefähr 1,5 Bombendurchmesser lang. Die Haubitzen hingegen sollen ihre Geschosse nicht immer in hohen Bögen werfen, sondern dieselben auch häufig in flachen Bögen, so wie die Kanonen schießen. Ihre Röhre erhalten daher eine größere Länge als die Mörserröhre, welche in den verschiedenen Artillerien nach sehr verschiedenen Ansichten bestimmt und daher auch sehr verschieden ist (s. Haubitzen).

Die Haubitzen und Mörser werden entweder nach dem mittleren Gewicht einer steinernen Kugel vom Durchmesser ihrer Geschosse (s. Hohlkugeln) 7℔dig, 10℔dig, 30℔dig u. s. w., oder nach dem Durchmesser ihrer Geschosse $5\frac{1}{2}$zollig, 6zollig u. s. w. benannt; in Frankreich nennt man die Feldhaubitzen, deren Geschosse den Durchmesser einer 24℔gen Kanonenkugel haben, 24℔ge Haubitzen.

Das, um was bei Kanonen der Durchmesser der Seele überhaupt und bei den Kammergeschützen der Durchmesser des Flugs größer ist, als der Durchmesser der Geschosse, wird der **Spielraum** genannt. Je kleiner der Spielraum ist, um so größer fallen die anfänglichen Geschwindigkeiten und die Schußweiten aus, und um so mehr vermindern sich die Abweichungen der einzelnen Schüsse; um so heftiger ist aber auch die Wirkung des Schusses auf das Rohr und in's Besondere auf die Laffete, und um so mehr, wenn man über eine gewisse Grenze hinausgeht, das Geschütz dem Verladen aussetzt, da bei aller Sorgfalt nie alle Geschosse und Patronen vollständig von gleichem Durchmesser sind, die Geschützröhre sich auch durch das Schießen verschleimen. Bei den östreichischen Feldkanonen beträgt der Spielraum $\frac{1}{22}$ des Kugeldurchmessers, bei den preußischen Feldkanonen $\frac{1}{24}$ des Kugeldurchmessers, bei den französischen Feldkanonen 1 Linie d. i., bei der 12℔gen Kanonen ungefähr $\frac{1}{33}$ und bei den 8℔gen Kanonen ungefähr $\frac{1}{46}$ des Kugeldurchmessers; bei den sächsischen 12℔gen Kanonen beträgt derselbe unfähr $\frac{1}{40}$ und bei den 6℔gen Kanonen $\frac{1}{32}$ Kugeldurchmesser. Die Wurfgeschütze erhalten zur sicheren Entzündung der Granad- und Bombenbränder, nach Zollen gerechnet, meistens etwas mehr Spielraum als die Kanonen.

Nächst der Länge und Weite der Seele sind bei den Geschützröhren die **Metallstärken** und das von denselben abhängige Gewicht der Röhre zu beachten. Die Metallstärken müssen nämlich nicht nur so groß sein, daß die Röhre den Wirkungen des Pulvers widerstehen, sondern es dürfen auch überhaupt die ganzen Röhre nicht zu leicht sein, weil dann die Wirkung der Schüsse auf die Laffeten zu heftig ausfällt. Bei den metallenen Feld-

kanonen, deren Pulverladungen gewöhnlich gegen ⅓ vom Gewicht des Geschosses beträgt, nimmt man an, daß das Rohr ungefähr 150 Mal so schwer als die Kugel sein müsse. Bei den Belagerungs- und Defensionskanonen nimmt man das Gewicht des Rohres 200 bis 250 Mal so groß als das Gewicht der Kugel an, theils weil diese Röhre verhältnißmäßig länger sind, und theils weil sie zuweilen mehr als ⅓ kugelschwere Pulverladung erhalten. Die Haubitzröhre sind gewöhnlich ungefähr 70 bis 90 Mal so schwer, als eine steinerne Kugel vom Durchmesser ihrer Geschosse, d. i. ungefähr 35 bis 50 Mal so schwer als die letzteren, die Mörserröhre endlich sind ungefähr 36 bis 50 Mal so schwer als eine steinerne Kugel vom Durchmesser ihrer Geschosse, oder ungefähr 18 bis 25 Mal so schwer als die letzteren.

Die Metallstärken der Geschützröhre sind am größten am Ende der Seele, wo die Pulverladung liegt, und vermindern sich nach vorn zu, weil die Wirkung der aus dem Pulver entwickelten, sehr verdichteten Luft durch die Ausbreitung der letzteren nach der Mündung hin immer mehr und mehr abnimmt. Die Kanonenröhre bilden daher ihrer äußern Gestalt nach entweder abgekürzte Kegel (wenn die Abnahme der Metallstärken allmälig erfolgt), oder sie sind, von dem Boden an gerechnet, aus einem Cylinder, dem Bodenstück, dann aus einem zweiten etwas schwächeren Cylinder, dem Delphinen- oder Zapfenstück, und endlich aus einem abgekürzten Kegel, dem langen Feld- oder Mundstück zusammengesetzt. Die Metallstärke der Feldkanonenröhre beträgt am Boden ¾ bis 1 Kugeldurchmesser, an der Mündung ⅓ bis ½ Kugeldurchmesser. Kanonen, welche am Boden 1 Kugeldurchmesser Metallstärke haben, nannte man ehedem vollgütig, diejenigen mit geringerer Metallstärke am Boden geschwächtes Gut, und diejenigen mit größerer Metallstärke übergütig.

Die Haubitzröhre und die Mörserröhre bestehen ihrer äußeren Gestalt nach gewöhnlich aus dem Kammerstück, dem Delphinen-, Zapfen- oder Lagerstück und aus dem Mundstück. Das Kammerstück der Mörser ist hinten gewöhnlich als ein Kugelabschnitt abgerundet.

Ueberdies haben die Kanonen- und Haubitzröhre noch eine Metallverstärkung an der Mündung, welche der Kopf des Rohres genannt wird. Die Puncte, wo die verschiedenen Theile der äußeren Gestalt des Rohres zusammenstoßen, werden die Brüche genannt und sind eben so wie der Kopf und das hintere, zunächst am Boden befindliche Ende des Rohres mit ringförmigen Verzierungen, den Friesen, versehen, welche zugleich den Zweck haben, den unter Umständen um das Rohr zu schlingenden Tauen festere Lagen zu geben, auch zum Theil, so wie überhaupt der Kopf des Rohres, zum Richten des Geschützes dienen (s. d.). Das, was bei Kanonen und Haubitzen der größte Halbmesser der Bodenfriesen größer als der größte Halbmesser der Kopffriesen ist, wird der Vergleichungskegel oder Metallunterschied des Rohres genannt. An dem Boden der Feldgeschütze der meisten Artillerien ist ein Richtvisir angebracht (s. d.). Das Zündloch der Geschützröhre ist in das Bodenstück oder Kammerstück von oben dergestalt eingebohrt, daß es über dem hinteren Theil der Pulverladung in der Seele ausmündet. Der Theil des Bodenstücks, wo es sich befindet, ist gewöhnlich durch eine Friese von dem übrigen Theil des Bodenstücks abgesondert und wird dann das Zündfeld genannt. Unter dem Zündloch der Mörser befindet sich eine kleine Zündpfanne zum Einschütten von Pulver, wenn man ohne Schlagröhren wirft. An den Geschützröhren mehrerer Artillerien sind zur Entzündung der Pulverladungen durch Percussion besondere Vorrich-

tungen (s. d.) und an den Schiffsgeschützen gewöhnlich Flintenschlösser angebracht.

Um der Seelenaxe eines Geschützrohres eine beliebige Neigung geben zu können (s. Elevationswinkel), sind an dem Zapfenstück 2 cylindrische Zapfen, die Schell- oder Schildzapfen, angegossen, welche sich in dem hierzu an der Laffete angebrachten Zapfenlager drehen. Damit das Rohr in diesem Zapfenlager nicht seitwärts wanken könne, sind gewöhnlich die dem Rohr zunächst liegenden Theile der Schellzapfen mit cylindrischen oder kegelförmigen Verstärkungen versehen, welche die Stoßscheiben genannt werden. Die Axe der Schellzapfen schneidet gewöhnlich die Seelenaxe des Rohres, oder steht doch nur wenig tiefer als die letztere, und bei den Kanonen und Haubitzen etwas weiter von dem Boden des Rohres ab, als der Schwerpunct desselben, so daß ein gewisser Theil seines Gewichts (das Hintergewicht) auf der Richtmaschine ruht, auf welcher das Bodenstück des Rohres liegt. Bei den Mörserröhren, welche nicht an ihrem Boden- oder Kammerstück, sondern zwischen der Mündung und dem Schellzapfen von der Richtmaschine unterstützt werden, stehen auch die Schellzapfen zwischen dem Schwerpunct und dem Boden des Rohres, oder unmittelbar an letzterem. Im ersteren Falle nennt man die Mörser hängend und im letzteren Falle stehend; die erstere Stellung der Schellzapfen erleichtert die Handhabung der Richtmaschine sehr, weil durch sie die auf derselben liegende Last vermindert wird. Fuß- oder Schemmelmörser haben gar keine Schellzapfen, sondern stehen auf einem an ihr Kammerstück angegossenen Fuße.

An den meisten Geschützröhren sind über den Schwerpuncten, d. i. ebenfalls an den Zapfen- oder Delphinenstücken, 2 Henkel zum Anhängen der Geschützröhre an die Flaschenzüge von Hebezeugen u. s. w. angegossen. Diese Henkel waren ehedem häufig als Delphinen geformt und führen daher noch jetzt diesen Namen. Endlich ist gewöhnlich an dem Boden der Kanonen- und Haubitzröhre ein starker Knopf, die Traube, zur bessern Anstützung von Hebebäumen angebracht; die sächsischen Feldgeschütze haben anstatt dieser Traube einen Bodenhenkel, welcher aus 2 in einen Knopf zusammenlaufenden Armen besteht (die Henkeltraube). Ry.

Geschwächtes Gut nannte man ehedem diejenigen Geschützröhre, deren hintere Metallstärke weniger als ein Kugeldurchmesser betrug; überstieg dieselbe aber einen Bohrungsdurchmesser, so nannte man die Geschütze übergütig, oder verstärktes Gut. H.

Geschwader nannten die Ritter ihre geschlossenen Reiterabtheilungen, bevor die Ordonnanzcompagnien (s. d.) eingeführt wurden; später wurde in Deutschland das Wort „Schwadron," in Frankreich das Wort escadron dafür gebraucht. In neuerer Zeit bedienen sich nur noch, nicht militairische Kriegsgeschichtschreiber des Wortes Geschwader. — In solchen Armeen, wo 2 Schwadronen eine „Division" bilden, wäre die Benennung „Geschwader" allerdings vorzuziehen, um nicht für 2 Abtheilungen von ganz verschiedener Stärke und Bedeutung einerlei Benennung zu haben, was bei Colonnenformationen zu Verwechselungen führen kann. Pz.

Geschwindigkeit der Truppenbewegung. Das größere Maß von taktischer Selbstständigkeit, welches die 3 Hauptwaffen in neuerer Zeit erlangt haben, hat in der Aufstellung zum Gefecht wesentliche Veränderungen herbeigeführt und für die gegenseitige Unterstützung ganz neue Grundsätze erzeugt. Es ist daher mehr als jemals nothwendig, zu wissen, wie viel Zeit eine Truppe braucht, um einen gegebenen Raum zu durchschreiten, damit sie so lange als möglich den Wirkungen des feindlichen Feuers entzogen wer-

den und dennoch im entscheidenden Momente auf dem Puncte angelangt sein könne, wo man ihrer Wirksamkeit bedarf. Man hat deßhalb in mehreren großen Armeen Versuche angestellt, um auszumitteln, welcher Grad von Geschwindigkeit in dringenden Fällen von den verschiedenen Waffengattungen gefordert werden kann. Folgendes sind die Resultate.

Infanterie legt auf kurze Strecken im Laufen eine Viertelmeile in 18 Minuten zurück; im starken Schritt eine halbe Meile in 45 Minuten; zu einer Meile werden aber mindestens 96 Minuten erfordert. Cavalerie kann im Galop eine Viertelmeile in 6 Minuten zurücklegen; dann müssen aber die Pferde verschnauben. Eine halbe Stunde lang kann unausgesetzt getrabt werden; kleine Trupps (Patrouillen) legen in dieser Zeit 1 Meile, Schwadronen nur ¾ Meile zurück, wenn sie nicht alle minder gut berittenen Reiter im Stiche lassen wollen. Wird nur abwechselnd getrabt, so kann die Meile in 50 Minuten zurückgelegt werden. Im lebhaften Schritt bedarf eine Schwadron mindestens 75 Minuten auf eine Meile, wenn sie nicht die Pferde mehr als durch Traben ermüden will. Bei der Artillerie kommt es hauptsächlich darauf an, wie viel Munition sie auf der Protze führt, ob die Bedienungsmannschaft beritten ist, oder die Handpferde und das Geschütz besteigt, oder endlich zu Fuß nebenher geht; ferner auf die Schwere des Geschützes und die Stärke der Bespannung. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß im Schritt die Fußartillerie mit der Infanterie, die reitende Artillerie mit der Cavalerie in Rücksicht auf Schnelligkeit und Dauer fortkommt. Im Trabe legt die erstere 180—200 Schritt, die letztere 300 Schritt in der Minute zurück, und kann auch auf größere Strecken der Cavalerie folgen, weil die Artillerie ihre Pferde nur als Transportmittel zu betrachten hat, während die Cavalerie mit dem Athem der ihrigen so haushälterisch umgehen muß, wie die Artillerie mit der Munition. — Daß hier überall fester und ziemlich ebener Weg vorausgesetzt wurde, versteht sich wohl von selbst.

Gesteigert kann dieses Maß von Geschwindigkeit nur in dem Falle werden, wenn die Infanterie von glühendem Eifer beseelt ist, Cavalerie und Artillerie mit sehr kräftigen Pferden versehen sind. In den meisten Fällen dürfte aber eine bedeutende Ermäßigung dieser Schnelligkeit eintreten, und zwar aus vielerlei Ursachen (s. Hindernisse der Bewegung).

Wenn es darauf ankommt, Strecken von mehreren Meilen zu durchziehen, muß ein anderer Maßstab angelegt werden (s. Märsche). Im Allgemeinen aber kommt sehr viel darauf an, ob die Truppen in schnellen und anhaltenden Märschen geübt sind. Pz.

Geschwindigkeit eines sich bewegenden Körpers ist das Verhältniß zwischen der Zeit und dem in derselben durchlaufenen Raum, d. h. die Entfernung, welche der Körper in der Einheit der Zeiten (gewöhnlich eine Secunde) durchläuft, wenn seine Bewegung durch Nichts geändert wird. Alle Bewegungen, welche nicht auf einer horizontalen Unterlage erfolgen, werden jedoch durch die Wirkung der Schwere, und wenn sie auf einer dergleichen Unterlage Statt finden, durch die Reibung, so wie auch in beiden Fällen durch den Widerstand der Luft fort und fort geändert. Die Geschwindigkeiten der bewegten Körper ändern sich daher unaufhörlich; dessen ungeachtet ist ihre Berechnung, zu welcher das Gesetz ihrer Aenderungen bekannt sein muß, von großer Wichtigkeit, theils bei der Untersuchung der von den bewegten Körpern beschriebenen Bahnen und theils bei der Vergleichung der Wirkungen, welche diese Körper bei dem Zusammentreffen mit anderen Körpern äußern; die Kräfte, mit welchen hierbei die sich bewegenden Körper wir-

ken, verhalten sich nämlich wie die Producte ihrer Gewichte in den Geschwindigkeiten, welche dieselben in dem Augenblick des Zusammenstoßens besitzen.

Die anfängliche Geschwindigkeit eines Geschosses ist die Geschwindigkeit, mit welcher es aus dem Geschützrohre tritt und seine Bahn in dem Augenblick anfängt, wo zugleich die Wirkung des Pulvers gegen dasselbe aufhört. Ry.

Geschwindpfeifen wurden die ersten Schlagröhren (s. d.) genannt. H.

Geschwindschritt — cadencirte Schrittart zwischen dem Ordinair- und Laufschritte, gewöhnlich im Takte von 110 bis 120 Schritten in der Minute, für eine möglichst rasche Bewegung im Gleichtritte, namentlich bei Formirungen und Entwickelungen von Colonnen, so wie bei denen Gelegenheiten, wo die Bewegung im Trabe zu ermüdend, mithin nachtheilig sein würde.

Mehrere Armeen begnügen sich in der neueren Zeit mit Einer cadencirten Schrittart, z. B. die Preußen mit der zu 108 Schritten in der Minute, und traben, wo sie einer mehreren Schnelle bedürfen. Hz.

Gesellschaftsrechnung, einfache, ist die Anwendung der Proportionslehre auf solche Rechnungen, wo ein Ganzes nach bestimmten Verhältnissen in mehrere Theile getheilt werden soll. Solche Beispiele sind, wenn mehrere Personen zusammentreten, ungleiche Beiträge geben und damit einen gemeinschaftlichen Gewinn oder Verlust erhalten und nun nach dem Verhältnisse ihrer Beiträge getheilt werden soll. Oder wenn zu einer Vermischung mehrere Ingredienzen zu nehmen sind, deren Verhältniß zu einander gegeben ist, und man eine bestimmte Quantität davon zusammensetzen soll.

Es verhält sich hier die Summe aller Einlagen zum ganzen Gewinn oder Verlust wie jede einzelne Einlage zu dem ihm zugehörigen Gewinn oder Verlust, und im zweiten Fall die Summe aller Theile zu der mischenden Quantität wie jeder einzelne Theil zu der Quantität, die davon zu nehmen ist.

Gesellschaftsrechnung, zusammengesetzte, unterscheidet sich von der vorhergehenden, daß nicht allein die Einlagen, sondern auch die Zeiten, während welcher solche genützt haben, verschieden sind. Hier verhält sich die Summe der Producte aus Einlage und Zeit zum ganzen Gewinn oder Verlust wie jedes einzelne Product zum einzelnen Gewinn oder Verlust.

Die Gesellschaftsrechnung findet ihre Anwendung in Compagniegeschäften, im Assecuranzwesen, im Steuerwesen, in Erbschaftsvertheilungen und Repartitionen, in Fallimenten, in Bodmerie- und Dispache-Rechnungen u. s. w. M. S.

Gesenkte Schüsse sind diejenigen, wo das Ziel tiefer liegt als der Geschützstand, s. Schußarten. H.

Gestade ist der wenig gebräuchliche Ausdruck für Meeresufer. Pz.

Gestüte bezwecken die Veredelung der Pferde, und indem dabei die Zucht mit mehr oder minder menschlicher Sorgfalt betrieben wird, unterscheidet man zahme, halbwilde und wilde Gestüte. Bei halbwilden Gestüten werden die Stuten von zahmen Hengsten begattet und bleiben, mit Ausnahme der Beschälzeit, das ganze Jahr hindurch ohne Beschäler sich selbst überlassen. Wilde Gestüte aber bestehen aus einer großen oder kleinen Herde von Stuten, Hengsten und Füllen, die einen Platz bewohnen, auf welchem sie sich Tag und Nacht und zu allen Jahreszeiten aufhalten. — Landgestüte

endlich sind solche, wo eine Anzahl Hengste ausschließlich, Behufs der Verbesserung der Pferdezucht, zu Bedeckung der Stuten, welche von den Bewohnern eines Landes oder einer Provinz gehalten werden, bestimmt sind. Schon in den ältesten Zeiten beschäftigte man sich mit Veredlung der Pferde; denn es ist historisch erwiesen, daß der König Salomo der Veredelung der Pferderacen viel Aufmerksamkeit schenkte, und bei den Arabern soll eine Tradition im Umlaufe sein, daß ihre beste Race aus den Stutereien des Königs Salomo herstamme. Die Griechen hatten bereits Gestüte und brannten den in ihnen gezogenen Pferden besondere Zeichen auf. Die Römer besaßen ebenfalls dergleichen und verwendeten viel Sorgfalt darauf. Edle Pferde wurden nur um die Zeit der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche mit edleren Pferden gepaart, und bei der Auswahl beider Geschlechter, so wie bei Behandlung der trächtigen Stuten herrschte die größte Sorgsamkeit. Sie hatten Stammbäume von ihren Pferden, so gut wie sie noch jetzt die Araber und Engländer haben. Die Hengste ließ man nicht leicht vor dem fünften und nicht leicht nach dem zehnten Jahre, die Stuten aber nicht vor dem dritten Jahre zur Bedeckung zu.

In dem milderen Theile von Asien, nächstdem in der Barbarei und Aegypten, sehen wir zuerst die veredelteren Pferde. Die Völkerströme, welche sich westwärts zogen, die Kriege, wodurch die verschiedenen Nationen mit einander in Berührung kamen, das Bemühen, durch die Zucht die Racen zu verbessern, brachte die edleren Pferde des Orients nach Europa und erzeugte, je nachdem man mehr oder minder bei der Zucht nach richtigen Grundsätzen verfuhr, bald erfreuliche, bald ungenügende Resultate.

Zu den letzteren gab besonders der allgemein verbreitete Glaube, daß aus der Mischung aller Racen endlich das beste Pferd hervorgehen müßte, die Veranlassung, und man verfiel mithin auf das sogenannte Kreuzen, welches gegenwärtig als schädlich erkannt wird. Ferner wählte man nicht immer die fehlerfreisten Racen zur Fortpflanzung und ließ, ohne sonderlich große Berücksichtigung, daß angeborne Fehler erblich sind, sich durch einzelne glänzende Eigenschaften bestechen und stand endlich in der falschen Meinung, Alles gethan zu haben, wenn man nur schöne, vielleicht auch gute Zuchthengste anschaffte, ohne die Stuten einer sorgfältigen, aber unentbehrlichen Kritik zu unterwerfen. — In Arabien und England verfuhr man nach andern Grundsätzen, und in ersterem Lande werden durch die Reinzucht noch fort die edelsten Pferde und in letzterem seit Karl II. durch unvermischte Fortverpflanzung von den edelsten arabischen Hengsten mit barbarischen und persischen Stuten die Vollblutpferde producirt. Durch die verschiedenartigen Resultate bei der Anwendung verschiedenartiger Grundsätze in der Pferdezucht erkannte man die Mißgriffe und überzeugte sich, daß durch ein fortgesetztes Kreuzen aller Racen sogar oft die Vorzüge der besseren verschwanden, ohne daß sich selbst die Fehler der schlechteren neutralisirten, und man fand eine Veredelung der Pferde nur in der In- oder Verwandtschaftszucht und in der Reinzucht für möglich.

Erstere ist, wenn man tadelfreie Pferde, stammen sie aus welchem Lande sie wollen, so gleich als möglich aussucht, und unter sich und immer ohne Einmischung unähnlicher Individuen vermehrt, letztere, wenn beide Geschlechter eben desselben Stammes sind und man edles Blut mit gleich edlem paart, und die Nachkommenschaft immer mit nahen Verwandten verbindet. An die Beobachtung dieser Regeln knüpfen sich bei der Pferdezucht noch Rücksichten anderer Art, die nicht minder von Einfluß sind. Das Klima, der Boden und die Weiden wirken mächtig ein. Die Frost-

winde des Polarmeeres sind dem Gedeihen der Pferde eben so wenig günstig als die heißen Sonnenstrahlen in der Nähe der Linie. Die gemäßigte Zone sagt ihnen am meisten zu, und gegen ausdauerndes feuchtes Wetter muß man sie schützen. Ein trockener Boden mit fließendem, reinen Wasser versehen, Weiden, die nicht zu fett sind, deren Gras aber kräuterreich ist, geben leichte, starke, mit schönen Beinknochen und festen Hufen versehene Pferde; fette Weiden, morastiges Terrain erzeugen dagegen schwere Pferde, dicke Knochen und große, mangelhafte Hufe. Die Weideplätze theilt man ab; trächtige Stuten und die, welche Füllen säugen, bekommen die fettesten; die, welche nicht bedeckt sind, werden auf minder gute Weiden gebracht, weil sie außerdem zu dick und zum Werfen untauglich werden; junge Hengste und Wallachfüllen aber erhalten den schlechtesten und ungleichsten Boden, um sie an Bewegung und Mäßigkeit zu gewöhnen.

Mit 2 oder 2½ Jahre ist das Pferd im Stande, sich zu vervielfältigen und das Zeugungsgeschäft zu beginnen; indessen erzeugen die jungen Pferde nur schwächlich gebaute Fohlen. Man nimmt daher an, daß eine Stute wenigstens 4 Jahre alt sein müsse, ehe sie das erste Füllen bekommt, und daß einem Hengste nicht vor dem fünften Jahre eine Stute gegeben werden dürfe, wobei jedoch noch der Grundsatz zu berücksichtigen ist, edlere Pferde später zur Zucht zu verwenden als gemeine. Ueber die Zeit, wie lange Stuten und Hengste zur Zucht brauchbar sind, herrschen verschiedene Ansichten; doch geht die Mehrheit dahin, daß ihre Leistungen hierüber entscheiden müssen. — Vom Anfang des Märzes bis zu Ende Juni sind die Stuten rossig; doch dauert ihre höchste Hitze selten länger als 14 Tage oder 3 Wochen. In dieser Periode muß der Hengst zugelassen werden. Man ist der Meinung, daß in unsern Klimaten die Stute weniger zur Schönheit des Füllens beitrage als der Hengst; dagegen soll sie mehr Einfluß auf Festigkeit, Regelmäßigkeit der Formen, Dauer und Gesundheit der Füllen haben. Sp.

Getreue. Zur Zeit des Lehnswesens (s. d.) in Deutschland, wo jeder, der von einem Vasallen des Landesherrn oder von diesem unmittelbar selbst Etwas zu Lehn trug, auch zugleich die Verpflichtung übernahm, an dessen Fehden oder Kriegen Theil zu nehmen, bestanden die Heere auch nur aus Lehnsleuten, die nicht um Sold, sondern nur, um die eingegangenen Verträge zu erfüllen, sich unter das Panier ihrer Fürsten stellten. Nichts desto weniger fanden sich Leute, welche theils des Erwerbes halber, theils um sich einem Mächtigern näher anzuschließen und dadurch seinen Schutz zu verdienen, Kriegsdienste nahmen und dann unter dem Namen Getreue für den stritten, den sie sich selbst gewählt hatten.

Geusen, Land- und Meergeusen. Als Philipp II. zur Einführung der Beschlüsse des tridentinischen Concils und der Inquisition in den Niederlanden die strengsten Maßregeln ergriff, schlossen im November 1565 Graf Ludwig von Nassau, Heinrich von Brederode (ein Sprößling der alten Grafen von Holland), Graf Karl von Mansfeld, Graf Kuilemburg und andere niederländische Edelleute einen Bund, dem nach und nach über 300 beitraten, und verpflichteten sich durch feierlichen Eidschwur: „nach besten Kräften der Einführung der Inquisition sich zu widersetzen und Einer den Andern gegen jeden Angriff in Sachen der Religion zu schützen und zu vertheidigen". Dieses Bündniß, damals gewöhnlich das Compromiß genannt, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Im April 1566, als die Oberstatthalterin, Margarethe von Parma, eine Versammlung des ganzen Staatsrathes berufen hatte, zogen die Verbünde-

ten zu Pferde in Brüssel ein und gingen, gegen 400 an der Zahl, in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach dem Palaste, den Grafen von Nassau und Heinrich von Brederode an ihrer Spitze. Hier überreichten sie eine Bittschrift um Aufhebung der harten Religionsedicte und hohen Auflagen, um Hinwegziehung der fremden Kriegsvölker aus den Provinzen und um Bestätigung ihrer Privilegien. Sie bekamen eine allgemeine und schwankende Antwort. Am Abende des 6. Aprils, bei einem lärmenden Gastmahle, das Brederode den Verbündeten im Kuilemburg'schen Hause gab, brachten Einige in Erinnerung, daß sie einen der Staatsräthe, den Grafen von Barlaimont, der Oberstatthalterin, die sich bei Ueberreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: „sie sollte sich doch vor einem Haufen Bettler (gueux) nicht fürchten". Und wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so herunter gekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so griff man diesen begierig auf und trank einander zu: Es leben die Geusen! Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Bettelmönchstasche, die jeder Gast nach der Reihe umhing. Das Dasein seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie sie Bettelmönche zu tragen pflegten. Um den Hals hingen sie eine ovale, goldne oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: En tout fidèles au roi; auf der andern Seite sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Proviantasche hielten, mit den Worten: Jusqu', à porter la besace (d. i. In Allem getreu dem Könige bis zum Bettelsack). Der Bund nahm aber zu nahen Antheil an dem bald darauf ausbrechenden Bildersturme des Pöbels, welcher, durch schwärmerische Sectirer aufgereizt, keine Mäßigung kannte. Dadurch entzogen sich die Geusen die Neigung der Katholiken. Die Oberstatthalterin sammelte ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, mit welchen einige rebellische Städte schnell überfallen und zum Gehorsam gebracht wurden. Auch herrschte schon Zwietracht unter dem verbündeten Adel, und als im J. 1567 Wilhelm von Oranien, die Hoffnung des Bundes, bei der Annäherung Alba's sich mit seinem Bruder zurückzog und, um einen günstigern Zeitpunct zum Handeln abzuwarten, sich nach Deutschland begab; als ferner Graf Egmont sich eng an die Oberstatthalterin anschloß und Brederode aus Amsterdam nach Deutschland entfloh: da erlagen die Trümmer des Geusenbundes den siegreichen Waffen des Grafen von Megen und des Herzogs Erich von Braunschweig, der Viane, Besitzung Brederode's und Waffenplatz des Geusenbundes, zerstörte. Das war das unrühmliche Ende des lobenswürdigen, aber zu flüchtig geknüpften und seine Zwecke nicht mit der gehörigen Eintracht, Mäßigung und Reinheit verfolgenden Geusenbundes. Doch lernte die Nation an diesen ersten mißlingenden Versuchen das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit im Kampfe gegen religiöse und bürgerliche Unterdrückung trotzen sollte. Nach der Vernichtung jenes Bundes trugen fortwährend alle diejenigen, welche vom Papstthume abfielen und die Waffen gegen den König ergriffen, den Namen der Geusen. Im August 1567 erschien der durch seine Grausamkeit berüchtigte Herzog von Alba mit einem Kriegsheere von Spaniern und Italienern in den Niederlanden. Die Statthalterin begehrte ihre Ent-

lassung, nach deren Empfang Alba völlig in ihre Stelle rückte. Es wurde ein Blutrath errichtet, an dessen Spitze Alba selber stand. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt und die Grafen von Egmont und Hoorne zu Brüssel enthauptet (den 6. Juni 1568). Diese Abscheulichkeiten machten, daß mehr als hunderttausend treffliche Arbeiter und Kaufleute auswenderten, und daß die Zurückbleibenden dem Prinzen von Oranien, der nach Deutschland geflüchtet war, allen Vorschub leisteten. Er kam auch wirklich mit einem Heere nach Brabant, konnte sich aber gegen Alba's geübte Truppen nicht halten und mußte gegen den Winter bis nach Straßburg zurückgehen. Als Alba von seinem Könige nicht mit ausreichenden Geldsummen unterstützt werden konnte, ward beschlossen, sie von den Niederländern selbst zu erheben. Alba verlangte daher, außer dem hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen ein Mal, den zehnten von den beweglichen Gütern, so oft sie verkauft würden. Im Frühlinge 1572 befahl er dem Stadtrathe zu Brüssel, mit der Erhebung des zehnten Pfennigs den Anfang zu machen. Sogleich schlossen die Krämer, Bäcker u. s. w. ihre Läden. Schon machte Alba Anstalten, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, als die Nachricht von den glücklichen Unternehmungen der Wassergeusen im Norden ihn auf andere Gedanken brachte. Wassergeusen oder Meergeusen nannte man nämlich die durch Alba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, welche, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, die Meere befuhren und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden zufügten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen Elisabeth endlich ihre Häfen verschlossen, und, durch die Noth gedrängt, bemächtigten sie sich am 1. April 1572 des Hafens und der Stadt Briel, wo sie sich festsetzten. Vergeblich versuchten die Spanier, sie wieder daraus zu vertreiben; vielmehr gelang es den Geusen, von dem Prinzen von Oranien geleitet, den sie als Oberhaupt betrachteten, ihre Macht immer weiter auszubreiten. In Kurzem gingen die meisten Städte in Holland und Seeland, und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland zu ihnen über. Der Hauptgrund dieses schnellen Abfalls war der zehnte Pfennig; die Befehlshaber des Prinzen von Oranien versicherten, daß sie gekommen wären, das Land von dieser drückenden Abgabe zu befreien. Der Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm, beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau, und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das Wichtigste hielt, um gegen Frankreich gesichert zu sein, so hatten die Mißvergnügten im Norden um so freieren Spielraum. Der Adel und die Städte, die es mit dem Prinzen hielten, kamen am 15. August 1572 in Dordrecht zusammen, und hier ward der erste Grund zu dem Staate der vereinigten Niederlande gelegt.

(Schiller's Gesch. des Abfalls der vereinigten Niederlande von der span. Reg.) La.

Gewässer. Alle auf der Erde vorkommenden Gewässer zerfallen in 2 Hauptclassen: 1) das stehende Wasser, welches solche Vertiefungen ausfüllt, die rund umher eingeschlossen sind, oder doch einen verhältnißmäßig kleinen Abfluß haben, so daß sich die Bewegung nicht seiner ganzen Masse mittheilen kann; 2) das fließende Wasser, dessen ganze Masse, innerhalb einer Vertiefung der Erdoberfläche, sich nach einer Seite der Tiefe bewegt. So lange sich die Gewässer im flüssigen Zustande befinden, gehören sie zu den Hindernissen der Bewegung (s. d.); werden sie mit einer starken Eis-

rinde bedeckt, so machen sie gleichsam einen Theil der Erdoberfläche aus und können dann nur rücksichtlich der Glätte und Gestalt der Oberfläche hinderlich sein; kann man sich aber geeigneter Fahrzeuge bedienen, so erleichtern sie den Transport großer Lasten und werden dadurch den Kriegszwecken förderlich, so wie sie überhaupt im Lager und auf Märschen durch Wüsteneien zur Erhaltung der Menschen und Pferde dienen.

Zu den stehenden Gewässern rechnet man Seen, Teiche, Weiher, Lachen, Pfühle, Tümpel, Brunnen (s. d.). Sümpfe, Moräste, Brücher ꝛc. können nicht dazu gerechnet werden, weil sie mehr Erd- als Wassertheile enthalten, mithin zum Weichlande gehören (s. d.).

Für die fließenden Gewässer bedient man sich nach Beschaffenheit ihrer Größe und Ausdehnung der Ausdrücke: Bach, Fluß und Strom (s. d.). Für besondere Abarten hat man die Benennungen: Riesel, Fließ, Wild-, Wald-, Gieß-, Regen-, Sturz- und Staubbäche, Küstenflüsse, Steppenflüsse ꝛc. angenommen. Die durch Kunst geleiteten Gewässer heißen, Gräben und Canäle (s. d.). Die militairische Wichtigkeit derselben soll in den Artikeln angegeben werden. Pz.

Gewehr. Hierunter versteht man im Allgemeinen alle diejenigen Handwaffen, welche zum Angriff und zur Vertheidigung dienen können, als Bajonetflinte, Säbel, Degen, Lanze ꝛc. (s. d.). In den jetzigen Zeiten wird indeß gewöhnlich das Gewehr in 2 Klassen, nämlich in Feuer- und in blankes Gewehr getheilt und jenes mit dem Namen Obergewehr belegt, dieses aber Untergewehr genannt; letzteres begreift insbesondere alle Arten von Seitengewehren (s. d.) in sich. S.

Gewehrfabriken oder diejenigen Werkstätten, wo alle jetzt üblichen Handfeuerwaffen verfertigt werden, sei es nun in größerer Zahl für die Truppen auf Kosten des Staates, oder im Einzelnen für den Privatmann, kannte man schon im 15. Jahrhunderte in Frankreich und Deutschland; doch mangeln historische Nachrichten über die Gründung der ersten dieser Anlagen. Unter den französischen Fabriken zeichnete sich um das Jahr 1720 die zu St. Etienne in ihren Lieferungen an Militairgewehren aus, bis Napoleon 1801 solche auch auf die Manufacturen von Lüttich, Maubeuge, Charleville und Mutzig übertrug und verordnete, daß jede derselben zu dringenden Bestellungen stets eine Quantität rohes Material vorräthig haben mußte. Zu den ältesten deutschen Fabriken gehört unstreitig die zu Suhla, und in der damaligen preußischen Monarchie wurde die erste 1722 zu Spandau angelegt; in Oestreich macht sich hauptsächlich die zu Ferlach in Unterkärnthen, in Hannover die zu Herzberg, in Spanien die zu Oviedo, Isqualada und Placencia, in England die im Tower und in Rußland die zu Tula bemerkbar.

Jeder Hauptheil eines Feuergewehrs, als Rohr, Schloß, Schaft ꝛc. wird in diesen Anstalten von eigens dazu bestimmten, ganz vorzüglich geübten Arbeitern mit Hilfe vielseitiger Vorrichtungen angefertigt, deren genaue Erklärung indeß der Weitläufigkeit wegen unterbleiben und nur das Wissenswerthe der Verfertigung selbst angeführt werden soll. Zu den Gewehrröhren beziehen die Fabriken das benöthigte Eisen aus den Eisenhütten, welches aber einen hohen Grad von Dichtigkeit, Weichheit, Zähigkeit und Reinheit besitzen muß, da ein entgegengesetztes Material den Nachtheil hat, daß es die Arbeit erschwert und in der Schweißhitze sich nur schlecht oder gar nicht verbindet, und keine Kunst ist vermögend, diesem Uebel abzuhelfen, oder überhaupt schlechtes Eisen zu verbessern. Gewöhnlich erhält der Stab Eisen, woraus der Rohrschmied einen Lauf bilden will, bereits die Gestalt einer

Schiene oder Platte (Platine) auf dem Eisenhammer, und die Länge, Breite und Dicke derselben richtet sich nach der künftigen Bestimmung des Gewehrs, folglich nach der Länge, dem Kaliber und der Schwere oder Eisenstärke des Rohres; jedoch wird sie wegen des unvermeidlichen Abgangs bei der Bearbeitung etwas stärker geschmiedet, namentlich in der Gegend, welche später den Pulversack abgeben soll. Zu Militairgewehren ist die Platine in der Regel 32 bis 34 Zoll lang, 4 Zoll breit, $\frac{3}{8}$ Zoll stark und wiegt zwischen 10 und 11 ℔. Zu Anfang der Arbeit wird die derartige Schiene rothglühend gemacht und unter dem langsam schlagenden, ungefähr 30 ℔ schweren Reckhammer auf einem mit einer runden Aushöhlung (Gesenke) versehenen Amboße über einen fast die Größe des Kalibers erreichenden, eisernen, cylinderförmigen Dorn (Mandrill) mit vieler Sorgfalt zusammengelegt, so daß nach einer 6 bis 8maligen Ueberarbeitung die beiden Seitenkanten oder Ränder (Lippen) der Platine genau zusammenstoßen. Der Dorn bleibt hierbei einer fortdauernden Drehung unterworfen, um dem Eisen allenthalben gleiche Dichtigkeit und Festigkeit zu ertheilen. In den französischen und englischen Fabriken weicht man indeß von eben erwähnter Methode ab und legt die Lippen der Schiene gegen $\frac{1}{2}$ Zoll über einander; dieses erleichtert zwar die Arbeit, bewirkt aber oft die üble Folge, daß an der innern Schweißnaht, besonders wo der Dorn solche berührt, dem Auge unsichtbare Fehlstellen entstehen, die erst beim Bohren zum Vorschein kommen. Wenn die vollständige Vereinigung der Schiene auf eine oder die andere Art bewerkstelligt ist, wird der Dorn herausgezogen, dem Rohre von der Mitte aus die erste Schweißhitze gegeben und sobald der Schweißer sieht, daß diese gar sei, steckt ein Gehilfe in dem Augenblicke der neuen Bearbeitung den Dorn zur Unterstützung gegen die Kraft des Hammers geschwind wieder in das Rohr. Durch das von Stelle zu Stelle fortgesetzte Glühen und Hämmern reckt sich natürlicher Weise der entstehende Lauf und führt die Nothwendigkeit herbei, es nach jeder Hitze gegen eine eiserne Platte aufzustauchen, um nicht nur dem Eisen im Innern seiner Masse mehr Dichtigkeit zu ertheilen, sondern es auch im Ganzen fester zu verbinden. Das Schweißen der Rohrenden fordert der bessern Dauer und Haltbarkeit wegen besondere Aufmerksamkeit, und deßhalb tritt der Fall ein, daß sie gewöhnlich ein doppeltes Weißglühen (Schweißen) erleiden. Bei gutem Eisen reichen für das ganze Rohr 6 bis 8 Schweißhitzen hin, und ein 32 Zoll langes streckt sich während dieser Operation bis auf 42 Zoll aus. Die Franzosen richten sich mit den Schweißhitzen nach der Beschaffenheit des Eisens, so daß ein zu fertigender Lauf bald mehr, bald weniger derselben erhält. Von dem Eisen, dem richtigen Grade der Hitzen und der Geschicklichkeit des Arbeiters hängt im Allgemeinen die Güte und Brauchbarkeit des Rohres ab; denn ist die Hitze nur rothglühend, so besitzt sie auch nicht genugsame Stärke, um die Lippen der Platine überall genau zu vereinigen oder gewisser Maßen in einander fließen zu lassen, allzu bedeutende (gelbglühende) Hitze verbrennt das Eisen, macht es mürbe und spröde, und zeigt öfters das Rohr äußerlich fehlerfrei, während sein Inneres noch keine vollkommene Bearbeitung erlangt hat. Schlechtes Eisen erschwert das Schweißen, roth- oder kaltbrüchiges hingegen verhindert dasselbe ganz und bringt unter dem Hammer unendlich viel kleine Querbrüche und eine unordentliche Bildung der Schweißnaht hervor. Vorzügliche Röhre erhält man von Schienen, welche theils aus einzelnen schmalen reinen Eisenstäben, theils aus Drähten und Hufnägeln zusammengewunden oder geschmiedet sind, so wie auf ähnlichem Wege auch die damascirten (s. Art. Damascener Klingen).

Ist das Rohr nach obiger Behandlung völlig tadellos hergestellt, so wird der Dorn herausgezogen, dasselbe untersucht, bei Entdeckung noch nicht genügend geschweißter Stellen diesem Fehler durch ein abermaliges Glühen und Schmieden abgeholfen und, um den Lauf inwendig von dem überflüssigen Eisen zu befreien, oder vielmehr den gehörigen Kaliber zu geben, alsdann zur Bohrung geschritten. Der Bohrer befestigt selbiges zu diesem Zwecke, nachdem er es zuvor mittelst einer Darmsaite gerichtet, auf die vom Wasser getriebene Bohrbank und erweitert daselbst die Seele vermöge eiserner, cylindrischer, mit stählernen vierkantigen Spitzen versehener, in ihrer Größe steigender Bohrer oder Reber. Der sehr einfache Mechanismus der Bohrbank drängt nämlich hierbei nach und nach das Rohr in steter horizontaler Lage mit Heftigkeit wider den in eben dieser Richtung sich um seine Achse bewegenden Reber, der nun dadurch mit mäßiger Geschwindigkeit in der Seele vordringt, jedoch zuweilen benäßt werden muß, um seine Härte zu bewahren und die von der Friction herzugeleitete Erhitzung des Rohres zu mildern. Die Zahl der Bohrer, welche nach einander Anwendung finden, war in den frühern Zeiten, namentlich in Frankreich, viel ansehnlicher als jetzt, wo, von bessern Anordnungen unterstützt, 4 bis 10 denselben Zweck erfüllen; in St. Etienne z. B. bedurfte man zu einem einzigen Rohre deren allein 30. Zeigen sich nach den ersten Bohrungen Schmiede- oder Aescher- und Schmiedeflecke in der Seele, so werden die Stellen äußerlich mit einem Hammer eingeschlagen, dergestalt, daß sie sich innerlich erhöhen und sie der nächste Bohrer hinwegnimmt. Der höchste Grad der Politur und Genauigkeit des Kalibers erfolgt durch das sogenannte Auskolben mit Beihilfe einer halbrunden Feile, die der Arbeiter in den um sich selbst drehenden Lauf an einem Stabe hin- und herzieht. Wenn nun dieses Auskolben geschehen ist, wird zur Untersuchung des richtigen Kalibers übergegangen, welche 2 sorgfältig behandelte, 3 bis 5 Zoll lange stählerne Cylinder bewirken, wovon der eine die verlangte Kalibergröße hat, und ohne hängen zu bleiben, durch's Rohr gehen muß, der andere um einen Punct stärkere aber kein Durchschieben gestatten darf. Das tüchtig befundene Rohr kommt jetzt in die Hände des Schleifers, der ihm auf einem nassen oder trockenen Schleifsteine nach vorgezeichneten Merkmalen, auch nach Schablonen die vorgeschriebene Eisenstärke giebt, worauf der Rohrverschrauber die Schwanzschraubengewinde einschneidet, den Lauf mit einer Schwanzschraube (s. d.) verschließt und das Zündloch (s. d.) einbohrt. In manchen Fabriken thut er Letzteres jedoch erst nach dem Beschießen und bedient sich einstweilen hierzu einer bloßen Schraube mit einer zündlochähnlichen Oeffnung. Jedes Rohr muß zum Beweis der Haltbarkeit mehreren Probeschüssen oder dem Beschießen widerstehen; zu Erreichung dieser Absicht wird eine Anzahl Röhre in sichern Schießhütten mit von einander abweichenden Quantitäten Pulver und einer gepflasterten Kugel geladen, verschiedene Male zugleich abgefeuert, nach den vielleicht entstandenen Fehlern gesehen und diejenigen, wo sich weder ein Riß noch sonst Etwas vorfindet, als brauchbar anerkannt und gestempelt. Die Stärke der Ladung bei dieser Gelegenheit ist in den Fabriken sehr ungleich; doch beträgt sie nie weniger als die Schwere der Kugel. Alle gestempelten Läufe erhält der Rohrverschrauber vom Beschießmeister zurück, reinigt solche, ertheilt dem Zündloche und der Schwanzschraube die vollkommene Form, den Röhren die Länge, löthet Haften und Korn an, kolbt die durch's Löthen etwa verursachten Fehlstellen aus und zieht die Außenseite der Länge nach mit Feilen ab. Die Methode, den Soldaten mit blanken oder gar polirten Feuerröhren zu bewaffnen, hat man in unseren Tagen fast in allen

Heeren verworfen und hält es, theils um das Putzen zu ersparen, den Lauf vor dadurch häufig veranlaßten Beschädigungen, so wie auch vor Rost zu schützen und feindliche Entdeckungsblicke abzulenken, für zweckmäßiger, den unnützen Glanz mit einem dunkeln Lack oder künstlichen Rostüberzug zu decken.

Die Fertigung der gezogenen Röhre, wozu aber unbedingt nur welche vom reinsten, weichsten, gleich guten Eisen genommen werden dürfen, beginnt, wenn sie auf eben angeführte Weise kalibrirt und gerichtet sind, mit dem Einschneiden der Züge auf einer Ziehbank, deren Mechanismus indeß vielfältiger Art sein kann, doch im Allgemeinen sich darauf gründet, daß einem mit nach und nach durch Unterlagen erhöhten, viereckigen Feilen oder stählernem Schneidezeuge versehenen Kolben eine solche drehende, spiralförmig fortschreitende Bewegung gegen das befestigte Rohr verschafft wird, die den gewünschten Windungen der Züge entspricht. Eine senkrecht aufgestellte Theilscheibe zeigt dem Kolben die Entfernung der Züge an, während er vermöge einer hölzernen Ziehstange, worauf 2 Einschnitte oder Fugen den zukünftigen Umgang der Züge andeuten, durch einen in der Mitte der Theilscheibe angebrachten Kopf (Mund- oder Normalrohr) mittelst eines runden Handgriffs hin- und hergeschoben wird. In diesem Mundrohre greifen 2 Stifte oder Zapfen genau in obige Fugen, zwingen die Ziehstange, die schraubenförmige Drehung immer beizubehalten, und tragen sie auf den Kolben über, der dann mit seinen feilenartigen Schneiden die Züge aushöhlt. Man benutzt oft Ziehbänke ohne Theilscheibe bloß mit einem Mundrohre, deren Vorzug aber einzig und allein nur in ihrer Einfachheit bei Fertigung mehrerer Büchsen gleichen Kalibers liegt. Sobald ein Zug tief genug eingearbeitet ist, was auch bei einer geraden Zahl gewöhnlich mit zweien geschieht, setzt der Rohrzieher die Theilscheibe um, fährt so fort, bis das Rohr in allmäliger Reihefolge seine Züge bekommen hat, und verschafft ihnen hierauf durch einen mit Schmirgel und Oel bestrichenen, in die Züge passenden, an einer eisernen Stange festgemachten Bleikolben den höchsten Grad der Genauigkeit und Politur, d. h. er schmirgelt es. Gerade Züge entstehen auf ähnliche Verfahrungsweise.

Alle Gewehrschloßtheile schmiedet man aus freier Hand und giebt ihnen durch Kalthämmern, Glühen und Befeilen die beabsichtigte Gestalt, oder richtet selbige durch Schmieden im Groben zu und schlägt sie dann so lange in stählernen wohlgehärteten Gesenken, welche theils in sich, theils in einem Deckel das vertiefte Bild der anzufertigenden Stücke enthalten, bis sie die gehörige Form, Größe und Stärke bekommen haben, worauf sie bloß ausgeglüht, zusammengepaßt und befeilt werden. Letztere Methode, die Schloßtheile, wenigstens die größten und hauptsächlichsten, in Gesenken zu prägen, ist einfacher und von wesentlichem Vortheile für den zuweilen schnellen Bau von Militairgewehren und deren nöthige Uebereinstimmung. Zapfen und Stifte erhalten mit Hilfe einer Drehbank die erforderliche Rundung und rechtwinklige Stellung gegen die Hauptflächen. Die Federn werden entweder frei aus raffinirtem Stahle geschmiedet, aufgepaßt, mittelst Federeisen in ihre Form gebogen, in Wasser gehärtet und durch Bestreichen und Abbrennen mit Talg in den schicklichen Grad der Elasticität versetzt, oder in Gesenken zugerichtet und obigen gleich gehärtet. Um der Oberfläche der andern gewissenhaft untersuchten Schloßstücke diejenige Härte zu geben, welche ihre Bestimmung verlangt, setzt man sie ein oder cementirt (verstählt) sie in dazu geeigneten Gefäßen mit einer Beimischung von Kohlenstaub, zerstoßenem Horn rc. über stillem Feuer und nach mehrstündi-

gem Glühen durch plötzliche Abkühlung. Zu dieser Arbeit gehören indeß rücksichtlich des richtigen, immer gleich bleibenden Hitzgrades, von dem das Gelingen der ganzen Operation abhängt, viel Vortheile und Erfahrungen. Zu einem Flintenschlosse sind in der Regel 11 Arbeiter nöthig; in St. Etienne geht es aber durch die Hände von 41. In den französischen Fabriken wurde die Sorgfalt in der Fertigung der Schlösser so weit getrieben und die Forderung gemacht, mit den gleichnamigen Theilen eines jeden Militairgewehrschlosses nach Gutdünken von einem in das andere wechseln zu können; man erreichte zwar im Allgemeinen diesen Zweck, gab ihn aber später wieder auf, da die Erfahrung lehrte, daß bei allem Mühaufwande sich dieser Wunsch nur etwa bei dem 3. Theile der Schlösser realisirte; übrigens ist auch daselbst zur Beschleunigung der Arbeit versucht worden, statt Eisen oder Stahl andere leicht zu behandelnde Metalle zu verschiedenen wesentlichen Schloßstücken anzuwenden, allein auch hierin, ausgenommen bei den Pfannen, hat man keinen günstigen Erfolg eingeerntet.

Die Bearbeitung des Bajonets wird zuerst mit dem Schmieden der Klinge aus Stahl begonnen, ihr in einem Gesenke die Form verschafft, dann der Hals und die Dille von Stabeisen angeschweißt, die Einschnitte für das Bajonetkorn über einen Dorn eingehauen und zuletzt der Hals gut ausgeglüht und ausgefeilt, die Klinge aber gehärtet und geschliffen. Die Ladestöcke werden aus einem raffinirten Stahlstabe im Groben geschmiedet, und hierauf nach und nach in einem Gesenke mittelst eines Stempels und schweren Hammers in die gewünschte Façon gebracht. In den neueren Zeiten haben jedoch ausnahmsweise die cylindrischen Ladestöcke an dem obern Ende ein Stück Eisen von 2 bis 3 Zoll angeschweißt erhalten, um das Schraubengewinde für den Krätzer und Kugelzieher (s. d.) besser einschneiden zu können. Die Schäftung der Gewehre besorgen ebenfalls die Fabriken, und dessen nähere Eigenschaften sind in dem Artikel Flintenschaft zu ersehen.

Alle fertigen Theile eines Gewehres setzt der Reparirer in der Reparirstube zusammen und hilft nach, wo etwas noch fehlen sollte; sämmtliche Gewehre packt man alsdann in Kisten und bewickelt sie entweder mit Stroh, oder läßt sie durch inwendig angenagelte Knaggen festhalten.

(Beschreibung der Gewehrfabrik in Suhl nebst Verfahrungsart bei Verfertigung der Militair- und Jagdgewehre, von Anschütz. Dresden, 1811. — Das kleine Feuergewehr, von Rouvroy. Dresden, 1820. — Handbuch für Officiere, die Militairschießwaffen betreffend, vom Capitain von Roggenbucke. Suhl, 1820. — Einrichtung und Gebrauch des kleinen Gewehrs, von Glünder. Hannover, 1829.) S.

Gewehrmantel dienten ehedem dazu, die in Kreuze oder Pyramiden vor der Front der Bataillone zusammengestellten Gewehre der unter Zelten lagernden Truppen vor äußeren nachtheiligen Einflüssen, d. h. vor Nässe und Schmuz, durch Umlegung derselben zu schützen. Diese Gewehrmantel kamen Mitte des 17. Jahrhunderts in Gebrauch und wurden 1672 von dem Obersten Martinet bei den Franzosen eingeführt. (S. Hoyer's Kriegskunst, II. Band). S.

Gewölbe (Befestk.), s. Kasematten.

Gibeon, Stadt, 50 Stadien von Jerusalem, Hauptort der gibeonischen Republik, an deren Stelle jetzt der Flecken Gab (Dschib) steht.

Belagerung 1604 v. Chr.

Besorgt um ihre Existenz durch den Untergang der Städte Jericho und Hai, schlossen die Gibeoniten mit den Israeliten ein Bündniß. Der König von Jebus, Adonizedek, beschloß, sie für diesen Abfall zu bestrafen,

verband sich mit den Königen der Amoriten von Hebron, Jerimoth, Lachis und Eglon, und rückte vereinigt mit diesen vor die Hauptstadt. Bei dieser Nachricht eilte Josua, der im Lager bei Gilgal stand, seinen Verbündeten zu Hilfe, erreichte nach einem Nachtmarsche das feindliche Lager und überfiel dasselbe so unerwartet, daß ohne großen Widerstand der größte Theil der Amoriten niedergemacht wurde und der Rest die Flucht ergriff. Die Stadt war befreit, und Josua erzählt im 10. Kapitel seines Buches, daß noch auf dem Rückzuge ein großer Theil der Feinde von einem furchtbaren Hagelwetter bei Beth-Horon getödtet worden sei. Die 5 Könige, welche sich in einer Höhle verborgen hatten, wurden dort gefangen genommen und Tags darauf hingerichtet.

Schlacht 1038 v. Chr.

Zu der Partei, welche dem König David das Recht des Thrones streitig machte und den vierten Sohn Saul's zur Regierung bringen wollte, gehörte auch der Feldherr Abner (s. d.). Die Schlacht bei Jezrehel war für den Kronprätendenten verloren gegangen; allein noch gab Abner nicht alle Hoffnung auf, sammelte die Trümmer des Heeres und bezog bei Gibeon ein Lager. Joab, der Feldherr David's, folgte ihm auf dem Fuße und nahm Stellung unweit der Stadt bei einem Teiche. Hier kam man überein, die beiderseitigen Ansprüche durch einen Kampf zwischen 12 von jeder Partei gewählten Kriegern entscheiden zu lassen. Dieses Gefecht wurde inzwischen mit solcher Erbitterung geführt, daß alle auf dem Platze blieben und die Schlacht dennoch geschlagen werden mußte. Joab ließ sofort zum Angriffe blasen, und obschon Abner sich während des ganzen Tages muthvoll vertheidigte, erlitt er doch eine vollkommene Niederlage und mußte mit seinem Heere die Flucht ergreifen. Die Geschichtsbücher geben weder die Zahl der Streitenden, noch deren Verlust an; indessen muß er sehr bedeutend gewesen sein, da Joab den Fliehenden keinen Pardon geben ließ und seinem jüngern Bruder Asahel, berühmt im Heere durch seine Schnelligkeit, befahl, den feindlichen Feldherrn um jeden Preis gefangen zu nehmen. Dieser tödtete indeß seinen Verfolger mit eigener Hand, sammelte gegen Abend die Trümmer seines Heeres bei dem Berge Amra und traf dort mit Joab eine Uebereinkunft, den Kampf von beiden Seiten einzustellen. In Folge dessen gingen die Truppen David's nach Hebron zurück, und Abner marschirte nach Mahanaim. Die Herrschaft David's ward durch diesen Sieg sicher gestellt. (Siehe Wörterbuch der Schlachten, von Kaußler, 1. Band).

R.

Gibraltar, ein an der Meerenge gleiches Namens, 7 bis 8 englische Meilen langes und fast 1 Meile breites, felsiges, 1400 Fuß über das Meer erhabenes Vorgebirge, in welchem sich mehrere merkwürdige Höhlen befinden. Es erhebt sich an der südlichen Spitze des Königreichs Andalusien und verliert sich nach einer Länge von 3 Meilen von N. nach S. in den Abgrund des Meeres. Diese ungeheure Steinmasse, welche den Völkern des Alterthums unter dem Namen Mons Calpe bekannt gewesen und nebst dem Abyla bei Ceuta auf der Küste von Afrika unter den Säulen des Herkules begriffen ist, hängt mit dem Continent bloß durch eine flache Landzunge zusammen, die an ihrer schmalsten Stelle 2700 Fuß breit ist, nach N. sich aber weiter ausdehnt, gegen die Ostseite zu unersteiglich und nur gegen die Seite der Stadt in sehr ungleichen Abdachungen zugängig ist. Gegen S. senkt sich der Felsen etwa 2 Drittheile seiner Länge in einen nicht sehr jähen Abhang, an dessen Fuß sich eine Bergplatte schließt, die von allen Seiten steil ausläuft und in ihrer Mitte eine kleine pyramidenförmige Anhöhe

hat, welche man den Windmühlenhügel nennt. Um diese Bergplatte zieht sich noch eine zweite, eben so schroff, aber nicht so hoch, und diese bildet die Europaspitze. Die Stadt zieht sich längs der Bai auf einem schmalen Gestade von rothem Sandgeschiebe unter dem höchsten Theile des Felsens hin. Die Zahl der Einwohner macht mit der Besatzung, die in Friedenszeit aus 6 bis 7 Regimentern besteht, 10 bis 12,000 M. aus. Die letzte Belagerung hatte sie in einen Schutthaufen verwandelt; aber gegenwärtig ist sie wieder aufgebaut und besteht aus einer langen und einigen Querstraßen, in deren Mitte sich ein großer Platz, der Paradeplatz, befindet. Von der Landseite hat die Stadt nur ein einziges Thor, die sogenannte Landpforte, welches durch eine Ueberschwemmung vertheidigt wird. Auf der Neige des Felsens hatten die Mauren zur Zeit des ersten Einfalls in Spanien ein ungeheueres Schloß aus einer Art Kitt aufgeführt, das, obgleich es schon viele Jahrhunderte gestanden, sich doch bis auf diesen Augenblick fast noch ganz erhalten hat; es beherrscht die Stadt und schützt sie zum Theil gegen das Feuer der Linien. Karl V. fühlte die ganze Wichtigkeit dieser Festung und ließ die alten Werke durch den berühmten Ingenieur Speckel aus Straßburg nach den Grundsätzen der neuen europäischen Befestigungskunst verändern und erweitern; auch die Krone Englands hat seit dem Frieden von 1783 keine Kosten gespart, durch die Kunst Alles dasjenige zu ersetzen, was die Natur und ihre früheren Besitzer etwa noch übrig gelassen hatten, und so ist Gibraltar der festeste Platz in Europa geworden, der, unter einem thätigen und geschickten General, von einer guten Garnison und mächtigen Flotte unterstützt, mit gehöriger Munition und Lebensmitteln versehen, unüberwindlich ist. Nur durch die Landpforte könnte man es forciren; allein diese wird durch das furchtbarste Feuer, das nichts zum Schweigen bringen kann, vertheidigt, und so könnte es also nur durch Verrath oder plötzlichen Ueberfall genommen werden. Die Befestigung des Ortes ist sehr weitläufig und auf der Landseite am stärksten; zahlreiche Batterien ziehen sich von allen Seiten, gleich einem Amphitheater, bis zu dem Gipfel des Felsens hinauf und bilden den furchtbarsten Anblick. Ursprünglich hatte er eine dreifache Mauer, deren äußerste bis an das Meer hinunterlief. Jetzt sind auf der Stelle der letzteren die große Batterie und die Festungswerke der Landpforte errichtet. Die erste oder oberste diente noch immer als eine Schutzwehr gegen den Isthmus zur Zeit der Belagerung, und die, welche bis jetzt noch stehen, laufen in einem länglichen Viereck den Berg hinan. Im obersten Winkel steht der Hauptthurm, wo der Gouverneur oder Alcalde seine Wohnung hatte. Vorzügliche Gebäude sind der Convent oder die Wohnung des Gouverneurs und die des Vicegouverneurs, das Admiralitätshaus, ehemals ein Mönchskloster, die Baraken für die Soldaten, das Waffen- und Proviantshaus ꝛc. Auf einer vor einigen Jahren senkrecht gehauenen Felsenmauer, oft zu einer Höhe von mehr denn 50 Fuß, die von der Landpforte bis zu der großen Felsenpyramide in NW. geht, laufen des Königs und der Königin Batterien, über welchen sich des Prinzen Linie erhebt. Weiter hinauf sind die Willisbatterien fast in gleicher Linie, wiewohl in verschiedener Richtung. Im J. 1789 wurde eine neue Tranchée in den Felsen, auf welchem jene ruhen, gehauen, um noch neue in verschiedener Höhe anzulegen. Eine andere, gleichfalls in das Innere des Felsens gehauene Kasematte zeigt von außen nichts als Löcher, die zu Schießscharten dienen. Eine kleinere Batterie, Faringdon genannt, erhebt sich nicht weit von dem Eingange einer herrlichen Gallerie, welche während der Belagerung angefangen wurde und seit-

dem bis zu einem Felsen fortgetrieben ist, der in Gestalt eines Kegels aus der großen Pyramide in NW. entspringt. In diesem Kegel befindet sich ein großer Saal, die St. Georgshalle, 30 Fuß hoch und 30 im Durchmesser mit 5 Schießscharten für Stücke von größtem Kaliber. In ziemlicher Höhe über dieser Gallerie sind die Batterien Green's Lodge und Ferrace Battery, noch höher die königliche Batterie, und ganz oben auf dem Gipfel dieses Keils steht die Felsenkanone und der Felsenmörser. Alle diese Batterien sind mit unendlicher Mühe in den Felsen gehauen. Seit 1788 fing man an, längs dieser ganzen Seite unterirdische Verbindungen zu öffnen, durch welche die Garnison, das Gewehr auf der Schulter, sich auf ihre verschiedenen Posten begeben kann, um gegen das Feuer der Linien vollkommen gesichert zu sein. Die Landpforte hat überdies noch eine lange Courtine mit 2 Halbbastionen, die mit 26 Kanonen besetzt sind, die sogenannte große Batterie; sie ist sehr niedrig und bestreicht fast die Erde. Am Ende des alten Damms (alte Mole), welcher in das Meer hineingeht und den Handelshafen bildet, der bei niedriger Ebbe nur 6 Fuß Tiefe hat, steht wiederum eine andere große Batterie, welche die feindlichen Linien bestreicht. Sie liegt fast mit dem Wasser gleich, ist schwer zu erreichen und hat dem Feinde so viel Schaden zugefügt, daß er ihr den Namen Teufelszunge gab. Außerdem hat man noch während der Belagerung auf den Bastionen bei der Mole 2 kleine Katzen (Cavaliers) angelegt, die ebenfalls die Approchen bestreichen. Die Seeseite wird durch Eine Hauptlinie vertheidigt, in deren Mitte sich eine sehr große und regelmäßige Bastion mit runden Ecken, des Königs Bastion, befindet, welche den ganzen nächsten Theil der Bai beherrscht und eine Batterie von 12 Zweiunddreißigpfündern und 10 Haubitzen führt und Kasematten für 800 M. enthält. Diese ganze Linie endigt sich in einer langen Bastion, welche die Höhen im S. der Stadt bestreicht. Von letzterer läuft eine lange Courtine aus, die sich auf der Neige des Felsens bis dahin ausdehnt, wo er ganz unzugängig wird, und daselbst mit einer Schanze vereinigt, die den Namen einer Citadelle führt. Der Herzog von Richmond hat hinter der Mole eine Art von kleinem Hornwerk mit dem Wasser gleich anlegen lassen, das aber von geringem Nutzen sein wird. Ueber der Steilhöhe, wo die Stadtmauer sich schließt, ist eine alte Mauer, die bis zum Gipfel des Felsens hinaufgeht, und etwas weiter ist unter Karl V. ein Sägewerk aufgeführt worden, welches mit jener Mauer alle Verbindung zwischen dem N. und S. abschneidet. Zwischen beiden Mauern auf der Spitze des Felsens steht ein Signalthurm und nahe dabei ein Posten, welcher fast die ganze Hinterseite des Berges übersieht. Eine andere Befestigungslinie, welche die Stadt deckt, läuft längs der Bai hin bis zu der neuen Mole, die sich schräg in die Bai streckt und durch ein kleines dreieckiges Fort vertheidigt wird; sie bildet den Hafen für die königliche Marine, wo die größten Schiffe anlegen können. In einem kleinen Seearsenal, das mit allem Nöthigen aus England versehen wird, findet sich aller Bedarf für die Flotte, die aus einem Schiffe von 50 Kanonen und 5 bis 6 Fregatten besteht. Hinter diesem Arsenale, auf einer kleinen Anhöhe, ist eine lange Reihe von Häusern, welche man den Süden nennt, und auf einer Platform eine große Caserne, in der 1200 M. Raum haben. Auf einer andern Platform steht ein Hospital für 1000 Kranke. An der Ostseite von Europaspitze sind einige Batterien, die das mittelländische Meer bestreichen und eine, welche die unzugängige Rückseite des Felsens deckt. Diese verschiedenen Werke sind gegenwärtig mit 700 Stück schwerer Artillerie, Kanonen, Haubitzen und Mörsern besetzt.

Im J. 1788 ließ General O'Hara in der mittlern Höhe einen Posten anlegen und in den Felsen hauen, der eine Meile lang ist, oft über die grauenvollsten Steilhöhen führt und an Schönheit den schönsten Kunststraßen in England den Rang streitig machen kann. Als Kriegsplatz hat Gibraltar noch den großen Vortheil, daß es ihm an Trinkwasser niemals fehlen kann, weil im Felsen selbst ein süßer Brunnen quillt, dessen Sandgeschiebe das Wasser filtriren, von wo es durch eine große Wasserleitung nach verschiedenen Brunnen und Bassins geleitet wird.

Die Periode, wo der Berg Calpe wegen seiner Lage und natürlichen Stärke anfing bekannt zu werden, fällt in's 8. Jahrhundert, wo die Araber in Spanien einbrachen und sich bald nachher zu Herren des Landes machten. Das gothische Reich in Spanien war nach einer Dauer von 300 Jahren schon vor dem Einfalle der Saracenen durch innere Spaltungen und Kämpfe tief zerrüttet, der Nation die strenge Kriegszucht ihrer tapfern Vorfahren fremd geworden, und Roderich, ihr letzter König, ein lasterhafter und ruchloser Fürst, trug Viel zum eilenden Untergange desselben bei. Er schändete die Tochter des Grafen Julian, eines Edelmannes von großen Reichthümern und mächtigem Einfluß, welcher Statthalter von Ceuta in Afrika war. Der empörte Graf verband sich, um die Schande seiner Familie zu rächen, mit mehreren Mißvergnügten unter den Großen, die längst zu einer Empörung reif waren, verließ mit seiner ganzen Familie insgeheim sein Vaterland und begab sich nach Afrika, wo er dem arabischen Gouverneur der westlichen Provinzen, Musa, den zerrütteten Zustand des Reichs mit den lebhaftesten Farben schilderte und ihm zu dem Versuche, den König vom Thron zu stürzen, seinen und seiner Freunde ganzen Beistand versicherte. Der schlaue und gewandte Afrikaner berichtete es seinem Herrn, dem Kalifen Al-Walid Ebn Abdalmalic, und dieser, geschmeichelt durch die Aussichten auf reiche Eroberungen, gab sogleich Befehl, das Wagstück zu versuchen, und sendete vorläufig zur sichern Kenntniß des wahren Zustandes der Dinge ein kleines Corps hinüber.

Erster Einfall im Jahre 710 n. Chr.

Unter dem Befehl des Feldherrn Tarif (Thareck) Abenzaca wurden sogleich 100 Reiter und 400 M. zu Fuß, begleitet von Julian und andern gothischen Edelleuten, eingeschifft. Diese kleine Macht durchkreuzte bald die Meerenge und ging unweit der heutigen Stadt Algesiras westlich von Gibraltar an's Land. Sie fand dasselbe ohne alle Vertheidigung und Widerstand. Der arabische Feldherr verheerte die benachbarten Städte und kehrte mit Beute beladen zurück, um von dem glücklichen Erfolge seines Raubzuges Bericht abzustatten.

Zweiter Einfall im Jahre 711.

Stolz auf diese schmeichelnde Aussicht, versammelte Musa eine Armee von 12,000 M. und ertheilte Tarif den Oberbefehl, welcher sofort die Truppen einschiffte und auf dem Isthmus zwischen dem Continent und dem Berge Calpe an's Land setzte. Doch nicht so leicht wie das erste Mal wurde ihm dieser Einfall, und er sah sich genöthigt, durch einen Posten an der Küste eine Verbindung mit Afrika zu sichern, wozu ihm kein Ort geeigneter schien, als die von Natur so feste Lage des Berges Calpe. Aus diesem Grunde ließ er auf demselben ein Castell errichten, das zugleich, wenn seine Operationen mißglücken sollten, seinen Rückzug decken könnte. Die Araber nannten nun den Berg aus Achtung gegen ihren General Gebel (Dschebel) al Tarif, d. i. Gipfel oder Felsen des Tarifs, wodurch endlich der Name Gibraltar entstanden ist. Tarif ließ eine Gar-

nison am Fuße des Berges zurück, rückte tiefer in's Land und überfiel viele Städte, worunter auch Herakläa oder Carteja, ungefähr 4 englische Meilen von Gibraltar. Unterdeß zog Roderich, um sich dem fortreißenden Strome zu widersetzen, ein zahlreiches Heer zusammen. Unweit Xeres de la Frontera begann die Schlacht, welche für Tarif den Sieg entschied. Roderich selbst fand in ihr seinen Tod, und das westgothische Reich fiel in die Hände der Araber (den 26. Juli 711). Die ungestümen Eroberer drängten die Gothen bis in die Provinzen Asturien und Biscaja zurück, wo Letztere einen hartnäckigen Widerstand leisteten. Die alte Kriegszucht kehrte allmälig bei ihnen zurück; sie machten häufige Ausfälle und gewannen nach manchem blutigen Gefecht einen großen Theil der nördlichen Provinzen wieder.

Belagerung im Jahre 1302.

Während dieser Zeit wuchs Gibraltar an Ruf und Wichtigkeit, und ward von Ferdinand II., König von Castilien, nebst dem Königreich Sevilien und fast ganz Andalusien im Laufe seiner Eroberungen den Arabern durch ein kleines Corps wieder entrissen. Die Mauren waren über diesen Verlust so erbittert, daß sie den König von Granada, Mahomed III., aus dem Hause Alhamara's, umbrachten.

Belagerung im Jahre 1313.

Israel, der König von Granada, bemühte sich, Gibraltar wieder zu gewinnen, wurde aber von Alonzo, dem Sohne Ferdinand's IV., der nach dem Tode seines Vaters den spanischen Thron bestieg, gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

Belagerung im Jahre 1332.

Im Februar dieses Jahres lagerte sich Abomelique, der Sohn des Kaisers von Marokko, der nach Europa gekommen war, um von den Städten Algesiras, Rondo ꝛc. Besitz zu nehmen, mit seiner Armee vor Gibraltar, worin damals Vasco Peyres de Meyra commandirte, und nachdem die Spanier unglaubliche Beschwerden ausgestanden hatten, zwang sie der Hunger, den Mauren nach einer 6monatlichen Belagerung die Thore zu öffnen.

Zweite Belagerung desselben Jahres.

Durch bürgerliche Unruhen war Alphons XI., König von Castilien, verhindert worden, der Festung bei Zeiten zu Hilfe zu kommen, und befand sich bei deren Uebergabe nur noch 4 Tagereisen weit von derselben entfernt. Entschlossen, sie wieder zu erobern, es koste was es wolle, setzte er seinen Zug fort, in der Hoffnung, die Festung einzuschließen, ehe sich die Mauren mit Lebensmitteln versorgt haben würden, und schlug sein Lager vor der Stadt auf. Der König von Granada stieß mit seiner ganzen Macht zum Heere des Abomelique, und Beide lagerten sich hierauf im Rücken der spanischen Linien, wodurch die Spanier eingeschlossen und ihnen alle Gemeinschaft zu Lande abgeschnitten war; die schlechte Witterung hinderte ebenfalls alle Zufuhr zur See, und die Christen sahen sich einer schrecklichen Hungersnoth Preis gegeben, welche, nebst den Unruhen in Castilien, Alphons endlich bewogen, den ihm angebotenen Frieden anzunehmen und die Belagerung aufzuheben, nachdem er 8 Wochen vor der Stadt gelegen hatte.

Belagerung im Jahre 1349.

Nur wenige Jahre besaß Abomelique sein neues Reich; denn in dem wieder ausgebrochenen Kriege erlitt er mehrere Niederlagen und fand selbst den Tod. Sein Vater, der Kaiser von Marokko, wüthend über den Tod seines Sohnes, belagerte mit einem ungeheueren Heere Tariffa. Alphons sammelte das größte Heer, das in Spanien aufzubringen war, und obgleich dieses mit dem maurischen in Hinsicht der Stärke nicht zu vergleichen war,

so errang Alphons bei Tariffa doch einen der glänzendsten Siege (den 30. Octbr. 1340), vernichtete 1342 die feindliche Flotte und belagerte die Stadt Algesiras, die sich ihm den 27. März 1344 ebenfalls ergeben mußte. Nun wandte Alphons sein Hauptaugenmerk auf Gibraltar, belagerte es im Jahre 1349 von Neuem, starb aber daselbst nach einjähriger Belagerung den 26. März 1350 an der Pest, und die Belagerung mußte aufgehoben werden.

Belagerung im Jahre 1410.

Die Kaiser von Fez und Marokko blieben 60 Jahre im Besitz von Gibraltar, bis Juzaf III., König von Granada, bemerkte, daß die Afrikaner, mit innern Trennungen beschäftigt, ihr spanisches Gebiet vernachlässigten, welches er belagerte und eroberte, wodurch dieses wieder in den Besitz der spanischen Mauren kam.

Belagerung im Jahre 1411.

Die Einwohner von Gibraltar, der Regierung der barbarischen Könige gewohnt, unterwarfen sich ihrem neuen Herrn mit Murren, empörten sich wider Juzaf's Alcalde und sandten ein Schreiben an den Kaiser Myley Bucid, worin sie ihn baten, sie wieder in seinen Schutz zu nehmen. Letzterer schickte ihnen seinen Bruder Said zu Hilfe, der die Stadt besetzte und sich der Festung bemächtigte. Im folgenden Jahre erschien Juzaf mit einer Armee vor Gibraltar und belagerte es förmlich. Die Festung sah sich aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, dem König von Granada gegen Ende des März die Thore wieder zu öffnen.

Belagerung im Jahre 1438.

Don Enrique de Guzman, Graf von Niebla, griff unter der Regierung Don Juan's II. Gibraltar zu Lande und zur See, jedoch mit unglücklichem Erfolge an. Die Mauren vertheidigten sich so tapfer, daß sie einen vollständigen Sieg über die Christen errangen, die auf der Flucht nach ihren Schiffen auf der Seeküste größtentheils erschlagen wurden; selbst Don Enrique ertrank und nur sein Sohn entkam mit dem Reste des Heeres.

Belagerung im Jahre 1462.

Erst in diesem Jahre gelang es dem König Heinrich IV., durch Guzman, ersten Herzog von Medina-Sidonia, den Sohn des Don Enrique, Gibraltar nach einer langwierigen Belagerung wieder zu gewinnen, von welcher Zeit an es beständig in den Händen der Christen geblieben ist und 1502 unter Ferdinand und Isabella förmlich mit der Krone verbunden ward. Im Jahre 1607, den 25. April, forcirte der holländische Admiral Jacob Heemskerk den Hafen von Gibraltar und ruinirte in demselben die spanische Flotte, welche aus 20 Kriegsschiffen und 10 Gallionen bestand, die er theils versenkte und theils verbrannte; gegen die Festung aber konnte er nichts ausrichten. Der französische Admiral Tourville, der sie im Jahre 1693 zu erobern versuchte, mußte gleichfalls, und zwar mit großem Verluste, wieder abziehen. Die Spanier blieben durch 232 Jahre im Besitz dieser Festung.

Erste Belagerung im Jahre 1704.

Im spanischen Erbfolgekriege ward die Festung den 4. August desselben Jahres von den Engländern unter dem britischen Admiral Sir Georg Rooke und dem Prinzen Georg von Darmstadt, kaiserlichem Feldmarschall-lieutenant und Vicekönig von Catalonien, der spanischen Krone genommen. Beide Feldherren beschlossen, einen plötzlichen und kraftvollen Versuch auf die Festung zu wagen, erschienen deßhalb mit einer starken Flotte den 21. Juli unerwartet in der Bai vor Gibraltar, wo sie vor Anker legten und 1800

M. Engländer und Holländer auf der Landenge, vom Prinzen von Darmstadt commandirt, landen ließen. Die Aufforderungen wurden abgeschlagen und der Angriff sogleich vorbereitet. Den 23. Juli bei Tagesanbruch waren die Schiffe, welche unter den Befehlen der Admirale Byng und van der Dussen zur Beschießung der Stadt, und diejenigen, welche unter Befehl des Capitain Hick's zum Angriff des neuen Hafendammes (neue Mole) bestimmt waren, auf ihren verschiedenen Posten. Der Admiral gab das Zeichen zur Kanonade, welche mit solcher Lebhaftigkeit und Wirkung ausgeführt wurde, daß der Feind in 5 bis 6 Stunden von den Batterien, vorzüglich von denen des Dammes vertrieben wurde. Der Admiral gab dem Capitain Whitaker den Befehl, sich mit bewaffneten Böten in den Besitz des Forts zu setzen, um die Uebergabe der Stadt zu beschleunigen. Allein die Capitains Hick und Imper, die dem Damm zunächst lagen, stießen, noch ehe jene herankamen, mit ihren Pinassen an's Land, worauf die Spanier eine Mine zündeten, welche die Festungswerke in die Luft sprengte, 2 Lieutenants und 40 M. tödtete und 60 verwundete. Dennoch bemächtigten sich die Belagerer der großen Batterie und einer zwischen dem Damm und der Stadt gelegenen Redoute. Zum zweiten Male aufgefordert, capitulirte der Gouverneur, Marquis von Salines, gab Geiseln, und der Prinz von Darmstadt nahm Besitz von den Thoren. An Munition und anderen Vorräthen war kein Mangel in der Festung, die Werke waren sehr stark und mit 100 Kanonen besetzt, aber die Garnison bestand nur aus 150 M. Der Marquis zog mit allen Kriegsehren ab, und den Spaniern, welche bleiben wollten, wurden dieselben Privilegien bewilligt, welche sie unter Karl II. genossen hatten. Der Prinz von Hessen-Darmstadt blieb Gouverneur, und so viel Mannschaft, als von der Flotte entbehrt werden konnte, wurde als Garnison zurückgelassen.

Zweite Belagerung im Jahre 1704.

Die Höfe von Madrid und Paris fühlten den Verlust einer so wichtigen Festung tief, weßhalb sie keine Mühe scheuten, sie wieder zu erobern. Der Marquis von Villadarias erhielt vom König Philipp V. den Befehl, sie abermals zu belagern. Der Prinz von Hessen-Darmstadt, von ihren Absichten, so wie davon, daß eine Seemacht von Toulon sie unterstützen solle, unterrichtet, sendete sofort Botschaft an Sir John Leake und bat um seinen Beistand. Unterdeß stieß eine französische Flotte, welche 6 Bat. an's Land setzte, zu der spanischen Armee. Am 11. Octbr. 1704 eröffnete der Marquis die Laufgräben gegen die Stadt. Bald nachher kam Sir John Leake mit 20 Segeln an, lief am 29. unerwartet in der Bai ein, eroberte 3 Fregatten, 1 Feuerschiff, 2 Prisen, 1 Tartane und 1 Proviantschiff. Darauf landete er zur Verstärkung der Besatzung so viel Mannschaften, als er entbehren konnte, und versah die Festung auf 6 Monate mit Munition und Lebensmitteln. Der spanische Feldherr hatte auf die folgende Nacht einen Angriff zu Wasser und zu Lande auf 5 verschiedenen Puncten beschlossen und 500 Böte aus Cadix dazu versammelt; aber, obgleich seine Plane vereitelt worden waren, so gaben die Spanier die Hoffnung doch nicht auf, die Festung wieder zu erobern; ja sie faßten den verzweifelten Entschluß, im Angesichte des Admirals die Garnison zu überfallen. 500 Freiwillige nahmen am 30. October das Abendmahl mit dem Vorsatze, nicht eher zurückzukehren, bis sie Gibraltar erobert hätten, ließen sich von einem Ziegenhirten unweit der Höhlenwache (Cave guard) führen, suchten den Felsen zu erglimmen und verbargen sich die erste Nacht unbemerkt in der Michaelshöhle. In der folgenden erstiegen sie Karl's V. Mauer, überfielen die

Wache auf dem Mittelhügel, und schafften mittelst Taue und Leitern einige hundert Mann hinauf. Allein hier wurden sie entdeckt, 160 von ihnen niedergestoßen oder die Steilhöhe hinabgestürzt und die übrigen, worunter 1 Oberst und 30 Officiere, zu Gefangenen gemacht. Während dieser Zeit blieb Sir John Leake in der Bai nicht unthätig, sondern beunruhigte die feindliche Küste unaufhörlich. Durch einen seiner Kreuzer erhielt er am 22. Novbr. die Nachricht, daß zu Cadix ein starkes Geschwader ausgerüstet würde, so wie, daß eine Convoy von Lissabon zur Unterstützung der Festung unter Segel sei. Im Begriff, ihnen entgegenzugehen und sie vor Cadix sicher vorbei zu führen, wurde er von einem starken Westwinde in der Straße zurückgehalten. Der Feind schmeichelte sich mit nichts Geringerem, als daß die Ankunft der Flotte von Cadix Sir John nöthigen werde, sich zurückzuziehen, und dann die Garnison den vereinigten Kräften unterliegen müsse. Er verstärkte sein Feuer, demontirte viele Kanonen und beschädigte die Festungswerke an verschiedenen Stellen sehr wesentlich. Endlich am 7. Septbr. kamen zur Verstärkung der Festung 2000 M. nebst Vorräthen aller Art an. Aber auch der spanische General wurde durch ein ansehnliches Corps Infanterie verstärkt und machte den 11. Jan. 1705 einen Angriff am äußersten Ende der Königsbatterie (Kings-lines), mußte sich jedoch bald wieder zurückziehen. Am folgenden Morgen wagte Generallieutenant Tuy mit 600 Grenadieren, Walonen und Franzosen, unterstützt von 1000 Spaniern, einen neuen Versuch. 2 Breschen, die eine im runden Thurm am äußersten Ende der Königsbatterie, die andere in der Schanze auf dem Hügel, sollten mit Sturm genommen werden. Durch Deserteurs aus der Garnison hatte der Marquis die Stärke der Posten erfahren und darnach seinen Angriff geordnet. Letzter ward des Nachts von 1 Capitain, 3 Subalternen und 90 M. gedeckt, von denen sich bei Tagesanbruch der Capitain, 2 Subalternen und 60 M. zurückzuziehen pflegten. Der runde Thurm ward von 180 M. unter dem Befehle eines Oberstlieutenants vertheidigt. Das Detaschement für die obere Bresche erstieg in der Stille der Nacht den Felsen, verbarg sich in den Spalten, bis der Capitain sich zurückgezogen hatte, rückte ohne Verzug bis an die Spitze der Schanze vor, warf Granaten auf die Mannschaft und nöthigte sie, sich zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit stürmten 300 M. den runden Thurm, wo sich der Oberstlieutenant Boor tapfer vertheidigte, so sehr ihm auch der Feind, der oben durch die Bresche vorgedrungen war, mit großen Steinen und Granaten in der Flanke zusetzte. Als er aber merkte, daß sich die Spanier herunterzogen, um den Rückzug abzuschneiden, zog er sich zurück und erreichte über die Brustwehr der Königsbatterie den bedeckten Weg, wo ein englisches Piquet stand. Die Garnison schlug Lärm; alle Regimenter versammelten sich auf ihren Posten, und der Oberstlieutenant Moncal griff den Feind mit 500 M. so muthvoll an, daß er gänzlich wieder zurückgeschlagen wurde. Bald nach diesem Angriff kam eine Verstärkung von 6 Compagnien Holländer und 200 M. Engländer in Gibraltar an. Dennoch bestanden die Franzosen und Spanier hartnäckig auf der Wiedereroberung der Festung. Dem Marquis von Villadarias wurde das Obercommando genommen und Marschall Tessé, ein franz. General, an seine Stelle gesetzt, welcher mit 4 neuen Bataillonen bei der Armee anlangte; 8 Compagnien waren bereits vor ihm eingetroffen. Der Admiral Pointis erhielt Befehl, die Festung von der Seeseite zu sperren. Das englische Ministerium gab einer Verstärkung unter Sir Thomas Dilkes und Sir John Hardy den Befehl, zu Sir John Leake in Lissabon zu stoßen. Nach dieser Vereinigung ging der Admiral den 6.

März mit 28 englischen, 4 holländischen, 8 portugiesischen Linienschiffen und 2 Bat. unter Segel und war bereits den 10. der Cabrilaspitze gegenüber. Bei seiner Annäherung stachen die wenigen franz. Schiffe in See; es wurde sogleich Jagd auf sie gemacht, 3 Linienschiffe genommen und das Admiralschiff nebst einem andern auf den Strand gejagt und verbrannt. Der Marschall von Tessé hob zu Ende März die Belagerung auf und verwandelte sie in eine Blokade, zog eine verschanzte Linie über den Isthmus, um zu verhindern, daß die Garnison nicht durch Ausfälle das Land verheere. Der Prinz von Hessen verließ die Festung und ging zum Erzherzog Karl nach Lissabon, um für diesen die Erhaltung der spanischen Krone zu unterstützen. Der König von England ernannte den Generalmajor Rames zum Gouverneur von Gibraltar. Im April 1706 ward die Stadt von der Königin Anna für einen Freihafen erklärt.

Im Jahr 1720 wurde die Festung von einer neuen Gefahr bedroht. Die spanische Festung Ceuta in der Barbarei war viele Jahre von den Mauren belagert. Die Spanier zogen unter dem Befehl des Marquis von Ceda eine furchtbare Macht an der Bai von Gibraltar zusammen, unter dem Vorwande, die Stadt zu entsetzen. Ihre geheimen Plane waren aber keine andern, als Gibraltar vorerst durch einen coup de main zu nehmen, zu welchem Endzwecke sie eine Menge Sturmleitern und dergl. hatten machen lassen. Da sie aber ihre Anstalten nicht geheim genug betrieben, so erhielt die englische Regierung bald Nachricht darüber und sandte an den damaligen Gouverneur von Minorca, Oberst Kane, den Befehl, unverzüglich einen Theil seiner Garnison einzuschiffen und sich unter dem Schutz der Flotte im mittelländischen Meere nach Gibraltar zu begeben. Die Festung befand sich bei seiner Ankunft in einer höchst kritischen Lage; die Garnison bestand nur aus 3 schwachen Bataillonen, viele Officiere waren abwesend, viele Spanier in der Stadt, nur auf 14 Tage Lebensmittel in den Magazinen und eine feindliche Flotte in der Bai. Der Marquis von Ceda sah sich genöthigt, nach Ceuta unter Segel zu gehen, blieb aber der Meinung, die Festung hätte durch Sturm und einen allgemeinen Angriff genommen werden können. Die Einschließung von der Landseite dauerte bis zur Bestätigung des Utrechter Friedens fort (1716), ohne daß die Spanier sich einiger Vortheile rühmen konnten.

Belagerung im Jahre 1727.

Die Wichtigkeit des Platzes vergrößerte auch Spaniens Wunsch, denselben wieder zu bekommen; aber nach einer sehr ernsthaften Belagerung, durch den Admiral Trager mit 11 Kriegsschiffen, die den Spaniern gegen 3000, den Engländern nur 300 Mann kostete, sah es sich genöthigt, den Frieden einzugehen. Spanien bot für die Wiedereinräumung des Platzes 2 Millionen Pfund Sterling, allein umsonst; es mußte sich im Vertrage von Sevilla 1729 aller Ansprüche begeben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Festung streng zu verbieten, und befestigte deßhalb 1740 die von einem Meerbusen zum andern gezogene Linie von St. Roque quer über den Isthmus und Algesiras, errichtete an beiden Enden die Forts St. Barbara und St. Philipp, wodurch die Festung vom Continent gänzlich getrennt und alle Verbindungen mit demselben aufgehoben wurden, konnte jedoch nicht verhindern, daß Einwohner und Garnison von der Seeseite aus Unterstützung erhielten.

Um das Jahr 1760 erhob sich eine ungleich größere Gefahr, die, wenn sie nicht vereitelt worden wäre, leicht hätte herbeiführen können, was den Spaniern bisher unmöglich gewesen war. 2 britische Regimenter wa-

ren ungewöhnlich lange in Garnison gewesen und hatten wegen des fortdauernden Krieges wenig Hoffnung zur Ablösung. Es entspann sich unter ihnen eine Verschwörung, deren Mitglieder die lange ersehnte Festung den Spaniern übergeben wollten, wodurch sie sich einen sichern Rückzug zu erkaufen dachten. Alles, was sich widersetzen würde, sollte geplündert, niedergemacht und die Kriegskasse erbeutet werden. 730 M. nahmen Theil daran; doch zum Glück wurden die Verräther entdeckt, der Anführer hingerichtet und 10 andere verurtheilt.

Im J. 1776 ward General Elliot zum Gouverneur ernannt. Mit diesem in vieler Hinsicht so ausgezeichneten Manne hebt die wichtigste Periode von Gibraltar an (s. Elliot).

Belagerung von 1779 — 1782.

Der Hauptbewegungsgrund, warum Spanien an dem Kriege zwischen Frankreich und England Theil nahm, scheint der gewesen zu sein, Gibraltar wieder zu erobern. Gleich im Anfange der Feindseligkeiten ward die Festung von einer Garnison von 5382 M. nebst einer zahlreichen Artillerie vertheidigt; am 21. Junius 1779 ward aller Verkehr zwischen Gibraltar und Spanien abgebrochen und am 16. Juli der Hafen durch 2 Linienschiffe, 2 Fregatten, Schebecken und mehrere kleinere Schiffe eingeschlossen. Am 26. Aug. fingen die Belagerer an, Mörserbatterien zu errichten; aber erst am 12. Septbr. nahmen die Feindseligkeiten von Seiten der Festung mit einem sehr lebhaften Feuer ihren Anfang, um die feindlichen Arbeiten zu unterbrechen und die Posten, welche über die Linien hinausgegangen waren, zu delogiren. Die spanische Armee mochte zu Anfang October ungefähr 14,000 M. stark sein. Ungeachtet des beständigen Feuers der Garnison öffneten die Belagerer in diesem Monate 35 Schießscharten in ihren Linien und fingen ihre Approchen im November an, indem sie auf die Stadt mehrere Kanonenschüsse thaten, welche unter den Einwohnern Schrecken und allgemeine Bestürzung verbreiteten. Der größte Theil flüchtete sich sogleich auf die Südseite des Felsens, wohin sie ihre vorzüglichsten Kostbarkeiten in Sicherheit brachten. Die Lebensmittel wurden, obgleich einige Schiffe von der Barbarei ankamen, doch sehr selten und theuer. Da schlug Admiral Rodney den 16. Jan. 1780 Don Juan Langara auf der Höhe von St. Vincent, machte ihn zum Kriegsgefangenen, bemächtigte sich eines großen Theils der Kauffahrteiflotte, welche er convoyirte, verproviantirte die Festung und erleichterte die Zufuhr aus Tetuan. Die Einschließung und Belagerung dauerte nach diesem Vorfalle ununterbrochen fort, besonders suchte Don Anton Barcelo, der mit seinen Schiffen von Ceuta an bis an die Europaspitze kreuzte, alle Zufuhr abzuschneiden und den Hafen von Neuem zu blokiren. Die Lebensmittel fingen in der Festung wieder an zu fehlen, und die Garnison litt bedeutend am Scorbut. Ungeachtet des starken Regenwetters setzten die Belagerer ihre Arbeit eifrig fort und brachten im November 1780 ihre neue St. Karlbatterie von 8 Mörsern zu Stande. Zu Anfang 1781 schwand alle Hoffnung, von der Küste der Barbarei Lebensmittel zu erlangen. Spanien hatte mit dem Kaiser von Marocco einen Vertrag geschlossen, vermöge welches die Engländer aus seinen Staaten vertrieben und den Spaniern in dem Hafen von Tanger völlig freie Hand gelassen wurde. Die Belagerten bezogen hierauf eine Zeit lang hinlänglichen Bedarf an Lebensmitteln aus Minorca. Am 12. April erschien eine englische Flotte unter dem Admiral Darby, welche die Stadt von Neuem verproviantirte. An demselben Tage begannen die Belagerer ihr Feuer zu verdoppeln, und man rechnet, daß sie von da an bis Ende Mai 56,760

Kugeln und 20,134 Bomben in die Stadt geworfen haben, wodurch diese in einen vollkommenen Schutthaufen verwandelt worden war, so daß sich die noch übrigen Einwohner genöthigt sahen, dieselbe zu verlassen. Durch diesen Angriff hatten inzwischen die Festungswerke nur wenig gelitten, und die Garnison war noch vom besten Muthe beseelt. Im August verstärkte der Feind abermals sein Feuer, wodurch er seine Arbeiter deckte, die ihre Approchen sehr eifrig vorwärts trieben und eine sehr vorgerückte Batterie vollendeten. Durch einen Ueberläufer erfuhr General Elliot die außerordentliche Nachlässigkeit der Nachtposten und beschloß einen Ausfall, um ihre Werke zu zerstören. In der Nacht vom 26. zum 27. Novbr. überfiel er mit 2000 M. den Feind, zerstörte und verbrannte seine Batterien und machte sehr viele Gefangene. 7 englische Fregatten liefen in der Nacht vom 23. zum 24. März 1782 mit neuen Verstärkungen an Mannschaft und Lebensmitteln im Hafen ein. Zu Anfang Aprils übernahm der Eroberer von Minorca, Herzog von Crillon, das Commando der Belagerung, die man mit verdoppelter Anstrengung fortzusetzen entschlossen schien. Im Mai fingen die Spanier an, zu Algesiras schwimmende Batterien zu bauen, wozu ein französischer Ingenieurofficier, Namens d'Arçon, die Idee gegeben hatte. Während dieser Zeit errichtete man in Gibraltar Roste, um dieselben mit glühenden Kugeln zu empfangen. Bei dem Lager von St. Roque sah man täglich mehr Fahrzeuge mit Truppen und Munition ankommen; der Graf von Falkenheim traf mit 4 franz. Regimentern ein, auch der Graf von Artois und der Herzog von Bourbon kamen, um als Freiwillige der Belagerung beizuwohnen. Um diese Zeit vollendeten die Spanier ihre große Parallele von 230 Toisen, wozu sie 1,600,000 Sandsäcke gebraucht hatten. Den 8. Septbr. setzte ein Regen von glühenden Kugeln einen Theil der großen Batterie, welche sie auf derselben errichtet hatten, in Brand; dessen ungeachtet ließ sie der Herzog Crillon am folgenden Morgen öffnen und begrüßte Gibraltar aus 170 Feuerschlünden von großem Kaliber, während Kanonierschaluppen es von der andern Seite beschossen; und dennoch gelang es nicht, durch die unermeßliche Menge von Kugeln und Bomben die furchtbare Festung genugsam zu beschädigen und die Sicherheit der Garnison nur einigermaßen zu beunruhigen. Den 12. lief unter Don Ludwig von Cordua die combinirte Flotte in die Bai ein. Noch nie waren zu Einnahme eines einzigen Ortes so viele Streitkräfte versammelt. Von der Seeseite 47 Linienschiffe, 10 schwimmende Batterien von 6 bis 21 Kanonen, in Allem 142 Stück von großem Kaliber, eine unermeßliche Menge von Fregatten, Schebecken, Brandern, Kanonierböten rc., von der Landseite 200 Stück großes Geschütz und eine Armee von 40,000 M., wogegen Gibraltar kaum von 7000 M. vertheidigt wurde. Am 13. Morgens 7 Uhr gingen die schwimmenden Batterien unter Segel und nahmen gegen 9 Uhr längs der Stadt ihren Posten; das Admiralschiff, von dem Viceadmiral Moreno commandirt, 450 Toisen der Königsbastion gegenüber, die übrigen zu beiden Seiten. Die Artillerie der Garnison hätte sich keine günstigere Schußweite wünschen können, die Kanonen erforderten nur eine geringe Erhöhung und fast jeder Schuß traf. In weniger denn 10 Minuten waren alle Schiffe vor Anker, und mit einem furchtbaren Feuer erwiederten sie die glühenden Kugeln, womit man sie empfangen hatte. Ein Regen von Bomben und Kugeln überschwemmte den Felsen. General Elliot befand sich auf der Königsbastion, von wo aus er seine Befehle ertheilte. Gegen Mittag kamen die Bombardierböte und Kanonenschaluppen, um den Angriff der schwimmenden Batterien zu unterstützen, wurden aber durch den ungünstigen Wind

daran verhindert. Die Festung und die Batterien widerstanden dem heftigsten Feuer und den glühenden Kugeln der Feinde. Einige Stunden später fingen mehrere der schwimmenden Batterien an in Brand zu gerathen und schienen in der größten Verwirrung; gegen Abend fing ihr Feuer an sich zu vermindern und hörte bald ganz auf. Von allen Seiten hörte man das kläglichste Geschrei und Rufen nach Hilfe. Gegen Mitternacht standen fast alle in vollen Flammen, und erst mit Tagesanbruch konnte der Herzog von Crillon Veranstaltungen treffen, den Unglücklichen Beistand zu leisten. Sobald die Belagerten versichert waren, daß die schwimmenden Batterien nicht mehr feuern konnten, sendeten sie Kanonierschaluppen und Böte aus, um mit der größten Lebensgefahr die noch übrigen hilflos zurückgelassenen Unglücklichen zu retten. Bei diesem großmüthigen Geschäfte zeichnete sich Brigadier Curtis durch die bewunderungswürdigste Entschlossenheit und Verachtung des Todes aus. 357 M., worunter 9 Officiere und 2 Priester, wurden durch die Garnison am Leben erhalten und vom Gouverneur sehr menschenfreundlich behandelt. Die noch übrigen Batterien brannten im Laufe dieses Tages theils ab, theils flogen sie in die Luft. Den Verlust der Spanier schätzt man auf 2000 M.; der der Festung ist beinahe unglaublich, nur 1 Officier und 15 M. wurden getödtet und 5 Officiere und 63 M. verwundet. Mehr als 300 Kanonen beschossen Gibraltar während dieses Angriffes, der von der Festung aus nur von 80 Kanonen, 7 Mörsern und 8 Haubitzen erwiedert ward, wozu sie 716 Tonnen Pulver verbraucht hatten. Die Brustwehren der Batterien und eine der Bastionen hatten sehr gelitten, jedoch in einem minder hohen Grade, als man befürchtet hatte. Der Glaube ist ziemlich allgemein, daß Herr d'Arçon's Plan nur halb ausgeführt worden sei, und daß es an Einigkeit und gutem Willen dabei gefehlt habe. Man fuhr auf beiden Seiten fort, sich ohne Nutzen zu beschießen, als ein starker Sturm, der die combinirte Flotte sehr beschädigte, den St. Michael, ein spanisches Kriegsschiff von 72 Kanonen, commandirt von Don Juan Moreno, unter die Mauern der Festung warf, wo es scheiterte und von derselben genommen wurde. Mehrere andere Schiffe entgingen nur mit genauer Noth einem gleichen Schicksale. An demselben Tage wurde die Flotte des Admirals Howe, die aus 34 Linienschiffen bestand und Gibraltar verproviantiren sollte, signalisirt. Sie segelte vor der Europaspitze vorbei, um auf der Höhe von Stepona und Marvella beizulegen. Die Transportschiffe liefen alle glücklich in den Hafen ein, während die combinirte Flotte unter dem Admiral Don Louis von Cordova, die absichtlich in der Bai blieb, um die Verproviantirung der Festung zu verhindern, eifrig bemüht war, den erlittenen Schaden auszubessern. Am 13. ging sie endlich unter Segel, um die englische Flotte aufzusuchen, und steuerte nach Süden, während diese längs der nördlichen Küste hinsegelte und die Meerenge glücklich erreichte. Gegen Ende des Octobers brach ein großer Theil des Lagers von St. Roque auf, und die franz. Truppen bezogen in Cadix die Winterquartiere, wo die combinirte Flotte eingelaufen war. Wiederholte Versuche der Spanier, den St. Michael zu senken, blieben fruchtlos; zu derselben Zeit versuchten sie, in einer Höhle an der Nordspitze des Felsens eine Mine anzulegen, um die Festung in die Luft zu sprengen, welches eben so wenig ausgeführt werden konnte, weil die Unterzeichnung des Friedens ihnen keine Zeit dazu ließ. Den 6. Febr. zeigte der Herzog von Crillon der Garnison an, daß der Hafen offen sei und England im Besitz Gibraltars bleibe. Am 31. März stattete er selbst einen Besuch beim Gouverneur in der Festung ab, wo er mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigun-

gen empfangen wurde. So endigte sich diese berühmte Belagerung, nachdem sie 3 Jahre, 7 Monate und 12 Tage gedauert hatte, der Garnison den Dank des Königs und des Parlaments, dem General Elliot den Orden des blauen Hosenbandes erwarb und diesen Felsen zu einem der berühmtesten Oerter der Welt gemacht hat.

(Der Schauplatz von Spanien und Portugal, worin die Staats- und Kriegsgeschichte, und die Beschreibung aller darin befindlichen Festungen, 1704. — Gibraltar, eine kurz gefaßte historisch-statistisch-topographische Beschreibung, 1808. — Beschreibung des spanischen Successionskrieges, 1714. Beschreibung der Festung Gibraltar und merkwürdige Geschichte ihrer 13 Belagerungen, 1823). E. B.

Gielgud. Der polnische Aufstand vom Jahre 1830, welcher durch glänzende Waffenthaten und edlen Patriotismus eben so sehr unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, als er uns anderer Seits durch Handlungen des niedrigsten Egoismus und des blinden Parteigeistes zur Mißbilligung veranlaßt, wird erst durch spätere Geschichtschreiber eine vorurtheilsfreie Würdigung und die betheiligten Personen, leidenschaftlose Biographen finden. — Noch bluten die Wunden, welche der erbitterte Kampf der sich feindlich gegenüber gestandenen Parteien geschlagen, und die Mitwelt darf daher um so weniger Angaben trauen, deren Ursprung mehr oder minder in verletzten Interessen zu suchen ist. — Unter den Generalen, welche Glück, Zufall oder wahres kriegerisches Talent an die Spitze der Armeen stellte, die Rußlands Herrschaft über Polen bestreiten sollten, befand sich auch Gielgud. Geboren um das Jahr 1790, begann er seine kriegerische Laufbahn 1812, als Napoleon in Lithauen einrückte und das Land zum Kriege gegen Rußland aufforderte. Im Verein mit noch 3 Edelleuten bildete G. auf eigene Kosten ein Infanterieregiment, erhielt von dem Kaiser das Commando desselben und ward der Besatzung von Modlin zugetheilt. Diese Festung ward, wie bekannt, von den Russen nur blokirt und G. nach Uebergabe derselben, gleich den übrigen Polen, in seine Heimath entlassen, 1813. Während der neuen Organisirung der polnischen Armee unter dem Großfürsten Constantin erhielt G. eine Anstellung als Brigadegeneral, und obschon die Patrioten behaupten, daß er schon damals bei der Armee nicht beliebt gewesen sei, folgte er doch dem Aufstande von 1830 und warf sich nach der Schlacht von Ostrolenka mit einem Corps nach Lithauen, um dies zu insurgiren. In Verbindung mit Sierakowski erfocht er am 29. Mai bedeutende Vortheile gegen den General Sacken, in Folge deren die Russen nach Wilna zurückgingen, die Polen sich nach Samogitien wendeten und jenseit des Niemen eine Vereinigung der Corps von Chlapowski und Dembinski bewerkstelligten. Während auf diese Weise der Aufstand in Lithauen für Rußland den gefährlichsten Charakter anzunehmen schien, bezeichnen Gielgud's Handlungen seit diesem Augenblicke ein Schwanken und Zögern, durch welche der moralische Impuls verloren ging und unter den Anführern selbst die verderblichsten Spaltungen entstanden. Langsam auf Wilna marschirend, wo die Russen eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatten, wurde er am 19. Juni völlig geschlagen, mußte sich längs der Wilia zurückziehen und beschloß, gedrängt von Feinden, auf das preußische Gebiet überzutreten. Am 12. Juli hatten bereits mehrere Colonnen die jenseitige Grenze erreicht; andere waren unentschlossen und wollten sich durchschlagen. In diesem Augenblicke war es, wo Gielgud, umgeben von seinem Generalstabe, von einem polnischen Officier, der ihn einen Verräther nannte, erschossen ward. (S. Dembinski: „Mein Feldzug nach und in Lithauen," Leipzig, 1832). R.

Gieren in der Seesprache nennt man den schwankenden Lauf eines Schiffes, indem es bald rechts oder links von seinem eigentlichen Wege abweicht. Die Fahrt wird dadurch verzögert und erschwert, und es gehört zu den Pflichten des Steuermanns, dies so viel wie möglich zu verhindern. Jedes Schiff giert etwas, und die Ursachen sind meist in der Bauart und der Takelasche desselben zu suchen. Segelt man gerade vor dem Winde, ist man dem Gieren am meisten ausgesetzt.

Gießen der Eisenmunition. Dasselbe geschieht entweder unmittelbar aus dem Hohofen, oder aus den Kupolöfen oder Flammöfen, in welchen man das Roheisen aus dem Hohofen wieder umschmelzt. Das flüssige Eisen wird mit eisernen Kellen aus dem Ofen geschöpft und in die Formen gegossen, welche man in besonderen eisernen Kasten oder Rähmen, den Formflaschen, aus eingestampftem Formsand und über metallene Modelle in 2 nachher durch Schrauben verbundenen Hälften bildet. Bei den Hohlkugeln muß zur Erzeugung der Hohlung noch ein besonderer Kern aus Lehm oder Sand über eine eiserne Spindel (die Kernspindel) geformt werden. Das obere Ende dieser Spindel bildet zugleich die Form des Brandlochs in der Hohlkugel und muß in der Formflasche gut befestigt werden, damit sich der Kern nicht verrücken kann. Sind die gegossenen Kugeln erkaltet, so nimmt man sie aus den Formen und läßt selbige vom Sande und dem Gußhalse reinigen. Bei den Hohlkugeln wird auch die Kernspindel herausgenommen und die Masse des dadurch zerstörten Kerns herausgeschüttet und ausgekratzt. Bei der französischen Artillerie werden die Kanonen- und Kartätschenkugeln mit großen, nach der Form der Geschosse ausgehöhlten Hammern überschmiedet; bei anderen Artillerien geschieht dies nur mit den Kartätschenkugeln. Ry.

Gießen des Geschützes. Das Stückmetall (s. d. A.) wird in dem Gießofen zusammengeschmolzen. Dieser Ofen ist ein Flamm- (Reverberir-) Ofen und besteht aus einem gemauerten Herde, welcher theils zur Erlangung der nöthigen Trockenheit und theils wegen des großen Gewichts der darauf ruhenden Metalllast auf einem Gewölbe erbaut und zur Zusammenhaltung der Flamme mit einem zweiten Gewölbe überdeckt ist. Seitwärts sind in letzterem Oeffnungen (Fenster) zum Einsetzen des Metalles angebracht, welche mit eisernen Thüren verschlossen werden können. An dem einen Ende communicirt dieser überwölbte Raum durch einen engeren Canal, den Schwalg, mit dem Feuerraum, in welchem Scheitholz auf einem eisernen Rost gebrannt wird. Dieser Rost liegt über einem Canal, welcher, in das Freie ausgehend, unaufhörlich frische Luft unter das brennende Holz leitet und einen Luftstrom hervorbringt, welcher die Flamme durch den Schwalg und bis über den Herd treibt. Der Rauch entweicht bei älteren Gießöfen aus einigen über den Herd angebrachten Oeffnungen, den Windpfeifen, bei neueren Oefen hingegen durch einen hohen, auf der entgegengesetzten Seite des Feuerraums angebrachten Schornstein. Diese letztere Einrichtung giebt eine viel größere Hitze, beschleunigt dadurch den Fluß des eingesetzten Metalls, vermindert den Feuerverlust und begünstigt eine gute Verbindung der Bestandtheile des Geschützmetalls mehr, als die ältere Ofeneinrichtung.

Unter dem Schornstein, oder doch auf dieser Seite des Ofens, ist der Stich, d. i. die Oeffnung angebracht, durch welche das geschmolzene Metall (nach dem Herausstoßen des Lehmpfropfs) durch gemauerte Gerinne in die Formen fließt (s. Formen des Geschützes). Diese Formen sind in der

neben dem Ofen befindlichen Dammgrube mit der Axe senkrecht und mit dem verlornen Kopf oben durch festgestampfte Erde eingedämmt.

Soll Geschütz gegossen werden, so setzt man zuerst die großen Stücken von alten Geschützröhren u. s. w., späterhin das übrige, in kleineren Stücken bestehende Kupfer und Metall (als Kupfermünzen, Bohrspähne rc.), und ganz zuletzt, nachdem alles Vorherige zusammengeschmolzen ist, das leichtflüssige und dem Verbrennen sehr ausgesetzte Zinn in den Ofen.

Um überhaupt dieses Verbrennen des Metalls möglichst zu vermindern, schüttet man Kohlenpulver auf die flüssige Masse, oder anstatt dessen irgend eine leichtflüssige und leichte Mischung, welche geschmolzen eine Decke über das Metall bildet. Ist alles Metall zusammengeschmolzen und durch das Umrühren mit hölzernen Krücken gut gemengt, so wird gegossen. Man läßt dann die Geschützröhre bis zu ihrem völligen Erkalten in der Dammgrube, zerschlägt dann die Formen und reinigt die Röhre so viel als möglich von Formerde, um sie endlich in die Bohrmaschine zu bringen (s. Bohrwerk).

Die eisernen Geschützröhre wurden ehedem sogleich aus den Hohöfen gegossen, in welchen das Eisen aus den Eisenerzen durch Kohlen ausgeschmolzen wird. In den schwedischen Gießereien geschieht dies auch noch jetzt, weil dieselben solche Eisensteine verschmelzen, bei welchen die Erzeugung eines guten Geschützeisens im Hohofen leicht und ohne Nachtheil für den Betrieb des letzteren ist. In anderen Ländern hat man jedoch von diesem Verfahren abgehen müssen und gießt jetzt die eisernen Geschütze aus Flammöfen, welche wie die oben beschriebenen Gußöfen neuerer Art eingerichtet sind, und in denen das Roheisen aus den Hohöfen ein oder mehrmals umgeschmolzen wird. Der Guß selbst geschieht auf gleiche Weise, wie bei dem metallenen Geschütz. Ry.

Giftkugeln waren in alten Zeiten Kugeln, welche durch ihre Dämpfe tödten sollten. Hauptbestandtheile derselben waren mehrerentheils Arsenik, Spießglanz, Bilsenkraut, auch wohl die Asche von einem verbrannten Salamander oder einer Kröte. Dergleichen Giftkugeln wurden zwar aus Böllern geworfen, doch waren dieselben mehr für den Minenkrieg bestimmt, und es scheint überhaupt, als ob dieselben nicht so häufig angewendet worden wären, wie es die damaligen Lehrbücher angeben. H.

Gilling auf Kriegsschiffen nennt man den gewölbten oder hervorspringenden Theil des Hinterschiffes bis zur Höhe des Spiegels (s. d.). In ihr sind die Stückpforten der Konstapelkammer angebracht; sie macht demnach den wesentlichsten Theil der hinteren Vertheidigung eines Schiffes aus.

Gilsa, Eitel Philipp, Ludwig von, landgräflich hessen-casselscher Generallieutenant und Gouverneur der Festung Ziegenhain, geboren am 18. April 1700, erzogen am hessen-darmstädtischen Hofe und seit 1715 in landgräflich hessen-casselschen Kriegsdiensten. In diesen wohnte er von 1734 bis 1745 allen damaligen Feldzügen, an denen die hessen-casselschen Truppen Theil nahmen, mit Auszeichnung bei, war 1747 als Oberster bei der Belagerung von Bergen op Zoom und trat 1756 als Commandant eines hessischen Infanterieregiments in englischen Sold. Als Generalmajor commandirte er eine hessische Brigade von 3 Regimentern im Feldzuge von 1757 unter dem Befehle des Herzogs von Cumberland, und gab in der Schlacht von Hastenbeck (25. und 26. Juli) große Beweise von Tapferkeit und Ausdauer. Im Winterfeldzug von 1758 und im darauf folgenden Sommer stand seine Brigade mit bei der Armee des Herzogs von Braunschweig. Bei der Schlacht von Crefeldt, am 23. Juni 1758, commandirte er 4 Infanterieregimenter und 8 Schwadr. des rechten Flüges und schlug

mit großer Kaltblütigkeit einen Angriff der franz. Carabiniers zurück, welches wesentlich zum Erfolg dieses Tages beitrug. 1759 in der Schlacht von Bergen (24. April) war er mit seiner Brigade unter dem Prinzen von Isenburg bei dem Angriff auf den Ort und ward bald darauf, als Anerkennung seiner besonderen Leistungen, zum Generallieutenant ernannt. Am Anfang des Feldzugs von 1759 kam er zu dem Corps des braunschweigischen Generallieutenants von Imhoff und commandirte bei dem Rückzuge desselben von Cassel nach Puren die Arrièregarde. Nach der Vereinigung des Imhoff'schen Corps mit dem des Herzogs von Braunschweig bildete er mit seiner Brigade theils die Vorposten, theils die Arrièregarde und ward oft zu besonderen, Muth und Kaltblütigkeit erfordernden Aufträgen verwendet. Nach der am 21. Novbr. erfolgten Uebergabe von Münster, dessen Belagerung das Corps beigewohnt hatte, erhielt der Generallieutenant von Imhoff den Befehl, eine Bewegung gegen Düsseldorf zu unternehmen. Generallieutenant Gilsa commandirte die Avantgarde dieses Corps. Dieses kam jedoch nur bis Elberfeld und mußte am 2. Decbr. seinen Rückmarsch antreten. Generallieutenant Gilsa hatte den schwierigen Auftrag, einen bedeutenden Artilleriepark dem Heere des Herzogs von Braunschweig zuzuführen, was er, trotz mancher Widerwärtigkeiten, mit Glück ausführte. Denselben Artilleriepark mußte er noch bis Freiberg in Sachsen, wo sich damals der König von Preußen aufhielt, transportiren. Auch hier kam er glücklich an, unternahm eine Expedition gegen Marienberg, aus welchem Orte er am 7. Jan. 1760 die Kaiserlichen vertrieb, und kehrte dann mit dem Corps des Erbprinzen von Braunschweig, von dem er die Arrièregarde befehligte, nach Hessen zurück. Als Belohnung seiner bisherigen Dienste überschickte ihm der König Friedrich II. eine goldene Dose; Ordensverleihungen waren damals sehr selten! Im März 1760 hatte Gilsa den Auftrag, mit einem Streifcorps in's Schwarzenfels'sche einzudringen und Alles, was sich dort an junger Mannschaft vorfand, als Rekruten auszuheben; zugleich mußte er der Stadt Fulda, wegen des von der Reichsarmee in Hessen angerichteten Schadens, eine Contribution von 200,000 Gulden auflegen. 1030 Rekruten wurden durch diese Maßregel im Schwarzenfels'schen und Hanau'schen ausgehoben und nach Cassel transportirt. Vom 6. Juni an vereinigte sich das Gilsa'sche Corps wieder mit dem des Erbprinzen von Braunschweig und hatte später in der Gegend von Minden mehrere kleine, meist glückliche Gefechte. Die Winterquartiere von 1760 zu 61 waren nur kurz, und schon im Februar unternahm der Herzog Ferdinand von Braunschweig von Geismar aus einen Zug gegen Cassel. Vom 22. Februar bis 27. März ward Cassel vom Grafen von Schaumburg-Lippe und vom General Gilsa belagert. Die Bewegungen des franz. Marschalls Broglie zwangen aber die Alliirten, die Belagerung unverrichteter Sache aufzugeben. Bei Villingshausen (15. und 16. Juli) verdankte man der Tapferkeit des Generals Gilsa und seinen Hessen einen großen Theil des Sieges, in welchem die Uebermacht der Franzosen den Feldherrntalenten des Herzogs von Braunschweig unterlag. Im Winter von 1761 zu 62 commandirte Gilsa den Cordon, welcher die Cantonirungsquartiere des Herzogs von Braunschweig deckte, wohnte dann mit der Armee des Letzteren am 24. Juni dem Uebergang über die Dimel bei Wilhelmsthal bei und half in dem Gefechte bei Lutternberg am 24 Juli den Sieg erkämpfen.

Der Friede von Fontainebleau, welcher am 15. Novbr. bei den Armeen bekannt wurde, endete die Unternehmungen auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes, und der General Gilsa führte die hessischen Truppen in's

Eisfeldische in die Winterquartiere; aus diesen kehrten dieselben im Januar 1763 in ihr Vaterland zurück. Generallieutenant Gilsa ward Gouverneur der Festung Ziegenhain, begab sich jedoch im Januar 1765 wegen seiner geschwächten Gesundheit auf sein Stammgut Gilsa und starb daselbst am 8. März. Er hinterließ den Ruf eines tüchtigen, als Vorpostencommandanten und Parteigänger brauchbaren Generals, als welchen ihn Friedrich's II. und Ferdinand's von Braunschweig Lobsprüche ebenfalls anerkannten.

(Geschichte der größten Heerführer, vom Oberstlieutenant Baron O'Cahill, 10. Theil. Frankenthal, 1788). E.

Giorgaki. Die Geschichte des griechischen Befreiungskrieges ist reich an Namen, welche verdienen, in den Annalen der Kriegsbücher aufgestellt zu werden; eine große Anzahl derselben nehmen unsere Bewunderung, indessen nicht alle unsere Achtung in Anspruch. Nur wenige von den griechischen Anführern vereinigen mit den glänzenden Tugenden des Kriegers die bescheidenen Verdienste eines makellosen Privatlebens. — Giorgaki, geboren 1776 in einem Dorfe am Fuße des Olymp, ergriff noch sehr jung die Waffen, um sie gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes in Serbien zu führen. Ohne einen Familiennamen zu besitzen, der es ihm leicht gemacht hätte, an die Spitze seiner Landsleute zu treten, wußte er nichts desto weniger durch Thaten ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und als Serbien beruhigt, er sich in die Wallachei zurückgezogen hatte, gehörte er bereits zu denen, auf welche die Patrioten ihre Hoffnungen für die Zukunft bauten. Ein schlichter Soldat, schlug G. alle Auszeichnungen aus, welche ihm der Hospodar der Wallachei bot, nahm dagegen den Oberbefehl der Milizen dieser Provinz an, traf alle Vorkehrungen, um für einen nächsten Kampf bereit zu sein, und entwickelte alle Kraft und Thätigkeit, als 1820 in den Fürstenthümern der Kampf begann, an dessen Spitze Ypsilanti stand. Bereits zu Anfange des Jahres 1821 hatte G. ein bedeutendes Corps unter seinen Befehlen gesammelt und sendete eine Abtheilung davon an die Grenzen Serbiens, um dort den Aufstand zu reguliren. Falsche Maßregeln, Unschlüssigkeit und selbst Verrath führten den für die griechische Freiheit so verhängnißvollen Tag herbei. G. langte erst auf dem Kampfplatze an, als die Seinigen bereits die Flucht ergriffen hatten. Nichts desto weniger griff er ohne Zaudern die Sieger an, befreite eine Menge Gefangene, eroberte 2 Kanonen und ward verwundet. Nur durch seine Anstrengungen dauerte der ungleiche Kampf, der vielleicht schon an diesem Tage sein Ziel gefunden hätte, noch während 5 Monate fort. Mit einem Corps von 1400 M., ohne alle Unterstützung von seinen Landsleuten, welche sich bereits wieder unter das türkische Joch gebeugt hatten, lieferten er den ihn umringenden Feinden täglich Gefechte, bewerkstelligte seinen Rückzug nach der Moldau und setzte sich in den Bergen von Vrantza fest. Dort angekommen und nur noch 900 M. unter seinen Befehlen, vernichtete er dennoch ein feindliches Corps von 3000 M. und schlug sich mit Erfolg gegen ein anderes von 7000 M. Mehrfach verwundet, war es G. doch nicht möglich, seine Getreuen zu verlassen. Auf einer Trage liegend, folgte er ihren Märschen und ließ sich auf's Pferd heben, wenn man sich schlagen mußte. Man hat berechnet, daß in den zahllosen Gefechten, welche die Türken diesem kühnen Parteigänger liefern mußten, sie gegen 10,000 M. verloren haben. Der östreichische Consul in Jassy machte G. den Vorschlag, sich durch seine Hilfe auf das russische Gebiet zu retten. Er wies dieses Anerbieten mit edlem Stolze von sich, ward aber bald darauf das Opfer des Verraths. Im Einverständnisse mit den Türken schrieb der Erzbischof von Romano an G.

und lud ihn ein, mit seinem Corps nach Jassy zu kommen, wo er Unterstützung finden würde, um den Feind von dort zu vertreiben. In diese Falle gehend, ward er auf dem Marsche dorthin, noch 6 Meilen von der Stadt entfernt, plötzlich von 10,000 Türken umringt. Es schien ihm nichts übrig zu bleiben, als sich zu ergeben. Nichts desto weniger begann er den mörderischen Kampf mit dem kältesten Blute und zog sich endlich in das Kloster von Seca zurück. Die Vertheidigung desselben und der heroische Tod dieses braven Soldaten haben ihm in der Geschichte ein bleibendes Denkmal erworben. Aus mehreren Wunden blutend, ließ er sich auf den Thurm des Klosters tragen, um von dort aus den Feind zu beobachten und seine Anordnungen zu treffen. Während 3 Tage widerstand dieser kleine Haufe von Tapferen den ununterbrochenen Angriffen einer ganzen Armee. Am dritten endlich hatte das Geschütz der Türken die Thore zertrümmert. Man schlug sich noch in dem Innern der Gebäude. Der größte Theil der heldenmüthigen Besatzung fiel unter den Säbeln der Türken, Wenige nur wurden gefangen; Giorgaki sprengte sich mit 8 seiner Getreuen in die Luft.
R.

Giornico, Dorf im Thale des Tessino. **Schlacht den 28. December 1478.**

Gegen ihren Willen hatten die Eidgenossen an dem Kriege Theil genommen, welchen Uri wegen einer kleinen Streitigkeit gegen Mailand begonnen hatte. Doch waren sie aus Vaterlandsliebe, 10,000 M. stark, im Wintermonat über den St. Gotthard gegen Bellinzona gezogen und glaubten, hier mit gewaffneter Hand einen guten Vergleich für Uri abschließen zu können, als plötzlich an der Muesa der Landammann Andreas v. Beroldingen mit dem Landbanner von Uri erschien und eigenmächtig einen überraschenden Angriff auf die Stadt machte. Der Angriff aber wurde abgeschlagen, und die Schweizer wichen bis Giornico zurück. Als der Graf Torello, der das mailändische Heer, 18,000 M. stark, befehligte, erfuhr, wie nur 600 Schweizer (Urner, Züricher, Luzerner und Schwyzer) Giornico besetzt hielten, die übrigen sich aber nach ihren Cantonen zurückgezogen hätten, glaubte er, gegen diese einen glücklichen Handstreich ausführen zu können, und schickte ein kleines Corps seitwärts ab, welches durch das Livinenthal vorgehen und den Schweizern in den Rücken fallen sollte. Er selbst marschirte mit 15,000 M. den Tessino herauf und machte beim Kloster zu Poleggio Halt. Sobald man den Anzug der Mailänder wahrgenommen, rieth einer der Schweizeranführer, den Tessino auf die Landstraßen und Wiesen zu leiten, sich selbst aber mit Fußeisen zu versehen, um mit Leichtigkeit über das schnell sich bildende Eis hinweg zu können. Als nun die Mailänder am 28. Decbr. gegen Giornico anrückten, konnten sie nur mit Mühe über das Eis hinweg und geriethen dabei in die größte Verwirrung. Den günstigsten Augenblick benutzend, stürzten die Schweizer unter Frischhans Theilig, Hauptmann der Luzerner, sichern Fußes von den Anhöhen herab in den Feind und warfen die Mailänder bis Bordio zurück; aber auch hier konnte der Graf Torello seine Uebermacht nicht entfalten, und Geschütz und Reiterei dienten bloß, die Verwirrung vollständig zu machen. Die Schweizer eroberten ersteres und richteten mit demselben furchtbare Verwüstung an. Von Neuem wendeten sich die Mailänder zur Flucht und wurden, 15,000 M. stark, von den 600 bis Muesa verfolgt. 1500 Mailänder färbten den Schnee mit ihrem Blute; eben so viel ertranken im reißenden Tessino. Den Schweizern ward reiche Beute an Pferden und Geschütz.

Diese That gab den schweizerischen Waffen durch ganz Italien großes

Gewicht, und die mailändische Regierung suchte erschrocken den Frieden nach, der auch kurz darauf unter Frankreichs Vermittelung zu Stande kam.

(Johann v. Müller's Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 5. Theil, 1. Abthl. Leipzig, 1808, Seite 175—184. — Leo, Geschichte von Italien. 3. Theil, Seite 425). W.

Gissing. Die genaue Bestimmung des Weges, den ein Schiff zurückgelegt hat, und des Ortes, wo es sich befindet, gründet sich auf mathematische Berechnungen und Beobachtung der Himmelskörper. Geschieht dies aber ohne diese Regeln und nur nach den Gesetzen der Erfahrung, mit Beachtung der Ströme und anderer Umstände, welche Einfluß auf den Lauf eines Schiffes haben, so nennt man dies die Gissing. Diese Berechnung ist natürlich unsicherer als die erste.

Giulay. Ignaz Graf Giulay von Maros=Nemeth und Nadaska, k. k. Feldzeugmeister und Hofkriegsrathspräsident rc., wurde den 11. Septbr. 1763 zu Hermannstadt in Siebenbürgen geboren; sein Vater war Feldmarschalllieutenant und hatte sich im 7jährigen Kriege sehr ausgezeichnet. Der junge Graf trat 1781 als Cadet in das Regiment seines Vaters, durchlief schnell die untern Officiersgrade und war 1789 bereits erster Major im 2. Banalgrenzinfanterieregimente. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge gegen die Türken bei, ward den 29. Januar 1790 Oberstlieutenant und Befehlshaber eines Freicorps, das seinen Namen führte, und zeichnete sich bei der Einnahme von Czettin durch kluge Anordnungen aus. Da G's Regiment 1792 nicht mobil gemacht wurde, reiste er im November nach Wien und erbat sich beim Kaiser eine Anstellung im Felde, wurde auch 1793 mit einem Bataillon zur Armee des Generals Wurmser an den Rhein geschickt, wo er sich bald bemerkbar machte, namentlich bei Erstürmung der Weißenburger Linien (13. Octbr.). In Folge des Gefechtes bei Schweizenheim (1794) erhielt G. das Ritterkreuz des Maria Theresienordens; auch wurde ihm die Führung eines kleinen Freicorps übertragen, welches jedoch meist zum Vorpostendienst verwendet wurde; er blieb auch dann noch in diesem Verhältniß, als er 1795 zum Obersten des 31. Linieninfanterieregimentes ernannt ward, und leistete in den Gefechten bei Kaiserslautern wesentliche Dienste. Im Feldzuge 1796 hielt G's Freicorps im Juni die Gegend zwischen Stollhofen und Bischofsheim besetzt, und deckte nach Moreau's Uebergange bei Kehl den Rückzug der schwäbischen Kreistruppen in das Kinzigthal. G. befand sich damals in der mißlichen Lage, sowohl von Latour, als von Fürstenberg Befehle zu erhalten, denen nicht gut nachzukommen war. Etwas später erhielt G. vom Erzherzog Generalissimus den schwierigen Auftrag, die Verbindung zwischen ihm und dem General Fröhlich zu unterhalten, dessen Corps, am obern Rhein und im Schwarzwalde operirend, von der Hauptarmee durch einen großen Zwischenraum getrennt war, erledigte sich dessen aber mit vieler Einsicht. Bei dem Rückzuge in das Innere befehligte G. die Arrièregarde Fröhlich's, dessen Corps er den ganzen Feldzug hindurch zugetheilt blieb. In demselben Jahre wurde G. auch mit besonderen Aufträgen nach Italien gesendet, um Wurmser's militairische Lage an Ort und Stelle kennen zu lernen, und dessen Berichte nöthigenfalls zu commentiren. Als Beweis von G's richtigem Takt muß noch bemerkt werden, daß General Fröhlich dessen Abberufung aus dem Grunde hintertrieb, weil er keinen fähigeren Vorpostencommandanten finden konnte. G. rechtfertigte dieses ehrenvolle Vertrauen bei einer bald nachher erfolgenden Recognoscirung gegen Memmingen, wo er mit 1200 M. nach achtstündigem Kampfe gegen 6000 Franzosen das Feld behauptete. Ein Sturz

mit dem Pferde nöthigte G., auf einige Zeit die Armee zu verlassen; doch traf er schon den 18. Octbr. im Hauptquartiere des Erzherzogs ein, wohnte mit seinem Regiment der Belagerung des Brückenkopfs von Kehl bei und erwarb sich die volle Zufriedenheit des Erzherzogs.

Im J. 1797 zum Generalmajor ernannt, ward ihm erst im Feldzuge 1799 die Gelegenheit, sich in einem größeren Wirkungskreise zu versuchen. In den Berichten über die Schlachten bei Osterach und Stockach, wurde G's Name mit Auszeichnung genannt. Einige Monate später überfiel er eine franz. Abtheilung von 3 Bat. 4 Schwdr. bei Gündlingen und trieb sie mit Verlust in den Brückenkopf von Hüningen zurück. Im J. 1800 wurde ihm die Organisirung des Landsturms im Breisgau übertragen. Bei Ausbruch der Feindseligkeiten stand G. mit seinen Truppen Breisach gegenüber, vereinigte sie bei Freiburg und erschwerte das Vordringen Moreau's durch seine imponirende Haltung. Nach den Gefechten bei Engen, Stockach und Möskirch deckte G. den Rückzug des rechten Flügels und zeigte dabei viel Gewandtheit, fiel den 24. Mai bei Günzburg einer franz. Colonne in den Rücken, zersprengte eine Halbbrigade, ein Chasseurregiment und nahm den Franzosen viel Gefangene ab. Ein Ueberfall der Franzosen bei Krumbach, den 11. Juni, hatte ebenfalls glücklichen Erfolg. Nach der Schlacht bei Hochstett mußte Giulay abermals die Arrièregarde führen, kam bei Neeresheim und Nördlingen zwischen zwei feindliche Colonnen, schlug sich aber glücklich durch. Der Kaiser belohnte die wichtigen Dienste G's durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Maria Theresienordens und durch die Beförderung zum Feldmarschalllieutenant.

In der Schlacht bei Hohenlinden befand sich G. mit seiner Division in der Colonne des Generals Riesch, stieß im Vorrücken auf die franz. Division Richepanse, durchbrach sie und drängte einen Theil derselben bis St. Christoph zurück, konnte jedoch die bald darauf eintretende Katastrophe nicht verhindern, deckte aber wenigstens den Rückzug.

Im Feldzuge 1805 stand G. bei der Armee des Erzherzogs Ferdinand; 1806 ward er zum Banus von Dalmatien, Kroatien und Slavonien ernannt, und widmete der Verwaltung der Militairgrenze große Sorgfalt. 1809 befehligte G. das 9. Armeecorps und focht in Italien mit Auszeichnung. Als der Erzherzog Johann in Folge der unglücklichen Wendung der Dinge in Deutschland Befehl erhielt, den Rückzug anzutreten, deckte G. abermals denselben und rettete am Tagliamento die Armee durch seine Entschlossenheit aus großer Verlegenheit, indem er an der Spitze einer Compagnie in den damals angeschwollenen Fluß sprang und für Herstellung der Brücken sorgte. Später mit der Vertheidigung von Krain beauftragt, entwickelte G. große Thätigkeit; doch machte der Waffenstillstand dem Kampfe bald ein Ende. Die Zeit bis zum Feldzuge 1813 widmete G. den Geschäften als Banus und Commandirender. Vor Eröffnung desselben wurde er zum Feldzeugmeister ernannt.

In der Schlacht bei Dresden befehligte G. das aus 3 Divisionen bestehende dritte Armeecorps, welches den linken Flügel bildete, und hatte sonach einen harten Stand. Bei Leipzig sollte er die Verbindung zwischen der Hauptarmee und Blüchern unterhalten und die Angriffe der übrigen Colonnen erleichtern; Lindenau war ihm als Angriffspunct bezeichnet, konnte aber den Franzosen nicht entrissen werden, obgleich Schönau, Leutsch und Klein-Zschocher erobert wurden. Als die Franzosen den 19. Octbr. den Rückzug antraten, erhielt G. Befehl, ihnen in der Besetzung des Defilés bei Neu-Kösen zuvorzukommen. Am 21. entspann sich ein heftiges Ge-

focht mit dem Corps des Generals Bertrand, welches zum Nachtheil der Oestreicher geendet haben würde, wenn nicht G. im kritischen Momente an der Spitze eines Bataillons sich den Franzosen auf der Brücke entgegengeworfen hätte, als diese seinen linken Flügel mit Uebermacht angreifen wollten. Im Verlauf des ferneren Rückzuges der Franzosen eroberte G. Hochheim mit Sturm und blokirte Cassel, worin ihn jedoch die Generale York und Sacken später ablösten. Im nächsten Feldzuge rückte er mit seinem Corps über Basel bis Langres vor, welche Stadt den 18. Januar capitulirte, wendete sich dann gegen Bar sur Aube und verhinderte die Franzosen an der Ueberschreitung des Flusses. Die Schlacht bei Brienne (s. d.) setzte G's Verdiensten gleichsam die Krone auf und erwarb ihm das Großkreuz des Leopoldordens, dem bald ähnliche Auszeichnungen von Seiten der Monarchen Rußlands, Preußens und Baierns folgten. Noch ein Mal schlug G. die Franzosen bei la Ferté sur Aube und folgte dann dem allgemeinen Siegeszuge nach Paris. Während der Ereignisse im J. 1815 führte G. das Generalcommando in Oestreich ad interim, kehrte aber nach dem Frieden in sein Banat zurück, erhielt 1823 das Generalcommando in Böhmen, wo er sich die allgemeine Achtung erwarb, und ward 1829 in gleicher Eigenschaft nach Wien berufen, vertauschte jedoch schon im folgenden Jahre diesen Posten mit dem eines Präsidenten des Hofkriegsrathes. Die Huld des Kaisers verlieh ihm den östreich. Orden des goldnen Vließes und den 5. Septbr. 1830 zur Belohnung 50jähriger Dienste das Großkreuz des St. Stephansordens, welchen der Monarch durch ein eigenhändiges Schreiben begleitete. G. ward durch regen Eifer für das allgemeine Beste und durch rastlose Thätigkeit seinen Umgebungen ein schönes Vorbild; er starb den 11. Novbr. 1831. (Oestreich. Militairzeitschrift, 1833. Armeeberichte). Pz.

Glacis (glacis), Feldabdachung, ist eine entweder unmittelbar an dem äußern Grabenrande einer Befestigung, oder in einigem Abstande von demselben angebrachte, nach dem Felde zu sich ganz flach verlaufende Erdanschüttung.

Man wendet dasselbe bei Feldbefestigungen, bei provisorischen Befestigungen und bei Festungswerken an.

Bei Feldschanzen gewährt es den Vortheil, daß dadurch der Graben tiefer und breiter wird, daß es einen Theil der äußeren Brustwehrböschung deckt und die feindliche Geschützwirkung schwächt, und daß der Kronenfall dabei vermindert, der Feind dennoch aber bis zum Grabenrand rasirend beschossen werden kann. Soll es aber diese Vortheile erfüllen, ohne der Vertheidigung schädlich zu werden, so muß der höchste Punct oder die Kretenlinie des Glacis wenigstens 5—6 Fuß tiefer als die innere Kretenlinie der Brustwehr liegen, damit der bis dorthin gelangte Feind nicht über die Brustwehr hinweg in das Innere der Schanze sehen und schießen kann, und die Abdachung desselben muß eine so große Anlage erhalten, daß das von der Brustwehrkrone kommende Feuer die ganze Glacisfläche vollkommen rasirend bestreichen kann.

Bei provisorischen und beständigen Befestigungen wird das Glacis von noch größerer Wichtigkeit, indem es das Deckmittel für den sogenannten gedeckten Weg abgiebt. Das Nähere hiervon erzählt der Artickel gedeckter Weg. P.

Glacis coupé, s. gedeckter Weg.

Glacis en Contrepente, s. gedeckter Weg.

Gladiatoren hießen die öffentlichen Fechter bei den Römern. Die

Spiele eines Volkes tragen gewöhnlich das Gepräge seines Charakters; ein kriegerisches Volk hat allemal den meisten Gefallen an Wettkämpfen und Leibesübungen, während eine höhere Bildung einen geläuterten Geschmack an Wissenschaft und Kunst herbeiführen muß. Deßhalb waren denn auch die ersten Schauspiele bei den Römern Pferderennen und Faustkämpfe, in denen Männer, die man zu diesem Zwecke aus Etrurien kommen ließ, mit stumpfen Waffen um einen Preis stritten. Je mehr nun die Römer Werth auf dergleichen Uebungen und Fertigkeiten legten, desto häufiger wurden diese Spiele, zu denen man nachmals Gefangene oder Sclaven oder verurtheilte Verbrecher nahm. Ja es gab Freigeborene, die sich aus Neigung oder um Lohn dazu hergaben, und die Geschichte giebt Beispiele, daß vornehme Personen, sogar römische Kaiser und angesehene Frauen auf dem öffentlichen Kampfplatze erschienen. Die eigentlichen Gladiatoren (von dem Worte gladius, das Schwert) wurden auf Kosten des Staates unterhalten und von eigens dazu angestellten Fechtmeistern (Lanisten) unterrichtet. Die anfänglichen Uebungen in ihrer Fechtkunst waren die der Soldaten (s. Exercierübungen der Römer), indem sie gegen hölzerne Pfähle die Hiebe erlernten und sich bei dem Unterrichte hölzerner Schwerter bedienten. Zu den öffentlichen Gladiatorspielen (ludi oder munera gladiatoria) stellte man diejenigen Fechter sich gegenüber, die sich in Fertigkeit und Körperkraft möglichst gleich waren. Die Gladiatoren, die in Procession auf den Kampfplatz gezogen waren, begannen auf ein gegebenes Zeichen das Gefecht, in welchem sie sich zuerst aus ihrer Stellung zu vertreiben, dann zu wiederholten Malen durch Hieb und Stich sich zu verwunden und möglichst die Seite ihres Gegners zu verletzen trachteten, wogegen der Angegriffene durch Pariren (excipiendo) die Hiebe aufzufangen suchte. War einer der Fechter verwundet, so riefen die Zuschauer: „habet,“ d. h. er hat, nämlich eine Wunde, und der Besiegte ließ zum Zeichen der Unterwerfung seine Waffen sinken. Es lag nun in dem Willen des Volkes, ob es den Kampf beendigt oder denselben bis zu dem Tode des Einen oder des Andern fortgesetzt sehen wollte. Für den ersten Fall drückte es den Daumen der erhobenen Hand nieder, für den letzteren hielt es denselben in die Höhe. Der siegreiche Gladiator bekam häufig vom Volke seine Freiheit. Man kennt für die Gladiatoren nach ihren mehrartigen Waffen und ihrer verschiedenen Fechtart verschiedene Namen; so hat man Retiarii, die sich der Netze, Laquearii, die sich der Stricke bedienten, Dimachaeri, die mit 2 Schwertern fochten, Andabatae, die sich die Augen verbinden ließen, Threces (Thracier), Mirmillones u. s. f. Augustus beschränkte zu einer Zeit, wo ganze Scharen Gladiatoren so lange kämpfen mußten, bis die Hälfte derselben erschlagen am Boden lag, diese Spiele, indem er befahl, daß Niemand ohne Bewilligung des Senats und zwar nur 2 Mal jährlich und nur mit 150 Gladiatoren dergleichen anstellen sollte. Nach ihm versuchte auch Constantin, diesem mit der neuen Religion unverträglichen Mißbrauche zu steuern. Noch immer aber gingen die blutigen Circusspiele fort, nachdem auch der Christ Prudentius den Kaiser Honorius dringend, aber vergebens aufgefordert hatte, in den Sitten des Zeitalters diesen Schandfleck nicht länger zu dulden. Endlich, als der Eremit Timasius in frommem Eifer sich unter die Kämpfenden in den Circus gestürzt und hier durch das über den unberufenen Störer erzürnte Volk gesteinigt worden war, glaubte man, den Schatten des frommen Erschlagenen nicht anders versöhnen zu können, als wenn man diesem blutigen Zeitvertreibe auf immer entsagte, 404 nach Chr. Geb.

C.

Glaiven wurden bei den Rittern die langen Schlachtschwerter genannt, welche gegen 5 Fuß lang waren und, an der Seite des Sattels befestigt, herabhingen. Außerdem gab man diesen Namen zu Ende des 15. Jahrhunderts der schweren Reiterei, die auch Lanzen hießen. Die Glaiven standen in der Regel zum Treffen in einem Gliede und formirten bloß zum Marsche Schwadronen oder tiefe Haufen. Gewöhnlich waren sie dann so dicht geschlossen, daß man keinen Apfel werfen konnte, der nicht auf einen Helm oder auf eine Lanze gefallen wäre. In ein Glied aufgestellt, hatten die Glaiven in der Regel 40 Schritte Abstand, um sich beim Angriffe nicht zu hindern und doch sich gegenseitig Beistand leisten zu können. (S. Froissart. I. B. Cap. 227). R.

Glas, Wachtglas auf Schiffen ist eine gewöhnliche Sanduhr, nach welcher die Zeit geordnet wird. Der Tag wird in 48 halbe Stunden getheilt, jede derselben durch eine Glocke angezeigt und alle Verrichtungen nach halben Stunden berechnet.

Glatz. Eine der stärksten Festungen Preußens und Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens im Regierungsbezirk Breslau, hat 8000 Einw. Sie liegt im Neissethal, und ihre Werke beherrschen die ganze Gegend auf drittehalb tausend Schritt im Umfange. Die Festung besteht aus 2 Hauptheilen, der hohen Bergfeste und der tiefer liegenden Stadt. Die erstere findet ihre Entstehung in den ältesten Zeiten, und schon Attila ließ den hohen Schutzthurm verbessern und noch mit stärkeren Werken versehen. Kaiser Heinrich I. vermehrte die Schloßbefestigung und umgab die Stadt mit Mauern und Thürmen. Im J. 1557 ließ Herzog Ernst von Baiern die unteren Schloßtheile mit stärkeren Mauern umgeben, welche allen gegen sie gerichteten Geschossen widerstehen sollten. Später erhielt es unter kaiserlicher Hoheit noch mehrere Gebäude und Werke; so errichtete 1623 der damalige Commandant, Hauptmann Semling, die dem obern Schloß am nächsten stehende Mauer, und unter den Grafen von Thurn ward das große Thor, herunter nach der Stadt, gewölbt, der ganze Dom mit einer starken Mauer umgeben und an dieser ein starkes Bastion errichtet. Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog zu Jägerndorf und Oberst eines Regiments Fußvolk in Schlesien, legte hinter dem Schlosse nach der Feldseite 2 große Schanzen an, meist in Felsen gehauen, und gab der großen Schanze auf dem Wenzelberge mehrere Absätze und ein starkes Thor. Als Glatz von den Preußen eingenommen wurde, hatte das Schloß bereits eine vollständig bastionirte Befestigung erhalten.

Im J. 1049 widerstand die Stadt einer harten Belagerung Kaiser Heinrich's III., der die Vorstädte abbrannte. 1056 eroberte sie der Kaiser Konrad, und aus Rache gegen die tapferen Vertheidiger ließ er diese sämmtlich niederhauen, mit Ausnahme eines Georg Dietzmann, der allein 50 stürmende Kaiserliche getödtet hatte. Die Polen belagerten 1114 die Stadt, ohne sie erobern zu können, und ebenfalls so die Hussiten 1428; aber in beiden Kriegen wurden die Vorstädte abgebrannt.

Eroberung 1622.

Die Stadt verweigerte 1622 dem Kaiser Ferdinand II. die Huldigung, daher er sie mit 20,000 M. belagerte. In 4 Lagern vertheilt, stand das Heer auf dem Schäferberge, dem Kuhberge, vor dem Schul- und vor dem böhmischen Thore. Der Graf von Thurn mit 2000 M. und den wehrhaften Bürgern vertheidigte die Stadt, ließ die Dächer abwerfen, um die feindlichen Kugeln, von denen 2000 in die Stadt fielen, unschädlich zu machen. Die Belagerer griffen vorzüglich ein Hospital vor dem Brückthore

an und eroberten es nach langer Gegenwehr. Sie füllten die Zimmer dieses Gebäudes mit Erde an, placirten darauf Geschütz und beschossen von hier aus die Stadt sehr wirksam. Graf Thurn mußte endlich gegen freien Abzug capituliren, und die Stadt unterwarf sich dem Kaiser. (S. Theatrum Europaeum).

Einnahme 1742.

Im Jahre 1638 und 1645 widerstand die Stadt den Angriffen der Schweden. Während der Operationen der preußischen Armee in Mähren im J. 1742 rückte der Herzog Leopold von Dessau mit 20,000 M. in die Grafschaft Glatz und zugleich vor die Festung. Die Oestreicher, 2000 M. stark, zu schwach, die ganze Stadt zu vertheidigen, übergaben diese nach kurzen Verhandlungen und zogen sich in das Schloß zurück, wo sie, bis zum 27. April blokirt, gegen freien Abzug capitulirten.

Eroberung 1760.

Der östreichische General Laudon eröffnete den Feldzug dieses Jahres Ende März mit 40,000 M. in 2 Colonnen in Schlesien einfallend, mit der Berennung von Glatz, in welchem ein Italiener, d'O, die 2400 M. starke preußische Besatzung commandirte, und der den Platz mit allen erforderlichen Bedürfnissen hinreichend versehen hatte. Bevor indessen Glatz ernstlich belagert werden konnte, mußte Laudon den preuß. Generallieutenant von Fouquet, der bei Landshut mit 10,000 M. zur Deckung der Festungen gegen die andringenden Oestreicher stand, überwältigen. Er strebte daher, ihn einzuschließen und aufzuheben. In der Nacht zum 23. Juni ward Fouquet, wie er es vorher gesehen hatte, von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen und nach einer sehr tapfern und ausdauernden Vertheidigung mit 7800 M. gefangen. Nach diesem Siege konnte das Berennungscorps vor Glatz mit 6000 M. verstärkt und unter dem General von Harsch die Belagerung der Festung mit Ernst unternommen werden. In der Nacht zum 21. Juli wurden die Laufgräben auf 2 Angriffspuncten, gegen die Stadt vor dem böhmischen Thore und gegen das Schloß, 450 Schritte von den Palisaden eröffnet, ohne daß die Belagerten diese Arbeiten mit Kraft hinderten und die Oestreicher am Morgen nur 2 Todte und 45 Verwundete hatten. Die dicht vor den Festungswerken liegenden Gehöfte und Gebäude, welche die Oestreicher bei Fortsetzung ihrer Arbeiten sehr zu ihrer Deckung benutzten, wurden am 23. vom Commandanten abgebrannt; indessen hatten die Oestreicher bis zum 25. ohne große Störung und bei sehr geringem Verluste 16 Batterien erbaut, von denen die des linken Flügels am 26. ihr Feuer gegen ein in Felsen gehauenes Außenwerk, den Kranich, eröffneten. Die Kugeln hatten gar keine Wirkung, und bei einer guten Vertheidigung würde dies Werk den Angriff auf diesem Flügel sehr erschwert haben. Dennoch gingen die Oestreicher mit dem Feuer auch zugleich zur Erstürmung des Werkes über, welches von der Besatzung ohne weitere Vertheidigung in solcher Eile verlassen wurde, daß, Thore und Brücken dem Feinde offen, dieser mit Entschlossenheit nachfolgte. Ein Theil der Besatzung des gedeckten Weges ging zum Feinde über; dieser rückte ohne weitere Schwierigkeiten in das Ravelin ein und kam selbst mit den Fliehenden durch das Hauptthor in das Schloß. Der Commandant, während dieser kurzen Vorgänge in der Unterstadt, eilte nach dem Schlosse und fand es erobert. An eine Vertheidigung der Stadt konnte nicht mehr gedacht werden; die Oestreicher bemächtigten sich derselben ohne Widerstand, und an 200 Geschütze, 2000 Centner Pulver und viel Proviant fiel dem Sieger zu.

Diese schimpfliche Uebergabe der Festung, durch welche die Operationen

des Königs in Schlesien außerordentliche Nachtheile erlitten, war die Folge geheimer Unterhandlungen und Complotte, die der General Laudon durch die Geistlichen mit den Einwohnern der Stadt und Provinz, welche sämmtlich den General Fouquet wegen seiner grausamen Strenge haßten, unterhielt.

Einschließung 1807.

Während des Feldzuges der preußisch-russischen Armee an der Weichsel und in Preußen, als der größte Theil der preußischen Monarchie schon vom Feinde besetzt war, widerstanden die schlesischen Gebirgsfestungen, vom Feinde hart gedrängt, dennoch für einige Zeit den Angriffen desselben. Es gab in Schlesien noch viele Patrioten, die für eine vielleicht mögliche Befreiung der Provinz vom Feinde nicht Gefahr, nicht Opfer scheueten, und in Mitten der Feinde sammelten sich kleine Corps, die demselben Abbruch zu thun strebten. Als ein großer Theil der feindlichen Kräfte nach der Weichsel gerufen wurde, sammelte ein Graf Götz mit des Königs Genehmigung in der Grafschaft Glatz ein kleines Corps aus allen Klassen. Unter dem Major von Losthin rückten davon 1500 M. über Freiburg und Strigau den 13. März in die Ebenen von Kantz, um Breslau zu gewinnen, warfen den am 14. angreifenden franz. General Lefebvre glücklich zurück, stießen den 15. bei Salzbrunn und Adelsbach nochmals auf den gesammelten und verstärkten Feind, und wurden geschlagen und zersprengt. Der zerstreute Rest flüchtete nach Glatz. Graf Götz verschanzte sich mit den gesammelten Trümmern auf einer Anhöhe bei der Stadt. Der General Vandamme schloß die Stadt ein, griff mehrere Male jene Verschanzungen an und ward zurückgeworfen, bis in der Nacht zum 24. Juni er sie nochmals überfiel und die Preußen in die Stadt drängte. Eine neue Aufforderung zur Uebergabe der Stadt erging, und Graf Götz, bedenkend die Schwäche der ganzen Besatzung, den Mangel an Munition, versprach, keine weitere Hilfe mehr erkennend, die Festung in 4 Wochen übergeben zu wollen. Da traf die Nachricht von dem geschlossenen Frieden ein, Glatz war gerettet und blieb während der Herrschaft der Franzosen im Staate von diesen befreit. (S. Jos. Kögler, historische Nachrichten von allen bekannten feindlichen Anfällen, Blokaden und Belagerungen der Stadt und Festung Glatz. 8. 1807). 27.

Gleich nennt man in der Arithmetik Größen, die gleiche Werthe haben; z. B. 1 Thaler = 24 Groschen, 1 ℔ = 32 Loth. Dasselbe gilt auch in der Geometrie von Flächen und Körpern; so kann ein Quadrat an Flächenraum einem Dreieck, Rechteck, Trapez ꝛc. gleich sein, eben so ein Prisma an Kubikinhalte einer Pyramide ꝛc. Sind jedoch in der Planimetrie 2 Größen gleich und zugleich ähnlich, so decken sie einander, wenn man die eine auf die andere auflegt, und man sagt in diesem Falle, die Größen sind congruent und bezeichnet sie mit dem Zeichen der Aehnlichkeit und Gleichheit zugleich, nämlich mit $\cong$. M. S.

Gleicher oder Aequator ist ein größter Kreis, den wir uns an der Erd- oder Himmelskugel denken, welcher gleich weit von beiden Polen entfernt ist. Der Erdäquator theilt die Erdkugel in 2 Halbkugeln, die nördliche und die südliche. Er wird von der Ekliptik unter einem Winkel von 23° 28′ durchschnitten. Von den Polen ist der Aequator nach allen Seiten 90° entfernt. Die Durchschnittspuncte des Aequators und der Ekliptik heißen die Nachtgleichen (Aequinoctia); insbesondere heißt der eine dieser Puncte der Frühlingspunct und der andere der Herbstpunct. Alle größte Kreise, die durch die Pole gehen, also auch alle Meridiane, stehen auf dem Aequator senkrecht. M. S.

Gleichgewicht ist der Zustand der Ruhe eines Körpers. So ist z. B. eine Wage im Gleichgewicht, wenn man in beide Schalen derselben gleich viel Gewicht einlegt. Wasser ist im Gleichgewicht, wenn seine Oberfläche eine wagerechte Ebene bildet. Mehr hierüber sehe man bei dem Artikel Hebel. M. S.

Gleichnamige Größen sind in der Buchstabenrechnung solche, die gleiche Buchstaben mit gleichen Exponenten haben. Z. B. $3\,a^2b$ und $-15\,a^2b$; $27\,x^2y^{-n}$ und $-18\,x^2y^{-2}$; die Zeichen und Coëfficienten können hierbei verschieden sein oder nicht. M. S.

Gleichnamige Seiten zweier ähnlichen Dreiecke sind diejenigen, welche gleichen Winkeln gegenüber liegen. M. S.

Gleichschenkeliges Dreieck, s. Dreieck.

Gleichseitiges Dreieck, s. Dreieck.

Gleichtritt. Er bedarf keiner näheren Beschreibung und es genügt, hier bloß anzudeuten, daß er bei der Infanterie ein wichtiges Mittel ist, die taktische Ordnung zu erhalten, mitunter selbst den Muth zu beleben. Eine im taktmäßigen Gleichtritte vorrückende Truppe giebt dadurch gleichsam den factischen Beweis inneren Selbstvertrauens, und die Gewalt äußerer Formen über das Innere des Menschen ist so groß, daß dieser — dem Laien oft nutzlos scheinende — taktmäßige Schritt in früheren Zeiten oft ein Präservativ gegen die Neigung zum Zurückbleiben gewesen ist.

Schwieriger möchte es sein, anzugeben, wann und wo man sich des Gleichtritts zuerst bedient habe. Die Griechen suchten ihre Stärke im Geschlossensein und Geschlossenbleiben, was ohne Gleichtritt nicht gut möglich ist. Die Spartaner führten die taktmäßige Kriegsmusik ein, folglich haben sie sich auch des Gleichtritts bedient; denn jene ist nur das Mittel, diesen zu erhalten. Die Römer liebten die Ungebundenheit, ihre Fechtart verlangte größeren Spielraum; erst zu den Zeiten Cäsar's fingen sie an, sich größerer geschlossener taktischer Körper zu bedienen (s. Cohorte und Legion). Im Mittelalter war das Fußvolk anfangs wenig geachtet; was nicht zu Pferde saß, wurde kaum gezählt. Die Errichtung der deutschen Landsknechte (eine Nachbildung der schweizerischen Kriegsverfassung) brachte das Fußvolk erst wieder zu Ehren; doch war das ganze Dienstverhältniß der Knechte von einer Art, daß man ihnen nur wenig Zwang auflegen durfte. In ihrer „gevierdten Ordnung" standen die Spießträger jedoch so dicht beisammen, daß der Gleichtritt beim Vorrücken 2c. unentbehrlich wurde. Auch findet man in Fronsperger's Kriegsbuch, daß sich diese plumpen Bataillone (Schlachthaufen) beim Angriffe im Sturmschritte taktmäßig vorbewegten, je 3 Tritte bei 5 merklich abgesetzten Schlägen der Trommel, die der Landsknecht scherzhaft mit den Worten zu begleiten pflegte: „Hüt' dich, Bau'r, ich komm'!" Dieser Takt blieb lange in Gebrauch, „weil er das Gemüth zur Kühnheit stimme und die Leibeskraft erhalte;" die artigeren spanischen Trommelweisen waren bei den Deutschen nicht beliebt, weil sie die Zugordnung leicht verwirrten. — Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde bei der verminderten Gliederzahl engere Fühlung nöthig erachtet und deßhalb größerer Werth auf den Gleichtritt gelegt. Ein hessischer Hauptmann erregte damals mit seiner Compagnie so großes Aufsehen, daß ihn Fürst Leopold von Dessau nach Berlin kommen ließ, um (1730) die preuß. Infanterie auf gleiche Weise einzuüben. (Berenhorst's Betrachtungen über die Fortschritte 2c. der Kriegskunst).

Wenn taktische Evolutionen (s. d.) mit Präcision ausgeführt werden sollen, ist der Gleichtritt unbedingt nothwendig, insbesondere aber bei Co-

lonnenbewegungen und — Parademärschen. Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß die franz. Infanterie bei Frontbewegungen gegen den Feind nur wenig Werth darauf legte, wovon jedoch die Garden eine Ausnahme machten. Pz.

Gleichung, eine, ist ein doppelter Ausdruck für eine und dieselbe Größe; z. B. $9 + 7 = 20 - 4$

Eben so kann auch jeder algebraische Ausdruck auf verschiedene Art dargestellt werden, und man erhält sodann eine algebraische Gleichung. Z. B. $16\,a - \frac{24\,a}{3} + 2\,b = 2\,a - 4\,b + \frac{36\,a}{6} + \frac{12\,b}{2}$.

Die einzelnen Theile eines solchen Ausdruckes nennt man Glieder der Gleichung und Alles, was links des Gleichheitszeichens steht, heißt der erste, und was rechts hinter solchem steht, der zweite Theil der Gleichung.

Ist eine Gleichung so beschaffen, daß ihre Richtigkeit auf den ersten Anblick, oder nach einer leichten Reduction einleuchtet, so heißt sie eine identische Gleichung; befinden sich aber in einer Gleichung eine oder mehrere unbekannte Größen, die erst durch verschiedene Kunstgriffe entwikkelt werden müssen, so ist solches eine eigentliche algebraische Gleichung.

Befindet sich in einer Gleichung die unbekannte Größe in der ersten Potenz, so heißt sie eine Gleichung des ersten Grades; z. B.

$$4\,a + 2\,b = \frac{4\,x}{3} - 5\,c, \text{ oder}$$

$$\frac{abx}{2} - \frac{2\,cdx}{3} = 120\,ab - 4\,cx.$$

Kommt jedoch die unbekannte Größe auch in der zweiten Potenz vor, so heißt sie eine quadratische und zwar eine reine quadratische, wenn die unbekannte Größe nur in dieser Potenz vorkommt, hingegen heißt sie eine verwickelte quadratische Gleichung, wenn die unbekannte Größe in der zweiten und ersten Potenz vorkommt. So ist z. B.

$ax^2 - ab = bx^2 + cd$, eine reine quadratische und

$ax^2 + 2\,x - 3\,c = 4\,x - 5\,d$ eine verwickelte quadratische Gleichung.

Alle übrigen Gleichungen, in welchen die unbekannte Größe in einer höheren als der zweiten Potenz erscheint, heißen zusammengenommen höhere Gleichungen. Diese sind wieder reine höhere Gleichungen, wenn die unbekannte Größe nur in einer höheren Potenz vorkommt. Z. B.

$x^3 - ab = 2\,ac + 3\,f$; $7\,ab + 3\,b = 9\,x^4 - 2\,c$ rc.

Erscheint aber die unbekannte Größe mit mehreren Exponenten als denen der höchsten Potenz, so ist sie eine verwickelte höhere Gleichung und zwar eine vollständige, wenn vom höchsten Exponenten ab alle übrigen Exponenten vorhanden sind. So ist z. B.

$$x^3 - 12\,x^2 + 3\,x = 4\,ab$$

eine vollständige kubische Gleichung. Kommen hingegen nicht alle Exponenten vom größten abwärts vor, so heißt die Gleichung eine unvollständige höhere Gleichung. So ist z. B.

$x^3 - 12\,x + ab = cd - x$ eine unvollständige kubische,

$x^4 - 2\,x^2 + x = cd + b$ eine . . . . biquadratische Gleichung;

eben so $x^4 - 3\,x^3 = x - 5\,ab$ rc.

Kommt endlich die unbekannte Größe nur mit 2 verschiedenen Exponenten vor, so gehört zwar die Gleichung auch unter die unvollständigen

höheren Gleichungen, kann aber als verwickelte quadratische behandelt werden. Z. B. $x^6 - 3x^3 = 200$, $x^{2n} \pm abx^n = \pm cd$. M. S.

Gleichwinkelig heißt eine Figur, wenn sie lauter gleiche Winkel hat. Z. B. das Quadrat, Rechteck und jedes regelmäßige Vieleck. M. S.

Glieder. Wenn eine Truppe, wie man zu sagen pflegt, 3 Mann hoch aufgestellt wird und alle neben einander stehenden Männer von rechts nach links in 3 Theile geschieden werden, so entstehen daraus 3 Glieder. Der Form nach sind Reihen und Glieder gleichbedeutend, dem Begriffe nach aber verschieden. Unter Reihe versteht man eine Anzahl Soldaten, welche sich neben oder hinter einander stellen; das Glied muß aber nothwendig Theil eines Ganzen sein. Hieraus erklärt sich, wie eine Truppe die Reihen geschlossen und die Glieder geöffnet haben kann. Bei der Cavalerie werden bisweilen Reihen und Glieder geöffnet, um die Mannschaft in der Führung der Pferde auf geraden Linien rc. zu üben. Die Gliederzahl bestimmt die Tiefe der Grundstellung und zugleich die Stärke der einzelnen Rotten. (S. Kampfordnung). Pz.

Glieder einer Gleichung, s. Gleichung.

Glieder der Verhältnisse und Proportionen, s. d. Artikel.

Gliederfeuer. Feuer in geschlossenen Reihen mit ganzen oder halben Gliedern, bei möglichst raschem Wechsel, indem abwechselnd eines zum Feuern befehligt wird, während die andern wieder laden und sich schußfertig stellen, für alle Gelegenheiten gebräuchlich, wo ein Massenfeuer zweckwidrig und eine verhältnißmäßig starke Feuer-Reserve vortheilhaft erscheint, wie z. B. im Carré gegen Cavalerie. Da man das Gliederfeuer vermöge des Commando's schnell in jedes andere Feuer verwandeln kann, so wird es oft dem Rotten- oder Bataillenfeuer vorgezogen. Hz.

Während des 30jährigen Krieges bediente man sich vorzugsweise des Gliederfeuers. Jedes Glied, nachdem es abgefeuert hatte, brach sich in der Mitte und ging mit Rechts und Links um hinter die Fronte, um wieder zu laden. Später, bis zur Zeit der ersten schlesischen Kriege, in welcher Periode namentlich die brandenburgische Infanterie durch ihr schnelles Feuer berühmt und den übrigen Armeen überlegen war, wandte man sehr häufig das Feuer mit ganzen oder gebrochenen Gliedern an. Bei ersterem fielen die 3 vorderen Glieder nieder, während das vierte anschlug und abfeuerte. War dies geschehen, stand das dritte Glied auf und feuerte ebenfalls. So folgten sich die Glieder nach der Reihe, und rückten, sobald sie geladen hatten, wieder an das erste Glied, welches zuweilen auch während dessen mit aufgeschlossenem Bajonet auf einem Knie liegen blieb und sein Feuer erst kurz vor dem entscheidenden Momente gab, wo man zum wirklichen Angriffe übergehen wollte. (S. Flemming's deutscher Soldat, 3. Theil, 17. Cap., S. 242).

Globe de compression, Druckkugeln, s. Minen.

Globus ist eine künstliche Kugel, die entweder die Oberfläche der Erde, oder die der hohlen Himmelskugel darstellt. Im ersten Falle heißt sie Erd-, im zweiten Himmelsglobus. Solche Kugeln haben eine Axe, die durch beide Pole geht, um welche sie drehbar sind; auch sind darauf der Aequator, die Ekliptik, die Wendekreise, Polarkreise und einige Meridiane verzeichnet. Sie ruhen gewöhnlich in einem Gestelle, welches den Horizont bildet, welches bei denen der besseren Art auch mit einem Compas versehen ist, und so dienen sie dazu, Anfängern die nöthigsten Aufgaben aus der mathematischen Geographie zu erläutern. M. S.

Globus (röm. Kriegsw.) ist die Bezeichnung für einen ohne taktische Ordnung gebildeten Trupp der Römer, in welchen sie sich vereinigten, wenn sie vom Feinde eingeschlossen waren. Liv. IV. 29, Sallust. Jug. 85. Vgl. Nast, röm. Kriegsalterth. Von globus ist das römische Carré, Orbis (s. d.), zu unterscheiden. C.

Glogau, Festung am linken Ufer der Oder, im Regierungsbezirk Liegnitz, ist der Sitz eines königl. Oberlandesgerichts und war die Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums Glogau, dessen Herzoge, aus dem Königsgeschlechte der Piasten, auf dem alten Schlosse in der Stadt residirten. Die Einwohnerzahl beträgt 11,000, worunter an 1200 Juden. Glogau galt schon in den frühesten Zeiten als Festung und war bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts mit starken Mauern, Thürmen und Gräben umgeben. Im J. 1630 machte es Kaiser Ferdinand zu einer Grenzfestung gegen die Polen und ließ es unter dem damaligen Commandanten Montecuculi mit einem Hauptwalle und 8 Bastionen, einem tiefen und breiten Graben und mit einem bedeckten Wege nach der in jener Zeit sehr im Ansehen stehenden niederländischen Manier umgeben. So gewann es die Gestalt eines Fünfecks. An der Oderseite ist die Stadt nur durch eine alte Mauer-Enceinte, von 2 ravelinähnlichen Werken flankirt, eingeschlossen. Später erhielt es als Außenwerk oberhalb der Oder eine Art Hornwerk und Friedrich der Große ließ diese Befestigung durch den Oberst Malrave sehr verbessern und vergrößern, indem eine Sternschanze angelegt und der auf einer Insel gelegene Dom, umgeben von einem schlechten Erdwalle, mit einem starken Halbmonde versehen ward. Hart an der Oder liegt das Schloß, im Jahr 1486 von der Stadt durch einen Graben getrennt und, außer einer eigenen Befestigung, noch durch eine nach der Feldseite hinaus gelegene Schanze mit Redans gedeckt. Eine weitere Verbesserung erhielt der Platz während der Jahre, in welchen die Franzosen ihn besetzt hatten.

Die erste bemerkenswerthe Belagerung erlitt die Stadt im Jahr 1109 durch Kaiser Heinrich V., dessen Sturmböcken und Wurfmaschienen aber die starken Mauern der Stadt widerstanden und er zum Abzuge genöthigt ward. Im Jahr 1486 ward Glogau durch den Herzog Hans von Sagan belagert und erobert; die Stadt gewann er durch Ueberredung, jedoch das feste Schloß widerstand zwei Monate, während welcher Zeit er durch Wurfmaschienen viel todte Pferde und anderes Vieh, selbst Tonnen voll Unrath, hineinschleuderte und dadurch den Platz zur Uebergabe zwang. Im Jahre 1488 belagerte der König Mathias die durch den Herzog Hans vertheidigte Stadt während einer langen Zeit vergeblich, ungeachtet er an 400 Hakenschützen und zwei große Geschütze in seinem Heere hatte. Im 30jährigen Kriege ward Glogau 1632 nach kurzer Gegenwehr durch den sächsischen General Arnheim und 1633 durch Wallenstein erobert. 1634 bemächtigten sich die Schweden des Platzes und fanden darin 24 große und kleine Kanonen und viele Handgranaten. Im Jahre 1635 an den Kaiser zurückgegeben, suchten die Schweden 1639 die Stadt wieder zu erobern, konnten aber wegen Mangels an Artillerie diesen Zweck nicht erreichen.

Belagerung 1642.

In diesem Jahre waren die Schweden glücklicher; sie eroberten zuerst die Verschanzungen des Doms und dann die Stadt durch Sturm, und fanden in derselben viel Kriegsmaterial. Am 13. August des Jahrs rückte dagegen der Erzherzog Leopold mit 33,000 Mann vor die Stadt und unternahm mehrere heftige Stürme, die indessen durch die tapfere schwedische Besatzung, unter Anführung des Generals Wrangel, glücklich abgeschlagen wurden, so daß die Kaiserlichen, nach Verlust von über 6000 Mann, die Belagerung aufhoben.

In Folge des Tractats zu Münster traten 1648 die Schweden den Platz dem Kaiser wieder ab.

Blokade 1740.

Durch den Tod Kaiser Karl's VI. war der östreichische Mannsstamm erloschen und eine allgemeine Gährung entstanden, indem mehrere deutsche Mächte mit ihren Ansprüchen auf einen großen Theil der östr. Staaten hervortraten und Europa mit einem allgemeinen Kriege bedroheten. Friedrich II., im März 1740 zur Regierung gekommen, wollte ebenfalls seine gerechten Ansprüche auf die 4 schlesischen Fürstenthümer geltend machen; aber auch das Streben, seine Regierung durch Ruhm und glänzende Waffenthaten zu verherrlichen, trat mächtig hervor. König Friedrich Wilhelm hinterließ ihm ein sieggewohntes, wohlgerüstetes Herr von 80,000 Mann, einen Schatz von 9 Millionen Thaler und den Staat im großen Wohlstande. Dagegen war Oestreich mit seinen Armeen und seinen Finanzen zerrüttet. In Schlesien standen nur gegen 3000 Mann unter dem Generallieutenant Browne und 2800 M. in den festen Plätzen. Am 16. December überschritt Friedrich mit einer Armee von 30,000 M., 20 Bataillonen, 36 Schwadronen, 20 3pfündigen und 12 schwereren Geschützen die schlesische Grenze, um dies Herzogthum in Besitz zu nehmen, ehe Oestreich zur kräftigen Vertheidigung auftreten konnte. Der niedere Theil von Schlesien mit seinen Städten ward ohne Hinderniß besetzt, aber an der Festung Glogau fand die Armee den ersten Widerstand. In Glogau stand der Feldmarschalllieutenant Wallis mit 800 M. Am 15. December ließ dieser die an der Oder gelegenen, der Vertheidigung nachtheiligen Gebäude niederreißen, die Oderbrücken abtragen und setzte den Platz in Vertheidigungszustand, so viel die Zeit gestattete. Auch der Dom — eine evangelische Kirche — so wie die Dörfer Bruste und Brigau, sollten abgebrochen werden; aber die Bauern vereitelten durch Gegenwehr diesen Plan, und die evangelische Stadtgemeinde wendete sich bittend an den König, der derselben versprach, die Festung nicht von der Seite der Kirche anzugreifen.

Am 23. December recognoscirte der König das Terrain und die Festung, und konnte hierbei bis auf das Glacis reiten, da der Wiener Hof dem Commandanten befohlen hatte, die Feindseligkeiten nicht zuerst anzufangen, welchen Befehl derselbe so zu verstehen glaubte, nicht den ersten Schuß thun zu dürfen.

Indessen schossen die Preußen auch nicht, schoben jedoch die Vorposten bis dicht an das Glacis vor. Inzwischen hatte der König Nachricht von der schlechten Verproviantirung der Festung erhalten, wonach sie sich nur höchstens 2 Monate halten konnte. Dies und die für eine Belagerung so ungünstige Jahreszeit, so wie der augenblickliche Mangel des Belagerungsgeschützes, bewogen ihn, den Platz nur zu blokiren. Den 27. d. M. traf der der Armee nachrückende Fürst Leopold von Dessau mit 6000 Mann bei derselben ein und übernahm damit die Blokade. Die Vorposten behielten ihre Stellung dicht vor den Werken, und 2 Compagnien besetzten die der Stadt zunächst liegende Insel, wodurch, in Verbindung mit einer auf dem rechten Ufer erbauten Batterie, die Oder völlig beherrscht ward. Mit dem übrigen Theil der Armee marschirte der König hierauf gegen Breslau. B. K.

Erstürmung i. J. 1741.

Als Friedrich II. i. J. 1740 in Schlesien einrückte, fand er die Oestreicher keinesweges im vertheidigungsfähigen Zustande; ihre wenigen vereinzelten Truppen räumten das Land fast gänzlich, welches Friedrich schnell besetzte, während er die Festungen blokiren ließ. Prinz Leopold von Dessau hielt seit dem 28. Decbr. 1740 Glogau mit 6000 M. eingeschlossen; in der Festung befehligte Feldmarschalllieutenant Graf Wenzel Wallis, unter ihm der General-

major Rayski; die Garnison zählte höchstens 1200 M. (4 Compagnien von Wallis, 1 Grenad.=, 5 Füsil.=Comp. von Harrach); es befanden sich darunter nur 1 Ingenieurofficier und 18 Artilleristen. Die Festungswerke bestanden aus einer bastionirten Umfassung, welche zum Theil nicht revetirt und so verfallen war, daß man sie auf vielen Puncten mit größter Bequemlichkeit ersteigen konnte; die Palissaden waren verfault. Nur ein einziges Thor war durch ein Ravelin gedeckt, und die hinter den Bollwerken die Stadt einschließende alte Mauer mit Thürmen konnte keinen Widerstand leisten. Die Artillerie war in einem elenden Zustande und die wenige Bedienungsmannschaft ganz ungeübt. So sehr auch Wallis sich bemühte, diesen Mängeln abzuhelfen, so konnte doch in der strengen Jahreszeit bei dem gänzlichen Abgange alles Materials und bei der schwachen Garnison, welche überdies während der Einschließung durch Desertion bedeutend vermindert wurde, nichts Erhebliches geschehen. Der Prinz Leopold hatte 5 Grenadierbataillone (Saldern, Bolstern, Kleist, Winterfeld und Reibitz), die Regimenter Markgraf Karl und Leopold von Dessau, so wie 5 Schwadronen Platen=Dragoner unter seinem Befehl und kannte genau den ganzen Zustand des Platzes; er beschloß daher, als der König ihm den Befehl zum Angriffe der Festung ertheilte, sie durch Sturm zu nehmen, und traf sofort seine Anstalten. Er suchte zuvörderst die Oestreicher durch Herbeischaffung von Faschinen und Schanzkörben über seine wahren Absichten zu täuschen und bestimmte die Nacht vom 8. zum 9. März 1741 zur Ausführung seines Vorhabens. Zwei Hauptangriffe und ein Nebenangriff sollten geschehen. Zum ersten Angriffe waren die Grenadierbataillone Bolstern und Saldern, 1 Bataillon Markgraf Karl und 2 Escadrone Dragoner bestimmt; diese Truppen hatten 2 Abtheilungen Grenadiere, unter den Hauptleuten Itzenblitz und Beer an der Spitze und sollten abwärts der alten Oder die Ferdinands= und Wolfsgrubenbastion ersteigen und dann durch die Hauptgasse nach dem Rathhause vordringen. Es begleiteten diese Colonne 1 Artillerieofficier mit Petarden zur Sprengung der Thore und eine Abtheilung Arbeiter, um den Dragonern den Eingang zu erleichtern. Die zweite Hauptcolonne bestand aus den Grenadierbataillonen Winterfeld und Kleist nebst dem 2. Bataillon Prinz Leopold, 3 Grenadierhauptleuten (Münchow, Taubenheim und Damitz) machten mit Grenadiercommando's die Avantgarde; auch ihr war ein Artillerieofficier mit Petarden beigegeben. Diese Colonne war bestimmt, aufwärts der alten Oder die Schloß= und Dominicanerbastion zu ersteigen und sich des Schlosses zu bemächtigen. Die dritte Colonne, aus den Grenadiercompagnien und dem 2. Bataillon des Regimts Markgraf Karl zusammengesetzt, sollte unter Führung des Majors Bunsch die Leopoldsbastion angreifen und die Thore und Ausfallthüren besetzen. Das Feuern war bei Todesstrafe verboten, bevor jeder die angewiesenen Posten in der Stadt erreicht habe. Die Truppen marschirten erst mit einbrechender Dämmerung aus ihren Cantonnements und zogen in größter Stille der Festung zu; Niemand durfte Feuer machen, oder Tabak rauchen. Mit dem Schlage 12 Uhr begannen die preußischen Colonnen den Angriff. Sie gelangten unbemerkt an die Palissaden und waren schon unter dem Schusse, als die Kanonen auf den Wällen feuerten. Die einzelnen Posten im bedeckten Wege wurden gefangen und die Werke erstiegen, ohne daß der schwache Widerstand der Besatzung auf der Ferdinands= und Kreuzbastion die Stürmer aufhalten konnte. Die übrigen Bastionen hatten sich gar nicht vertheidigt. Wallis und Rayski sammelten einige Mannschaft, um die Dominicaner= und Schloßbastion zu unterstützen; allein Rayski wurde, als er aus dem Schlosse hervorbrach, tödtlich verwundet, und Wallis mußte sich in das Schloß werfen. Die Preußen öffneten indessen das Thor mit Gewalt; Wallis, den die bewaffneten Bürger

verließen, zog sich auf die Hauptwache und versuchte dort mit 200 gesammelten Versprengten den letzten Widerstand; als aber die Bataillone Saldern und Bolstern gegen die Hauptwache rückten, war er gezwungen, sich zu ergeben. Er wurde zum Prinzen Leopold geführt, konnte aber durch seine Fürsprache die Stadt nicht vor Plünderung schützen, da diese bereits begonnen hatte und besonders die katholischen Einwohner hart betraf. Die Preußen hatten 9 Todte und 42 Verwundete; die Oestreicher ungefähr 60 Todte und Verwundete, unter letzteren den Gen. Naysti, welcher am 3. August an seinen Wunden starb. Feldmarschalllieutenant Wallis mit 855 Mann wurde gefangen; überdies fanden die Preußen in der Festung 58 Kanonen, 4 Mörser und 1300 Centr. Pulver. (Oestr. milit. Zeitschr. v. 1813, 8. Hft., u. v. 1827, 3. Hft.) B.

Capitulation 1806.

Durch die unglücklichen Schlachten von Jena und von Auerstädt (s. d.), in denen das preuß. Kriegsheer in einem Tage gänzlich vernichtet ward, durch die drauffolgende schimpfliche Uebergabe der in einem Zeitraum von 14 Tagen capitulirenden Festungen Stettin, Küstrin und Magdeburg ward der Kaiser Napoleon Herr des größten Theils der preußischen Länder, und seine thätigen Generale besetzten dieselben, ohne weiteren kräftigen Widerstand zu finden. So betrat den 2. November ein Corps Baiern und Würtemberger, unter Befehl des würtembergischen Generals v. Seckendorf und des Generals Vandamme, die schlesische Grenze, erschien unerwartet vor Glogau und schloß den Platz ein, ohne daß man in der Festung sich nähere Kunde von dem anrückenden Feinde verschafft hatte. Indessen war man doch seit dem 21. October mit größter Anstrengung thätig gewesen, den Platz möglichst in Vertheidigungszustand zu setzen und mit allem Nothdürftigen zu versehen. Eine Menge von Zimmerleuten und Arbeitern errichteten Palissaden, und vom Lande ward viel Zufuhr eingebracht, so daß mit Recht eine nachdrückliche Vertheidigung des Platzes zu erwarten stand, um so mehr, da der König selbst, von Küstrin aus, Ende October, einen neuen Commandanten, den General von Reinhardt, mit dem bestimmten Befehl sendete, die Festung auf's Aeußerste zu vertheidigen. In den ersten Tagen der Einschließung beschossen die Feinde die Stadt nur wenig und sehr unterbrochen; vom 13. November an unterhielten sie aber ein lebhafteres Feuer, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Dennoch glaubten die Generale Reinhardt und Marwitz, der kriegerischen Ehre genügt zu haben, und willigten in die vom General Vandamme an sie ergangene Aufforderung zur Uebergabe der Stadt. Am 2. Decbr. öffneten sie die Thore, die Besatzung ging kriegsgefangen nach Frankreich und mehr denn 200 Geschütze nebst 300,000 Pfund Pulver fielen in die Hände des Siegers, für den das schnelle Gewinnen des Platzes von größter Wichtigkeit war, indem er dadurch festen Fuß in Schlesien gewann und dies die Bewaffnung Schlesiens, in dieser Zeit vom Könige beschlossen und anbefohlen, sehr hinderte. Aus welchen Ursachen die genannten Generale die Festung so unerwartet durch Capitulation übergaben, ist nicht bekannt geworden.

Blokade 1813.

Die große franz. Armee, im Kampfe gegen Rußland aufgelöst, eilte fechtend mit ihren Trümmern durch Preußen und Polen über die Weichsel zur Oder und Elbe, warf starke Besatzungen in die verschiedenen Festungen und suchte sich wieder zu formiren und festen Fuß zu fassen. Kaiser Napoleon war von der Berezina aus über Warschau, Glogau, Dresden nach Paris geeilt, um ein neues Heer zu schaffen und es den siegenden Russen entgegenzustellen. Jetzt erkannte Preußen den Zeitpunct für günstig, Napoleon's hartes Joch abzuwerfen. Das preuß. Hilfscorps des Generals York

hatte sich am 30. Decbr. 1812 laut Convention mit dem russischen General Diebitsch, vom Corps des Marschalls Macdonald getrennt, in Preußen und Pommern die waffenfähige Mannschaft während des Abzuges der Franzosen sich gesammelt und organisirt, und die Russen im Januar 1813 die Weichsel erreicht. Aengstlich harrte das preußische Volk des Aufrufs seines Königs zum Kampfe gegen die Franzosen und wenn auch der Krieg noch nicht erklärt war, so sammelten sich doch die Streitkräfte des Staates in Schlesien. Als die russischen Armeecorps gegen die Oder vorrückten, erfolgte endlich den 17. März des Königs Ruf an sein Volk zum Kriege gegen Frankreich und die Allianz mit Rußland. Die verschiedenen, schnell organisirten und verstärkten Corps setzten sich gegen die Elbe in Bewegung, hinter welcher die Franzosen sich wieder formirt und festgesetzt hatten, und die an der Weichsel und Oder liegenden Festungen wurden eingeschlossen. Das von Warschau anrückende Corps des Generals Miloradowitsch hatte mit Ende Februar Cantonnirungen an der schlesischen Grenze gezogen. Die Avantgarde desselben, unter dem General Graf St. Priest, erhielt am 10. März den Befehl, von ihren Cantonnirungen an der Oder über Fraustadt zur Blokade von Glogau aufzubrechen. Die Garnison von Glogau bestand aus 6000 M. Infanterie und Artillerie, nebst 80 Stück Geschütz; Cavalerie fehlte gänzlich, aber Proviant war hinreichend vorhanden. Die Franzosen machten gleich anfangs mehrere starke Ausfälle, wurden aber stets mit Verlust zurückgeworfen; der am 26. März war einer der bedeutendsten. Sie rückten mit 2000 M. in 3 Colonnen vor, indem die erste Colonne nach dem Dorfe Rauschwitz durchzubrechen suchte; indessen ward sie durch eine Kette russischer Scharfschützen aufgehalten. Die beiden andern Colonnen, auf den Höhen zwischen Gorkau und Rauschwitz zur Unterstützung aufgestellt, beschossen die Russen zwar lebhaft in Rauschwitz und Etschkau mit Granaten, doch behaupteten sich die Russen, und als reitende Artillerie die französische demontirte, zogen die Franzosen sich zurück. In 2 Colonnen formirt, versuchten sie einen neuen Angriff, wurden aber mit vielem Verluste geworfen. Nach Eröffnung der Trancheen ward in der Nacht zum 31. die Stadt durch Granaten an mehreren Orten in Brand gesteckt und der Commandant, General Laglaan, ohne Erfolg zur Uebergabe aufgefordert; die Kanonade ward deßhalb noch während des ganzen Tages fortgesetzt. Das russische Blokadecorps erhielt inzwischen eine andere Bestimmung nach der Elbe und ward durch ein unter Befehl des Generals Schüler von Senden bei Parchwitz gesammeltes preußisches Corps, bestehend aus 6 Reservebataillonen, 2 Escadronen Uhlanen, 1 Pioniercompagnie, 1 sechspfündigen Fußbatterie abgelöset, welchem noch 500 M. russische Infanterie, 4 Kosakenregimenter, zusammen 980 Pferde und 4 leichte Geschütze beigegeben waren. Dies Corps traf über Lüben, Polkwitz, den 27. vor Glogau ein, und den 31. rückte das russische Corps ab. Die Festung ward in der Art eingeschlossen, daß auf dem linken Ufer die Preußen mit 8 Kanonen, 2 Escadrone und 700 Kosaken, und auf dem rechten Ufer die Russen mit 4 Kanonen und 250 Kosaken in den Glogau umgebenden nächsten Dörfern vertheilt standen. Vom 1. April an unternahm die Besatzung fast täglich Ausfälle, aber ohne großen Erfolg und Verlust. Am 7. April wurden der Stadt die Wasserröhren abgeleitet und am 11. trieb der Feind einen großen Theil armer Einwohner aus der Stadt, da sie keine Lebensmittel hatten, wodurch denn die Nachricht der täglich ankommenden Ueberläufer aus der Festung bestätigt ward, daß die Bürger Mangel litten. Am 12. machten die Franzosen einen Ausfall mit 2000 M. in 2 Colonnen gegen

Rauschwitz und Breslau, um von dort Vieh fortzutreiben, wurden aber abgewiesen und am 13. kanonirten sie sehr lebhaft, jedoch ohne Erfolg, den 700 Schritt vom Hauptwall entfernten Posten bei Lindenruh und Rauschwitz. Den 17. ging durch die Magistrate von Grüneberg und Krossen die Nachricht ein, ein starkes französisches Corps plündere bei Zielenzig und Drossen. Das Kosakenregiment Scherbatow brach daher mit dem schnell gesammelten Landsturm dahin auf. Indessen hatte nur ein starker Ausfall aus Küstrin, bis Pleischhammer vorgedrungen, den Lärm verursacht. Am 19. trafen 4 errichtete preußische Reservebataillone ein, dagegen ein anderes von dem Blokadecorps zur Armee abging. Den 24. und 25. wurden neue Ausfälle des Feindes zurückgewiesen und am 27. stieß eine Reserveschwadron zum Corps.

Das am rechten Oderufer hart an der Festung liegende Dorf Zerbau hatten die Franzosen noch im Besitz und dadurch den großen Vortheil der Verdeckung und Erleichterung ihrer Ausfälle. Um das Dorf zu gewinnen, mußte die die Verbindung mit der Festung haltende Brücke über die alte Oder vernichtet werden; man wollte sie sprengen, gleichzeitig das Dorf stürmen und des Feindes Aufmerksamkeit durch Scheinangriffe auf dem linken Ufer theilen. Am 29., Nachts 1 Uhr, bei sehr trübem Wetter, fuhr ein mit 7 Centner Pulver beladenes und nach Erfindung des Artilleriemajors Blumenstein eingerichtetes Fahrzeug auf die Brücke zu, ward aber 30 Schritt vor derselben durch eine von den Franzosen zur Deckung der Brücke in die Oder gemachte starke Verpfählung angehalten und mußte, von den Franzosen entdeckt und stark mit Kleingewehr beschossen, angezündet werden, während die Schiffer sich durch Schwimmen retteten. Gleich nach der Explosion griffen 4 Colonnen, jede zu 200 M., das Dorf an, wurden aber im Dorfe durch mehrere daselbst befindliche starke Verhaue sehr aufgehalten, während der Zeit die Franzosen ohne eine Vertheidigung sich hinter die stark verpalissadirte Brücke zurückzogen. Durch schwer Geschütz vertheidigt, wurden alle Angriffe auf diese Brücke vereitelt, die Häuser und Windmühlen aber in Brand gesteckt. Während dieses Gefechtes warf der Feind viel Leuchtkugeln und feuerte nach allen Richtungen. Am 3. Mai vertrieb ein Bataillon die Franzosen aus den Ruinen von Zerbau, und, um die Garnison zu ermüden, wurde sie alle Nächte durch kleine Abtheilungen allarmirt, die bis zu den Palissadirungen sich heranschlichen. Es traf das schlesische Landjägerkorps, 200 M. stark, unter Befehl des Forstmeisters von Rochow, beim Blokadecorps ein und that der feindlichen Artillerie sehr viel Abbruch.

Nach dem kürzlich eingegangenen Befehl des Königs sollte Glogau mit Ernst belagert werden und es kam zu dem Ende am 4. Mai der erste Transport Belagerungsgeschütz zu Wasser. Alle Vorbereitungen wurden getroffen und die Franzosen so eng eingeschlossen, daß sie für die Nacht ihre Vorposten bis in den bedeckten Weg zurückzogen. Bei Tage hielten sie aber noch einige Posten in den Ruinen von Zerbau und in dem coupirten Terrain vor der Sternschanze.

Um die Aufmerksamkeit des Feindes auf die Sternschanze zu ziehen, wurde in der Nacht zum 7. Mai, 300 Schritt vom Hauptwalle derselben, eine Tranchée eröffnet und durch einen Laufgraben mit den Ruinen von Zerbau, wo ein Piquet von 100 M., in Verbindung gesetzt. Mit Tagesanbruch beschossen die Franzosen diese mit Jägern besetzte Tranchée heftig, aber ohne Erfolg; den Nachmittag placirten sie dagegen 2 Geschütze auf der Insel, welche die Tranchée flankirte, und machten einen Ausfall mit 2000 M., 2 Kanonen, welche unter dem Schutz der Sternschanze mit Ueberle-

genheit die Tranchée angriffen und erstürmten. 2 preuß. Bataillone, aus Rekruten bestehend, und 2 Kanonen warfen den Feind nach einem harten Kampfe den Abend zurück, nicht ohne bedeutende Verluste. Am 15. trafen mehrere Landwehrbataillone beim Blokadecorps ein, wogegen 4 Reservebataillone zur Armee gingen. Während der Blokade der Festung hatte der Kampf der Verbündeten gegen Napoleon eine ungünstige Wendung genommen. Die Kanonade von Bautzen hörte man deutlich und schickte ein Kosakenregiment und 2 Schwadronen gegen Bunzlau vor. Die eintreffenden Nachrichten bewogen den General Schüler, für die Sicherheit des Belagerungsmaterials und der Vorräthe Sorge zu tragen, im Fall die Franzosen schnell vordringen sollten. Es ward Alles zu Schiff gebracht, auch zu Lande forttransportirt, so daß den 26. Mai, als der Befehl zur Aufhebung der Blokade eintraf, die Truppen sogleich abmarschiren konnten.

Capitulation 1814.

Die durch das Genie des Kaisers Napoleon schnell geschaffenen Streitkräfte, welche derselbe aus Deutschland und Frankreich gegen die Alliirten heranführte, nachdem vor wenig Monaten nur ein kleines Häufchen, mit Krankheit und Noth ringend, als die Reste seiner furchtbaren Armee aus Rußland zurückkehrte — waren den verbündeten Heeren Preußens und Rußlands zu überlegen; die Schlacht von Bautzen (s. d.) war unglücklich für diese ausgefallen und Napoleon hatte bereits einen großen Theil Schlesiens wieder gewonnen. Ein Waffenstillstand vom 5. Juni bis 16. Aug. 1813 trennte die streitenden Mächte und gab ihnen Zeit, sich mit Aufopferung aller Kräfte zum neuen Kampfe vorzubereiten. Schweden und Oestreich traten zu den Verbündeten über und die Heere nahmen solche Aufstellungen, wodurch Napoleon beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten schnell auf die Defensive geworfen wurde. Durch die Schlacht an der Katzbach, den 25. Aug. 1813, ward Schlesien von den Franzosen gänzlich befreit, und die Festung Glogau, welche bis so lange ganz ungestört in des Feindes Händen war, konnte von Neuem mit Nachdruck belagert werden.

Der franz. Commandant, Divisionsgeneral Laplane, hatte gleich nach Aufhebung der Blokade mit größter Thätigkeit gearbeitet, die Werke zu verbessern und zu vermehren, Lebensmittel aufzuhäufen, welche seiner noch 5000 M. starken Garnison den Unterhalt auf lange Zeit sicherten, indem er entschlossen war, sich auf das Kräftigste zu vertheidigen.

Im August schloß ein preuß. Corps von 13 Bat. (worunter 1 Bat. der schlesischen Landjäger), 4 Escadrone Landwehrcavalerie und 2 Batterien unter Befehl des Generalmajors von Heister, den Platz auf dem linken Oderufer ein, und wenige Tage später traf ein russisches Milizcorps von 31 Bat., 3 Batterien und 2 Kosakenregimentern, unter Befehl des Generalmajors Baron Rosen, zu gleicher Bestimmung auf dem rechten Ufer ein. Am 2. Septbr. machten die Franzosen einen heftigen Ausfall mit 1000 M. und 2 Kanonen, da die preuß. Landwehrcavalerie ihnen einen Transport von 700 Ochsen und deren 200 M. starke Bedeckung genommen hatte. Den 8. und 10. Septbr. wiederholten sie diese Ausfälle, um das Belagerungscorps zurückzudrängen, wurden indessen zurückgeworfen. Sie verloren an 800 Mann, aber auch die Belagerer hatten viele Verluste. Da dem ärmeren Theil der Einwohner der Stadt sehr bald die Lebensmittel mangelten, so wiesen die Franzosen im October 700 Nothleidende aus der Festung, verhielten sich aber eine lange Zeit sehr ruhig und hatten viel Abgang durch Desertion, indem oft 20 bis 30 M. täglich aus der Festung eintrafen. Den 10. Novbr. fiel der Feind abermals mit 1000 M. aus

und wurde mit Verlust zurückgetrieben. In diesem Gefechte blieb der preußische Oberst und Brigadecommandeur Graf Henkel. Den 28. Novbr. trieb der Commandant nochmals 1875 unglückliche Einwohner aus der Stadt, wodurch die aus derselben eingehenden Nachrichten sehr bestätigt wurden, daß die Einwohner durch Mangel großen Leiden unterworfen wären.

Die alliirte Armee hatte in diesem Zeitraume die schönsten Siege erfochten, und die Hoffnung des Entsatzes war so für die Franzosen verloren. Zur Schonung der sehr gedrückten Stadt und bei der Aussicht, den Feind durch die Zeit doch zur Uebergabe zu zwingen, ward, ungeachtet das nöthige Material leicht heranzuziehen war, keine förmliche Belagerung eingeleitet.

Theils um den Einwohnern in der Festung von den Fortschritten der Alliirten Nachricht zu geben, theils die Besatzung, aus verschiedenen Hilfstruppen zusammengesetzt, zur Unzufriedenheit zu reizen, warf man mittelst Raketen Zeitungen und Proclamationen — in einer Nacht 3000 Stück — hinein. Dies verfehlte den Zweck nicht. Die deutschen Truppen verweigerten den Dienst und drangen auf Entlassung, wodurch der Commandant genöthigt ward, den 24. Januar 1814, nach Einziehung der Wachen von der Sternschanze, der Wasserredoute und des Doms, 2 Bat. Frankfurter und 1 Compagnie sächsischer Artillerie, und den 26. zwei Bat. Kroaten und 1 Comp. Spanier, zusammen 2270 M., zu entlassen.

Den 29. Jan. war von beiden Seiten ein heftiges Geschützfeuer, und den 11. Febr. griffen die Preußen den Brückenkopf, das preußische und das Breslauer Thor an, wurden aber nach heftigem Gefechte abgeschlagen. Kleine Gefechte dauerten beinahe täglich fort, bis den 10. April 1814 in Jötschau eine Capitulation abgeschlossen ward, wonach die Garnison, noch 2400 Gesunde und 700 Kranke, das Gewehr strecken und freien Abzug nach Frankreich erhalten sollte, mit dem Beding, ein Jahr lang nicht gegen die Alliirten zu fechten. Den 16. April ward der Halbmond, der bedeckte Weg der Sternschanze und das Breslauer Thor von den Belagerern besetzt, den 17. übergab der Commandant die ganze Festung, das 151. franz. Linienregiment seine Adler und eine Fahne, und die ganze französische Besatzung marschirte ab.

(Nähere Nachrichten über diese Festung geben: Plan d. Festung, Fol., Leipzig; Plan der Belagerung von 1642; Theatr. Europ., 4. Theil, S. 887; Disposition des Erbprinzen von Anhalt-Dessau zum Sturm auf Groß-Glogau, 1741; Ungedruckte Nachrichten zur Geschichte der Feldzüge der Preußen, 1. B., S. 1.; Gaur, Belagerungsgeschichte der Festung Glogau, 1807, 8. Wiedereinnahme: von Plotho, Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 u. 14, 1. Thl, S. 234, 3 Thl., S. 503). B. K.

Glop nennt man auf der See einen engen Canal oder Durchgang zwischen zwei Felsen oder Bergen.

Glühende Kugeln, zum Anzünden brennbarer Gegenstände verwendet, haben eine viel sicherere und größere Wirkung als andere Brandgeschosse, weil sie eine größere Schußweite und mehr Genauigkeit rücksichtlich des Treffens gestatten, eine größere Percussionskraft besitzen und ihr Eindringen nicht, wie jene, dem Feinde durch den Brand 2c. verrathen. Man bedient sich derselben bei Belagerungen, ganz besonders aber von den Küstenbatterien.

Um die Kugeln rothglühend zu machen, bedient man sich am besten eines kleinen Reverberir- oder Zugofens, wo man bei zweckmäßiger Construction zu Erreichung dieses Zweckes bei 24℔gen Kugeln 10 Minuten, bei 12℔gen Kugeln 8 Minuten Zeit bedarf. Im Nothfalle gräbt man auch wohl nur ein Feuerloch in die Erde und legt einen eisernen Rost darüber,

wo aber alsdann zum Glühen der Kugeln bedeutend mehr Zeit erforderlich ist.

Beim Schießen mit glühenden Kugeln wird zuerst die Patrone eingeführt, auf diese ein trockner Heuvorschlag und dann ein zweiter gesetzt, welcher 12 bis 15 Minuten im Wasser gelegen hat und alsdann ausgedrückt worden ist. Nun wird das Geschütz gerichtet, die Kugel mit einer Zange vom Roste genommen und mit einem eisernen Löffel in die Seele gebracht, in welcher sie dann von selbst hinunterrollt, worauf das Geschütz abgefeuert wird. Will man sich aber des Kernschusses oder eines gesenkten Schusses bedienen, so muß auf die Kugel noch ein Vorschlag gesetzt werden, worauf man erst dem Rohre den erforderlichen Neigungswinkel giebt. Ueberhaupt beschleunigt man das Abfeuern nicht deßhalb, weil eine Entzündung der Patrone zu befürchten wäre, sondern weil die glühenden Kugeln die Seelenwände bronzener Geschütze sehr zerstören.

Ehedem glaubte man, die Ausdehnung der Kugeln beim Glühen betrage so viel, daß man genöthigt sei, Kugeln von kleinerem Kaliber anzuwenden; da aber neuere Versuche gezeigt haben, daß jene Ausdehnung nur 0,5 bis 0,75 Pariser Linien beträgt, so ist es mehr als hinlänglich, wenn man nur die kleinsten Kaliberkugeln dazu auswählt. H.

Gneisenau, August Wilhelm Anton, Graf Neidhart von, königlich preußischer Generalfeldmarschall, Ritter sämmtlicher preußischer und russischer Orden, des östreich. Marien Theresienordens 2. Klasse, Großkreuz des baierschen Militair- und des hannöverschen Guelfenordens, war am 28. Oct. 1760 zu Schilda in Sachsen geboren, wo sein Vater, ein östreichischer Hauptmann, in Winterquartieren stand. Nach dem frühzeitigen Tode seiner Aeltern erhielt er seine Erziehung in dem Hause seines Großvaters, der Artillerieoberst in Würzburg war, studirte dann in Erfurt, trat nach vollendeten Studien in die Militairdienste des Markgrafen von Ansbach-Baireuth und begleitete die markgräflichen Truppen nach Amerika, 1780, von wo er erst 1783 zurückkehrte. Im J. 1785 fiel Baireuth an das Königreich Preußen; Gneisenau trat mit mehreren seiner Kameraden als Lieutenant in preuß. Dienste und blieb à la suite in Potsdam bis zum Tode Friedrich's II. Hierauf zur niederschlesischen Füsilierbrigade versetzt, wurde er 1789 Hauptmann, stand in Löwenberg, Bunzlau und Jauer in Garnison und wohnte den Feldzügen 1793 und 1794 in Polen und 1806 dem Gefechte von Saalfeld bei. Hier legte er den ersten Grund zu seinem nachmaligen Ruhm. Als die ihm vorgesetzten Stabsofficiere in dieser unglücklichen Schlacht geblieben oder verwundet waren, führte er als Hauptmann den Rest seines Bataillons nach Schlesien zurück, wurde im November 1806 Major und formirte ein Brigadereservebataillon in Lithauen. Kurze Zeit nur brachte er in Königsberg zu, ward bald darauf zur Vertheidigung von Danzig gesendet und an die Stelle des Generals Lucadou Commandant des hart bedrängten Colbergs. Bei dieser Vertheidigung zeigte sich G's Talent und Entschlossenheit; seiner Umsicht haben die Preußen die Erhaltung dieser wichtigen Festung zu danken. Dafür beförderte ihn der König nach dem Tilsiter Frieden, 1807, zum Oberstlieutenant und später zum Obersten und Mitglied der Commission zur neuen Bildung des Heeres, dann zum Chef des Ingenieurcorps und Inspecteur der preußischen Festungen. Bei scheinbarer Verabschiedung wegen politischer Verhältnisse bekleidete G. von 1809 bis 1813 die Stelle eines Staatsrathes, arbeitete mit dem General Scharnhorst nach Kräften zur Vorbereitung eines neuen Krieges gegen Frankreich, machte in Aufträgen seiner Regierung mehrmalige Reisen nach Wien, Pe-

tersburg, Stockholm und London, und hatte die Freude, als geheimer Abgesandter, als welcher er wegen eines Bündnisses seines Staates mit England unterhandelte, beträchtliche Zusicherungen zu erhalten. Im J. 1813 kehrte er von England in sein Vaterland zurück, wurde Generalmajor und Generalquartiermeister des Blücher'schen Corps in Breslau und nach Scharnhorst's Tode zum Chef des Generalstabes des Feldmarschalls Blücher erhoben. Bei Beginn des Feldzuges 1813 zeichnete er sich durch den Rückzug von Lützen nach Schlesien aus, ward Generalgouverneur dieser Provinz und wirkte thätig zum Besten des Landes bei Organisation der Landwehr. Seiner Mitwirkung besonders verdankte Blücher den Sieg an der Katzbach (s. d.) und den Uebergang des schlesischen Corps über die Elbe bei Wartenburg, und bewirkte dafür, nachdem sich G. auch in der Schlacht von Leipzig auf's Neue ausgezeichnet hatte, dessen Beförderung zum Generallieutenant. Mit unermüdetem Eifer sehen wir G. bei der Einnahme von Paris das Seinige zu dem Ruhme der preußischen Waffen beitragen. Zu dankbarer Anerkennung seiner Verdienste erhob ihn der König in den Grafenstand und schenkte ihm eine bedeutende Domaine. Ruhig lebte nun G., der allgemeinen Achtung sich freuend, bis zum Wiederausbruche des Krieges 1815 in Berlin und ward nun von Neuem Chef des Generalstabes des Fürsten Blücher. Nach der verlorenen Schlacht bei Ligny (s. d.), 16. Juni 1815, brachte es G. vorzüglich mit rastlosem Eifer dahin, daß die alte Ordnung des Heeres wiederhergestellt wurde und daß dasselbe in der Schlacht von Waterloo mit dem bekannten Erfolge auftreten konnte. An beiden Tagen befand er sich, so wie sein Chef, in Lebensgefahr; 2 Pferde wurden unter ihm erschossen. Unermüdet verfolgte er nach der Schlacht von Waterloo den fliehenden Feind mit 2 Reiterregimentern und 1 Bat. Infanterie bis über Jemappe und Quatrebras und machte hier reiche Beute. Hierbei war es auch, wo des Kaisers Wagen mit allen Kostbarkeiten in die Hände der Verfolgenden fiel. Der König schenkte dem Grafen G. den erbeuteten schwarzen Adlerorden Napoleon's und ernannte ihn zum General der Infanterie. Zum zweiten Male ging G. mit dem Heere nach Paris, nahm an dem Friedensschlusse Theil und wurde commandirender General der Rheinprovinzen. Aber schon im folgenden Jahre fühlte er, daß seine durch die vielfachen Anstrengungen geschwächte Gesundheit einer nothwendigen Wiederherstellung bedürfe; er zog sich vom Dienste zurück und lebte, nachdem er die Bäder von Karlsbad und Teplitz gebraucht hatte, ruhig in dem Schooße seiner Familie auf seinen Gütern, bis ihn der König 1818 an Feldmarschall Kalkreuth's Stelle zum Gouverneur von Berlin, Mitglied des neuen Staatsrathes und Präsidenten der Sectionen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten berief. Am 18. Juni 1825 ward er zum Generalfeldmarschall erhoben; auch war er Chef des 9. (Colbergischen) Infanterieregiments. Als im J. 1831 die polnischen Angelegenheiten kräftige Maßregeln erheischten und das Eingreifen eines erfahrenen Mannes erforderten, der des Königs ganzes Vertrauen besaß, wurde ihm der Oberbefehl über die 4 östlichen Armeecorps des preuß. Heeres übertragen. Als solcher starb er zu Posen in seinem 71. Jahre am 24. Aug. 1831 an einer Lungenlähmung; nach Andern wurde er ein Opfer der Cholera. Die Armee legte auf Befehl des Königs 8tägige Trauer um den Verstorbenen an. Seine Thätigkeit, Umsicht und Ergebenheit für das königliche Haus hatten ihm das Vertrauen und die Liebe seines Monarchen, sein edles, wohlwollendes, jugendlich kräftiges und frohes Wesen die allgemeine Verehrung seiner Mitbürger erworben. In der Reihe der ausgezeichneten Talente und der schönen Charaktere, welche die neue

Zeit in ihren Ereignissen hervorgerufen hat, steht G. als einer der vorzüglichsten. Er hatte sich im J. 1796 verheirathet. Von seinen 7 Kindern dienen 2 Söhne in der preuß. Armee. C.

Gnomon, geometrisches; wenn man in einem Parallelogram ABCD eine Diagonale DB zieht und in solcher einen Punct E annimmt und durch diesen Punct zu jedem Paare parallel laufender Seiten eine Parallele zieht, so entstehen 4 Parallelogramme, und zwar 2, durch welche die Diagonale geht, und 2, durch welche sie nicht geht. Schneidet man nun eins der beiden Rechtecke, durch welche die Diagonale geht, heraus, so heißt der übrigbleibende Theil das Gnomon. Man findet diesen Ausdruck jedoch nur noch in alten mathematischen Werken. M. S.

Gnomon, arithmetisches, s. Progression, arithmetische.

Gnomon, s. Gnomonik.

Gnomonik heißt die Kunst, Sonnenuhren nach mathematischen Grundsätzen zu verfertigen. Bei diesen Uhren nennt man den Stift oder Zeiger, dessen Schatten die Stunden zeigt, das Gnomon. M. S.

Godoy, Don Manuel Alvarez de Faria, Herzog von Alcudia, siehe Alcudia.

Goldberg, an der Katzbach, Stadt von 6000 Einwohnern im Regierungsbezirke Liegnitz des Königreichs Preußen. 1427, nach der Vertreibung des Königs Korybut Jagiello aus Prag, ward es von den in Schlesien eingefallenen Hussiten mit Sturm genommen und geplündert.

Gefecht bei Goldberg, am 27. Mai 1813.

Bei dem Rückzuge der verbündeten russischen und preußischen Armee nach der Schlacht von Bautzen (20. und 21. Mai 1813) hatten die Colonnen des linken Flügels unter General Graf Wittgenstein am 25. Mai ein Lager bei Goldberg bezogen, das sich von Oberaue bis Kopatsch erstreckte. In Folge der Veränderung der Rückzugsrichtung, welche, statt von der Katzbach aus nach der Oder oder nach Breslau zu gehen, plötzlich gegen Schweidnitz eingeschlagen wurde, marschirten auch diese Colonnen am 27. Mai nach Jauer ab. Die russische Nachhut unter Generallieutenant Graf Pahlen behielt indessen die Stellung bei Goldberg besetzt. In der Stadt selbst war zwar nur ein Jägerdetaschement geblieben, aber hinter demselben, auf dem Burgberg und auf dem Nikolaiberg war eine vortheilhafte Aufstellung genommen worden, die durch eine zahlreiche Artillerie gesichert wurde. Früh 9 Uhr zeigte sich die Vorhut des franz. rechten Flügels (11. Armeecorps, Marschall Macdonald) auf dem Grimmenberge jenseits Goldberg. Es entspann sich eine Kanonade, die fast 2 Stunden dauerte. Um 11 Uhr ging eine franz. Abtheilung bei Oberaue durch die Katzbach und richtete ihren Marsch nach dem ¼ Stunde von der Stadt entfernten Wolfsberg, während franz. Dragoner in der Gegend des Flensberges die russische Reiterei angriffen. Dieser Angriff lief aber für die Franzosen nicht glücklich ab, indem das ukrainische Kosakenregiment dieselben warf und 4 Officiere und 100 Dragoner gefangen nahm. Indessen war durch diese Bewegung doch Goldberg umgangen worden und die russischen Jäger gezwungen, sich blänkernd aus dieser Stadt zurückzuziehen. Auch die Stellung auf dem Wolfsberg und auf dem Flensberg mußte deßhalb von den Russen geräumt werden, die sich auf dem Galgenberg und bei Rochlitz nochmals setzten, aber endlich unter fortwährendem Gefechte über Rochlitz und Prausnitz bis Hennersdorf zurückgingen.

(Der Krieg in Deutschland und Frankreich u. s. w. von C. von Plotho. 1. Thl. Berlin, 1817).

Treffen bei Goldberg, am 23. Aug. 1813.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes von Pleischwitz war der preußische General von Blücher (s. d.) mit der 95,322 M. starken schlesischen Armee gegen den Bober vorgerückt. Die franz. Armeecorps von Ney (3) und von Lauriston (5) hatten Liegnitz und Goldberg verlassen müssen und sich mit den Armeecorps von Macdonald (11), Marmont (6) und dem 2. Reitercorps (Sebastiani) am 20. Aug. hinter dem Bober vereiniget. Der Kaiser Napoleon kam aber mit den Garden und dem 1. Reitercorps (Latour-Maubourg) von Dresden aus schon am 19. Aug. in Görlitz an, traf am 21. Aug. im Lager von Löwenberg ein und befahl, sofort wieder angriffsweise zu verfahren. Es gelang den Franzosen auch, den Bober wieder zu überschreiten und am 21. und 22. Aug. die schlesische Armee bis an die Katzbach zurückzudrücken. Am 23. Aug. entsendete der Kaiser das 6. Armeecorps (Marmont), das 1. Reitercorps (Latour-Maubourg) und die Garden wieder nach Dresden zurück und gab, um die schlesische Armee in die vor dem 12. Aug. innegehabten Stellungen zurückzudrängen, dem Marschall Macdonald (11.) und dem Generallieutenant Graf Lauriston (5.) den Befehl, Goldberg zu nehmen. Er selbst verließ mit dem Marschall Ney diese Armee, gab das Commando derselben dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, und den Befehl des 3. Armeecorps dem Generallieutenant Graf Souham und eilte ebenfalls nach Dresden.

Die schlesische Armee hatte am 21. Aug. Abends folgende Stellung inne:

Das erste preuß. Armeecorps (Generallieutenant von York, 37,738 M.) bei Niedergrayn, dessen Reiterei bei Kossendau.

Das russische Corps des Generals Grafen Langeron (28,264 M.) bei Seichau; dessen Vorhut unter Generalmajor Rudczewitsch in und bei Goldberg.

Das russische Corps des Generallieutenants Baron Sacken (16,200 M.) bei Schmochowitz; Vorhut in Hainau.

General von Blücher, der von dem Abmarsch eines Theiles der franz. Armee unterrichtet war, wollte seiner Seits ebenfalls wieder angriffsweise verfahren und hatte deßhalb für den Morgen des 23. Aug. eine Bewegung auf das linke Ufer der Katzbach angeordnet. General Graf Langeron rückte von Seichau aus zwischen Prausnitz und Goldberg; seine Avantgarde unter Generalmajor Rudczewitsch verstärkte die preuß. Brigade, welche die Stadt, den Wolfsberg und den Flensberg besetzt hatte und stellte sich bei Oberau auf. Er selbst befand sich in der Nähe von Goldberg. Die 2. preuß. Brigade besetzte Rochlitz, ging über die Katzbach und deckte den russischen rechten Flügel. Der Generallieutenant Baron Sacken hatte den Befehl, mit seinem Corps nach Gröditzberg zu marschiren, um die Bewegungen des York'schen Corps zu maskiren. Ehe diese Bewegungen aber alle ausgeführt werden konnten, rückten das 5. und 11. franz. Armeecorps (Lauriston und Macdonald, 41,000 M.) zum Angriffe vor. Das Corps des Generallieutenants von York erhielt sogleich den Auftrag, die Brigade des Generalmajors Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz zu unterstützen, welcher Letztere seine Stellung so nehmen sollte, daß ihr linker Flügel sich an das Dorf Niederaue anlehne. Die franz. Division Gérard (31.) ließ jedoch Goldberg rechts und griff Niederaue an, noch ehe der Prinz von Mecklenburg seine Stellung ganz einnehmen konnte. Die Preußen vertheidigten das Dorf hartnäckig, aber das überlegene französische Feuer machte bald das preußische Geschütz unbrauchbar. 24 franz. Schwadronen des 2. Reitercorps (Seba-

stiani) griffen gleichzeitig die preußische Stellung an. Drei Mal wurden sie durch die preuß. Reiterei zurückgeworfen. Der Prinz von Mecklenburg gab in diesem Gefechte seiner Brigade ein schönes Beispiel persönlicher Tapferkeit. Er ergriff selbst eine Fahne, stellte sich an die Spitze eines Bataillons und führte die zu wanken beginnenden Truppen in's Gefecht zurück. Aber die Angriffe der Franzosen auf Goldberg, welches zwar 3 Bat. des 12. Reserveregiments unter Major v. d. Goltz ausgezeichnet vertheidigten und auf den Wolfsberg, der in einer Schlucht umgangen wurde, nöthigten die Preußen die Stadt zu räumen. Der russische Generalmajor Rudczewitsch ward aus Oberaue vertrieben und der General Graf Langeron in seiner Stellung auf den Höhen hinter Goldberg durch das 5. Armeecorps lebhaft angegriffen. Drei Mal schlug er die Franzosen zurück, bis endlich der Divisionsgeneral Rochambeau (19.) mit dem 135. Linienregimente die Hügel erstieg und die Russen zum Rückzug nöthigte. Die Brigade Rudczewitsch ward nun zur Arrièregarde des Generals Grafen Langeron. General v. Blücher gab den beabsichtigten Uebergang über die Katzbach auf und befahl Nachmittags 1 Uhr den Rückzug in der Richtung von Jauer. Das 1. preuß. Armeecorps ging bis hinter die wüthende Neiße bei Schlaup; die 8. Brigade bildete von Lösnig an, wo sie die 2. aufnahm und ablöste, die Nachhut. Von Schlaup aus retirirte das Corps noch bis Profen hinter Jauer, weil es dem General Grafen Langeron nicht gelungen war, sich in Hennersdorf zu behaupten. Dieser hatte beim Rückzug den linken Flügel der Armee gebildet, sich jedoch nicht halten können und war deßhalb ebenfalls bis Profen zurückgegangen. Seine Nachhut blieb aber in Hermsdorf und Peterwitz. Das russische Corps des Generallieutenants Baron Sacken war von dem 3. Corps (Souham) und dem Rest des Reitercorps Sebastiani ebenfalls angegriffen worden und unter beständigem Gefechte über Liegnitz, Hochkirch und Malitsch bis Profen zurückgegangen, wo es den rechten Flügel der verbündeten Armee bildete.

Die schlesische Armee hatte in dem Treffen bei Goldberg bedeutende Verluste erlitten, da die Gefechte sehr hartnäckig und die jungen preußischen Landwehren zwar sehr tapfer, aber auch noch ungeübt waren. Die Preußen schreiben das Mißlingen ihres Planes dem General Grafen Langeron zu, welcher den Befehlen des Generals von Blücher oft zuwiderhandelte und schon am 22. Aug. eigenmächtig zurückgegangen war, so daß die Armee am 23. die wichtigsten Puncte der Stellung bei Goldberg nicht mehr besetzen konnte, sondern in der Gewalt der Franzosen fand.

(Der Krieg in Deutschland und Frankreich, von C. von Plotho. 2. Theil. Berlin, 1817. — C. v. W. Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Berlin, 1824. 2 Thle. — Gesch. des Feldzuges von 1813 von Norvins. 2. Band. Darmstadt, 1833). E.

Goldnes Vließ. Dieser alte berühmte Orden, der sich 4 Jahrhunderte hindurch im höchsten Glanze erhalten hat und noch jetzt für den vornehmsten Ritterorden angesehen wird, verdankt seine Entstehung dem prachtliebenden Herzoge Philipp dem Guten von Burgund, welcher ihn bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der Prinzessin Isabella von Portugal zu Brügge am 10. Jan. 1430 zu Ehre der Jungfrau Maria und des Apostels Andreas stiftete. Der Ruhm der Kirche und die Verbreitung des katholischen Glaubens war, der Stiftungsurkunde zu Folge, der Zweck seiner Errichtung; auch soll der mächtige Herzog damals einen Kreuzzug nach Syrien beabsichtigt und seinen Rittern den Argonautenzug zum Vorbilde gegeben haben; daher der Name des goldnen Vließes. Der Herzog bestimmte

anfangs die Zahl der Ritter, sich selbst mit eingeschlossen, auf 25, später auf 31. Nach dem Tode Karl's des Kühnen von Burgund, 1477, ging die Würde des Oberhauptes, nach den Statuten vom 27. Novbr. 1431, auf den Erzherzog, nachherigen Kaiser Maximilian I., den Gemahl der Erbtochter, über. Karl V. vermehrte die Zahl der Ritter auf 51 und erhob den Orden zum ersten der Christenheit; er verlieh den Rittern große Privilegien; sie durften nur durch den König und ein Ordenscapitel gerichtet werden, hatten den Rang unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüte und genossen Freiheit von allen Abgaben. Schon früher hatten die Päpste den Orden feierlichst bestätigt, 1433 und 1516, und die Regenten der östreichisch=spanischen Linie, an welche die Großmeisterwürde nach Karl's V. Tode überging, suchten sein Ansehen immer noch zu vergrößern. Als die spanische Linie des Hauses Habsburg ausstarb, entspann sich, wie um die Länder, so auch um den Besitz der Großmeisterwürde des goldnen Vließes ein heftiger Streit zwischen den Kronprätendenten. Der Kaiser Karl VI. nahm, als er Spanien verließ, das Archiv des Ordens mit sich und hielt 1712 das erste Ordenscapitel zu Frankfurt a. M., (indeß vergab auch Philipp V. den Orden fortwährend), und es ist seitdem die Großmeisterwürde von Spanien, wie von Oestreich behauptet und der Orden von beiden Mächten ausgegeben worden, obgleich mehrmals und zuletzt noch beim Aachner Frieden, 1748, Vergleichsvorschläge von Seiten Frankreichs geschahen. Die Insignien beider Länder sind jedoch dieselben; auch die Statuten stimmen in der Hauptsache überein. Das Ordenszeichen besteht aus einem goldnen Widderfelle (Vließ) mit einem goldnen, blau emaillirten Feuerstahle darüber, auf welchem die Worte stehen: Pretium laborum non vile (Kein geringer Lohn der Arbeit). Es wurde früher beständig an einer aus goldnen Feuerstählen und Feuersteinen, aus denen Flammen springen, bestehenden Kette um den Hals getragen; allein Karl V. setzte an die Stelle dieser Kette für gewöhnlich ein rothseidenes Band. Die Ritter haben bei besondern Feierlichkeiten eine überaus prächtige Ordenskleidung von hochrothem Sammt, über welche ein purpurfarbener langer Mantel fällt; hierzu kommt noch eine purpurfarbige Sammtmütze. Alles ist auf's Reichste mit goldner Stickerei versehen, wobei die Feuersteine und Feuerstähle (die alte Devise des Hauses Burgund) nicht fehlen.

Der Großmeister ist in der Zahl der aufzunehmenden Ritter nicht beschränkt; doch müssen alle Ritter katholisch sein; auch sollen sie neben dem goldnen Vließe keine andern Orden annehmen und tragen; doch wird stets von letzterer Vorschrift dispensirt. Die Ertheilung des Ordens an einen Protestanten kann nur mit päpstlicher Dispensation erfolgen. Trotz der großen Menge von Orden, welche unsere Zeit entstehen sah, behauptet das goldne Vließ immer sein hohes Ansehen und wird im Verhältnisse zu andern Hausorden ziemlich sparsam verliehen. Die Beamten in Oestreich sind: ein Ordenscanzler, ein Schatzmeister, ein Greffier und ein Wappenkönig. (Polit. Journal von 1818, Octbr. — Ordensalmanach von Gottschalk, 1819. 3. Abthl.).

Orden der 3 goldnen Vließe. Am 15. Aug. 1809 stiftete der Kaiser Napoleon den Orden der 3 goldnen Vließe, gleichsam als Vereinigungspunct der höchsten Auszeichnungen. Der Orden bestand aus 3 Klassen: 100 Großrittern, 400 Commandeuren und 1000 Rittern. Die erste Klasse sollte nur denen Generalen verliehen werden, welche in einer offenen Feldschlacht oder bei einer Belagerung en chef commandirt hatten; die zweite demjenigen Hauptmanne oder Lieutenant jedes Regiments einer sogenannten

großen Armee, welcher als der Bravste des Regiments bezeichnet worden war; die dritte endlich dem bravsten Unterofficier oder Soldaten. Eben so sollten auch die Adler der Regimenter der großen Armee mit diesem Orden geziert werden.

Außerdem konnten den Orden erhalten: die Großwürdenträger, die Minister, wenn sie 10 Jahre das Portefeuille geführt hatten; die Staatsminister nach 20jähriger Dienstleistung, und die Söhne und Enkel der Marschälle, wenn sie sich in ihrer Carrière ausgezeichnet hatten; außer diesen Personen befähigte nur der Kriegsdienst und 3 empfangene Wunden zur Ernennung. Selbst die Prinzen vom Geblüte mußten einen Feldzug gemacht oder 2 Jahre gedient haben; nur der Kronprinz war gebornes Mitglied. Dieser Orden ist indessen niemals vergebens worden; nur der Ordenscanzler und der Ordensschatzmeister waren ernannt. (Almanac impérial de France). B.

Golymin und **Pultusk**. Ersteres ein Dorf zwischen der Wkra und dem Narew, letzteres kleine Stadt am linken Ufer des Narew.

Schlachten vom 26. December 1806.

Die franz. Armee drängte Ende December 1806 die russischen Truppen über die Weichsel zurück und überschritt dieselbe. Der Fürst Gallizin mit 17,000 M. (die Division Doctorow, ein Theil der Divisionen Gallizin und Sacken) wandte sich nach Golymin, der General Benningsen mit 40,000 M. (die Division Ostermann, Sedmoradzki, der größte Theil der Divisionen Gallizin und Sacken), ungefähr 60 Bataillone, 90 Escadrone und 10 Batterien, zog sich nach Pultuk zurück und nahm dort eine Stellung. Er stellte hier seine Truppen in 2 Treffen auf dem Plateau, welches auf dem rechten Narewufer vor Pultusk liegt. Sein rechter Flügel, der sich bis Moscyn ausdehnte und vor sich ein starkes Gebüsch hatte, wurde von Ostermann befehligt. Der linke Flügel unter dem General Sacken lehnte sich an die Stadt und das rechte Narewufer an. Die Cavalerie war auf beiden Flügeln gleich vertheilt; ein Theil derselben stand in Reserve hinter dem zweiten Treffen. Außerdem waren 20 Bataillone, 6 Escadrone unter dem General Bagavout zur unmittelbaren Vertheidigung der Stadt bestimmt und vor derselben aufgestellt; 12 Bataillone und 6 Escadrone hielten unter Barclay de Tolly das Gehölz vor dem rechten Flügel besetzt. Die Artillerie war längs der Front auf den vortheilhaftesten Puncten vertheilt. Der Marschall Lannes war am 24. und 25. bei Okunin über den Bug gegangen und traf am 26. dem russischen Heere gegenüber bei Pultusk ein. Sein Corps bestand aus den Divisionen Suchet und Gazan; später erschien die Division Gudin vom Davoust'schen Corps auf dem Schlachtfelde, so daß die Franzosen nach ihren Berichten 30 Bataillone, 26 Escadrone stark waren. Nachdem Marschall Lannes die Stellung der Russen recognoscirt, stellte er sein Corps ebenfalls in 2 Treffen auf, die Division Suchet im ersten, die Division Gazan im zweiten. Die Artillerie stand, da der linke Flügel für sie nur wenig praktikables Terrain darbot, auf dem rechten Flügel und dem Centrum; der Erdboden war durchweicht und starkes Schneegestöber bot an diesem Tage den beiderseitigen Truppen große Hindernisse dar. Der rechte Flügel der Franzosen, unter dem General Claparède, begann den Angriff gegen den General Bagavout, wurde aber, als Benningsen demselben Verstärkung geschickt, von den Russen zurückgedrängt; als aber der General Wedel, der die Brigade des franz. Centrums befehligte, mit einer Rechtsschwenkung die Russen angriff, sahen diese sich nach hartnäckigem Gefecht gezwungen, in ihre frühere Stellung zurückzugehen. Während dessen griff General Suchet das morastige Gehölz an, welches den rechten Flügel der

Russen deckte; auch hier währte das Gefecht mehrere Stunden, ohne daß Barclay de Tolly zur Räumung des Gehölzes vermocht worden wäre. Die Schlacht hatte 3 Stunden gewährt und nichts Wesentliches hatte sich in den beiderseitigen Stellungen geändert, als die Division Gudin unter dem Befehl des Generals d'Aultanne (Chef des Generalstabes vom Davoust'schen Corps) auf dem Schlachtfelde erschien und in der rechten Flanke der Russen auf dem Wege von Strezegoczin debouchirte. Ostermann zog sogleich seine Truppen aus Moscyn, bildete eine Flanke und besetzte den Kamm der Höhe vor dem Dorfe. Aultanne marschirte, sobald er Moscyn passirt, auf und griff mit schräger Front die Russen an. Ihr erstes Treffen ward durchbrochen; doch stellte eine russische Reserve das Gefecht wieder her. Unterdeß war die Dunkelheit hereingebrochen und Aultanne und Suchet hatten ihre Vereinigung noch nicht vollständig bewirkt. Dies benutzten die Russen und drangen in der Intervalle gegen den rechten Flügel der Division von Gudin vor und richteten dort große Verwirrung an. Suchet eilte mit einigen Bataillonen dem General Aultanne zu Hilfe und zwang die Russen, nach blutigem Gefechte in ihre frühere Stellung zurückzukehren. Die Nacht war unterdeß hereingebrochen und die franz. Truppen bezogen den Russen gegenüber ihren Bivouak. Lannes befahl zum folgenden Tage einen neuen Angriff; Benningsen aber glaubte, ein Defilé im Rücken, keinen zweiten zweifelhaften Kampf bestehen zu dürfen und gab Befehl zum Rückzug. Gegen Mitternacht marschirte die russische Armee links über die Brücke von Pultusk nach Ostrolenka ab. Die Russen verloren in diesem Gefecht 2000 M. Todte, 1500 Blessirte und 2000 Gefangene, außerdem 12 Kanonen; die Franzosen 600 Todte und 1500 Verwundete. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu.

In Golymin hatte der Fürst Gallizin einen Theil der Division Gallizin und Sacken (zur Armee Benningsen's gehörig) und die Division Doctorow (zur Armee Buxhöwden gehörig), in Summe 28 Bataillone und 48 Escadrone vereinigt. Der Marschall Augereau, dessen Corps durch 2 Brigaden leichter Cavalerie verstärkt war, hatte am 24. die Wkra überschritten, erreichte am 26. das Dorf Ruskowo und stand so im Angesichte der Russen, die sich rechts von Golymin aufgestellt hatten. Augereau schob sogleich eine Brigade gegen die Russen vor und ließ eine zweite in Ruskowo stehen, um nicht in seiner linken Flanke überflügelt zu werden, und dirigirte zu gleicher Zeit 2 Brigaden (Division Hendelet) links nach Watkowo und zwischen diesem Orte und Golymin. Das Dorf Watkowo wurde von den Russen genommen; allein Gallizin stellte ihnen Artillerie und Cavalerie entgegen und hinderte sie am weitern Vordringen. Die 2. Brigade des Corps von Dessardin avancirte, um die russische Batterie zu nehmen; sie begann ein heftiges Gewehrfeuer mit der russischen Infanterie; allein das sumpfige Terrain, hinter welchem die Russen standen, hielt sie vom weitern Vorgehen ab. Die Nacht unterbrach den Kampf; die Russen lagerten auf der Straße von Chisanow nach Novemiasto.

Während Augereau mit dem rechten Flügel der Russen im Gefecht verwickelt war, erreichte der Großherzog von Berg mit einem Theil seiner Reservecavalerie Czarnowo, ½ Meile von Golymin, und die Kosaken, von der franz. Avantgarde vertrieben, zündeten das Dorf an. Mit dem Prinzen Murat stieß in Czarnowo die leichte Cavalerie vom Corps Davoust's unter General Marulaz zusammen (sie hatte am 25. in Strezegoczin bei der Verfolgung der Russen sich 26 Kanonen und 300 Munitions- und Trainwagen bemächtigt, die im Schmuz stecken geblieben waren).

Die vereinigte Cavalerie formirte sich in Schlachtordnung, parallel der russischen Cavalerie, die sich vor dem Walde, der zwischen Czarnowo und Golymin liegt, aufgestellt hatte; die Russen aber zogen ab, ohne eine Attaque abzuwarten und deckten ihren Rückzug durch im Walde aufgestellte Infanterie. Davoust, der seiner Avantgarde gefolgt war, langte in diesem Augenblick mit 2 Divisionen Infanterie (Morand und Friant) auf dem Schlachtfelde an. Die Division Morand griff sogleich in Colonne den Wald an; die Russen vertheidigten sich rühmlich, mußten aber endlich nach blutigem Kampfe denselben räumen. Davoust detaschirte zu dieser Zeit eine Brigade rechts nach dem Wege von Golymin nach Pultusk, um Gallizin von jeder Verbindung mit Benningsen abzuschneiden. Der Fürst Gallizin concentrirte jetzt seine Infanterie in Golymin; von der rechten Seite war ein Angriff fast unmöglich, und die Zugänge links deckte er durch seine Cavalerie. 2 franz. Dragonerregimenter unter dem General Rapp griffen die russische Cavalerie an, welche sich hinter ihre Infanterie zurückzog; die Dragoner attaquirten nun die russische Infanterie, geriethen aber in Sumpf und verloren viele Leute durch das russische Infanteriefeuer. So stand das Gefecht, als auch hier die Nacht hereinbrach. Gallizin war in Golymin von den Franzosen von 3 Seiten umfaßt und benutzte die Dunkelheit, sich auf der Straße über Makow nach Ostrolenka zurückzuziehen. Die Russen hatten einen ganzen Tag lang den Angriff einer überlegenen Streitmacht zweier franz. Corps ausgehalten, wobei man aber den Umstand erwähnen muß, daß die Franzosen bei dem raschen Vordringen der schlechten Wege halber ihre Artillerie zurückgelassen hatten und Gallizin 2 Batterien zu seiner Verfügung hatte; der Verlust war auf beiden Seiten gleich. Am 27. besetzte Augereau das Dorf Golymin, Davoust nahm seinen Bivouak parallel mit der Straße von Golymin nach Pultusk; der rechte Flügel lagerte bei Osiecka. Murat verfolgte den Feind mit seiner leichten Cavalerie und hatte mit der russischen Arrièregarde bei Makow ein lebhaftes Gefecht.

So waren die beiden russischen Generale am 26. aus ihrer Stellung am rechten Ufer der Narew verdrängt. Bennigsen zog sich über Ostrolenka nach Nowogorod zurück und ließ sein Corps in der Umgegend cantoniren. Der Fürst Gallizin, mit seinem Obergeneral Burhöwden vereinigt, nahm sein Hauptquartier in Klein=Ploß. Beide Gefechte beendeten den Feldzug von 1806; denn auch die Franzosen bezogen Winterquartiere. (S. Mathieu Dumas, Campagnes 1806 et 1807, 17 Theile. In diesem Werke befinden sich auch 2 Plane dieser Schlachtfelder, worauf indessen die Truppen nicht angegeben sind. — Both, Beleuchtung der Schlacht von Pultusk). W.

Golz, Graf von der, königlich preußischer Generallieutenant, Ritter mehrerer Orden, war der Sohn des 1816 verstorbenen Generallieutenants Grafen von der Golz und folgte in der frühesten Jugend dem Beispiele seines Vaters, indem er in das 8. Husarenregiment, welches später den Namen Blücher führte, eintrat. In den Rheinfeldzügen zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt auch den Militairverdienstorden. Die Armeeliste vom Jahre 1806 führt den Grafen Golz als Rittmeister und Adjutanten des Generals Blücher auf. Die vielseitige Bildung, durch welche sich Golz stets ausgezeichnet hatte, verschaffte ihm 1809 die diplomatische Stelle als Geschäftsträger am Hofe zu München; im folgenden Jahre ward er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister daselbst. Als im Anfange des Jahres 1813 aber der König von Preußen sich an Rußland anschloß, mußte Golz seinen Gesandtschaftsposten verlassen und trat wieder in die Reihen der Armee ein; er ward als Major Adju=

tant des Generals Blücher; nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes war er bereits Oberster. In dem nicht unbedeutenden Wirkungskreise des Grafen Golz entwickelte derselbe eine ungemeine Thätigkeit und Umsicht, so wie ihn auch kalte Besonnenheit, verbunden mit glänzendem Muthe, auszeichnete. Es konnte nicht fehlen, daß er bei allen Gelegenheiten rühmlichst genannt wurde; die Beförderung zum Generalmajor und die Verleihung mehrerer Orden belohnten die Verdienste des Grafen Golz. Nach wiederhergestelltem Frieden mit Frankreich ward der General Golz zum preuß. Gesandten in Paris ernannt, einige Zeit darauf zum Generallieutenant und Ritter des rothen Adlerordens erster Klasse. Auch auf dem neuen und schwierigen Posten erwarb er sich den Beifall seines Monarchen und des französischen Hofes, und um so mehr ward sein am 3. Octbr. 1822 erfolgter Tod bedauert. (S. Zedlitz, Staatskräfte der preuß. Monarchie. 3. Band). F. W.

Gondi, Philippe Emanuel de, Graf von Joigny, Marquis de l'Isle d'Or, General der Galeeren in Frankreich und später Priester des Oratoriums. Ein Sohn des Marschalls Albert de Gondi, Herzogs von Retz, war er 1581 zu Limoges geboren. In seiner Jugend glänzte er durch ritterliche Eigenschaften, Körpergewandtheit 2c. am Hofe Heinrich's IV., dessen besonderer Gunst er sich erfreute. Nach dem 1602 erfolgten Tode seines Vaters bestätigte ihn der König in der Würde eines Generals der Galeeren, welche gewissermaßen in der Familie Gondi erblich war, und ernannte ihn zum Generallieutenant des levantischen Meeres und Gouverneur der Provence. 1619 mußte er einen Kreuzzug gegen die Barbaresken unternehmen. Mit 7 Galeeren stach er von Marseille aus in See und vernichtete die Flotille des gefürchteten Seeräubers Soliman Raïs, worauf er das mittelländische Meer von den algierischen Korsaren reinigte. Die königlichen Orden des heiligen Geistes und des heiligen Michael waren ein Beweis der Zufriedenheit seines Monarchen. 1621 verließ er mit 10 Galeeren das mittelländische Meer und verstärkte mit denselben die Flotte des Herzogs von Guise vor Rochelle. Vom 26.—28. Octbr. fand ein dreitägiges Seetreffen zwischen der combinirten königlichen Flotte und der von Rochelle bei der Insel Rhé statt; G's Theilnahme trug wesentlich zur Erlangung des Sieges bei. 1627 war er abermals mit dem Herzog von Guise vor la Rochelle, in dessen Nähe die Engländer und Hugenotten die Martinsschanze auf der Insel Rhé belagerten, und zwang dieselben, sich am 6. Novbr. wieder einzuschiffen und die Belagerung aufzuheben. Die Engländer erlitten bei dieser Gelegenheit bedeutende Verluste, aber auch der Galeerengeneral G. ward verwundet.

Nach dem Tode seiner Gemahlin legte Philipp Emanuel de Gondi seine Stelle als General der Galeeren nieder, welche sein Sohn Pierre übernahm, und widmete sich dem geistlichen Stande. Noch während seiner Dienstzeit hatte er schon auf Verbesserung des Schicksals der Galeerensclaven hingewirkt, wobei ihn der Erzieher seiner Söhne, Vincent de Paule, in seinen menschenfreundlichen Bemühungen unterstützte. Als Geistlicher trat er in den Orden der Priester des Oratoriums und wäre fast General desselben geworden, wenn er nicht in dem Cardinal Richelieu einen persönlichen Feind gehabt hätte. Dieser bewirkte sogar, daß der Pater Gondi 1641, unter dem Vorwande, mit dem Grafen Louis de Soissons eine staatsverbrecherische Verbindung gehabt zu haben, verhaftet und nach Lyon verbannt wurde, woselbst er bis zum 1642 erfolgten Tode des Ministers blieb. Obwohl er keinen Theil an den Cabalen seines Sohnes, des Cardinals von

Retz hatte, mußte er doch 1653 gleich demselben die Ungnade des Cardinals Mazarin ertragen und ward nach seinem Gut Villepreux verwiesen. Später zwang ihn der Cardinalminister nach Clermont in der Auvergne in's Exil zu gehen. Hier blieb er 5 Jahre, streng von der Welt getrennt, und ward nicht eher nach Paris zurückberufen, bis sein Sohn, der Coadjutor des dortigen Erzbisthums, 1661 vom König wieder in Gnaden aufgenommen worden war. Der Pater Gondi zog sich nun auf sein Schloß zu Joigny zurück, widmete seine letzten Tage der Buße und dem Gebete, und starb am 29. Juni 1662 zu Paris. (Mémoires du cardinal de Retz. — Biographie universelle. tome 18). E.

Gonfaloniere, Bannerherr, Venner, Titel der obersten Magistratspersonen in mehreren der vormaligen italienischen Republiken, z. B. in Florenz, Siena, Lucca u. s. w. In der letzteren Stadt erlosch diese Würde erst 1799. Gonfalionere della chiesa nannte man im Mittelalter die Oberfeldhauptleute der päpstlichen Truppen. In spätern Zeiten war diese Benennung ein Ehrentitel der Herzoge von Parma. E.

Gönülli — Ghönüllü, Gionüllü — Narren, Beherzte (vermuthlich aus dem arabischen Gianon oder Gionun, Raserei, Ungestüm), war ein den Delis (s. d.) ähnliches türkisches Corps. Es bestand aus berittenen Freiwilligen, die in Kriegszeiten, nur auf Beute und Belohnung rechnend, umsonst dienten und ihrer Verwegenheit halber zu den kühnsten Unternehmungen gebraucht wurden. Jetzt werden die Gönülli nur aus den Grenzbewohnern zur Bewachung der Grenzplätze genommen. Ihr Oberst heißt Gönülli Agassi. Bei öffentlichen Aufzügen gehören 30 solche Beherzte zum Hofstaat des Großveziers. Sf.

Gonzaga, Giovanni Francesco I., erster Markgraf von Mantua, ein Sohn Francesco's II., Herrn von Mantua, war 1390 geboren. Nach dem am 8. März 1407 erfolgten Tode seines Vaters übernahm Carlo Malatesta, Herr von Rimini, sein Oheim, ein in Italien als Krieger, Regent und Beschützer der Künste gleich geachteter Fürst, die Vormundschaft über den minderjährigen Giovan Francesco, verheirathete ihn 1410 mit Paula Malatesta und verband ihn dadurch immer mehr mit seinem einflußreichen Geschlechte. Giovan Francesco begann seine militairische Laufbahn in den Kriegen, welche die verschiedenen kleinen Tyrannen und die einander feindlichen Parteien der Guelfen und Ghibellinen (s. d.) damals in der Lombardei stets kampfgerüstet hielten. Die Liebe zu seinen Unterthanen veranlaßte ihn, um seiner Kriegslust nachkommen zu können und gleichzeitig seinem kleinen Staate einige Bedeutung zu verschaffen, ohne ihm die Schrecknisse der Kriegsunruhen zu bereiten, bald auswärtigen Staaten unter berühmten Bandenführern zu dienen, bald selbst als Condottiere Dienste zu nehmen. So folgte er 1416 dem Carlo Malatesta in dessen Kriegszug gegen Braccio da Montone (s. d.) zur Befreiung Perugia's, unterlag aber, gleich seinem ehemaligen Vormund, der Uebermacht jenes mächtigen Condottiere. Der unersättliche Ehrgeiz des Herzogs von Mailand, Philippo Maria Visconti, welcher in einem langwierigen Kampfe der Republik Florenz fast den Untergang bereitet hatte, veranlaßte 1425 Venedig, eine Liga zu Stande zu bringen, der G. Francesco beitreten mußte, wenn er nicht ebenfalls ein Opfer der mailändischen Vergrößerungssucht werden wollte. Er und Niccolò d'Este, Markgraf von Ferrara, trugen nicht wenig zur Beschleunigung der Kriegserklärung bei. Francesco Carmagnola (s. d.), Oberbefehlshaber der Venetianer und der Bundestruppen, fiel in's Mailändische ein. Während dieser (am 14. März 1426) die Stadt Brescia wegnahm, drang G. Francesco mit 3000 Reitern im brescianischen Gebiete vor, um die darin liegenden Schlös-

ser zu erobern. Der größte Theil derselben übergab sich ihm freiwillig. Der Herr von Mantua begab sich nun mit 400 Glaiven vor Brescia, dessen Forts noch von Carmagnola belagert wurden. Hier schlug er mit diesem im Mai die Entsatzversuche des Guido Torelli zurück, worauf im Spätherbst die Forts sich an die Verbündeten ergeben mußten. Philippo Maria Visconti ward genöthigt, am 30. December 1426 einen für sich sehr unvortheilhaften Frieden mit der Liga einzugehen. Er brach denselben indessen bereits im nächsten Jahre und rückte feindlich in's Mantuanische ein. G. Francesco focht wieder auf der Seite der siegreichen Venetianer. Die Schlacht von Brescello (s. d.) und der Sieg bei Maccalo (11. Octobr. 1427), zwangen die Mailänder zu einem neuen Friedensschluß (am 18. April 1428). Bei dem letzten Siege hatte G. Francesco seinen frühern Vormund und Schwager C. Malatesta gefangen genommen. 1431 begann der dritte Krieg zwischen Mailand und Venedig. Nach Carmagnola's am 5. Mai 1432 verrätherisch herbeigeführter Hinrichtung übernahm G. Francesco seine Stelle als Feldhauptmann. Es war dies eine schwierige Aufgabe, da nach dem Ableben eines Condottiere die Truppen gewohnt waren, sich zu zerstreuen; nächstdem hier zu fürchten stand, daß dieselben den Tod ihres geliebten Anführers rächen möchten. Der Herr von Mantua konnte selbst diesen politischen Mord des ihm befreundeten Feldherrn nicht billigen und beschloß, den Feldherrnstab nicht lange zu behalten, da ihm das traurige Ende des viel berühmteren Carmagnola ein zu nahes Beispiel der republikanischen Undankbarkeit darbot. Er fand das Heer 9600 Reiter, 8000 Mann Fußvolk, 800 Schützen und nächstdem noch 6000 Mann Landmiliz und Parteigänger stark, unternahm jedoch nichs Bedeutendes. Nur Castel Montelopio und Soncino wurden erobert. Giovan Francesco erlangte in diesem Jahre von dem in Italien anwesenden Kaiser Sigismund den Titel eines Markgrafen von Mantua durch Zahlung von 12,000 Goldgulden und begründete durch diese Anerkennung gewissermaßen die Legitimität des Hauses Gonzaga im Besitz von Mantua, der sich bis dahin auf eine Usurpation seines Urgroßvaters Ludovico I. gegründet hatte. Am 7. April 1433 ward durch den Frieden von Ferrara auch der 3. mailändisch-venetianische Krieg beendigt. Die Mailänder mußten alle im Mantuanischen gemachten Eroberungen an Giovan Francesco zurückgeben. 1436 übernahm derselbe nochmals den Oberbefehl der Truppen des mit der neuen Republik Genua verbündeten Venedigs. Mit 7000 Reitern und 5000 Mann zu Fuß rückte er in's Mailändische ein und blieb daselbst den Winter über bis zum März 1437. Er erlitt jedoch bei Medolazzo einen kleinen Verlust, zog sich darauf in's Bergamaskische zurück, verließ dort plötzlich mit 400 Reitern das Heer, dessen Oberbefehl er an Gattamelata von Narni übergab. Das Mißtrauen des venetianischen Senats, die Anmaßung der Proveditoren und die Treulosigkeit, mit welcher von Republiken in der Regel die besten Dienste belohnt werden, entfernten ihn von der Verbindung mit Venedig. Ja er trat sogar, nachdem sein früherer Contract mit der Republik abgelaufen war, im Sommer 1438 ganz auf die Seite des Herzogs von Mailand und ließ seine Truppen zu denen des Piccinino stoßen. Er selbst fiel verwüstend in's Venetianische ein und eroberte Nogarola. Die Venetianer erklärten sein Benehmen für Verrath und schickten Loredano mit einer Flotille auf den Po zur Bezwingung der mantuanischen Orte, während Gattamelata die Mantuaner aus dem Veronesischen vertreiben mußte. Der Markgraf von Mantua ließ aber schnell im Mantuanischen und Ferraresischen die Eindeichungen des Po durchstechen, so daß Loredano kaum so viel Wasser fand, um den Po abwärts entkommen zu können. — Die beiden größten Feldherren der damaligen Zeit, Piccinino und Francesco Sforza, standen

sich in dem folgenden Feldzuge gegenüber. Ersterer und G. Francesco siegten am 26. Septbr. 1439 über die Venetianer bei Maderno, in welcher Schlacht die venetianische Flotille auf dem Gardasee gänzlich vernichtet wurde; dagegen schlug Francesco Sforza die Verbündeten am 9. November bei Tesi, wo sie ihm in einem Engpaß den Weg nach Brescia hatten versperren wollen. Wenige Tage nach dieser Niederlage hatte jedoch Gonzaga einen andern Vortheil erlangt und Verona durch Ueberfall genommen, und würde sich auch in dieser Stadt behauptet haben, wenn es Sforza nicht gelungen wäre, in die noch von den Venetianern besetzt gehaltenen Castelle frische Truppen zu bringen. 1440 focht Piccinino größtentheils im Toscana'schen, und Gonzaga stand Sforza allein gegenüber, dem er allerdings weder an Feldherrntalenten, noch an Truppen gewachsen war. Er hielt für's Erste die Minciouübergänge besetzt, um zu verhindern, daß die Venetianer Brescia mit Lebensmitteln versehen konnten. Sforza drängte ihn aber im Juni bis an den Oglio zurück und schlug die Mailänder am 14. Juni bei Orci. Der Markgraf von Mantua konnte es nun nicht verhindern, daß die Venetianer ihm nicht allein seine Eroberungen im Veronesischen abnahmen, sondern auch einen großen Theil seiner eigenen Ortschaften, unter andern Peschiera, besetzten. So kam es denn, daß bei dem am 20. November 1441 zu Stande gekommenen Frieden der Markgraf von Mantua das gewöhnliche Loos eines schwächern Bundesgenossen hatte, indem der Herzog von Mailand es gestattete, daß Venedig sich auf Mantua's Kosten vergrößerte und dessen Grenzen gegen die Republik auf den Status quo vor dem Kriege festgesetzt wurden. Giovan Francesco mußte auf diese Weise 7 Städte abtreten. — Den Rest seines Lebens lebte der Markgraf von Mantua in Ruhe und starb am 24. Septbr. 1444. Von seinen vier Söhnen folgte ihm Ludovico in der Regierung. (Lebret, Geschichte von Italien, Bd. VII. — Sanuto, Istoria di Venezia: vita di Fr. Foscari ecc. — L. A. Muratori, Annali d'Italia. Deutsch, Leipz. 1750. 9 Bd. — Sismondi, histoire des républiques italiennes etc. vol. VIII.) E.

Gonzaga, Ludovico III., genannt der Türke, Markgraf von Mantua, geb. 1414, Sohn Giovan Francesco's I. Ein Zögling von Vittorino di Feltre, war er gleich berühmt als Mäcen und Beschützer der Gelehrten, wie als tapferer Krieger und unternehmender Condottiere. Während des Lebens seines Vaters wohnte er mit diesem einem Theile der Kriege, die damals in Oberitalien die Eifersucht Venedigs und Mailands angefacht hatten, bei. 1436 aber, während sein Vater noch die Heere der Venetianer anführte, war er schon in die Dienste des Herzogs von Mailand getreten, um das Haus Gonzaga für alle Fälle sicher zu stellen, ward aber 1437 von Francesco Sforza gefangen genommen und trat später mit diesem in den Sold der Republik Florenz. 1444 nach dem Tode Giovan Francesco I. Gonzaga's (s. d.) maßte er sich, gegen den damaligen Gebrauch, den größten Theil der hinterlassenen Ländereien seines Vaters an, dem er ohnehin als ältester Sohn im Markgrafthum Mantua selbst folgte, und ergriff in den fortdauernden Händeln zwischen Mailand und Venedig die Partei der letztern Republik. Sein Bruder Carlo Gonzaga, der von der Erbschaft nur Buzzolo erhalten hatte, ward von ihm aller übrigen Ansprüche für verlustig erklärt und trug nun, um sich an ihm zu rächen, seine Dienste dem Herzog von Mailand an. — 1447 nach dem Tode des letzten Visconti entbrannte auf's Neue ein Krieg zwischen Mailand und Venedig. Ludovico Gonzaga war mit der letzteren Macht verbunden. Die Waffen der Venetianer waren aber unglücklich. Francesco Sforza, damals noch ein Verbündeter der nur kurze Zeit dauernden Republik Mailand, schlug die venet. Flotte am 17. Juli bei Casalmaggiore auf dem Po und die verbün-

deten Mantuaner und Venetianer am 14. Septber bei Caravagglo (s. d.); Ludovico schloß daher, als Sforza, mit Venedig versöhnt, die guelfisch-republikanische Partei in Mailand unterdrückt und sich der herzoglichen Würde bemächtigt hatte, sich demselben ebenfalls an. Sein Bruder Carlo, der während der Volksherrschaft in Mailand daselbst die Würde eines Capitano del popolo übernommen gehabt, wollte sich nun auch mit Sforza versöhnen. Dem Herzog von Mailand und Ludovico gelüsteten aber nach seinen Besitzungen; man nahm Carlo unter dem Vorwand der Verrätherei gefangen, und nur mit großer Gefahr gelang es ihm, nach Venedig zu entkommen, dem er nun, dem Hasse gegen seinen Bruder treu, seine Dienste widmete. Venedig fürchtete den neuen Herzog von Mailand, obschon es ihm eigentlich selbst behilflich gewesen war, die dortige Republik zu stürzen, und schloß 1451 mit dem Könige von Neapel, dem Markgrafen von Montferrat, dem Herzog von Savoyen 2c. eine Liga, um ihn wieder zu demüthigen. Dagegen traten Ludovico Gonzaga und Florenz offen auf Mailands Seite. Sforza und Gonzaga fielen noch im Spätjahr 1451 vereint in's Brescianische ein; die Venetianer waren aber noch nicht hinlänglich gerüstet und vermieden eine Schlacht, die der Markgraf von Mantua ihnen anbot. Erst 1452 erfolgte die Kriegserklärung der Liga gegen Sforza. Der Krieg, der durch das Eintreffen französischer Hilfstruppen unter René von Anjou einen für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlichen Charakter angenommen, dauerte mehrere Jahre. Ludovico blieb auf Sforza's Seite. Die Venetianer trugen den Krieg auch in's Mantuanische. Ludovico zog ihnen, verbunden mit dem berühmten Condottiere Tiberto Brandolino, entgegen und schlug sie am 15. Juni 1453 bei Villa buona. Sein eigener Bruder Carlo hatte in diesem Treffen die Venetianer angeführt. Der Friede von Lodi, am 9. April 1454, endigte diesen Kampf. Ludovico trat demselben bei und versprach, seinem Bruder den ihm vorenthaltenen Theil des väterlichen Erbes herauszugeben. — Von nun an war sein Hof der Sammelplatz der vorzüglichsten Gelehrten und Dichter Italiens. Unter Ludovico's Regierung glänzte Mantua vor allen italienischen Städten als Mittelpunct feiner Sitte und Kunst. Deßhalb wählte es auch 1459 der Papst Pius II. zum Versammlungsorte eines Congresses der italienischen Fürsten, um dieselben zu einem allgemeinen Kreuzzug gegen die Türken zu bewegen. Ludovico III. Gonzaga empfing den heiligen Vater am 27. Mai in seiner Residenz und gab sich große Mühe, die Plane desselben in Ausführung zu bringen. Die italienischen Fürsten und die Gesandten der übrigen europäischen Mächte versprachen viel; aber kaum die Steuern, welche Pius zu dem Ende in Italien ausschrieb, konnten zusammengebracht werden, und das ganze, großartig gedachte Unternehmen blieb ein frommer Wunsch. Ludovico III. starb am 12. Juni 1478 und hinterließ das Markgrafthum Mantua seinem Sohne Federigo I. (Lebret. Sanuto. Sismondi. 2c.) E.

Gonzago, Giovanni Francesco II., Sohn Federigo's I. und Enkel Ludovico's III., Markgraf von Mantua, war geboren am 9. August 1466. Noch war er nicht 18 Jahr alt, als er seinem am 15. Juli 1484 gestorbenen Vater in der Regierung folgte. Gleich seinen Vorfahren, widmete er sich dem Waffenhandwerk und suchte durch ein zahlreiches und wohlorganisirtes Heer die politische Unwichtigkeit und Unbedeutendheit seines kleinen Staates, weniger bemerkbar zu machen. Dieses Heer führte er den im Krieg begriffenen mächtigeren Fürsten zu und begab sich in ihren Sold, wodurch er oft der Partei, die er ergriff, das Uebergewicht verschaffte. Gleichzeitig widmete er sich aber auch den Wissenschaften und dichtete selbst; die berühmtesten Poeten des 15. Jahrhunderts fanden am Hofe von Mantua

eine würdige Aufnahme und waren die Zierde desselben. — Als der Papst Alexander VI., Venedig, der Kaiser Maximilian I., der König Ferdinand von Spanien und der Herzog von Mailand, Ludovico Moro, sich am 31. März 1495 zu Venedig verbanden, um den in Italien übermächtig gewordenen König Karl VIII. (s. d.) von Frankreich aus diesem Lande zu vertreiben, übergaben die Venetianer dem Markgrafen von Mantua den Oberbefehl über die verbündeten Kriegsvölker. Am 6. Juli hatte er am Flusse Taro eine Stellung bei Fornuovo genommen, welche den Marsch der von Neapel nach Frankreich zurückeilenden Franzosen aufhalten sollte. Karl VIII. mußte ihn angreifen. Beide Parteien fochten auf's Tapferste; ein Theil der italienischen Bundestruppen that aber seine Schuldigkeit schlecht und fing an, das französische Lager zu plündern, und so gingen die Früchte des im zweistündigen Kampfe fast errungenen Sieges für die Italiener wieder verloren. Es gelang den Franzosen, ihren Marsch fortzusetzen. Mit 45,000 Mann zogen die Verbündeten nun vor Novara. Karl VIII. ward hierdurch genöthigt, Friedensvorschläge zu machen, worauf am 10. Octbr im Vergleiche von Vercelli die erstere Stadt an Ludovico Moro abgetreten wurde. In Neapel dauerte aber der Krieg zwischen Ferdinand II. von Arragonien und den Franzosen fort. Die Venetianer schickten 1496 dem Ersteren unter dem Markgrafen von Mantua 700 Gensd'armes, 5000 leichte Reiter und 3000 M. Fußvolk als Hilfstruppen. Mit Gonsalvo de Cordova (s. d.) belagerten diese Atella, das sich am 30. Juli (nach Anderen am 7. October) ergab. Gonzaga konnte das letztere Ereigniß nicht mit abwarten, indem er Krankheits halber die Armee schon vorher verlassen mußte, nach Ferrara ging und sich dort herstellen ließ. Nach dem Rückzug der Franzosen ging G. Francesco 1498 nach Toscana, auf Veranlassung der Venetianer, um Pisa, welches die Florentiner belagerten, zu vertheidigen, indem Mailand, Venedig und Florenz gleiche Ansprüche auf diese Stadt machten. Die Mailand auf's Neue von Frankreich her drohende Gefahr beendete indessen diesen Krieg durch Unterhandlungen. — Ludwig XII. hatte sich 1499 mit dem Papst und mit Venedig zur Eroberung des Herzogthums Mailand verbunden. Der Markgraf von Mantua blieb in dem aus diesem Bündniß hervorgehenden Kampfe neutral und mußte den Untergang des Ludovico Moro mit ansehen; ja er gab seine Staaten sogar unter den Schutz des siegreichen Königs von Frankreich. 1503 nahm er selbst französische Dienste und führte mit Louis de la Tremouille Hilfstruppen nach Neapel, woraus Gonsalvo de Cordova die Franzosen abermals fast vertrieben hatte. Der Tod des Papstes Alexander VI. (17. August 1503) hielt das französische Heer, dessen Commando der Markgraf von Mantua in Folge einer Krankheit des la Tremouille allein übernommen hatte, in der Gegend von Nepi auf, um die Papstwahl zu beobachten, bis am 8. Octbr das Conclave in Pius III. einen Papst ernannte, der einstweilen dem Bedürfniß aller Parteien entsprach. Die Franzosen setzten darauf ihren Marsch nach dem Garigliano fort. Der Markgraf von Mantua konnte aber weder das Vertrauen, noch die Liebe seiner Truppen erlangen; der Stolz und die Eigenliebe der französischen Edelleute fühlten sich gekränkt, einem fremden Fürsten, dem sie früher feindlich gegenüber gestanden hatten, gehorchen zu müssen. Gonzaga war daher froh, in einem Fieberanfall einen Vorwand zu finden, das französische Heer am 1. Decmbr verlassen zu können, bei welchem er den gröbsten Beleidigungen ausgesetzt war. Er kehrte nach Mantua zurück und half dem Papst Julius II. bei der Wiedereroberung der durch Cesare Borgia (s. d.), Bentivoglio und andere kleine Tyrannen

verloren gegangenen päpstlichen Lehen. Julius II. übergab ihm am 20. October 1506 zu Imola den Oberbefehl über die Armee der Kirche, welche Bologna erobern sollte. Diese Stadt ergab sich durch französische Vermittelung schon am 11. November. — 1509 nahm der Markgraf von Mantua an der Ligue von Cambray gegen Venedig Theil. Als Alles auf die Republik losstürmte, benutzte er die Gelegenheit, Asola und Lonato, Orte, welche seinen Vorfahren früher entrissen worden waren, wieder zu besetzen. Persönlich ging es ihm im Feldzug gegen Venedig jedoch nicht glücklich. Der Bischof von Trident hatte ihn um Hilfe gegen die Republik ersucht; Gonzaga wollte sie ihm auch bringen, ward aber in Isola della Scala in der Nacht des 9. Augusts eingeschlossen, überfallen und selbst der Venetianer Gefangener. Als solchen bot ihm die Signoria den Oberbefehl ihres Heeres an. Seine Frankreich ergebene Gemahlin weigerte sich indessen, ihren Sohn Federigo als Geisel zu stellen, und so mußte der Markgraf noch längere Zeit in der Gefangenschaft bleiben, während G. P. Baglione (s. d.) das Commando der venetian. Truppen übernahm. Der Verwendung des Papstes und des Sultans Bajasid II. gelang es endlich im Septbr 1510, die Freilassung des Markgrafen zu erlangen; kaum war diese erfolgt, als der Papst ihn zum Venner (Gonfaloniere) der römischen Kirche ernannte und Venedig ihm die Feldhauptmannsstelle übertrug und in Condotta nahm. Aber die Franzosen besetzten sofort sein Markgrafthum, und, um dasselbe von den Drangsalen des Krieges zu retten, mußte er aus päpstlichen und venetianischen Diensten seinen Abschied nehmen. Während der fernern Dauer des Krieges war er nun ein unthätiger Zuschauer desselben und übernahm nur dann und wann eine vermittelnde Rolle. So suchte er im Sommer 1512 auf einem von den Ligisten in Mantua gehaltenen Congreß den Herzog Alphons von Ferrara mit dem Papste zu versöhnen, jedoch vergebens, da der Letztere das Herzogthum Ferrara als heimgefallenes Lehen betrachten wollte. — Nach Julius's II. Tode hatten sich Venedig und Frankreich versöhnt und am 12. März 1513 ein Bündniß geschlossen, in Folge dessen die Republik für mehrere abzutretende Gebietstheile durch die Staaten des Markgrafen von Mantua entschädigt werden sollte; der Verlust der Schlacht von Novara (6. Juni 1513), nach welcher die Franzosen aus dem Mailändischen vertrieben wurden, wendete jedoch die dem Markgrafen drohende Gefahr glücklich von ihm ab. Als 1516 (18. August) der Herzog von Urbino Francesco Maria della Rovere vom Papst Leo X. seines Herzogthums entsetzt wurde, was der Letztere einem seiner Verwandten, Lorenzo de' Medici, geben wollte, floh derselbe nach Mantua und begab sich auch 1517 nach einem mißlungenen Versuche, sich seiner Hauptstadt wieder zu bemächtigen, zum zweiten Male unter den Schutz G. Francesco's, dem er seine Bücher- und Antikensammlung und seine Artillerie, die einzigen Trümmer, die ihm von seiner ehemaligen Souverainetät übrig geblieben waren, zur Bewahrung zuführte. Giovan Francesco konnte seinen Schützling nicht auf den verlorenen Thron zurückbringen. Er überlebte diesen Vorfall nicht lange und starb am 20. Februar 1519 nach einer langwierigen Krankheit. Sein Sohn Federigo II. folgte ihm im Markgrafthum Mantua und Ferdinand I. in der Grafschaft Guastalla.

Von den übrigen Gonzagen sind in militairischer Hinsicht noch berühmt: **Ludovico I.**, Gründer der Familie, welcher 1361 starb; **Federigo Gonzaga**, Herr von Buzzolo, General unter Franz I. von Frankreich; **Ferdinand Gonzaga**, Herzog von Molfetta und Guastalla, General Kaiser Karl's V., Vicekönig von Sicilien und Gouverneur von Mailand

(geb. 1506, gest. 1557); Vincent I. Gonzaga, Herzog von Mantua (gest. 1612), bekannt durch seinen Antheil an den Kriegen Kaiser Rudolph's II., gegen die Türken u. s. w.

(S. Sismondi, histoire des républiques italiennes etc., tome XI. L. Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften im 14. u. 15. Jahrhunderte. Berlin, 1824. — Die Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII., von W. Havemann. Hannover, 1833.) E.

Görde, die, ein schöner Wald mit einem Lustschlosse in der Landdrostei Lüneburg des Königreichs Hannover.

Gefecht am 16. September 1813.

Der Marschall Davoust hatte am 2. September den Marsch in die feste Stellung hinter der Stecknitz im Mecklenburgischen angetreten und stand hier unbeweglich; der General Graf von Wallmoden-Gimborn konnte ihn nicht mit Vortheil angreifen und beschränkte sich deßhalb auf den Beobachtungskrieg. Von seinen auf dem linken Ufer der Elbe herumstreifenden Truppentheilen wurden Depeschen aufgefangen, welche besagten, daß der Marschall die Division Pecheux auf das linke Elbufer senden werde, um diesen Streifereien ein Ende zu machen; doch blieb es zweifelhaft, ob die Division nicht bestimmt sei, die Besatzung von Magdeburg zu verstärken. Wallmoden beschloß, gegen diese Entsendung einen Coup auszuführen; er traf die geeignetsten Anstalten, um den Franzosen den Abmarsch des größten Theils seines Corps zu verbergen, und brach am 13. und 14. September mit etwa 16,000 M. auf. Am 14. Abends wurde bei Dömitz auf einer Schiffbrücke die Elbe passirt; am 15. rückte der Generalmajor von Tettenborn mit den Vortruppen gegen die Görde, bis wohin der General Pecheux mit 7000 M. und 8 Geschützen auch gekommen war und mit den Kosaken blänkerte. Die alliirten Truppen wurden aufgestellt; die Franzosen blieben ebenfalls stehen, da Pecheux dem Marschall gemeldet haben sollte, er hege Besorgnisse wegen seines weiteren Marsches. — Am 16. Septbr. früh 4 Uhr rückten die Verbündeten gegen die Görde vor; der Marsch blieb durch zwischenliegende Hügel und Gebüsche verdeckt, die Vortruppen kamen zwar mit den französischen Posten in's Gefecht, doch die Hauptmasse der Franzosen blieb ruhig in der Stellung hinter dem Jagdschlosse, welches mit leichter Infanterie besetzt war, auf vortheilhaften Höhen zwischen den Dörfern Oldendorf und Eichdorf, zu beiden Seiten der Straße nach Lüneburg. Die Kosaken zogen sich zurück, ohne verfolgt zu werden; nur selten fiel ein Schuß. General Graf v. Wallmoden verschob den Angriff nicht länger; doch konnte er erst um 2 Uhr Nachmittags, und zwar in 3 Abtheilungen, erfolgen. Wallmoden's Truppen bestanden in 6 Bataillonen, 2 reitenden Batterien der russisch-deutschen Legion, 7 englischen, 1 hannöverschen, so wie dem preußischen Bataillon v. Reiche und 400 M. Lützow'scher Infanterie, ferner 2 Regimentern und 2 Schwadronen Husaren, 300 M. Lützow'scher Cavalerie, und 3 Regimentern Kosaken, dann 12 englischen und hanseatischen Geschützen; 2 Bataillone und 2 Schwadronen waren davon in Dannenberg zurückgelassen. — Der General Tettenborn sollte auf der Fronte mit den Kosaken, der Reiterei und Infanterie von Lützow, dem Bataillone Reiche und 4 reitenden Geschützen der Hanseaten angreifen, General Ahrentschild mit 6 Bataillonen der russisch-deutschen Legion und einer reitenden Batterie wurde durch den Gördenwald in die rechte Flanke und den Rücken des Feindes geschickt, General Dörnberg mit der Reiterei wurde in die linke Flanke commandirt; als Reserve folgten die übrigen Abtheilungen der Richtung Tettenborn's. Dieser eröffnete den Angriff; die ihm beigegebene Infanterie

kämpfte bei dem Jagdschlosse. Das Gefecht wurde hier hartnäckig; die Franzosen schossen trefflich und zeigten die größte Standhaftigkeit, kein Theil drang vor, keiner wich, der Tag verging, und die rasche Kraft des Angriffs war gelähmt. Nun aber rückte der General Ahrentschild aus dem Walde hervor, umging die feindliche Stellung, stürmte Oldendorf und beschoß mit seinen 8 Geschützen erfolgreich Flanke und Rücken der Gegner; dies gab das Zeichen zu einem allgemeinen Angriffe. Pecheux sah sich von der Straße nach Lüneburg abgeschnitten und ohne Rückzug; er faßte mit seinen Soldaten den Entschluß der verzweifeltsten Gegenwehr und unterhielt ein mörderisches Flinten- und Kartätschenfeuer. Jetzt aber kam Dörnberg mit der Reiterei zum Einhauen; das verbündete Fußvolk brauchte das Bajonet, alle französischen Geschütze wurden genommen, Pecheux zog sich mit den Resten seiner Division in der linken Flanke gegen die Elbe hin und stellte sich auf jeder Anhöhe dem Andrange entgegen, die Verbündeten folgten schnell, und ihr Geschütz beschleunigte die Flucht der Franzosen. Der Divisionsgeneral und 2000 M. entkamen durch die Waldung nach Lüneburg, von wo sie nach kurzer Rast sich nach Hamburg zogen. Acht Kanonen, sämmtliche Munitionswagen, die ganze Bagage wurden erobert, der polnische General Mielczinski, 30 Officiere und 1800 M. waren gefangen, an Todten und Verwundeten zählten die Franzosen 2500 Mann, die Alliirten 30 Officiere und 1000 M.; ein Stabsofficier war geblieben, 3 blessirt; dem commandirenden General, so wie dem Generalmajor von Tettenborn, wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Der General Wallmoden kehrte am 17. wieder an die Stecknitz zurück. (Vergl. Plotho, Krieg des verbündeten Europa's gegen Frankreich, Theil 2. — Milit. Taschenbuch, 1. Heft. Leipzig, 1819.) F. W.

Gordingen nennt man alle diejenigen Taue, welche außer den Geitauen (s. d.) gebraucht werden, um die Segel aufzugeien. Die Größe der Segel bestimmt die Anzahl derselben, und man bedient sich ihrer vorzugsweise, um den untern Theil des Segels unter die Raa (s. d.) zu holen. Es giebt Bock-, Bauch-, Damp- und Schmiergordingen.

Gordon, Patrick, ein Schotte, gehört zu der Zahl derjenigen Ausländer, welche der Czar Peter I. von Rußland in seine Dienste nahm, um durch sie sein in der Bildung noch weit zurückstehendes Volk mit dem übrigen Europa auf eine Stufe der Cultur zu bringen. In Verbindung mit dem Günstling Peter's, le Fort, war er bei der Organisirung eines regelmäßigen russischen Heeres äußerst thätig und stand seinem Gebieter bei den mehrfachen Verschwörungen der Strelitzen und bei der Vereitelung der Plane der Prinzessin Sophia auf den Alleinbesitz des Thrones mit Rath und That bei. 1696 im Kriege gegen die Türken leitete der zum Feldmarschall ernannte Gordon die Belagerung von Azow von der Landseite, während der Admiral le Fort diese Festung mit der neugeschaffenen russischen Flotte von der See aus angriff. Seinen taktischen Kenntnissen und seiner Tapferkeit verdankte man den Fall dieser Festung, die im Jahre vorher vergeblich von den Russen belagert worden war. Als 1697 der Czar Peter seine erste Reise in's Ausland unternahm, übertrug er die Bewachung Moskau's dem Feldmarschall Gordon, dem er dazu die 2 neuformirten Garderegimenter zurückließ, wobei er ihm zugleich den Oberbefehl über sämmtliche russische Truppen anvertraute. Während der Abwesenheit des Czar's empörten sich 4 an der polnischen Grenze stehende Strelitzenregimenter und zogen, 10,000 M. stark, gegen Moskau. Gordon ging ihnen an der Spitze von 2000 M. Infanterie und 600 Reitern entgegen, suchte sie aufangs durch

Vorstellungen zu gewinnen, griff sie aber, da diese fruchtlos waren, an, brachte sie in Unordnung und zwang sie, die Waffen niederzulegen. Als daher Peter I. nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, fand er die Rebellen bereits in Ketten und konnte sie zur gerechten Strafe ziehen. Die Auflösung des Strelizencorps war die Folge dieser mißlungenen Unternehmung, die Stiftung des Andreasordens der Lohn der Getreuen.

Gewiß würde Gordon dem Czar in seinen Bemühungen um die Vervollkommnung seines Volkes und um die militairische Ausbildung desselben noch von großem Nutzen gewesen sein, wenn ihn nicht der Tod mitten im Glanzpunct seiner Laufbahn übereilt hätte. Derselbe erfolgte am Schluß des Jahres 1699. Der Czar Peter ließ seinem Günstling ein fürstliches Leichenbegängniß veranstalten, dem er selbst beiwohnte. (Voltaire, histoire de Pierre le grand. — v. Halem, Leben Peter's des Großen. — Biographie universelle). E.

Gorgoni, Thal in Palästina, gegen Norden durch den Berg In-Engni, gegen Morgen durch die Dörfer Taochenlu und Guemen und im Westen von Ben-Englu begrenzt, welches eine halbe Stunde von Dorylaum liegt. Einige Schriftsteller nennen dies Thal Dogorganhi und die Schlacht Dorylaum.

Schlacht den 29. Juni 1097.

Die Einnahme von Nikäa, den 20. Juni 1097, berechtigte die Kreuzfahrer zu den größten Hoffnungen für die Resultate des ersten Kreuzzuges. Neun Tage hatte man den erschöpften Truppen Ruhe gegönnt und brach dann in 2 Colonnen, um die Verpflegung des Heeres zu sichern, nach dem fruchtbaren Thale Gorgoni auf. Bohemund, Tancred, Hugo von St. Paul, Robert von der Normandie und der Graf von Blois waren die vornehmsten Anführer der linken, Gottfried von Bouillon, Raimund, Ademar, Hugo von Vermandois und der Graf von Flandern die der rechten Colonne. Von dem bei Nikäa geschlagenen Feinde glaubte man nichts befürchten zu dürfen und marschirte deßhalb in größter Sorglosigkeit. Kilidsch-Arslan, der Anführer der Saracenen, hatte inzwischen seine flüchtigen Scharen gesammelt und beschloß, da das christliche Heer getrennt einherzog, mit aller Kraft die eine Abtheilung anzugreifen. Am Morgen des 29. Juni sah sich daher die zweite Colonne plötzlich in ihrem Marsche von den Vortruppen eines großen türkischen Heeres aufgehalten. Bohemund, der an diesem Tage das Commando führte, traf sogleich die besten Anstalten, um dem Angriffe zu begegnen. Die Front seiner Schlachtordnung durch einen Fluß gedeckt, lehnen sich die beiden Flügel an Rohrdickichte, welche eine Umgehung unmöglich machen. Er bildet eine Wagenburg, in welcher der ungeheure Troß an Weibern, Kindern und Kranken eingeschlossen wird, verrammelt selbige durch Zeltpfähle und überträgt dem Fußvolke die Vertheidigung derselben. Die Reiterei, in 3 Haufen getheilt, ist zu Sicherung des Flußüberganges bestimmt; Tancred und der Herzog der Normandie führen das erste Treffen, Bohemund selbst die Reserve, welche rückwärts eine kleine Anhöhe besetzt hält. Ein abgesondertes Detaschement schlägt die Richtung nach der noch im Marsche begriffenen Colonne ein, um diese von der bevorstehenden Gefahr zu unterrichten. Die Türken eröffnen mittlerweile die Schlacht durch einzelne Angriffe auf die christliche Reiterei, tödten ihr viele Pferde und verleiten selbige, über den Fluß zu gehen und selbst die Offensive zu ergreifen. Der türkische Anführer scheint dies gewollt zu haben; er läßt seine Truppen eine rückgängige Bewegung machen, greift aber plötzlich die übereilt vorgegangenen Ritter mit solcher Uebermacht an, daß sie trotz des

muthigsten Widerstandes und nachdem ein großer Theil, unter ihnen Robert von Paris, gefallen war, in Unordnung geriethen. Während dies hier vorging, hatte Arslan-Kilidsch eine andere Abtheilung seines gegen 200,000 M. starken Heeres zur Bestürmung der Wagenburg beordert. Schon beim ersten Angriffe wird diese durchbrochen; Bohemund selbst eilt seinem Fußvolke zu Hilfe; allein auch hier schien sich der Sieg den Türken zuwenden zu wollen, welche namentlich in dem Lager ein fürchterliches Blutbad anrichteten. Da erschien die zweite Colonne unter eigener Anführung Gottfried von Bouillon's auf dem Schlachtfelde. Die Christen hatten jetzt eine Verstärkung von 50,000 Rittern in die Wagschale zu legen, und die Türken, wohl einsehend, daß sie durch diesen Zuwachs im Nachtheile ständen, zogen sich in ihre frühere Stellung zurück. Von diesem Augenblicke ruhte der Kampf auf einige Zeit. Gottfried sammelte die in Unordnung gekommenen Scharen Bohemund's, übergab demselben und Tancred die Führung des linken Flügels, übernahm selbst mit dem Grafen von Blois den Befehl des rechten, stellte das gesammte Fußvolk unter Raimund in die Mitte und vertraute dem eben so frommen, als tapfern Bischof Adhemar die Reserve. Noch ehe das Zeichen zum Angriffe gegeben ward, durcheilen die Bischöfe die Reihen der Krieger, segnen sie ein und entflammen sie durch ihre Worte zum Streite. Die Türken leisten einen verzweifelten Widerstand; aber nichts vermag den fanatischen Muth der Christen aufzuhalten. In der Front von dem Grafen von Toulouse, in der Flanke von Tancred und Gottfried und im Rücken von dem Bischof Adhemar, der eine Umgehung bewerkstelligt hatte, angegriffen, müssen sie endlich ihre Aufstellung verlassen und in wilder Flucht Rettung suchen. Das reiche Lager und mit ihm eine unermeßliche Beute fällt in die Hände der Sieger, welche einen Verlust von 4000 Todten erlitten, aber den großen Vortheil erlangt hatten, daß seit diesem Tage ihr gefürchteter Gegner Arslan-Kilidsch ihren Unternehmungen im freien Felde keinen Widerstand mehr entgegensetzte und sich darauf beschränkte, mit den Trümmern seines Heeres die Gegenden zu verwüsten, die sie zu durchziehen hatten. (S. Michaud, Geschichte der Kreuzzüge I. 2. Buch. — Handbibliothek für Officiere. — Geschichte des Kriegswesens, 2. Abtheil., S. 266 ff. — Kausler, Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker. 4. Band). R.

Gösch ist eine viereckige Flagge, die auf dem Ende des Bugspriets steht, bei jeder Nation eine andere Farbe hat und von den Schiffen nur dann aufgezogen wird, wenn sie in einem Hafen oder auf der Rhede liegen.

Gosselies, Schlacht bei, s. Sambre.

Gouffier, Guillaume, Herr v. Bonnivet, Crèvecoeur, Thois und Querdres, Admiral von Frankreich, Gouverneur der Dauphiné und Guienne, bekannt unter dem Namen Admiral Bonnivet, ein durch seine Unglücksfälle in den Annalen der französischen Armee nicht sehr günstig aufgezeichneter Feldherr. Gouffier war ein Sohn des Seneschall von Saintonge, Guillaume Gouffier, ersten Kammerherrns König Karl's VIII., und widmete sich schon in seiner Jugend dem Kriegerstande. Nachdem er sich in seinen ersten Feldzügen bei mehrfacher Gelegenheit rühmlich ausgezeichnet, namentlich unter Ludwig XII., 1507 bei der Belagerung von Genua und 1513 am 18. Aug. in der Schlacht von Guinegaste (s. d.), wo jedoch weder er, noch andere Ritter durch männlichen Widerstand die Schmach der Feigheit von dem berittenen französischen Adel abwenden konnten. 1519 sendete ihn der König Franz I. nach Deutschland, um an den kurfürstlichen Höfen wegen seiner Ansprüche auf die römisch-deutsche Kaiserkrone zu verhandeln;

längere Zeit hielt er sich in dieser Absicht, verkleidet als Bedienter, bei dem franz. Gesandten in Koblenz auf und besorgte die Depeschen, welche von dort aus nach Frankfurt geschickt wurden. Obschon Franz's I. Plane keinen glücklichen Erfolg gehabt hatten, mochte er doch G. als einen geübten Unterhändler kennen gelernt haben, indem er ihn 1520 als außerordentlichen Gesandten nach England schickte. Als solcher erhielt er den Titel eines Admirals von Frankreich und das Gouvernement der Dauphiné. Nach seiner 1521 erfolgten Rückkehr übergab ihm der König den Befehl eines der 2 in Spanien gegen König Karl V. zur Wiedereroberung Navarra's einrückenden Heere. Er ging im September direct auf Fuentarabia los und nahm es am 18. Octbr. Schon waren bald darauf die Friedensunterhandlungen zwischen Franz I. und Karl V. unter Vermittelung des Königs von England im Gange, als sie an der Hartnäckigkeit Franz's I., Fuentarabia, dessen Besitz ihm der Admiral Bonnivet, der stolz auf seine erste Eroberung war, für nothwendig erklärte, nicht räumen zu wollen, scheiterten. Auf diese Weise war Bonnivet theilweise Schuld an den spätern Unfällen, die aus der Fortsetzung dieses Krieges für seinen Herrn hervorgingen. Um dieselbe Zeit fand der Abfall des Connetable de Bourbon (s. d.) von Franz I. statt. Bonnivet, ein Günstling der Königin Mutter, Luise v. Savoyen, erklärte sich gegen den Connetable, der ihn früher persönlich beleidigt hatte, und dessen Stelle er zu erhalten hoffte. Auch hierdurch schadete er seinem Könige, dem er durch Versuche, ihn mit dem Connetable zu versöhnen, sehr nützlich hätte sein können. Franz I. übergab 1523 den Oberbefehl des nach Italien bestimmten Heeres dem Admiral Bonnivet. Allerdings war durch die Verhandlungen mit dem Connetable schon viel Zeit verloren gegangen und die Jahreszeit weit vorgerückt. Dessen ungeachtet überschritt er mit 32,000 M. am 14. Septbr. den Ticino, nöthigte die kaiserlichen Truppen, sich in Unordnung zurückzuziehen, und rückte vor Mailand, welches Prospero della Colonna (s. d.) möglichst schnell in Vertheidigungsstand gesetzt hatte. Bonnivet bezog zwischen der Porta Romana und der Porta Ticinese bei S. Cristofano ein befestigtes Lager und hoffte, bei der Kränklichkeit Colonna's die Hauptstadt der Lombardei bald ohne große Kraftanstrengung erobern zu können. Er suchte daher Mailand auszuhungern und leitete alle Mühlwasser ab, so daß die Stadt, trotz aller Getreidevorräthe, doch kein Brot hatte. Aber auch ihm wurden seine Bedächtigkeit und seine Langsamkeit bald verderblich; die ligistischen Truppen erschwerten die Zufuhr in's franz. Lager eben so sehr, als es unmöglich war, etwas nach Mailand zu bringen; zudem brachten Avalos de Pescara (s. d.) und der Vicekönig Charles de Lannoy den Kaiserlichen Hilfstruppen; kurz, Bonnivet mußte seine ganzen vereinzelten Abtheilungen zusammenrufen und zwischen Marignano und Biagrasso ein Lager beziehen, das ihn ziemlich von seinem eigentlichen Unternehmen entfernte. Er versuchte nun durch das Anerbieten, sich hinter den Ticino zurückzuziehen, einen Waffenstillstand bis zum Mai 1524 zu erlangen; die Verbündeten schlugen ihm nun aber ab, was sie früher gewiß gern angenommen gehabt hätten, und so mußte er die Belagerung im November ganz aufgeben und hinter dem Ticino Winterquartiere suchen. Um nun die Verbindung mit der Schweiz zu eröffnen, von wo aus er im Frühjahr Truppen zu ziehen hoffte, ließ er Arona belagern; an der tapferen Vertheidigung von Anchises de Visconti scheiterten aber auch hier die Anstrengungen der Franzosen. Die franz. Armee, die sich ganz auf Biagrasso zusammengezogen hatte und an den Ticino lehnte, war sehr demoralisirt und durch eine Reihe kleiner Unfälle eingeschüchtert, als Avalos de Pescara einen

Theil der kaiserlichen Truppen am 2. März 1524 über den Ticino führte, um Bonnivet zwischen Mailand und diesem Heere in die Mitte zu nehmen. Goussier de Bonnivet verließ sofort Biagrasso und zog sich nach Vigevano, verlor aber bei der Einnahme mehrerer von den Franzosen noch auf dem linken Ticinoufer innegehabten Plätze durch die Kaiserlichen so vie Truppen, daß er nun selbst die Entscheidung durch eine Schlacht wünschte, welche jedoch seine Gegner nicht annahmen. Er zog sich deßhalb auf Novara zurück und erwartete dort Verstärkungen aus der Schweiz. Aber auch diese konnten nicht zu ihm gelangen. In seinem Lager bei Novara brach eine Seuche aus, und diese und die Desertion, die nicht nur unter dem gemeinen Volk, sondern auch unter den schweren Reitern von Adel einrissen, decimirten bald die franz. Armee. Bonnivet mußte deßhalb die Reste derselben nach Gattinara an der Sesia führen, wohin ihm 10,000 Schweizer entgegengerückt waren, und da die letzteren auch von hier aus nicht angriffsweise verfahren wollten, mit ihnen bis Ivrea zurückgehen. Bei diesem Rückzuge ward beim Passiren der Sesia Bonnivet schwer verwundet, und eine Batterie, die den Uebergang decken sollte, fiel in die Hände des Feindes. Bonnivet trat den Oberbefehl des Heeres an Bayard (s. d.) ab; aber auch dieser ward blessirt und starb, und bis Ivrea folgten nun die siegreichen Kaiserlichen den Franzosen auf den Fersen. Nach vielfachem Verluste gelang es dem Admiral Bonnivet, durch das Nieder-Wallis nach Frankreich zu entkommen. Die ihm von Franz I. zugesendeten Hilfstruppen waren schon in Susa wieder umgekehrt. Der Admiral rieth nun dem König, selbst ein Heer nach Italien zu führen. Das Mißlingen der Unternehmung Bourbon's gegen Marseille schmeichelte ihm mit Siegeshoffnungen. Franz I. drang auch wirklich rasch gegen Mailand vor; Bonnivet hatte eingesehen, welche Nachtheile ihm sein früheres Zaudern gebracht hatte. Am 26. Oct. konnten die Franzosen schon in Mailand einziehen. Statt nun aber die entmuthigte kaiserliche Armee anzugreifen, hielt es Franz für nothwendig, die hinter seinem Rücken gelegenen Festungen zu erobern. Die Franzosen unternahmen daher am 28. Octbr. die Belagerung von Pavia. Während aber König Franz und seine Günstlinge vor Pavia ihrem Vergnügen lebten und die Belagerung der Stadt nur lässig trieben, brachten Bourbon und Pescara neue Heere zusammen. Auf Bonnivet's Rath blieb der König in seinem Lager, während Andere ihn angegangen waren, die Belagerung aufzugeben. In der Nacht nach dem 24. Febr. 1524 griffen die Kaiserlichen die Franzosen an (s. Schlacht von Pavia). Als Bonnivet sah, daß die Franzosen geschlagen wurden und er seinem Rathe einen großen Theil ihres Unglücks zuschreiben mußte, stürzte er sich unter die Feinde und fand den gewünschten Tod. Sein Leichnam ward von seinem persönlichen Feinde, dem Connetable von Bourbon, mit Verachtung behandelt. Brantôme schildert Gouffier de Bonnivet sehr vortheilhaft; er spricht ihm Anmuth, Geist und Tapferkeit zu, meint jedoch, er sei zwar ein guter Hofmann und Soldat, jedoch ein unkluger Politiker und General gewesen.

(Brantôme, oeuvres du Seigneur de, tom. III. Paris, 1787. — Guicciardini, istoria d'Italia. — Sismondi, histoire etc. tom. XV. — Daniel, Mezeray etc. — Franz I., König von Frankreich, dargestellt von A. L. Herrmann. Leipzig, 1824). E.

Goßlicze oder Goozlicza, Schlacht bei, im Jahre 1279. — Leszek II., der Schwarze, hatte kaum als Nachfolger Boleslaw's den Thron von Polen bestiegen, als er sich in einen harten Kampf mit den Russen verwickelt sah. Der Fürst Leo von Halicz, einer der mächtigsten russischen

Großen damaliger Zeit, hielt den Moment des Regierungswechsels für günstig, Lublin von Polen abzureißen und drang mit einem zahlreichen Heere Tataren, Russen und Lithauer in die Provinz von Sandomir. Das polnische Heer unter dem Castellan von Krakau rückte ihm bis Goßlicze entgegen und erfocht, obwohl an Zahl weit schwächer, über seinen Feind einen glänzenden Sieg. 8000 Russen deckten das Schlachtfeld. Wenig Wochen darauf drang Leszek selbst an der Spitze seiner Armee bis zu den Mauern von Halicz vor, tödtete auf diesem Zuge 5000 Russen und machte 4000 Gefangene. (S. Karamsin's Geschichte von Rußland). W.

Gotthard, St., Cistercienserkloster an der Grenze von Ungarn und Steiermark.

Schlacht am 1. August 1664.

Im Kriege der Türken wider Ungarn (1664) eroberte der türkische Oberfeldherr, Großvezier Köprili, am 1. Juli die Feste Serinwar, ließ dieselbe schleifen und brach am 12. Juli von der Mur auf, lagerte Abends zu Kanischa, nahm das capitulirende Klein-Komorn ein, lagerte darauf am Flüßchen von Kanischa, 2 Tage später am Balaton und dann Körmend gegenüber an der Raab. Den Uebergang dieses Flusses wehrte ihm, wie früher bei Serinwar über die Mur, Montecuculi, der schon am 16. Juli bei Neuhof zur Deckung Oestreichs über die Mur gegangen war und sich mit den Reichstruppen und franz. Hilfsvölkern vereinigt hatte.

Nach vergeblichen Versuchen, hier sowohl, als am 29. Juli Czakan gegenüber durch die Raab zu setzen, rückte Köprili auf dem rechten Ufer weiter stromaufwärts, von Montecuculi auf dem linken gefolgt, bis endlich am 31. Juli 1664 in der Nähe von St. Gotthard beide Heere eine schlagfertige Stellung nahmen. St. Gotthard, ein Cistercienserkloster, welches dieser berühmten Schlacht den Namen gab, liegt an der Grenze von Ungarn und Steiermark am Einfluß der Laufnitz in die Raab, auf dem rechten Ufer der letzteren. Die Raab durchschneidet hier das durch sanfte Höhen eingefaßte Thal, welches auf der linken Seite, wo geschlagen ward, nicht breiter als 2000 Schritt ist. Auf dem rechten Ufer, eine Stunde oberhalb St. Gotthard, liegt das Dorf Seming und zwischen beiden das früher Ciasfalu genannte Windischdorf; auf dem linken Moggersdorf, der Mittelpunct der Schlacht.

Das türkische Heer lagerte in 6 Haufen ober Windischdorf auf den Anhöhen des rechten Raabufers. Der Fuß dieser Höhen war 700 und 1600 Fuß von der Raab entfernt. Das verbündete Heer stand auf dem linken Ufer der Raab am Fuße eines sich sehr steil abdachenden, mit Wald bewachsenen Bergrückens. Ihr Geschütz (nur das der kaiserlichen Truppen wird erwähnt) hatten sie vor der Front des aus 6 Reihen Zelten bestehenden Lagers. — Die Raab ist hier nur 10 bis 15 Schritte breit, hat aber hohe Ufer und war damals, durch Regengüsse angeschwollen, gegen eine Klafter tief (der gewöhnliche Wasserstand ist 2 Fuß hoch). Zwischen Moggersdorf und Windischdorf macht die Raab einen Bogen, der die Mitte beider Lager und den vortheilhaftesten Uebergangspunct für die Türken bildete. Das rechte Ufer ist höher als das linke.

Die Stärke der Türken wird unzuverlässig auf 130,000 M., aber nur 60,000 wahre Streiter angegeben. Die Stärke der Verbündeten war unter sich ziemlich gleich. Die kaiserlichen Truppen, an Zahl die schwächsten, hatten dafür fast noch ein Mal so viel Reiterei als die Franzosen und Reichstruppen zusammen.

Die Schlachtaufstellung des verbündeten Heeres sollte in 2 Treffen

sein. Rechts standen die kaiserlichen Truppen, in der Mitte die Reichsarmee, links die Franzosen und Hohenlohe, die kaiserlichen Truppen demnach oberhalb des Bogens, den hier die Raab macht, die Reichsarmee vor der Mitte des Bogens, die Franzosen unterhalb desselben. Jedes der 3 verbündeten Völker sollte das vorliegende Ufer bewachen und mit Hilfe der übrigen vertheidigen.

In der Nacht vom 31. Juli zum 1. Aug. ließ Köprili am Ufer 3 Batterien, zusammen aus 15 Kanonen, errichten, seinen beabsichtigten Uebergang über die Raab zu unterstützen; zugleich entsendete er Truppen auf das jenseitige Ufer, die unbemerkt von der Reichsarmee in der Krümmung durch den Fluß gingen, um sich auf dem linken Ufer zu verschanzen. Der Befehl Montecuculi's, den Bogen durch eine Reihe von Verschanzungen zu schließen, war von den Reichstruppen unbeachtet geblieben, weil Jemand (nach dem Ausspruch Montecuculi's) Verschanzungen, wo geschlagen werden sollte, für unnöthig hielt. Am 1. Aug. 1664 mit Tagesanbruch rückte eine starke türkische Reiterabtheilung aus einem der Lager oberhalb des Flusses; zu deren Beobachtung wurde F. M. L. Sporck mit 1000 Pferden entsendet. Dieser setzte durch den Fluß, zerstreute die jedenfalls nur zum Fouragiren ausgerückte Truppe und kehrte mit viel erbeuteten Kameelen zurück.

Gegen 9 Uhr Vormittags rückte der Großvezier auf die Furth des Bogens los. Ismail Pascha von Bosnien setzte mit 3000 Spahi und eben so viel Janitscharen, die sich mit auf der Ersteren Pferde gesetzt hatten, durch den Fluß und drückte mit den Spahi die Vorposten der Reichsarmee zurück; die Janitscharen verschanzten sich während dem zu Moggersdorf. Nur erst das Geschützfeuer der Türken lärmte das christliche Heer auf, welches beim Uebergang des Feindes noch in dem Lager geruht hatte. Die Reichstruppen nebst den kaiserlichen Infanterieregimentern Nassau und Kielmannsegge und den Kürassieren von Schmid wurden durch die Spahi über den Haufen geworfen und das Lager der Reichstruppen eingenommen.

Ein Theil der Reiterei des verbündeten Heeres war wegen schon viertägigen Mangels an Pferdefutter Abends vorher auf Fouragirung ausgeschickt worden, und obschon nur die Knechte und, wo diese mangelten, der dritte Mann dazu genommen werden sollte, so hatte man doch die Befehle so nachlässig befolgt, daß bei dem schnellen Allarm nur Wenige in's Lager zurückkehrten. Die Flucht der genannten Truppen und der Reichstruppen geschah in solcher Unordnung, daß Graf Waldeck (während der Krankheit des Markgrafen von Baden einstweiliger Befehlshaber der Reichsarmee) den Officieren das Schwert in den Rücken setzte, daß dem Fürsten von Holstein (Anführer zugleich mit Waldeck) Wenige noch gehorchten. Der Generalfeldzeugmeister Fugger blieb, deßgleichen Oberst Graf Nassau; sein Regiment wurde größtentheils zusammengehauen. Markgraf von Durlach entkam nur mit Mühe, der Markgraf von Sulzbach brachte das Regiment Schmid nicht von der Stelle; Schmid selbst wurde verwundet. Die Mitte der Aufstellung war durchbrochen, und jedenfalls wäre die Schlacht und das christliche Heer verloren gewesen, hätte der Großvezier durch größere Massen den Angriff unterstützt und sich auf die getrennten Flügel geworfen; aber da keines von diesen geschah und nur ein Theil der Janitscharen die Spahi unterstützte, gelang es dem Feldherrn Montecuculi, die Schlacht zu seinen Gunsten wieder herzustellen. Er eilte vom rechten Flügel mit den 3 Infanterieregimentern la Corona, Sparr und Tasso und den 2 Kürassierregimentern Lothringen und Schneidau, der Mitte zu Hilfe und warf sich auf

die linke Flanke des eingedrungenen Feindes; zugleich griff der Mrkgrf von Baden, der vom Krankenlager sich auf das Pferd geschwungen, mit den zum Theil wiedergesammelten Reichstruppen (besonders denen des schwäbischen Kreises unter Fugger) die rechte Flanke an. Die Spahi wurden nach einem mörderischen Gefecht in die Krümmung des Flusses zurückgedrängt und Moggersdorf wiedergenommen und niedergebrannt.

Der 20jährige Prinz Karl von Lothringen (s. d.) tödtete hier an der Spitze seines Regiments mit eigener Hand den Anführer der Leibwache Köprili's. — Unterdessen hatte der Großvezier mehr Truppen über den Fluß nachrücken lassen, welche die zurückgeworfenen Spahi aufnahmen und auf's Neue gegen die Mitte der Verbündeten vorrückten. Der nochmaligen Sprengung der Flügel vorzubeugen, die wiederum unangegriffen blieben, unterstützte Montecuculi die Mitte durch die beiden Infanterieregimenter Spick und Pio und das Kürassierregiment Rappach vom rechten Flügel und durch 1000 Fußgänger und 4 Geschwader Reiterei (gegen 600 Pferde) unter dem Duc de la Feuillade und Beauvezé vom linken Flügel. Der Feind wurde zum zweiten Mal in den Bogen der Raab zurückgetrieben, woselbst das Gefecht stehend wurde und man sich gegenseitig beschoß.

Beim Angriff der gepuderten Franzosen unter dem Herzog von Feuillade soll Köprili gesagt haben: „Wer sind diese Mädchen?“ Allein diese Mädchen machten sich den Türken so furchtbar, daß diese lange Zeit nicht das das Allahgeschrei übertönende allons, allons, tue, tue! und den Namen des Fuladi, d. i. des Stählernen, wie sie den Herzog von Feuillade nannten, vergaßen. Gegen 12 Uhr schienen die Türken auch die Flügel des christlichen Heeres angreifen zu wollen. Vier große Reitermassen rückten, noch jenseits des Flusses, gegen den rechten Flügel (die Kaiserlichen), 3 gegen den linken (die Franzosen), und in der Mitte den Hauptschlag vorbereitend, bildeten sich auf dem diesseitigen Ufer 3 Reitermassen, denen 6 andere schon auf dem jenseitigen Ufer bereit stehende Haufen folgen sollten, sobald erstere angriffen. Die Janitscharen fuhren fort, sich am Ufer zu verschanzen. Nach einer eine halbe Stunde oberhalb der Aufstellung am Fluß sich hinziehenden türkischen Reitermasse wurden Dragoner und Kroaten entgegengesendet, und den 4 Reitermassen, den Kaiserlichen gegenüber F. M. L. Sporck mit den Kürassierregimentern Sporck und Montecuculi.

Von allen Seiten hart bedroht und ohne Rückhalt, beschloß Montecuculi, durch eigenen Angriff den Osmanen zuvorzukommen. Mit Mühe gelang es diesem Feldherrn, den Generallieutenant Coligny, Anführer der Franzosen, und die Reichsarmee hierzu zu bewegen, die, wie schon beim ersten Angriff der Türken, sich zurückziehen wollten. Allein Montecuculi bekämpfte alle Schwierigkeiten und entflammte durch kräftige Rede den Muth seiner Truppen. Der General der Reiterei, Joh. v. Sporck, des Lesens und Schreibens nicht kundig, aber groß an Heldenmuth, warf sich mit entblößtem Haupte auf die Erde und rief zu Gott: „Allmächtiger Generalissimus „dort oben, willst du uns deinen christgläubigen Kindern heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst deinen „Spaß sehen.“

Der Angriff geschieht: Sporck wirft die schon zum Theil durch den Fluß gegangenen Reitermassen zurück und verjagt sie durch einiges Geschützfeuer vom Ufer; deßgleichen wird der weiter stromaufwärts gerückte Feind durch die Kroaten und Dragoner zerstreut, und wohlangebrachtes Geschützfeuer hält die gegen den linken Flügel rückenden Haufen vom Uebergang

des Flusses ab. Während dem wurde auch das Centrum des Feindes rechts durch die Regimenter Spick, Pio, Tasso, Schneidau, Lothringen, Rappach, links durch die Franzosen und in der Mitte durch die Reichsarmee mit Ungestüm angefallen und nach harter Gegenwehr in die Raab gedrängt, welche immer mehr und mehr angeschwollen war und fast Allen, die dem Schwert entgingen, dennoch den Tod bereitete. Das Gemetzel dauerte bis 4 Uhr Nachmittags. 30,000 Reiter, die jenseits des Flusses der Schlacht zugesehen, entflohen in ihr Lager und ließen selbst die 15 Geschütze im Stich, von denen 3 durch hinübergeschwommene Soldaten des verbündeten Heeres vernagelt, die übrigen in den Fluß geworfen wurden. Diese 15 Geschütze, die man später wieder aus dem Wasser zog, 40 Fahnen und eine große Anzahl silberner und vergoldeter Harnische, juwelenbesetzter Säbel, Dolche, Kleider &c. kamen als Beute in die Hände der Sieger.

Ueber 10,000 Türken blieben und ertranken, hierunter Ismail Pascha, Statthalter von Bosnien, der Aga der Janitscharen und der der Spahi, 30 Agas des Großveziers und sein Stallmeister, und Fethibegsade, Alaibeg von Kanischa (der Renegat Garba). Der Verlust des verbündeten Heeres mag 1500 bis 2000 nicht überschritten haben; eine bestimmtere Angabe ist nicht möglich, da in den Verlusteingaben von den Franzosen keine Erwähnung geschieht und bei den Reichstruppen nur von den Officieren. Von letzteren blieben, den schon erwähnten G. F. Z. Fugger und Grafen Nassau ausgenommen, bei den Kaiserlichen 19, unter diesen Graf Trautmannsdorf, Hauptmann der Leibgarde; von den Reichstruppen 1 Oberst, 5 Oberstlieutenants (unter denselben Graf Fugger vom schwäbischen Infanterieregiment), 1 Major, bis auf 2 Hauptleute alle Officiere des niedersächsischen Infanterieregiments und noch viele anderer Regimenter. Verwundet waren 2 Obersten, 2 Oberstlieutenants (unter diesen ein Graf Wittgenstein vom westphälischen Reiterregiment), der baiersche Generalmajor Puch und 14 kaiserliche Officiere. Die Reichsarmee hatte so viel Versprengte, welche in die Gebirge Steiermarks geflohen waren, daß sie am Abend des 1. Aug. kaum aus einem Drittheil bestand. Die Franzosen zeichneten sich in diesem Kampfe rühmlich aus. Das Schlachtfeld, wo dieser glänzende Sieg erfochten ward, der größte christlicher Truppen über die Osmanen seit 300 Jahren, bezeichnet noch jetzt eine daselbst erbaute Kapelle.

Als Belohnung erhielt Montecuculi die Stelle eines Generallieutenants der kaiserlichen Armeen.

Die Verfolgung der Türken unterblieb, weil der Fluß auszutreten begann, es an Brot und Munition mangelte und das Heer ermüdet war, während der Feind noch Ueberfluß an frischen Truppen hatte. So bestand der Hauptnutzen dieses großen Sieges hauptsächlich nur in dem Ansehen, welches man den Türken eingeflößt hatte, die nun von der Offensive zur Defensive übergingen.

Der Großvezier unterzeichnete zu Vasvar (s. d.) am 10. Aug. 1664 in 10 Artikeln den Frieden und wechselte die Urkunden im größten Geheimniß aus. Die Feindseligkeiten dauerten aber fort bis zum Eintreffen der Bestätigung des Friedens vom Kaiser (27. Septbr. 1664). (S. Hammer, Geschichte der Osmanen, und Oestr. milit. Zeitschr., 4. B., 11. H., 1828).

Sf.

Götz, Johann, Graf von, kaiserlich östreichischer General, ward im J. 1599 geboren und anfänglich zum Studium der Rechte bestimmt; doch schon 1615 vertauschte er die Feder mit dem Schwerte und diente später den böhmischen Ständen, so wie dem Grafen von Mansfeld. 1625

trat er als Oberster eines Infanterieregimentes in die Dienste des Kaisers, stand in Pommern in der Armee des Herzogs von Friedland und wurde Gouverneur der Insel Rügen. Als der König von Schweden auf den Kriegsschauplatz trat, eröffnete sich ein weites Feld der Thätigkeit für Götz. Er focht anfänglich noch in Pommern, wo ihm Pasewalk als Winterquartier angewiesen ward; doch mußte er es erst mit Sturm nehmen. 1631 bestand er ein für ihn glückliches Gefecht mit den Schweden bei Cottbus in der Niederlausitz. 1633 ernannte der Kaiser den Obersten Götz zum Reichsfreiherrn und Generalmajor, worauf dieser ein Kürassierregiment für den Dienst Ferdinand's errichtete. Im nächsten Jahre erhielt er den Befehl über die kaiserliche Armee in Schlesien, und es gelang ihm binnen kurzer Zeit, die Feinde aus Oberschlesien zu vertreiben; nachdem dies geschehen war, vereinigte er sich mit dem Heere des Erzherzogs Ferdinand, befehligte in der Schlacht bei Nördlingen den rechten Flügel und bahnte mit ihm den Weg zum Siege. 1635 ward Götz in den Grafenstand erhoben, nahm in diesem Jahre Würzburg weg und schloß Hanau ein, worin der General Ramsay commandirte. Im nächsten Feldzuge machte er bedeutende Eroberungen in Westphalen, begab sich aber bald wieder nach Thüringen, wo er sich unweit Treffurt mit dem General Hatzfeld vereinigte und auf den schwedischen Feldherrn Baner losging, der, ihm stets ausweichend, sich bis nach Pommern zog, wohin ihm Götz folgte, später aber nach Hessen zurückkehrte. 1638 avancirte Götz zum General en chef und erhielt die Bestimmung, mit einer Armee, welche er mit dem Herzoge von Savelli gemeinschaftlich commandirte, den Herzog Bernhard von Weimar zur Aufhebung der Belagerung von Breisach zu zwingen. Die Unvorsichtigkeit Savelli's führte am 30. Juli ein für die Kaiserlichen unglückliches Gefecht herbei; Götz benahm sich dabei mit vieler Klugheit und vereinigte die Trümmer des Heeres glücklich mit dem Corps des Generals Lamboy. In dem erneuten Gefechte erkämpfte er zwar anfänglich Vortheile, doch mußte er endlich auch weichen. Dieser Rückzug ließ ihn verdächtig erscheinen, er wurde verhaftet und nach Ingalstadt gebracht, 1641 aber wieder freigelassen; auch erhielt er 1643 das Generalcommando über die Truppen in Schlesien. 1644 befehligte er in Ungarn die kaiserliche Armee gegen den Fürsten Ragozzi und nöthigte diesen, die Belagerung von St. Andreas mit bedeutendem Verluste aufzugeben. Als aber 1645 der schwedische General Torstenson in Böhmen eingefallen war, wurde Götz aus Ungarn dahin berufen, vereinigte sich mit dem General Hatzfeld und lieferte am 24. Febr. 1645 die unglückliche Schlacht bei Zankowitz in Mähren, in welcher er von einer Falkonetkugel getödtet ward. (S. Grand, diction. univer. holland. — Pufendorf, Comment. rer. Suec.) F. W.

Gourgaud, Gaspard, Baron de, königlich französischer Maréchal de camp der Artillerie, Adjutant des Königs Louis Philippe und Großofficier der Ehrenlegion, früher erster Ordonnanzofficier des Kaisers Napoleon und einer von dessen Begleitern nach St. Helena. G., geboren zu Versailles von bürgerlichen Aeltern am 14. Septbr. 1783, trat schon im J. 1798 in die polytechnische Schule ein. Aus dieser kam er bald in die Militairschule zu Châlons, wo er sich im Gebiet der höheren Mathematik und durch deren Anwendung auf die militairischen Wissenschaften so auszeichnete, daß er mit seiner Ernennung zum Lieutenant zugleich die eines Adjuncten des Lehrers der Fortification an der Artillerieschule zu Metz erhielt. Kriegslustig, konnte er nicht lange in einer so ruhigen Anstellung verbleiben. 1801 trat er in das 6. reitende Artillerieregiment ein und folgte einer Compagnie des-

selben nach Hannover; 1803 ward er Adjutant des Artilleriegenerals Fouché, mit welchem er 1804 dem Boulogner Lager beiwohnte. Im Feldzug von 1805 war er beim 5. Armeecorps, dem des Herzogs von Montebello, und zeichnete sich bei dem Uebergang über die Donau bei Wien (13. Novbr.) und bei Austerlitz (2. Decbr.), wo er von einer gesprungenen Hohlkugel verwundet wurde, aus. Seine Tapferkeit ward zwar bemerkt, aber erst 1806 nach den Schlachten von Saalfeld (10. Octbr.) und von Jena (14. Oct.) durch das Kreuz der Ehrenlegion belohnt. Die Schlacht von Friedland (14. Juni 1807) trug ihm den Hauptmannsgrad ein. Im Feldzuge in Spanien war er ebenfalls beim 5. Armeecorps und wird in den Berichten über die Belagerung von Saragossa ehrenvoll erwähnt. 1809 kam er zum dritten Male mit dem Kaiser nach Deutschland. Die Gefechte von Abensberg, Eckmühl, Regensburg, Ebersberg und die Schlachten von Eßlingen und Wagram sahen ihn in den Reihen der Kämpfenden. Nach dem Schönbrunner Frieden ward der Hauptmann G. als Director der Gewehrfabrik zu Versailles angestellt, in welcher Stellung er einige Verbesserungen bei Fertigung der Lanzen und Gewehre einführte. Der Kriegsminister, welcher in diesem Posten die Fähigkeiten G's kennen gelernt hatte, sandte denselben nach Danzig, um einen Rapport über die Stärke und Vertheidigungsfähigkeit dieses Platzes, im Falle eines Krieges mit Rußland, zu machen und gleichzeitig im Geheimen Brücken und Belagerungsgeräthe anfertigen zu lassen.

Napoleon erhielt den von G. gefertigten Rapport zur eigenen Durchsicht und war mit demselben so zufrieden, daß er dessen Verfasser unter seinen eigenen Schutz nahm, ihn zum Ordonnanzofficier ernannte und ihn zum Begleiter auf einer Reise nach Holland wählte. Von dort zurückgekehrt, ward G. nach den Westküsten Frankreichs abgeschickt, um dieselben, so wie die Inseln Ré, Oléron u. s. w., in militairisch-seemännischer Hinsicht zu untersuchen. Seinen Rath befolgte man, als man die in den Inseln versammelten Ausgetretenen und Deserteurs wegen der Nähe Englands von dort wegbrachte und wieder in die verschiedenen Corps eintheilte; eben so entdeckte er, daß der Canal von Maunusson, bis dahin für größere Schiffe unfahrbar geglaubt, genug Fahrwasser habe, um selbst Kriegsschiffe durchzulassen. Diese Bemerkung war von solcher Wichtigkeit, daß der Kaiser sie am 1. Jan. 1812 mit dem Titel eines Reichsritters und einem Majorate von 2000 Franken belohnte. Später folgte er Napoleon zum Monarchencongreß nach Dresden und war von da an in dem russischen Feldzuge stets in dessen unmittelbarer Nähe. Nach der Schlacht an der Moskwa (7. Septbr. 1812) ward G. vom Kaiser mit einem Dolmetscher voraus nach Moskau geschickt; er war der erste Franzose, der den Kremlin betrat. Ein von ihm aufgefundenes, zum Sprengen des Kremlin bestimmtes Pulverdepot ward weggeschafft und dadurch der Kaiser und das ganze Hauptquartier gerettet. Der Baronstitel war der Lohn für diesen Dienst. Währen des Rückzugs bewies der Baron G. mehrere Mal seine hingebende Aufopferung für die Armee und für den Kaiser; beim Berezinaübergange durchschwamm er 2 Mal zu Pferde den Fluß, um den Bau der Brücke zu leiten. In dem Feldzuge von Sachsen, 1813, ward der chef de bataillon G. erster Ordonnanzofficier des Kaisers, eine Stelle, die Napoleon eigens für ihn geschaffen hatte, um ihn an seine Person zu fesseln, und wohnte den Schlachten von Lützen, Bautzen u. s. w. bei. Während des Waffenstillstandes mußte er das ganze Material der Artillerie beaufsichtigen und über deren Benutzung in den Festungen und bei der Armee Vorschläge thun. Seine Meldung über die Haltbarkeit Dresdens veranlaßte den Kaiser am 24. Aug.,

statt den Eilmarsch von Schlesien aus nach Königstein zu verfolgen, nach der Hauptstadt Sachsens selbst zu gehen, wodurch der Sieg den Oestreichern und Verbündeten entrissen wurde. Eine Dotation von 6000 Franken und das Officierkreuz der Ehrenlegion waren Beweise der kaiserlichen Dankbarkeit. Nach der Schlacht von Leipzig ließ der Kaiser am 21. Octbr. den Baron G. zu Freiburg an der Unstruc zurück, mit dem Befehl, mit Einbruch der Nacht die dortige Brücke zu zerstören. G. wartete jedoch noch den Uebergang des den Rückzug gedeckt habenden Oudinot'schen Corps ab, und ließ erst am 22. Octbr. früh ½6 Uhr die Brücke abbrennen. Die Erhaltung dieses Corps dankte man daher seiner Vorsicht. Bevor der überrheinische Feldzug 1814 begann, ward G. besonders mit zur Wiederaufstellung einer Armee und zur Entwickelung der Vertheidigungsanstalten Frankreichs verwendet. Während des Kampfes selbst war er im Gefolge Napoleon's und rettete diesem am Abend der ersten Schlacht von Brienne (29. Jan.) (s. d.) das Leben, indem er einen, auf den nach dem Hauptquartier zurückreitenden Kaiser mit eingelegter Lanze lossprenden Kosaken durch einen Pistolenschuß tödtete. Napoleon schenkte dafür seinem Lebensretter den Degen, den er in den ersten italienischen Feldzügen geführt hatte. Bei Montmirail (11. Febr.) ward G. verwundet, stand jedoch schon bei Nangis (17. Febr.) und bei Lâon (9. und 10. März) wieder in den Reihen der Streitenden, ward ehrenvoll in den Bulletins erwähnt und nach der Wegnahme von Rheims (14. März) zum Obersten der Artillerie und 10 Tage darauf zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt. Nach der Schlacht bei Arcis sur Aube (20. und 21. März) und dem Gefechte bei St. Dizier (25. März) sollte er den Kaiser nach Paris begleiten, als dieser wenige Posten vor dieser Stadt die Capitulation erfuhr, welche dieselbe den Verbündeten überlieferte. Napoleon ging mit seinem Gefolge nach Fontainebleau. Bei der Abdankung des Kaisers suchte dieser die Zukunft seiner treuesten Anhänger durch Aussetzung von Geldsummen zu sichern; für den Obersten G. wurden 50,000 Franken bestimmt. Aber weder er, noch einer der andern von Napoleon Bezeichneten erhielt von den Bourbons einen Sous dieser Summe. G. blieb indessen während der ersten Restauration in Paris; er ward zum Präsidenten einer Commission ernannt, die das Modell eines neuen Gewehres untersuchen sollte, machte als solcher mehrere Versuche in Gegenwart der königlichen Prinzen und erhielt, um ihn an die wiederhergestellte Dynastie zu binden, das Ludwigskreuz und die Stelle eines Chef des Generalstabes der 1. Militairdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's blieb er den Bourbons so lange treu, bis sie durch die Flucht der kaiserlichen Regierung das Feld wieder überließen. Der Kaiser ließ den Oberst G. zu sich rufen, und dieser übernahm wieder den Posten eines ersten Ordonnanzofficiers. Er folgte seinem Gebieter zur Armee, ward nach der glücklichen Schlacht bei Fleurus (15. Juni 1815) zum Generaladjutanten ernannt und war auf dem Schlachtfelde von Waterloo einer der Letzten, der dasselbe weichend verließ. Nach dieser Niederlage begleitete der Generaladjutant G. den Kaiser nach Paris, Malmaison und Rochefort, und erhielt von da aus den Auftrag, das historisch merkwürdige Schreiben Napoleon's vom 14. Juli an dem Prinzregenten von England nach London zu bringen. Die geringen Erfolge seiner Sendung, da man der Corvette Slany, mit welcher er nach Plymouth segelte, nicht ein Mal zu landen erlaubte, und sein Wiederzusammentreffen mit dem Kaiser auf der Rhede von Torbay am 24. Juli gehören mehr der Geschichte des Letzteren an. Napoleon wählte den Generaladjutanten G. zum Begleiter nach St. Helena. Auf dieser Insel angekommen, zeigte sich bald,

daß seine Körperverfassung dem dortigen Klima nicht angemessen sei. Indessen verweilte er doch 3 Jahre in der Nähe des erlauchten Gefangenen und half demselben in der Bearbeitung seiner Memoiren. Endlich verfiel er aber in so eine gefährliche Krankheit, daß die Aerzte erklärten, nur die Entfernung von dem ungesunden Eilande könne ihn wiederherstellen. So kam er im Sommer 1818 nach England und wendete sich sofort schriftlich an die damals in Aachen versammelten Monarchen, um ihnen die traurige Lage des Kaisers vorzustellen, und an des Letzteren frühere Gemahlin, welche er bat, sich für ihren ehemaligen Gatten zu verwenden. Ein im J. 1817 bekannt gemachter Bericht über die Schlacht von Waterloo hatte indessen den Baron Gourgaud bei dem Herzog von Wellington verfeindet; dieser und das damalige englische Ministerium hielten auch sodann die Anhänglichkeit desselben an den gefangenen Kaiser für eine für England staatsgefährliche Denkweise. Durch heimliche Schritte zu des Gefangenen Bestem mochte er sich auch verdächtig gemacht haben, und so ward er plötzlich verhaftet, seine Papiere mit Beschlag belegt und in Folge der Fremdenbill aus Altengland fortgebracht; man setzte ihn in Curhaven an's Land. Die Rückkehr nach Frankreich, um die er und seine Mutter oft baten, ward ihm erst 1821 bewilligt, wo der Minister Pasquier ihm einen Paß nach der Heimath zusendete. Nach dem Tode des Kaisers Napoleon unterzeichnete Gourgaud mit 4 andern Anhängern des gestorbenen Helden eine Bittschrift an die Kammer der Abgeordneten, in welcher er um eine Ruhestätte für die Ueberreste des Kaisers im Vaterlande bat. Damals konnte natürlich auf dieselbe nicht eingegangen werden. Gourgaud war während seines Aufenthaltes in St. Helena aus den Listen der Armee gestrichen worden und beschäftigte sich deßhalb während der Regierung der ältern Linie der Bourbons nur mit literarischen Arbeiten, mit der Herausgabe der Mémoires de Napoléon, ward jedoch dabei in mehrere heftige Fehden mit Segur, Walter Scott 2c. verwickelt. Seine Verheirathung mit einer Tochter des Grafen Röderer, ehemaligen Conventsmitgliedes, und die Großmuth seines kaiserlichen Freundes verschafften ihm die Möglichkeit, unabhängig und den Wissenschaften zu leben. 1830 nach der Thronbesteigung der jüngeren Linie der Bourbons nahm der König Louis Philippe den größeren Theil der ehemaligen Anhänger Napoleon's wieder in der Armee auf. Gourgaud erhielt die Stelle eines Maréchal de camp der Artillerie mit dem Dienstalter vom 1. Jan. 1816, und ward bald darauf zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt. Nach dem Annuaire militaire für 1833 ist er jetzt Adjutant des Königs, Commandant der Artillerieschule zu Vincennes und Mitglied des berathenden Artilleriecomité.

(Biographie des contemporains. — Die Werke von Las Cases und O'Meara 2c. — Napoleon's Feldzug in Sachsen, von Odeleben). E.

Gourgues, Dominique de, französischer Edelmann, geboren im 16. Jahrhundert zu Mont à Marsan in der Gascogne. Um den während einer früheren Gefangenschaft von den Spaniern erlittenen Schimpf zu büßen und gleichzeitig die von denselben in Florida niedergemetzelten französischen Colonisten zu rächen, fiel er ganz allein auf den Gedanken, einen Zug gegen die Feinde seiner Nation zu unternehmen. König Karl IX. befand sich im tiefsten Frieden mit Spanien und von ihm war also auf keinen Beistand zu rechnen. Capitaine G., ermuthigt von dem Präsidenten von Guyenne, Monluc, der sein kühnes Unternehmen billigte, verkaufte einen Theil seiner Güter, machte bei seinem Bruder eine Anleihe und rüstete 3 kleine Schiffe aus, die er mit 100 Arkebusieren und 80 Matrosen bemannte. Mit dieser

kleinen Flotille verließ er am 2. Aug. 1567 Bordeaux. Unter vielen Widerwärtigkeiten und nach Besiegung mannichfacher Hindernisse kam er in dem Canal von Bahama an. Erst kurz vorher hatte er seiner Mannschaft den Zweck des Unternehmens mitgetheilt. In der Nacht landete G. unweit dem Fort Charles, und verband sich mit den mit den Spaniern unzufriedenen wilden Eingebornen. Die Spanier besaßen in jener Gegend 3 Forts, von denen das eine früher von den Franzosen unter Jean Ribaud erbaut worden, die andern aber erst neuerdings errichtet waren. Das erste Fort ward durch Leiterersteigung genommen und die daraus verjagte Besatzung niedergemetzelt. Mit Hilfe der in demselben gefundenen Geschütze fiel das zweite Fort noch denselben Tag in die Gewalt der Franzosen. Es war am Abend vor dem Sonntag Quasimodog. 1568. Das feste Fort Charles ward am Tag darauf genommen. Das Geschütz ließ G. auf die Schiffe transportiren; das Fort selbst ward durch die Unvorsichtigkeit eines Wilden in die Luft gesprengt. Die Gefangenen wurden auf derselben Stelle, wo die Spanier früher die Franzosen niedergehauen hatten, sämmtlich aufgehängt. Hatten jene an die Leichname der Franzosen die Inschrift befestigt: „Nicht als Franzosen, sondern als Ketzer!" so ließ G. den aufgehangenen Spaniern einen Zettel anhängen, mit den Worten: „Nicht als Spanier, sondern als Mörder!" Capitaine G. kehrte sofort nach Frankreich zurück und landete zu la Rochelle am 6. Juni 1568. Seine Landsleute empfingen ihn wegen seines Heldenmuthes mit Bewunderung; der Hof gab ihm aber sein großes und wohl auch gerechtes Mißfallen über sein unüberlegtes Unternehmen zu erkennen. Es hätte aus demselben leicht ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien hervorgehen können, der bei den inneren Unruhen für ersteres sehr gefährlich gewesen wäre. Der Abgesandte von Spanien verlangte auch G's Kopf, und nur indem er sich längere Zeit in Paris verborgen hielt und durch die Fürsprache des Admirals Chatillon konnte er der Todesstrafe entgehen. Später lebte G. ohne öffentliche Anstellung und fast im Elende, als die Königin Elisabeth von England ihm den Oberbefehl über eine englische Flotte antragen ließ, die sie dem König von Portugal, Don Antonio, zu Hilfe senden wollte. Er war im Begriff, nach England abzureisen, als er zu Tours im J. 1593 starb.

(Mezeray, histoire de Charles IX. — Voyage du capitaine de Gourgues dans la Floride, rédigé par Bazanier, 1586. 4. — Biographie universelle, tome 18). E.

Gouvernement. Umfassende Benennung theils für das dem Gouverneuer zugehörende Personal, theils für das ihm untergeordnete Gebiet. Daher begreift Gouvernement in einer Festung, Haupt- und Residenzstadt gewöhnlich die Personen des Gouverneurs, den Platzmajor, Platzadjutanten, das Gouvernements-, Gerichts- und Kanzleipersonal und meist auch die Platzcommandantschaft, als vom Gouvernement unmittelbar abhängig, so wie rücksichtlich einer Provinz das ganze Gebiet des Militairgouvernements in sich. Hz.

Gouverneur. Titel für den obersten Befehlshaber eines festen Platzes oder einer Haupt- und Residenzstadt, deßhalb gemeiniglich ein Generalofficier, unter dem meist noch ein Stabsofficier als Commandant oder Platzmajor und ein Platzadjutant stehen. Der Wirkungskreis des Gouverneurs erstreckt sich auf das gesammte Dienstverhältniß der Garnison, so wie über die Aufrechthaltung der militairisch-polizeilichen Ordnung, und berührt deßhalb auch in sofern die Interessen der Einwohnerschaft, wenn die des Militairs mit jenen in Conflict kommen. In einer Festung ist, in's Beson-

dere im Kriege, der Posten eines Gouverneurs von der höchsten Bedeutung, da seine Einsicht und seine Verfahrungsweise vom größten Einfluß auf die Erhaltung des Platzes, auf den Geist und die Schonung der Truppen und Einwohner sein kann und seine Gewalt für jeden Fall eine unbeschränkte ist. In Residenzen und nicht befestigten Plätzen tritt bei Aufständen und Unruhen die größte Verantwortlichkeit des Gouverneurs und mithin sein wichtigstes Wirken ein, indem ohne seinen Befehl kein Schuß geschehen darf, auf sein Geheiß dagegen jede Schonung aufhören muß. In größeren Staaten, wie z. B. in Rußland, giebt es auch Militairgouverneurs, welche in gleicher Beziehung das Militaircommando über eine ganze Provinz führen und in Gemeinschaft mit dem Civilgouverneur einen sehr bedeutenden Wirkungskreis und eine viel umfassende Gewalt haben. In Preußen sind die Corpscommandanten, in Oestreich die commandirenden Generale, in Frankreich die Divisionsgenerale gewöhnlich auch die Militairgouverneure der Provinzen, in welchen sie commandiren. In einigen Militairerziehungsinstituten heißen, wenn schon mit Rücksicht auf jene höhere Bedeutung nicht ganz angemessen, die den Zöglingen vorgesetzten Aufseher und Führer auch Gouverneure. Hz.

Graben, der, (le fossé) bei Befestigungen, dient meist zur Erreichung eines doppelten Zwecks.

Zunächst ist seine jedesmalige Bestimmung: das Hauptmaterial zur Erbauung der Befestigung zu liefern. Deßhalb muß der Graben stets so groß ausgeführt werden, daß er diejenige Menge Erde liefert, welche man zur Aufführung der Befestigung bedarf, oder der körperliche Inhalt der Erdausschachtung (le déblai) muß stets dem der Erdaufschüttung (le remblai) gleich sein. Dies macht natürlich eine körperliche Berechnung des Erdbedarfs nach stereometrischen Regeln nothwendig, um daraus durch dieselben Hilfen die Dimensionen des Grabens ermitteln zu können. Je zusammengesetzter die Körperform einer Befestigung ist, desto weitläufiger und zeitraubender wird daher auch ihre Berechnung ausfallen; stets aber muß die darauf zu verwendende Zeit mit der der Erbauung und der erforderlichen Genauigkeit in Einklang gebracht und nicht etwa mit pedantischer Aengstlichkeit die Berechnung auf Kosten der Praxis zu weit getrieben werden. Außerdem hat man aber auch bei diesen Berechnungen noch zu berücksichtigen, daß, wie die Erfahrung lehrt, die gewachsene Erde stets dichter beisammen ist, als die aufgeschüttete, und zwar um so mehr, je dichter die Erdart selbst ist. Deßhalb lassen sich wenigstens die dichteren Erdarten trotz alles Zusammenstampfens doch nicht wieder in denselben Raum zusammendrängen, als der ist, aus dem sie genommen wurden, und man erhält daher bei gleicher Kubikberechnung meist einen mehr oder minder beträchtlichen Erdüberschuß, der den verschiedenen Dichtheiten der gewachsenen und angeschütteten Erde proportional ist. Dieser Ueberschuß oder die Anschwellung der Erde (le foisonnement) ist, wie es scheint, noch nirgends für die verschiedenen Erdarten gründlich ausgemittelt; denn während mehrere deutsche Ingenieurs ihn bis zu $\frac{1}{6}$ der ganzen Ausschachtung angeben, nehmen ihn die Franzosen nur zu $\frac{1}{12}$—$\frac{1}{8}$ an*), obgleich er bei lockerem Boden gewiß ziemlich als Null zu betrachten ist. Kennte man demnach dies

*) M. Imbert giebt in seinem Werke: Cours élémentaire de fortification etc. Paris, 1830, die Anschwellung im lockern Boden zu $\frac{1}{12}$, im mittlen zu $\frac{1}{10}$ und im festen zu $\frac{1}{8}$ der ganzen Ausschachtung an.

Verhältniß der Anschwellung, so müßte man den Kubikinhalt der Grabenausschachtung um so viel kleiner als den der Aufschüttung annehmen.

Bei Feldbefestigungen wird es, will man nicht in's Geradewohl hineinbauen, immer nothwendig, durch Berechnung der Brustwehr und des Grabeninhalts einen ungefähren Ueberschlag des Erdbedarfs zu erhalten; jedoch darf eine dergleichen Berechnung für diese Art Befestigungen nie die Grenzen der Anwendbarkeit überschreiten, d. h. sie braucht nicht mit einer solchen mathematischen Genauigkeit ausgeführt zu werden, daß man den nöthigen Bedarf etwa bis auf den Kubikfuß berechnen wollte. Die oft wechselnde Beschaffenheit des Bodens in verschiedener Tiefe, die Unebenheit desselben und manches andere Zufällige sind Dinge, die nicht mit in der Rechnung veranschlagt werden können, und die daher hier die vollkommene mathematische Genauigkeit ohnedies unmöglich machen. Ueberdies, da eine solche Berechnung nur an Ort und Stelle, wo ein Werk erbaut werden soll, auszuführen ist, so würde sie bei einer großen Genauigkeit zu viel Zeit wegnehmen, die in den meisten Fällen gar nicht vorhanden ist. Für den Feldgebrauch wird man daher bei Anwendung folgender Regel: daß man nach Beendigung des Entwurfs des Brustwehrprofils (s. Brustwehr) dessen Flächeninhalt nach den einfachen Lehren der Geometrie berechnet und den des Grabenprofils gerade oder ziemlich eben so groß annimmt, immer die zur Erbauung der Brustwehr nöthige Erde erhalten. Streng genommen, findet bei Anwendung dieser Regel nur dann eine Gleichheit der Ausschachtung und Anschüttung Statt, wenn der Graben nicht länger als die Brustwehr wird. In den meisten Fällen tritt aber das Gegentheil ein, und man wird dann theils deßhalb, theils wegen der Anschwellung des Bodens einen Ueberschuß an Erde bekommen, den man aber gewöhnlich auf andere Weise, z. B. zur Anschüttung eines Glacis, zu den Geschützbänken und dergl. sehr vortheilhaft verwenden kann. Sollte dies aber nicht der Fall sein, so ist dieser Ueberschuß leicht dadurch zu vermeiden, daß man den Graben, sobald er die nöthige Erde geliefert hat, nicht bis zur anfänglich bestimmten Tiefe aushebt.

Anders verhält es sich jedoch bei den Gräben der Festungen und selbst schon bei provisorischen Befestigungen. Bei diesen wird eine genauere Berechnung nothwendig, weil, wenn man nach der vorher aufgestellten Regel verfahren wollte, eine zu bedeutende Differenz zwischen der Ausschachtung und Anschüttung der Erde eintreten würde; sie wird aber auch möglich, da es hier an der zur Berechnung nöthigen Zeit nicht fehlt.

Der zweite Hauptzweck, den der Graben bei Befestigungen meist gleichzeitig mit erfüllen soll, ist: daß er für den Feind ein Hauptannäherungshinderniß zur Befestigung und dabei zugleich ein Mittel wird, die Sturmsicherheit derselben zu erhöhen. Diese wichtigen Vortheile gewährt ein Graben, wenn er eine diesen Forderungen entsprechende Breite und Tiefe erhält.

Bei Feldbefestigungen, wo die Gräben oft nach der oben aufgestellten Regel keine beträchtlichen Profildimensionen erhalten können, wird es auch nicht immer möglich, obigen Forderungen zu entsprechen. Soll dies der Fall sein, so darf die obere Grabenbreite und auch die Grabentiefe nicht unter 8—9 Fuß betragen, weil nach gemachten Erfahrungen ein bewaffneter Soldat über einen so breiten Graben, zumal da dieses die Brustwehr auf der andern Seite noch mehr erschwert, nicht mehr springen kann und das Hinabspringen in einen dergleichen Graben ebenfalls nicht gefahrlos ist, das Erklimmen der Brustwehr aber von einer solchen Grabentiefe große Anstren-

gung der Kräfte kostet. In dem Maße, wie sich aber diese Dimensionen vergrößern können — was bei provisorischen und beständigen Befestigungen des größeren Erdbedarfs wegen immer der Fall sein wird, wenn nicht Terrainbeschaffenheiten die eine oder andere Grabendimension begrenzen — wächst auch für den Feind das Hinderniß; jedoch hat dies bei Feldbefestigungen, wenigstens für die Grabentiefe, bald seine Grenzen erreicht, indem man diese 10, höchstens 12 Fuß tief annehmen darf, weil bei einer noch größeren Tiefe das Herausbringen der letzten Erde bloß mit der Schaufel nicht mehr möglich wird und dann Anordnungen nothwendig macht, die bei der Ausführung der meisten Feldwerke aus Mangel an Zeit nicht angewendet werden können.

Die Seitenwände des Grabens müssen, wenn sie bloß durch die abgestochene Erde gebildet werden, Böschungen (s. d.) erhalten. Die, welche sich zunächst der Befestigung befindet, heißt die innere Grabenböschung oder Escarpe (l'escarpe), die gegenüberliegende an der äußern Grabengrenze die äußere Grabenböschung oder Contrescarpe (contre-escarpe). Beider Anlagen richten sich auf ähnliche Weise wie die der äußern Brustwehrböschung (s. Art. Brustwehr, I. B., S. 765.) nach der Beschaffenheit der Erde, so daß man entweder Escarpe und Contrescarpe nach demselben Verhältnisse böscht, oder auch die Contrescarpe etwas steiler anlegt. Dadurch erhält der Graben im Profil die Gestalt eines Trapezes und folglich eine nach unten gleichförmig abnehmende Grabenbreite. Man unterscheidet deßhalb bei Gräben gewöhnlich dreierlei Grabenbreiten, nämlich die Breite, welche er oben auf dem Bauhorizont hat, die sogenannte obere Grabenbreite, dann die, welche er in der halben Grabentiefe besitzt, die mittle oder primitive Grabenbreite, welche, mit der Tiefe multiplicirt, den Flächeninhalt des Grabenprofils giebt — und die, welche er an der tiefsten Stelle hat, die untere Grabenbreite oder sogenannte Grabensohle (le fond du fossé). Bei Feldbefestigungen ist es meist vortheilhaft, die Grabensohle so schmal als möglich zu machen, weil der Feind dann wenig Platz findet, um sich im Graben zu sammeln, und dadurch auch die Hilfen beschränkter werden, deren er sich zum Ersteigen der Brustwehren bedienen kann. Ein bis drei Fuß Breite sind zu diesem Behuf am geeignetsten; nur dann, wenn künstliche Verstärkungen oder Hindernisse im Graben angebracht werden sollen, oder wenn er noch eine besondere Vertheidigung erhält, ist die Sohle breiter, und zwar 4—9 Fuß, anzulegen.

Bei Festungsgräben wird der oben angeführte zweite Hauptzweck der Gräben von weit größerer Bedeutung, als bei den Gräben der Feldbefestigungen und selbst der provisorischen. Diese Gräben sind daher weit breiter und tiefer als jene, und unterscheiden sich auch noch gewöhnlich dadurch, daß ihre Grabenböschungen mit Mauerwerk verkleidet sind. Diese Grabenfuttermauern werden, wie die Böschungen, Escarpen- und Contrescarpenmauern genannt, erhalten eine weit steilere Böschung — gewöhnlich $\frac{1}{6}$ der Höhe zur Anlage (s. Böschung und Futtermauer) — und erhöhen dadurch die Hindernißfähigkeit des Grabens um ein Bedeutendes. Der Festungsgraben, welcher zunächst um den Hauptwall, oder, wenn eine Faussebraye vorhanden ist, um diese herumläuft, heißt der Hauptgraben (grand fossé). Die Gräben vor den Außenwerken werden nach diesen benannt und heißen z. B. Ravelingraben, Enveloppengraben ꝛc.

Man unterscheidet die Gräben in trockne und nasse Gräben, d. h. solche ohne oder mit Wasseranfüllung. Diese besondere Grabenbeschaffenheit ist natürlich vom Terrain abhängig, indem man in wasserreichem Boden

meist von selbst beim Ausschachten der Erde Wasser im Graben erhält, oder auch, wenn es sich in der Nähe befindet, in diesen leiten und ihn dadurch bewässern kann, während man in wasserarmen Gegenden stets nur trockene Gräben erhalten wird.

Da man im Felde sich nur selten der größeren Bauschwierigkeiten wegen in wasserreichem Boden befestiget, so sind auch die meisten Gräben der Feldschanzen trocken. Ist aber beim Schanzbau ein solches Terrain nicht zu vermeiden, oder will man sich des Wassers als Verstärkung des Grabenhindernisses bedienen, so gilt als Erfahrungssatz, sobald das Wasser allein als ein kräftiges Hinderniß gegen die Grabenpassage soll beachtet werden können, daß dasselbe im Graben wenigstens eine Tiefe von 6 F. erreichen und diesen Stand auch beibehalten muß. Sind es in der Nähe befindliche Wasservorräthe, z. B. Teiche, kleine Bäche oder starke Quellen, die man hierzu benutzen will, so ist es nothwendig, daß sich diese in unserer Gewalt befinden, damit sie nicht vom Feinde etwa vor der Erstürmung der Befestigung abgeleitet werden können, weil außerdem, vorzüglich bei lockerem Boden, ein baldiges Versiegen des Grabenwassers und somit ein Verschwinden des Hindernisses zu befürchten steht. Könnte das Wasser im Graben nicht bis zur Höhe von 6 Fuß steigen, so würde es für sich allein, weil es der Feind zu durchwaten im Stande wäre, ein nicht ausreichendes Hinderniß abgeben; dann aber könnte man die Grabensohle vor dem Zulassen des Wassers mit anderen Hindernissen, z. B. Spickpfählen, Eggen, ausgeästeten Baumstämmchen und dergl., oder auch wohl mit Wolfsgruben versehen, die dann dem Grabenübergange, weil sie, vom Wasser überdeckt, schwer aufzuräumen und eben deßhalb auch nicht leicht auszufüllen wären, bedeutende Schwierigkeiten entgegensetzen.

Die **trockenen Gräben** bei Festungen müssen tief und schmal werden. Sie erschweren dann das Brescheiegen in der Escarpe und vermindern den Raum für die Anlage der Contrebatterien (s. Belagerung einer Festung, I. B., S. 472, und Belagerungsbatterien I. B., S. 478.), welcher letztere Vortheil dadurch noch erhöht werden kann, wenn der Graben nach den ausspringenden Winkeln zu schmäler wird. Jedoch darf die Grabentiefe auch nicht zu groß ausfallen, weil sonst die bestreichende Vertheidigung von den hohen, den Graben flankirenden Festungslinien vermindert und der todte Winkel (s. d. und d. Art. Feuer d. Befestigungslinien, III. B., S. 87.) vergrößert wird. Man findet daher meist die Tiefe trockener Hauptgräben zwischen 15—18 Fuß und ihre Breite im Mittel 16—18 Toisen angenommen; bei Außenwerken dagegen ist die Tiefe bisweilen geringer und die Breite gewöhnlich zwischen 10—12 Toisen.

Trockene Festungsgräben besitzen nun folgende Vorzüge:

1) Erleichtern sie die Verbindung der Festungswerke unter einander.

2) Begünstigen sie die offensiven Unternehmungen vor der Festung und innerhalb der Festungswerke, und

3) machen sie den Gebrauch der Minen möglich.

Dagegen rechnet man ihnen als Mangel an, daß sie

1) dem Feinde einen leichteren Grabenübergang als nasse Gräben gestatten. — Dieser Mangel vermindert sich jedoch, sobald der Feind seine Deckung durch Einschneiden in die Grabensohle nicht erreichen kann, sondern das Deckmaterial erst herbeischaffen muß. Dies ist der Fall, wenn man die Grabensohle bis auf das Grundwasser legen kann, oder wenn die Grabensohle durch Felsgrund gebildet wird, oder es wird auch möglich, auf ihr künstlich einen Felsgrund durch sogenannte wilde Mauerung zu erzeugen; —

2) es dem Feinde möglich machen, sich im Graben auszubreiten und dann die Außenwerke in der Kehle anzugreifen;

3) durch die nothwendig hohen Futtermauern, um die Sturmfreiheit der Werke zu erlangen, die Baukosten bedeutend erhöhen;

4) die völlig rasirende Grabenvertheidigung schwieriger machen, und endlich auch

5) die Desertion erleichtern.

Die nassen oder Wasser-Gräben der Festungen müssen immer einen wenigstens 6—8 Fuß hohen Wasserstand haben, wenn sie Sturmsicherheit für die hinter ihnen liegenden Werke erzeugen sollen. Was denselben gegen trockene Gräben an Tiefe abgeht, setzt man ihnen an der Breite zu, um die erforderliche Erde zu gewinnen. Wassergräben sind daher meist weniger tief, aber breiter als trockene Gräben.

Als Vortheile betrachtet man bei diesen Gräben, daß sie

1) das wirksamste Annäherungshinderniß abgeben und eine absolute Sturmsicherheit erzeugen;

2) die Uebergangsarbeiten schwieriger und zeitraubender als bei trockenen Gräben machen;

3) den Feind nöthigen, nur auf den sich erbauten Sturmwegen gegen die zu erobernden Festungswerke vorzudringen, wodurch derselbe, in seinen offensiven Streitmitteln beschränkt, sich nicht kräftig unterstützen und auch selten von dort gegen andere im Graben liegende Werke etwas unternehmen kann;

4) die sicherste Schutzwehr gegen Desertion sind.

Dafür sind aber auch mit diesen Gräben folgende Mängel verbunden:

1) sie erschweren die Verbindung mit dem Außenterrain und den Festungswerken unter einander ungemein;

2) sie behindern dadurch im gleichen Maße die Offensive gegen das Angriffsterrain und in den Festungsgräben;

3) in Gegenden, wo lange Winter herrschen, verlieren Festungen mit Wassergräben, so lange das Wasser eine tragende Eisdecke hat, ihr Haupthinderniß und die Sturmsicherheit, und

4) in heißen Klimaten erzeugt das stehende Wasser der Festungsgräben sehr gefährliche Krankheiten.

Die Vortheile beider Grabenarten ohne ihre Mängel besitzen dagegen solche Festungsgräben, die durch fließendes Wasser nach Willkür in nasse oder trockene verwandelt werden können, so lange dieses Element flüssig bleibt. Das Wasser wird hier selbst zur Waffe und kann den Gegner in den Kampf bedeutender Schwierigkeiten verwickeln. Dergleichen Gräben nennt man Gräben mit Wassermanövers (manoeuvres d'eau) (s. d.) und gehören zu den besonderen Verstärkungen der Festungen.

In diese Kategorie der Festungsgräben gehören auch die, welche einen sogenannten Kesselgraben oder eine Cunette (cunettes, euvettes) haben. Es sind dies gewöhnlich in der Mitte der Sohle trockener Gräben angelegte schmale — etwa 18—20 F. Breite und 5—6 F. Wasserstand haltende — Wassergräben, dazu bestimmt, theils das sich sammelnde Regen- und Quellwasser abzuleiten, theils aber auch die Vortheile trockener und nasser Gräben zu vereinigen. Für letzteren Zweck bleiben sie aber immer ein ungenügendes Surrogat, indem sie die Vortheile der Wassergräben nur unvollkommen erfüllen, ihre Nachtheile aber ziemlich ganz besitzen.

Als eine besondere Art Gräben, abweichend von der gewöhnlichen Form derselben, sind noch die sogenannten Spitzgräben zu erwähnen. Die

Gestalt ihres Profils ist ein Dreieck, d. h. sie haben keine Grabensohle, sondern die Escarpen- und Contrescarpenböschung stößt zusammen, wobei letztere gewöhnlich steil, erstere aber ziemlich flach ist. Diese Formanordnung besitzt bei einer darauf berechneten Profilirung den wichtigen Vortheil, daß der Graben in seiner ganzen Ausdehnung von den dahinter liegenden Befestigungslinien frontal bestrichen und mithin nirgends im todten Winkel bleiben kann; dagegen verliert aber ein dergleichen Graben durch die flache Escarpenböschung bedeutend an der zu gewährenden Sturmsicherheit. Um diesen Verlust wieder auszugleichen, sucht man diese Gräben durch andere Hindernisse, als Wasser, Astverhaue, Wolfsgruben, Spickpfähle und dergleichen, wieder zu verstärken, wo dann eben die große und flache Escarpenböschung vorzüglich geeignet ist, mehrere Arten dieser Hindernisse vortheilhaft anzubringen.

Die sogenannten Vorgräben (avant-fossé) sind zwar theils in Bezug auf Form und Bestimmung zu den vorher erklärten verschiedenen Gräben zu zählen, sie gehören aber mehr zu den besonderen Verstärkungen und Hindernissen der Befestigungen, weßhalb sich das Nähere unter dem besonderen Art. Vorgraben angeführt befindet.

Endlich sind auch noch die sogenannten Einschnittgräben zu erwähnen. Sie unterscheiden sich sehr wesentlich von allen den andern Gräben dadurch, daß sie sich unmittelbar hinter der Brustwehr befinden, und zwar eben so wie die gewöhnlichen Gräben die Bestimmung haben, das zur Deckung nöthige Material zu liefern, keineswegs aber als Annäherungshinderniß, sondern gleichzeitig auch als Deckung für die Vertheidiger der vorliegenden Brustwehr zu dienen, wenn diese sich darin befinden, weßhalb sie auch nur 2 — 3 F. tief und 9 — 15 F. breit angelegt werden. Ihre Anwendung finden sie bisweilen bei Feldbefestigungen, wo dann die davon erbauten Brustwehren eingeschnittene Brustwehren heißen (s. Brustwehr, I. B., S. 766.), vorzüglich aber bei Belagerungen, wo die meisten Belagerungsarbeiten auf diese Art erbaut werden (s. Belagerung einer Festung, Communicationsgräben und Parallelen).

Mehr Detail über die verschiedenen Gräben, so wie über ihre Größenberechnung, findet man in nachstehenden Schriften:

v. Hoyer, Allgemeines Wörterbuch der Kriegsbaukunst. Berlin, 1816. 2 Thl. Art. Graben.

Desselben Lehrbuch der Kriegsbaukunst.

Blesson, Große Befestigungskunst für alle Waffen. Berlin, 1830.

Peschel, Kriegsbaukunst im Felde. Dresden, 1832. P.

Graben (Terrainl.) heißen die langen künstlichen Vertiefungen des Erdbodens, deren Wände ziemlich parallel mit einander laufen. Der Beschaffenheit nach werden sie in trockene und nasse unterschieden; dem Zwecke nach sind sie sehr verschieden, so giebt es z. B. Grenzgraben, Feld-, Damm-, Straßen-, Bewässerungs-, Entwässerungs-, Mühlgraben u. s. w. Die Grenzgraben jeder Art sind auf der einen Seite oft mit lebendigen Hecken eingefaßt, oder haben wenigstens einen Erdaufwurf, wodurch sie ein doppeltes Hinderniß der Bewegung werden, oft auch Deckung gegen Cavalerie gewähren. Bewässerungs- und Entwässerungsgraben sind nicht nur Hindernisse für schnelle Bewegungen, sondern dienen bisweilen auch als Merkmal, daß die Felder oder Wiesen zu gewissen Zeiten nicht fahrbar sind. Förmliche Abzugscanäle bilden gute Vertheidigungslinien; sie sind in manchen Ländern schiffbar. Die Mühlgraben haben zwar nur eine geringe Ausdehnung, gewöhnlich aber gemauerte oder wenigstens

sehr hohe Ufer, weßhalb sie ohne Brücke schwer zu überschreiten sind; dagegen bietet das Wehr ein Mittel zum Uebergange der Infanterie, auch giebt es bei den Mühlen gewöhnlich Brücken.

Bei der militairischen Beurtheilung eines Terrainabschnittes müssen die vorhandenen Graben genau untersucht und nach ihren Beziehungen zum Ganzen beschrieben werden. Man giebt an: ihre Länge, Richtung, Gestalt, Breite und Tiefe, ob sie trocken oder naß, mit Bäumen, Hecken oder Mauern eingefaßt sind. Bei den nassen Graben muß angegeben werden, ob sie fließendes oder stehendes Wasser enthalten, und wie tief dasselbe sei, wo sich Brücken darüber befinden, und ob diese leicht zerstörbar sind. Pz.

Grabenschere, die (tenaille), ist eines der Außenwerke, welches vorzüglich bei Bastionairbefestigungen vorkommt. Sie ist eigentlich eine bloß vor der Courtine und den Flanken liegende detaschirte Faussebraye. Die Formen, die sie erhalten hat, sind verschieden, und die gebräuchlichsten derselben unter dem Namen der einfachen und verstärkten Grabenschere bekannt.

Die einfache Grabenschere (la tenaille simple) — wie sie Vauban, Cormontaigne und die Ingenieurschule von Mézières bei der sogenannten fortification moderne angewendet hat — bildet einen eingehenden Winkel in der Verlängerung der beiden Bollwerksfasen, zuweilen, wenn der Scheitel zu nahe an der Courtine zu liegen kommt, in seiner Mitte abgestumpft, damit die erforderliche Graben- und Wallgangbreite herauskomme. Letztere wird jedoch oft noch schmäler gemacht, als für Geschützaufstellungen nothwendig würde, nur um den Graben zwischen ihr und der Courtine des Hauptwalls möglichst breit zu erhalten.

Die verstärkte Grabenschere (la tenaille renforcée), wie sie in Vauban's sogenanntem 1. Befestigungssystem angewendet wurde, hat Fasen, Flanken und eine Courtine, d. h. ihre Fasen liegen in den Defenslinien, die übrigen Theile aber laufen parallel mit den entsprechenden Linien des dahinter befindlichen Hauptwalls.

Die verschiedenen Bestimmungen, welche man durch dieses Außenwerk zu erreichen beabsichtiget, sind folgende:

1) sie soll dazu beitragen, eine rasantere Grabenbestreichung vor der Courtine und auch zugleich vor den Bollwerksfasen zu erhalten.

Die einfachen Grabenscheren können diese Vertheidigung nur durch schräges, die Flanken der verstärkten Grabenscheren aber durch directes Feuer bewirken. Um die niedere Grabenbestreichung noch vollkommener zu erhalten und noch sicherer zu stellen, hat man die Kasemattirung dieser Flanken vorgeschlagen. Als Beispiele hierzu dienen Bousmard's Grabenscheren, Flanken und die wirklich kasemattirten Flanken der niederländischen Festung Lüttich. Jedenfalls aber ist es zur Erreichung dieses Zweckes nothwendig, das Relief des Werkes analog dem der Faussebraye so anzuordnen, daß die Vertheidigung des Hauptwalls nicht beeinträchtiget und der Wallgang desselben vom gedeckten Wege und der Krönung des gedeckten Weges nicht eingesehen wird. In Folge dessen liegt der Wallgang dieses Außenwerkes meist auf dem natürlichen Horizont, zuweilen etwas unter demselben.

2) Es soll von diesem Werke aus das Ravelin in der Kehle und dessen Inneres bestrichen werden.

Aus diesem Grunde muß daher auch der Wallgang der Tenaille gegen das Ravelin vollkommen defilirt sein.

3) Soll die Grabenschere die Futtermauern der Courtine und auch die Flanken decken, ohne ihre Sturmfreiheit zu vermindern.

Zu diesem Zwecke findet der Absonderungsgraben zwischen ihr und dem Hauptwalle Statt.

4) Will man den zwischen diesem Werke und der Courtine verbleibenden gedeckten Raum dazu benutzen, wenn der Graben trocken ist, Truppen zu den Ausfällen in dem Graben aufzustellen und zu formiren, wenn er aber naß ist, daselbst die Fahrzeuge zur Communication wie in einem Sicherheitshafen unterzubringen.

Außer diesen jetzt beschriebenen und erklärten Werken trifft man auch bei mehreren andern Befestigungssystemen noch andere, von diesen Formen abweichende Werke an, welche man aber ihrer Bestimmung und Profilirung nach auch in die Kategorie der Grabenscheren zählen kann. Eine nähere Beschreibung derselben, so wie dieses Festungswerkes überhaupt, findet man in Blesson's großer Befestigungskunst für alle Waffen. Berlin, 1830. P.

Grabensohle (le fond du fossé) nennt man bei den Gräben von Befestigungen, die untere Fläche oder Breite, die ein dergleichen Graben hat (s. Graben). P.

Grabenübergang (passage du fossé) nennt man diejenigen Belagerungsarbeiten, durch welche man sich einen gedeckten Weg gegen das von der Seite aus den Festungswerken kommende Feuer über den Festungsgraben nach dem zu erobernden Werke bildet. Die Ausführung dieses Weges ist verschieden und richtet sich nach der Beschaffenheit des Grabens (s. Belagerung einer Festung, I. B., S. 473). P.

Grabenvertheidigung. Die Vertheidigung der Graben vor Befestigungen ist eine für die Befestigungskunst höchst wichtige, zum Theil aber auch sehr schwierig zu lösende Aufgabe. Wichtig ist diese Vertheidigung, weil der Graben die Grenzscheide zwischen Besitz und Verlust der hinter ihm liegenden Befestigung ist, und der in demselben eingedrungene Feind seinem Ziele zwar nahe, aber gerade hier, wo er oft noch mit anderen Hindernissen zu kämpfen hat, am wirksamsten beschossen werden kann. Schwierig wird aber diese Aufgabe meist deßhalb zu lösen, weil theils die gewöhnliche Form des Grabens, theils die Gestalt der Befestigung es oft unmöglich macht, ohne besondere Vertheidigungsanordnungen das directe Feuer von den hinter den Gräben liegenden Befestigungslinien in diese zu lenken.

Hinsichtlich der Umfangsform der Werke ergiebt sich nach dem möglicher Weise von den Befestigungslinien zu entsendenden Feuer (s. Feuer der Befestigungslinien, III. B., S. 87), daß es allein bei dem Bastiontrace oder der Bastionbefestigung (s. d.) bei einer zweckmäßigen Proportionirung und richtigen Zusammenstellung der gebrochenen Linie möglich wird, jeden Punct des Grabens ohne besondere Vertheidigungseinrichtungen beschießen zu können; jedoch läßt sich diese Umfangsform nicht überall anwenden und gewährt nur dann, wenn die sie constituirenden Linien eine gewisse Länge erreicht haben, diesen wichtigen Vortheil. Alle Werke dagegen, welche bloß ausspringende Winkel bilden, und auch die Kreisform, lassen den Graben bei seiner gewöhnlichen Gestalt in seiner ganzen Erstreckung ohne Vertheidigung und bei den mit aus- und eingehenden Winkeln — sobald letztere zwischen 90 und 120° fallen (s. Feuer der Befestigungslinien, III. B., S. 89. u. d. Art. todter Winkel) — bleibt der Graben vor den eingehenden Winkeln immer noch auf eine größere oder kleinere Strecke, was von der Profilirung abhängig ist, ohne directe Vertheidigung oder im todten Winkel. In beiden Fällen muß man dann, wenn die Wichtigkeit der Befestigung es erheischt und die Zeit es möglich macht, dem Graben auf allen Puncten eine niedere bestreichende Vertheidigung zu verschaffen suchen. Die

verschiedenen Mittel, wodurch man dies nach der Verschiedenheit und Wichtigkeit der Befestigungen zu erreichen sucht, gehören zu den besonderen Verstärkungen der Befestigung. Die wichtigsten derselben sind: die niederen Flanken, die Faussebraye, die Grabenscheren, die Kanonenkasematten, die Grabengallerien und Grabencaponièren, worüber d. Art. Bollwerk, Faussebraye, Grabenschere, Kasematten und Caponièren das nöthige Detail enthalten. P.

Grad ist der dreihundert und sechzigste Theil eines Kreises, der wieder in 60 Minuten und 1 Minute in 60 Secunden eingetheilt wird. Man bedient sich dieser Eintheilung zu Beurtheilung der Winkel und Bogen; es ist solche aber keineswegs ein Maß, sondern sie giebt nur das Verhältniß des Bogens oder Winkels zum ganzen Umkreise an. Sagt man z. B.: ein Bogen hat 60 Grad, so heißt dies: der Bogen verhält sich zum ganzen Umkreis wie 60 zu 360, oder wie 1 zu 6. M. S.

Gradmessungen sind die Messungen, die auf den Meridiangraden unserer Halbkugel vorgenommen worden sind, um die Größe eines Grades zu bestimmen. Es haben sich bei verschiedenen bisher angestellten Messungen folgende Resultate ergeben:

	fanden unter			
Bouguer und Condamine	0° 31′	. . . 56753	Toisen	
de la Caille	33° 18′	. . . 57037	. . . .	
Mason und Dixon	39° 12′	. . . 56880	. . . .	
Boscovich	43° 0′	. . . 56979	. . . .	
Beccaria	44° 44′	. . . 57096	. . . .	
Liesganig	45° 57′	. . . 56081	. . . .	in Ungarn.
derselbe	48° 43′	. . . 57088	. . . .	Oestreich.
Maupertuis	49° 23′	. . . 57069	. . . .	

Es sind jedoch auch noch neuere Gradmessungen angestellt worden. Klügel hat nun nach mehreren Angaben die Länge eines Grads der Erdkugel zu 57173,5 Toisen, einer Minute = 952,89 und 1 Secunde = 15,881 Toisen berechnet. M. S.

Graham, Sir Thomas, englischer Generallieutenant, stammte aus einer angesehenen schottischen Familie und war ein jüngerer Sohn des Lord Lyndock. Er commandirte in seinem Vaterlande ein Milizregiment und ward in den neunziger Jahren als Kriegscommissair in's östreichische Hauptquartier nach Italien geschickt. Hier ward er im J. 1796 mit Wurmser in Mantua eingeschlossen, wußte aber bei einem Ausfall, der zurückgeschlagen wurde, zu entkommen, floh zu dem östreich. Feldmarschall Alvinzy und brachte demselben die wichtige Nachricht von der Noth in Mantua. Später sehen wir ihn im vaterländischen Heere in Spanien auftreten, wo er sich bei mehreren Gelegenheiten, namentlich bei der Einnahme von St. Sebastian, den 31. Aug. 1813, auszeichnete. Als Lohn für seine Dienste ernannte ihn der Prinzregent zum Ritter des Bathordens und vertraute ihm 1814 das Commando des englischen Truppencorps, gegen 18,000 M., in Holland an, welches dieses Land in Gemeinschaft mit den Preußen unter Bülow von den Franzosen säuberte. Er bestand hier am 12. Jan. das Gefecht bei Merxen gegen die Truppen des Generals Maison und hatte den 2. Febr. am Gefecht bei Antwerpen, wie am 3.—5. Febr. am Bombardement dieser Stadt thätigen Antheil. Seit Mitte Januar hielt er mit einem Theil seiner Truppen die Festung Bergen op Zoom eingeschlossen; in der Nacht vom 8.—9. März versuchte er, es durch Ueberfall zu erobern, allein trotz dem, daß sich die Engländer schon des Antwerpener Thores bemächtigt hatten,

mißlang doch das Unternehmen gänzlich, und die Engländer wurden mit großem Verlust zurückgetrieben. Nach dem Frieden kehrte Graham in sein Vaterland zurück, wo er noch jetzt unter dem Titel „Lord Lyndock" lebt.
W.

Grailly, Jean de, aus dem Hause Foix, bekannt unter dem Namen Captal de Buch*), einer der tapfersten Heerführer des 14. Jahrhunderts. Eben so kühn als unternehmend, zeichnete er sich vorzüglich durch seinen durch nichts zu befriedigenden Haß gegen Frankreich aus. 1363 führte er im Dienste des Königs Karl II. von Navarra dem König Peter IV. von Castilien Hilfstruppen gegen die Aragonier zu, und stand im Jahre darauf an der Spitze eines navarresischen Corps von etwa 1200 M. in der Normandie. Ihm gegenüber befehligte Bertrand du Guesclin (s. d.) die eben so starken Franzosen. Bei Cocherel am Eure kam es zur entscheidenden Schlacht. Du Guesclin stellte sich, als träte er freiwillig den Rückzug an; de Grailly konnte die Navarresen nicht überzeugen, daß dies nur eine Kriegslist sei; seine Truppen stürzten sich auf die Franzosen, diese empfingen sie wohlgeordnet und nach kurzem Kampfe blieb den Letzteren der Sieg. 30 Gascogner Ritter hatten es sich zur Aufgabe gemacht, den Captal de Buch gefangen zu nehmen, und führten dies auch trotz seiner tapferen Gegenwehr aus. Du Guesclin übergab seinen Gefangenen dem Ritter Roland Bodin, der ihn zum König Karl V. brachte. Dieser schickte ihn nach Meaux, wo er bis 1365 auf sein Ehrenwort als Gefangener blieb. Der Frieden von St. Denis, den er selbst vermittelte, gab ihm seine Freiheit ohne Lösegeld wieder. Karl V. wollte den tapfern Captal für Frankreich gewinnen und belehnte ihn mit der Herrschaft Nemours, wodurch de Grailly zu seinem Vasallen geworden wäre. Kaum war er jedoch nach Guienne zurückgekehrt, als ihn die Vorwürfe des schwarzen Prinzen, Eduard von Wallis (s. d.), diese Handlung bereuen ließen. Er schickte daher seinen Stallmeister an den französischen Hof und ließ dem König von Frankreich die Urkunde der Belehnung wieder zustellen, indem er sich zugleich seiner Lehnspflichten für entbunden erklärte. Im Dienste des schwarzen Prinzen wohnte er darauf 1367 dem Feldzuge gegen Castilien bei, in welchem die Siege von Alava und von Navaretta den vertriebenen König Peter den Grausamen auf seinen Thron zurückbrachten. Die folgenden Jahre war in Guienne steter Kampf zwischen den Engländern und Franzosen; das Glück begünstigte die Parteien abwechselnd. Eduard von Wallis ging nach der Wiedereinnahme von Limoges 1370 nach England zurück und übergab dem Herzog von Lancaster den Oberbefehl über die Provinz Guienne, und als dieser im Jahr darauf ebenfalls nach der Heimath abging, erhielt der Captal de Buch diesen Auftrag mit dem Titel eines Connetable von Aquitanien. Indessen war er 1372 gegen du Guesclin abermals unglücklich; seine Truppen waren zu wenig zahlreich, um den Franzosen widerstehen zu können. Er beschränkte sich deßhalb auf einen Vertheidigungskrieg und suchte zu erhalten, da er nichts erobern konnte. Zu spät zum Entsatz von St. Sévère ankommend, mußte er sich ganz Poitiers entreißen sehen; er eroberte jedoch Nyort, rückte vor Soubise, das die Franzosen belagerten, und entsetzte es glücklich. Beim Rückmarsch von dieser Unternehmung fiel der Captal de Buch jedoch zum zweiten Male in die Gefangenschaft seines glücklichen Gegners. Karl V. zahlte dem ihn überbringenden Ritter eine Beloh-

*) Captal (von Capitalis, Oberhaupt) war ein in Aquitanien für die vornehmsten Edelleute gebräuchlicher Titel.

nung von 1500 Livres und ließ den Captal zu Paris in den Tempel einsperren. Vergebens bot der König von England große Summen für sein Lösegeld. Karl V. konnte und wollte einen so gefährlichen Gegner nicht frei lassen. Endlich genehmigte der König von Frankreich, um sich dem Captal geneigt zu machen, seine Freilassung unter der Bedingung, einen Eid zu leisten, nie wieder gegen Frankreich die Waffen zu führen. Der Captal de Buch zog aber dieser beschimpfenden Bedingung ein ehrenvolles Gefängniß vor, blieb im Tempel und starb daselbst 1377.

(Mezeray, histoire de France, tome II. — Daniel, tome II. — Sismondi, tome 10. — Biographie universelle, tome 18). E.

Gramont, Antoine de, Herzog von Gramont, Pair und Marschall von Frankreich, souverainer Herr von Bidache, Vicekönig von Navarra und Bearn, Gouverneur von Bayonne u. s. w., ein Sohn des unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. mit Auszeichnung dienenden Grafen Antoine de Gramont, war 1614 zu Hagetmeau geboren. Von seiner frühesten Jugend an widmete er sich dem Soldatenstande und hatte in den damaligen kriegerischen Zeiten hinlängliche Gelegenheit, sich auszuzeichnen. 1630 im mantuanischen Erbfolgestreite half er Mantua gegen die Oestreicher und Spanier vertheidigen und ward bei dieser Gelegenheit verwundet. Der Cardinal Richelieu würdigte den jungen G. seines besonderen Schutzes; er bemerkte seine vorzüglichen Eigenschaften und, um sie stets benutzen zu können, vermählte er ihn an eine seiner Verwandten und fesselte ihn so an sein Interesse. Der (30jährige) Krieg gegen Oestreich rufte damals bedeutende französische Heere nach Deutschland. Der Graf von G. nahm von 1635 an an demselben Theil und kämpfte mit den französisch-schwedischen Truppen am Rhein. 1636 ward das Kriegstheater in den Elsaß und nach Flandern verlegt. Den Entsatz von Kolmar, Schlettstedt und Hagenau dankte man dem Grafen von G. Landrecy ward belagert, und 1637 die Schlacht von Pont de Vaux geschlagen; der Graf von G. nahm an beiden Vorfällen Theil. 1638 war er in Piemont bei der Armee des Cardinals la Valette, entsetzte 1639 Vercelli und nahm Chivasso. 1641 focht der Generallieutenant G. gegen die Spanier, entriß ihnen Arras, Bapeaume und la Bassée, und ward dafür zum Marschall ernannt. Im Mai 1642 ließ er sich überfallen und verlor die Schlacht bei Honnecourt in Flandern, machte jedoch durch sein Benehmen in der Schlacht von Freiburg (s. d.), wo er die Reserve des Herzogs von Enghien befehligte, und durch die Einnahme von Philippsburg seinen Fehler wieder vergessen. In der für die Franzosen siegreichen Schlacht bei Allersheim, am 24. Juni 1645, fiel der Marschall G. in baiersche Gefangenschaft, ward jedoch vor dem Friedensschluß wieder ausgewechselt und konnte noch an der Belagerung von Lerida (1647) und an der Schlacht von Lens (1648) Theil nehmen. Auch während der inneren, durch die Fronde herbeigeführten, Unruhen Frankreichs bewies er seine Treue an seinem König und seine Brauchbarkeit in Staatsangelegenheiten. Der Cardinal Mazarin sendete ihn deßhalb 1657 nach Frankfurt zur Kaiserwahl, um dabei die Interessen Frankreichs zu vertreten, so wie 2 Jahre darauf nach Spanien, wo er für den jungen König Ludwig XIV. um die Hand der Infantin Maria Theresia werben mußte. Die Ritterorden Frankreichs und 1662 der Herzogstitel und die Würde eines Pairs waren der Lohn für seine glücklich geleiteten Unterhandlungen. 1667 folgte er Ludwig XIV. im flandrischen Feldzuge und starb im vollen Besitze der Gunst seines Monarchen am 12. Juli 1678 in seinem Gouvernementsorte Bayonne. Der Herzog von G. war einer der liebenswürdigsten, geistreichsten und gewandtesten

Männer am Hofe Ludwig's XIV., eben so brauchbar im Felde und Cabinete, als beliebt in den Salons. Er hinterließ Memoiren, die sein Sohn später herausgegeben hat. Sein Bruder Philibert de Gramont (gest. 1687), welcher ebenfalls unter Turenne und Condé diente und sich durch seine Tapferkeit auszeichnete, war gleich ihm eine der Zierden des Hofes Ludwig's XIV. (Perrault, hommes illustres, tome II. — Theatrum europaeum.) E.

Gran, Hauptstadt der Gespanschaft gl. N. im ungarischen Kreis diesseits der Donau, am Einflusse der Gran in die Donau, mit 5400 Einw. (latein. Strigonium, nach den beiden Flüssen auch Istrogranum genannt), hat eine sehr feste Burg auf einer Anhöhe und war einst der Sitz eines Erzbischofs.

Belagerung durch die Moguln unter ihrem König Kadan, 1241.

Drei Jahre lang verwüsteten die Moguln unter der Regierung des ungarischen Königs Bela IV. ganz Ungarn; das 100,000 M. starke ungarische Heer wurde auf dem Felde Moki gänzlich geschlagen, Bela floh nach Presburg, und die festen Plätze Pesth, Großwardein und Gran fielen in die Hände der Sieger. Vergebens versuchten die Vertheidiger von Gran, sich durch Gräben, Wälle und hölzernen Thürme zu schützen. Die Belagerer warfen aus 30 durch Faschinen gedeckten Maschinen Tag und Nacht Steine in die Stadt, zerstörten die hölzernen Thürme und füllten den Graben mit Erdsäcken. Die eingeschlossene Besatzung, aus Ungarn, Franzosen und Lombarden bestehend, zündete die Vorstädte und hölzernen Gebäude an, verbrannte alle Schätze, die nicht vergraben werden konnten, und zog sich nach den größeren Häusern und Palästen zurück, die eine Vertheidigung gewähren konnten. Unwillig, daß ihnen die gewisse Beute entzogen worden war, schlossen die Moguln die Stadt auf's Strengste ein, stürmten die letzten Zufluchtsörter und stillten ihre Rache durch ein ungeheueres Blutbad, dem beinahe Keiner entging. Die Barbaren sollen sogar in ihrer Wuth die Leichen der Gefallenen verschlungen haben. Nur die Burg von Gran, vertheidigt von dem spanischen Grafen Simeon, fiel nicht in die Hände der Moguln. (Rogerii miserab. carmen, in Schwandtner, scr. rer. hung., I, S. 318).

Auch Johann von Zapolya belagerte die Stadt mit aller Macht, mußte aber sein Unternehmen aufgeben, da kaiserliche Truppen dieselbe entsetzten.

In dem Zwischenreiche, wo die ungarischen Barone, den jungen Wenzel von Böhmen zum Könige verlangend, den vom päpstlichen Legaten gekrönten Karl Robert, den Sohn des Königs Karl Martell, bekriegten, belagerten und eroberten sie unter Anführung Ivan's von Güssingen Stadt und Schloß Gran 1301. Die Anhänger Karl Robert's nahmen es kurz darauf wieder in Besitz; aber der alte König Wenzel von Böhmen eroberte es zum zweiten Male, 1304.

Belagerung und Einnahme durch die Türken, 1543.

Sultan Soliman begann nach Eroberung von Ofen die Belagerung der Feste Gran am 24. Juli, welche nur ihre gewöhnliche Besatzung hatte, aber bald, noch ehe die Einschließung eng erfolgt war, durch 600 M. aus Comorn verstärkt wurde, und auch durch die kaiserliche Flotte, welche das am Flusse befindliche türkische Lager überfiel, Munition und Lebensmittel erhielt. Vergebens aber bemühte sich die schwache Besatzung von ungefähr nun 1300 M., die Belagerungswerkzeuge der Türken zu vernichten und die Feinde auf den Minenkrieg zu beschränken; aus 40 schweren Geschützen

beschossen diese die Stadt und Burg, und richteten bedeutende Verwüstung in derselben an. Am 6. Aug. ließ der Sultan das Zeichen zum Angriffe geben, der mit allem Ungestüm gegen die halb zerstörten Mauern erfolgte, den jedoch die Belagerten ganz besonders durch die Wirkung von Kugeln aus Pech, Schwefel und andern zündenden Stoffen abschlugen, obgleich die Stürmenden 7 Mal durch neue Truppen ersetzt worden waren. Dadurch ermuthigt, wagte die Besatzung einen Ausfall, bei dem sie gegen 3000 Feinde tödtete und selbst nur 200 Todte und Verwundete verlor. Alles dies jedoch konnte nichts gegen die ungeheuren Kräfte ausrichten, welche die Türken zu Bezwingung der Feste aufwendeten, und schon am 3. Tage hatten sich die Belagerer bis unter die Mauern der Stadt genähert, die man verlassen mußte, um sich in die Burg zurückzuziehen, welche der größte Theil der Vertheidiger bis auf den letzten Mann zu halten gesonnen war. Aber der Commandant, Franz Salamanca, den italienischen Hilfstruppen nicht trauend, deren Vornehmsten Einer bereits in Unterhandlungen mit dem Feinde getreten war, und wohl erwägend, daß mit jedem Tage immer mehr der Muth der Besatzung sank, übergab die Burg gegen die Bedingung eines freien Abzuges am 9. Aug., welches Versprechen ihm aber nur zum Theil gehalten wurde. (Stella, de Turc. success. ao 1543, epist. II., in Schwandtner, l. c. I., S. 609 ff.)

Eroberung durch die Kaiserlichen, 1683.

Seit 1543 hatte das Schicksal und der Besitz von Gran zu verschiedenen Malen zwischen den Kaiserlichen und Osmanen gewechselt. Im J. 1595 gewann es Erzherzog Matthias nach einem bereits im vorigen Jahre vergeblich versuchten Sturme wieder der östreichischen Herrschaft, der es jedoch schon 1605 Achmet I. von Neuem entriß. 78 Jahre blieben nun die Türken im ruhigen Besitze dieser wichtigen Festung und konnten im Jahre 1683 sogar die siegreichen Roßschweife bis vor die Mauern von Wien (s. d.) tragen. Hier aber unterlagen sie der letzten Anstrengung der geängstigten Christenheit, und der Großvezier sah sich nach einem beträchtlichen Verluste bei Parkan genöthigt, Oberungarn den vereinigten christlichen Heeren zu überlassen. Der Herzog von Lothringen eilte nun, unverzüglich Gran dem Feinde zu entreißen. Das auf steilen Felsen gelegene Schloß, umgeben von einem tiefen Graben, war trefflich mit allen Kriegsvorräthen versehen und stand in Verbindung mit 2 befestigten, gleich hohen Bergen, dem Thomas- und Martinsberge. Die unbedeutende Stadt war mit Mauern umgeben; die Vorstädte hatten die Türken verbrannt. Die Polen unter Sobiesky blieben auf dem jenseitigen Ufer stehen, um einen Ueberfall des Feindes zum Entsatze zu verhüten, die kaiserliche Reiterei schwärmte in der Umgegend, um die Truppen des Großveziers zu beschäftigen; das kaiserliche Fußvolk lag vor den genannten beiden Bergen, die Baiern vor dem Ofener Thore. Die Belagerung begann am 22. Octbr.; die Laufgräben konnten aber wegen heftigen Regens erst den 24. eröffnet werden. Schon nach 2tägiger Beschießung stürzten die Mauern am Ofener Thore zusammen, und noch vor Nacht gelang es den Bürgern, sich auf den zerstörten Stadtmauern festzusetzen, so wie auch die Kaiserlichen ihrer Seits durch Minen einen Theil der Mauern bei dem Thomasberge vernichtet hatten, so daß man nun nach einem halbstündigen Gefechte trotz des heftigsten Feuers aus der Burg sich in Besitz der Stadt setzen konnte. Die Belagerer forderten den Pascha zur Uebergabe auf; vergebens bat dieser um 1tägigen Waffenstillstand, um sich mit seinen Untergebenen zu berathen, und mußte, als das Geschütz gegen die Mauern der Burg verdoppelt wurde und längerer Widerstand fruchtlos schien, den

27. Octbr. gegen die Bedingung eines freien Abzuges das Schloß übergeben. 2000 M. und 4000 Weiber und Kinder (nach Katona nur 700 M.) zogen aus der Burg und wurden nach Ofen gebracht. Die Sieger erbeuteten über 50 (70) Geschütze, 10,000 Centner Pulver und Vorräthe auf 6 Monate. Ganz besonders hatte sich bei der Belagerung ein brandenburgisches Regiment unter Oberst Truchseß ausgezeichnet und sich des ersten Ravelins bemächtigt. Die Einnahme dieses wichtigen Punctes war von den glücklichsten Folgen. Tausend Deutsche unter dem tapfern Obersten Hans Wolf von Carlowitz, dem Commandanten des Stahremberg'schen Regiments, blieben als Besatzung in Gran zurück, und die Sieger eilten, sich Erlau und Ofen zu unterwerfen. Vergebens suchten die Osmanen in den folgenden Jahren, sich wieder in Besitz von Gran zu setzen; im August des Jahres 1685 brachte ihnen der Herzog von Lothringen vor der Stadt eine entscheidende Niederlage bei. (Katona, hist. reg. Hung. stirp. austr., Theil 16., und einige gleichzeitige gedruckte, diese Eroberung betreff. Schreiben).

C.

Granada, Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, am rechten Ufer des obersten Xenil und am nördlichen Fuße der Sierra Nevada, offne Stadt mit 70,000 Einw., hat fast 2 Meilen im Umfange.

Eroberung am 2. Januar 1492 durch die Spanier.

Ferdinand der Katholische und Isabella, unter denen die spanischen Provinzen 1479 zuerst vereinigt wurden, hatten sich die völlige Vertreibung der auf das Vasallenkönigreich Granada beschränkten Araber längst vorgesetzt. Diese brachen zuerst 1482 die Waffenruhe, und fortgesetzte Feldzüge machten es den Spaniern möglich, seit dem 9. Mai 1491 die Belagerung von Granada selbst zu unternehmen, in welche große, feste und reiche Stadt sich zahlreiche Vertheidiger mit großen Vorräthen von Lebensmitteln einschlossen. Zwei auf einander eifersüchtige maurische Prinzen, Abdalla und Alzagal, befanden sich darin; der Erstere scheint aber die Vertheidigung vorzüglich geleitet zu haben. Die spanischen Truppen befehligte Don Gonsalvo de Cordova (s. d.) unter dem Könige Ferdinand. 50,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reiter, die nöthigen Schanzgräber ungerechnet, sollen kaum hinreichend gewesen sein, dem Platze alle Zufuhr abzuschneiden; denn er sollte ausgehungert werden. Die Mauren unterließen inzwischen nicht, häufige Ausfälle zu machen, ohne jedoch im Stande zu sein, sich Luft zu schaffen. Die Belagerer noch mehr anzufeuern, begab sich die Königin Isabella ebenfalls mit ihrer ganzen Familie in's Lager und erklärte, bis zur Eroberung des Platzes aushalten zu wollen. Während nun in der Stadt die Vorräthe immer abnahmen, herrschte Ueberfluß im christlichen Heere, und jeden Abend ertönte Musik und festlicher Jubel in dessen Zelten. Es war im Juli, als durch Zufall das Zelt der Königin und dadurch das ganze Lager in Flammen aufging. Die Spanier rückten sogleich aus, weil sie Verrath argwohnten; allein die Feinde verhielten sich ruhig. Jetzt ward auf Veranlassung der Königin zur Erbauung steinerner Häuser für das Belagerungsheer geschritten, und die Stadt Santa Fe verdankt dieser Anordnung ihre Entstehung. Die Mauren wurden dadurch muthlos, und da sie endlich die Hoffnung ganz aufgeben mußten, den Feind abziehen zu sehen, der Mangel immer empfindlicher ward, ihre Streiter sich verminderten und von 5000 Pferden nur noch 350 übrig waren, sahen sie sich zur Capitulation genöthigt, die am 25. Novbr. durch Gonsalvo de Cordova und Ferdinand de Jafra zu Stande kam. Der Platz sollte vollständig am 6. Jan. 1492 an die Spanier überliefert, den Einwohnern ihr Vermögen, ihre Religion, ihr

Gesetz gelassen, und denen, welche auswandern wollten, dies frei gestattet werden. Für Abdalla, welcher den Vertrag unterzeichnete, ward eine Apanage in Ländereien oder Geld, je nachdem er bleiben oder gehen wollte, festgesetzt. Volksaufstände gegen dies Uebereinkommen blieben ohne Erfolg, und schon am 2. Jan. fand die Uebergabe von Granada an die Spanier Statt, womit die Herrschaft der Araber hier für immer zu Ende ging. Die Spanier banden sich später nicht mehr an den Vertrag.

(Ferreras, 8. Bd. — Histoire des rois catholiqnes Ferdinand et Isabelle. Tom. I. Paris, 1766. = Duponcet, Hist. de Consalve de Cordoue. Tom. I. Paris, 1714). A. K.

Granaten sind eiserne Hohlkugeln, welche sich von den Bomben durch ihre geringere Größe unterscheiden, auch meistens keine Oehre haben. Gewöhnlich versteht man unter Granaten nur die Haubitzgranaten, während man die andern nach Maßgabe ihrer Bestimmung näher bezeichnet, wie z. B. Handgranaten, Kanonengranaten (s. d.).

Die Granaten waren bisher theils concentrisch, theils excentrisch gestaltet; in neuester Zeit scheint man jedoch Letzteres für zweckmäßiger zu halten, da es bei ihnen leichter ist, dem Schwerpunct derselben im Rohre stets eine und dieselbe Lage zu geben. In Nordamerika sollen die sogenannten Granaten à la Stevens eine ovale Gestalt haben; doch ist wenig Zuverlässiges darüber bekannt, da sie von wenigen vertrauten Arbeitern gefertigt, sogleich in Kisten gepackt und dann versiegelt an die verschiedenen Arsenale der Linien vertheilt werden. In England hat man Versuche mit gleichgestalteten Granaten angestellt, deren Oberfläche mit Schraubengängen bedeckt war, um ihnen durch den Widerstand der Luft eine drehende Bewegung um ihre Achse mitzutheilen, wie die Büchsenkugeln (übrigens siehe Hohlkugeln). H.

Granathagel ist ein hölzerner, mit kleinen Granaten (Handgranaten) geladener Körper, welcher aus Defensionshaubitzen von großem Bohrungsdurchmesser zur Beunruhigung der Belagerungsarbeiten geschossen wird. Die Granaten liegen in diesem Körper, welcher unten nach der Form des Granatlagers im Haubitzrohr gestaltet ist, gewöhnlich in 3, durch hölzerne Unterschiede (Hebespiegel) abgesonderten Schichten, à 5 Stück. Ihre Bränder sind sämmtlich nach einer durch die Mitte der Hebespiegel und durch den Boden des hölzernen Körpers gehenden Hauptstopine gerichtet. Ry.

Granatkartätschen, nach ihrem Erfinder, dem englischen Obersten Shrapnel, Shrapnel-shells, oder auch spherical case shot genannt, wurden zuerst von den Engländern im J. 1808 in der Schlacht bei Vimeira und dann fortwährend angewendet.

Dieses Geschoß, welches, mit Ausnahme der Mörser, bei allen Geschützarten angewendet wird, besteht aus einer dem Kaliber des Geschützrohres, für welches es bestimmt ist, angemessenen concentrischen eisernen Hohlkugel, deren Eisenstärke jedoch nicht größer sein darf, als eben nöthig ist, um dem Stoße der entzündeten Geschützladung einen hinlänglichen Widerstand entgegenzusetzen; sie ist wie die Granaten mit einem Brandloche versehen. Diese Hohlkugel wird mit bleiernen Flintenkugeln und einer Sprengladung gefüllt, welche letztere gerade nur hinreichend ist, um die Hohlkugel zu zerstören, worauf man das Brandloch mit einem hölzernen Pfropf verschließt. Dieser wird erst im Augenblicke des Gebrauches herausgezogen, und dagegen ein der Entfernung des Zieles angemessener Brand eingesetzt. Die Geschützladung war bei Kanonen mehrentheils $\frac{1}{6}$ kugelschwer, bei den

Haubitzen die gewöhnliche stärkste Feldladung. Nach den Gesetzen der Mechanik theilt die abgeschossene Hohlkugel allen in ihr eingeschlossenen Bleikugeln die nämliche Geschwindigkeit mit, welche sie selbst besitzt. Die zwischen den Bleikugeln vertheilte Sprengladung soll nun bloß dazu dienen, die Hohlkugel kurz vor dem Ziele zu zerstören, damit sich die darin eingeschlossenen Kugeln gegen dasselbe in kegelförmiger Ausbreitung, vermöge der bereits erlangten Geschwindigkeit, vorwärts bewegen können. Sprengt man eine ruhig auf dem Boden liegende Granatkartätsche, so werden die darin enthaltenen Kugeln nur auf sehr geringe Abstände, und zwar ohne bemerkbare Regelmäßigkeit in der Ausbreitung fortgetrieben; die Sprengladung theilt denselben daher nur eine sehr geringe Geschwindigkeit mit. So lange diese nun, wie es stets der Fall ist, geringer bleibt als die Geschwindigkeit, welche die Granate im Augenblicke des Springens besitzt, so müssen sich auch nachher alle Kugeln und Granatstücken vorwärts bewegen; je mehr sich beide Geschwindigkeiten unter einander nähern, um so größer wird der Streuungskegel der Kugeln. Nach Angabe des Erfinders soll man die größte Wirkung erhalten, wenn die Granate 60 Schritt vor dem Ziele, ungefähr 18 Fuß über dem Erdboden springt.

Die Vorzüge der Granatkartätschen bestehen vorzüglich darin, daß man sich ihrer auf sehr große Entfernungen (bis über 2000 Schritt) bedienen kann und dabei durchaus nicht von der Beschaffenheit des Terrains abhängig ist; auch gewährt dieses Geschoß, wenn die Granate im richtigen Augenblicke springt, eine Wirkung, welche die aller andern Geschosse bei Weitem übertrifft. Sie sind daher ganz besonders geeignet, die Aufstellung größerer Truppenabtheilungen auf bedeutende Entfernungen zu beunruhigen, gegen Artillerie und vorzüglich gegen Truppen gebraucht zu werden, welche durch das Terrain gedeckt sind. Dagegen haben sie folgende Nachtheile. Ihre Wirkung hängt augenscheinlich davon ab, daß der Brand nach Maßgabe der Entfernung des Zieles richtig tempirt ist, weßhalb man denselben erst unmittelbar vorher, ehe das Geschoß geladen wird, einsetzen kann. Hierdurch wird die Wirkung vermöge der dabei unvermeidlichen Irrthümer und nicht ganz zu beseitigenden Zufälligkeiten zuweilen auf eine beinahe unglaubliche Weise vermindert, und die Anwendung gegen Truppen, welche sich einigermaßen schnell bewegen, ungemein erschwert. Zwar wird dadurch auch die Geschützbedienung verzögert, doch dürfte dies nicht so hoch anzuschlagen sein, da man auch außerdem auf sehr große Entfernungen nur langsam feuern würde. Da die Granatkartätschen auf solche Entfernungen, wo man sich der gewöhnlichen Büchsenkartätschen mit Nutzen bedienen kann, diesen in Bezug auf die Wirkung sehr nachstehen, so werden jene auch dadurch nicht entbehrlich gemacht, so daß durch Einführung der Granatkartätschen die Ausrüstung vergrößert und vervielfältigt wird.

Außer England sind die Granatkartätschen schon seit längerer Zeit auch in Dänemark eingeführt, und in Frankreich, Preußen und Sachsen hat man in den letzten Jahren Versuche damit angestellt, welche die Anwendung derselben innerhalb gewisser Grenzen als vortheilhaft erscheinen lassen.

H.

Granatstücke. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gleichbedeutend mit Haubitze (s. Geschütz). Später nannte man in Sachsen die von 1777 bis 1810 üblichen 9 Kaliber langen Haubitzen so. Dieselben hatten cylindrische Kammern, einen geringern Spielraum als die 8pfündigen Haubitzen, das Rohr war aber beinahe eben so schwer (6¼ Centn.) als bei jenen, so daß dieselben die Anwendung verhältnißmäßig sehr starker Ladungen ohne

Nachtheil für die Dauer gestatten. Obgleich zwar dieselben das Uebele hätten, daß die aus ihnen geworfenen Granaten auf kleine und mittlere Entfernungen nicht leicht zum Liegen zu bringen waren, so zeichneten sie sich dagegen durch große Schußweiten und durch die Genauigkeit der Würfe aus, und wurden deßhalb sehr geschätzt. Unstreitig ließ sich deren Erfinder, der sächsische Artilleriegeneral von Hoyer, schon damals von denselben Gründen leiten, welche neuerlich die französische Artillerie zur Einführung der langen Haubitzen bewogen haben. H.

Granikus, Schlacht am, den 22. Mai 334 v. Chr. G., zwischen Alexander dem Großen und dem persischen Heere.

Ungehindert war König Alexander von Makedonien bis nach Phrygien gekommen. König Darius (s. d.), den wenig zahlreichen Feind verachtend, hatte seinen Satrapen Befehl gegeben, die Makedonier zu fangen und sie als Sclaven in das Innere des Reiches zu schicken. Am Granikus (heute Susugirli) endlich stand der persische Satrap Arsites mit 100,000 M. Fußvolk und mehr als 10,000 Reitern (nach Diodor; Arrian giebt 20,000 M. zu Fuß und eben so viel Reiterei an), dem kühnen Gegner ein Ziel seines vermessenen Unternehmens zu setzen. Vergebens hatte des Darius bester und erfahrenster Feldherr Memnon, der Fabius der Perser, den Rath gegeben, lieber die Umgegend zu verwüsten und so den in einem entfernten Lande hilflosen und fremden Feind ohne Schwertstreich zum Rückzuge zu nöthigen. Alexandern mußte Alles daran liegen, durch den Gewinn eines Haupttreffens den Seinen Muth und Hoffnung einzuflößen und durch einen glücklichen Anfang die eigenen Unterthanen des Perserkönigs auf seine Seite zu ziehen. Verlor er die erste Schlacht, so war sein ganzer Plan mit einem Male vernichtet. Ueberdies war er auch überzeugt, daß des Feindes moralische Kraft untergraben sei, wenn er über ihn, der eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen hatte und sich Alles von derselben versprach, den Sieg davontrüge, und daß die Perser nicht mehr wagen würden, unter gleichen Verhältnissen mit ihm auf einen günstigen Erfolg zu hoffen. Auf den sehr hohen und größtentheils steilen Ufern des Granikus stand die persische Reiterei, die gegenüberliegende Gegend beobachtend; hinter derselben standen die Colonnen des Fußvolkes auf dem allmälig ansteigenden Uferrande. Alexander war in 2 aus dem schweren Fußvolke (zwischen 30 und 40,000 M.) bestehenden Colonnen, deren Flügel die Reiterei (5000 M.) bildeten, am Flusse angekommen. Sein General Parmenio war der Meinung, die Truppen ein wenig rasten zu lassen und inzwischen eine dem Terrain angemessene Aufstellung zu nehmen. Der König aber, nicht gemeint, sich durch einen kleinen Fluß aufhalten zu lassen, da er doch über den Hellespont gesetzt sei, und begierig, der Meinung, welche die Welt von seiner Kühnheit und Unerschrockenheit gefaßt hatte, zu entsprechen, befahl, ohne weitere Vorbereitungen den Uebergang zu erzwingen. Dennoch wurde sein Befehl nicht ohne einigen Aufenthalt ausgeführt. Er selbst, nach einer ermunternden Anrede an seine Officiere, besonders die königlichen Reiter (Hetären), die aus den Edelsten Makedoniens bestanden, setzte sich an die Spitze des rechten Flügels; Parmenio übernahm den linken. Ptolemäus Lagi ging mit einem starken Reitercorps als Vortrab zuerst in den Fluß und versuchte den Angriff auf einem Puncte, der, am wenigsten steil, die geringsten Schwierigkeiten zu bieten schien. Aber hier hatte sich die Blüthe der persischen Reiterei versammelt; vor Allen kämpften daselbst Memnon und seine Söhne. Die Makedonier, abgesehen davon, daß der Fluß sie an jedem geordneten Angriffe hinderte, litten viel durch die vom Feinde auf sie herabgeschleuderten

Wurfspieße, verloren ihre vorderen Glieder und sahen den Augenblick immer näher rücken, wo sie der tapfern Gegenwehr der Vertheidiger nicht mehr widerstehen würden. Mittlerweile aber waren die makedonischen Truppen unter Trompetenschall und Freuderufen in den Fluß nachgerückt; Alexander eilte mit seinen Reitern dem Vortrabe zu Hilfe, setzte sich an dessen Spitze und gewann das jenseitige Ufer. Als auch der linke makedonische Flügel sich hier hatte festsetzen können, entspann sich das hitzigste Gefecht von allen Seiten. Der König stürzte sich mit seinen Reitern auf den dicksten feindlichen Haufen, wo die Edelsten des persischen Heeres vereinigt waren, die Ehre ihres Volkes zu retten. Die Reiter fochten Mann gegen Mann, ohne lange nur einen Schritt breit zu weichen; vor Allen zeichnete sich der Statthalter von Jonien, Spithrobates (Mithridates), durch seine Tapferkeit aus. Gegen ihn wendete sich der König selbst und tödtete ihn, als Beide nach abgeschossenen Wurfspießen mit den Schwertern sich angefallen hatten. Aber in dem Augenblicke versetzte des Gefallenen Bruder Rhosaces dem Könige einen solchen Hieb mit der Streitaxt, daß er dessen Helm bis auf den Kopf spaltete und wollte eben den tödtlichen Hieb wiederholen, als der makedonische General Klitus mit einem Streiche ihm die Hand vom Rumpfe trennte. Das Beispiel des Königs und die Gefahr, in der er sich befunden, feuerte den Muth seiner Truppen an; die Leichtbewaffneten, zwischen die Pferde der Reiter gestellt, trafen mit ihren Pfeilen die persische Reiterei so nachdrücklich, daß diese auf ihren Rückzug bedacht sein mußte. Alexander verfolgte sie nicht, um dem feindlichen Fußvolke die Spitze zu bieten, welches bisher der makedonischen Phalanx widerstanden hatte, aber nun, auch von der Reiterei angegriffen, in die Flucht geschlagen wurde. Ein Corps Griechen allein, das in persischem Solde sich befand und den Kern der persischen Infanterie bildete, versuchte, dem griechischen Namen Ehre zu machen, und zog sich vertheidigend auf eine Anhöhe zurück. Mit Ungestüm brach der König gegen dasselbe los, verlor dabei sein Pferd unter dem Leibe, hatte aber doch das Glück, nachdem der größte Theil der Griechen niedergehauen war, 2000 derselben in seine Gefangenschaft zu bekommen, welche er, weil sie gegen ihr Vaterland gestritten, als Sclaven nach Makedonien sandte. Der Verlust der Perser belief sich auf 20,000 M. zu Fuß und 2500 Pferde. Die Sieger sollen nur 25 M. von den königlichen Reitern, 70 M. von der übrigen Cavalerie und 30 M. zu Fuß verloren haben. Die gefallenen Makedonier wurden alle in einer Grube bestattet; die Statuen der gebliebenen Hetären ließ Alexander in Erz verfertigen und in der makedonischen Stadt Dium aufstellen. Der König hatte die Ehre des Tages großentheils den mit ihm verbündeten Griechen zu danken und schickte deßhalb 300 erbeutete Schilde als Zeichen des Sieges nach Athen. Alle übrigen eroberten Kostbarkeiten machte er seiner Mutter zum Geschenk. Die nächste Folge des Sieges war die Einnahme von Sardes, der Schutzwehr des persischen Reiches von der Seeseite.

(Vergl. Diodor, XVII, 18. — Arrian, I, 13 f. — Plutarch, IV, 35 f. — Einen Plan der Schlacht findet man bei Chaussard im Atlas zu Arrian, S. 35). C.

Granson, Städtchen in der franz. Schweiz am Neuenburger See. Einnahme und Schlacht zwischen den Schweizern und dem Herzog von Burgund, 1476.

Karl der Kühne (s. d.), Herzog von Burgund, war in den ersten Tagen des Jahres 1476 aufgebrochen, um die sowohl dem Grafen von Romont, als ihm selbst widerfahrenen Beleidigungen an der Schweiz zu rä-

chen, hatte das Juragebirge überstiegen und lagerte mit seinem über 50,000 M. starken Heere in einem großen Halbmonde vom Orbethale bis gegen Vauxmarcus und am Fuße der Höhen von Granson in stolzer Zuversicht auf seine Uebermacht, die auch Frankreich gedemüthigt hatte. Die Stadt Yverdun war gefallen; jetzt sollte Granson seine Rache empfinden. Die Stadt wurde beim zweiten Sturme gebrochen, am 24. (28.) Febr. Die Besatzung von 800 M. unter Georg von Stein schlug sich durch auf die Burg, die nun der Herzog unablässig beschießen ließ. Die noch unbedeutenden Schweizertruppen konnten keinen Entsatz wagen; eben so wenig gelang es ihnen, neuen Mundvorrath in die Burg zu bringen, und Herzog Karl, der schon 10 Tage hier verloren hatte, befahl den angestrengtesten Sturm. Die Besatzung schlug die Aufforderung zur Uebergabe ab, ließ sich aber endlich durch einen verrätherischen burgundischen Edelmann zu andern Gesinnungen bringen. Den Verheißungen desselben vertrauend, übergaben sie den 29. Febr. die Burg, fanden aber fast Alle nebst ihrem Hauptmann Hans Müller, 450 an der Zahl, den schmählichsten Tod im Lager der treulosen Feinde. Auch die auf hohem Felsen die Straße von Granson nach Neuenburg beherrschende Feste Vauxmarcus ergab sich und wurde vom französischen Ritter Rosimboz besetzt. Während dem waren aus allen Cantonen der Schweiz die muthigsten Männer aufgebrochen, die verwegenen Burgunder wegen ihres Frevels zu bestrafen, und naheten, ungefähr 20,000 M. stark, dem beinahe 3 Mal stärkeren Feinde, der sich rechts an den See, links an das Gebirge Thevenon, dessen Fuß Sümpfe und Gräben deckten, lehnte und das Ufer des Arnon reichlich mit Artillerie besetzt hatte. Seinen Rücken sicherte eine mit Feldschlangen wohl versehene Wagenburg. Gegen dieses feste Lager etwas zu unternehmen, schien den Eidgenossen nicht räthlich; man beschloß, Vauxmarcus anzugreifen und so den Herzog aus seiner Position zu locken. Der Schweizer Vortrab, aus den unverzagtesten und rüstigsten Kriegern bestehend, griff am frühen Morgen des 3. März den auf der Höhe von Vauxmarcus stehenden Rosimboz an und warf ihn zurück. Kaum sahen die Schweizer ihre Landsleute im Gefecht, so eilten sie ihnen auf den engen beschneiten Wegen zur Unterstützung hinzu, an ihrer Spitze Ritter Nikolaus v. Scharnachthal, Hans v. Hallwyl, Felix Schwarzmurer und Hemmann von Müllinen. In den Weinbergen bei der Karthause Lance fielen die Eidgenossen auf ihre Knie und erflehten vom Herrn der Heerscharen einen fröhlichen Sieg. Der Herzog von Burgund rückte an; er hatte seinen Vortrab seinem Bruder Anton, dem großen Bastard von Burgund, Balduin, dem kleinen Bastard, und dem Prinzen Wilhelm von Oranien, die Nachhut dem Prinzen Johann von Cleve und Friedrich von Egmond übertragen; er selbst leitete die aus Italienern unter dem Prinzen Friedrich v. Tarent bestehende Mitte. (May, Hist. mil. des Suisses, III., setzt Balduin in den Nachtrab und Oranien in die Mitte). Ein Keil burgundischer Kürassiere begann das Gefecht, indem er mit Ungestüm gegen den Feind ansprengte; aber er brach seinen Muth an der Ruhe der Schweizer, welche, in ein längliches Viereck gestellt, die Banner in der Mitte, ihn mit den Lanzen und Hellebarden muthig empfingen. Aus den Zwischenräumen feuerten die Büchsenschützen gegen die weichenden Reiter. Der zu gleicher Zeit geschehene Versuch der Burgunder, den Feind zu umgehen, scheiterte an dem dazu nicht geeigneten Terrain, welches jene nicht kannten, und an der Schnelligkeit, mit der sich Müllinen und Schwarzmurer zu Deckung der Flanken herausgezogen hatten. Da ließ der Herzog eine Salve seiner zwischen Concise und Corcelles aufgestellten Batterien auf den feindlichen Hau-

fen geben, sah aber seine letzte Hoffnung, die er auf diesen Erfolg gesetzt hatte, scheitern, da die Geschütze zu hoch gerichtet gewesen und nur 10 M. getödtet hatten. Jetzt galt es noch einen, den letzten Versuch. Mit der großen Standarte von Burgund und eingelegter Lanze stürzte er sich in die Scharen der Eidgenossen, indeß von der Höhe herab des Prinzen von Oranien Bruder, Ludwig von Chateauguyon, mit 6000 Pferden die geschwächten Reihen des Feindes zu durchbrechen versuchte. Diese aber boten die letzten Kräfte auf und drängten ihn hinab bis zur Arnoubrücke, nachdem auch die Gensdarmerie des rechten Flügels geworfen war. Hier entwickelte sich das blutigste Gefecht; 2 Mal erfaßte Chateauguyon das Landbanner von Schwyz, aber man entriß ihm sein eigenes und erschlug ihn. Ihn zu rächen, fochten um ihn herum die Vornehmsten von Burgund; aber sie fanden alle den Tod; die tapfersten Ritter und Hauptleute aus Italien, Burgund und Niederland bluteten für den Hochmuth ihres Herzogs. Dennoch gab es noch harte Arbeit; auch die Eidgenossen hatten viele ihrer Tapfern verloren, und Karl führte neue Scharen zum Gefecht. Da erscholl von den Bergen in der dritten Stunde des Nachmittags Schlachtgesang und Hörnerschall. Welcher Partei auch die Ankommenden gehörten, sie brachten die Entscheidung des Tages. Der Himmel klärte sich auf, die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen, der Uristier und die Kuh von Unterwalden grüßten freundlich die Genossen; des Tages Schicksal neigte sich auf die Seite der Schweizer. Eilig brachen die noch kräftigen Eidgenossen in die schon ermüdeten Feinde ein, feuerten mit Erfolg ihre Waffen gegen sie ab und brachten dadurch eine solche Unordnung bei ihnen hervor, daß sich vergeblich der Herzog in seinem Grimme den Fliehenden mit dem Schwerte entgegenwarf. Als nun vollends das burgundische Fußvolk eine verstellte Bewegung ihrer Reiterei, wodurch diese die Gegner in eine ungünstige Stellung hatte locken wollen, für ein Zeichen der Flucht hielt, da war an kein Halten mehr zu denken. Unwiderstehlich drangen die Schweizer vor; in wilder Hast suchten die Burgunder ihr Heil in der Flucht. Der Herzog, außer sich, bei einem Verluste von nur 1000—2000 M. den Ruhm der Unüberwindlichkeit verloren zu haben und seine ganzen Reichthümer den Siegern überlassen zu müssen, suchte möglichst lange der allgemeinen Auflösung zu widerstreben und sprengte endlich, als Alles verloren war, durch den nächsten Paß nach Joigne. Zum Glück für ihn hatten die Schweizer weiter keine Reiterei, als die wenige, die ihnen der Bischof von Basel geschickt hatte, und konnten deßhalb den Fliehenden nicht lange nachsetzen. Dankbar fielen am Abende die Schweizer auf die Knie; ihr Lobgesang pries laut den gütigen Gott. Unermeßliche Beute war der Lohn für den blutigen Sieg. 3 Millionen Gulden an Werth schätzt man das Eigenthum des Herzogs und der Fürsten, die Kriegskassen, Magazine und Waffen. 400 große Hauptbüchsen, 800 Hakenbüchsen; 10,000 Zugpferde, unzählige Waffen, Spieße, Bogen, Streitkolben, Armbrüste, 27 Hauptbanner und 600 kleinere Fahnen fielen in die Hände der Eidgenossen. Des Herzogs Zelt enthielt eine orientalische Pracht; Gold, Edelsteine und Perlen strahlten in blendendem Glanze. Die 3 in des Herzogs Lager gefundenen Diamanten, deren einer in der päpstlichen, der zweite in der englischen, der dritte in der französischen Krone sich jetzt befinden, sind weltberühmt. 3 Tage brauchten die Schweizer, die Beute unter sich zu vertheilen; dann zogen sie weiter gen Granson, eroberten und verbrannten das Schloß, nahmen die Leichname ihrer vom Herzog v. Burgund aufgehenkten Brüder von den Bäumen und knüpften an deren Stelle 200 gefangene Burgunder auf. (J. v. Müller, Geschichten schweiz. Eidgenossensch. 5. Thl. 1. Abth.). C.

Grasse, François Joseph Paul, Graf von, Marquis von Grasse-Tilly, k. franz. Generallieutenant der Marine. Geboren 1723, trat er schon in seiner frühesten Jugend in den Seedienst und durchlief nach und nach die untern Stufen desselben, bis er 1779 als Chef d'Escadre von Brest auslief, um 4 Linienschiffe und mehrere Fregatten dem Admiral Grafen d'Estaing (s. d.) nach Martinique als Verstärkung zuzuführen. Noch in demselben Jahre, am 6. Juli, lieferte der Admiral d'Estaing dem englischen Admiral Byron eine Seeschlacht bei Neu-Granada; Grasse ward durch widrigen Wind abgehalten, ihm beim Beginnen der Schlacht beizustehen und war so Veranlassung, daß der Admiral Byron nicht gänzlich vernichtet wurde. Später gab man ihm Schuld, er habe sich geweigert, d'Estaing beizustehen, was jedoch durchaus unerwiesen ist. Wenigstens lassen sich aus seinem ausgezeichneten Benehmen, das er in den Seegefechten am 17. April, 15. und 19. Mai 1780, an welchen Tagen der franz. Admiral Guichen in denselben Gewässern die Engländer unter Rodney schlug, bewies, weder Mangel an Disciplin noch an Muth nachweisen. Am 22. März 1781 lief G. abermals von Brest, wohin er nach beendigten Unternehmungen des vorigen Jahres zurückgekehrt war, mit 20 Linienschiffen aus, mit welchen er gleichzeitig das nach Indien bestimmte Geschwader unter Suffren und eine Handelsflotte decken sollte. Zu Martinique angelangt, traf er den englischen Admiral Hood mit 17 Linienschiffen vor der Rehde von Fort-Royal. Er verstärkte sich durch das Geschwader des Admirals d'Albert St. Hippolyte und versuchte die englische Flotte anzugreifen. Admiral Hood manövrirte jedoch so geschickt, daß G. ihn in kein größeres Gefecht verwickeln konnte. Er führte deßhalb seine Flotte zur Unterstützung der Unternehmungen des Marquis de Bouillé (s. d.). Tabago mußte sich ihnen am 2. Juni ergeben. Von da an segelte er nach der Chesapeackbay. Die Generale Washington (s. d.), Rochambeau (s. d.) und la Fayette (s. d.) hatten in derselben den englischen General Cornwallis (s. d.) zu Yorktown eingeschlossen. De G. vollendete von der Seeseite diese Einschließung und schlug am 5. Septbr. den englischen Admiral Graves, der mit 20 Linienschiffen und 80 Transportfahrzeugen Cornwallis zur Hilfe eilte, aus der Chesapeackbay zurück. Cornwallis, der nun auf keinen Entsatz mehr rechnen konnte, schloß am 19. Octbr. die bekannte Capitulation, in Folge welcher er nach England zurückkehren mußte. Der franz. Admiral segelte nach dieser glücklichen Unternehmung wieder nach den Inseln unter dem Winde, verproviantirte seine Flotte in Martinique und nahm den Marquis de Bouillé mit 6000 M. Landungstruppen an Bord. Barbadoes konnten sie widriger Winde halber nicht erreichen; dagegen gelang es ihnen, den 11. Jan. 1782 zu St. Kitts (Christophe) zu landen und die Festung Brimstone-Hill zu belagern. Der Admiral Hood wollte seine Landsleute zu St. Kitts unterstützen und kam mit 23 Linienschiffen in diesen Gewässern an. Seiner Kühnheit gelang es, den Ankerplatz des Admirals de G., welchen dieser, um ihm entgegenzugehen, verlassen hatte, zu besetzen, und G. wagte nicht, ihn von da zu vertreiben, nachdem sein erster Angriffsversuch mißlungen war. Die Insel St. Kitts ging durch die von Bouillé glücklich geleiteten Belagerungsarbeiten aber dennoch für die Engländer verloren, und der Admiral Hood mußte nun noch froh sein, durch ein zweites, glücklich und kühn ausgeführtes Manövre seinem viel stärkeren Gegner zu entkommen. Die Inseln Newis und Montserrat ergaben sich darauf ebenfalls den Franzosen. Der Admiral G. erhielt nun im April den Auftrag, ein franz. Truppencorps nach St. Domingo zu transportiren, sich dort mit einer spanischen Flotte zu

vereinen und dann gemeinschaftlich mit dieser Jamaika anzugreifen. Schon am 9. April hatte seine Flotte ein Gefecht mit der des englischen Admirals Rodney, welcher sofort von St. Lucie ausgelaufen war, um eine Vereinigung der französischen und spanischen Flotte zu verhindern, benutzte aber die an diesem Tage errungenen Vortheile nur wenig und mußte daher am 12. April bei Guadeloupe (s. Antillen) sich in einem sehr nachtheiligen Verhältnisse in eine Schlacht einlassen. Mit seinen 30 Schiffen vertheidigte er sich tapfer gegen die stärkere englische Flotte; als aber Nachmittags die französische Linie durchbrochen worden war, entschied sich der Sieg für die Engländer. Admiral G. ergab sich mit seinem Admiralschiff (ville de Paris) an den Contreadmiral Hood, nachdem von der 1500 M. starken Besatzung desselben nur noch 3 unverwundet waren. Wenn der Admiral G. bei dieser Gelegenheit wenig Entschließung und nur mittelmäßige Talente bewies, so zeigte er mindestens einen großen Grad von Tapferkeit, der immer noch Anerkennung verdient. Es schien, als wenn Glück und Geschick ihn auf ein Mal verlassen gehabt hätten. Das franz. Admiralschiff war so zerschossen, daß es sank, ehe es noch nach England gebracht werden konnte; dagegen ward der Admiral selbst nach London transportirt und dort mit aller seiner Tapferkeit gebührenden Achtung behandelt. Nach dem Pariser Frieden kehrte er nach Frankreich zurück und gab seine Memoiren heraus, in welchen er sich wegen seines Mißgeschicks zu rechtfertigen suchte und die Schuld davon auf seine Untergebenen schob. Jedenfalls lastet aber auf ihm der Vorwurf, einem Feinde nicht ausgewichen zu sein, der stärker als er war, und die Vereinigung mit den Spaniern nicht erst abgewartet zu haben.

Der Graf Grasse starb zu Paris am 11. Januar 1788. (Chronological history of the West Indies, by Cpt. Th. Southey. London, 1827. 2 vol. — Biographie universelle, tom. 18). E.

Graudenz, starke Festung auf einem hohen Berge im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder, erbaut 1776. Am Fuße des Berges fließt die Weichsel, am östlichen Ufer derselben, ¼ Meile von der Festung, liegt die Stadt gleiches Namens, mit 522 Häusern und 6000 Einwohnern. Ein Angriff der Polen auf dieselbe, 1060, wurde von den Bürgern abgeschlagen, dagegen eroberten sie selbige 1626. Im J. 1659 von den Polen abermals belagert, von den Schweden indessen muthig vertheidigt, wurde sie von dem feindlichen Feuer fast ganz zerstört, endlich eingenommen und geplündert.

Blokade 1807.

Während der Feldzüge der Franzosen und ihrer Verbündeten gegen Rußland und Preußen 1806 und 1807 sollte auch Graudenz nicht verschont bleiben. Den 17. Jan. letzteren Jahres langten mehrere leichte Regimenter, von Thorn kommend, vor der Stadt an, besetzten die nächsten Umgebungen und bestanden mit den in den Vorstädten postirten preußischen Jägern mehrere unbedeutende Gefechte, welche zu keinem Resultate führten. Den 23. inzwischen gelang es einem Bataillon Hessen und einer Abtheilung Franzosen, sich in der Stadt festzusetzen und dadurch die Verbindung mit der Stadt abzuschneiden. Auf die Nachricht, daß sich das Lestocq'sche Corps zum Entsatze nähere, wurde die Stadt wieder verlassen, was Seiten der Franzosen nicht ohne Verlust geschehen konnte, da die Preußen die Abziehenden lebhaft verfolgten, den 30. Jan. früh 6 Uhr. Allein schon am 11. Febr. nahte sich eine andere feindliche Abtheilung von Polen, Franzosen und Hessen, unter Befehl des Generals Rayer, nahm einen Theil der in der Stadt liegenden Preußen gefangen und nöthigte die übrigen zum Rück-

züge nach der Festung. Von jetzt an wurde diese enger eingeschlossen, und obschon der darin commandirende General Courbière, vereint mit dem preußischen Theile der Besatzung, vom besten Muthe beseelt, die zweckmäßigsten Anstalten zur Vertheidigung traf, so waren die Mittel hiezu doch sehr beschränkt, da namentlich die polnischen Truppen bei jeder Gelegenheit zu den Franzosen übergingen. Unter fast täglich kleinen Gefechten war der 14. März herangekommen; da erschien der General Savary vor der Festung und verlangte, mit dem Gouverneur persönlich zu sprechen, was aber dieser nach zweimaliger Aufforderung abschlug. Den 16. nahmen die Hessen das Dorf Neudorf, was nahe an der Festung liegt, und woher selbige immer noch Lebensmittel gezogen hatte. Die Wiedereroberung desselben gab folgenden Tages zu einem heftigen Kampfe Veranlassung, der damit endete, daß die Belagerten das Verlorene dem Feinde wieder abnahmen. Die numerische Schwäche des Blokadecorps war Ursache, daß selbst eine förmliche Einschließung vor der Hand nicht bewerkstelligt werden und die Festung immer noch einen großen Theil ihres Lebensbedarfs aus der Umgegend beziehen konnte. An eine förmliche Belagerung war gar nicht zu denken, da es hierzu an allem Material fehlte und erst nach dem Falle von Danzig erschienen von dem dortigen Belagerungscorps unter dem General Victor, der jetzt den Oberbefehl übernahm, Verstärkungen vor Graudenz, welches sogleich enger eingeschlossen und am 28. Mai lebhaft beschossen wurde. Die noch vor der Stadt stehenden Detaschements mußten in die Festung zurückgezogen werden, und die Franzosen begannen, obschon nur noch wenig Geschütz angelangt war, die Belagerungsarbeiten. Diese zu zerstören, unternahm die Besatzung am 17. Juni des Nachts einen Ausfall und vertrieb den Feind aus mehreren Stellungen, die aber freilich meist noch ohne Geschütz waren. Den 20. ließ General Victor den Gouverneur wissen, daß Napoleon in Königsberg eingerückt sei, die Russen bis über den Niemen zurückgeschlagen wären und forderte ihn gleichzeitig auf, die Festung zu übergeben. Dieser gab jedoch die entschiedene Antwort: „Habe der König von Preußen auch sein ganzes Land verloren, so wolle er es doch versuchen, so lange als möglich König von Graudenz zu bleiben.“ Obschon bereits 3000 Centner Pulver verbraucht waren, so blieben immer noch 4000 Centner übrig, und an Lebensmitteln fehlte es nicht. Inzwischen eröffneten die Franzosen in der Nacht vom 27. zum 28. Juni die Laufgräben in einer Entfernung von 400—500 Schritten von den Außenwerken. Am 30. Juni, als der Commandant eben durch ein heftiges Feuer den mittlerweile vorgeschrittenen Arbeiten der Belagerer so viel Abbruch wie möglich zu thun versuchte, traf die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande ein. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt und bis zur förmlichen Abschließung des Friedens in der Stadt ein Markt eröffnet, der den Unterhalt beider Parteien erleichterte. (S. vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrich's II. Amsterdam und Cölln, 1808. — Geschichte der Feldzüge Napoleon's gegen Preußen und Rußland in den Jahren 1806 und 1807. — Gemälde des vierten Coalitionskriegs. Leipzig und Zwickau, 1809). E. B.

Grave, eine stark befestigte Stadt in der Provinz Nordbrabant in der Landschafe Cuickeland mit 2000 Einwohnern, liegt in einer Ebene am linken Ufer der Maas und bildet ein irreguläres Sechseck, dessen größte Seite an die Maas trifft. Der Hauptwall hat 4 ganze und 2 halbe Bastionen; von letzteren liegt eins oben und das andere unten an der Wasserseite. Oberhalb der Maas befindet sich vor der an diesen Fluß stoßenden Polygonseite ein Hornwerk, und eben so ist die Befestigung am Ausgange der

Maas. Ein drittes Hornwerk liegt auf der Mitte des Umkreises; die übrigen Courtinen decken Raveline. Das Glacis hat einen Vorgraben, der so wie alle übrigen Graben tief und voll Wasser ist. Unterhalb der Maas befindet sich ein anderes Hornwerk, welches vor der Front ein doppelter bedeckter Weg umgibt. Diesseits der Maas liegt zur Deckung der Brücke eine Redoute, ebenfalls von einem tiefen Wassergraben umschlossen. Johann III., Herzog von Brabant, überlieferte 1323 die Stadt an Otto, Herrn v. Cuick und Hevecke, welcher dieselbe 1328 wieder zurückgab. Hierauf ist sie an Maximilian, Grafen von Egmont, gekommen und später an den Prinzen von Oranien verkauft worden. Grave war die Veranlassung zu den großen Kriegen zwischen den Herzogen von Brabant und von Holland. 1672 wurde sie von den Franzosen erobert; allein 1674 übergab sie Camilli, Gouverneur des Königs von Frankreich, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, nachdem sie der niederländische General Rabenhaupt eine Zeit lang belagert hatte. 1732 erhielt sie der Prinz von Nassau-Oranien.

Belagerung im Jahre 1672.

Die 3 an der Maas gelegenen Festungen Gennep, Grave und Ravenstein waren bei Annäherung der Franzosen so schlecht besetzt, daß keine von ihnen sich gehörig vertheidigen konnte, weßhalb beschlossen ward, 2 derselben zu verlassen, um mit der daraus genommenen Mannschaft die 3. zu besetzen und die Maas geschlossen zu halten. Die Garnison der Festung Ravenstein bestand in 5 Compagnien Fußvolk nebst einem bedeutenden Vorrath an Artillerie und Munition, und die der Festung Gennep aus 4 Compagnien mit 5 Stück Geschütz, womit man die Stadt Grave verstärkte. Jene beiden Plätze nebst vielen andern, denen ebenfalls das Nothdürftigste zu ihrer Vertheidigung fehlte, fielen schnell und ohne Gegenwehr in die Hände des Feindes. Der Graf von Chamilly war im Begriff, mit einer Armee von 10,000 M., die er bei Masseyk versammelt hatte, die Stadt Herzogenbusch anzugreifen, als er erfuhr, daß diese Festung von Allem entblößt und Grave ebenfalls nur schwach besetzt sei. Die Generalstaaten beschlossen, mit der Garnison von Grave Herzogenbusch und Bommel zu besetzen und diese gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen. Der Gouverneur der Festung, Herr von Waalenburg, über diesen Befehl nicht wenig erschrocken, sah sich genöthigt, ihm Folge zu leisten, und ging mit 2420 M. nach Herzogenbusch. Unterdessen hatte der Prinz von Oranien Nachricht erhalten, daß der Gouverneur der spanischen Niederlande, Graf von Monlery, den Städten Herzogenbusch und Breda 18 Compagnien unter dem Grafen von Schellart zugesendet, um dieselben zu Folge des den 17. Dec. 1671 geschlossenen Tractats vertheidigen zu helfen; er ertheilte sonach dem Gouverneur die Weisung, sich mit seiner Garnison wieder nach Grave zu begeben, wohin Letzterer auch mit 80 Dragonern vorausritt, um die Stadt wieder zu besetzen. Unterdeß war der Marschall von Turenne vor Nimwegen von der Evacuirung der Stadt Grave benachrichtigt worden und schickte de Clodore mit einem Trompeter und 30 M. dahin ab, um die Stadt zur Uebergabe oder Capitulation zu nöthigen, erhielt jedoch von derselben die Antwort: „Da die Stadt keine Garnison habe, folglich hierdurch neutral geworden wäre, so wären sie auch entschlossen, diese Neutralität zu behaupten.“ Der Gouverneur fand bei seiner Ankunft vor der Stadt alle Brücken aufgezogen, und nur nach wiederholten Drohungen wurden ihm die Thore geöffnet; er erwartete jedoch die ganze Nacht die Ankunft seiner Garnison vergebens. Den 4. Juli des Morgens kamen franz. Truppen unter dem Feldmarschall du Plessis an die Stadt, um dieselbe in Besitz zu nehmen. Der

Marschall hatte durch Clodore die schwache Besatzung der Stadt nebst der Stärke der ankommenden Garnison erfahren, so wie ferner, daß der Gouverneur sich auf Gnade oder Ungnade ergeben müsse, wenn man die erwartete Garnison unterwegs schlagen könnte. Er ging ihr deßhalb entgegen, überfiel sie des Nachmittags bei Reeks eine Stunde von Grave, schlug einen Theil derselben in die Flucht und machte die Uebrigen zu Gefangenen. Hierauf ward die Stadt zum dritten Male zur Uebergabe aufgefordert. Der Gouverneur weigerte sich dessen noch immer und forderte die Bürger auf, dieselbe vertheidigen zu helfen. Diese verweigerten es jedoch und setzten hinzu, daß sie die wenige Garnison zur Uebergabe zwingen würden. Der Gouverneur, der inzwischen die Niederlage seiner Garnison vernommen hatte, sah nun wohl ein, daß er mit seinen wenigen Dragonern keinen Widerstand würde leisten können, und forderte für sich und seine Leute freien Abzug, welcher ihm aber verweigert wurde. Sie faßten hierauf einmüthig den Entschluß, sich sammt Clodore, der sich noch in der Festung befand, in die Luft zu sprengen oder ihn aufzuknüpfen, wodurch sie endlich noch die Erlaubniß eines freien Abzugs erhielten. Die Franzosen zogen nebst vielen Gefangenen noch denselben Tag in der Stadt ein. Der Uebergabe dieser Festung folgte bald die von Nimwegen, einer der ersten Städte des Herzogthums Gelderland.

Belagerung im Jahre 1674.

Zu Ende Juli wurde dem General Rabenhaupt mit den Truppen der Generalstaaten und des Kurfürsten von Brandenburg das Commando übergeben, um die Stadt Grave zu belagern, welche durch den Generallieutenant Chamilly, einen Officier von großem Rufe, vertheidigt ward. General Rabenhaupt eröffnete die Laufgräben ohne bedeutenden Widerstand, allein je mehr er vorrückte, desto hartnäckiger fand er die Besatzung, die zu ihrer kräftigen Vertheidigung die zweckmäßigsten Anstalten getroffen hatte. Weniger gesichert waren sie gegen das Feuer der Belagerer; in den Häusern der Bürger zusammengedrängt, ließen sich Feuerausbrüche besorgen, wodurch die Einwohner und Besatzung sowohl, als auch alle Vorräthe in Gefahr kamen, von der ungeheuern Menge Pulver in die Luft gesprengt zu werden. Chamilly bezog deßhalb unter den Kanonen der Festung ein verschanztes Lager, worin die Garnison gesunder und die Magazine vor Feuersgefahr sicherer waren. In dem Dorfe Kuik an der Maas, eine kleine Meile von der Stadt, legte Chamilly Magazine von Rauhfutter an, um es von dort aus auf Schiffen bequemer in die Stadt zu transportiren. Am 23. Juli näherten sich die Belagerungstruppen von allen Seiten der Festung. Ein Detaschement von 300 M. besetzte dem Dorfe Kuik gegenüber die in der Maas liegende Insel Mittelwert, wodurch das Magazin zu Kuik nebst 5 Schiffen mit Wein, welche die Insel eben passiren wollten, in die Hände der Belagerer geriethen. Chamilly zog von der Stärke der auf der Insel sich befindenden Besatzung und ihrer Dienstanordnung Nachricht ein, prüfte unter dem Schutze eines Dammes Alles selbst und beschloß ohne Weiteres einen Angriff. Die Reiterei und Infanterie schwamm so schnell nach der Insel hinüber, daß in wenig Minuten die Besatzung zum Theil getödtet, zum Theil gefangen oder davon gejagt war, und rettete mit diesem kühnen Unternehmen sowohl die Schiffe mit Wein, als auch die Magazine mit Rauhfutter, welches nun bald auf Schiffen nach der Festung gebracht wurde. Oberhalb Grave lagen einige mit Truppen aus der Festung besetzte feste Schlösser, deren Eigenthümer den Commandanten ersuchen ließen, die Truppen herauszunehmen, um bei einem Angriffe der Plünderung zu entgehen. Chamilly erbot sich, die Schlösser zu räumen, sobald die Verbündeten sie

als neutral erklärten, welchen Vorschlag General Rabenhaupt auch annahm. Die schlechten Maßregeln zur Besatzung, Befestigung und Vertheidigung der Insel Mittelwert sowohl, als auch die Bewilligung der Neutralität für die Schlösser außerhalb der Kanonenweite der Festung, welche der Commandant, wenn er seine Besatzung nicht schwächen wollte, ohnedies verlassen mußte, und die man alsdann zu Magazinen und Lazarethen benutzen konnte, zeugten genug von dem Charakter des Generals Rabenhaupt. Mittlerweile kamen die Belagerungstruppen vor der Festung an; den 26. Juli hatten sie hinter dem Damm des Dorfes Neurassel eine Batterie erbaut, von der sie die Stadt zu beschießen anfingen. Bei Ravenstein unterhalb Grave ließen sie über die Maas eine Brücke schlagen, worauf mehrere Regimenter übergingen und bei dem Dorfe Velp, der Festung so nahe in's Lager rückten, daß sie sehr bald von dem Feuer der Werke wieder vertrieben und genöthigt wurden, ihr Lager von der Festung entfernter hinter Velp zu verlegen und nur einen Vorposten von 60 M. auf dem mit einer Mauer umgebenen Kirchhofe dieses Forts stehen zu lassen. Chamilly, überzeugt, daß die Kirche weiter vom feindlichen Lager als von der Festung entfernt sei, ging mit seiner ganzen Cavalerie und einiger Infanterie nach Velp, hob die Mannschaft auf und zog sich nur erst dann zurück, als seine Gegner von allen Seiten hervordrangen. Vom 29. Juli bis zum 3. Aug. eröffneten die Belagerer gegen die untere Seite der Festung Laufgräben und gingen mit denselben längs dem Ravensteiner Damme rasch gegen das Glacis vor. Der Commandant ließ dagegen einige mit Minen versehene Waffenplätze auf demselben Damme anlegen. Oberhalb der Maas hatten die Belagerer einen Angriff eröffnet und rückten dort ebenfalls der Festung näher. Den 13. Aug. stießen die Brandenburger unterm Generalmajor Spaan, so wie 2 Regimenter aus Breda und Herzogenbusch zum Belagerungscorps. General Rabenhaupt hatte inzwischen eine Menge Bauern in's Lager gezogen, die quer durch den Pelermorast einen Damm aufwerfen mußten, um dem Pelefluß, der die Gräben der Festung bewässerte, ein neues Bette in dem Contravallationsgraben zu geben und der Festung das Wasser abzuzapfen. Am 14. waren die Belagerer an der untern Seite der Festung mit den Laufgräben den Pallisaden ziemlich nahe gekommen. Chamilly, der bis jetzt ruhig zugesehen hatte, machte, als sie ihm weit genug vorgerückt zu sein schienen, in der Nacht mit 300 M. einen Ausfall, trieb den Feind bis hinter seine ersten Batterien und ließ den Damm bis auf 100 Toisen planiren. Alle bisherigen Laufgrabenarbeiten waren nun vernichtet und mußten unter weit ungünstigeren Verhältnissen wiederholt werden. Chamilly versäumte nichts, die Einnahme der Festung zu erschweren. Die Geißeln der Holländer befanden sich, für 200,000 Thaler Bürgschaft leistend, noch in der Festung; gingen diese an den Feind über, so war jene Summe verloren. Da die Belagerer die Festung, obgleich sie dieselbe von 2 Seiten förmlich angegriffen hatten, keineswegs so enge eingeschlossen hielten, daß ihr mit der franz. Armee nicht Gemeinschaft blieb, so bestellte Chamilly aus Mastricht, wo der Graf d'Estrates commandirte, einen Haufen Reiter, der gegen die wenig besetzte Seite der Festung zu einer Zeit anrückte, da die Besatzung Miene zu einem Ausfalle machte und die Belagerer beschäftigte; schnell aber wandte sich die Reiterei aus der Festung gegen die von Mastricht angekommene, übergab ihr die Geiseln, die sogleich nach Mastricht zurückeilten, und täuschte mit diesem scheinbaren Ausfalle die Belagerer, welche die von weitem vorrückende Cavalerie für einen Vortrapp des Entsatzes hielten. Der Commandant ließ von den Belagerern die Einnahme des bedeckten Weges

so schwierig als möglich zu machen, auf der Seite des Angriffs eine doppelte Pallisadirung mit Abschnitten setzen, wodurch die Vertheidigung des bedeckten Weges gewann und die Mannschaft gegen die Handgranaten, welche die Belagerer in großer Menge warfen, sicher war. Allmälig rückten die Verbündeten auch diesseits der Maas gegen die die Brücke deckende, unter dem Feuer der jenseitigen Werke liegende Redoute mit Laufgräben vor. Die Franzosen brachten dagegen derselben Schanze zur Seite ein Schiff an, um von demselben das vor der Redoute liegende Feld zu bestreichen. Rabenhaupt beschloß, die Redoute zu nehmen, vorerst aber das Schiff nebst Besatzung zu vertreiben. Der Commandant hatte schon früher alle Nächte Kanonen mit Kartätschen geladen dahin richten lassen, um von dem linken Ufer der Maas den Raum an und vor der Redoute zu bestreichen, auch befohlen, das Schiff beim Vorrücken der Belagerer schnell hinter die Redoute führen und alsdann die Kanonen feuern zu lassen. Rabenhaupt richtete den Angriff zuerst gegen das Schiff, welches sich schnell hinter die Redoute zog, und kaum hatten sich die zum Angriff bestimmten Truppen formirt, als auch schon durch die in Bereitschaft stehenden Geschütze über 60 M. ihr Leben verloren und die übrigen schnell in die Laufgräben zurückgetrieben wurden. Ein am 22. wiederholter Angriff lief nicht glücklicher ab. Die Besatzung machte aber auf die Arbeiter der Laufgräben mehrere Ausfälle, wovon der letzte in der Nacht vom 27. zum 28. den Belagerern allein über 50 M. kostete. Rabenhaupt kam endlich auf den Gedanken, eine große Batterie bauen und die Redoute in Grund schießen zu lassen. Die Artilleristen bewirkten in kurzer Zeit eine Bresche für 20 M. in Front. Während dessen ließ der Commandant hinter dem beschädigten Walle eine doppelte Pallisadirung anbringen und von den Mineurs Brunnen und Gallerien zu Demolirungsminen treiben, um die Schanze, im Fall sie verlassen werden müßte, in die Luft zu sprengen. Hiervon benachrichtigt, getrauten sich die Belagerer nicht, dieselbe zu stürmen, obgleich die Bresche fertig, die Brücke zerstört und nur noch die Gemeinschaft mit einem kleinen Schiffe nach der Festung übrig blieb. Endlich zertrümmerte eine Kanonenkugel dieses Fahrzeug, und der Commandant sah sich genöthigt, die Besatzung aus der Redoute zurückzuziehen, um letztere in die Luft zu sprengen. Die Belagerer hatten inzwischen auf der linken Seite der Maas am Wege nach Herzogenbusch eine große Parallele eröffnet, deren Flügel ohne irgend einen Stützpunkt in der Luft standen; diese besetzten sie anfänglich mit 1000—1200 M. Von der Dienstnachlässigkeit der Mannschaft unterrichtet, beschloß der Commandant, gegen sie einen Ausfall zu machen. In der Mittagsstunde rückten die dazu bestimmten Truppen so schnell gegen die Parallele hervor, daß die Besatzung derselben kaum das Gewehr ergriffen hatte, als ihr die feindliche Infanterie und Cavalerie schon in Flanke und Rücken saßen; ein Theil der Mannschaft wurde niedergehauen und zu Gefangenen gemacht; die übrigen flohen in die hinter ihnen liegenden Circumvallationslinien. Sie büßten außer dem Verlust an Mannschaft auch noch 3 bei sich habende Fahnen ein. Der thätige Commandant schickte in der Nacht 6 Schiffer durch den Pelermorast, über den die Belagerer früher einen Damm gezogen und den Pelefluß abgeleitet hatten, um den Damm zu durchstechen. Hierdurch erhielt das Wasser wieder freien Lauf und der Festungsgraben einen so starken Zufluß, daß die noch nicht zerstörten Mühlen wieder in Gang kamen. Auch außerhalb der Festung verbreitete sich das Wasser, überschwemmte die auf dem Wege von Herzogenbusch befindliche Parallele und nöthigte die Belagerer, selbige auf einige Zeit zu verlassen. Diese wurde indessen bald wieder besetzt, die Ar-

beit eifrig fortgesetzt, aber durch einen Ausfall am 28. Sept. Abends 6 Uhr abermals unterbrochen. Dessen ungeachtet unternahm General Rabenstein den folgenden Tag einen Sturm, dessen Anordnung und Ausführung von so wenig Sachkenntniß und Energie zeigte, daß schon die ersten Schritte einen unglücklichen Erfolg besorgen ließen. Die Stürmenden sollten sich längs dem flachen Ufer an der untern Seite der Festung, den zerschossenen Pallisaden und Werken nähern und sie in Flanke und Rücken angreifen. Doch kaum hatten die Belagerer die feindliche Colonne entdeckt, als sie augenblicklich mehrere Kanonen auf sie abfeuerten und aus dem gedeckten Wege ein lebhaftes Infanteriefeuer unterhielten. Der Commandant, das Wanken der Colonne bemerkend, kam mit 200 M., hinter einem Damme gedeckt, ihr in die Flanke, brachte sie in Verwirrung und zur Flucht. Die Belagerer hatten bei diesem planlosen Angriffe 700 M. verloren. Ein am 1. Octbr. wiederholter Angriff gelang nicht besser, da eine Mine der Belagerten zur rechten Zeit sprang, gegen 80 M. von den Angreifenden tödtete und die übrigen zum Rückzuge nöthigte. Jetzt erst dehnten die Belagerer ihre Laufgräben mehr rechts aus und umfaßten mit den Sappen längs dem Vorgraben mehrere Werke. Chamilly, ihnen alle mögliche Hindernisse entgegensetzend, ließ Nachts auf dem Glacis an den ausspringenden Winkeln Faschinen mit Pfählen durchspickt eingraben und sie mit Erde bedecken. Zugleich hielt er 80 Reiter im gedeckten Wege bereit, wenn etwa die Belagerer sich desselben mit Gewalt bemächtigen wollten. Am 11. Octbr. kam der Prinz von Oranien mit 60 Standarten zu Pferde, nebst dem Prinzen Heinrich Casimir von Friesland im Lager an. Ein Angriff am 12. in der Nacht sollte die Belagerten aus den Schanzen und dem gedeckten Wege vertreiben. Die Belagerten, aus den vordern Schanzen zurückgeschlagen, ließen 2 Minen springen, wodurch 120 Feinde getödtet und die übrigen zurückgetrieben wurden. Ihre verlorenen Werke auf's Neue besetzend, leisteten sie darauf noch 6 wiederholten Angriffen tapfern Widerstand. Nach diesem mißlungenen Versuche beschlossen die Verbündeten noch einen Angriff von allen Seiten. In der Nacht vom 13. zum 14. gaben 2 Kanonenschüsse das Signal dazu. An der untern Seite passirten die Truppen den Vorgraben auf Binsenbrücken, 1200 M. standen bereits auf dem Glacis; ein Theil ging der Besatzung des gedeckten Weges in die linke Flanke, der andere beschäftigte sich mit einem Logement. Chamilly ließ dagegen ein im gedeckten Wege stehendes Bataillon in einen Waffenplatz ziehen und holte zugleich Cavalerie herbei. Die Cavalerie, etwa 80 Pferde, stürzte sich bei ihrer Ankunft schnell in Rücken und Flanke der Belagerer; die Infanterie folgte, und brachte durch diesen unerwarteten Angriff auf dem Glacis die feindlichen Arbeiter und deren Bedeckung augenblicklich in solche Verwirrung, daß sie gemeinschaftlich nach den Binsenbrücken flohen, wo eine Menge von ihnen ertrank. Auf der obern Seite hatten die Belagerer die Franzosen zurückgetrieben und mit einigen Bataillonen das Glacis jenseits des Vorgrabens besetzt; aber ein muthiger Ausfall der Letztern verschaffte ihnen nicht nur alle Werke wieder, sondern schnitt auch die beiden auf dem Glacis stehenden Bataillone ab. Diese mißlungenen Angriffe kosteten den Belagerern gegen 1700 M. In der Nacht vom 15. zum 16. wiederholten die Belagerer auf der obern und untern Seite den Angriff. Der Prinz von Oranien, als Oberfeldherr der Verbündeten, war inzwischen angekommen, die Belagerung zu inspiciren. Um die Ausfälle der Cavalerie zu verhindern, ließ er spanische Reiter am Fuße des Glacis aufstellen, auf jeder Angriffsseite eine ungeheure Menge Faschinen zusammenbringen und in der Nacht vom 16. zum

17. Octbr. ein Logement an der Contrescarpe anfangen. Kaum aber waren die Arbeiter bei den Palisaden angelangt, als die daselbst lauernden Vertheidiger dort aufgestreutes Pulver und Granaten anzündeten. Eine Menge Arbeiter nebst Bedeckung verbrannten; die übrigen, von vermeintlichen Minen geschreckt, flohen schnell über den Vorgraben, in welchem viele ertranken. Nichts desto weniger unternahm der Prinz während der Nacht noch mehrere Versuche, sich auf dem Glacis festzusetzen, aber stets ohne Erfolg. Am 17 früh wurde der Angriff auf die Contrescarpe erneuert; man brachte einen Einschnitt zu Stande, aber ein seitwärts liegendes Ravelin bestrich ihn mit 9 Stück 24℔der. Des Feuers ungeachtet hielten sich die Belagerer einige Zeit tapfer, aber bei einem neuen Ausfall fingen sie an zu wanken und endlich davonzulaufen; dessen ungeachtet ward der Einschnitt nachher noch 10 Mal genommen und verlassen, und zuletzt von dem Geschütz und den Arbeitern der Festung in der Nacht der Erde völlig wieder gleich gemacht. Von jetzt an suchten die Verbündeten mehr an der obern Seite vorzudringen und hatten daselbst eine ungeheure Menge Faschinen aufgethürmt, um die Gräben vor dem Hornwerk auszufüllen. Chamilly ließ alles Geschütz gegen die Faschinen richten, die ganz nahe an den Werken der Festung nur von weniger Mannschaft bedeckt lagen, schickte daraus 1 Unterofficier und 10 M. mit brennbaren Materialien ab, die schwache Bedekkung zurückzuwerfen und die Faschinen anzuzünden; es gelang, und als die Belagerer herbeieilten, dieselben zu löschen, wirkte das Geschützfeuer aus der Festung so mörderisch, daß sie davoneilen und die Faschinen den Flammen überlassen mußten. Am 24. Octbr. vereinigte sich der Prinz von Oranien mit dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Rheingrafen und dem Fürsten von Waldeck, entschlossen, die Belagerung auf das Hartnäckigste fortzusetzen, da es in der Festung an dem Nothwendigsten zu mangeln begann. Die Besatzung, die bis auf 1200 M. geschmolzen war, hatte sich schon längst mit Pferdefleisch begnügen müssen, als am 25. Octbr. der Befehl des Königs eintraf, die Festung unter billigen Bedingungen zu übergeben und so vielen tapfern Männern das Leben zu erhalten, die man unnütz aufgeopfert hätte, wenn die Fortsetzung der Vertheidigung gestattet worden wäre. Nach einer am 27. unterzeichneten Capitulation erhielt die Garnison mit Waffen, Gepäck, Pferden und 24 Geschützen freien Abzug und marschirte am 28. aus der Festung.

(Geschichte der Niederlande von N. G. van Kampen. Hamburg, 1831. 2. Bd. — Theatrum Europaeum. — Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg bis auf gegenwärtige Zeiten, von Seydel. Leipzig und Züllichau, 1818.) E. B.

Grävelingen (Graveline), eine kleine, aber gut befestigte Stadt im franz. Depart. du Nord, Bezirk Dünkirchen, an der durch das Fort Philipp gedeckten Mündung des Flusses Aa, mit 222 Häusern und 4193 Einw. Nicht weit davon fiel 1558 die berühmte Schlacht zwischen den franz. und span. Armeen zum Nachtheile der ersteren vor. Im J. 1644 ward sie von den Franzosen, 1652 von den Spaniern und 1658 abermals von den Franzosen erobert, welche letzeren sie auch durch den pyrenäischen Frieden behielten. Im J. 1694 ist sie ganz eingeäschert worden.

Schlacht im Jahre 1558.

Nachdem die Niederländer, 35,000 M. Fußvolk und 12,000 Reiter stark, wozu bald noch 6000 Engländer stießen, an deren Spitze Emanuel Philibert, der vertriebene Herzog von Savoyen und unter ihm Lamoral,

Graf von Egmont, standen, St. Quentin belagert und erobert hatten, schritten die Franzosen zum Angriffskriege. Guise nahm Thionville und Arlon im Luxenburgischen, der Marschall Thermes mit 10,000 M. Dünkirchen, verbrannte St. Wynoksbergen, rückte gegen Nieuport und bedrohte das ganze Westflandern. Da trat Egmont mit einem stärkeren Heere bei Grävelingen dem siegreichen Feinde entgegen. Thermes mußte sich kämpfend zurückziehen. Egmont begeisterte seine Truppen mit dem Rufe: „Unser ist der Sieg; mir folge, wem Ehre und Vaterland zu Herzen geht!" Die Franzosen, in der Flanke von einem englischen Geschwader beschossen, geriethen in Unordnung und ergriffen die Flucht, welche für sie um so verderblicher wurde, da das erbitterte Landvolk die Waffen ergriff und von den Fliehenden tödtete, was ihm in die Hände fiel. Alle Fahnen, alles Geschütz, das ganze Gepäck wurde von den Niederländern erobert und der französische Anführer selbst gefangen. Dieser Sieg befreite Flandern und erhöhte Egmont's Ruhm vorzüglich in den Augen des Volkes; er ward der Held der Nation. Die Lobeserhebungen, die ihm Jeder zollte, erweckten in Alba's schwarzer Seele einen Neid, der zum Untergange des Helden von St. Quentin und Grävelingen wohl beigetragen haben mag.

Belagerung im Jahre 1644.

Die Franzosen belagerten unter dem Herzoge von Orleans im Juni die Stadt, deren Garnison aus 1500 Spaniern und 600 Italienern bestand. Die Armee des Herzogs zählte 15,000 M. zu Fuß und 7000 zu Pferde. Den 17. Juni hatten sich die Franzosen bereits stark verschanzt und eröffneten die Laufgräben. Als sie sich dem Fort St. Philipp ziemlich weit genähert hatten, zogen sich die Spanier in die Stadt zurück und sprengten die Schanze in die Luft. Aus Mangel an süßem Wasser stürzten im französischen Lager viele Pferde; auch thaten ihnen die Belagerer durch mehrere Ausfälle großen Schaden. Den 25. warfen die Spanier außerhalb der Stadt Batterien auf und fügten dadurch den Franzosen merklichen Schaden zu. Der Herzog von Orleans war am 28. mit den Approchen bis auf die Contrescarpen des Stadtgrabens gekommen; aber dennoch getraueten sich die Belagerten, die Stadt noch 2 Monate zu behaupten. Den 30. schossen die Belagerer aus Musketen und Kanonen Tag und Nacht unaufhörlich. Den 4. Juli machten die Spanier einen Versuch, die Stadt zu entsetzen, wobei einige Verräthereien entdeckt wurden, und den 21. suchten sie dieses mit Gewalt zu bewirken, was indessen mißlang. Die Franzosen dagegen versuchten 2 Mal, wiewohl ebenfalls vergeblich, über den Graben am halben Mond zu gelangen, worüber sie 2 Floßbrücken aufgeworfen hatten, deren eine von den Belagerten verbrannt wurde. Endlich am 26. war es ihnen dennoch gelungen, den Uebergang zu erzwingen und sich auf der Contrescarpe festzusetzen. Die Belagerten hatten sich mit Abschnitten, das Kastell mit 40 Stück Geschütz und allem Uebrigen wohl versehen, so daß es den Anschein hatte, als sollte die Belagerung noch lange dauern. Da aber die Franzosen weder Geld noch Blut gespart hatten und es den Belagerten nicht gelungen war, die Stadt zu entsetzen, so schritten Letztere schon am 28. Jul. zur Capitulation und verließen dieselbe am folgenden Tage 850 M. stark. Der Herzog von Orleans hielt hierauf seinen feierlichen Einzug und legte unter dem Grafen von Gran§ay eine starke Besatzung hinein.

Belagerung im Jahre 1652.

Um sich Grävelingens zu bemächtigen, wurden im März dieses Jahres die in Flandern und Brabant stehenden spanischen Truppen zusammengezogen. Vor der Stadt angekommen, ward selbige mit 5 Quartieren um-

geben, das erste auf den Dünen mit deutschen und italienischen Völkern unter Don Carlo Campi, wobei sich 27 Compagnien zu Pferde befanden; das zweite unter dem General Marquis Sfondrato zu S. Joris mit Wallonen und einigen andern Compagnien an der Seite von Bourburg; über das dritte commandirte Don Ferdinando de Solis, wobei die Regimenter von Vargas, Bonissas, Tresa und ein irländisches an der Schleuse vor dem Thore nach Calais; das vierte hatte Don Balthasar Mercadar mit spanischen, burgundischen und englischen Völkern besetzt; im fünften befand sich der Prinz von Ligne und Don Juan de Mouray bei der Philippschanze. Das Fort St. Philipp, durch welches alle Zufuhr zu Wasser gesperrt wurde, und eine Schleuse geriethen sogleich in die Hände der Spanier. Den 10. wurden die Werke um die Stadt fertig, man eröffnete sofort die Trancheen und begann, den Platz aus 16 Stücken zu beschießen. Die Franzosen hatten inzwischen das Fort Mardyk verlassen und sich nach Dünkirchen begeben, zuvor aber selbiges an 3 Orten minirt, um es in die Luft zu sprengen; dies gelang indessen nur unvollkommen. Die Spanier besetzten hierauf den Platz und ließen die Außenwerke durch 1000 Pionniers und Schanzgräber ausbessern. Eine Verstärkung von 300 M., die man nach Grävelingen bringen wollte, wurde theils gefangen genommen, theils versprengt. Den 12. ward die Stadt von 3 Batterien beschossen, wovon zwei mit 7 und eine mit 8 Stück besetzt waren, dahingegen beunruhigten die Belagerten mit ihrem Geschütz Tag und Nacht die Arbeiter am Aufbau der Batterien. Den 14. kam der Erzherzog Leopold Wilhelm in's Lager. Die Spanier hatten alle ihre Approchen auf die Vorstadt Grönstadt gerichtet, die sehr stark und mit einem Hornwerke wohl versehen war. Seitwärts derselben liegen 2 steinerne Teiche, die das Wasser im dortigen Graben aufhalten. Die Gräben sind fast alle tief und breit und mit dicken Pallisaden versehen. In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai wiederholten die Belagerer auf ebenerwähnte Grönstadt abermals einen heftigen Sturm, und es gelang ihnen endlich, nach tapferer Gegenwehr von Seiten der Belagerten, sich derselben zu bemächtigen. Die Franzosen waren darüber so erschrocken, daß sie den halben Mond zwischen der alten Stadt, so wie mehrere andere Werke dicht über dem Wasser sogleich verließen, welche Werke von den Spaniern besetzt wurden. Da nun die Franzosen sahen, daß der ihnen versprochene Entsatz zu lange ausblieb und die Spanier bereits den Stadtwall untergruben, schloßen sie den 7. Mai einen Accord, nach welchem die 1400 M. starke Garnison nebst 2 Stück Geschütz freien Abzug erhielt, des andern Tages die Stadt räumte und nach Calais escortirt wurde.

Belagerung im Jahre 1658.

Um die Communication mit den übrigen festen Plätzen zu sichern, war bei einem Kriegsrathe zu Winoxbergen von den Franzosen die Einnahme von Grävelingen beschlossen worden. Der Marschall de la Ferté ward mit 6000 M. dorthin abgesandt und langte am 15. Juli vor der Stadt an. Ein wichtiges Außenwerk fiel bald in dessen Hände, ging aber bei einem Ausfalle der Besatzung wieder verloren, wobei außer einem beträchtlichen Verluste der Marquis von Uxelles das Leben einbüßte. Ein wiederholter Angriff brachte das Werk abermals in die Hände der Franzosen, doch wurde der Marschall verwundet. Inzwischen hatte de la Ferté die Trancheen eröffnet und war an 3 Orten gegen die Contrescarpe vorgegangen. Der Comte de Moret, welchen der Cardinal Mazarin nach der Eroberung Grävelingens daselbst zum Statthalter ernennen wollte, und der Generallieutenant, Marquis de Varennes, wurden, als sie den Trancheen zureiten wollten, von

einer Kanonenkugel getödtet und der Marquis de Ligniers schwer verwundet. Der Prinz von Condé rückte in der Nacht vom 5. Aug. mit seiner Reiterei vor das franz. Lager, um die Stadt zu entsetzen, mußte sich aber am folgenden Morgen wieder zurückziehen. In derselben Absicht war die span. Armee aufgebrochen und hatte sich mit 25 Stück grobem Geschütz den 16. um St. Omer gelagert; da sie aber vernahm, daß der Marschall von Turenne den 13. von Buerne nach Winorbergen aufgebrochen, um sich mit dem Marschall de la Ferté zu vereinigen, so glaubte sie den Entsatz nicht wagen zu dürfen. Durch solches Zögern sah sich endlich die Besatzung zur Capitulation gezwungen und ging den 17. Aug. den Accord ein. Den 20. Aug. verließen in Allem 600 M., worunter 150 Kranke, die Stadt und zogen nach Neuport.

(Geschichte der Niederlande v. N. G. van Kampen. Hamburg, 1831. 2 Bde. Theatrum europaeum.) E. B.

Gravina, Karl, Herzog von, k. spanischer Generalkapitain und Contreadmiral, war zu Neapel im April 1747 geboren. Man vermuthet, daß er ein natürlicher Sohn des Königs Karl III. gewesen sei, wenigstens verließ er, als dieser 1758 den spanischen Thron bestieg, in dessen Gefolge sein Vaterland und begab sich mit jenem nach Spanien, wo er sich stets der besonderen Gunst jenes Monarchen erfreute. Auf der Marineakademie zu Cartagena studirte er die Mathematik und Astronomie und trat sehr jung in das Seewesen ein. Unter dem Commando Barcelo's, eines der kühnsten Korsarenbekämpfers jener Zeit, machte er mehrere Züge gegen die Algierer mit und erhielt, noch sehr jung, den Befehl über 2 Fregatten, mit denen er die spanischen Küsten vor den Unternehmungen der Barbaresken beschützte. Später diente er unter den Befehlen der Admirale Cordova und Massaredo, und gab bei mehreren Vorfällen unzweideutige Beweise von Geschicklichkeit und Muth. Der Krieg gegen die französische Republik 1793 verschaffte ihm Gelegenheit, sich mehrfach auszuzeichnen. Er befehligte eine Division der Flotte des Admirals Langara, welche in Toulon landete, focht an der Spitze der Landungstruppen und ward am 1. Octbr. bei der Wiedereinnahme des Forts Pharon verwundet. 1794 im Mai sollte er Collioure mit einem Geschwader zu Hilfe eilen, traf aber zu spät ein, um diesen für die Spanier wichtigen Posten zu retten. Beim Beginnen des Feldzuges von 1795 ward das Schloß Rosas von 8000 Franzosen belagert; G. befand sich mit 3 Fregatten in der Nähe dieses Platzes. Seinem schnellen Entschlusse, einen Theil seiner Artillerie zu landen und in Batterien zu formiren, und mit diesen die Belagerer heftig zu beschießen, während das Feuer der Schiffe die französischen Truppen zerstreute, verdankten die Spanier die einstweilige Erhaltung dieses Platzes, so wie die eines Corps von 10,000 M., welchem die Franzosen den Rückzug abschneiden wollten. Der Titel eines Contreadmirals ward ihm als Anerkennung dieser Leistung. Er übernahm darauf im August den provisorischen Oberbefehl der spanischen Flotte im mittelländischen Meere während der Abwesenheit des Admirals Massaredo, fiel aber im December bei Hofe in Ungnade und ward einige Zeit verhaftet. Der Ungrund dieser Behandlung mochte aber bald entdeckt werden, denn er ward kurze Zeit darauf wieder angestellt und zum Commando des Geschwaders bestimmt, welches 1802 die französische Expedition gegen St. Domingo decken mußte. 1804 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Paris und ward dort mit besonderm Wohlwollen empfangen. Im Jahr darauf befehligte er die spanische Flotte, welche am 9. April zu Cadix, mit der französischen vereint, unter Admiral Villeneuve (s. d.) nach

Martinique segelte. Von dort zurückkehrend, ward diese vereinigte Flotte am 22. Juli westlich von Coruña (s. d.) vom englischen Admiral Calder zur Schlacht genöthigt und verlor in dieser, die durch einen bedeutenden Nebel unterbrochen wurde, 2 spanische Linienschiffe, worauf sie in den Hafen von Vigo und von da nach Coruña segelte. G. erhielt im September 1805 den Oberbefehl der in dem Hafen von Cadix sich sammelnden spanischen Flotte. Mit dieser vereinigte sich abermals eine französische. Auf den Befehl des franz. Admirals Villeneuve, welchem G. auf Veranlassung des Friedensfürsten untergeben worden war, und ganz gegen seine bessere Ueberzeugung, verließ die vereinigte Flotte am 19. Octbr. den Hafen. Der britische Admiral Nelson zog derselben sofort entgegen. Am 21. Octbr. 1805 entschied die Schlacht von Trafalgar (s. d.) für immer das Uebergewicht der Engländer zur See. Der Admiral G. vertheidigte sich 3 Stunden lang mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer gegen 3 englische Schiffe, ward endlich schwer verwundet und gelangte mit Mühe auf seinem halbzerstörten Schiffe in den Hafen von Cadix zurück. Während Nelson noch in der Schlacht selbst an den Folgen der Amputation eines Armes verschied, starb der Admiral G. in den ersten Tagen des Januars 1806, wahrscheinlich wegen der Unterlassung dieser Operation. Vorher hatte er noch die Genugthuung, zu sehen, daß sein König ihm das Unglück von Trafalgar nicht anrechnete, indem er unterm 14. Novbr. 1805 zum Generalcapitain der spanischen Marine ernannt wurde.

G. ward in Spanien und in England als ein ausgezeichneter Seemann geschätzt und hatte sich auch um die spanische Marine durch Einführung wesentlicher Verbesserungen, Beförderung des Studiums der seemännischen Wissenschaften und Gründung mehrerer Schulen für Lootsen und Artillerie bleibende Verdienste erworben.

(Biographie universelle. T. 18. — Biographie moderne. Leipzig, 1806. T. II.) E.

Grawert, Julius August Reinhold von, königlich preußischer General der Infanterie, Ritter des schwarzen, des rothen Adlerordens und des Ordens pour le mérite, wurde am 28. Decbr. 1746 zu Königsberg in Preußen geboren und begann noch im 7jährigen Kriege, kurz vor der Schlacht von Cunnersdorf, im J. 1759, seine militairische Laufbahn. Nach dem Hubertsburger Frieden stand er zu Breslau im damaligen Infanterieregimente von Tauenzien, Nr. 31, bei welchem er zum Premierlieutenant avancirte und die Leibcompagnie commandirte. Beim Ausbruche des baierschen Erbfolgekrieges, 1778, ward er Adjutant des damaligen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, wurde als solcher Stabskapitain und trat 1781 als Compagniechef wieder in das frühere Regiment ein. Schon im J. 1783 erfolgte G's Ernennung zum Major im 43. Infanterieregimente, Graf zu Anhalt, in Liegnitz. Als nach dem Tode des großen Königs Friedrich's II. eine veränderte Organisation der Armee bezweckt wurde, ward der Major von G. nach Berlin berufen und arbeitete einige Monate mit bei der Formirung des Oberkriegscollegiums; im Jahre 1788 aber ward er nach Halberstadt als Commandeur des 21. Infanterieregimentes, Herzog von Braunschweig, gesetzt und bald darauf auch zum Oberstlieutenant ernannt. Aber in dieser Anstellung sollte er nicht lange bleiben; denn 1790 trat er als Generalquartiermeisterlieutenant in den Generalstab ein und besorgte in dieser Function mehrere Aufträge. Der Feldzug gegen die französische Republik rief G. zu wahrer kriegerischer Thätigkeit, und als der Generalquartiermeister, Generalmajor von Pfau, eine an-

dere Bestimmung erhalten hatte, versah G. diesen wichtigen Posten und avancirte am 28. Jan. 1793 zum Obersten. Er erwarb sich die völlige Zufriedenheit der beiden preuß. Feldherren, des Herzogs von Braunschweig und des Feldmarschalls von Möllendorf, und hatte den rühmlichsten Antheil an allen Schlachten und Gefechten jener denkwürdigen Feldzüge; doch nicht allein als praktischer Soldat, sondern auch als militairischer Schriftsteller bewährte er seine Talente, indem er eine sehr genaue Beschreibung der Schlacht von Pirmasenz (am 14. Septbr. 1793) herausgab. Nach dem Frieden von Basel blieb G. noch einige Zeit im Generalstabe, bis er im J. 1797, noch als Oberster, Chef des in Glatz garnisonirenden 47. Infanterieregimentes wurde und am 7. Juni 1798 zum Generalmajor avancirte. Zwei Jahre später, 1800, wurde ihm die Inspection der in Oberschlesien stehenden 6 Infanterieregimenter anvertraut; 1804 erhielt er das Gouvernement von Glatz, und am 29. Mai 1805 erfolgte auch die Beförderung zum Generallieutenant. Den Orden pour le mérite hatte G. 1789, den rothen Adlerorden 1800 erhalten. In dem kurzen Feldzuge von 1806 führte G. eine Infanteriedivision und nahm an der Schlacht von Jena Theil; nach dem Tilsiter Frieden wurde er Generalgouverneur von Schlesien und that sehr viel für diese Provinz. Bei der genannten Function kam er mit mehreren französischen Machthabern in Verbindung und hatte sich deren Achtung in einem so hohen Grade zu erwerben gewußt, daß er auch die Aufmerksamkeit des Kaisers Napoleon auf sich zog, der ihn als Commandirenden des preußischen Corps verlangte, welches im Verein mit dem französischen Heere 1812 gegen Rußland zog. Doch nicht lange behielt G. dies Commando; denn in einem der ersten Gefechte stürzte er mit dem Pferde und brach ein Bein, wodurch er genöthigt ward, den Befehl über die preußischen Truppen dem Generallieutenant von York zu übergeben und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Auf seinem Landsitze Landeck in der Grafschaft Glatz, verbrachte er den Abend eines thatenreichen Lebens in verdienter Ruhe, geehrt durch die Achtung des Monarchen und der königlichen Familie; der volle Gehalt als General der Infanterie war ihm gelassen, diese Würde selbst, so wie den schwarzen Adlerorden, hatte er während seines Gouvernements in Schlesien erhalten. Am 18. Septbr. 1821 starb er. G. hinterließ einen Schatz von Karten und Planen, dessen größter Theil in Folge eines schon vor seinem Tode abgeschlossenen Kaufes an die königliche militairische Plankammer kam; außerdem fanden sich in seinem Nachlasse noch sehr werthvolle Aufsätze, die nicht allein rein militairischen, sondern auch anderen wissenschaftlichen Inhaltes sind. Seine Correspondenz mit dem Herzoge von Braunschweig, die einen Zeitraum von beinahe 30 Jahren umfaßt, ist in vielen Beziehungen von höchstem Interesse, doch nur mit Auswahl zur Veröffentlichung geeignet. F. W.

Greene, Nathaniel, General der Vereinigten Staaten Nordamerika's, war der Sohn eines Quäkers, zu Warwick in Rhode-Island und um 1741 geboren. Schon jung zeigte er große Vorliebe für die Wissenschaften; Latein lernte er fast ohne Lehrer, Kriegsgeschichte war sein liebstes Studium. Zum Mitglied der Abgeordneten von Rhode-Island erwählt, ging er in die zu herrschen beginnenden Ideen von Unabhängigkeit und Freiheit ein, und erwarb sich dadurch bei seinen Committenten ein großes Vertrauen. Die Quäker sahen ihn jedoch für einen verlorenen Sohn an, als er sich in die Welthändel gemischt und vorzüglich, als er nach Ausbruch des Aufstandes gegen England Soldat geworden war. Er übernahm den Befehl dreier von Rhode-Island gestellter Regimenter und zog mit diesen den Einwoh-

nern von Massachusets zu Hilfe. 1776 ernannte ihn der Congreß zum Generalmajor; er nahm als solcher Theil an verschiedenen der damaligen Kriegsvorfälle. 1780 übertrug man ihm an der Stelle des Generals Gates den Oberbefehl über die Südarmee in Nord-Carolina. Er fand diese in einem sehr schlechten Zustande, undisciplinirt und ohne Lebensmittel, und dazu ein ganz verwüstetes Land. Die Aufgabe, der er sich unterziehen mußte, war daher nicht leicht. Vereint mit dem General Morgan, schlug er am 25. Decbr. 1780 die Engländer unter Oberstlieutenant Tarleton bei Cowpens und vernichtete in diesem Gefechte ihre Reiterei fast gänzlich; der Triumph dieses Sieges ward durch einen glücklich geleiteten Rückzug nach Virginien noch mehr hervorgehoben und nur unmerklich durch den Verlust des Gefechtes bei Guilfort-Court-House verdunkelt. Nach diesem letztern Gefechte, worin beide Parteien eben so viel Tapferkeit, als taktische Gewandtheit entwickelt hatten, zogen sich Beide zurück, Greene nach Südcarolina und Cornwallis nach Virginien. Greene stieß bei Camden auf Lord Rawdon, ward von diesem unvermuthet angegriffen und am 27. April 1781 geschlagen. Der amerikanische General zeigte sich abermals als Meister in Anordnung des Rückzuges; die Engländer konnten ihn nicht verfolgen, und er war bald wieder im Stande, angriffsweise zu verfahren. Er begann nun mehrere Orte nach einander zu belagern. Bei der Belagerung von Ninety-Six war der nachmalige polnische General Kosciusko gegenwärtig. So schnell die Orte genommen worden waren, eben so schnell gingen sie jedoch wieder verloren, und die Amerikaner mußten von Ninety-Six mit bedeutendem Verluste abziehen. Greene's Angelegenheiten standen so schlecht, daß man ihm rieth, sich nach Virginien zurückzuziehen; er rechnete aber auf das Glück der Amerikaner und auf die Fehler der Engländer, welche beide ihm am 7. Sept. 1781 bei Eutaw-Springs, 60 englische Meilen nördlich von Charlestown, den Sieg über die Engländer unter Oberstlieutenant Stewart verschafften. Die Engländer mußten sich darauf bis unter die Kanonen von Charlestown zurückziehen, und der Krieg war in diesem Theile des amerikanischen Festlandes beendigt. General Greene erhielt vom Congreß als Belohnung eine vom Feind eroberte Standarte und eine goldne Medaille.

Später kämpfte General Greene mit dem Marquis de la Fayette (s. d.) vereint in Virginien gegen Cornwallis und zog sich nach Beendigung des Krieges nach Rhode-Island in den Privatstand zurück. Dort bestrebte er sich, die Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten seiner Mitbürger zu ermitteln und beizulegen; sein Rath wurde meistens von ihnen befolgt. Greene starb auf einem seiner Güter bei Savannah in Georgien, wohin er sich im October 1785 begeben hatte, am 19. Juni 1786. Washington beweinte ihn, und der Congreß ließ ihm in seinem Sitzungssaale ein Denkmal errichten. (Biographie universelle, tom. 18.) E.

Greifenhagen, Stadt im Regierungsbezirke Stettin mit 4000 Einwohnern, an der Regelitz gelegen, einem Oderarme, der hier breiter ist als die Oder selbst.

Dem König Gustav Adolph war es immer noch nicht gelungen, die Kaiserlichen aus ihrer festen Stellung bei Garz (s. d.) zu vertreiben, und der Besitz der stark befestigten Stadt Greifenhagen erleichterte ihnen die Verbindung mit Colberg, welches eine starke Besatzung hatte und von den Schweden blokirt wurde. Es war einleuchtend, daß der Verlust von Greifenhagen der Stellung bei Garz alle Wichtigkeit rauben müsse, weßhalb der König nach Ankunft einiger disponibel gewordener Regimenter den Angriff beschloß, wozu 12,000 M. Infanterie, 6000 M. Cavalerie von Stettin

aus gegen Greifenhagen marschirten. Diesem Corps folgten 80 Geschütze, zum Theil auf flachen Oderfahrzeugen eingeschifft.

In Greifenhagen stand General Ferdinand von Capua mit 3000 M. Sein Corps war anfangs wenigstens doppelt so stark und zum Entsatz von Colberg bestimmt gewesen; der eintretende Winter und die überhand nehmende Desertion hatten jedoch die Aufschiebung dieses Projects zur Folge gehabt. Auch in Schaumburg's Hauptcorps bei Garz war die Stimmung der Truppen bedenklich; denn sie sehnten sich nach den Winterquartieren, welche Gustav Adolph eben so wenig kannte als Napoleon.

Am 23. Decbr. 1630 rückte der König mit seinen Truppen ganz unerwartet vor Greifenhagen, während mehrere Kanonenböte gegen die Oderbrücke Stellung nahmen, um jede Unterstützung vom linken Ufer zu verhindern. Das auf einer Insel stehende und befestigte Zollhaus wurde ebenfalls angegriffen. Das Feuer aus 26 Geschützen zerstörte in kurzer Zeit die Pallisadirung und das schwache Mauerwerk des Zollhauses, aber die tapfere Besatzung stopfte die entstandenen Lücken durch Sand- und Wollsäcke zu und vertheidigte sich einen ganzen Tag lang. Der König ließ hierauf die Stadt selbst angreifen. Bald waren einige Breschen geöffnet; doch wurde der erste Sturm von den Kaiserlichen abgeschlagen, und Gustav Adolph sah sich genöthigt, Laufgräben zu eröffnen.

Ferdinand von Capua war ein Mann von eben so großer Einsicht als Entschlossenheit; er sah ein, daß er sich wohl noch einige Tage halten könne, die Besatzung dann aber auch unrettbar verloren sei. Dies bewog ihn, den 25. früh 5 Uhr in aller Stille aus der nicht völlig eingeschlossenen Stadt zu marschiren und die Oder bei Garz zu überschreiten. Denselben Morgen wollte Gustav Adolph vor Tagesanbruch einen Ueberfall versuchen. Als die Schweden sich dem Stadtgraben näherten und auf keinen Feind stießen, wurden sie besorgt und glaubten, die Kaiserlichen hätten sich absichtlich in die Stadt zurückgezogen, um dann von allen Seiten auf die Stürmenden einzudringen; doch bald erkannten sie ihren Irrthum.

Der König ließ sogleich seine Cavalerie nachrücken, welche aber nur die feindliche Arrièregarde erreichte. Capua führte diese in Person, kam glücklich bis an die Brücke, wurde aber hier tödtlich verwundet und gefangen; er starb 2 Tage später in Stettin.

Als der König am nächsten Tage gegen Garz marschirte, verließ Schaumburg seine Stellung freiwillig und trat den Rückzug über Küstrin nach Frankfurt an, nicht ohne von der schwedischen Cavalerie lebhaft verfolgt zu werden. Der größte Theil des Gepäcks ging auf diesem Rückzuge verloren; die Mehrzahl der Geschütze hatte man bei Garz stehen lassen (s. Frankfurt a. O.) Pz.

Grenadiere. Ihre Benennung stammt von ihrer ursprünglichen Bestimmung her, die sich aber im Laufe der Zeiten wesentlich verändert hat. Der Gebrauch, bei der Vertheidigung von Festungen und verschanzten Punkten auf die Stürmenden Handgranaten werfen zu lassen, datirt sich aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Behandlung dieser Hohlkugeln war aber mit Gefahr verknüpft, weßhalb die Musketiere dazu theils durch Geldgeschenke bewogen, theils aber auch durch Prügel gezwungen werden mußten. Daß man sich unter solchen Umständen von den Handgranaden wenig Wirksamkeit versprechen durfte, ist leicht zu begreifen. Der schwedische General Lars Kagge forderte daher, als er 1634 in Regensburg belagert wurde, unter seinen Musketieren Freiwillige auf, versprach denjenigen, welche sich verbindlich machen wollten, während der Dauer der Be-

lagerung Handgranaten zu werfen, eine bedeutende Soldzulage, und bildete sich auf diese Weise eine Grenadiercompagnie, welche in der Militairgeschichte als die erste betrachtet wird und bei der ruhmvollen Vertheidigung Regensburgs sehr gute Dienste geleistet hat. Dieses Beispiel scheint aber wenig bekannt worden zu sein; denn in der französischen Armee waren die Grenadiere noch bis zum Jahre 1672 zu Vieren bei den Compagnien vertheilt. In diesem Jahre befahl Ludwig XIV. die Formirung von Grenadiercompagnien, deren anfangs jedes Infanterieregiment, später jedes Bataillon eine haben sollte. Diese Compagnien erhielten Bajonetflinten, waren nur 37 M. stark und standen gewöhnlich auf dem rechten Flügel ihrer Bataillone, ohne deßhalb an diesen Posten gebunden zu sein.

Dieses Beispiel fand bald überall Nachahmung, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg errichtete sogar Grenadierbataillone, welche jedoch nur als Garden zu betrachten sind. Ueberhaupt kam das Granadenwerfen, in Folge der wesentlichen Verbesserungen des Infanteriegewehrs, bald außer Brauch, und man betrachtete die überall fortbestehenden Grenadiercompagnien nur als eine Elite der Infanterie. In demselben Sinne wurden 1676 in Frankreich auch Grenadiere zu Pferde errichtet, welche zu den Haustruppen (s. Garden) gehörten. In Rußland und Oestreich erhielten die Dragonerregimenter, welche man damals nur als berittene Musketiere betrachtete, Grenadiercompagnien.

Die Grenadiere zu Fuß zeichneten sich in allen Armeen durch Muth und Körperstärke aus, mußten bei Sturmangriffen auf Festungen und Verschanzungen gewöhnlich voran, und waren deßhalb auch mit kurzen Säbeln oder Pallaschen versehen, um im Handgemenge sich besser vertheidigen zu können; die Flinte wurde in solchen Fällen gewöhnlich über die Schulter gehangen.

Im 7jährigen Kriege ward die Bildung von selbstständigen Grenadierbataillonen fast allgemein, und die Tapferkeit dieser Truppe hat manches Blatt der Geschichte mit Glanz erfüllt. Von dieser Zeit an beginnt für die Grenadiere gleichsam eine neue Zeitrechnung. Beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges gab es in der franz. Armee nur Grenadiercompagnien; sie wurden aber oft brigadenweise vereinigt und selbstständig verwendet. Man erhielt sie durch Ergänzung stets vollzählig. — Napoleon legte so großen Werth auf Eliten, daß er bald besondere Grenadierbataillone errichtete, sie später in Regimenter, Brigaden und endlich in ein Corps vereinigte, über welches Marschall Oudinot 1809 den Oberbefehl führte; sie bildeten nebst den Garden die Reserveinfanterie, welches auch bis auf die neueste Zeit ihre Bestimmung geblieben ist (s. Fechtart der Infanterie.) Nur in der russischen Armee befindet sich gegenwärtig ein Grenadiercorps von ähnlicher Art.

Napoleon's Grenadiere zu Pferde gehörten zur Garde; sie wurden gewöhnlich aus den Dragonerregimentern gewählt, von denen jedes 10 M. von 6jähriger Dienstzeit und vorzüglicher Aufführung zur Auswahl stellen mußte. Der Ausdruck: il est brave comme un grenadier, war in der französischen Infanterie sprichwörtlich und selbst bei der Cavalerie recipirt. In der That möchte es auch nicht leicht wieder eine Truppe geben, welche dem Tode so ruhig und entschlossen entgegengeht, wie Napoleon's Grenadiere der alten Garde. Ihre Lieutenants und Capitains, selbst die Mehrzahl der Bataillonschefs, waren meist solche Officiere, die wegen Mangels an wissenschaftlicher Bildung keine Anwartschaft auf höhere Befehlshaberstellen hatten, und durch besseren Sold und höheren Rang für ihre geleisteten Dienste be-

lohnt werden sollten. (Rocquancourt, cours d'art et d'histoire militaires. — Hoyer's Geschichte der Kriegskunst. — Armeeberichte.) Pz.

Grenier, Paul, Graf von, franz. Generallieutenant und Deputirter, war der Sohn eines Gerichtsdieners zu Saarlouis und wurde den 29. Januar 1768 geboren. Er ließ sich als 16jähriger Jüngling im 96. Linieninfanterieregim. anwerben und hatte es unter den damaligen Verhältnissen, ungeachtet seines Diensteifers und seiner Anstelligkeit, nach 7 Dienstjahren nicht weiter als bis zum Fourier bringen können. Im J. 1791 begann jedoch für ihn eine glänzendere Laufbahn. G. wurde Sergeant, bald darauf Adjutantunterofficier. Sein ferneres Emporsteigen auf den Stufen der Militairhierarchie war außerordentlich schnell und die natürliche Folge seines Muthes, seiner Thätigkeit und Umsicht; es schien, als wolle der Kriegsgott die unverschuldete Versäumniß seines Lieblings nachholen. G. wurde den 12. März 1792 zum Souslieutenant, den 26. Juli zum Lieutenant, den 26. Aug. zum Bataillonsadjutanten, den 1. Decbr. zum Hauptmann befördert. Den 15. Octbr. 1793 erhielt er den Grad eines Generaladjutanten, den 29. April 1794 den eines Brigadegenerals, und schon den 16. Octbr. wurde er zum Divisionsgeneral ernannt.

In damaligen Zeiten stieg zwar in der franz. Armee Mancher mit gleicher Schnelligkeit empor, für den weiter nichts sprach als eine animalische Herzhaftigkeit oder republikanischer Feuereifer; oft auch bahnte Verleumdung den Weg zu Ehrenstellen; allein G. war ein Mann von edlem Charakter und ausgezeichneten Fähigkeiten, er verdiente diese Beförderung und zeigte sich ihrer sehr würdig. Seine Division gehörte 1795 zu Jourdan's Armee und ging den 6. Septbr. bei Mündelheim auf das rechte Rheinufer (s. Düsseldorf.) Nach Jourdan's schleunigem Rückzuge über den Rhein vertheidigte G. den Brückenkopf von Neuwied gegen die Oestreicher. Im Feldzuge 1796 zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus, besonders in den Gefechten an der Lahn (s. Lahn.) Im folgenden Jahre befehligte Hoche (s. d.) diese Armee und überschritt den Rhein bei Neuwied im April. G. erstürmte die Redouten bei Benndorf und drängte die Oestreicher auf allen Puncten zurück. Das Directorium sendete ihm damals ein Glückwünschungsschreiben, welches in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt war.

Im J. 1799 stand G. in Italien und deckte Scheerer's Rückzug. Als Moreau den Oberbefehl übernahm, schickte er G. nach Grenoble, um dort die Truppen zu organisiren, welche in das Innere bestimmt waren; er hatte Befehl, nach Piemont zu marschiren, sobald 12,000 M. marschfertig sein würden, fand jedoch zahllose Schwierigkeiten und konnte erst nach der Schlacht bei Novi über die Alpen gehen. Den 10. Novbr. eroberte G. das verschanzte Lager bei Dalenzo, und im Mai 1800 vertheidigte er den Col von Tende. Bald darauf berief ihn Moreau zur Rheinarmee und übertrug ihm die Führung der 2 Divisionen des linken Flügels, mit welchem er über Günzburg bis Ingolstadt vordrang; er nahm ferner Theil an der Schlacht bei Hohenlinden (s. d.) und den darauf folgenden Gefechten, und wurde nach dem Friedensschluß zum Generalinspector der Infanterie ernannt.

Das Jahr 1807 brachte G. neue Würden. Napoleon erhob ihn in den Grafenstand, ernannte ihn zum Großofficier der Ehrenlegion und zum Gouverneur von Mantua. Im Feldzuge 1809 zeichnete sich G. bei dem Uebergange über die Piave und den Tagliamento aus und erstürmte das Fort Malborghetto. Später stieß er zur großen Armee in Deutschland, kämpfte bei Raab und Wagram, wurde in der letztern Schlacht verwundet und bald nach seiner Genesung nach Neapel geschickt, wo ihn König

Joachim zum Chef seines Generalstabes ernannte. Nach Napoleon's Unfällen in Rußland mußte G. wieder in die franz. Armee treten und erhielt die 35. Division, mit welcher er im April 1813 Wittenberg deckte.

In demselben Jahre brachte es der Vicekönig von Italien bei Napoleon dahin, daß ihm dieser den General G. überließ, welcher hierauf alle militairischen Operationen in Italien leitete, und den Oestreichern unter Nugent und Bellegarde jeden Schritt streitig machte.

Der Waffenstillstand vom 14. April 1814 machte auch dort dem Kampfe ein Ende, und G. erhielt Befehl, die französischen Truppen in ihr Vaterland zurückzuführen. Die Trennung von Italien, wo er viele Beweise von wahrer Achtung erhalten hatte, war ihm schmerzlich; doch scheint er sich über Napoleon's Fall schneller getröstet zu haben, denn er widmete sich, wie viele Generale, sogleich dem Dienste Ludwig's XVIII. Im Mai 1815 wurde G. vom Moseldepartement zum Mitgliede der Deputirtenkammer und in derselben zum Vicepräsidenten gewählt. Napoleon's Rückkehr machte den Sitzungen zwar kein Ende, gab aber den Berathungen eine andere Wendung. G. gehörte mit zu der Commission, welche nach der Niederlage bei Waterloo erwählt worden war, in Betreff der Verhandlungen mit den verbündeten Fürsten Vorschläge zu machen, und stimmte für die Aufstellung einer bedeutenden Streitmacht. Als Napoleon dem Throne entsagt hatte, wurde G. zum Mitgliede der neuen Regierungscommission gewählt, welche nach Ludwig's Rückkehr aufgelöst wurde. Der König scheint mit G's Ansichten über die neue Regierung nicht sehr zufrieden gewesen zu sein; er wurde nicht wieder angestellt und starb den 18. April 1827 in seiner Vaterstadt ohne Nachkommen. (Biographie universelle und öffentliche Nachrichten.) Pz.

Grenzcordon, s. Cordon.

Grenzen; sie trennen verschiedene Besitzthümer von einander, weßhalb man sie in Kreis-, Departements-, Provinz-, Landesgrenzen u. s. w. unterscheidet, die durch Steine, Säulen, Graben und andere Merkmale bezeichnet werden. Man nennt sie in dieser Beziehung politische Grenzen. Aus militairischen Gesichtspuncten betrachtet, sind die Grenzen entweder natürliche oder künstliche. Die natürlichen Grenzen bestehen in Gebirgsketten, großen Waldungen, Flüssen, Seen u. s. w., deren Wichtigkeit mit der Leichtigkeit ihrer Vertheidigung zunimmt. Die künstlichen Grenzen (oder Grenzbefestigungen) bestehen in Festungen, als Stützpuncte für den Vertheidiger, in verschanzten Lagern und Linien, in planmäßigen Ueberschwemmungen (s. d.)

Als besondere Grenzvertheidigung kann auch die Bildung von besonderen Grenztruppen angesehen werden, wie sie Rußland gegen Asien, Oestreich gegen die Türkei hat (s. Militairgrenze.)

Diejenigen Militairschriftsteller, welche die Strategie (s. d.) nur mit geometrischen Augen zu betrachten gewohnt sind, haben der Gestalt der Landesgrenzen einen großen Werth beigemessen, und hinsichtlich ihrer Vertheidigungsfähigkeit die Grundsätze für die Anlegung fortificatorischer Linien als Maßstab angelegt; dabei scheinen sie aber nicht berücksichtigt zu haben, daß in dem einen Verhältniß nur die Wirksamkeit der Geschütze, in dem andern aber die Wirksamkeit von Armeecorps oder ganzen Armeen in Betracht gezogen werden müsse, deren Thätigkeit stets eine sehr veränderliche und meist unbekannte Größe ist, während die Thätigkeit einer gut bedienten Positionsartillerie sich in ihren Erfolgen berechnen läßt. Wie auch die Gestalt einer bedrohten Landesgrenze beschaffen sein mag, so wird diejenige Par-

tei stets im Vortheil sein, welche ihre Streitmassen früher vereinigt hat als der Gegner, und damit entscheidende Schläge ausführt. Daß es hierbei weit mehr auf das richtige Eintreffen der stillen Voraussetzungen in Bezug auf das, was der Gegner thun werde, als auf die geometrische Gestalt der Grenzen ankommt, ist eine von der Geschichte vielfach bestätigte Wahrheit, die aber durch falsche Theorien fortwährend verdunkelt worden ist.

Von weit größerer Wichtigkeit ist jedoch die physische Beschaffenheit und Ausdehnung der Landesgrenze, welche vertheidigt werden soll. Seen erschweren den Zugang am meisten, und ist auch die eigene Flotte geschlagen, so kann man der feindlichen immer noch die Landung erschweren, in letzter Instanz aber die Landungstruppen in offener Feldschlacht überwinden, was ihren Untergang zur Folge haben kann. Große und in breiten Thälern laufende Flüsse behaupten aus ähnlichen Gründen den zweiten Rang. Gebirgsketten sind die schlechtesten Grenzen, indem sie den Vertheidiger zur Theilung der eigenen Streitkräfte, oder, wenn er weiter rückwärts eine Centralstellung nehmen will, zum Aufgeben eines großen Stück Landes nöthigen, im glücklichsten Falle aber ein Sieg diesseits des Gebirges nicht von so großen Folgen begleitet ist, als wenn der Besiegte das Meer oder einen Strom im Rücken hat. — Je schmaler die angegriffene Landesgrenze, desto kürzer ist die Vertheidigungslinie, desto nachdrücklicher der Widerstand; das bedarf keiner Erläuterung. Spanien würde sich daher, wenn es eine hinreichend starke und gute Armee hätte, leichter gegen Frankreich, als Preußen (bei Sachsens unbewaffneter Neutralität) gegen Oestreich vertheidigen lassen. Daß aber selbst die Nachtheile einer unverhältnißmäßigen Ausdehnung der Grenze, obgleich die Zahl der unvertheidigten Räume wächst, durch eine geschicktere Kriegführung ausgeglichen, oft selbst in Vortheile verwandelt werden können, hat Friedrich der Gr. im 7jährigen Kriege sehr anschaulich docirt. Dessen ungeachtet haben Lloyd und Tempelhoff auf diese Erfahrungen eine ganz falsche Theorie gegründet. **Pz.**

Grenzfestungen, s. Festungen.

Grenztruppen, s. Militairgrenze.

Gribeauval, Jean Baptiste Vaquette de, k. franz. Generallieutenant der Artillerie und Gouverneur des Arsenals, geboren am 15. Septbr. 1715 zu Amiens, trat 1732 in das Regiment Royal-Artillerie und ward 1735 zum Richtofficier ernannt. Seine Studien hatten ihn jedoch vorzüglich mit den Arbeiten der Mineurs bekannt gemacht, weßhalb man ihn auch 1752 als Hauptmann zu dem Mineurscorps versetzte. Der damalige Kriegsminister, Graf d'Argenson, kannte seine Talente und wußte dieselben zu benutzen. Er sendete ihn nach Berlin, wo der König Friedrich II. eben die leichte Regimentsartillerie eingeführt hatte, um die Vortheile dieser neuen Einrichtung kennen zu lernen. G. entledigte sich seines Auftrages mit dem größtmöglichen Eifer und brachte höchst wichtige Abhandlungen mit nach Frankreich zurück, die sich nicht allein auf die neuen Erfindungen bei der Artillerie beschränkten, sondern auch über den Zustand der Festungen und der Grenzen der von ihm bereiseten Länder Auskunft gaben. Zur Belohnung dafür ward ihm 1757 der Oberstlieutenantsgrad ertheilt. Bald darauf trat er jedoch, in Folge einer Empfehlung des franz. Gesandten in Wien, Grafen de Broglie, in kaiserlich östreichische Dienste, indem Maria Theresia beim Beginnen des 7jährigen Krieges den König von Frankreich um Ueberlassung guter Artillerie- und Genieofficiers gebeten hatte. Bei den Oestreichern ward er Generalmajor und Commandant des Artillerie- und Mineurcorps. Hier war ihm nun eine weite Laufbahn eröffnet, auf welcher er nicht allein seine

Kenntnisse, sondern auch seinen Muth beweisen konnte. Er blieb während des Krieges in östreichischen Diensten und ward von seinen neuen Waffengefährten mit der größten Auszeichnung behandelt. Bei der Belagerung von Glatz, 1760 (s. d.), leitete er die Belagerungsarbeiten unter dem General Harsch und traf dabei so vorzügliche Anordnungen, daß dieser wichtige Platz, der Schlüssel von Oberschlesien, schon am 6. Tage nach Eröffnung der Laufgräben genommen werden konnte. 1762, während der Belagerung von Schweidnitz (s. d.), in welcher Festung er als Ingenieur angestellt war, hatte er Gelegenheit, sein System des Minenkrieges gegen das vom König von Preußen angenommene System Belidor's anzuwenden. Der Erfolg bewies, daß seine Annahmen auf richtigen Voraussetzungen gegründet waren. Die Ergebnisse von 4 großen Druckkugeln (globes de compression) wurden durch G's Quetschminen und übrigen trefflichen Anstalten unbrauchbar für die Belagerer gemacht. Friedrich II. hätte, nachdem 63 Tage seit Eröffnung der Laufgräben verflossen waren, fast die ganze Belagerung aufgeben müssen, wenn nicht zufällig eine Haubitzgranate das Pulvermagazin des Jauernicker Forts in die Luft gesprengt hätte und dadurch so eine große Oeffnung in den Festungswerken entstanden wäre, daß der Commandant, Feldmarschalllieutenant Guasco, am 9. Octbr. capituliren mußte. Generalmajor G. war unter den Kriegsgefangenen und ward als solcher dem König Friedrich vorgestellt, der seinen talentvollen Gegner, dessen System eigentlich das seine überwunden hatte, zwar anfangs nicht sehen wollte, aber ihn doch später zur Tafel lud und mit Lobeserhebungen beehrte. G. erhielt auf den Vortrag des zum Feldzeugmeister avancirten Herrn v. Guasco von der Kaiserin-Königin noch am 20. Octbr. desselben Jahres das Diplom eines Feldmarschalllieutenants und das Großkreuz des kaiserlichen militairischen Theresienordens zugesendet, eine Belohnung, die er verdient hatte, und die ihn für das Mißliche der Kriegsgefangenschaft entschädigen konnte. Nach dem Frieden kehrte G., auf Veranlassung des Kriegsministers, Herzogs von Choiseul, in sein Vaterland zurück und legte die im Auslande erlangten höheren Grade ab, um als maréchal de camp der Artillerie wieder in seine früheren Verhältnisse zu treten. Als solcher ward er sofort mit der Generalinspection der Artillerie beauftragt, 1764 mit dem Commandeurkreuz des Ludwigsordens geschmückt, 1765 zum Generallieutenant ernannt und erhielt endlich 1776 mit dem Großkreuze des Ordens den Posten eines premier-inspecteur der Artillerie.

In diesem Wirkungskreise hatte er vielfache Gelegenheit, seine theoretischen und praktischen Erfahrungen zum Besten der französischen Artillerie in Anwendung zu bringen. Er redigirte die königl. Ordonnanz von 1764 über die Stärke und den Gebrauch der Artillerie im Gegensatz der übrigen Truppengattungen, gründete Artillerieschulen, brachte das Mineurcorps, dessen Commando ihm besonders aufgetragen war, auf die hohe Stufe der Vollkommenheit, auf der es sich seitdem behauptet hat, und richtete ein vorzügliches Augenmerk auf die Verbesserung der Waffenmanufacturen, Kanonengießereien 2c., die unter seiner Aufsicht standen. — Von den nützlichen Einrichtungen, die er im Materiell der Artillerie und in ihrer Ausbildung einführte, verdient bemerkt zu werden: 1) die Verkürzung der Röhre des Feldgeschützes bis auf 18 Kaliber und die dadurch gewonnene größere Leichtigkeit derselben; 2) der Gebrauch der eisernen Kugeln bei den Büchsenkartätschen; 3) die Annahme der bei den deutschen Artillerien schon früher üblichen Richtschrauben bei den Geschützen; 4) das Schlepptau (prolonge), um mit den Kanonen im Retiriren feuern zu können, ohne

den Marsch zu unterbrechen; 5) die unter seinem Namen bekannten, von ihm schon 1749 erfundenen Wallaffeten, deren Nützlichkeit er bei der Belagerung von Schweidnitz erprobt hatte, und welche an den französischen Küsten angewendet wurden, u. s. w.

Die wesentlichste der von ihm herrührenden Neuerungen war wohl aber die Gleichförmigkeit, die er in den Werkstätten der Artillerie einführte, in Folge deren ein jedes einzelne Stück zu jedem Geschütze gebraucht werden konnte, wobei ihn ein geschickter Waffenfabrikant, Blanc, bei der Anfertigung der dazu nöthigen Lehren thätig unterstützte. G. suchte alle seine neuen Einrichtungen mit Beharrlichkeit durchzuführen und setzte den Cabalen der übrigen Artilleristen Ruhe und Festigkeit entgegen. So ward z. B. die von ihm angegebene leichte Artillerie auf den Vorschlag der Herren de Vallière 1772 wieder abgeschafft und die frühere Einrichtung hergestellt. 1774 ward aber diese Angelegenheit einer Commission, die aus den Marschällen Richelieu, Soubise, Contades und Broglie bestand, übergeben und nach deren günstiger Entscheidung sofort noch in demselben Jahre durch den Kriegsminister du Mouy G's System wieder angenommen. Später ward er in einen Proceß verwickelt, den der Kriegsminister Choiseul gegen den Artillerieoberstlieutenant Bellegarde scheinbar gerichtet hatte, der aber mehr gegen ihn, den Chef der Artillerie, ging. Unter dem Vorwande, mit einer Veränderung bei den kleinen Gewehren unzufrieden zu sein, hatte der Minister den amerikanischen Rebellen Waffen zusenden können und klagte nun wegen dieser Veränderung den Herrn von Bellegarde an. Ein im Hotel der Invaliden versammeltes Kriegsgericht entschied nach dem Scheine und tadelte die Abänderung der Gewehre, als Ludwig XVI. gerade um diese Zeit den Thron bestieg, den Proceß gegen Herrn von Bellegarde niederschlug und dem Generallieutenant G. allen den Einfluß auf die Artillerie zurückgab, der ihm vor Allen zukam. Kurze Zeit vor seinem Tode ward er auf eigenen Antrieb des Königs noch zum Gouverneur des Arsenals ernannt. Er starb am 9. Mai 1789 noch vor dem Ausbruche der Revolution, gegen deren erste Anzeichen er sich mit Abscheu und der ihm eigenen Freimüthigkeit und Kraft aussprach. Sein Andenken ist bei der französischen Artillerie noch immer geehrt; man stellt ihn Vauban an die Seite.

(Précis sur Mr. de Gribeauval, par Mr. le chev. de Passac. Paris, 1816. — Scheel, Mémoires d'Artillerie. — Böhm's Magazin für Ingenieurs und Artilleristen. 4. Stück. — Geschichte der Kriegskunst, von J. G. Hoyer. Göttingen, 1800. 2. Bd., 2. Hälfte. — Beiträge zur Kriegskunst, von J. G. Tielke. 4. Stück. Freiberg, 1781.) E.

Griechisches Feuer. Die Kriegsgeschichte der Saracenen und des griechischen Kaiserthums erwähnt dieses selbst durch Wasser nicht zu löschenden, brennbaren Stoffes in ihren Büchern so oft und erzählt von seinen furchtbaren Wirkungen so Vieles, daß man in späteren Zeiten viele, aber vergebliche Versuche gemacht hat, die Substanzen zu entdecken, aus denen es zusammengesetzt war. Jedenfalls bestand es aus einer Mischung von Salpeter, Schwefel, Pech und Harz, und wurde mit brennbaren Oelen zusammengeschmolzen, dann in Kugeln geformt oder auch noch flüssig und brennend in irdenen Gefäßen auf den Feind oder dessen Verschanzungen und Schiffe geschleudert. Bei Belagerungen goß man es in Kesseln von den Wällen, füllte damit steinerne oder eiserne Kugeln und tauchte selbst Wurfspieße und Pfeile in diese Mischung; auf Schiffen bediente man sich langer metallener Röhren, um es unter die Feinde zu blasen. Es erzeugte bei der Entladung einen dicken Rauch, dem ein Knall und gleich darauf

die Flammen folgten. Den Griechen soll es durch den Architekten Kallinikus aus Syrien, um's Jahr 668 bekannt geworden sein, und seiner Wirkung allein schrieben sie die Befreiung Constantinopels von den Arabern und Persern zu, welche die Stadt 717 belagerten. 400 Jahre waren die Griechen im Besitze dieses Geheimnisses; da ging es durch Verrath an die Saracenen verloren, welche sich desselben mit großem Vortheile während der Kreuzzüge gegen die Christen bedienten. Im 14. Jahrhundert erlöschen die Nachrichten, daß es noch ferner gebraucht worden wäre; das Schießpulver trat an seine Stelle.

Griffe — Handgriffe — maniement d'armes — zu Handhabung und Führung der Waffen. Ihre Einführung ist in den frühesten Zeiten, mit dem Entstehen einer geregelten Heerführung zu suchen, da man mit der Erkenntniß des Erfordernisses einer sach- und zweckgemäßen Gleichförmigkeit in der Führung und dem Gebrauche der Waffen auch zugleich das Mittel — die beste Art zu einer taktmäßigen Handhabung — feststellen mußte.

Die Griffe wurden demnach auf alle Handwaffen, mit vorzüglichster Sorgfalt aber auf Muskete und Pike, eingeführt und veränderten sich theils mit der Veränderung und Vervollkommnung der Waffen, theils nach den Ansichten, welche die fortschreitende Zeit, Kriegserfahrungen und Bedürfniß veranlaßten. Sie fanden insonderheit bei Einführung der Feuerwaffen ihren höchsten Werth und machten lange bei einer sehr gekünstelten, nutzlosen Weitläufigkeit eine Liebhaberei der Friedenstheoretiker und unter dem Namen Trillmeister bekannten Instructoren damaliger Zeit und somit einen sehr überschätzten Hapttheil der Infanterietaktik aus, indem man über der vermeintlichen Wohlgefälligkeit einer auf zahllose Griffe streng eingeübten Truppe deren zeitraubenden Ueberfluß übersah und nicht selten das Wesentlichere der Taktik — die eigentliche Manövrirfähigkeit — darüber vergaß oder vernachlässigte.

Prinz Moritz von Oranien sah sich nach den im niederländischen Kriege zu Ende des 16. Jahrhunderts gemachten Erfahrungen zuerst veranlaßt, seinen Niederlanden eine genaue Vorschrift zu den Handgriffen zu geben, welche Peter Isselburg unter dem Titel: „Künstliche Waffenhandlung der Musketen und Piquen oder langen Spießen, allermaßen die von dem Durchl. und Hochgeb. Fürsten und löblichen Kriegshelden, Herrn Moritzen, Prinzen zu Oranien, Grafen zu Nassau ꝛc., Gubernatoren und Kriegsgeneralen der vereinigten Niederlanden männiglich zu Guten an den Tag gegeben" — in 4. mit beigedruckten Kupfern zu Nürnberg durch den Druck bekannt gemacht hat. — Diese Vorschrift theilte zuerst die Handgriffe, sowohl zur Parade, als zum Gefechte, in Tempos oder abgemessene Handlungen nach einem gewissen Zeitmaße ein, wodurch die bei der großen Weitläufigkeit um so schwierigere Gleichförmigkeit in der Ausführung bei der Masse, wie bei den Einzelnen taktmäßig erlangt wurde, indem namentlich das Laden und Abfeuern des damaligen, noch so unvollkommenen und gewichtigen Feuergewehrs ohne Patronen, vermittelst der Gabel und Lunte nur sehr langsam geschehen konnte und sehr schwierig war.

Der große Reformator Gustav Adolf brachte (1632) auch hierin manche wohlthätige Vereinfachung und Verbesserung hervor, vermochte aber dennoch im Vergleiche mit heute noch sehr wenig, da es z. B. der schwedischen Infanterie 1636 zum besonderen Verdienste angerechnet wurde, daß in dem Gefechte bei Kinsingen von Nachmittag bis spät in die Nacht auch der Langsamste bei dreimaliger Attake wenigstens 7 Mal gefeuert habe. Eine

Hauptveränderung erlitten die Griffe mit Einführung der Bajonetflinte, indem anfänglich das Bajonet bei jedesmaliger Ladung abgenommen und nach derselben wieder aufgeschlossen werden mußte.

Von den Niederländern und Schweden ging die Liebhaberei für die Griffe auch auf die Deutschen über, und die Preußen namentlich suchten es unter Friedrich Wilhelm I. mit Hilfe des Stockes und angestrengter Uebung von früh bis spät allen andern Armeen zuvorzuthun, und erreichten darin die größte Kunstfertigkeit.

Die Handgriffe haben gewöhnlich dreierlei Zwecke: nämlich zum Gefecht, d. i. zum Laden und Feuern, zum Angriff und zur Vertheidigung mit dem Bajonet, zum Ruhen auf der Stelle und im Marsche und zur Parade oder Ehrenerweisung. Ihre Ausführung geschah vormals nach dem hierzu vorrückenden Flügelmanne, bis durch die Bekanntmachung des französischen Exercirreglements nach und nach statt dessen die zweckmäßigere Vollführung auf's Commandowort auch bei den deutschen Truppen, mit Ausnahme der Oestreicher, allgemeine Annahme und dagegen der alteingewurzelte Fehler des Ueberflusses in den Griffen immer mehr Abnahme fand. Namentlich ging man von dem früher so allgemein herrschenden falschen Principe des Schnellfeuerns ab und befleißigte sich einer sorgfältigeren Ladung und eines wirksameren Schießens, obschon die Meinung über die Vortheile der Ladung mit oder ohne Aufschütten auf die Pfanne fortwährend getheilt blieb.

Die möglichste Vereinfachung der Griffe wurde überall zur Regel, und nur hinsichtlich der mehreren oder minderen Genauigkeit in der Ausführung blieben die Forderungen ungleich, indem vornemlich die preußische Infanterie hierin, wie im Parademarsche, möglichst weit geht, während andere die Uebertreibung vorsätzlich meiden und namentlich die Oestreicher die Griffe mehr als Nebensache zu behandeln scheinen.

Miller sagt in seiner Taktik wohl sehr richtig: „Bei den Handgriffen herrschen, überhaupt betrachtet, an manchen Orten 2 Hauptfehler: der erste besteht darin, daß ihre Anzahl zu groß ist; der zweite, daß man sich es zu angelegen sein läßt, die Ausübung derselben zu einem Grade der Präcision und Geschwindigkeit zu treiben, der außerdem, daß er etwa den Augen Vergnügen verschafft, im Geringsten keinen Nutzen gewährt." — Ein Urtheil, was der Praktiker und Kriegskundige gewiß gern unterschreiben wird. Durch die immer allgemeiner werdende Einführung der Schlagschlösser mit Percussionszündung steht einem wesentlichen Theile der Handhabung wieder eine Aenderung bevor. Hz.

Grimaldi, Antonio de', genuesischer Admiral im 14. Jahrhundert, war der Sohn des Rainero d. Gr. und stammte aus einer der 4 vornehmsten Adelsfamilien Genua's, welche der guelfischen Partei zugethan war. Er befehligte 1332 eine Flotte von 45 Galeeren und einigen andern Fahrzeugen, bestimmt, die Beleidigungen, welche die Genueser im Jahre vorher von den Cataloniern erlitten hatten, an den Letztern zu rächen. Mit dieser Flotte ruderte er nach den Küsten von Catalonien und von Valencia, verwüstete dieselben und nahm einige aragonische Fahrzeuge in der Nähe von Majorka weg. 42 aragonische Schiffe, die ihn in einem Hafen von Minorka einschließen wollten, schlug er in die Flucht und führte nur dann erst seine Flotte nach Genua zurück, nachdem er Furcht und Schrecken an den spanischen Küsten verbreitet hatte. Der Krieg zwischen Catalonien und Genua ward von da an ohne besondern Nachdruck geführt; die Aufmerksamkeit der Genueser war zu sehr auf die störenden Parteikämpfe in ihrem In-

nern gerichtet. Die Grimaldi selbst wurden längere Zeit aus ihrer Vaterstadt verbannt. Endlich hatten die äußern Kriege die Parteien auf einige Zeit vereint; 1352 ward gegen die vereinigten Griechen, Venetianer und Aragonier gekämpft, und von Paganino Doria die Seeschlacht bei Constantinopel (s. Bd. II., S. 261.) gewonnen. Diese Vortheile mußten verfolgt werden; man hielt sich in Genua für unüberwindlich. Der Oberbefehl über die 52 Schiffe starke Flotte ward dem Antonio de' Grimaldi übergeben. Seit seinen ersten Kriegsthaten waren aber 21 Jahre verflossen, er selbst durch längere Verbannung den Soldaten fremd geworden, und so kam es denn, daß er dem Vertrauen seiner Landsleute sehr schlecht entsprach. Die Schlacht bei Cagliari (s. d.) oder Algheri brachte Genua dem Verderben nahe. Die gleichzeitigen genuesischen Schriftsteller werfen dem Antonio de' Grimaldi den Verlust in den härtesten Ausdrücken vor. Nach Einigen war es Niederträchtigkeit und Feigheit, die ihn zur Flucht bewogen; andere minder Strenge nennen ihn wenigstens eitel und unbesonnen, den stärkeren Feind angegriffen und dessen Vereinigung nicht verhindert zu haben. Jedenfalls büßte er seine Fehler hart; denn er erlebte es, daß sein Vaterland sich der Visconti'schen Familie, deren Haupt damals der Erzbischof von Mailand war, übergeben mußte.

Von den übrigen Grimaldi verdient in militairischer Hinsicht bemerkt zu werden Raimund de' Gr., welcher 1304 im Dienste des Königs Philipp des Schönen von Frankreich die Flamänder bei Zieriksee schlug, und Giovanni de' Gr., Fürst von Monaco, der am 23. Mai 1431 mit einem mailändisch-genuesischen Geschwader die venetianische Flotille auf dem Po unter Nicolo Trivigi (oder Trivisano) besiegte und 1454 starb.

(Sismondi, histoire des républiques italiennes etc. Muratori, deutsch, Leipzig, 1749. 8. Thl. — Carolus de Venasque, geneal. et histor. Grim. gentis arbor.) E

Gritti, Andrea, erst Proveditore und später Doge von Venedig, stammte aus einem venetianischen Adelsgeschlechte und war um das Jahr 1459 geboren. Sein Name wird von den Geschichtschreibern erst 1499 erwähnt, wo er sich in Handelsgeschäften zu Constantinopel aufhielt und beim Ausbruch des Krieges zwischen Venedig und dem Sultan Bajesid II. nebst seinen Gefährten in Ketten gelegt wurde. Venedig fand es aber für zweckmäßig, sich bald mit den Türken in Friedensunterhandlungen einzulassen; der gefangene Andrea Gritti leitete dieselben, und 1501 ward ein Friede unterzeichnet, der für die Venetianer vortheilhafter war, als sie hoffen durften. 1508 ward Gritti, der durch diese Verhandlungen den Ruf eines geschickten Diplomaten erlangt hatte, nach Paris gesandt, wo er ein Bündniß zwischen Frankreich und der Republik Venedig schloß. Ludwig XII. wollte aber den Untergang der Republik und täuschte dieselbe, indem er, während er zu unterhandeln schien, die Ligue von Cambray gegen Venedig zusammenbrachte. Die Venetianer mußten nun schleunigst ein Heer gegen die Liguisten versammeln; es gelang ihnen unter dem Grafen Pitigliano (s. d.), eine ziemlich bedeutende Armee im März 1509 am Oglio aufzustellen. Andrea G. war derselben als Proveditore beigegeben. Im April erst ward der Krieg förmlich angekündigt. Der Anfang desselben war für Venedig sehr unglücklich; fast das ganze Festland fiel in die Gewalt der Verbündeten, und die venetianischen Truppen waren auf einen kleinen Küstenstrich beschränkt. Andrea G's Unternehmungsgeist zeigte indessen seinen verzagten Landsleuten, daß der Sieg stets dem Kühnen hold sei. Er drang durch List und Ueberfall am 17. Juli in Padua ein und gewann so der

Republik einen wichtigen Haltepunct für die Fortsetzung des Krieges. Padua war aber auch für die Liguisten zu wichtig, um nicht Alles daran zu setzen, es wieder zu erobern. Der Kaiser Maximilian I. erschien mit einem Heere von wenigstens 100,000 M. selbst vor dieser Stadt. Pitigliano und G. hatten sich mit 20—25,000 M. in derselben eingeschlossen. Vom 15. Septbr. bis 3. Octbr. dauerte die Belagerung; dann zogen die Liguisten unverrichteter Sache von Padua's Mauern ab. G. benutzte die ihm gewordene Freiheit und rückte vor Vicenza, das ihm am 16. Novbr. freiwillig seine Thore öffnete; verwüstend zog er dann in die Polesina von Rovigo und unterwarf dieselbe den venetianischen Waffen. Nach Pigliano's, Ende Februar 1510 erfolgtem Tode trugen die Venetianer unter mehreren berühmten Kriegern auch dem Andrea G., den man noch im Jahre vorher zum Procuratore di S. Marco erwählt hatte, den Oberbefehl über das Heer an. Aus Bescheidenheit schlug ihn dieser jedoch aus und behielt sich nur den Wirkungskreis eines Proveditore vor. So geschah es, daß Giovan Paolo Baglione (s. d.) das Commando der venetianischen Heere übernahm. Aber auch G. blieb nicht außer Thätigkeit. Am 5. Febr. 1512 (nach Andern am 25. Jan.) bemächtigte er sich der Stadt Brescia (s. d.) und belagerte deren Citadelle. Gaston de Foix (s. d.) eilte jedoch schnell von Bologna herbei, traf gleichzeitig mit Baglione bei Brescia ein und schlug in und bei dieser Stadt die Venetianer am 18. (8.) Febr. gänzlich. Gritti fiel in die Gefangenschaft der Franzosen und ward nach Paris gebracht. Hier versuchte er zum zweiten Male, Ludwig XII. günstig für die Republik zu stimmen. Dieses Mal gelang es ihm besser. Am 13. März 1513 ward der Vertrag von Blois unterzeichnet, in welchem der Republik der Besitz ihres alten Gebietes bis zur Ghiarabadda und Frankreich der des Herzogthums Mailand zugesichert wurde. G. kehrte in sein Vaterland zurück und ward wieder als Proveditore angestellt. Als solcher befand er sich 1513 beim Heere des la Trémouille, als dieser am 6. Juni bei Novarra (s. d.) von den Schweizern gänzlich geschlagen wurde. G's dringendste Vorstellungen konnten die Franzosen nicht abhalten, über Alessandria bis hinter die Alpen zurückzugehen und das Herzogthum Mailand und die Venetianer Preis zu geben. Diese mußten die Muthlosigkeit ihrer Bundesgenossen auch bald büßen. Der spanische Feldherr Raimon de Cordona schlug die beiden venetianischen Heerführer Alviano und Baglione am 7. Octbr. bei Motta unweit Vicenza gänzlich. G. rettete sich durch die schnellste Flucht, ward bis auf das Glacis von Vicenza verfolgt und entkam nur mit Hilfe eines herabgelassenen Seiles, an welchem er den Wall erkletterte.

Die Schlacht von Marignano (13. und 14. Septbr. 1515) änderte indessen den Stand der Angelegenheiten in Oberitalien. Die Spanier zogen sich zurück, und die Venetianer konnten den größten Theil ihrer früheren Besitzungen wieder erobern. Der Kaiser Maximilian I. führte zwar 1516 persönlich ein Heer gegen Mailand, richtete aber nichts aus und kehrte bald nach Deutschland zurück. Brescia ward nach siebenjähriger Trennung wieder mit Venedig vereinigt. G. ermuthigte nun den Senat, zur Belagerung von Verona Anstalten zu treffen. Lautrec (s. d.) und der venetianische Feldherr Triulzi trieben aber diese Angelegenheit nicht mit dem nöthigen Feuer. Ersterer wußte, daß unterdessen der Friedensvertrag zu Noyon zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen worden war, und daß Verona in Folge desselben so an Venedig überlassen werden sollte. Nachdem daher auch Maximilian am 4. Decbr. 1516 dem Frieden zu Noyon beigetreten war, zog Lautrec am 23. Jan. 1517 in Verona ein und übergab noch an demselben

Tage die Schlüssel dieser Stadt den Proveditoren Gritti und Gradenigo. Der Friede war nach diesem Vorfalle auch für Venedig so gut wie geschlossen; es hatte zwar an Ländereien und Macht nur wenig verloren, jedoch aber bedeutend von dem Einflusse eingebüßt, den es früher auf die italienischen Verhältnisse ausgeübt hatte. Dieser ist auch später nie wieder erlangt worden. 1521 war die Lombardei abermals der Schauplatz eines Krieges zwischen den Spaniern und Deutschen einer Seits und den Franzosen anderer Seits. Venedig blieb Frankreich treu und sendete den Proveditore G. an Lautrec ab, um mit ihm die Maßregeln für den Feldzug zu verabreden. 400 Gleven und 4000 M. zu Fuß unter Teodoro Triulzi und G. vereinigten sich im Cremonesischen mit Lautrec. Die Venetianer wollten es aber weder mit dem Kaiser, noch mit den Franzosen verderben und betrieben den Krieg deßhalb mit einer auffallenden Vorsicht, so daß sie in militairischer Hinsicht in diesem Feldzuge eine ziemlich unbedeutende Rolle spielten. Lautrec und G. waren im November 1521 nur noch auf Mailand beschränkt. Auch hier suchte sie der kaiserliche Oberfeldherr Colonna (s. d.) auf und zog am 19. Novbr. in die unvertheidigte Stadt ein. Lautrec und G. retteten sich nach Como. Der Feldzug von 1522 ward durch die Schlacht von Biccoca (s. d.) am 22. April schnell geendet; die Venetianer, unter dem Herzoge von Urbino, waren theilnahmlose Zeugen derselben gewesen und hatten sich schnell in ihre Grenzen zurückgezogen. Unterdessen war die Zeit des Bündnisses mit Frankreich abgelaufen; der Kaiser verlangte, daß Venedig sich offen für oder gegen ihn erklären sollte. Andrea G. suchte vergebens die fortdauernde Verbindung mit Franz I. dem Senat im günstigsten Lichte vorzustellen; die Gegenpartei siegte, und die Republik trat am 28. Juni 1523 auf die Seite des Kaisers. Schon vorher, am 20. April, war er jedoch zum Dogen erwählt worden, und je mehr er sich früher für Frankreich ausgesprochen, desto mehr mußte ihm in seiner jetzigen Stellung daran gelegen sein, ganz theilnahmlos zu erscheinen, um mit beiden Parteien in gute Verhältnisse kommen zu können. Das Volk, das zwar G's Verdienste um das Vaterland anerkannte, liebte und begünstigte ihn jedoch keinesweges, und murrte laut, als er zur höchsten Würde im Staate berufen worden war. G. hatte deßhalb keine ganz angenehme Stellung, die doppelt schwierig für ihn wurde, wenn die Partei, der sich Venedig anschloß, unterlag, obwohl sein Einfluß auf die Verhandlungen als Doge stets sehr unbedeutend war. So war die Republik 1525 wieder auf Frankreichs Seite getreten, als der Verlust der Schlacht von Pavia am 25. Febr. 1525 durch die Franzosen, deren Bundesgenossen in eine gefährliche Lage gegen den Kaiser brachte. Karl V. ließ aber der Republik ihren Wankelmuth nicht entgelten; dennoch verband sich diese 1526 auf's Neue mit dem Papst, mit Florenz und mit Frankreich in der sogenannten heiligen Liga gegen die wachsende Macht des Kaisers. Der Congreß von Cambray beendete 1529 den Krieg zwischen Frankreich und Spanien; Venedig war gewissermaßen von den Unterhandlungen ausgeschlossen gewesen. G. nannte deßhalb Cambray das Fegefeuer der Venetianer, wo sie ihre Vereinigung mit dem Kaiser, so wie mit dem Könige von Frankreich abbüßen mußten. Am 23. Decbr. ward indessen auch der Friede zwischen Karl V. und Venedig unter ziemlich günstigen Bedingungen für den letzteren Staat abgeschlossen.

Kurz vor seinem Tode (1538) mußte der Doge Andrea G. seine Landsleute noch zu einem Kriegszuge gegen die Türken ermuthigen, welche den venetianischen Besitzungen in Dalmatien hart zusetzten. Der Eifer der Ve-

netianer befreite für dieses Mal Dalmatien noch von der Herrschaft der Türken. Gritti sendete darauf seinen Sohn 2 Mal nach Constantinopel, um mit der Pforte einen Frieden abzuschließen; es war ihm aber nicht beschieden, seinen mannichfaltigen Verdiensten um den Staat auch noch die Wohlthat desselben hinzuzufügen, indem er schon am 28. Decbr. 1539 starb. (Sismondi, histoire des républiques italiennes, vol. XIV. et XV. — Daru, histoire de la république de Venise, vol. III. — Guicciardini, Istoria d'Italia.) E.

Gritti, Lodovico oder Aloisio, Erbgraf von der Marmoros und Statthalter von Ungarn, natürlicher Sohn des Doge Andrea Gritti, war 1501 zu Constantinopel geboren. Sein Vater ließ ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben, vorzüglich die türkische und die griechische Sprache erlernen und dann in Pavia die Hochschule besuchen. Da die Staatsverhältnisse Venedigs ihm keine Aussicht zu irgend einer Beförderung darboten, Ehrgeiz und Geldliebe aber die Hauptgrundzüge seines Charakters ausmachten, nahm er sehr gern unter dem Gewande eines Juwelenhändlers eine Sendung als Kundschafter der Republik nach Constantinopel an, weil er wohl hoffen durfte, bei seiner Verschlagenheit und seinen Kenntnissen dort bald eine bedeutende Rolle zu spielen. Es gelang ihm auch, durch sein einschmeichelndes Wesen des Großveziers Ibrahim und durch diesen des Sultans Suleiman Gunst dermaßen zu erwerben, daß er in den Verhandlungen auswärtiger Geschäfte bald als Mittelsmann auftreten konnte und die Leitung derselben in kurzer Zeit in den Händen hatte. 1527 schickte der Gegenkönig der Ungarn, Johannes Zápolya, den Palatin Hieronymus Laszky als Gesandten an Suleiman. Durch G's Vermittelung kam am 29. Febr. 1528 das Bündniß zwischen der Pforte und Ungarn zu Stande. Im Gefolge des Sultans machte G. dessen Eroberungszug nach Ungarn 1529 mit, wohnte der Krönung des Johannes Zápolya in Ofen bei, blieb, während der Sultan vor Wien zog, mit 3000 M. zur Besatzung in Ofen, und ward nach dem Rückzug Suleiman's von demselben beauftragt, die Kronkleinodien Ungarns an den König Johannes zu übergeben. Während dieser Zeit war der Palatin von Ungarn, Johann Banffy, gestorben; Zápolya wollte sich der Gunst des Sultans vergewissern und ernannte deßhalb seinen Schatzmeister und Botschafter bei der Pforte, L. G., zum Erbgrafen von der Marmoros und zum Statthalter des ungarischen Reiches, trotz des Widerspruchs des größten Theiles der Magnaten, die diese Ernennung für einen dem ungarischen Volke angethanen Schimpf ansahen.

1532 begleitete G. den Sultan zum zweiten Male bei dessen Feldzug wider Karl V. und Deutschland und ward im März nach der Walachei vorausgesendet, um daselbst Truppen zu sammeln. Er brach im Mai mit einem Heere von 18,000 M. nach Siebenbürgen auf, belagerte Hermannstadt vergeblich und eilte hierauf Suleiman nach Ungarn zu Hilfe, besetzte Wissegrad, fand aber vor Gran einen so hartnäckigen Widerstand, daß er unverrichteter Sache nach Ofen zurückgehen mußte. Bei der Rückkehr des Großherrn nach Constantinopel, folgte er demselben und leitete durch seinen Einfluß auf den Divan, die Unterhandlungen mit dem König Ferdinand. Durch seine Vermittelung kam am 23. Juni der Friede zu Stande, und ihm ward der Auftrag, die beiden feindlichen Parteien in Ungarn zur Erfüllung der Bedingungen anzuhalten.

Im Sommer 1534 war daher G. mit einem Corps Reiterei und Janitscharen im Anzuge gegen Ungarn, scheinbar, um die Friedensbedingungen auszuführen, eigentlich aber, um unter Suleiman's Gunst und Schutz sich

der Herrschaft Ungarns und Siebenbürgens zu bemächtigen. Zápolya sollte aus dem Wege geräumt werden. Bei Silistria ging er über die Donau, vereinigte sich mit mehreren unzufriedenen ungarischen Magnaten und mit dem Woiwoden der Moldau, Peter Raresch, der ihm jedoch nur gezwungen folgte, und zog nun, 7000 M. stark, nach Siebenbürgen. Dies verwaltete der Bisthumsverweser von Waradein, Emerich Czybak, G's persönlicher Feind. Von Letzterem berufen, sich in seinem Lager bei Kronstadt einzufinden, folgte er dem Versprechen eines sicheren Geleits. Noch ehe er aber dort ankam, sendete ihm G. einen seiner Schergen entgegen und ließ ihn am 10. Aug. im Lager bei Felmern überfallen und tödten. Der Ruf von Czybak's Ermordung setzte ganz Siebenbürgen in Bewegung. In wenig Tagen waren über 40,000 Ungarn, Sachsen, Szekler rc. vereint, die den Tod ihres Hauptes rächen wollten. Statt sich in die Moldau zurückzuziehen, entschloß sich G. zum Widerstand in einem festen Platze. Gewaltsam erzwang er sich die Aufnahme in Megyes und verschanzte sich mit seinen Janitscharen in der dortigen Hauptkirche, während er der türkischen und ungarischen Reiterei die Vertheidigung der Stadt überließ und die Moldauer unter Raresch als Vorposten benutzte. Er hoffte so sich halten zu können, bis Hilfe aus Ofen, Belgrad oder Semendria, wohin er Eilboten gesendet, angekommen. Raresch ging aber sofort zu den Belagerern über, und Stephan Majlath, welcher die Siebenbürger anführte, erlangte, nachdem ein Sturm auf die Stadt abgeschlagen worden war, durch Versprechungen, daß die eingeschlossenen Ungarn ebenfalls Megyes verließen und die türkische Reiterei von den Bürgern dieser Stadt getödtet wurde. G. ward nun in der Kirche belagert und am 28. Septbr. auch diese erstürmt. Fast wäre G. mit seinen 2 kleinen Söhnen entkommen, wenn er nicht, schon außer dem Bereiche des Gefechtes, von Franz Kendy, einem Verwandten des ermordeten Czybak, erkannt worden wäre. Sogleich vor die zum Standrecht versammelten Befehlshaber geschleppt, ward er schnell zum Tode verurtheilt. Zigeuner hieben ihm erst die Hände und dann das Haupt ab. Seine Söhne wurden dem Woiwoden der Moldau übergeben und von diesem nach einiger Zeit aus dem Wege geschafft. Suleiman würde G's Tod gewiß fürchterlich gerächt haben, wenn er nicht um eben diese Zeit aus den Papieren des erdrosselten Großveziers Ibrahim die verrätherischen Plane des Venetianers ersehen hätte. Indessen schickte er doch einen Abgesandten an den König Johannes, der dessen Entschuldigungen über die Ermordung G's einholen mußte.

(Isthuanffy, Lib. 34, Historiae regni Hungariae. Col. Agripp. T. I. Lib. XII. — Feßler, die Geschichten der Ungarn u. s. w. 6. Thl. Leipzig, 1823. — Geschichte des osmanischen Reichs, von Hammer. 3. Bd. Pest, 1828.) E.

Grobes Geschütz, s. Geschütz.

Grochow, Dorf im Königreiche Polen, auf dem rechten Weichselufer, unweit Praga.

Schlacht am 25. Februar 1831.

Fünf Tage lang, vom 20. bis 24. Febr., standen sich die Heere der Russen und Polen bei Wawer nach der daselbst gelieferten Schlacht (s. Wawer) gegenüber, ihre Vorposten nahe bei einander. Die Polen sahen das 1000 Schritt von der Stellung der Russen entfernt liegende, aus der Schlacht bei Wawer bereits bekannte Erlenwäldchen als den Schlüssel ihrer Stellung an, und hatten den größten Theil ihrer Infanterie in und hinter demselben aufgestellt. Der Boden dieses Wäldchens ist so sumpfig, daß man

im Sommer nicht hineindringen kann; jetzt war er gefroren, so wie die ganze Wiesengegend, und nur die bedeutenderen Gräben waren offen. Der rechte Flügel erstreckte sich bis an die Sümpfe jenseits Grochow, der linke bis zur Colonie Elsner, die mit 2 Bat. 4 Geschützen besetzt war. In dem Raume zwischen ihr und dem Erlenwäldchen waren einzelne Schwadronen aufgestellt; die Reiterreserve stand rückwärts des linken Flügels vor Targowek. Als eine zweite Aufstellung für Infanterie und Artillerie waren vor Klein-Grochow und hinter dem Erlenwäldchen Erdaufwürfe. Der General Krukowiecki mit der Infanteriedivision Malachowski und der Reiterei des Generals Jankowski war links gegen den Bug entsendet, um den Marsch des Fürsten Schachoffskoi aufzuhalten, dessen aus 13 Bat., 56 Geschützen und einiger Reiterei bestehendes Corps sich mit dem russischen Hauptheere vereinigen sollte. Der Fürst bewerkstelligte dessen ungeachtet den Uebergang über den Bug am 23. Febr. bei Sierock und Zegrz, und erreichte in Nieporent die ihm von Diebitsch entgegengesendete Abtheilung.

Das russische Heer stand noch immer am Rande des Waldes von Kawenczyn bis gegen Wawer, und zwar der linke Flügel des 1. Infanteriecorps Pahlen auf der Straße von Milosna, das 6. Infanteriecorps Rosen auf der Straße von Okuniew bis Kawenczyn. Es litt in den Ruhetagen, am 20. bis 24. Febr., Mangel an Lebensmitteln. — Feldmarschall Diebitsch war Willens, sobald das Grenadiercorps am 25. bei Kawenczyn eingetroffen, am 26. eine Schlacht zu liefern. Am 25. früh wurde Gottesdienst gehalten, welchem er bei Wawer beiwohnte. Um 9 Uhr hörte man eine Kanonade in der Gegend von Bialolenka und Marki, und es war kein Zweifel, daß Fürst Schachoffskoi im Kampfe mit Krukowiecki war. Gleich darauf griffen die Polen vom Erlenwäldchen aus das 6. Corps an. Diebitsch entschloß sich, die Schlacht schon heute zu liefern, ließ die polnischen Blänkrer zurückwerfen und das Erlenwäldchen selbst angreifen, das erst vom Generale Rohland und dann von Skrzynecki vertheidiget wurde. Vier Bataillone drangen bis zum Hauptgraben vor; sie wurden geworfen; 4 andere Bat. gelangten nicht weiter und hatten gleiches Schicksal, so daß um 12 Uhr das Wäldchen noch immer in polnischen Händen war. Während dessen war General Murawiew mit der Reserve des 6. Corps, 6 Bat., 26 Geschützen, 1 Reiterregiment, rechts durch den Wald bis über Kawenczyn hinaus gegangen, ließ Zombki nehmen, um den Anmarsch des Grenadiercorps zu sichern, und wendete sich gegen die linke Flanke der Polen. Auf dem linken Flügel der Russen war bis jetzt nur die Artillerie thätig gewesen; doch traf die von Milosna herbeigerufene Reserve, das Detachement des Großfürsten Constantin und das 3. Reitercorps auf dem Schlachtfelde ein. Davon wurden 4 Bat., 44 Schwdr. und 32 Geschütze im Walde rechts bis in die Höhe von Kawenczyn geführt.

Acht Grenadierbataillone aus der Reserve unternahmen jetzt einen dritten Angriff auf das Erlenwäldchen, und es gelang ihnen, nachdem sie ein Mal zurückgeworfen worden, den Hauptgraben zu überschreiten und sich darin festzusetzen. Mittlerweile war von den Sappeuren nördlich des Wäldchens, zwischen demselben und Kawenczyn, ein Uebergang über den Hauptgraben zu Stande gebracht worden; die polnische Batterie, die hier entgegengestanden, fuhr ab, die russische, welche den Angriff auf das Erlenwäldchen unterstützt, bewerkstelligte den Uebergang; ihr folgte die Reservereiterei, von der ein Regiment gegen den Südrand des Wäldchens dirigirt worden war. Nach Wegnahme des Wäldchens rückten auch die Artillerie und die Avantgarde des 1. Corps gegen Grochow vor. Chlopicki, der bisher an der

Stelle des Oberbefehlshabers die Schlacht eigentlich geleitet hatte, der sich beschäftigte, Infanterie und Artillerie in der vorbereiteten zweiten Aufstellung zu ordnen, und zugleich die Reiterei herbeirufen ließ, um dem beabsichtigten russischen Reiterangriffe zu begegnen. Chlopicki wird verwundet, nach Praga zurückgebracht und die Armee mit ihm jeder übereinstimmenden Leitung beraubt. Obgleich daher die polnische Artillerie dem russischen Reiterangriffe noch immer entgegenwirkte, so wurde ihm doch eigentlich von polnischer Seite nicht begegnet. Das Kürassierregiment Prinz Albrecht und das Uhlanenregiment des Cesarewitsch, gefolgt von 4 Kürassier= und 2 Uhlanenregimentern in Reserve, führten ihn nördlich, das ukrainische Uhlanenregiment südlich des Wäldchens aus, in der Richtung nach Klein=Grochow, und der nächste Erfolg desselben war, daß die polnische Infanterie hinter Klein=Grochow zurückging.

General Murawiew war während dessen auf dem Wege von Kawenczin nach Praga vorgerückt und wirkte mit seiner Artillerie gegen die linke Flanke der Polen. Die polnische Reiterei, welche in der Schlacht nicht thätig gewesen, ging von Targowek zurück nach Praga; die Infanterie setzte den Rückzug von Klein=Grochow aus auf der Straße fort; das 6. Corps folgte ihnen zu beiden Seiten des Erlenwäldchens, das 1. Corps, das nur zum Geschützfeuer gekommen war, auf der Chaussee. Bei Einbruch der Dunkelheit, um 5 Uhr, hatten die Polen Praga erreicht. Die Aufstellung der Russen war folgende: zwischen dem Monumente an der Straße, bis wohin die russische Reiterei verfolgt hatte, und der Ziegelei, diese Reiterei und rechts von ihr General Murawiew; hinter dieser ersten Linie vor Klein=Grochow das 6., hinter diesem Dorfe das 1. Corps, rechts von Klein=Grochow am Wege von Kawenczyn nach Praga das Grenadiercorps, welches so eben auf dem Schlachtfelde angelangt war.

Dieses Corps war am Morgen mit General Krukowiecki bei Bialolenka im Gefecht gewesen, hatte sich aber abgezogen und seinen Marsch über Marki und Zombki fortgesetzt. General Krukowiecki war ihm nicht gefolgt, sondern unthätig bei Bialolenka stehen geblieben und traf erst am Abend bei Praga ein. Das polnische Heer ging in der Nacht über die Weichsel nach Warschau zurück, behielt aber Praga noch besetzt. Die Russen bemächtigten sich am 26. früh der südlichen Hälfte von Praga, die Polen zündeten dessen mittleren Theil an; am 27. besetzten die Russen ganz Praga, und die Polen hielten nur noch den Brückenkopf.

Der russische Verlust wird auf 9000 Todte und Verwundete angegeben; die Polen gestehen ebenfalls 9000 M. zu, jedoch mit Einrechnung des Verlustes am 19. und 20. Febr. T.

Gröningen, Hauptstadt der Provinz gleiches Namens im Königreiche Holland an den Flüssen Hunse und Aa. Im J. 1613 ist die Stadt sehr erweitert worden und zählt jetzt 6000 Häuser und 25,600 Einw. Sie besitzt 8 Thore, 18 Brücken, 3 große Plätze, ist mit starken Wällen versehen, hat schöne Wallgänge, tiefe Gräben und 17 große Bollwerke, von denen das neue Werk Helpen eine Viertelstunde von der Stadt jetzt noch das beträchtlichste ist. Anfangs gehörte die Stadt den Bischöfen von Utrecht, später den Herzogen von Geldern und endlich Kaiser Karl V. 1568 wurde sie von dem streitlustigen Grafen Ludwig von Nassau vergeblich belagert. 1579 bekam der Graf von Renneberg bei seinem Uebergang zu den Spaniern auch die Stadt, bis sie 1594 Graf Moritz von Nassau belagerte und mit Accord eroberte. Im J. 1672 wurde sie vom Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen, und dem Kurfürsten von Köln vergeblich belagert, weßhalb die Stadt

jährlich am 28. Aug. ein Dankfest feierte, welches aber 1772 eingestellt worden ist.

Belagerung im Jahre 1672.

Nach Eroberung der Festung Coeverden nahmen die Truppen des Bischofs Christoph Bernhard v. Galen und des Kurfürsten v. Köln, 22,000 M. stark, ihren Marsch gegen Gröningen, das vom Gouverneur Rabenhaupt und dem Commandanten Herzog, Bernhard von Holstein-Plön, mit 2400 M. vertheidigt wurde; die Bürgermiliz betrug eben so viel. Die Magazine waren mit Artillerie, Munition und Lebensmitteln wohl versehen. Schon vor Annäherung des Feindes hatten die Einwohner alle Häuser, Brücken und Alles, was vor der Herrn- und Osterpforte lag, einreißen und abbrechen lassen, alle Schleusen und Canäle geöffnet, die Schutzthüren ausgehoben und die Dämme durchstochen, um das Land so viel wie möglich unter Wasser zu setzen. Auch ließen sie 2 Dämme nach der Stadt hineinschlagen, durch welche das Wasser auf dem Lande gehalten ward. Letzteres konnte mit einer noch höheren Fluth vermehrt werden, so daß man von der drenthischen Seite nichts zu befürchten hatte. Eine Aufforderung am 4. Juli, zu unterhandeln, wurde abgewiesen und die Truppen, welche sich am 9. dem Galenberge näherten, zwei Mal zurückgeschlagen. Den 12. erschien der Feind mit seiner ganzen Macht vor der Stadt und verschanzte sich auf Nyenoort. Den folgenden Tag brachen 2000 Reiter nach der Leeck auf und zogen über Ematille durch das Westerquartier, worauf sich die Armee in 2 Theile theilte, von denen jeder sein besonderes Hauptquartier hielt. Die Kur-kölnischen Truppen approchirten beim blauen Haus, wo sie 3 Wälle aufwarfen, um ihre Cavalerie gegen das Geschütz zu decken, die Münsterschen hinter dem Galenberg, wo sie an ihren Approchen so stark arbeiteten, daß sie am Morgen des andern Tages mit den Laufgräben bis zum Osterweg gekommen waren. Den 15. griff der Feind mit 8 Comp. Fußvolk und etlichen Cornetten zu Pferde den Posten bei Auwarder-Zyl an, mußte sich aber wegen des tapferen Widerstandes der Dragoner und Bauern wieder zurückziehen. Mit ihren Laufgräben bedeutend vorgerückt, fingen die Belagerer am Morgen den 17. Juli an, die Stadt zu beschießen, welches diese so gut erwiederte, daß erstere sich genöthigt sahen, gegen Mittag das Feuer einzustellen. Den 20. waren beide Theile der Belagerer mit ihren Approchen bis an den Graben vorgerückt; auch hatten sie angefangen, Bomben und Granaten in die Stadt zu werfen. Ein neuer Angriff bei Auwarder-Zyl gelang nicht besser, als das erste Mal. Die Stadt wurde abermals aufgefordert; doch die Belagerer erhielten zur Antwort, daß man entschlossen sei, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Zwei Ausfälle brachten den Belagerern großen Nachtheil, und ein Angriff derselben auf Ney-Diep wurde zurückgewiesen. Am 25. und 26. erhielt die Besatzung neue Verstärkung aus Friesland; auch kamen 14 ostindische Retourschiffe vor Delfft-Zyl an. Ein Versuch, sich Hoogerbrugge's zu bemächtigen, mißlang; dagegen litt die Stadt sehr durch das feindliche Feuer, erhielt aber am 30. aus Holland eine neue Verstärkung von 14 Comp. Fußvolk und 50,000 Pfund Pulver. Bei der Belagerungsarmee begann es an Brot und Wasser zu mangeln, indessen wurden die Arbeiten mit allem Eifer fortgesetzt, am Osterzwinger eine neue Schanze aufgeworfen und am 7. Aug. die Bewerfung der Stadt mit derselben Heftigkeit begonnen. Ein Versuch am 9., sich der Ruyscher Brücke zu bemächtigen, mißlang; die Armee selbst litt viel durch Desertion und nahm am 17. eine Stellung rückwärts bei Haren. Als dies der Gouverneur der Festung bemerkte, ließ er durch 300 M. und ein Detaschement

Freiwilliger die Laufgräben besetzen, mußte aber nach einem hartnäckigen Gefechte den Rückzug wieder antreten. Den nächsten Tag hatte der Feind eine Stellung zwischen Helpen und Haren bezogen, und am 21. Aug. war er ganz aus dem Angesichte der Festung verschwunden. Ueber die Ursache dieses schnellen Abzuges wurde verschieden geurtheilt. Der wahre Grund scheint wohl der Mangel an Kriegs- und Lebensmitteln, die Abnahme der Armee bis fast zur Hälfte und die Ueberschwemmung gewesen zu sein. Die Macht des Feindes bestand in 22,000 M., von denen sich über 600 in die Stadt und 5000 nach andern Orten verlaufen hatten, und 4536, worunter 3 Oberste und viel Officiere geblieben waren. Von dem 3000 M. starken kölnischen Regimente waren bloß 800 wieder zurückgekehrt, da hingegen in der Stadt nicht mehr wie 100 Menschen um's Leben gekommen waren. (S. Theatrum Europaeum.) E. B.

Gros, Gros d'armée. Unter Gros wird bei allen Truppenvertheilungen zum Behuf des taktischen Gebrauchs die Hauptstärke verstanden. So wird z. B. bei einer Avantgarde (s. d.), die sich bekanntlich in mehrere Abtheilungen auflösen und einen bald mehr, bald minder großen Flächenraum einnehmen muß, die stärkste dieser Abtheilungen das Gros genannt. Hat eine Armee Avant- und Seitencorps, so heißt das in der Mitte stehende Corps das Gros d'armée, wodurch jedoch nur das Zahlenverhältniß ausgedrückt wird. In neueren Zeiten bedient man sich lieber der Ausdrücke: „Hauptmacht, Hauptstärke, Masse ꝛc." Pz.

Groß-Görschen, Dorf unweit Lützen, im preußischen Herzogthume Sachsen.

Schlacht am 2. Mai 1813.

Die russischen Armeen waren nach dem ewig denkwürdigen Feldzuge von 1812 in Deutschland eingerückt, die Preußen schlossen sich ihnen an, nur schwache Kräfte konnte der Vicekönig von Italien, Prinz Eugen, den Verbündeten entgegensetzen; aber auch die russische Armee hatte durch den vorjährigen Feldzug viel verloren, und die preuß. Armee war zum Theil noch mit der Organisation beschäftigt. Der Kaiser Napoleon war indessen in Frankreich mit der Bildung eines neuen Heeres nicht müßig gewesen; seine energischen Maßregeln und seine ungeheure Thätigkeit brachten es dahin, daß er schon im April 1813 wieder in Deutschland erscheinen konnte, und nun waren es die beiden Verbündeten ihrer Sache schuldig, sich in offener Feldschlacht mit ihm zu messen. Der Oberbefehlshaber ihrer Heere, der russische General der Cavalerie, Graf Wittgenstein, rückte in Sachsen vor; am 1. Mai begegnete seine Avantgarde unter Winzingerode bei Rippach unweit Weißenfels den Vortruppen der Franzosen und bestand ein Gefecht, wobei französischer Seits der Marschall Bessières, Herzog v. Istrien, durch eine Kanonenkugel getödtet ward. Wittgenstein gab der Armee die Disposition für den 2. Mai zum Angriffe der Franzosen, die nach seiner Voraussetzung an diesem Tage gegen Leipzig marschiren würden; die Ebene von Lützen, besonders günstig für die Reiterei der Verbündeten, die an Zahl und innerem Gehalte der französischen weit überlegen war, sollte das Schlachtfeld sein. Wittgenstein's Armee, aus ungefähr 36,000 Russen und 34,000 Preußen bestehend, befand sich am 2. Mai um 11 Uhr — nach der Disposition sollte es um 7 Uhr Morgens sein — hinter dem Landrücken, eine halbe Stunde von Görschen, mit dem rechten Flügel an Werben, mit dem linken an Domsen gelehnt, in Colonnen geordnet, und ruhte eine halbe Stunde, die man dazu anwendete, sich über den Marsch der Franzosen zu unterrichten. — Napoleon's Absicht ging dahin, am 2. Mai bis jenseits Leipzig

vorzudringen und dort Wittgenstein zu schlagen, von dessen Vereinigung mit Blücher er noch keine Kunde hatte; der General Graf Lauriston griff daher um 9 Uhr bei Lindenau vor Leipzig das daselbst aufgestellte schwache Corps des Generals Kleist an. Die anderen franz. Heertheile sollten ihm folgen, da erhielt Napoleon die Meldung von der Ankunft der verbündeten Hauptarmee, die seine rechte Flanke bedrohe; er eilte daher sehr schnell nach Lützen zurück und traf seine Anordnungen zur Schlacht folgender Maßen. Die Division Souham, welche Klein-Görschen besetzt hatte, und bereits im Gefechte war, sollte von den übrigen 4 Divisionen des 3. Corps, Ney, unterstützt werden, der Marschall Ney müsse zugleich die Dörfer Groß-Görschen, Kaya, Rhana und Starsiedel, als das Centrum der Schlachtordnung, behaupten. Das 6. Corps, Marmont, aus 3 Divisionen bestehend, sollte sich sogleich in Marsch setzen, um den rechten Flügel zu bilden; der Vicekönig von Italien mit den 2 Divisionen des 11. Corps, Macdonald, sollte sogleich von Markranstädt aufbrechen und den linken Flügel bilden. Diese 3 Corps zusammen, vereint mit der Cavalerie von Latour-Maubourg, konnten etwa 80,000 M. betragen. Die Garden, 15,000 M., sollten sich unweit Lützen als Reserve aufstellen; das 4. Corps, 20,000 M. unter Bertrand, sollte von Poserne aus Flanke und Rücken des Feindes bedrohen, zugleich die große Straße von Weißenfels nach Lützen und den Uebergang über die Saale decken.

Das Gefecht Lauriston's mit Kleist und die ursprüngliche Marschrichtung der Franzosen ließ den Grafen Wittgenstein glauben, daß er nur eine Nachhut in den Dörfern vor sich habe; er änderte seine Anordnungen, und um 11½ Uhr rückte das verbündete Heer, sich allmälig links ziehend, vorwärts. Die Franzosen ließen aus Klein-Görschen einige Batterien vorrücken, eine russische und eine preußische wurden dagegen aufgeführt; sie demontirten 3 Geschütze, nöthigten ihre Gegner zum Schweigen und zum Rückzuge. Die Truppenlinie rückte vor; die preuß. Brigade des Obersten von Klür, auf ihrer linken Seite durch die preuß. Reservecavalerie unterstützt, bemächtigte sich des Dorfes Klein-Görschen, trotz des hartnäckigen Widerstandes der Division Souham. Die Reiterei wollte das sich zurückziehende franz. Fußvolk in der Flanke angreifen, wurde aber durch ein heftiges Kartätschenfeuer daran gehindert und eröffnete nun durch ihre reitende Artillerie eine Kanonade. Die Divisionen Brenier und Ricard nahmen die Division Souham auf, rückten vor und warfen sich in die Dörfer Groß-Görschen und Rahna. Mit großer Erbitterung schlug man sich; die Ueberzahl der Franzosen machte es nöthig, auch noch die preuß. Brigade des Generalmajors von Ziethen in das Gefecht zu ziehen; sie stellte sich rechts der von Klür auf, und der Kampf um die Dörfer entbrannte immer heftiger. Jetzt wurde dem Grafen Wittgenstein gemeldet, daß der Feind mit bedeutender Macht gegen den linken Flügel der Verbündeten anrücke, um wahrscheinlich hier einen Hauptangriff zu thun, weil gleichzeitig noch eine andere Colonne diesen Flügel zu umgehen suche. Erstere Macht war das 6. Corps, welches jetzt in die Schlachtlinie einrückte, letztere das 4. Corps. Zuvörderst sendete nun Wittgenstein eine halbe 12pfündige Batterie nach dem linken Flügel zu und befahl dem ersten Treffen, sich allmälig links zu schieben; als aber die Besorgnisse sich zu vermehren schienen, ward der rechte Flügel des zweiten Treffens, das russische Corps des Generals von Berg, dahin gesendet. Diese Detaschirung und das Linksschieben hatten nachher einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Gang der Schlacht. Später begab sich auch der General Fürst Galliczin V. mit den beiden russischen Kürassierdi-

visionen, der leichten Gardecavalerie und der reitenden Artillerie der Garde dahin, und stellte sich im rechten Winkel, eine Flanke gegen Weißenfels hin bildend, zur Verhinderung der Umgehung auf. Die Angriffe der Franzosen auf die Abtheilungen von Winzingerode und Berg wurden mit Nachdruck abgewiesen; man überzeugte sich bald, daß der Hauptpunct des Angriffes hier nicht zu suchen sei, und nur eine lebhafte Kanonade unterhielt auf dieser Stelle das Gefecht. Um 1½ Uhr rückten die franz. Divisionen Rochambeau und Marchand, vom 3. Corps, gegen Groß- und Klein-Görschen vor. Die Uebermacht nöthigte die Preußen Klein-Görschen zu verlassen; doch die brandenburgische oder Reservebrigade des Generalmajors von Röder rückte heran. Ihr gelang es, Klein- und Groß-Görschen, so wie Kaya zu stürmen und die Franzosen selbst bis hinter Kaya zurückzuwerfen, das aber von keiner Partei besetzt wurde. Auch die im Gefechte begriffenen preuß. Brigaden Hünerbein und Horn rückten vor; die preußische und russische Artillerie avancirte bis auf den Abhang der Höhen zwischen Rahna und Klein-Görschen, in den Dörfern hatte man sich festgesetzt, und es schien, als ob die in Unordnung zurückgehenden Franzosen sich nach Merseburg wenden würden. Es war ein glänzender Moment für die Verbündeten, und wenn jetzt die russische Infanteriereserve zum schnellen Nachrücken vorkam und noch ein Cavaleriecorps da gewesen wäre, um den Franzosen in die Flanke zu fallen, so würden diese wahrscheinlich die Schlacht verloren haben. Von allem dem geschah aber nichts; im Gegentheile erschienen frische franz. Truppen, junge Garde, auf den Höhen, die von Eisdorf nach dem morastigen Graben abfallen.

Der Generallieutenant von York hatte an der Stelle des verwundeten Generals der Cavalerie von Blücher den Befehl über die preuß. Truppen übernommen. Er rückte an den morastigen Graben und gegen das Dorf Starsiedel vor; die Preußen drangen zwar ein, konnten es aber nicht behaupten. Bei dieser Gelegenheit war auch ein heftiger Geschützkampf auf ganz kurze Distanz entstanden. Der Kaiser Napoleon sah wohl ein, daß der Besitz der oft erwähnten fünf Dörfer über den Gewinn der Schlacht entscheide; er ließ daher die Division Bonnet, vom 6. Corps, zur Disposition des Marschalls Ney stellen, und diese neue Verstärkung nöthigte die Preußen, Starsiedel, Kaya und Groß-Görschen zu räumen. Jetzt rückte das zweite russische Infanteriecorps, Prinz Eugen von Würtemberg, auf dem preuß. rechten Flügel heran, unterstützte diesen, umging den linken Flügel der Gegner, und zwang diese dadurch, nun auch ihrer Seits die genannten Dörfer zu verlassen. Auf's Neue drangen die Preußen vor; aber nun — es war um 7 Uhr Abends — kam der Vicekönig von Italien mit dem 11. Corps, Macdonald, von Markranstädt an, und seine Ankunft entschied die Schlacht zu Gunsten der Franzosen. Doch der Kampf ward dadurch nicht beendet; denn noch behaupteten die Verbündeten die eroberten Dörfer, zu deren Unterstützung das 3. oder russische Grenadiercorps, unter dem General Kanownizin, begleitet von 50 Geschützen der russischen Reserveartillerie, herankam. Napoleon wollte nun nach seiner alten Gewohnheit den letzten entscheidenden Schlag thun; die alten Garden, alle Reiterei und 80 Stück Geschütz gingen gerade auf Kaya zu, eroberten es und stürmten späterhin auch Rahna und Groß-Görschen. Die Alliirten stellten sich hierauf mit dem rechten Flügel gegen Hohenlohe, das Centrum hinter Klein-Görschen, der rechte Flügel gegen Muschwitz auf; die Artillerie der Linie und die vorgezogene Reserveartillerie unterhielt ein lebhaftes Feuer, dem aber endlich die Nacht ein Ende machte. — Alle Reservetruppen der Verbündeten waren

im Gefechte gewesen, die preuß. Garde hatte mit Auszeichnung gekämpft, aber auch viel verloren; seit 7 Uhr Abends waren auch die 14 Bat. der russischen Garde im Kanonenfeuer. In der Nacht wurden noch 9 Schwdr. der preuß. Reservecavalerie, höchstens 1000 Pferde stark, zu einem Angriffe vorgeführt; sie trafen jedoch den Feind in Bereitschaft, und ein Hohlweg hinderte, den gewünschten Erfolg zu bewerkstelligen. Von Seiten der Alliirten wurde nun überlegt, ob man die Schlacht am andern Tage erneuern, oder sich zurückziehen solle; man mußte sich für das Letztere entscheiden, und am 3. Mai mit Tagesanbruch ward der Rückzug angetreten, der bis über die Elbe ging und erst in der Stellung bei Bautzen endete. — Der Verlust der Sieger bestand in etwa 15,000 M. an Todten und Verwundeten, unter den Ersteren befand sich der Divisionsgeneral Gourrée, unter den Letzteren die Divisionsgenerale Gérard und Brénier, die Brigadegenerale Chémineau und Guillot. Die Verbündeten gaben ihren Verlust auf 10,000 M. an, worunter 2000 Russen. Unter den Verwundeten befand sich der russische General Kanownizin, von den Preußen der General der Cavalerie von Blücher, der Chef des Stabes, Generallieutenant von Scharnhorst, und der Generalmajor von Hünerbein; geblieben waren mehrere Stabsofficiere, unter denen der Prinz Leopold von Hessen-Homburg sich befand.

(Vergl. Plotho, Krieg des verbündeten Europa's gegen Frankreich. 1. Theil. — Officialberichte beider Parteien.) **F. W.**

Groß-Jägerndorf, Dorf im Insterburger Kreise, im Regierungsbezirke Gumbinnen der Provinz Ostpreußen.

Schlacht am 30. August 1757.

Friedrich II., König von Preußen, hatte im J. 1756 den Kampf mit seinen mächtigen Feinden begonnen, zu welchen auch Rußland gehörte, das aber erst im folgenden Jahre auf dem Kriegsschauplatze erschien. Der König hatte den Feldmarschall von Lehwald (s. d.) mit 30,000 M. zum Schutze von Ostpreußen bestimmt und ihm befohlen, an die Grenze zu rücken, um sich dem Marsche der Russen zu widersetzen. Lehwald zog im Monat Juni 1757 seine Truppen zusammen, rückte bis Insterburg vor und detaschirte eine Abtheilung in die Gegend von Memel, um von dort aus die Bewegungen der Feinde zu beobachten. Die russische Armee bestand aus 62,000 M. Infanterie in 31 Regimentern, 14 Regimentern Liniencavalerie und 5 Regimentern Husaren, 19,000 M., wozu noch ungefähr 16,000 Kosaken und andere irregulaire Reiterei kamen; sie brachen im Mai auf und rückten an die preußische Grenze. Drei ihrer Colonnen gingen durch Polen, die vierte, unter dem General Fermor, nahm den Weg durch Samogitien nach Memel; sie war zur Belagerung dieser Stadt bestimmt, wurde hierbei durch eine vom Admiral Lewis befehligte Flotte unterstützt, kam Ende Juni vor Memel an und eroberte es durch Capitulation am 5. Aug. Der russische Feldherr, Feldmarschall Apraxin (s. d.), versammelte nun seine ganze Armee und rückte an den Pregel vor, worauf Lehwald bis Wehlau zurückging; als die Russen jedoch den genannten Fluß überschritten, bewegte sich Lehwald am 28. Aug. wieder vorwärts und führte dadurch die Schlacht von Groß-Jägerndorf herbei.

Der preuß. Feldmarschall war ein unter den Waffen ergrauter, im Rufe der höchsten Tapferkeit stehender Officier; von seinen Talenten als Heerführer aber scheint sein Monarch keine so ganz vorzügliche Meinung gehabt zu haben, da er ihm den Flügeladjutanten, Major von Golz, zugetheilt hatte, dem es indessen nicht immer gelang, seine Ansichten zur Ausführung gebracht zu sehen, wie dies die Schlacht selbst beweist, gegen die

Golz stimmte. Der preuß. Generallieutenant von Schorlemmer hatte die russische Stellung recognoscirt; auf den Grund seiner darüber erstatteten Meldung beschloß der Feldmarschall, zum nächsten Tage, den 30. Aug., seinen Gegner anzugreifen, und entwarf die Disposition, nach welcher dem linken Flügel der Feinde der Hauptangriff gelten sollte. Schorlemmer hatte aber die russische Stellung nicht genau übersehen können, und überdies änderte sie Apraxin in der Nacht vom 29. zum 30., so daß die Disposition nun nicht mehr in allen ihren Theilen paßte; dessen ungeachtet griffen die Preußen muthig an. Die Reiterei ihres rechten Flügels, unter den Befehlen des Prinzen von Holstein, erkämpfte mehrere Vortheile gegen den linken Flügel der Russen; gleichzeitig entbrannte auch der Kampf auf den andern Puncten der Linie, und das heftigste Feuer aus Geschütz und kleinem Gewehr dauerte 3 Stunden lang; die Preußen verloren viel Leute durch die neu erfundenen, unter dem Namen der Schuwalows bekannten russischen Haubitzen. Die Russen hatten die beiden Dörfer Uderballen und Taupelkan in Brand gesteckt; bei dem sehr ruhigen Wetter verzog sich der Rauch, zu dem sich noch der Pulverdampf gesellte, fast gar nicht, und dieser Umstand gab zu einer Verwirrung in der preuß. Schlachtordnung Veranlassung; das zweite Treffen derselben feuerte auf das erste; dies konnte dem Feuer von allen Seiten nicht widerstehen, es wich und verursachte dadurch den Rückzug der ganzen Armee.

Der Verlust der Preußen betrug ungefähr 3000 Todte und Verwundete; unter den Ersteren befand sich der durch eine Kanonenkugel getödtete königliche Flügeladjutant, Major von Golz; auch verloren sie 600 Gefangene und 29 Kanonen. Die Russen zählten an Todten: die Generale Lapuchin, Sybin und Kapnist nebst 800 M., an Verwundeten die Generale Liewen, Tolstoy, Bousquet, Villeboy, Manteufel, Weimarn und Plemannikow, nebst 4280 M. — Die Preußen zogen sich nach Wehlau zurück, die Russen blieben in ihrem, vor der Schlacht inne gehabten Lager bei Norkitten stehen, brachen aber am 11. Septbr. plötzlich auf und räumten, durch politische Rücksichten bewogen, bis Ende September das preuß. Gebiet, nur in Memel ließen sie eine Besatzung von 10,000 M. zurück. (S. Tempelhoff's Geschichte des 7jährigen Krieges, und Retzow's Charakteristik des 7jährigen Krieges.) F. W.

Groß-Wardein, Stadt von 9000 Einw. auf dem rechten Ufer der reißenden Körösch in der Biharer Gespanschaft von Ober-Ungarn. Südöstlich von derselben, auf dem linken Ufer der Körösch, liegt die neue, starke, gleichnamige Festung.

Friedensvertrag vom 24. Februar 1538, zwischen Johann Zápolya und Ferdinand von Oestreich, Beide seit 1527 gekrönte Könige von Ungarn. Dieser Friede machte den mit wechselnder Heftigkeit geführten Feindseligkeiten zwischen den beiden Königen ein Ende. Zápolya ward darin im 4. Artikel auf Lebenszeit als gekröntes Haupt anerkannt; der 7. Artikel sicherte ihm den unabhängigen Besitz von Siebenbürgen und von der großen Hälfte von Ungarn; die andere kleinere Hälfte und Slavonien, Croatien und Dalmatien verblieb dem König Ferdinand. Zur Festsetzung der Grenzen wurden 8 vereidete Ungarn bestimmt. Die Nachfolge im Reiche ward dem Könige Ferdinand, und in Ermangelung von männlichen Nachkommen dem Kaiser Karl V. und seinen rechtlichen Erben zugesichert. Sollte Zápolya einen Sohn hinterlassen, so kam man überein, ihm aus der Zipser Gespanschaft und den väterlichen Erbgütern ein Herzogthum zu errichten. Im 35. Art. sicherte Ferdinand seinen und selbst des Kaisers Bei-

stand gegen den Türkensultan Suleiman zu. — Diesen hatte Zápolya nämlich als Lehnsherrn anerkannt und mußte daher seinen Zorn wegen des Friedensschlusses besorgen. Aus demselben Grunde ward auch die Geheimhaltung des Vertrages, bis seine Verkündigung dem Reiche keine Gefahr mehr bringe, unter gewissen Bedingungen festgesetzt. Die andern Artikel enthalten Nebenbestimmungen über Behandlung abtrünniger Vasallen, Verfahren gegen Raubritter u. d. m. Die öffentliche Bekanntmachung erfolgte niemals. Zápolya war nie gesonnen gewesen, den Traktat aufrichtig zu erfüllen, und bewies das noch 1540 auf seinem Todbette, wo er seinen neugebornen Sohn, Johann Sigmund, zum Thronfolger ernannte und den bestellten Vormund, so wie das Land ermahnte, sich um Schutz gegen die Oestreicher an Suleiman zu wenden. — Die vollständige Urkunde des Vertrages umfaßt 42 Artikel und steht bei Wolfg. Betlen, histor. lib. II. p. 237 sq. A. K.

Eroberung von Groß-Wardein durch die Türken, am 27. August 1660.

Georg Rákóczy, Fürst von Siebenbürgen, war in der Schlacht bei Klausenburg, am 21. Mai 1660, die er gegen den Statthalter von Ofen, den Serdar Sidi Alipascha, verloren, schwer verwundet und nach Groß-Wardein geschafft worden und dort nach 18 Tagen gestorben. Sidi Alipascha beschuldigte daher die Stadt des Einverständnisses mit dem von der Pforte für einen Rebellen erklärten Rákóczy und nahm diese Ursache gern auf, um sich dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen. Der Commandant der Festung, Michael Ibranyi, welcher den Anmarsch des Serdars erfuhr, sandte sogleich einem Eilboten an den Kaiser Leopold, mit der Bitte um schleunige Hilfe, deren Zusicherung ihm auch zu Theil wurde. Bereits am 14. Juli erschien Sidi Ali mit 4000 M. vor der Stadt. Der Befehlshaber der kaiserlichen Kriegsvölker in Ungarn, Souches, stand nur wenig Tagemärsche nördlich von der Festung in den Szabolscher und Szathmárer Gespanschaften, mußte aber ein unthätiger Zuschauer dieses Ereignisses bleiben, da Oestreich und die Türkei eigentlich noch im Frieden begriffen waren und er nur den Auftrag hatte, die Grenze gegen die Tataren zu schützen. Die Stadt, deren Vorstädte Ibranyi niedergebrannt hatte, war gut befestiget und mit Wassergraben umgeben, hatte aber nur eine Besatzung von 800—850 M., die kaum hinreichte, die Wälle zu besetzen. Der Serdar ließ den Commandanten zur Uebergabe auffordern und versprach der Garnison freien Abzug. Ibranyi verwarf diesen schimpflichen Antrag und beschloß im Verein mit den Einwohnern, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Sidi Ali errichtete daher Batterien, die er förmlich verschanzen ließ, und brachte das Feuer der Belagerten bald zum Schweigen. Dagegen unternahmen die Ungarn mehrere Ausfälle und zerstörten die Belagerungsarbeiten der Türken. Endlich war die Bresche zum Sturm gangbar; aber der Serdar wußte kein Mittel, das Wasser aus den breiten Festungsgräben zu bringen, nachdem ein Abzugscanal, an dem er 22 Tage hatte arbeiten lassen, nicht hergestellt worden war. Da zeigte ihm der Verrath einer gemeinen Türkin, die früher Groß-Wardein bewohnt hatte, den verdeckten Ort des Abflusses des Grabenwassers; mittelst eines unbedeutenden Canals ward nun in kurzer Zeit der Festungsgraben trocken gelegt. Fast gleichzeitig, am 14. Aug., flog durch Unvorsichtigkeit eines Soldaten das Pulvermagazin der Festung in die Luft. Ein Theil der Wälle ward dadurch zerstört, über 100 M. dabei getödtet und der größte Theil der Waffen-, Munitions- und Mundvorräthe ging verloren. Aber auch dieser Unfall konnte

den Muth der Besatzung nicht schwächen; denn als die Türken noch an demselben Tage den Wallbruch stürmten, wurden sie, obschon sie eine Fahne auf dem Walle aufgepflanzt hatten, doch mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Aber auch der tapfere Ibranyi fiel bei dieser Gelegenheit. Schon wollte Sidi Alipascha, dessen Janitscharen zu murren anfingen, abziehen; als ein Ueberläufer aus der Stadt ihm meldete, die Besatzung, ihres Anführers beraubt, bestände nur noch aus 200 M. und leide an Allem Mangel. Sidi Ali rüstete sich daher zum neuen Angriffe, als die Garnison durch Aufsteckung der weißen Fahne zu capituliren verlangte. Sidi Ali bewilligte am 27. Aug. der Besatzung freien Abzug mit allen Kriegsehren und gab den Beweis, daß auch Türken an ihren Feinden Tapferkeit achteten. Die Besatzung verließ am 30. Aug. Groß-Wardein und schlug den Weg nach Szathmár ein.

Groß-Wardein blieb in der Gewalt der Türken bis zum 5. Mai 1692, wo es den Oestreichern nach einer langwierigen Blokade wieder übergeben wurde.

(Oestreich. milit. Zeitschrift. Jahrgang 1822. 1. Heft. — Geschichte des osmanischen Reiches von J. von Hammer. 6. Bd. Pest, 1830.)

E.

Grouchy, Emanuel, Graf, Marschall von Frankreich, geb. den 23. Octbr. 1766 zu Paris, trat im 14. Jahre in die königl. Artillerie, ging dann zur Cavalerie über, wurde 1784 Rittmeister und 1785 Officier der Garde du corps. Aber vertraut mit dem Geiste der Zeit und erhaben über die Vorurtheile seines Standes und seiner Truppe, wo andere Ansichten, als die seinigen herrschten, verließ er die Garde und übernahm das Commando des 12. Jägerregiments zu Pferde und des 2. Dragonerregimentes, an dessen Spitze er den Feldzug von 1792 mitmachte. Im September dieses Jahres zum maréchal de camp erhoben, befehligte er die Cavalerie der Alpenarmee, bis der Winter die weitern Unternehmungen unterbrach, und führte nachher theils die Avantgarde, theils den linken Flügel der Küstenarmee van Brest gegen die Vendéer, die er fast in allen Gefechten schlug und gegen die er allein beinahe Etwas zu Wege bringen konnte. Er entsetzte Nantes und entriß bei Sorrinières den Gegnern einen unzweifelhaften Sieg, indem er zu Fuß an der Spitze einiger Grenadierbataillone sich mitten in den dichtesten Haufen warf. Als zu Ende des Jahres 1793 ein Beschluß des Convents alle Adeligen von den Commandeurstellen in der Armee ausschloß, legte er seine Stelle nieder, entging nur mit Mühe seinen Soldaten, die ihn in seiner Wohnung belagerten und ihn nicht weglassen wollten, und trat als Gemeiner in die Reihen der Nationalgarde. Dieser Edelsinn bewirkte, daß man ihm schon 8 Monate darauf seine früheren Aemter wieder übertrug und ihn von Neuem in die Vendée schickte. Seit dem 11. Juni 1795 Divisionsgeneral, bekleidete er die Stelle eines Chefs des Generalstabes bei der Westarmee. Hier zeichnete er sich durch Kraft, Schnelligkeit und Umsicht aus; man ernannte ihn zum General en chef der Küstenarmee von Brest. Aber der bescheidene General, seinen Ehrgeiz der wahren Vaterlandsliebe unterordnend, lehnte diesen Posten ab, veranlaßte die Regierung, alle ihre Streitkräfte lieber in eine Armee zu vereinigen, und begnügte sich, als Unterbefehlshaber in die nun vereinte Armee der Oceansküsten zu treten, welche General Hoche commandirte. Nach Beendigung des Kampfes auf dem linken Ufer der Loire, zu dessen glücklichen Resultaten G. das Meiste beigetragen hatte, wurde er Chef des Generalstabes der Nordarmee und 1797 zweiter Befehlshaber der Armee, die zu der merkwürdigen Landung in Irland bestimmt war. Ein Sturm ver-

nichtete seine schönsten Hoffnungen; mit wenigen Schiffen kam er in dem Hafen von Bantry an, versuchte dennoch zu landen, konnte aber trotz seiner Entschlossenheit keine Vortheile erlangen, da seine eigenen Landsleute, besonders Contreadmiral Bouvet, mit ihm nicht einverstanden waren, und mußte unverrichteter Sache nach Brest zurückkehren. Zum dritten Male sollte er seine Thätigkeit im Westen bewähren; er ward zum Gouverneur der 12., 13., 14. und 22. Militairdivision ernannt. Vergebens bat er, Bonaparte nach Aegypten begleiten zu dürfen; man schickte ihn zur italienischen Armee, mit welcher der General Joubert 1798 den Oestreichern und Russen in Piemont sich entgegenstellte. Dieser, in der kritischen Lage, in einem Lande zu sein, dessen Abneigung gegen Frankreich man kannte, und in seinem Rücken ein Volk zu haben, das, wenn es aufstand, in Verbindung mit den Alliirten die Franzosen vernichtet haben würde, beauftragte G., mit dem Könige von Sardinien zu unterhandeln. Durch Klugheit und Gewandtheit brachte es G. dahin, daß der König sich nach Sardinien begab, und sein Land, seine Armee und ganz Piemont den Franzosen überließ. Die Wichtigkeit dieses Vortheils erkennend, ernannte ihn die Regierung zum General en chef in Piemont, wo er kräftig gegen die einzelnen Aufrührer einschritt und seinem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste leistete. Als Moreau den Oberbefehl in Italien übernommen hatte, vereinigte er sich mit ihm und nahm Theil an dem glorreichen Feldzuge in Piemont, in welchem 25,000 Franzosen 6 Wochen lang 80,000 Russen und Oestreichern die Wage hielten. Besonders zeichnete er sich in dem Gefechte bei Valence und San Juliano aus, schlug Bellegarde an der Bormida (14. Juni) und commandirte in der Schlacht bei Novi mit Pérignon den linken Flügel der Armee. Seine Tapferkeit ging zu weit; während er mit seinem Flügel unaufhaltsam vordrang und den Oestreichern die errungenen Vortheile wieder entriß, waren ihm der rechte Flügel und die Mitte nicht gefolgt. Er mußte sich in das Dorf Pastorana zurückziehen und fiel, von 14 Wunden bedeckt, in die Gefangenschaft des Feindes. 4 Monate kämpfte er zwischen Leben und Tod; nur die Anstrengungen der besten Aerzte, die ihm der Großfürst Constantin selbst schickte, vermochten es, ihn zu erhalten. Nach 1 Jahre wurde er gegen den englischen Generallieutenant Daw ausgewechselt, übernahm wieder eine Division des Heeres, drang in Graubünden vor, besetzte Chur und nöthigte die Oestreicher, Engadin zu räumen. Moreau rief G., den er in dem italienischen Feldzuge schätzen und lieben gelernt hatte, zu sich an den Rhein und vertraute ihm eine seiner besten Divisionen an. Bei Hohenlinden, wie bei Novi, war es G. vorbehalten, zur Entscheidung des Tages das Hauptsächlichste beizutragen. Die unerschütterliche Festigkeit, mit der er und General Ney die Oestreicher verhinderten, aus einem Defilé zu debouchiren, die Tapferkeit, mit der er die ungarischen Grenadiere durchbrach, die ihn umgangen hatten, und den Feind wieder in das Defilé hineinwarf, entschieden den Sieg über die Oestreicher, die 100 Kanonen und 15,000 Gefangene verloren. Mit der Verfolgung des Feindes beauftragt, setzte G. über den Inn und die Salzach, nahm dem Erzherzog Johann in Steiermark 20 Kanonen und einige Bataillone weg und beendigte den Feldzug. Diese Unternehmungen verschafften ihm nach dem Frieden die Ernennung zum Generalinspecteur der Cavalerie. Er hatte die gegründetsten Hoffnungen zu einer glänzenden Carrière. Aber Kaiser Napoleon konnte es ihm nie vergessen, daß er mit inniger Freundschaft an Moreau hing; er brauchte ihn zwar zu den kühnsten Unternehmungen, that aber nichts für seine Beförderung. Unverdrossen weihte sich aber G. dem Dienste des großen Kai-

sers auch ferner, zeichnete sich mehrfach bei dem Feldzuge in Preußen 1805 an der Spitze seiner Reiterei aus, vernichtete bei Zedenik die feindlichen Dragoner, nahm bei Wilmansdorf die preuß. Gardegensdarmerie gefangen, und verfolgte in der Affaire von Prenzlau (27. Octbr.) so heftig den Fürsten von Hohenlohe, daß dieser eine für ihn höchst ungünstige Capitulation unterzeichnen mußte. Eben so thätig war er bei Lübeck, Hof und Landsberg, und erwarb sich den 16. Juni 1807 bei Friedland allgemeine Anerkennung. An der Spitze der Cavalerie stürzte er sich auf die Russen, warf ihre Reiterei, nahm 10 Geschütze, machte 3000 Gefangene, lockte darauf die hereilenden überlegenen Infanteriecolonnen in einen Hinterhalt, trieb sie bis hinter den Pregel und beschäftigte sie, allein von dem Lannes'schen Corps unterstützt, so lange, bis ein allgemeiner Angriff den vollkommensten Sieg entschied. Der Kaiser verlieh ihm dafür das Großkreuz der Ehrenlegion, so wie bereits der Sieg bei Eilau ihn mit dem Großkreuze des baierschen Max-Josephsordens geschmückt hatte. Zu Anfang des Jahres 1808 ging G. zur Armee nach Spanien, steuerte kräftig als Gouverneur von Madrid den Gräuelscenen in der Hauptstadt, erschien dann bei dem Fürsten Eugen in Italien, war bei dem Uebergange über den Isonzo, 2. Mai 1809, und erfocht einen Sieg über die östreich. Cavalerie bei Udine. Durch Steiermark vordringend, schlug er, mit dem Vicekönig Eugen vereint, den Erzherzog Johann bei Raab, setzte im Angesichte des Feindes mit der ganzen Cavalerie des rechten Flügels der kaiserlichen Armee über die Donau, schlug bei Wagram die östreich. Cavalerie und vernichtete einen Theil der feindlichen Arrièregarde unter dem Fürsten Rosenberg. Zur Belohnung seiner wichtigen Dienste ernannte ihn der Kaiser zum Commandanten der eisernen Krone, Generalobersten der Chasseurs und zum Großofficier des Reiches. In dem russischen Feldzuge 1812 commandirte G. eins der 3 Cavaleriecorps der großen Armee, nahm Borisow und Orsza, zeichnete sich bei Krasnoi aus und trug viel zum Siege an der Moskwa bei, indem er noch am Abende sich auf die russischen Linien warf, die eine Redoute auf ihrem rechten Flügel deckten, und so dem General Caulincourt Zeit verschaffte, die Redoute zu nehmen. G. wurde hierbei, nachdem er bereits sein Pferd unter dem Leibe verloren hatte, durch eine Flintenkugel in die Brust verwundet und war noch nicht völlig wiederhergestellt, als er sein Commando bei dem Rückzuge wieder übernehmen mußte. Er that sich bei Malojaroslawice hervor, deckte den Rückzug des Kaisers nach Smolensk und übernahm dann den Oberbefehl über die sogenannte escadron sacré. Zu Ende des Feldzuges 1812 bat er den Kaiser um ein Infanteriecorpscommando, erhielt aber eine abschlägliche Antwort und zog sich vom Dienste zurück. Während des Feldzuges 1813 lebte er ohne Anstellung im Departement Calvados. Das Waffenunglück Napoleon's jedoch bewog ihn, seinen Arm der Vertheidigung seines Vaterlandes zu widmen; er übernahm auf besondere Veranlassung des Kaisers wieder das Commando der Reiterei. In mehreren Gefechten warf er sich den feindlichen Truppen entgegen, zeichnete sich besonders bei Brienne (s. d.) und La Rothière (s. d.) aus, und erwarb sich vorzüglichen Ruhm bei Vauchamps. Für diese Thaten erhob ihn der Kaiser 1815 zum Marschall. Während er in Folge einer bedeutenden Wunde, die er bei Craône erhalten hatte, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von der Armee zurückgezogen lebte, bestieg Ludwig XVIII. den Thron und übertrug einen Theil von G's Würden dem Herzoge von Berry. G. beschwerte sich hierüber, wurde deßhalb verbannt, 4 Tage darauf aber zurückgerufen und im Januar 1815 mit dem Commandeurkreuze des Ludwigsordens entschädigt. Nach

Napoleon's Rückkehr von Elba übernahm G. das Commando gegen die königlichen Truppen im südlichen Frankreich, wurde darauf General en chef der Alpenarmee und nach deren Organisirung wiederholt Befehlshaber der ganzen Cavalerie der großen Armee. Nach der Schlacht von Fleurus verfolgte Marschall G. mit 34,000 M. und 100 Geschützen die preuß. Armee, und befand sich am 18. Juni, dem Tage von Waterloo, bei Wavres. Bekanntlich entschied die Vereinigung zweier preuß. Corps unter Bülow, die von Wavres her nach dem Schlachtfelde geeilt waren, mit der englischen Armee das Schicksal Napoleon's. G. hatte diese Bewegung des Feindes nicht bemerkt und blieb, ob er gleich die nur 4 Stunden entfernte Schlacht genau hörte, seinen Befehlen gemäß bei Wavres stehen. Hätte er sich zur Unterstützung der Hauptarmee gewendet, oder wenigstens die Preußen aufgehalten, so würde Frankreichs Schicksal am 18. Juni 1815 ein anderes gewesen sein. G. zog sich auf Namur und Dinant zurück und erfuhr erst in Rhetel positive Nachrichten über die Schlacht von Waterloo und die Abdankung Napoleon's. Sogleich ließ er Napoleon II. proclamiren, fuhr fort, die kräftigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen, und übernahm in Soissons den Oberbefehl über die Trümmer der großen Armee, den ihm die provisorische Regierung übertragen hatte. Vergebens hoffte er noch Compiegne, Senlis und Creil zu behaupten; die Feinde waren ihm zuvorgekommen. Er mußte sich begnügen, hinter dem Walde von Compiegne eine Aufstellung zu nehmen, verließ aber auch diese auf Befehl des Kriegsministers, um seine ganzen Streitkräfte vor Paris zu sammeln, wo er schneller, als man es für möglich hielt, trotz der beständigen Angriffe der Verfolgenden, mit 45,000 M. und 120 Geschützen ankam. Vergebens beklagte er sich beim Kriegsminister Marschall Davoust, daß die Vertheidigungsmaßregeln unzureichend wären, vergebens machte er dem Präsidenten der provisorischen Regierung, Herzog von Otranto, kräftige Vorstellungen, umsonst rieth er als einzige mögliche Rettung, zur Offensive überzugehen und die englische oder preußische Armee bei ihrem Uebergange über die Seine einzeln zu überfallen; seine Erklärung, nicht unter dem Commando Davoust's stehen zu wollen, zog ihm die Feindschaft derer zu, die damals das Ruder der Regierung in Händen hatten, und die Ordonnanz vom 24. Juli 1815 verbannte ihn aus seinem Vaterlande, für das er in 12 Schlachten und mehr als 60 Gefechten sein Leben gewagt und 19 Mal auf dem Schlachtfelde sein Blut vergossen hatte. Er begab sich in die Vereinigten Staaten von Nordamerika und lebte ruhig in Philadelphia, bis er die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren. Im März 1831 reclamirte er den ihm von Napoleon in den 100 Tagen verliehenen und von der Regierung nicht anerkannten Marschallsgrad. Der Kriegsminister, Herzog von Dalmatien, mußte ihn, den bestehenden Bestimmungen gemäß, mit seinem Gesuche abweisen; aber der König ernannte ihn in Anerkennung seiner ausgezeichneten Waffenthaten in einer Ordonnanz vom 20. Novbr. 1831 zu der bisher noch nicht bestandenen Würde eines Ehrenmarschalls (maréchal honoraire) von Frankreich. C.

Gruben (Terrainl.) Der Gestalt nach unterscheiden sie sich von den Graben (s. d.) darin, daß sie von bedeutend größerer Breite als Länge sind, und häufig eine rundliche Gestalt haben. Sie sind entweder Lehm-, Thon-, Sand-, Kießgruben, oder Steinbrüche, Kalkbrüche, Schieferbrüche rc. Wenn die Graben bisweilen gute Vertheidigungslinien für Infanterieabtheilungen darbieten, so sind die Gruben — besonders in sehr unbedeckten und ebenen Gegenden — als Vertheidigungspuncte zu betrachten, vorausgesetzt, daß die innere Beschaffenheit, besonders der obere Rand, von der Art

sei, daß man daselbst Tirailleure aufstellen kann. Nichts erschwert das schnelle Vorrücken der Cavalerie in einer für sie scheinbar günstigen Gegend mehr, als wenn sie auf viele solche Gruben stößt, die mit feindlicher Infanterie besetzt sind; geradlinige Graben sind durch ein Paar Enfilirschüsse bald gereinigt, die Gruben müssen aber fast allemal durch Infanterie angegriffen werden. Es versteht sich von selbst, daß die Gruben nur nach Beschaffenheit ihrer Lage in Bezug auf die Marschrichtung des Feindes militairische Wichtigkeit erhalten können. Pz.

Grumentum, Stadt in Lucanien. Schlachten im zweiten punischen Kriege zwischen den Römern und Carthagern, 215 und 208 v. Chr.

Während Hannibal im J. 215 v. Chr. die Stadt Cumä belagerte, streifte sein Feldherr Hanno in Lucanien. Letzterem ging T. Sempronius Longus entgegen, brachte ihm bei Grumentum einen Verlust von 2000 M. bei und erbeutete 41 Feldzeichen, während er selbst nur 280 M. verlor. Hanno mußte sich aus Lucanien nach Bruttien zurückziehen, und mehrere Städte im Gebiete der Hirpiner kamen abermals unter römische Botmäßigkeit. Liv. XXIII, 37.

Beim Beginn des Frühjahres 208 sollte Hannibal's erstes Unternehmen sein, die Städte wieder sich zu unterwerfen, die im vorigen Jahre aus Furcht zu den Römern sich gewendet hatten; er zog deßhalb alle Truppen aus den Winterquartieren und aus Bruttien an sich und schlug unter den Mauern von Grumentum ein Lager auf. Vor ihm breitete sich eine Ebene aus, ihm zur Linken erhoben sich unbewaldete Berge, wo er keinen Hinterhalt zu fürchten hatte. Der römische Consul Claudius Nero war dem Feinde mit 40,000 M. zu Fuß und 2500 M. zu Pferde gefolgt, und lagerte sich demselben bis auf 1500 Schritt gegenüber. In der Absicht, sich in eine Schlacht einzulassen, ließ er, im Geiste Hannibal's, wie Livius sich ausdrückt, 5 Cohorten und 5 Manipeln in der Nacht über das Gebirge gehen und sich dort in Hinterhalt legen, um auf ein gegebenes Zeichen während des Treffens dem Feinde in den Rücken zu fallen. Am frühen Morgen stellte er sich selbst in Schlachtordnung. Auch Hannibal gab den Befehl zum Ausrücken. Ohne dieses aber abzuwarten, brachen mehrere Haufen Fußvolks und Reiter ungeordnet und zerstreut gegen die Römer hervor. Nero befahl dem Tribun C. Aurunculejus, mit der Reiterei der 3. Legion ungestüm über diese herzufallen, während der carthagische Feldherr denselben zu Hilfe zu kommen eilte. In Folge der Schnelligkeit aber waren auch die übrigen carthag. Truppen nicht gehörig geordnet in das Treffen gegangen, und es entspann sich ein buntes Handgemenge von Fußtruppen und Reitern, bei dem nothwendig die vorbereiteten Römer im Vortheil sein mußten. Hannibal ließ es sich angelegen sein, die Disciplin möglichst herzustellen; aber noch ehe ihm dies gelang, zeigten sich in seinem Rücken die im Hinterhalte gelegenen Römer unter den Tribunen T. Claudius Asellus und P. Claudius, welche in größter Eile die bequemen Bergpfade herabstiegen. Unverweilt zog sich Hannibal in sein Lager zurück, nachdem er 8000 Todte, 700 Gefangene und 6 Elephanten verloren hatte. Der Consul, erfreut, über den gefürchteten Gegner einen gewissen Sieg erfochten zu haben, wagte nicht, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen, und begnügte sich, als Zeichen des Sieges, die Todten zu begraben. Hannibal rastete den folgenden Tag und brach in der Nacht nach Venusia auf, während er die Wachfeuer unterhalten und eine kleine Besatzung im Lager zurückließ. Nero folgte ihm erst, als er am Tage vorsichtig von seinem Abmarsche sich überzeugt hatte,

holte ihn bei Venusia ein und brachte ihm abermals einen Verlust von 2000 M. bei. Livius XXVII, 43 und 44. C.

Grund, Meeresgrund. Die Beschaffenheit desselben ist für die Schifffahrt von solcher Wichtigkeit, daß seine Beobachtung und Erfahrung eben so unausgesetzte Sorgfalt erheischt, als die Kenntniß der Himmelsgegend, unter welcher man steuert. Klippen, Sandbänke, Untiefen und dergl. sind die unsichtbaren Gegner, welche dem Befehlshaber eines Schiffes eben so gefährlich werden können, als eine ganze feindliche Flotte. Sie zu vermeiden und überhaupt Herr des Terrains zu sein, auf welchem man sich bewegt, wird das Loth (s. d.) angewendet. Durch selbiges lernt man nicht nur die Tiefe, sondern auch die Bestandtheile des Meerbodens kennen.

Gründe. Man versteht darunter diejenigen Vertiefungen des Bodens, welche gleichsam Aushöhlungen in dem sie umgebenden Terrain sind, und nicht wie die Thäler (s. d.) zwischen bedeutenden Erhebungen des Bodens liegen; ferner unterscheiden sie sich von den Thälern durch die geringere Breite und Ausdehnung. Man findet sie überall, sowohl in Gebirgen, als in den Ebenen, auf Bergrücken und deren Abhängen. Die Benennung ihrer Hauptbestandtheile ist wie bei den Thälern (s. d.), weßhalb auch in Bezug auf ihre taktische Wichtigkeit dahin verwiesen wird. Pz.

Grundfläche nennt man bei einem Körper die Fläche, auf welcher er steht. Bei einem Kegel oder einer Pyramide heißt sodann eine auf der Grundfläche senkrecht stehende und in der Spitze endigende Gerade die Höhe. M. S.

Grundformen der Befestigungen und ihre primitive Vertheidigungsleistung, s. Feuer d. Befestigungen. P.

Grundlinie ist bei einer geometrischen Figur die Linie, auf welcher solche zu stehen scheint. Man kann bei einer solchen Figur, wenn sie aus lauter geraden Linien zusammengesetzt ist, jede beliebige Seite als Grundlinie annehmen. Läßt man bei einem Dreieck aus dem gegenüberliegenden Winkel eine Senkrechte auf die Grundlinie herab, so heißt solche die Höhe. Dasselbe gilt von Parallelogrammen und vom Trapez. M. S.

Grundriß ist in der Baukunst eine im verjüngten Maßstabe aufgetragene Zeichnung, aus welcher man die innere Eintheilung eines Stockwerks, die Stärke der Mauern, die Lage der Treppen, Thüren, Schornsteine, Fenster &c. erfahren kann.

Bei dem Grundrisse einer Festung ersieht man aus solchem die Lage der Werke auf dem Horizont, die untere Stärke der Mauern, Wälle, Futtermauern &c. M. S.

Grundwinkel (angle de base) nennt man in der großen Befestigungskunst, oder bei den Umrißformen des Hauptwalls der Festungen den Winkel, den die Capitallinie jedes ausspringenden Winkels mit der dort zusammentreffenden Polygonseite bildet. P.

Grüne Schanze. Gefecht am 19. Septbr. 1761. Während der dritten Belagerung von Colberg (s. d.) im siebenjährigen Kriege hatten die Russen unter General Romanzow vom August an nur wenig Vortheile über die preuß. Besatzung des verschanzten Lagers, das unter den Kanonen dieser Festung aufgeschlagen war, davongetragen. Der General Romanzow wollte sich daher durch den Wald, der sein Lager von dem Meere trennte, eine Verbindung mit der russischen Flotte verschaffen, und befahl deßhalb für den Morgen des 18. Septbr. einen Sturm auf die Verhackschanze, welche unweit des Strandes gelegen war und auf die grüne Schanze, die den rechten Flügel der preuß. Verschanzungen bildete. Die Brigade Me-

wiadowsky überfiel die preuß. Besatzung der Verhackschanze, die aus 400 M. bestand, und nahm den größten Theil derselben gefangen; das Unternehmen gegen die grüne Schanze mißglückte aber, weil der russische Oberstlieutenant von Schulz, dem dasselbe aufgetragen war, dabei so langsam zu Werke ging, daß ihn die Preußen bemerken konnten. Am Morgen des 19. Septbr. ließ General Romanzow den Angriff auf die grüne Schanze wiederholen und bestimmte dazu 1 Grenadierbataillon unter Hauptmann Popow. Dies Mal gelang es den Russen besser; die Besatzung der Schanze bestand nur aus 100 M., von denen ein Theil die Gewehre wegwarf und überging. 2 Officiere und 60 M. wurden dabei gefangen genommen. Da diese Verschanzung für die Preußen indessen zu wichtig war, so entsendete der preuß. General, Herzog von Würtemberg, sogleich 3 Grenadierbataillone unter Oberst von Kleist, ließ den General Thadden mit 2 Bataillonen als Reserve nachfolgen, und befahl, das Werk um jeden Preis wieder zu nehmen. Noch war es dunkel, und man konnte sich dem Berge, auf welchem dasselbe lag, unbemerkt nähern. Die Russen waren ganz sorglos und hatten 200 M. als Arbeiter angestellt, welche die Kehle der Schanze schließen sollten. Der preuß. Hauptmann von Bülow mit einer Grenadiercompagnie, die schon früher zur Ablösung der Besatzung bestimmt gewesen war, und mit 3 Pelotons Grenadieren, die ihm Oberst von Kleist zugeschickt hatte, bildeten die Avantgarde. Ohne Geräusch erstieg er mit seiner Mannschaft den Berg und überfiel die Arbeiter. Was von den Russen nicht sogleich über die Brustwehr sprang, ward niedergestochen und die Schanze noch eher erobert, als die 3 Grenadierbataillone nachkommen konnten. Ein Bataillon besetzte dieselbe sofort, die 2 nachfolgenden marschirten hinter ihr auf, und die 2 andern des Generals Thadden stellten sich in die linke Flanke. Mittlerweile war der Tag angebrochen, und General Romanzow ließ sogleich 2 Grenadierbataillone, denen sich die übriggebliebene Mannschaft des Hauptmanns Popow anschloß, aus den Laufgräben zum Angriff vorrücken. Drei Mal erneuerten die Russen diesen Angriff und hielten das hartnäckigste Feuer der Besatzung mit vieler Standhaftigkeit aus. Die in der Flanke aufgestellten Thadden'schen Bataillone, so wie die Geschütze der preuß. Batterien, deren Feuer immer lebhafter wurde, je mehr es sich aufhellte, brachten ihnen großen Schaden. Der General Romanzow sah endlich die Unmöglichkeit ein, dieses Mal die Schanze wieder zu erobern, und befahl den Rückzug. In 4½ Stunde waren der Russen gegen 3000 M. kampfunfähig geworden; von diesen fand man 800 Todte auf dem Platze, 5 Officiere und 350 M. kamen in preuß. Gefangenschaft. Preußischer Seits hatte man 71 Todte und 281 Verwundete; vermißt oder gefangen wurden 187 M. Von beiden Parteien war in diesem Gefechte gleich viel Ausdauer und Tapferkeit gezeigt worden; namentlich hatten die Russen mit einer Kaltblütigkeit gestürmt, die Bewunderung verdiente. Sie waren nicht eher vom Platze gewichen, bis fast Alles, was zu dieser Unternehmung bestimmt worden, aufgerieben war. General Romanzow beschränkte sich nach diesem mißlungenen Angriffe wieder auf regelmäßige Belagerungsarbeiten und ließ die Parallelen gegen die grüne Schanze und gegen die übrigen Forts fortführen.

(Der Feldzug des Herzogs von Würtemberg u. s. w. in Pommern im J. 1761, von J. G. Tielke. Freiberg, 1784. — Geschichte der Feldzüge von 1756—62, von F. H. Backenberg. Leipzig, 1805.) E.

Guadalete, Schlacht in der Ebene von, s. Xerez.

Guasco, Franz, Graf von, k. k. östreichischer Feldzeugmeister, Großkreuz des militairischen Marien Theresienordens. In Piemont geboren, trat

G. in den russischen Militairdienst ein, in welchem er mehreren Feldzügen beiwohnte; doch fehlen die Nachrichten über sein Leben aus dieser Periode. Mit vielversprechenden Aussichten wählte er später den östreich. Dienst. Kurz vor dem Ausbruche des 7jährigen Krieges hatte er, auf Veranlassung des Kaisers Franz I., die mährisch-böhmische Grenze bereiset und durch seine Beobachtungen Aufschlüsse gegeben, die damals von großem Werthe waren; beim Beginnen der Feindseligkeiten bekleidete er die Stelle eines Generalquartiermeisters. Als Commandant von Erfurt, 1759, suchte er diese Stadt in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, da sie der Reichsarmee zum tüchtigen Waffenplatze dienen konnte; aber mitten unter den Anstalten wurde er bei der Nachlässigkeit seiner Vorposten, mit denen der Feind zugleich eindrang, so rasch überfallen, daß er von einem nur schwachen Gegner die Bedingung des freien Abzuges annehmen mußte; denn ein Widerstand gegen den zweideutig gewagten, aber entschlossen ausgeführten Parteigängerstreich war zu spät. Nützlicher konnte G. bei den Unternehmungen in Sachsen werden. Er hatte sich besonders thätig bei der von ihm größtentheils unterhandelten Uebergabe von Dresden bewiesen, bei der Alles an dem Gewinne weniger Stunden lag, und als im folgenden Feldzuge, 1760, der König von Preußen seiner Seits Dresden belagerte, hatte sich Guasco mit 10,000 M. Verstärkung in den Platz geworfen. Bei der Reichsarmee stehend, trotzte er 1761 in seiner Stellung bei Eger allen Versuchen, jene nach Franken zurückzudrängen. Im schönsten Lichte finden wir den Feldzeugmeister 1762 in Schweidnitz, dessen Belagerung für die regelmäßigste, und dessen Vertheidigung für die schönste gilt, die während des ganzen Krieges unternommen wurde. Zehntausend Mann, mit allen Bedürfnissen hinlänglich versehen, hatten auch Alles gethan, was die Kriegsehre fordern kann; die Belagerer waren mit ihren Arbeiten bis an die Pallisaden gekommen, als G., vermöge erhaltener Befehle, die Uebergabe anbot; seine Bedingungen wurden nicht angenommen, und Vertheidigung und Angriff gewannen neue Thätigkeit. Zwei Ingenieure, die sich vorher als Schriftsteller bekriegt hatten, Gribeauval in der Festung und Lefèvre im Lager, suchten hier ihre Behauptungen durch triftigere Gründe als mit der Feder durchzusetzen. Lefèvre rechnete vorzüglich auf die von ihm angewendeten Belidor'schen Druckkugeln (globes de compression), die einige Mal zwar fürchterlich wirkten, gewöhnlich aber mißlangen und überhaupt nicht der großen Meinung entsprachen, die man von ihnen hatte; da hingegen der Minirer der Belagerten sich eben so gefürchtet, als das Geschütz und die Ausfälle machte. So konnten die Belagerer wohl bis in die spätere, den Arbeiten ungünstigere Jahreszeit hin aufgehalten werden, hätte nicht ein Zufall im Laboratorium der Jauernicker Schanze, — nach dem Berichte der Belagerer eine preuß. Haubitzgranate — 11 Zentner Pulver entzündet, das ganze Werk mit 400 M. Besatzung in die Luft gesprengt und dadurch eine so weite Oeffnung gebildet, daß das Gelingen eines Sturmes nicht zu hindern war. Guasco mußte in die Kriegsgefangenschaft willigen. Als er an der Spitze seiner Officiere den königlichen Gegner begrüßte, sagte ihnen Friedrich: „Meine Herren! Sie haben Allen, welche Festungen vertheidigen, ein schönes Beispiel gegeben; aber Ihr Widerstand kostet mich 8000 M." Auf ein so parteiloses Zeugniß gestützt, sendete Marie Theresie ihrem General das Großkreuz des ihren Namen führenden Ordens in seine Gefangenschaft nach Königsberg nach; leider endete er noch dort am 23. März 1763 sein ehrenvolles Leben, ohne die Früchte des Friedens von Hubertsburg zu erleben. (S. Thaten u. Charakterzüge berühmter östreich. Feldherren. Wien, 1808.) F. W.

Guast, Alphons d'Avalos, Marquis du oder del Vasto, s. Avalos.

Guastalla, früher befestigte Hauptstadt des dermalen zum Herzogthum Parma gehörenden Herzogthums gleichen Namens, am Einfluß des Crostolo in den Po, in einer sumpfigen, mit vielen Dämmen und Graben durchschnittenen Gegend. Es hat jetzt etwa 5000 Einw. und ist mit Mauern und Graben umgeben.

Belagerung von Guastalla durch die Franzosen, vom 29. Aug. bis 11. Septbr. 1702.

Nach der Schlacht von Luzara (s. d.) im spanischen Erbfolgekriege, deren Gewinn sich sowohl die Oestreicher, als die Franzosen zuschreiben, blieben beide Armeen noch längere Zeit in den vor derselben inne gehabten Stellungen. Die Franzosen wollten Borgoforte belagern, gaben aber diesen Plan wegen der Nähe der Armee des Prinzen Eugen auf und beschlossen nun, Guastalla, das in ihrem Rücken noch von den Oestreichern besetzt war, und dessen Garnison durch häufige Ausfälle ihr Lager beunruhigte, wegzunehmen. Guastalla war nur schwach befestigt, jedoch mit einem Graben ohne gedeckten Weg umgeben. Die östreichische, 2500 M. starke Garnison, welche General Graf Solari befehligte, hatte indessen mehrere neue Werke angelegt: einen halben Mond beim Zusammenfluß des Crostolo und Po und 2 Verschanzungen an den Hauptstraßen von Brescello und Luzara her.

Französischer Seits ward Generallieutenant Graf Vaubecourt mit der Belagerung von Guastalla beauftragt. Er erhielt dazu 12 Bat. und 21 Schwdr. Am 29. Aug. traf er vor der Stadt ein, nahm sein Hauptquartier, das er durch 3 Schwdr. und 1 Bat. decken ließ, in Cueva, stellte vor die, dem Halbmonde zur Seite liegende Poinsel 3 Bat. auf und verlegte die übrigen Truppen rings um die Stadt. In der Nacht vom 31. Aug. zum 1. Septbr. ließ er die Laufgräben eröffnen; am 2. waren die Batterien beendigt, welche die Stadt mit 10 Kanonen und 2 Mörsern beschossen, und an demselben Tage begann auch die auf der Insel errichtete Batterie ihr Feuer mit vieler Wirksamkeit. Der König von Spanien und der Marschall Herzog von Vendôme kamen mehrmals aus dem großen franz. Hauptquartiere in die Transcheen und visitirten die Belagerungsarbeiten. Der König schenkte am 5. den in den Laufgräben arbeitenden Soldaten, um sie zu ermuntigen, 200 Louisd'or. Die Belagerung ward mit großem Eifer fortgesetzt; der Muth der Belagerten ermüdete aber eben so wenig. 11 Tage nach Eröffnung der Laufgräben sah endlich General Solari ein, daß die ganz zusammengeschossenen Werke sich nicht mehr hinlänglich vertheidigen ließen; deßhalb verdoppelte er noch während der Nacht des 10. auf den 11. Septbr. das Feuern und ließ am 11. früh Chamade schlagen. Der Herzog von Vendôme kam selbst nach Cueva, um über einige Puncte der Capitulation Befehle zu ertheilen, überließ aber den Abschluß derselben dem Generallieutenant Grafen Vaubecourt. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck nach Tyrol, unter der Bedingung, in diesem Feldzuge nicht wieder gegen Frankreich zu dienen; nur die Pferde der Cavalerie mußten abgeliefert werden. Nach der Besitznahme von Guastalla stellten die Franzosen 4000 Arbeiter an, um es zu befestigen, so wie 6000 M., um eine Verschanzungslinie von Carpi über Reggio nach Brescello anzulegen.

(Histoire militaire du règne de Louis le grand, par le Mrqs de Quincy. Paris, 1726. 4. Tome III.)

Schlacht bei Guastalla, am 19. Septbr. 1734.

Nachdem der östreich. Feldmarschall Graf Königseck die verbündete französisch-sardinische Armee am 15. Septbr. 1734 bei Quistello an der Secchia überfallen und dieselbe zum Rückzuge nach Guastalla genöthiget hatte, wählte der König von Sardinien die Ebene beim Zusammenfluß des Crostolo und Po, um die Oestreicher in einer vortheilhaften Stellung zu erwarten. Die verbündete Armee stand unter den Befehlen des Königs Karl Emmanuel's III. von Sardinien und der franz. Marschälle Graf Broglie (s. d.) und Coigny, und zählte 12 Brigaden Infanterie und 46 Schwdr. Reiterei. Sie hatte eine Stellung vor Guastalla eingenommen, welche ihr die möglichste Benutzung aller Terrainvortheile sicherte, und erstreckte sich vom Dorfe Baccanello am Crostolo nach la Pieve, wendete sich von da links nach San Giorgio und einem Kapuzinerkloster, überschritt dann den Damm Argine maestro, zog sich nach einem zweiten Damme Arginello, welcher zum Gebrauch der Truppen mit Auftritten versehen war, und lehnte sich links an den Po. Hinter diesem linken Flügel der Stellung befand sich eine Doppelbrücke über den Po, die auf beiden Seiten, so wie auf der Poinsel, durch Brückenköpfe gedeckt und mit Guastalla durch eine verschanzte Doppellinie, mit einer großen Redoute in der Mitte, verbunden war. Die Armee selbst war in 2 Treffen aufmarschirt und stand hinter dem mit Hekken und Gräben eingefaßten Wege, der von la Pieve bis zum argine maestro führt, vollkommen gedeckt, und so, daß sie von östreich. Seite nicht gesehen werden konnte. Zwischen den beiden Dämmen am linken Flügel lagen 3 festgebaute Casinen, welche mit Grenadiercompagnien besetzt waren, und nur der äußerste linke Flügel stand auf einer Wiese am Po, war jedoch ebenfalls durch ein vorliegendes Gehölz einigermaßen gedeckt. Den rechten Flügel beim Dorfe la Pieve, welcher aus 17 Schwdr. schwerer Cavalerie, 2 Brigaden Infanterie und einer Batterie von 5 Kanonen bestand, commandirte der Marschall Coigny; im Centrum, dessen Commando sich der König selbst vorbehielt, standen im ersten Treffen 5 Brigaden Infanterie und 10 Geschütze, im zweiten Treffen, auf den Intervallen des ersten, 3 Brigaden Infanterie. Der linke Flügel, unter dem Marschall Graf Broglie, hatte im ersten Treffen 7 Schwdr. sardinische Cavalerie und 1 Brigade franz. Infanterie, im zweiten 13 Schwdr. franz. Cavalerie. Im Brückenkopfe hinter dem linken Flügel standen 4 Bat. und 9 Geschütze, hinter der verschanzten Doppellinie 1 Bat. und in einer Bastion von Guastalla, welche den Brückenkopf flankirte, eine Batterie von 6 Geschützen. Mehrere andere Batterien waren übrigens noch hinter dem Centrum in Bereitschaft und 9 Schwdr. franz. Dragoner zur Deckung des äußersten rechten Flügels bei Baccanello am Crostolo aufgestellt.

Die östreich. Armee, unter Feldmarschall Graf Königseck, zählte 29 Grenadiercompagnien und 33 Bat. Infanterie, und 5 Grenadier- und Karabiniercompagnien und 68 Schwdr. Reiterei. Sie war nach dem Ueberfalle von Quistello am 18. Septbr. bis Luzara marschirt, hatte dort ein Lager bezogen und den F. M. L. Zungenberg als Avantgarde bis eine Stunde von Guastalla vorgeschoben. Die Verbündeten hatten die Annäherung dieser Avantgarde, ohne sich zu widersetzen, zugelassen. Da die östreich. Patrouillen und Recognoscirungen die feindliche Aufstellung hinter den Hecken und Casinen durchaus nicht sehen konnten, der Abmarsch dreier Reiteregimenter und des Armeefuhrwesens über die Pobrücke zudem auf einen allgemeinen Rückzug schließen ließ, glaubten der F. M. L. Zungenberg und mit ihm der F. M. Graf Königseck, nur die franz. Arrièregarde noch vor sich

zu haben. Der Letztere beschloß daher, den franz. linken Flügel am Po anzugreifen, denselben entweder über die Pobrücken zu treiben, oder in den vom Po und Crostolo gebildeten Winkel zu drängen und dort zu vernichten. Daß der rechte Flügel der Verbündeten sich bis li Pieve ausdehnte, war F. M. Königseck ganz unbekannt, sonst würde er denselben, der weniger gesichert war, als der linke, gewiß zum Hauptangriffspuncte gewählt, oder mindestens durch Scheinangriffe beschäftiget haben. Die östreich. Armee marschirte am 19. früh von Luzara in 2 Colonnen ab, auf den argine maestro die gesammte Infanterie, unter der persönlichen Anführung des Commandirenden, links desselben auf einer waldfreien Fläche die Reiterei unter Feldzeugmeister Prinz Ludwig von Würtemberg; Grenadiercompagnien zu Pferd und zu Fuß bildeten die Avantgarde. F. M. L. Zungenberg erhielt den Auftrag, mit seinem Husarenregiment die feindliche Stellung zu recognosciren. Es war gerade zu der Zeit, wo die 3 Dragonerregimenter und die Bagage nach dem linken Poufer übergingen. F. M. Königseck erhielt daher die Meldung: die Verbündeten befänden sich im vollen Rückzuge und hätten nur etwa 5000 M. Infanterie zurückgelassen, um diesen zu decken. Er wollte sich selbst überzeugen, konnte aber eben so wenig Gewißheit von der ganz gedeckten feindlichen Stellung erlangen, wie die Avantgarde, da die Verbündeten nirgends große Massen zeigten. Nach dieser irrigen Voraussetzung ward der Angriffsplan entworfen. Die Infanterie kam dem Centrum und linken Flügel der Stellung der Verbündeten gegenüber zwischen die beiden Dämme, dagegen entsendete man nicht einen Mann links derselben zum Angriff auf d[illegible] franz. rechten Flügel. Früh 10 Uhr gingen aus dieser Stellung 12 Grenadiercompagnien und 5 Geschütze rechts des argine maestro vor, um die 3 zwischen den Dämmen gelegenen Casinen anzugreifen und die auf der Powiese sich zeigende feindliche Reiterei zu beschießen. Der erste Angriff auf die Casinen, der aus zu großer Entfernung begonnen wurde, mißlang; eben so ein Versuch von 5 reitenden Grenadiercompagnien der Avantgarde, welche über den Arginello gegangen waren, gegen die weit stärkere sardinische Reiterei des linken Flügels. Diese empfing die Oestreicher auf der Stelle und warf sie zurück. 2 östreich. Kürassierregimenter, die unterdessen nachgekommen waren, hatten dasselbe Schicksal. Die 12 Grenadiercompagnien, verstärkt durch 7 Bat. Infanterie unter F. M. L. Valparaiso rückten nun zum zweiten Male gegen die Casinen vor; auch diese wurden zurückgeschlagen. Um diese Zeit kam die östreich. Reitercolonne beim Trennungspuncte der beiden Dämme an und breitete sich zwischen denselben aus; links der Dämme blieb das Terrain abermals unbeachtet. Ein Theil der Reiterei blieb als Reserve bei der Infanterie; 56 Schwdr. gingen aber nach und nach über den Arginello, um die Reiterei des feindlichen linken Flügels zu werfen. Das Dragonerregiment Herzog von Würtemberg kam zuerst auf der Wiese an; ohne die übrigen Regimenter abzuwarten, rückte es zum dritten Angriffe vor. Unglücklicher Weise geschah dies in demselben Augenblicke, wo die beiden von den Verbündeten geworfenen Kürassierregimenter in der größten Unordnung zurückeilten. Dadurch ward der Angriff schon etwas gestört, noch mehr aber durch das Flankenfeuer der feindlichen Infanterie. Die Reiterei der Verbündeten ließ die Dragoner ebenfalls bis auf 30 Schritt herankommen, empfing sie mit einem Karabinerfeuer und stürzte sich ihr dann erst entgegen. Dessen ungeachtet wurden die Dragoner nicht eher zum Rückzuge genöthigt, bis ihr mehrere franz. Schwadronen in die Flanke fielen. Das Regiment ging nun in dieselbe Stellung zurück, in welcher sich die beiden Kürassierregimenter wieder gesam-

melt hatten. Der König von Sardinien sah aus diesen Bewegungen deutlich ein, daß der ganze Angriff nur auf den linken Flügel gerichtet sei; deßhalb entsendete er eine Brigade des 2. Treffens zur Verstärkung desselben. Die östreich. Infanterie hatte indessen durch das Feuer der in den Casinen gedeckt stehenden Franzosen bedeutend gelitten, wogegen sie selbst den Letzteren nur wenig Schaden zufügen konnte; 29 östreich. Geschütze hatten allerdings den Verbündeten ebenfalls viele Verluste beigebracht, jedoch nichts dazu beitragen können, dieselben aus ihrer Stellung zu vertreiben. Der Generalfeldwachtmeister Prinz von Sachsen-Hildburghausen ward nun beordert, mit den noch übrigen 17 Grenadiercompagnien den 3. Angriff rechts des Arginello zu unternehmen. Die eine Casine ward auch wirklich von den piemontesischen Grenadieren verlassen; indessen konnte sie nicht von den Oestreichern besetzt werden, da die beiden andern Casinen den Angriff abschlugen und die östreich. Grenadiere durch die vielen Verluste so entmuthiget wurden, daß sie trotz aller Bemühungen der Officiere nicht zum weitern Vordringen zu bewegen waren. Feldmarschall Königseck gab aber die Hoffnung, durchzubrechen, noch nicht auf und schickte um die Mittagsstunde 6 Bat. unter General Baron Succow zum 4. Angriffe vor, welchem der F. M. L. Graf Walseck mit 13 Bat. folgte. Diese 19 Bat. breiteten sich vor dem franz. linken Flügel aus und begannen, an dem Arginello hin vorzudringen, während einige Grenadiercompagnien auf Kähnen den Po aufwärts fuhren, um von einer Poinsel aus die feindliche Cavalerie in die linke Flanke nehmen zu können. Der König von Sardinien war aber auch auf diesen neuen Angriff gefaßt; er vertheilte 10 Geschütze zwischen der Reiterei des linken Flügels, um die gegenüberstehende östreich. Reiterei zu beschießen und die am Arginello aufgefahrnen östreich. Batterien zum Schweigen zu bringen. Ferner ließ er nach und nach 3 Infanteriebrigaden des rechten Flügels und des Centrums nach dem linken Flügel marschiren, um diesen zu verstärken. Der Marschall Coigny übernahm das Commando dieser ein zweites Treffen bildenden 3 Brigaden. Die östreich. Reiterei begann Mittags ihren 4. Angriff. Der Feldzeugmeister Prinz Ludwig von Würtemberg führte ihn selbst an, ward aber auch geworfen; eben so wenig gelang es einem östreich. Bataillon, das sich in den Gebüschen vor der Reiterei ausbreitete, die Franzosen von dem Arginello zu vertreiben. Hätte das Terrain die gleichzeitige Anwendung der gesammten östreich. Reiterei, die auf der Wiese am Po bereits eingetroffen war, gestattet, so würde ihre Ueberzahl die Reiterei der Verbündeten jedenfalls geworfen haben, um so mehr, da die auf dem Poufer gelandeten östreich. Grenadiere eben damals die letztere zu beunruhigen begannen. Der König von Sardinien, der stets in der Nähe der am meisten gefährdeten Puncte war, suchte das Gleichgewicht, das einige Augenblicke bedroht schien, sofort wieder herzustellen. Er befahl 10 Schwdr. des rechten Flügels und den 3 Dragonerregimentern der Reserve, nach dem Poufer zu eilen. Der ganze rechte Flügel blieb von da an nur durch 7 Schwdr. Kürassiere besetzt. Die übrige Infanterie des Centrums, 3 Brigaden, wurden ebenfalls nach dem linken Flügel gezogen. Die östreich. Reiterei litt bedeutend durch das Feuer der franz. Artillerie; F. M. L. Zungenberg ward schwer verwundet, Feldzeugmeister Prinz von Würtemberg getödtet. Die Reiterei ward dadurch zwar erschüttert, aber nicht zum Weichen gebracht. Die franz. Reiterei blieb ebenfalls in ihrer Stellung, da der König von Sardinien durchaus nicht angriffsweise verfahren wollte. F. M. Königseck schickte nun seine letzten 7 Bat. unter F. M. L. Graf Neipperg zum 5. Angriffe vor; er wollte noch einen Versuch wagen, ehe sich die ganze franz.

Infanterie vereinigt hatte. Diese 7 Bat. errangen auch anfangs einige Vortheile; die franz. Infanterie am Argine maestro und am Arginello fing an zu weichen, als die Verstärkung vom Centrum eintraf und die Oestreicher vom Angriff abstehen mußten. Siebenstündiges Gefecht und stets mißlungene Angriffe hatten endlich den Muth der Oestreicher gebrochen; ihre Verluste, namentlich an höheren Officieren, waren zu bedeutend gewesen, ihre Munition war zudem verschossen, so daß es dem F. M. Königseck nothwendig schien, die Truppen zurückzuziehen. 2 versprengte östreich. Schwadronen, die plötzlich hinter der franz. Infanterie erschienen, erregten anfangs unter derselben einen panischen Schrecken, welcher, wenn ihn die Oestreicher hätten durch frische Truppen benutzen können, leicht ihnen noch den Sieg verschafft haben würde. So gingen aber diese beiden Schwadronen verloren und der Rückmarsch nach Luzara ward unverweilt angetreten. F. M. L. Graf Neipperg befehligte die Nachhut und deckte den Rückzug, den Marschall Coigny mit allen Dragonern und Karabinieren und 2 Infanteriebrigaden langsam bis an die Grenzen des Schlachtfeldes verfolgte. Die verbündete Armee verblieb dann ruhig auf dem Schlachtfelde stehen, ohne ihre Vortheile weiter zu verfolgen; die Oestreicher kehrten Nachmittags ½6 Uhr wieder in ihr Lager bei Luzara zurück. Die östreich. Berichte über diese Schlacht melden den Tod von 3 Generalen (Prinz von Würtemberg, Marquis Valparaiso und Marquis Colmenero), 56 Officieren und 1520 Soldaten. Verwundet wurden 4 Generale, 242 Officiere und 3931 Soldaten; vermißt waren 2 Officiere und 191 Reiter. Gefangene, wovon die franz. Berichte reden, geben die Oestreicher nicht zu; doch wurden 5 Geschütze, 7 Standarten und 1 Paar Pauken verloren. Die Verbündeten hatten trotz ihrer Stellung keinen viel geringeren Verlust. 2 Generallieutenants (d'Affry und Marquis Lamon) und 1638 M. waren getödtet, 12 Generallieutenants und Brigadiers und 3930 M. verwundet worden. Nach Andern werden jedoch nur 1200 Todte und 2800 Verwundete angegeben.

Die Franzosen besetzten am 21. Septbr. das von den Oestreichern verlassene Lager bei Luzara, zogen sich aber wieder am 22. in ihre Stellung bei Guastalla zurück, als die Oestreicher Miene machten, auf das linke Ufer des Po zu gehen und sich dem Oglio zu nähern.

(Massuet, histoire de la guerre présente. Amsterdam, 1735. — Mémoires de la guerre d'Italie depuis l'année 1733 jusqu'en 1736, par le comte d'Espie. Paris. — Storia dell' anno 1734. Amsterdam. — Die Feldzüge der Oestreicher in Oberitalien u. s. w. Oestreich. militairische Zeitschrift. Jahrgang 1824. 3. Bd.) —d.—

Gubernaculum (bei den Griechen πηδάλιον) das Steuerruder der Alten, unterschied sich nicht von dem heutigen. Für die 3 einzelnen Theile desselben bestanden besondere Benennungen. Die größeren Schiffe hatten mehrere Steuerruder. Schiffe, an denen man vorn und hinten deren anbringen konnte, hießen camerae (s. d.). C.

Gudin, Graf, franz. Divisionsgeneral, geboren am 13. Febr. 1768 zu Montargis, erhielt seine erste militairische Ausbildung in der Schule zu Brienne und trat 1782 als Officier in die Compagnie der Gensd'armes der Garde. Von dieser ward er 1784 zum Regiment Artois versetzt und schiffte sich 1792 mit einem Bataillon desselben nach St. Domingo ein. 1793 ward er Bataillonschef und zeichnete sich durch seine Tapferkeit in den ersten Gefechten, denen er beiwohnte, so aus, daß er 1794 den Grad eines Generaladjutanten erhielt. 1795 und 96 stand er bei der Rhein- und Moselarmee, focht mit dieser in den Gefechten an der Kinzig, bei Freuden-

stadt und bei Wolfach, und blieb als Chef des Generalstabes einer Division in Kehl. Nach dem Frieden von Campo Formio ward er bei der Armee angestellt, die sich an den Nordküsten gegen England versammelte, ward aber 1798 wieder zur Rheinarmee mit dem Grade eines Brigadegenerals versetzt. Als solcher war er 1799 bei der Division Lecourbe in der Schweiz. Im Februar d. J. beauftragte ihn der Obergeneral Massena, mit seiner Brigade die Position an der Grimsel und die Pässe in's Waadtland und über die Furca zu nehmen; er marschirte die Aar stromaufwärts, überwand alle Hindernisse der Natur, drängte die Feinde zurück und überschritt unter steten Gefechten den St. Gotthardt. Nach unerhörten Anstrengungen vereinigte er sich wieder mit der Division Lecourbe und focht mit dieser im Gefecht auf der Oberalp, wo die Oestreicher zum Rückzug genöthigt wurden. Beauftragt, das Urserenthal gegen die Russen zu vertheidigen, passirte er die Grimsel nochmals, griff die Russen auf dem St. Gotthard an und nahm einen General und 4000 M. derselben gefangen. G. ward darauf abermals als Chef des Generalstabes bei der Division Lecourbe zur Rheinarmee versetzt und wohnte mit dieser den Gefechten bei Philippsburg bei. 1800 standen die vereinigten Donau- und Rheinarmeen unter dem Oberbefehl Moreau's. Der Rhein ward am 1. Mai bei Stein überschritten und in dem kurzen Zeitraum von 10 Tagen die Schlachten von Engen und Stokkach, am 3. Mai, von Mößkirch am 5. und von Memmingen am 9. Mai gegen den Feldzeugmeister Kray gewonnen. Am 28. Mai bekam G. vom General Lecourbe den Auftrag, den Lech bei Augsburg zu überschreiten; noch denselben Tag konnten die Franzosen in jener alten Reichsstadt einziehen. Der Divisionsgeneral Vandamme erhielt um diese Zeit vom Obergeneral Moreau eine Bestimmung, die ihn von der activen Armee entfernte und G. dafür das Commando seiner Division. An der Spitze derselben erzwang er am 19. Juni den Donauübergang bei Blindheim und commandirte am 27. Juni in der Schlacht bei Neuburg den linken Flügel der franz. Armee. Seine Division wohnte darauf noch mehreren Gefechten am Lech, bei Füßen u. s. w. bei, bis der Waffenstillstand von Parsdorf den Feindseligkeiten in Baiern ein Ende machte. Die Friedensunterhandlungen wurden jedoch bald unterbrochen und im December desselben Jahres fand G. nochmals Gelegenheit, sich bei einem Flußübergange auszuzeichnen. Dies Mal war es der Inn, der überschritten wurde; die franz. Corps dirigirten ihren Marsch von da nach der Salza. In dem Gefechte, das dieser Bewegung folgte, gelang es dem General G. durch ein schnelles Manövre, dem rechten Flügel der Oestreicher den Rückzug abzuschneiden; er nahm ihnen dabei 6 Geschütze und 600 Gefangene ab. Nach dem Frieden von Luneville ward General G. zum Commandanten der 10. Militairdivision ernannt und hatte seinen Standort in Toulouse. Lange dauerte diese Ruhe jedoch nicht. Schon 1804 ward er wieder zu den Fahnen gerufen und übernahm das Commando der 3. Division beim Armeecorps des Marschalls Davoust, welches sich an den holländischen Küsten zur Expedition gegen England rüstete. Mit diesem ging der General G. zum Feldzug gegen Oestreich am 26. Septbr. 1805 bei Mannheim über den Rhein, war Zeuge der schnellen Siege, welche Napoleon bis nach Mähren führten, und verblieb nach dem Preßburger Frieden mit dem Corps in Niederschwaben und im Fürstenthum Eichstädt in Cantonirungen. Er verweilte daselbst bis zum Ausbruch des Krieges gegen Preußen 1806, wo sich die verschiedenen in Deutschland zurückgebliebenen Armeecorps schnell vereinigen mußten. Am 14. Octbr., während der Schlacht von Auerstädt (s. d.), hatte die Division

Gudin das Dorf Hassenhausen besetzt und die wiederholten Angriffe der Preußen auf dasselbe zurückgeschlagen, dann das Dorf Tauchwitz und die Höhen von Eckartsberga erstürmt und dadurch wesentlich zum glücklichen Erfolge dieses Tages beigetragen. General Gudin folgte darauf dem Marschall Davoust über Naumburg, Leipzig und Wittenberg nach Berlin und erschien am 29. Octbr. vor Küstrin, dessen Commandant, Oberst von Ingersleben, diese Festung am 1. Novbr. ohne Vertheidigung übergab. Ohne weiteren Widerstand zu finden, rückte ein Theil der großen Armee nach preußisch Polen; am 28. Novbr. zog die Division Gudin mit derselben in Warschau ein, ging dann über die Weichsel und Narew, nahm Theil an den Gefechten bei Pultusk und folgte der Armee nach preußisch Eilau, wo sie in der Schlacht vom 8. Febr. 1807 das Vorwerk Auklappen wegnahm. Nach dieser Waffenthat ging Gudin über den Pregel und rückte mit der großen Armee bis an den Niemen, worauf am 7. und 9. Juli der Frieden von Tilsit unterzeichnet wurde. General Gudin ward zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt, erhielt 1808 das Commandeurkreuz des königlich sächsischen Heinrichsorden, ward in demselben Jahre vom Departement des Loiret zum Candidaten für den Senat erwählt und 1809 vom Kaiser zum Gouverneur des Schlosses Fontainebleau bestimmt. Im Feldzug von 1809 gegen Oestreich stand die Division Gudin wieder beim 3. Armeecorps des Marschalls Davoust. Im Gefecht bei Thann, am 19. April, bildete sie den rechten Flügel der franz. Stellung, focht dann mit bei Abensberg, bei Landshut und in der Schlacht von Eckmühl, 22. April, wo sie mit dem Corps des Marschall Lannes Eckmühl umging und dadurch die Oestreicher zum Rückzug nöthigte. Später eroberte General Gudin eine Donauinsel bei Preßburg und ward von da mit dem 3. Armeecorps zur Schlacht von Wagram gerufen, nachdem er noch vorher das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten. Nach dem Schönbrunner Frieden blieb die Division Gudin in Westphalen stehen und stieß 1812 beim Ausbruch des Krieges gegen Rußland zum 1. Armeecorps. Mit diesem erstürmte er am 18. Aug. Smolensk, rückte Tags darauf auf Befehl Napoleon's zum Corps des Marschalls Ney, welches bei Walutina-Gora den General Barclai bekämpfte. An der Spitze einer Colonne marschirte General Gudin über eine durch einen Sumpf geschlagene Brücke, als eine Kanonenkugel ihm beide Beine zerschmetterte. Sein Fall feuerte seine Division zu vermehrten Anstrengungen an, und ihr verdankte man die glücklichen Erfolge des Tages, die durch den Tod des Generals freilich zu theuer erkauft worden waren. (Biographie nouvelle des contemporains). E.

Guébriant, Jean Baptiste Budes, Graf von, Marschall von Frankreich und Gouverneur von Auxonne, einer der besten französischen Feldherren des 17. Jahrhunderts. Ein Sohn des Baron de Hirel, Charles de Budes, war er am 2. Febr. 1602 auf dem Schlosse Plessis-Budes in der Bretagne geboren. Als jüngster Sohn einer zahlreichen Familie, deren Vermögen nur gering war, widmete er sich mit großem Eifer dem Soldatenstande, wohl fühlend, daß er sich nur durch eigene Verdienste zu irgend einer Bedeutsamkeit erheben könnte. Der Feldzug in Holland und die Expedition gegen die Hugenotten in Languedoc gaben ihm die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er war bei den Belagerungen von Alet an der Aude und von Vigan gegenwärtig, und wurde vor letzterer Stadt durch einen Musketenschuß am Backen schwer verwundet. Nach einer langwierigen Cur ward er wieder dienstfähig, 1630 als Hauptmann im Regiment Piemont angestellt, und 1632 mit dem nämlichen Grade zu der königl. Garde versetzt.

1635 folgte er den franz. Truppen nach Deutschland und kämpfte unter dem Herzog Bernhard von Weimar mit Auszeichnung, ward 1636 zum maréchal de camp ernannt und führte ein franz. Corps aus dem Veltlin in die Franche-Comté, um es mit der Armee des Herzogs von Longueville zu vereinigen. 1637 ging er wieder zur Armee des Herzogs Bernhard, welcher am Rheine und in Lothringen die kaiserlichen Truppen besiegte, und erwarb sich das besondere Vertrauen und die Achtung dieses Helden. Die Schlacht von Rheinfelden, am 3. März 1638, und die Belagerung von Breisach (s. d.) verschafften ihm fernere Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Zur letzten führte er dem Herzog von Weimar ein Hilfscorps von 4000 Franzosen zu. Im Jahr darauf war die Franche-Comté der Kriegsschauplatz. G. schlug den Herzog von Lothringen und bemächtigte sich der Städte Pontarlier, Nozeray und des Schlosses am Joux. Der Herzog von Weimar starb indessen, und G. benutzte die sich ihm bei diesem Todesfalle darbietende Gelegenheit, Breisach, welches jener für sich hatte behalten wollen, durch franz. Truppen besetzen zu lassen. Der schwedische General Baner (s. d.), welcher dem Herzog von Weimar in dem Oberbefehl folgte, benahm sich mit solcher Anmaßung gegen die franz. Generale, daß das gute Verhältniß zwischen den Schweden und Franzosen bald gestört wurde. Diesem Umstande muß man die geringen Erfolge des 1641 beginnenden Feldzuges zuschreiben. G. begleitete Baner auf dessen Zug gegen Regensburg, um den dortigen Fürstentag aufzuheben, trennte aber nach dieser mißlungenen Unternehmung das französisch-weimarische Heer von dem schwedischen, weil er befürchtete, Baner möchte dasselbe bei der großen Entfernung von Frankreich, ganz für Schweden gewinnen und die Franzosen so in diesem Feldzuge alle Selbstständigkeit verlieren. Als er aber sah, daß Baner dadurch, dem östreich. General Piccolomini gegenüber, in die gefährlichste Lage kam, vergaß er alle Beleidigungen des schwedischen Generals gegen die Franzosen und alle Befürchtungen wegen der Verführung seiner Truppen. Er eilte der sich durch Böhmen zurückziehenden schwedischen Armee nach und holte sie endlich bei Zwickau wieder ein. Vereint mit Baner, versuchte er nun die Saale zu vertheidigen und begleitete, da dies nicht gelang, den schwedischen General nach Halberstadt. Dort starb Baner am 16. Mai 1641 und hatte allen Groll gegen G. so vergessen, daß er diesem seinen Degen, als Zeichen der Hochachtung, vermachte, eine Ehre, die G. auch früher schon von dem sterbenden Herzog von Weimar widerfahren war. G. übernahm nun das Commando der verbündeten Armeen und schlug am 29. Juni 1641 die Oestreicher von Wolfenbüttel, welches er belagerte, in einem blutigen Treffen zurück. Größere Unternehmungen konnte er mit einer aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee nicht ausführen; die französisch-weimarischen Truppen selbst zeigten nur wenig Eifer, die Lüneburger und Braunschweiger verließen die schwedische Partei, und die schwedischen Truppen befanden sich nach Baner's Tode in einem der Auflösung nahen Zustande. G. erhielt von seinem Hofe den Generallieutenantstitel und führte im Januar 1642 seine Truppen in's Erzstift Köln, um dort Winterquartiere zu beziehen. Der kaiserliche General von Hatzfeld und der kurköllnische General Lamboy wollten dies verhindern. Die Verbündeten griffen aber den Letzteren am 17. Jan. 1642 zwischen Urdingen und Kempen an und schlugen ihn gänzlich. Der General Lamboy, so wie 4000 M. wurden gefangen genommen. Die Städte Kempen, Urdingen, Neuß u. s. w. fielen darauf in G's Gewalt, welcher das ganze Kurfürstenthum Kölln und die angrenzenden Lande nun nicht allein zu Winterquartieren be-

nutzen konnte, sondern auch große Verstärkungen an Mannschaft und Pferden aus denselben zog. Der Marschallsstab von Frankreich, den er am 22. März erhielt, war der Lohn für diese Siege. Der Marschall G. überließ es nun den Hessen, die Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstenson's Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber die von den Baiern unter Mercy und Johann von Werth in Baden errungenen Vortheile riefen ihn schnell wieder an den Rhein zurück, von dem er sich schon fast zu weit entfernt hatte. Sein Marsch dahin, bei dem noch sehr rauhen Frühlingswetter, war sehr beschwerlich, und er erreichte den Breisgau nur nach großen Widerwärtigkeiten. Indessen gelang es ihm doch im Sommer 1642, das baiersche Heer in Schwaben zu beschäftigen und von den Niederlanden, wo eben Thionville von einem franz. Corps belagert wurde, fern zu halten. Im Winter mußte er sich aber dennoch in den Elsaß zurückziehen, um daselbst Verstärkungen zu erwarten. Der Cardinal Mazarin sendete ihm solche nach der Einnahme von Thionville im Sommer 1643, und ließ, um den Eifer der Truppen zu beleben, dieselben durch den Sieger von Rocroy, den nachmals so bekannt gewordenen Prinzen von Condé (s. d.) ihm zuführen. Jetzt war G. stark genug, um wieder über den Rhein zu gehen und zu versuchen, die Baiern aus dem Würtembergischen zu verdrängen. Am 7. Novbr. stand er vor Rothweil, wo sich ein großes östreichisch-baiersches Magazin befand. Er ließ die Laufgräben dagegen eröffnen, ward aber in diesen durch eine Falkonetkugel am 17. schwer verwundet. Er bedauerte, bei dem Sturme auf diese Stadt nicht gegenwärtig sein zu können, hatte aber die Genugthuung, ihre Uebergabe noch zu erleben und als Sieger in dieselbe einziehen zu können. Die ungeschickte Hand seines Wundarztes machte seine Wunde tödtlich; er starb zu Rothweil am 24. Novbr. Sein Leichnam ward nach Paris gebracht und unter großen Ehrenbezeigungen in der Kirche Notre Dame beigesetzt. Voltaire in seinem Siècle de Louis XIV. sagt vom Marschall G., daß die von ihm errungenen Vortheile sehr oft durch Verluste getrübt worden wären. Bedenkt man indessen die Zusammensetzung seines Heeres, das aus den verschiedenartigsten Nationen bestand, und erwägt man die Wankelmüthigkeit der damaligen franz. Politik, die seinen Unternehmungen oft sehr hinderlich war, so kann man nicht umhin, ihm Anerkennung zu gewähren und ihn zu den ausgezeichnetsten Feldherren des 30jährigen Krieges zu zählen.

(Laboureur, histoire du comte de Guébriant. Paris, 1656. — Pufendorf, Comment. de rebus suecicis. Traj. ad Rh., 1676. — Voltaire, le siècle de Louis XIV.) —d—.

Guelfen und Ghibellinen. Der Name Guelfen oder Welfen bezeichnet ursprünglich eine berühmte Dynastie, welche im Mittelalter aus Italien nach Deutschland verpflanzt ward. In die ältere und jüngere Linie getheilt, besaß die Familie der Guelfen im 11. Jahrhunderte ansehnliche Güter im südlichen Deutschland. Azo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua und andern Städten in der Lombardei, erhielt einen Theil dieser Güter durch seine Vermählung mit der guelfischen Erbtochter Kunigunde. Sein Sohn Guelf I., welcher 1101 starb, wurde Herzog in Baiern und erbte die Güter der andern guelfischen Linie. Guelf's erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, erhielt durch seine Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen zugehörigen Billung'schen Güter. Heinrich der Stolze, Heinrich's des Schwarzen Sohn, Herzog von Baiern, war einer

der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, 1137 auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothar's Tode wollte Heinrich dem unter päpstlichem Einflusse von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen die Krone streitig machen; aber Heinrich wurde in die Acht erklärt und der größte Theil seiner Güter ihm entzogen. Nach seinem Tode, im J. 1139, erhielt sein Sohn, Heinrich der Löwe, nur das Herzogthum Sachsen und seine Erbgüter in diesem Lande; die baierschen Erblehen erhielt sein Oheim Guelf VI. Das Geschlecht der Guelfen blüht noch fort in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königlichen und herzoglichen, und das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist 1815 durch die Stiftung des königlich hannöverschen Guelfenordens erneuert worden. Man bezeichnet aber auch mit dem Namen Guelfen eine mächtige Partei des Mittelalters, die sich in Deutschland, dann aber vorzüglich in Italien, den Kaisern und den Anhängern derselben, den Ghibellinen, beharrlich widersetzte. Ueber den Ursprung dieser Parteinamen giebt es eine doppelte Meinung. In Italien nahm man an, die Namen seien dadurch aufgekommen, daß, als im Kriege Friedrich's II. mit dem Papste in jeder Stadt 2 Parteien entstanden, in Pistoja 2 deutsche Brüder, Guelf der päpstlichen und Gibel der kaiserlichen Partei angehangen hätten. Richtiger leiten es die Deutschen (nach Andreas, Presbyter zu Regensburg) davon her, daß in der Schlacht bei Weinsberg, 1140, welche König Konrad III. von Waiblingen und dessen Bruder Friedrich gegen den Herzog Guelf gewann, jene Partei „bye Waiblingen!“ diese „bye Welff!“ zum Feldgeschrei gehabt habe; denn es war im Mittelalter nicht ungewöhnlich, das Stammschloß oder den Taufnamen seines Herrn als Feldgeschrei zu brauchen. Dieser Feldruf blieb nun Parteiname, bis er durch die Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. nach Italien hinübergebracht wurde. Obgleich die Waiblinger den ursprünglichen, von ihrem Stammschlosse entlehnten Familiennamen mit dem der Hohenstaufen vertauscht hatten, so blieb doch dieser Name ihrer Partei so gut, wie die Gegenpartei der baierschen Herzoge und mit dieser des Papstes den der Guelfen behielt. Die Italiener machten jedoch, um die Aussprache zu erleichtern, aus Waiblingen und Wiblingen zuerst Ghibollingen, Ghibillingen und zuletzt Ghibellinen. In Italien ward nun die Veranlassung zu jenen Parteinamen vergessen; die Päpste und die seit dem 12. Jahrhunderte nach Unabhängigkeit emporstrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Guelfen; alle die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Ghibellinen. Vorzüglich war Oberitalien zwischen beiden Parteien getheilt, die einander dort mit der größten Heftigkeit und Erbitterung verfolgten und wechselsweise bald unterlagen, bald siegten. Die Guelfen wurden unter Friedrich II. von Ezzelino (s. d.), der neues Uebergewicht in der Lombardei gewonnen hatte, sehr gebeugt. Die Ghibellinen luden (1267) Konradin nach Italien, damit er seine großväterlichen Länder wieder einnehmen sollte, ließen ihn aber ohne Unterstützung. Florenz befestigte seit 1282 die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue, von Pistoja aus verbreitete Parteiung erst in Florenz und dann in ganz Toscana die Guelfen selbst in 2 Factionen, die schwarzen und die weißen genannt (1300). Diese, durch die Ränke Bonifacius VIII. fast überall vertrieben, verbanden sich mit den Ghibellinen (1302). Kaiser Heinrich VII. (1308—1315) machte einen Feldzug nach Italien, um das Ueberhandnehmen der Guelfen zu verhindern. Aber sein Tod lähmte den Aufschwung der Ghibellinen, und beide Parteien

kämpften einen furchtbaren Kampf, der unter Kaiser Ludwig dem Baier (1327) neue Nahrung fand. Vergebens wurde von Benedict XII. 1334 der Gebrauch der Benennungen Ghibellinen und Guelfen, als zur Zwietracht reizend, mit dem Banne belegt. Nur der Friede zwischen dem päpstlichen Stuhle und den Kaisern brachte auch diese Parteien zur Ruhe. Ueber 200 Jahre dauerte dieser verwickelte, zerstörende Parteikampf, von welchem die Geschichte in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel aufstellt. Zuletzt war Ghibellinen und Guelfen bloßer Parteiname geworden, ohne daß man dabei an Kaiser und Papst dachte. Das Abzeichen der Ghibellinen war entweder eine weiße Rose oder rothe Lilie, das der Guelfen ein Adler (das alte Wappen des welfischen Hauses), welcher einen blauen Drachen, der eine rothe Lilie statt der Krone auf dem Haupte trug, mit seinen Klauen zerriß. Der Stamm der Waiblinger oder Ghibellinen hat sich nicht erhalten, sondern erlosch bereits 1268 mit dem edlen, aber unglücklichen Konradin.

(Universal-Lexic. v. Zedler. — Gesch. der europ. Staaten, herausg. von Heeren und Ukert. 2. Bd.) Ln.

Guerillas heißen in Spanien die bewaffneten Haufen, welche die Regierung fast bei jedem ausbrechenden Kriege neben den regulairen Truppen zu organisiren suchte, um durch sie dem eindringenden Feinde auf jede Weise Abbruch zu thun. Sie haben den Franzosen im Napoleon'schen Kriege großen Schaden zugefügt, dadurch eine gewisse historische Berühmtheit erlangt, in manchen Köpfen aber auch die verkehrte Ansicht erzeugt, daß sie es eigentlich gewesen wären, welche die allgemeine Niederlage der Franzosen herbeigeführt, und daß man folglich einer stehenden Armee zur Vertheidigung des Landes nicht bedürfe. Solche Schlüsse a posteriori sind die gefährlichsten Feinde der Staaten, weßhalb einige Bemerkungen über die Guerillabanden hier Platz finden mögen.

Kein Land und kein Volk Europa's ist zu Führung eines Guerillakrieges mehr geeignet als Spanien und seine Bewohner. Terrain- und klimatische Verhältnisse, Schleichhandel, Jagd, heimische Armuth, Mäßigkeit wegen Mangels an Arbeitslust, Abhärtung, die Nothwendigkeit, stets bewaffnet zu reisen, alterthümliche Ueberlieferungen von den Resultaten ähnlicher Volksbewaffnungen zu den Zeiten der Römer und Mauren, Alles dies zusammengenommen macht die Spanier zum bewaffneten Widerstande gegen eindringende fremde Armeen im höchsten Grade empfänglich; Fanatismus und Franzosenhaß steigerten die Lust des Widerstandes. Die Junta war der Meinung, daß nur ein weises Temporisiren und der Guerillakrieg die Angelegenheiten Spaniens retten könnten, und hatte selbst schon früher, als die spanische Armee die bittere Erfahrung machte, daß sie der französischen im offenen Felde nicht widerstehen könne, folgende Verordnungen erlassen. „In jeder Provinz sollte ein General von anerkannten Talenten den Befehl übernehmen; Veteranen und Guerillas sollten ihn in Stand setzen, sowohl für die Sicherheit der Provinz selbst sorgen, als auch bedrängten Provinzen der Nachbarschaft zu Hilfe eilen zu können. Jede Schlacht muß vermieden, der Feind hingegen durch Zerstörung der Brücken und Wege, durch Vernichtung der Unterhaltsmittel, durch Wegnahme seiner Zufuhren, Unterbrechung seiner Verbindungen ꝛc. in seinen Operationen auf jede Weise gestört werden." Die Befehle für die Organisirung der Guerillabanden wurden indeß nicht einmal dort befolgt, wo die Regierungsbeamten diese Angelegenheiten selbst leiteten. Dagegen drängten sich Männer hervor, welche solche bewaffnete Aufgebote zwar mit Eifer betrieben, aber nur, um sich ihrer zur Erreichung eigennütziger Zwecke zu bedienen. Die Organisirung der Gueril-

las entbehrte daher schon von Hause aus alles inneren Zusammenhanges, und wurde keinesweges ein brauchbares Instrument für die Regierung. Oertlicher Anlaß, Haß, Rache und andere Leidenschaften, besonders aber die Hoffnung auf Beute, trieben die Gebirgsbewohner zusammen, die ihre Lebensweise ohnehin schon allen kriegerischen Unternehmungen geneigt machte. Glück mehrte den Haufen, Unglück sprengte ihn aus einander. Aus solchen Haufen gingen die Kühnsten und Unerschrockensten als Anführer hervor. Von ihren Talenten hing es ab, die Mittel aufzufinden, die regellose Masse um ihre Person zu fesseln. Nachsichtige Disciplin, Ueberfluß an Lebensmitteln, hoher Sold und Freiheit im Handeln reichten gewöhnlich hin, diese Aufgabe zu lösen.

Zu einiger Bedeutung gelangt, fanden solche Leute dann für gut, sich der von der Junta vorgeschriebenen Wege zu bedienen, um sich zu verstärken und gewissermaßen zu consolidiren. Bei diesen Maßregeln galt jedoch der Wille der Guerillachefs für das höchste Gesetz, und Niemand wagte es, die Rechtmäßigkeit solcher, auf mehrere Hundert bewaffnete Arme gestützte Auctoritäten auch nur entfernt in Zweifel zu ziehen. Die Chefs solcher Banden schufen sich nun eine eigene Kriegsmanier. Sie führten den Krieg unabhängig von allem fremden Einfluß, ihrem Interesse gemäß, als ihre eigene Sache. Glückliche Ereignisse brachten oft die Bewohner mehrerer Provinzen unter ihre Fahnen. Bei der ersten Veranlassung kehrten jedoch viele dieser Kämpfer in ihre Heimath zurück, um als friedliche Bewohner ihre Erzeugnisse dem Feinde für hohe Preise zuzuführen. Bis dahin waren die Guerillas den Franzosen zwar gefährlich, aber nicht fürchterlich; sie bildeten gewissermaßen den Kern einer wehrhaften Volksbewaffnung. Auf allen Wegen traf man Guerillas, die mit Argusaugen die Ihrigen hüteten und mit Falkenblicken nach Beute spähten. Es war nichts Ungewöhnliches, sie öfters Tage lang in der Nähe der Bivouacs ausdauern zu sehen, um einem Courier oder einem Transporte aufzulauern. Der bekannte Mina (s. d.) hob so auf einem Spaziergange den von Joseph Napoleon ernannten Vicekönig von Navarra, Julian, den franz. Commandanten von Ciudad-Rodrigo, auf. Die Franzosen befanden sich unter Tausenden von Feinden, ohne eines Einzigen ansichtig zu werden; alle ihre Bewegungen wurden augenblicklich entdeckt. Sie mußten stets gegen einen Feind gerüstet bleiben, der, ewig fliehend, immer wieder erschien, der gleichsam überall und nirgends war, und folglich auch nicht wirksam angegriffen werden konnte, gleichwohl aber den Franzosen unausgesetzt Schaden zufügte, ohne selbst dabei Schaden zu leiden.

Die Guerillas verloren jedoch schon im ersten Jahre ihres Entstehens diese Eigenthümlichkeiten, fingen an, die militairischen Formen anzunehmen, und wurden dadurch minder gefährlich, indem sie einen guten Theil ihrer früherer Beweglichkeit verloren, ohne an innerer Kraft zu gewinnen. Wäre Napoleon mit seinen alten Banden, die erst gegen Ende 1808 eintrafen, gleich da gewesen, so würden die Spanier sich bald unterworfen haben; aber die Reservelegionen, provisorischen Regimenter und Departementaltruppen, mit denen der Krieg eröffnet wurde, konnten den Spaniern keine vortheilhafte Meinung von ihren Gegnern beibringen, die noch dazu zu Hunderten in den Hospitälern starben. Durch das Auftreten in militairisch organisirten Corps konnten die Absichten der Guerillas den Franzosen nicht mehr verborgen bleiben, und diese griffen sie nun gewöhnlich vor der Ausführung an, wobei sie selten auf bedeutenden Widerstand stießen. Bei jedem unmittelbaren Zusammentreffen mit den Guerillas blieben die Franzosen Sieger

und trieben den mehr als doppelt so starken Gegner oft von Berg zu Berg, ohne einen Schuß zu thun, während die Guerillas Tausende von Patronen verschossen. Nur den einzelnen Detachements waren sie gefährlich; denn bei der eigenthümlichen Terraingestaltung Spaniens konnte man ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln nicht immer vermeiden, in einen Hinterhalt zu gerathen.

Die Guerillabanden haben aber auch dem eigenen Lande unglaublichen Schaden zugefügt; denn nicht selten stellten die Parteichefs ganze Provinzen bloß, um Privatbeleidigungen zu rächen, oder weil sie dieselben ihrer Sache abgeneigt glaubten, der örtlichen Verwüstungen und starken Requisitionen nicht zu gedenken. Man will berechnet haben, daß Spanien für das, was ihnen die Guerillas kosteten, eine 3 Mal so starke regulaire Armee hätte unterhalten können. So groß aber auch der Einfluß gewesen sein mag, den die Guerillas auf den Gang des Krieges geübt haben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Spanien ohne Englands energische Unterstützung, ohne den ausbrechenden Krieg gegen Rußland und dem später verbündeten Deutschland unfehlbar unterliegen mußte, trotz aller Anstrengung der Nation und der Guerillas. (Heinrich von Brandt über Spanien. — Jones, Geschichte des Krieges in Spanien und Portugal.) Pz.

Du Guesclin, Bertrand, Connetable von Frankreich und Castilien, Herzog von Molina, Graf von Burgos und Longueville. Man ist über Du G's Geburtsjahr nicht ganz im Klaren, doch scheint es 1314 oder 1315 gewesen zu sein. Schon in seiner früheren Jugend, in einem Alter von 16 Jahren, zeichnete sich unser Held bei einem Turniere zu Rennes aus, bei dem er erst als Zuschauer gewesen, dann aber durch seine Bitten einen Edelmann bewogen hatte, ihm eine Rüstung und ein Pferd zu leihen; er gewann den Preis. Im J. 1342 machte Du G. seinen ersten Kriegszug, indem er unter Karl von Blois der Belagerung von Rennes beiwohnte; besonders aber wurde er noch in demselben Jahre durch seinen Muth bei der Belagerung von Vannes bekannt. Nachdem Du G. mehreren kleinen Gefechten in den folgenden Jahren beigewohnt hatte, trat er in einen größeren Kreis, als die Engländer nach dem Siege bei Poitiers 1456 (s. d.) die Belagerung von Rennes unternahmen, welches der berühmteste Anführer der Bretagner, le Boiteux de Penhoët, gegen den Herzog von Lancaster vertheidigte. Du G. hatte seinen früheren Plan, sich auch nach Rennes zu werfen, nicht ausführen können, versammelte aber seine Waffengefährten und hielt mit ihnen das offene Feld; er stellte sich möglichst nahe an der Belagerungsarmee auf und that ihr durch Wegnahme der Zufuhren, durch das Verhindern der Fouragirungen u. s. w. bedeutenden Schaden, auch verging fast kein Tag, wo er nicht Gefangene gemacht hätte; überhaupt führte er diesen kleinen Krieg meisterhaft. Bei einem der Scharmützel ward ein englischer Ritter, de la Poule, gefangen; Du G. wollte ihn ohne Lösegeld frei geben, wenn er es dahin brächte, daß der Herzog von Lancaster ihm und seinen Freunden erlaube, in die Stadt zu gehen. Des Herzogs Antwort war aber, daß er lieber 500 Bogenschützen, als dem einzigen Du G. den Einzug gestatten wolle. Der Winter, der keine Störung in der Belagerung der Hauptstadt der Bretagne machte, ward für Du G. und seine Compagnie, die selten ein Obdach hatte, sehr beschwerlich; der unermüdete Anführer suchte sich ein geeignetes Unterkommen zu verschaffen, und nahm mit List das feste Schloß Fougeray. Später gelang es ihm doch, sich nach Rennes zu werfen, wohin er auch noch 200 mit Mehl und Fleisch beladene Wagen, die für die Engländer bestimmt waren, mitbrachte, nachdem er vorher das Lager der Feinde, deren größter Theil einem vorgespiegelten Ent-

satzheere entgegengezogen war, fast ganz zerstörte. Mit gleicher Thätigkeit, wie im kleinen Kriege, nahm nun Du G. an der Vertheidigung Theil, bis endlich die Belagerung aufgehoben ward. Im J. 1360 verließ Du G. die Dienste des Herzogs von Bretagne und trat in die des Königs von Frankreich, der ihn zum Capitain von 100 Lanzen und zum Befehlshaber in Pontorson ernannte. Es würde zu weitläufig sein, alle die Gefechte anzuführen, bei denen er sich befand, so interessant es auch ist, einen solchen ausgezeichneten Krieger auf allen Schritten zu begleiten; wir heben deßhalb nur das Vorzüglichste heraus. Du G. war persönlich mit dem Könige Karl V. von Frankreich befreundet, als dieser noch Herzog der Normandie und Regent des Reiches war; er half ihm die Ufer der Seine von den Feinden reinigen, Melun und andere Plätze wegnehmen. Im Jahre der Thronbesteigung Karl's (1364) befand er sich am 23. Mai in der Schlacht bei Cocherel, wo er sehr viel zu dem Siege beitrug, den die Franzosen erfochten; eben so kämpfte er am 29. Septbr. in der Schlacht von Auray, führte daselbst die Avantgarde, ward aber gefangen. Als er wieder in Freiheit kam, befehligte er, der jetzt schon die Grafschaft Longueville erhalten hatte, die franz. Truppen, die nach Spanien zogen, den König von Castilien, Heinrich von Trastamare, gegen Peter den Grausamen zu unterstützen. Anfänglich machte Du G. mehrere Eroberungen; er nahm z. B. die Städte Magallon, Birbiesca, Burgos, Toledo, Cordova u. s. w., doch am 3. April 1367 wurde die Armee Heinrich's von dem Prinzen Eduard von Wallis, der schwarze Prinz genannt (s. d.), der die Partei Peter's des Grausamen ergriffen hatte, bei Nojara (s. d.) geschlagen und Bertrand gefangen; für eine Auslösung von 100,000 Goldgulden erhielt er seine Freiheit. Da es bekannt war, daß er arm sei, so schenkte ihm die Prinzessin von Wallis selbst 30,000 Gulden, die er aber nicht zu seinem Lösegelde verwendete, sondern davon mehrere Bretagner aus der Gefangenschaft loskaufte. Er zog nun sofort wieder zu Felde und war die Ursache zum Gewinn aller der Gefechte, welche Heinrich seinem Gegner lieferte; den größten Antheil hatte er an dem Siege bei Montiel, am 14. März 1369, der Heinrich's Krone befestigte. Dieser König ernannte Du G., um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen, zum Connetabel von Castilien, Grafen von Burgos und Herzog von Molina. Aber auch Karl V. von Frankreich empfing den Helden bei seiner Rückkehr mit Auszeichnung und ernannte ihn zum Connetabel von Frankreich, welcher Stelle Robert, genannt Morel, Herr von Fienne, zu seinem Gunsten und wegen hohen Alters entsagte. Du G. leistete den Eid des neuen Amtes am 2. Octbr. 1370, kämpfte gegen die Engländer bei Pont Valain, eroberte Poitou, belagerte Moncontour und zwang Poitiers zur Uebergabe, so wie später auch La Rochelle. An allen Ereignissen des Krieges hatte er Theil, focht in verschiedenen Provinzen, und nur selten führten seine klugen Anordnungen nicht zum Siege. Im J. 1380 belagerte er Chateauneuf de Randon, wurde dabei krank und endete sein thatenreiches Leben am 13. Juli im 66. Altersjahre. Der Leichnam wurde in der Abtei Saint Denis beigesetzt und hatte seinen Platz zu den Füßen seines königlichen Freundes Karl's V., der im September desselben Jahres starb. Karl VI. ließ im Mai 1389 dem Connetabel zu Ehren noch ein feierliches Leichenbegängniß halten, und lange Zeit brannte in St. Denis eine ewige Lampe zu seinem Gedächtnisse. Du G. war 2 Mal verheirathet gewesen, zuerst mit einem Fräulein Raguenel, dann mit Johanna von Laval. Beide Ehen waren kinderlos; doch hinterließ er einen natürlichen Sohn, Michael Du Guesclin genannt.

(Histoire de Bertraud du Guesclin, par Paul Hay du Chatelet.)
F. W.

Guibert, Jacques Antoine Hippolyte, Graf von, geb. den 12. Nov. 1743 zu Montauban, war der Sohn des als Gouverneur der Invaliden verstorbenen Generals Guibert und folgte diesem in einem Alter von 13 Jahren zur Armee nach Deutschland, welche dazumal der Marschall Broglie befehligte. Während des ganzen 7jährigen Krieges theils als Hauptmann im Regiment Auvergne dienend, theils in den Generalstab berufen, zeichnete er sich eben sowohl durch seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, als durch seine Fähigkeiten im Büreau aus. Nach dem Friedensschlusse bemüht, seine Studien fortzusetzen, rief ihn der Krieg auf Corsica zu neuer Thätigkeit; er erwarb sich im Gefechte von Ponte-Nuovo, welches Frankreich den Besitz dieser Insel sicherte, das Ludwigskreuz, ward zum Obersten ernannt und mit Bildung der corsischen Legion beauftragt. Von 1773 an sehen wir ihn als Schriftsteller auftreten. Er veröffentlichte zuerst „l'Essai général de tactique,“ unternahm eine Reise nach Preußen, um Friedrich's des Großen militairische Einrichtungen an Ort und Stelle kennen zu lernen, und ward von Letzterem mit großer Auszeichnung empfangen. Als der Graf von St. Germain an die Spitze des Kriegsministeriums trat, eröffnete sich G. ein seinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessener Wirkungskreis. Er war der Vertraute des Grafen und hatte Theil an allen den Reformen, welche dazumal in der franz. Armee vorgenommen wurden, und bei welchen Preußen als Vorbild diente. Den Widersprüchen zu begegnen, welche das neue System bei Vielen, unter Andern auch bei dem Marschall von Broglie fand, schrieb er: „Défense du système de guerre moderne.“ 1788 ward G. zum Brigadier, 1788 zum maréchal de camp und bald darauf zum Inspecteur der Infanterie in der Provinz Artois ernannt. Als Theilnehmer an den Arbeiten des Kriegsministeriums und vorzugsweise mit den Reformen beauftragt, welche sowohl bei der Verwaltung, als in der Disciplin und Taktik vorgenommen wurden, hatte er mit allen den Unannehmlichkeiten zu kämpfen, welche in der Regel den treffen, der als Gegner lang verjährter Vorurtheile auftritt und zog sich ein Heer von Feinden zu. Nichts desto weniger blieb er seinen Grundsätzen treu, verfolgte mit seltener Beharrlichkeit das einmal gewählte Ziel und trat als edelmüthiger Vertheidiger des Grafen von St. Germain auf, als dieser in Ungnade fiel. Diese Streitigkeiten und Angriffe, welche mit dem Sturze seines Gönners immer heftiger wurden, veranlaßten ihn endlich, in's Privatleben zurückzutreten, und endeten selbst dort erst mit seinem Tode, welcher den 6. Mai 1790 erfolgte. G's Leben und seine uns hinterlassenen Schriften beweisen, daß er ein Mann von großem Talente und einer nie rastenden Thätigkeit war; er besaß Ehrgeiz, allein die Mittel ihn zu befriedigen, lagen nie außer dem Bereiche der Rechtlichkeit, und wenn seine Principien in der franz. Armee von Vielen gemißbilligt wurden, so war der vornehmste Grund wohl darin zu finden, daß die veralteten Formen und die Mißbräuche, welche er angriff, von einem Theile aus Bequemlichkeit, von einem andern aber aus Eigennutz in Schutz genommen wurden. Von seinen vorzüglichsten militairischen Werken, durch welche er sein Andenken auf die Nachwelt fortgepflanzt hat und welche bei seinen Zeitgenossen aller Länder großes Aufsehen erregt haben, sind noch folgende zu bemerken: L' Éloge de Catinat. Paris, 1775. — L'Éloge historique de Michel de l'Hôpital, chancelier de France. 1777. — L'Éloge du roi de Prusse. Paris, 1787. — Traité de la force publique. Paris, 1790. Nähere Nachrichten über G. finden sich in: Éloge de Guibert, par Mdme la

baronne de Staël-Holstein. Im J. 1803 erschien außerdem noch: Journal d'un voyage en Allemagne fait en 1773, welches in der Vorrede geschichtliche Notizen über das Leben Guibert's giebt. R.

Guiche, Armand de Gramont, Graf von, k. franz. Generallieutenant, war der Sohn des Marschalls von Gramont (s. d.) und Urenkel der unter dem Namen la belle Corisande als Geliebte Heinrich's IV. bekannten Gräfin Diane de Guiche. Geboren 1638, erhielt er eine vortreffliche Erziehung, kannte außer dem Latein auch die meisten lebenden Sprachen von Europa und vereinigte körperliche Anmuth mit vorzüglichen Geistesgaben. Daher kam es, daß er sich nicht allein als Soldat auszeichnete, sondern auch am Hofe Ludwig's XIV. als Günstling der Damen eine bedeutende Rolle spielte.

Schon im 17. Jahre wohnte er dem Feldzuge in den Niederlanden bei und gab bei der Belagerung von Landrecy, trotz seiner Jugend, große Beweise von Tapferkeit, die er in der Belagerung von Dünkirchen, 1658, auf's Neue erprobte. Zwei Mal wegen Liebesabenteuer vom Hofe verbannt, wurde er nach Polen geschickt, um dort gegen die Türken zu fechten, erhielt aber nach 2 Jahren die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich und begleitete Ludwig XIV. bei dessen Unternehmung gegen Marsal. In Folge einer neuen Intrigue, die den König mit der Mlle de la Vallière entzweien sollte, als deren Theilnehmer Guiche entdeckt wurde, wurde er zum dritten Male vom Hofe verbannt und ging nun nach Holland, wo er bei den Generalstaaten als Volontair Dienste nahm. Er wohnte 1660 dem Feldzuge gegen den Bischof von Münster bei, der im Solde Englands in die Niederlande eingefallen war, und stach 1666 mit der Flotte des Admirals Ruyter (s. d.) in See, um ein Theilnehmer von dessen glänzendem Siege über die englische Flotte zu sein. 1669 erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, durfte aber erst 1671 wieder bei Hofe erscheinen. Im Jahr darauf folgte er dem Könige und dem Prinzen Condé in die Niederlande. Der Uebergang über den Rhein bei dem Dorfe Tolhuis, am 2. Juni 1672, wäre nicht gewagt worden, wenn der Generallieutenant Guiche, den der König zur Aufsuchung einer Furt ausgeschickt, nicht den bei großer Dürre niedrigen Wasserstand des Rheins benutzt und diesen Fluß mit der schweren Cavalerie durchschwommen hätte, worauf die am jenseitigen Ufer aufgestellten Holländer vertrieben wurden. Im Spätherbst 1673 beauftragt, einen Wagentransport nach Deutschland zu escortiren, ward er am 22. Novbr. vom östreich. Feldmarschall Montecuculi geschlagen, aus Gram über seine Niederlage krank und starb am Fieber im Monat Mai 1674 zu Kreuznach.

(Marchand, dictionnaire historique, tome I. — Mémoires concernant les Provinces-Unies, par le comte de Guiche, publiés par P. Marchand. London, 1744.)

Von den übrigen franz. Generalen gleiches Namens sind noch zu bemerken: **Philibert de la Guiche** (geb. 1540, gest. 1607), Großmeister der Artillerie von 1578—1595, welcher die Artillerie in der Schlacht von Ivri befehligte und als Gouverneur von Lyon starb.

Jean François de la Guiche, Graf von Palice, Marschall von Frankreich (geb. 1569, gest. 1632), diente unter Heinrich IV. und Ludwig XIII., und commandirte in den Feldzügen von 1621 zu 22 bei den Belagerungen von Montauban, Saint-Antonin und Montpellier die königlichen Truppen. E.

Guiden (guides). Sie versahen ursprünglich den Dienst in Bonaparte's Hauptquartiere und begleiteten ihn auf allen militairischen Excursio-

nen. Folgende Begebenheit gab ihnen die Entstehung. Im Feldzuge 1796 in Italien hatte Bonaparte seinen Gegner Beaulieu (s. d.) über den Mincio zurückgedrängt, überschritt diesen Fluß den 30. Mai bei Borghetto, und suchte die Oestreicher von Mantua wegzumanöuvriren. Da Bonaparte nirgends mehr auf Widerstand stieß und von heftigem Kopfschmerz geplagt wurde, kehrte er nach San Giorgio zurück (wo wenig Stunden zuvor der östreich. Feldherr beinahe von franz. Chasseuren gefangen worden wäre), um hier ein Fußbad zu nehmen. Gegen Mittag näherte sich der östreich. General Sebottendorf, welcher von dem Stande der Dinge keine Kenntnisse hatte, mit einer Schwadron diesem Orte, und überraschte die franz. Wache so sehr, daß sie kaum Zeit hatte, den Thorweg zu schließen, und Bonaparte mit einem Stiefel und einem bloßen Fuße durch die Hinterthür entschlüpfen mußte; doch wurden die östreich. Husaren von der anrückenden Division Massena bald wieder verscheucht. Die Gefahr, in welcher sich Bonaparte hier befand, machte ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, sich eine besondere Leibwache von Auserwählten zu bilden, welche später der Stamm zu den Gardechausseuren wurde. Der Escadronschef Bessières (s. d.), nachmals Herzog von Istrien, erhielt Befehl, diese Truppe zu organisiren, welche aus Rücksichten gegen das Directorium den Namen guides erhielt. Es wurden hierzu die bravsten und gewandtesten Chasseure gewählt, welche bereits 10 Dienstjahre zählten, und in eine Escadron formirt, die stets in der Nähe des Obergenerals blieb und von ihm bisweilen auch taktisch verwendet wurde. (Clausewitz, Feldzug 1796 in Italien. — Mémoires de Ste-Hélène.) Pz.

Guilleminot, Armand Charles, Graf. Unter den noch lebenden Generalofficieren der franz. Armee, welche bereits Napoleon während seiner Regierung auszeichnete, und welche sich auch unter den Bourbons und bei den neuesten Ereignissen bemerkbar gemacht haben, verdient der Generallieutenant G., jetziger Pair von Frankreich, genannt zu werden. Geboren in Belgien den 2. März 1774, begann er seine militairische Laufbahn 1790 während des Aufstandes der Brabanter gegen die östreich. Herrschaft, und trat unter Dumouriez in franz. Dienste, als jene unterlagen. Des Obergenerals Uebertritt zu den Feinden veranlaßte G's Verhaftung zu Lille, der er sich durch die Flucht entzog, und bald darauf eine Anstellung im Generalstabe des Generals Moreau fand. Erst im J. 1805, wo G. bei der Armee in Deutschland stand, scheint er von Napoleon bemerkt worden zu sein, der ihn 1806 zu seinem Flügeladjutanten ernannte, 1808 als Chef des Generalstabes vom Marschall Bessières nach Spanien sandte und zur Belohnung der Dienste in der Schlacht bei Medina del Rio-Secco zum Brigadegeneral und Officier der Ehrenlegion erhob. Gleichzeitig mit dem Kaiser verließ er die Halbinsel, übernahm 1809 eine Sendung an den persischen Hof, hielt sich mehrere Monate in Constantinopel auf und empfing in Folge dieser Mission den persischen Sonnen- und türkischen Mondorden. Nach seiner Rückkehr aus dem Oriente bei der Armee wieder angestellt, wohnte er den Feldzügen von 1812 und 13 in Rußland und Deutschland bei, und die Bulletins der Schlachttage von Borodino, Lützen und Bautzen nannten den Gen. G. mit vieler Auszeichnung. Für ein glückliches Gefecht am 28. Sept. 1813 gegen die Schweden bei Dessau, erwarb er sich den Grad eines Generallieutenants. Nach der Rückkehr der Bourbons gehörte G. zu denen, welche sich die Gunst der neuen Regierung zu erwerben wußten. Er empfing das Ludwigskreuz, ward zum Chef des Generalstabes unter dem Herz. v. Berry ernannt, unterzeichnete im Juni 1815 für Davoust die Capitulation von Paris, trat an die Spitze des mi-

litairisch-topographischen Bureau's und regulirte als Director desselben nach geschlossenem Frieden die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz. Der Krieg mit Spanien, 1823, rief ihn von Neuem unter die Waffen. Er ward unter dem Herzog von Angoulème zum Majorgeneral der Armee ernannt und leitete vorzugsweise die Operationen dieses Feldzugs. Jedenfalls trug er, namentlich durch seine geschickten Unterhandlungen, wesentlich zu der schnellen Beendigung dieses Kampfes bei. Nach Paris zurückgekehrt, ward Guilleminot als Gesandter nach Constantinopel geschickt, kehrte 1826 von dort zurück, um sich gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, in welche der Ouvrard'sche Proceß — die Lieferungscontracte der Armee in Spanien betreffend — ihn verwickelt hatte, ward freigesprochen, trat noch in demselben Jahre seinen Gesandtschaftsposten wieder an und führte in Vereinigung mit dem britischen Botschafter, das Vermittelungsgeschäft in der griechischen Angelegenheit. Der General Guilleminot befindet sich gegenwärtig in Frankreich und gehört zu den Generalen, welche en disponibilité gestellt sind. R.

Guinegate, kleiner Ort unweit Terouenne im Departement Pas de Calais in Frankreich, in der ehemaligen Provinz Artois, merkwürdig wegen der hier gelieferten Schlacht.

Der Tod des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen, der am 5. Jan. 1477 bei Nancy (s. d.) blieb, und nur eine einzige Tochter, Marie, hinterließ, führte Ansprüche an die burgundische Erbschaft von Seiten Frankreichs und Oestreichs herbei. Frankreich gründete seine Ansprüche auf die Verwandtschaft mit dem gebliebenen Herzoge, der, wie Ludwig XI., aus dem Hause Valois war, und auf den Lehnsverband, Oestreich aber darauf, daß die Prinzessin Marie sich am 19. Aug. 1477 mit dem Erzherzoge Maximilian vermählt hatte. Das Schwert sollte die Lösung des Knotens übernehmen, da die Feder der Diplomaten es nicht vermocht hatte; der Krieg zwischen beiden Reichen brach aus.

Der Marschall von Gré und der Herr von Esquerdes hatten von Ludwig XI. das Commando an der flandrischen Grenze erhalten; der Erzherzog Maximilian stand gegen sie und benutzte den Eifer, den die Flamänder zeigten, sich unter seinen Augen auszuzeichnen. Er versammelte zu St. Omer eine Armee von 27,000 M., mit welcher er am 25. Juli 1479 aufbrach, um Terouenne zu belagern, das der Herr von St. André mit 400 Lanzen und 1500 Armbrustschützen vertheidigte. Der Sire d'Esquerdes hatte unter seinen Befehlen 1800 Lanzen, 14,000 M. Fußvolk und eine zahlreiche Artillerie; seine Gensdarmes, an Zahl denen Maximilian's um das Doppelte überlegen, waren es noch mehr durch ihren Ruf und den anerkannten Muth der Chefs der Compagnien; er zögerte daher nicht, zur Befreiung Terouenne's vorzurücken. Die erfahrensten Rathgeber Maximilian's suchten diesen zu bewegen, das Gefecht zu vermeiden; aber die Flamänder verließen sich auf die Güte und überwiegende Zahl ihres Fußvolkes und veranlaßten den Erzherzog, die Belagerung aufzuheben, um vorwärts zu gehen. Dies geschah, und Maximilian stellte sein Heer bei Guinegate in Schlachtordnung, den gleichnamigen Hügel besetzend. Die flamändische Infanterie, mit langen Piken bewaffnet, stand in einem Treffen; vor derselben waren 500 englische Bogenschützen und 3000 deutsche Büchsenschützen in ausgedehnter Ordnung — nach dem Ausdrucke damaliger Zeit en herse — vertheilt. Die Reiterei war auf den Flügeln aufgestellt; die Mehrzahl der Ritter hatte, theils aus einem Gelübde der Galanterie, theils aus anderen Gründen, die Schienen der Rüstung am rechten Arme abgelegt. Mit An-

bruch des Tages, am 7. Aug., stiegen die Franzosen, welche die Nacht vorher den Flamändern gegenüber auf den Höhen von Enghien gelagert waren, in die Ebene herab, die sie von ihren Feinden trennte, und ließen hier ihre Bagage zurück; bald darauf erstiegen sie den Hügel, dessen Gipfel Maximilian besetzt hielt, aber erst um 2 Uhr Nachmittags kam man zum Handgemenge. Esquerdes griff mit Ungestüm die burgundische Reiterei des linken Flügels an, trennte sie von dem Fußvolke und nöthigte sie, die Flucht zu ergreifen. Er hätte nun sich gegen die Infanterie wenden und diese in der Front, in der Flanke und im Rücken anfallen sollen, wodurch er sie wahrscheinlich vernichtet haben würde; allein die Gensdarmes berechneten, daß mehr Gewinn dabei sei, einen Ritter gefangen zu nehmen, der eine gute Auslösung zahlen könne, als einen Fußsoldaten zu tödten, bei dem nichts zu gewinnen war. Die vortreffliche Gensdarmerie, diese Blüthe der franz. Armee, dachte nur an die Verfolgung der nach Aire und St. Omer fliehenden burgundischen Reiterei und machte auch noch vor dem Einbruche der Nacht 900 Gefangene. Das Fußvolk beider Parteien, das einander im Gesichte geblieben war, stand in einem umgekehrten Verhältnisse. Der Erzherzog nebst den Grafen von Nassau und von Romond war an der Spitze seiner Infanterie, während die französische nur von Hauptleuten der Freicompagnien angeführt wurde, die keinen Ruf hatten; denn die Herren von Esquerdes, von Torcy und alle die anderen Edelleute waren mit der Verfolgung der Reiterei beschäftigt. Die Franzosen hatten schon bei der Ersteigung viel durch die Pfeile der Bogenschützen und die Kugeln der Deutschen gelitten; doch griffen sie muthvoll die flandrischen Milizen an, während der Herr von St. André an der Spitze der Besatzung von Terouenne auszog, um dem Erzherzoge in den Rücken zu fallen. Aber er traf auf seinem Wege die Bagage der Flamänder, die von seinen Leuten nicht allein geplündert, sondern auch die dabei zurückgelassenen Weiber, Kinder und Priester umgebracht wurden. Das franz. Hauptcorps versuchte während dieser Zeit vergeblich in den Wald von Piken einzudringen, den die Feinde ihm entgegenstreckten; die Franzosen wurden geworfen und gingen in ungeregelter Flucht nach einem Dorfe, wo eine dichte Hecke sie aufhielt; die Flamänder ihrer Seits folgten bis in die Ebene und plünderten die dort befindliche franz. Bagage. Schon brach die Nacht ein, als Esquerdes mit den Gensdarmen zurückkehrte; erstaunt, die eigene Armee während seiner Abwesenheit geschlagen zu finden, war auch er genöthigt, sich wegen der Ermattung seiner siegreichen Cavalerie nach Blangy zurückzuziehen, um hier die Flüchtlinge zu sammeln. 12 bis 14,000 Todte sollen auf dem Schlachtfelde von Guinegate gelegen haben. Man hatte seit langer Zeit in einem Treffen nicht so viele Todte gezählt; doch war der Verlust beider Parteien sich ziemlich gleich. Die Equipagen beider Heere waren geplündert, die Franzosen hatten die meisten Gefangenen gemacht, die Burgunder aber das Schlachtfeld behauptet; beide Theile schrieben sich den Sieg zu, beide feierten Siegesfeste, aber beide waren auch so geschwächt, daß sie keine weitern Vortheile davon zogen. (Sismondi, histoire des Français. — Comines.) F. W.

Guiscard, Robert, Herzog von Apulien, war der fünfte Sohn Tancred's von Hauteville, eines Bannerherrn der Normandie aus dem Bezirke Coutances. Seine älteren Brüder hatten nach des Vaters Tode nach und nach an der Spitze der normännischen Abenteurer gestanden, die, auf Eroberungen ausgezogen, der Herrschaft der Griechen und Saracenen im unteren Italien ein Ende machten und die eingeborenen longobardischen Fürsten des Landes unterjochten. Robert, mit dem Beinamen Guiscard, der Schlau-

kopf, verdrängte die Söhne seines Bruders Humphry, vollendete nach langen Kriegen die Eroberung der Provinzen, welche gegenwärtig zu dem Königreiche Neapel diesseits des Meeres gerechnet werden, und zwang durch List und Gewalt die dort befindlichen unabhängigen Barone der Normandie, ihm als ihrem Oberhaupte zu huldigen; er wurde im J. 1059 Herzog von Apulien.

Sicilien, welches Robert den Saracenen entrissen hatte, überließ er dem jüngsten seiner Brüder, Roger; sein Ehrgeiz strebte nach einem höheren Ziele, nach dem Besitze von Griechenland, ja selbst nach der Krone des oströmischen Kaiserthums. Die zerrüttete Verfassung des oströmischen oder byzantinischen Reiches rechtfertigte seine Hoffnungen, und er erwartete nur schwachen Widerstand von einem Volke, das, in Weichlichkeit versunken, gleichgiltig, welchem Despoten es gehorchen mußte, seinen zur Knechtschaft gewöhnten Nacken unter das Joch ihres Regenten beugte, den der Ehrgeiz eines Statthalters, Mönchskabale, Weiberlist oder die Ränke der Beamten des Palastes mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet hatte. Michael Dukas war durch eine dieser, in der Hauptstadt Constantinopel gewöhnlichen Staatsumwälzungen vom Throne gestoßen worden, und die Verwandtschaft mit dem abgesetzten Kaiser, dessen Sohn mit einer Tochter Robert's verlobt war, sollte dem Kriege zum Vorwande dienen. Zwar hatte Nikephorus, der Nachfolger Michael's, schon wieder einem Glücklicheren weichen müssen, und der neue Monarch, Alexius Komnenes, ließ kein Mittel unversucht, die Rache des gefürchteten Gegners zu entwaffnen; aber die Absichten des Herzogs gingen weiter, als auf die Wiederherstellung der Würde seines Tochtermannes.

Alexius, unter den nachtheiligsten Umständen zum Kriege gezwungen, verlor dennoch die Hoffnung nicht. An der Spitze eines zwar mächtigen, aber durch innere Zerrüttung erschütterten Reiches entwickelte er große Fähigkeiten, und unter seinem Scepter erhob sich das tief gesunkene Kaiserthum noch ein Mal zu einem Glanze, welchen der Nachfolger Constantin's des Großen nicht unwürdig war. Ueberall von Feinden umringt, von den Normannen zu Wasser und zu Lande geschlagen, von den Türken in Kleinasien gedrängt, von den Bulgaren an der Nordgrenze seiner Staaten beunruhigt und unaufhörlich durch Verschwörungen in der Hauptstadt bedroht, richtete er sich von Niederlagen, die ihn dem Untergange nahe brachten, furchtbarer als vorher wieder auf, und wußte die Gewalt der Waffen und die List der Politik mit gleicher Geschicklichkeit zu gebrauchen. Sein Vertheidigungsplan war mit großer Klugheit entworfen; er erkannte in den Normannen, die ihn im Herzen von Griechenland angriffen, seine gefährlichsten Feinde, aber er wußte ihre Fortschritte durch die Macht des Geldes zu hemmen. Die glänzenden Erfolge des ersten Feldzuges wurden durch eine Empörung der Vasallen Robert's zu nichte gemacht; dieser sah sich genöthigt, nach Italien zurückzukehren, doch ohne deßhalb seinen Vorsatz aufzugeben. Schnell und nachdrücklich demüthigte er die bestochenen Großen und unternahm dann einen Zug nach Rom, um den Papst zu befreien. Der deutsche Kaiser Heinrich IV. mußte den normännischen Fahnen weichen, und mit verstärkten Kräften schiffte der Herzog zum zweiten Male nach Epirus über, um seine Waffen nun ungestört gegen das morgenländische Kaiserthum zu richten.

Schon hatte eine 3tägige mörderische Seeschlacht über die Herrschaft des Meeres entschieden; die Flotte der venetianischen Bundesgenossen des Kaisers, unfähig länger die See zu halten, war nach den Lagunen zurückgekehrt, alle Inseln und die ganze Küste bis zu der korinthischen Landenge erkannten die

Gesetze des Siegers, alle Städte öffneten ihm die Thore, kein Widerstand hemmte den Marsch des Heeres und den Lauf der Geschwader, Constantinopel war das Ziel und der Fall des Alexius schien unvermeidlich: da rettete den Kaiser der Tod seines Gegners. Robert wurde 1285 das Opfer einer fürchterlichen Seuche, die auf seinen Schiffen ausgebrochen war. Sein Sohn zweiter Ehe, Roger, von ihm selbst zum Nachfolger auf dem herzoglichen Stuhle bestimmt, gab alle errungenen Vortheile auf und eilte nach Apulien, um Besitz von dem väterlichen Erbe zu nehmen.

Das Andenken eines Fürsten, der die beiden größten Monarchen der christlichen Welt besiegt und den Ruhm der normännischen Tapferkeit so hoch erhoben hatte, blieb seinem Volke theuer; es galt bei den Kriegern für einen Vorzug, unter ihm gedient zu haben, und man sprach den Namen des gefeierten Helden nur mit heiliger Ehrfurcht aus. Die Sage, die den Begebenheiten im Leben großer Männer gern außerordentliche Ursachen unterlegt, schrieb den Tod des Herzogs Robert bald dem Neide der Großen, bald der Mutter Roger's, am liebsten aber dem griechischen Kaiser zu, und in dem Hause Robert Guiscard's war der Haß gegen Alexius erblich geworden. Ueber den Krieg mit Griechenland vergl. d. A. Bohemund. — (Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge vom Generallieutenant v. Funck.)

F. W.

Guischard, Karl Gottlieb, ist der unter dem Namen **Quintus Icilius** bekannte Liebling Friedrich's II. Er war 1724 in Magdeburg geboren, studirte auf mehreren Universitäten Theologie, alte Literatur und orientalische Sprachen. Im J. 1747 trat er jedoch als Fähnrich in Sachsen-Hildburghausische Militairdienste, hielt sich längere Zeit in England auf und befand sich 1757 als Freiwilliger bei der alliirten Armee, wo ihn Friedrich II. kennen lernte, ihn 1758 als Hauptmann in seine Suite nahm und ihm den Namen Quintus Icilius beilegte. Er wohnte den Feldzügen von 1759 und 1760 als Major eines Freibataillons bei und gewann sich durch geschickte Ausführung aller erhaltenen Aufträge das Vertrauen und die Neigung des Königs dergestalt, daß ihm derselbe in Leipzig ein Freiregiment von 3 Bataillonen anvertraute und zugleich die Errichtung noch sieben anderer Freibataillone überließ. In den Feldzügen von 1760 und 1762 leistete er bei der Armee des Prinzen Heinrich ausgezeichnete Dienste. Nach erfolgtem Frieden und Auflösung seines Regiments blieb Guischard bei dem Könige in Potsdam und ward 1765 zum Oberstlieutenant der Armee ernannt. Friedrich würdigte ihn seines vertrauten Umganges und manche aufbehaltene Anekdoten beweisen, welche Freimüthigkeit er sich gegen den großen Monarchen gestatten durfte, ohne seinen Zorn auf sich zu laden. Er starb am 13. Mai 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen und talentvollen Officiers. Unter seinen hinterlassenen Schriften zeichnen sich seine: Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, und seine Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquité militaire besonders aus, in welchen er unter Anderem eine Menge Irrthümer des Chevalier Follard enthüllt.

S...w.

Guise, Franz, Herzog von Guise und Aumale, Fürst von Joinville, ältester Sohn Claudius's von Lothringen, Herzogs von Guise, wurde zu Bar den 17. Febr. 1519 geboren. Noch im Knabenalter begründete er seinen kriegerischen Ruf bei der Vertheidigung von Montmedy 1542, dem Entsatze von Landrecy 1543 und der Einnahme von St. Dizier 1544. Im folgenden Jahre wurde er bei der Belagerung von Boulogne durch einen Lanzenstich nahe beim Auge verwundet und erhielt davon den Beina=

men der Benarbte (le balafré). Der König Heinrich II. schätzte den jungen Helden sehr hoch, ernannte ihn 1547 zum Herzog von Aumale, Gouverneur der Dauphiné und Großjägermeister, und erhob 1552 seine Herrschaft Joinville zum Fürstenthume. Im letztern Jahre befehligte G. in der Festung Metz und an seiner unerschütterlichen Tapferkeit brach sich die Kraft des mächtigsten Monarchen der Christenheit. Karl V. mußte sein Heer nach den gewaltigsten Anstrengungen von der Festung zurückziehen; G. folgte den Belagerern und ein großer Theil ihrer Truppen gerieth in franz. Gefangenschaft. Den 13. Aug. 1554 schlug er die Kaiserlichen bei Renty und ging später nach Italien, wo er zwar viele Vortheile errang, aber 1557 nach der für Frankreich so unglücklichen Schlacht bei St. Quentin eiligst zurückberufen wurde. Zum Generallieutenant aller Heere des Königreichs ernannt, richtete er den gesunkenen Muth der Truppen wieder auf, eroberte Calais (s. d.), welches die Engländer über 200 Jahre hindurch behauptet hatten, in 8 Tagen und bemächtigte sich noch der Festungen Guines, Ham und Thionville. Nach Heinrich's II. Tode ernannte ihn Franz II. zum Großmeister von Frankreich und Generallieutenant des Königreichs; als solcher beherrschte er im Verein mit seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, und durch seine Nichte, die Königin Maria Stuart, den König und ganz Frankreich mit despotischer Gewalt, unterdrückte den Einfluß der Prinzen vom Geblüt und verfolgte die Hugenotten mit barbarischer Strenge, so daß diese sich mit den unzufriedenen Großen zu der sogenannten Verschwörung von Amboise verbanden, 1560; aber ihr Vorhaben wurde entdeckt, und G's Rache traf sie schwer. Allein der Tod Franz II. änderte die Lage der Dinge. Der Admiral Coligni erhielt großen Einfluß bei Hofe und bewirkte mehrere Edicte zu Gunsten der Hugenotten. G., der sich die Zügel der Regierung entrissen sah, nahm die Religion zum Vorwande und verband sich mit dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. André zum Untergange der reformirten Partei. Den 1. März 1561 kam er mit einem zahlreichen Gefolge durch die Stadt Vassy; hier entspann sich Streit zwischen des Herzogs Leuten und den Hugenotten, und die Folge davon war ein Blutbad unter den Letzteren, welches unter dem Namen massacre de Vassy in der Geschichte bekannt ist und das Signal zum Bürgerkriege gab. Es ist nicht ausgemacht, ob G., wie ihn seine Gegner beschuldigen, das Gemetzel absichtlich herbeigeführt habe; bei der Parteilichkeit aller gleichzeitigen Schriftsteller ist die Wahrheit schwer zu ergründen. Beide Theile rüsteten sich nun zum Kampfe; nachdem G. Rouen und Bourges genommen, trafen sich die Heere bei Dreux, 20. Decbr. 1562. Der Sieg schwankte lange, Montmorency wurde gefangen; endlich aber überwältigte G. die Feinde und erhielt nun den alleinigen Oberbefehl über das katholische Heer. Mit diesem belagerte er Orleans, den Waffenplatz der Hugenotten und hatte bereits eine Vorstadt genommen, als er beim Zurückreiten aus den Tranfcheen von der Hand Jacobs Poltrat de Mercy einen Pistolenschuß mit 3 vergifteten Kugeln in die rechte Schulter erhielt, an dessen Folgen er den 24. Febr. 1563 starb. Sein Mörder wurde mit glühenden Zangen zerfleischt und geviertheilt, und seine Söhne rächten späterhin seinen Tod auf eine furchtbare Weise an Coligni und seiner Partei. Die Urtheile über den Herzog sind sehr verschieden, je nachdem die Schriftsteller der katholischen oder reformirten Sache anhingen; er war indessen unbestreitbar ein tapferer Krieger, und wenn ihn auch ungezügelter Ehrgeiz und Religionshaß oft zu grausamen Thaten hinriß, so findet er doch einige Entschuldigung in dem Zustande des Landes und der Gemüther seiner Zeit, von dessen Einflusse

ein Mann, der seine Herrschaft um jeden Preis sichern und behaupten wollte, sich nicht füglich frei machen konnte. B.

Guise, Heinrich von Lothringen, Herzog von, ältester Sohn des Herzogs Franz von Guise, ward am 31. Decbr. 1550 geboren und unter dem Titel eines Prinzen von Joinville am Hofe Heinrich's II. erzogen. Noch als Kind wohnte er der Belagerung von Orleans 1563 bei und war Zeuge der Ermordung seines Vaters, die ihn zum unversöhnlichsten Feinde der Hugenotten und namentlich des Admirals Coligni (s. d.) machte. 1566 ging er nach Ungarn, um sich im Türkenkriege zum Soldaten zu bilden, kehrte aber bald in sein Vaterland zurück und zeichnete sich in dem Gefechte bei Massignac und in der Schlacht bei Jarnac (13. März 1569) gegen die Hugenotten aus. Noch war er nicht 19 Jahre alt, als er durch die heldenmüthige Vertheidigung von Poitiers, dessen Belagerung Coligni aufgeben mußte, die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich erregte. Den Sieg von Moncontour (3. Octbr. 1569) verdankte man ebenfalls zum Theil seiner Tapferkeit. G. war indessen mit der Auszeichnung, die ihm, trotz seiner Jugend, nach diesen Vorfällen zu Theil wurde, nicht zufrieden. Sein Sinn strebte höher! Erst sollte die Liebe ihm Glück bringen. Er bewarb sich um die Hand der Prinzessin Margaretha von Valois, Schwester König Karl's IX. Dieser fand aber die Kühnheit seines Vasallen so strafbar, daß er den Befehl gab, denselben auf der Jagd zu ermorden. Der Herzog von G. rettete sich dadurch, daß er schnell (1570) eine Prinzessin von Cleve heirathete. Mit Freuden ging er in die vom Könige gebilligten Plane der Königin Katharina von Medicis zur Ermordung der Hugenotten ein und übernahm die obere Leitung der Gräuelthaten der Bartholomäusnacht. Persönlicher Rachedurst hatte ihn vorzüglich dazu getrieben; der Mord des Admirals Coligni ward von seinen Leuten und fast unter seinen Augen vollzogen. Noch am Morgen nach jener Bluthochzeit verfolgte er die übrigen Geächteten mit gleicher Grausamkeit. Als aber Karl IX. die Ermordung der Hugenotten ganz auf G. und dessen Partei schieben wollte, ward das Verhältniß zwischen Beiden noch gespannter als früher. Um sich daher einen Einfluß bei Hofe zu sichern, schloß sich G. dem Lieblingssohne der Königin Katharina, dem Herzoge von Anjou, der nicht immer mit seinem königlichen Bruder im besten Einverständnisse lebte, an. Als dieser 1574, als Heinrich III. den Thron Frankreichs bestieg, gab er 1575 dem Herzog v. G. ein Commando. Bei Dormans, unweit Château-Thierry, schlug er die Deutschen gänzlich, erhielt aber bei diesem Gefechte einen Schuß in's Gesicht, der ihm denselben Beinamen (le balafré), den sein Vater geführt hatte, verschaffte. Dieser Sieg trug auch mehr zur Volksgunst des Herzogs bei, die dieser sich unter dem Vorwande der Hugenottenverfolgung erworben hatte, erregte aber des Königs Verdacht. Letzterer suchte bei seinen Günstlingen Rath und Schutz gegen den mit wachsender Macht immer übermüthiger werdenden Vasallen, der durch die Verbindung mit seinen Brüdern und Vettern bald das Haupt einer dem Königthum mehr als die Hugenotten gefährlichen Partei wurde. Niemand paßte aber auch besser zum Anführer als G. Körperschönheit, ritterlicher Anstand, Tapferkeit und Beredtsamkeit verschafften ihm ein Uebergewicht über seine Zeitgenossen, das ihm oft selbst gegen seine Feinde, denen er durch sein Aeußeres zu imponiren wußte, nützlich wurde. — Der zwischen den Hugenotten und dem Könige geschlossene Friede gab der Familie G. Veranlassung, die gereizte Volksstimmung zu ihren Zwecken zu benutzen. Heinrich von G. trat öffentlich an die Spitze der Partei, welche im J. 1576 einen Bund, die

heilige Ligue, angeblich für Religion, Kirche und Freiheit schloß. Nach den Gesetzen dieses Bundes, für den man heimlich alle Katholiken zu gewinnen suchte, sollten alle Rechte und Freiheiten, die zur Zeit Clodwig's in Frankreich bestanden, wiederhergestellt und alle Gegner dieser Ansicht auf's Aeußerste verfolgt werden. Den Bundesoberen war man unbedingten Gehorsam schuldig und bei Todesstrafe das Austreten aus dem Bunde verboten. Philipp II. von Spanien, dem jene Unruhe in Frankreich willkommen war, nahm diese Ligue, der sogar der Papst die Anerkennung verweigerte, in seinen besonderen Schutz. Auf dem Reichstage zu Blois, 1577, erhob dieselbe zum ersten Male ihr Haupt; G. bestand in ihrem Auftrag auf Krieg und auf Ausrottung der Hugenotten. Der König, um die Anhänger der Guisen unschädlich zu machen, war gezwungen, sich selbst an die Spitze der Ligue zu stellen. Diese verwickelte ihn nun in einen Krieg mit den Hugenotten, der anfangs zwar nicht ohne Erfolg geführt, aber schon im Septbr. 1577 durch den Frieden von Poitiers beendet wurde, weil Heinrich III. eigentlich weder den Sieg der Liguisten, noch die Unterdrückung der Hugenotten ernstlich betrieb. G's Verhältniß zum Könige ward während dieser Ereignisse immer weniger freundschaftlich. So wollte er sich 1580 der freien Reichsstadt Straßburg bemächtigen; aber Heinrich III. kannte sein Vorhaben und warnte insgeheim die Straßburger, wodurch der wohlangelegte Plan des Herzogs scheitern mußte. Dieser sah nun wohl ein, daß er ganz mit dem Könige brechen müsse, wenn er seinen Plan, sich zu erheben, durchsetzen wolle. Er wandte sich deßhalb 1584 an den Cardinal Karl v. Bourbon, an Katharina von Medicis und an Philipp II. von Spanien und stellte jedem von diesen die Verhältnisse so geschickt dar, daß sie nur für sich zu wirken meinten, während sie im Wesentlichen seine Zwecke beförderten. Der Cardinal von Bourbon erließ am 1. April 1585 eine Bekanntmachung der Gründe und Zwecke einer neuen Verbindung, welche seine und die Guise'schen Anhänger geschlossen hatten. Herstellung der katholischen Religion, Ausrottung der Ketzerei und Entfernung schlechter Rathgeber aus der Nähe des Königs wurden als Vorwand gebraucht, um dem Herzog von G. den größtmöglichen Einfluß auf die Regierung zu verschaffen. Heinrich III. wollte anfangs die Anklagen und Behauptungen der Verbündeten widerlegen; als er aber erfuhr, daß diese sich schon im Decbr. 1584 wirklich an den König von Spanien angeschlossen hatten, und ihm kein Ausweg übrig blieb, als Krieg mit beiden Parteien, oder Anerkennung der einen, so wählte er die Ligue, indem er durch sie mindestens den Sieg der wahren Kirche zu befördern hoffte. So erklärte er denn am 7. Juli 1585 zu Nemours abermals seinen Beitritt zur Ligue und zugleich alle früheren Friedensschlüsse und Versprechungen zum Besten der Hugenotten für vernichtet. Ein förmlicher Vertilgungskrieg ward gegen die Letzteren beschlossen. Um Geld dazu zu erlangen, mußten aber an einem Tage 27 neue Steuergesetze eingetragen werden. Da dies auf Veranlassung und eigentlich auch nur zum Besten G's geschah, nannte das Volk dieselben les édits guisards. G. ward darauf am 14. Aug. zum Generallieutenant des Königreichs und der Cardinal von Bourbon am 17. zum Thronerben von Frankreich ernannt. G. stand daher an der Spitze einer bedeutenden Kriegsmacht, als 1587 der Krieg, den man den Krieg der 3 Heinriche (von den Königen von Frankreich und Navarra und dem Herzog von G.) nennt, ausbrach. Während einer Seits die Liguisten von Heinrich von Navarra besiegt wurden, schlug der Herzog von G. ein Heer protestantischer Deutscher und Schweizer, welches den Hugenotten zur Hilfe gekommen war, mehrmals, z. B. bei Auneau

am 4. Novbr., so daß es fast ganz vernichtet würde und nur Wenige flüchtig ihre Heimath erreichten. Der Papst sah nun in ihm den wahren Vertheidiger der katholischen Kirche; er schickte ihm zum Lohn für seine Siege ein geweihtes Schwert, wozu der Herzog von Parma seine eigene Rüstung fügte, indem er G. von allen europäischen Prinzen für am meisten würdig erklärte, dieselbe zu tragen. G. ward durch solche Erfolge immer übermüthiger. Die Sechzehner, Vorsteher der Stadtviertel in dem empörten Paris, hatten sich ebenfalls an die Ligue angeschlossen und entsendeten mit Wissen G's an alle Städte Frankreichs Emissaire, um diese gegen den König aufzuwiegeln. Ja sie machten sogar den Plan, den Letzteren gefangen zu nehmen und in ein Kloster zu stecken. G. trat, ehe er dies ausführen wollte (1588), nochmals dem Könige scheinbar bittweise entgegen und verlangte, allerdings in sehr ungeeigneten Ausdrücken, völlige Ausrottung der Hugenotten, Annahme der Tridentiner Kirchenbeschlüsse, Einführung der Inquisition u. s. w. Dies war dem König aber doch zu viel, vorzüglich da er gleichzeitig Kunde von der Verschwörung der Sechzehner erhielt und G's Theilnahme an derselben muthmaßen konnte. Um ihn aber immer noch zu schonen, ließ er ihm nach Soissons sagen: „er messe den Beschuldigungen gegen ihn keinen Glauben bei; nur solle der Herzog nicht weiter gehen und öffentlich gegen ihn auftreten. Dabei gebot ihm der König, nicht nach Paris zu kommen." G. entschuldigte sich hinsichtlich der Anklagen sehr oberflächlich, ging aber trotz des Verbotes des Königs nach Paris und zog daselbst am 9. Mai 1588, allerdings nur mit einem geringen Gefolge, doch unter unermeßlichem Beifallsgeschrei des Volkes ein. Als Heinrich III. von seiner Ankunft hörte, war er so erzürnt, daß er einen Augenblick entschlossen war, ihn sofort umbringen zu lassen. G. machte ihm aber persönlich seine Aufwartung und bewies ihm, daß er den Befehl, nicht nach Paris zu kommen, gar nicht erhalten habe. Ja der Herzog erschien Tags darauf, am 10. Mai, mit einem Gefolge von 400 Rittern beim Könige, um ihm drohend einen Beweis seiner Macht zu geben. Am 12. brach der unter dem Namen des Barricadengefechtes (journée des barricades) bekannte Aufruhr in Paris aus. G. hatte ihn insgeheim vorbereitet, obwohl er sich stellte, als sei er ganz unbekannt mit seinen Ursachen und unvermögend die Ruhe herzustellen. Als er aber sah, daß, einem thörichten Befehle des Königs getreu, die königlichen Truppen sich nicht wehrten und ohne Mühe auseinandergesprengt wurden, kam er unbewaffnet zum Vorschein und beruhigte dadurch das Volk. Er gab den Anhängern des Königs Gelegenheit, aus der Stadt zu entkommen und gewährte den königlichen Truppen freien Abzug. Aber auch Heinrich III. flüchtete, ohne daß es G. verhindern konnte, aus Paris und dieser sah sich nun im Besitz von der Hauptstadt in Frankreich, von Vincennes, der Bastille und andern k. Schlössern. Heinrich III. erließ von Chartres aus am 17. Mai eine öffentliche Erklärung wider G. Sie war jedoch immer noch ängstlich und schonend abgefaßt, so daß G. deutlich sehen konnte, wie sehr er gefürchtet werde. Er antwortete daher unter dem Scheine der Ehrerbietung mit der größten Kühnheit und hatte nochmals den Triumph, den König zum Nachgeben zu zwingen. Mitte Juli 1588 kam eine Aussöhnung zu Stande, durch welche dem Herzog von G. der größte Theil seiner Forderungen zugestanden wurde. Er ward sogar am 12. Aug. zum Oberfeldherrn des Reichs ernannt und ihm der größte Einfluß auf Polizei, Besoldungen, Staatseinnahmen u. s. w. eingeräumt. Auf sein Verlangen mußten sogar die Minister am 3. Septbr. entlassen werden. Am 16. Octbr.

1588 wurde die Versammlung der Reichsstände zu Blois abermals eröffnet. Der König sah sofort, daß der größte Theil derselben aus Anhängern G's bestand und beschwor daher am 18. Octbr. nochmals das Freundschaftsbündniß mit demselben. G's Forderungen in Betreff der Unfähigkeitserklärung der Bourbons zur Thronfolge mochte Heinrich III. aber nicht gern nachgeben, da er in ihm selbst einen Bewerber um die Krone sah. Er suchte daher in Anerkennung der Rechte der Söhne des Prinzen von Condé einen einstweiligen Ausweg. Da dies Project nicht durchgegangen war, bestand G. um so mehr auf Fortsetzung des Krieges gegen die Hugenotten und erklärte diesen für viel nöthiger, als einen Feldzug gegen den Herzog von Savoyen, obwohl dieser mitten im Frieden die franz. Markgrafschaft Saluzzo weggenommen hatte. Als die Stände aber diese Ansicht nicht billigten und den Krieg gegen Savoyen erklärten, machte er dies dem Herzog Karl Emmanuel insgeheim bekannt, mit der Weisung, es sei mit der Kriegserklärung nicht ernstlich gemeint. Heinrich III. erfuhr dies und fand einen neuen Grund zur Unzufriedenheit. G. spannte überhaupt mit jedem Tage die Saiten höher. Statt die Stände und den König, wie in seiner Macht stand, zu vereinigen, gab er sich die größte Mühe, das Mißvergnügen der Ersteren immer mehr und mehr zu steigern; ja um den König sein Uebergewicht fühlen zu lassen, ließ er durch seine Anhänger die Stadt Orleans besetzen, während ihm im Vertrag von Chartres nur das Besatzungsrecht in dem Städtchen Dourlans zugesprochen worden war. In dieser Lage rief Heinrich III. seine wenigen getreuen Räthe zusammen und trug ihnen die Beleidigungen und Frevel des Herzogs von G. vor. Dieselben sahen ein, daß auf dem Wege des Rechtens dem mächtigen G. nicht beizukommen sei, und waren daher der Meinung, er müsse heimlich aus dem Wege geräumt werden. Ein gleiches Schicksal war dem Bruder des Herzogs, dem Cardinal Ludwig von G., zugedacht. Nur durch die Ermordung der beiden Brüder glaubte der König, Krone, Leben und Freiheit retten zu können. Crillon, Hauptmann der Leibwache, dem man die Ausführung dieses Vorhabens auftrug, weigerte sich, einen Meuchelmord zu begehen; ein anderer Hauptmann von der gasconischen Leibwache des Königs, Lognac, übernahm daher denselben. G. ward mehrfach gewarnt und wäre fast nach Paris zurückgekehrt, wenn der Erzbischof von Lyon ihm nicht das Nachtheilige einer fluchtähnlichen Abreise in der Meinung des Volks bewiesen hätte. Er ging daher am Morgen des 24. Decbr. 1588 wie gewöhnlich in die Rathsversammlung des Königs. In dessen Vorzimmer erwarteten ihn die Vollstrekker des königlichen Urtheils, und ehe er sich vertheidigen konnte, ward er mit Dolchen und Schwertern niedergestoßen. Der König kam nach geschehenem Mord selbst aus seinen Zimmern heraus und erfreute sich des Todes seines gefährlichsten Feindes. Der Cardinal von G. fand am Tage darauf ebenfalls seinen Tod. Die Leichname beider Brüder wurden in Stücken gehauen und in ungelöschten Kalk geworfen, damit sie kein Gegenstand der Verehrung für schwärmerische Katholiken würden.

Heinrich III. erreichte durch diesen Doppelmord seine Absicht, sich die Oberherrschaft zu sichern, nicht, sondern ward später gezwungen, sich an Heinrich (IV.) von Navarra und an die Hugenotten anzuschließen.

(Mezeray, histoire de France. — G. Daniel, histoire de France. Paris, 1755. — Thuanus, historia sui temporis. London, 1733. — Ch. Lacretelle, histoire de France pendant les guerres de religion, Paris. — Brief aus Paris u. s. w. von Fr. von Raumer. Leipzig, 1831, 1. Bd.)

—d—

Güns, Stadt in der Eisenburger Gespanschaft des Königreiches Ungarn, am Günser Bache, mit einer auf der nördlichen Seite liegenden Burg.

Vertheidigung 1532.

Johann von Zápolya hatte sich zum Könige von Ungarn erklärt; er konnte aber den Waffen Ferdinand's von Oestreich nicht widerstehen und mußte daher Hilfe beim Sultan Suleiman suchen, der sie ihm auch gern gewährte und vorläufig unter seinem Günstlinge Ibrahim Bassa ein Heer nach Ungarn sendete, welches gegen Güns anrückte. Der Befehlshaber dieses Ortes, Nikolaus Jurissitsch, schickte auf die erste Nachricht vom Anrücken der Türken Eilboten nach Wien, um von dem dortigen obersten Feldhauptmann, Freiherrn Katzianer, Mannschaft und Kriegsbedürfnisse zu erlangen; doch erhielt er nichts und nahm nun auf eigene Kosten 10 schwere Reiter und 28 Husaren in Sold, mit diesen seinem rechtmäßigen Könige Ferdinand zu Hilfe zu ziehen. Aber das allgemeine Flüchten des Landvolkes kündete ihm bald die Nähe des Feindes an; einige Tausende, worunter jedoch nur 700 waffenfähige Männer, suchten Schutz in Güns, und nun beschloß Jurissitsch, die Stadt bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Er hatte nur einen Zentner Pulver in der Burg, kaufte aber noch für 300 Goldgulden ein, vertheilte es, ließ die Thore schließen, bewaffnete die Einwohner und die Flüchtlinge, und wies ihnen bestimmte Plätze auf den Mauern an. Am 31. Juli 1532 schloß Ibrahim Bassa die Stadt ein und bestürmte sie 3 Tage lang vergeblich. Nun erschien Sultan Suleiman selbst; Geschütz wurde aufgefahren und binnen 3 Tagen sämmtliche zum Schutz der Stadtmauern aufgeführte Werke in den Grund geschossen, hierauf auch sofort eine Leitersteigung versucht, die jedoch mißglückte. 13 andere Stürme, die in den nächsten Tagen geschahen, hatten keinen bessern Erfolg; die Türken verloren beträchtlich. Sie untergruben und sprengten die Mauern; doch den rastlosen Anstrengungen der Belagerten gelang es, den Schaden stets wieder zu bessern. Endlich aber gestatteten 4 große Oeffnungen, von denen eine 16 Ellen breit war, den Janitscharen den Einbruch in die Stadt, aber nach einem mörderischen Gefechte wurden sie wieder hinausgedrängt und nun die Stadt neuerdings beschossen; doch, obschon die Häuser nur mit Schindeln gedeckt waren, entstand keine Feuersbrunst. Am 22. Tage der Belagerung sandte Jurissitsch einen Bericht über seine Lage an den König; schon lag die Hälfte seiner 700 Kampfgenossen bei den Todten. Suleiman ward ungeduldig und die Lage seines Heeres bedenklich; denn Ludwig Pekry hatte sich mit einem Haufen Ungarn und Kroaten in der Nähe gelagert und den Türken mehrere Male die Zufuhren abgeschnitten. Ein Angriff auf Sarvar mißlang, und nun kam auch bei dem Sultan noch die Nachricht an, daß der Admiral des Kaiser Karl's V., Andreas Doria, mit einer stark bemannten Flotte an den Küsten Morea's erschienen sei und die wichtige Stadt Koron bedrohe. Suleiman beschloß den Rückzug; doch wollte er gern einigen Schein von Ehre behaupten und lud deßhalb den Vertheidiger von Güns zu Unterhandlungen in sein Lager. Alle Künste der Ueberredung scheiterten an Jurissitsch, der stets dabei stehen blieb, er könne Güns nicht übergeben, weil er sonst durch die erbitterten Spanier und Deutschen der Besatzung (von denen er jedoch nicht einen hatte) umgebracht werden würde. Endlich verlangte Ibrahim, er solle, nur zum Scheine der Unterwerfung, eine kleine Anzahl Janitscharen einziehen, und von ihnen den Namen Gottes und des Propheten von den Mauern der Burg ausrufen lassen, worauf sie sofort zurückkehren würden; aber auch dies lehnte Jurissitsch ab, weil die Deutschen und Spanier, vom Glaubenshasse

entflammt, die kleine Schar vernichten, die Einwohner morden und die Stadt einäschern würden. Doch Suleiman's Ehre musste gerettet werden, und so bewilligte der Commandant endlich, daß 10 Janitscharen in die Stadt kommen und eine türkische Fahne auf der Mauer aufpflanzen konnten. Unter dem Thore empfing Jurissicsch die 10 M., trank ihnen wacker zu, nahm ihnen die Fahne ab und ließ sie durch seine eigenen, als Türken verkleideten Leute unter lautem Allahrufe aufstecken, gleichsam als sei sie erobert. Die Fahne wurde nachher noch lange in der Pfarrkirche aufbewahrt. Der Schein war gerettet, Güns aber auch; denn am 28. Aug. trat Suleiman den Rückweg an. (S. Oestreich. milit. Zeitschrift 1828, Band I.) F. W.

Gustav I., König von Schweden, gewöhnlich Gustav Wasa genannt. Dieser durch die edelste Vaterlandsliebe wie durch Weisheit und Tapferkeit ausgezeichnete Fürst wurde am 12. März 1490 geboren und war der Sohn Erich's, eines schwedischen Reichsrathes, der die alten Könige Schwedens zu Ahnherren hatte. Für die Erziehung Gustav Wasa's sorgten die Sturen, seine Vettern und damals Verweser des Reichs. Sein öffentliches Leben begann mit der Belagerung des Schlosses Ståke (1517), wo er die Dänen vertrieb. Im folgenden Jahre nahm G. Antheil an dem Siege, den Sten Sture in der Nähe von Stockholm über die Truppen erfocht (22. Juli 1518), durch welche der herrschsüchtige und grausame Dänenkönig Christiern oder Christian II. sich in Gemäßheit der calmarischen Union des schwedischen Thrones bemächtigen wollte. Bei den darauf folgenden Unterhandlungen ward G. nebst 5 andern angesehenen Schweden als Geißel nach dem Schiffe Christiern's abgeschickt; dieser aber ließ, wider alles Völkerrecht, ihn und seine Gefährten ergreifen und als Gefangene nach Dänemark abführen. Hier wurde G. anfangs in strenger Gefangenschaft gehalten, dann seinem Vetter, Erich Baner, zur Aufsicht übergeben. Vaterlandsliebe gab ihm den Entschluß, zu entfliehen. Bei einem Spaziergange entkam er, gelangte dann in Bauernkleidung nach Flensburg, mischte sich daselbst unter niedersächsische Viehhändler und wurde von ihnen nach Lübeck gebracht. Durch Vermittelung des Senates von Lübeck erreichte Gustav (im Mai 1520) sein Vaterland, das eben damals nach Sten Sture's Tode der Uebermacht der Dänen unterlag. In der Gegend von Calmar war er gelandet. Sogleich begab er sich in diese Stadt und ermunterte sie zum Widerstand gegen die Dänen; allein er fand kein Gehör, man drohte ihm mit Auslieferung an die Dänen. Nach längerem Umherirren mitten unter dänischen Völkern, die ihm nachspürten, gelangte er auf das seiner Familie gehörige Schloß Refsnäs, unweit Gripsholm. Während er daselbst auf Mittel sann, sein Vaterland zu befreien, traf ihn die Schreckensbotschaft von dem Stockholmer Blutbade, von der Hinrichtung seines Vaters und dem grausenhaften Ende vieler edlen Schweden. Da wendete er sich, um Rache zu nehmen und dem niedergebeugten Vaterlande aufzuhelfen, zu den kräftigen, freiheitsliebenden Natursöhnen Dalekarliens. Ein armseliger Flüchtling, gleich einem Arbeit suchenden Tagelöhner, kam er daselbst an und entging den Nachspürungen der Dänen nur durch den Schutz eines dortigen Pfarrers. Zu Rättwick und dann zu Mora, dem volkreichsten Kirchspiele in Dalarne, beginnt G. mit begeisterter Rede, die Dalekarlier für das Vaterland zu den Waffen zu rufen. Doch hegen diese Landleute anfangs kein rechtes Vertrauen zu dem ihnen unbekannten Fremdling, bis sie durch 2 schwedische Edelleute, Olofson und Michelson, gleichfalls Flüchtlinge, für G's Unternehmung gewonnen werden

Sechszehn der Rüstigsten boten sich ihm in Mora als Leibwächter an, 200 andere stellten sich um ihn als Kampfgenossen, und als sein erstes Unternehmen, die Erstürmung des Kupfergebirges bei Falun, ihm gelungen war (d. 28. Jan. 1521), hatte er schon auf 3000 M. unter seinen Befehlen, dann (im Mai 1521) auf 15,000. Aus allen Theilen Schwedens strömten Streitbare voll patriotischen Sinnes seinen Fahnen zu. Mit rastlosem Eifer bildete er diese Mannschaft zu einem geordneten Heere, vertheilte sie in Haufen unter Obersten und Hauptleuten, übte sie täglich in den Waffen und wußte durch Strenge und Milde nicht weniger Liebe als Furcht um sich zu verbreiten. Mit Schrecken vernahm der dänische Vicekönig zu Stockholm, Jöns Baldenake, die Kunde von dem Aufstande der Dalbauern. Er scheute den Kampf mit Leuten, von denen der tapferste Widerstand zu erwarten war. Seine eigenen Truppen, der Zahl nach gering, waren entartet und von Dänemark war keine Hilfe zu erwarten, da Christiern auch dort von Aufruhr bedroht ward. Nur mit Mühe brachte der Erzbischof Trolle einen Haufen von 6000 M. zusammen; aber derselbe wurde von den Dalbauern geschlagen und zerstreut. Gleich darauf kündigte G. (Mai 1521) dem Dänenkönige förmlich den Krieg an, brach aus Dalekarlien hervor, nahm erst Westerås, dann Upsala ein und rückte gegen Stockholm vor, das er aber wegen Mangels an Schiffen nicht zu erobern vermochte. Um aber seinen zeitherigen und ferneren Unternehmungen und Anordnungen das nöthige verfassungsmäßige Ansehen zu verschaffen, schrieb er jetzt einen Reichstag zu Wadstena in Ostergothland aus. Und nicht umsonst. Aus allen Theilen Schwedens kamen Abgeordnete. Sie versprachen ihm treue Folgsamkeit; ja einige erklärten ihn zum König (am 24. Aug. 1521.) Er aber schlug weislich vor der Hand die Krone aus und war zufrieden, daß man ihn zum Reichsverweser und Oberhauptmann des Königreichs Schweden ernannte. Jetzt im Besitze gesetzlicher Macht, säumte er nicht, mit Kraft und Ueberlegung auszuführen, was er mit Glück und Kühnheit begonnen hatte. Bei ununterbrochenen Kämpfen wurde die Armee auf einen bessern Fuß gebracht und die Landesregierung geordnet. Nur 3 der wichtigsten Plätze, die Seestädte Stockholm, Calmar und Abo, widerstanden hartnäckig seinen Angriffen. Am meisten war ihm am Besitz der erstern, der Hauptstadt des Reichs, gelegen. Er rückte daher im Octbr. 1521 abermals vor dieselbe, erlitt aber bedeutende Verluste und vermochte sie auch im folgenden Jahre trotz aller Anstrengungen nicht zu erobern. Da kam ihm die schnelle Regierungsveränderung in Dänemark zu Statten. Auf einer Reichsversammlung zu Wiborg in Jütland (20. Jan. 1523) erklärten nämlich die dänischen Reichsräthe und Bischöfe Christiern II. wegen seiner Willkür und Grausamkeit für abgesetzt und seinen Oheim, Herzog Friedrich von Holstein, zum König von Dänemark und Norwegen. Auf die Nachricht von Christiern's Absetzung und Flucht ergab sich Calmar und Oeland (im April 1523) an G., und Stockholm fing an, wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Noch ehe dieselbe zu Stande kam, berief G. die schwedischen Stände zu einem Reichstage nach Strengnäs, wo er am 6. Juni 1523 unter einstimmigem Jubel zum König von Schweden ausgerufen ward. Nach Beendigung des Reichstages zog er abermals gegen Stockholm. Bereits auf's Aeußerste gebracht, konnte diese Hauptstadt nicht länger widerstehen; sie ergab sich daher auf milde Bedingungen, am 21. Juni 1523. Am folgenden Tage hielt G. seinen feierlichen Einzug in königlicher Pracht und unter dem freudigsten Jubelgeschrei des Volkes, das ihn als Retter und Befreier, als König und Herrn der

Schweden begrüßte. Noch vor dem Ende dieses Jahres mußten die Dänen auch aus Finland weichen, wodurch G. zu dem Besitze des ganzen schwedischen Reiches gelangte, den er bis zu seinem Tode (im J. 1560) behauptete. Zwar erhoben sich späterhin mancherlei Verschwörungen gegen ihn, selbst von Seiten der Dalbauern; aber sie wurden durch seine Klugheit und Macht vereitelt. Auch verlangte Friedrich I., jetzt König von Dänemark und Norwegen, die Unterwerfung Schwedens kraft der calmarischen Union; aber die Furcht vor G's Ueberlegenheit und die noch größere vor Christiern's Rückkehr nöthigte ihn, seine Ansprüche auf Schweden aufzugeben, G. als König anzuerkennen und mit ihm ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu schließen (1524). Hiermit erreichte die calmarische Union völlig ihr Ende; Schweden war wieder ein selbstständiges Reich und erhob sich unter der weisen und kraftvollen Regierung Gustav Wasa's zu Macht und Ansehen.

(Weltgesch. v. Pölitz und Rotteck. — Histor. Bildersaal, von Chr. Ferd. Schulze.) La.

Gustav Adolph, König von Schweden, war der Napoleon des 17. Jahrhunderts und würde auf ganz Europa denselben Einfluß geübt haben, hätte er ein Jahrzehend länger gelebt. Es kann hier jedoch nur die Rede von seinen militairischen Thaten sein, und seine Politik nur in so fern bezeichnet werden, als nöthig ist, den Zweck der kriegerischen Operationen hervortreten zu lassen.

Prinz Gustav ward (d. 9. Decbr. 1594) zu einer Zeit geboren, wo Niemand ihm weißsagen konnte, daß er jemals den schwedischen Thron besteigen werde. Gustav I. (Wasa) hinterließ 3 Söhne, von denen der jüngste (Karl) Gustav Adolph's Vater war. Der zweite Sohn Gustav's I., der nachherige König Johann, ließ aber seinen ältesten Sohn Sigismund in der katholischen Religion erziehen, damit er König von Polen werden könne, wozu er auch 1587 wirklich gewählt wurde. Als aber Sigismund nach seines Vaters Tode (1592) den schwedischen Thron besteigen wollte, machten die Stände des Reichs große Schwierigkeiten, hatten auch, auf Betrieb des einstweilen zum Reichsstatthalter ernannten Herzogs Karl, auf der Kirchenversammlung zu Upsala bereits beschlossen, dem Könige den Eintritt in das Land zu verwehren, bevor er nicht Schwedens kirchliche und bürgerliche Freiheit anerkannt habe. Die Huldigung fand endlich Statt, und Herzog Karl blieb im Namen seines Neffen an der Spitze der Regierung als Reichsverweser. Die Geburt seines Sohnes Gustav Adolph bewog ihn, Alles aufzubieten, die schwedische Krone völlig an sich zu reißen, was ihm auch nach manchen politischen Umtrieben und harten Kämpfen mit Sigismund 1604 gelang. Doch freute er sich dieses Sieges nur wenige Jahre. Schon 1608 lähmte ihn ein Schlagfluß; er starb den 18. Octbr. 1611 auf einer Reise nach Nyköping. Diese Verhältnisse mußten berührt werden, um die folgenden Ereignisse begreiflich zu machen.

Die Thronbesteigung des Prinzen Gustav war immer noch sehr zweifelhaft, denn sein Vater hatte sich durch manche Gewaltthätigkeit die Feindschaft des Adels zugezogen; auch konnten sowohl Sigismund, als sein Halbbruder Johann ihre Ansprüche auf's Neue geltend machen, da besonders Prinz Gustav noch nicht das gesetzmäßige Alter (24 Jahre) erreicht hatte. Johann entsagte jedoch freiwillig der Krone, und Gustav ward zum Könige gewählt, sollte aber unter Vormundschaft von 6 Reichsräthen regieren. Die Königin Mutter erlangte jedoch durch Axel Oxenstierna, daß ihr Sohn schon

mit Antritt des 18. Jahres für mündig erklärt wurde, und Oxenstierna ward dafür zum Reichskanzler ernannt.

Der junge König fand sein Reich von Feinden umgeben; aber die genossene Erziehung und seltene Talente belebten ihn mit Muth und Zuversicht. Schon als Knabe legte er Proben von großer Unerschrockenheit ab, begleitete seinen Vater auf allen Reisen zu Pferde, betrieb die ritterlichen Uebungen mit Eifer und Erfolg, war schon im 12. Jahre der lateinischen, deutschen, italienischen und französischen Sprache mächtig, lernte später noch russisch und polnisch, und erwarb sich in der Mathematik, Geschichte, Geographie und in den militairischen Wissenschaften einen großen Schatz von Kenntnissen. Dies darf um so weniger befremden, da sein Vater ein Gesetz erlassen hatte, das jeden jungen Edelmann, welcher in den Wissenschaften keine hinreichenden Fortschritte machte, des Adels und Erbrechts verlustig erklärte. Um die Wißbegierde des Sohnes noch mehr zu steigern, ließ er ihn mit mehrern jungen Edelleuten gemeinschaftlich unterrichten, was des Prinzen Ehrgeiz so sehr reizte, daß er es unerträglich fand, wenn ein Knabe seines Alters in irgend einem Fache unterrichteter und geschickter war und Jeden zu übertreffen suchte. Hierin ist der Schlüssel zu seiner nachherigen Größe zu suchen. Das Anführertalent beurkundete der Prinz schon im 17. Lebensjahre. Mit einem kleinen Corps zur Besitznahme der Insel Oeland entsendet, ward auf der Rückkehr von dieser Expedition ein dänischer Officier als Gefangener eingebracht, welcher von dem Commandanten von Christianstadt beauftragt war, eine Verstärkung von 500 Reitern von seinem Monarchen zu erbitten. Der Prinz ward dadurch veranlaßt, einen Ueberfall zu versuchen, erschien mit einer gleichen Anzahl Reiter vor Tagesanbruch vor der Festung, gab seine Truppe für die verlangte Verstärkung aus und begehrte Einlaß. Dieser wurde nach kurzem Hin- und Herreden gewährt, die Besatzung überfallen, die Festung genommen. Der Prinz benahm sich hier mit der Entschlossenheit eines alten Generals.

G. A. verband mit dem Muthe des Kriegers die Klugheit des Staatsmannes und suchte daher gleich nach seiner Thronbesteigung mit Dänemark Frieden zu schließen; als aber Christian IV., der seinen neuen Gegner bald völlig zu besiegen hoffte, alle Vorschläge ablehnte, setzte G. A. den Kampf mit allen Kräften fort. Drei schwedische Armeen brachen zu gleicher Zeit in Schonen und Norwegen ein, vermochten aber gegen die Kriegserfahrenheit des Dänenkönigs und seiner Generale wenig auszurichten; während der Belagerung von Helsingborg ward G. A. sogar in seinem Lager überfallen und entging der Gefangenschaft nur durch die Entschlossenheit seines Kammerjunkers Peter Banner. Dagegen vereitelte er durch überraschende Schnelligkeit eine Unternehmung Christian's auf Stockholm. Dessen ungeachtet verhehlte sich der junge König nicht, daß er seinem geübteren Gegner auf die Dauer nicht zu widerstehen vermöchte, und bot die Hand nochmals zum Frieden unter Bedingungen, die beiden Parteien vortheilhaft waren. Gegen Bezahlung einer Million Reichsthaler gab Dänemark 1613 alle in Schweden gemachte Eroberungen zurück, und G. A. verzichtete auf den Titel eines Königs der Lappländer. Sein Ehrgeiz verleitete ihn jedoch, unmittelbar darauf den Krieg mit Rußland zu erneuern, um sich oder seinen Bruder Karl Philipp (er starb 1622), auf den damals erloschenen Herrscherstamm zu verpflanzen. Nach einem 3jährigen Kriege, wovon G. A. jedoch nur dem ersten, durch Eroberung der Festungen Nöteburg, Narwa und Augdon bezeichneten Feldzuge beiwohnte, sah man sich genöthigt, das Vorhaben aufzugeben, und schloß 1617 zu Stolboa einen ehrenvollen Frie-

den, durch welchen Kerholm, Karelen und Ingermanland an Schweden fiel, und Rußland von der Ostsee völlig ausgeschlossen wurde. In demselben Jahre kam ein Bündniß mit Holland und Dänemark zu Stande, und der junge König hatte jetzt nur noch einen Feind in der Nähe, seinen Oheim Sigismund.

Der Erbfolgestreit zwischen beiden Königen war immer noch nicht erledigt und wurde durch Oestreichs geheime Einmischung absichtlich offen gehalten. G. A. erkannte jedoch bald die Schwäche seines von Oestreich nicht unterstützten und im eigenen Reiche wenig mächtigen Gegners, und man kann in Wahrheit sagen, daß in dem ganzen erst 1629 beendigten Kriege der Neffe mit dem Oheim wie die Katze mit der Maus spielte. Den von Seiten Sigismund's in Schweden verbreiteten Schmähschriften, in welchen G. A. als Kronenräuber bezeichnet und seine Unterthanen zum Abfalle verleitet wurden, setzte er Stillschweigen entgegen, und als man ihm eines Tages bemerkbar machte, daß es doch besser sei, etwas darauf zu erwidern, sagte der König: „So lange ich mich nur mit Federstrichen vertheidige, werde ich immer den Kürzeren ziehen, denn Sigismund versteht die Kunst zu verleumden besser als ich; wenn es mir aber ein Mal gefallen wird, ihn zur Vernunft zu bringen, dann werde ich in die eine Hand das Schlachtschwert und in die andere den Oelzweig nehmen, und dann wird man den Polenkönig so sanft sehen wie ein Lamm.“ Dieser Zeitpunct trat bald ein; vorher unternahm aber G. A. eine Reise durch die protestantische Hälfte von Deutschland, knüpfte manches politische Band, das erst in der Folge sichtbar wurde, und vermählte sich mit der Prinzessin Eleonore von Brandenburg, nachdem zuvor der Gegenstand seiner ersten Liebe, die schöne Ebba Brahe, dem Wunsche der Königin Mutter nachgebend, dem General Grafen de la Gardie ihre Hand gereicht hatte.

Im Juli 1621 ging G. A. mit einer beträchtlichen Flotte, auf welcher sich 22,000 M. Infanterie, 2000 Reiter und viel Geschütze befanden, unter Segel, landete den 1. Juli bei Mühlgrab unweit Riga, bemächtigte sich des Forts Dünamünde, welches den Hafen vertheidigt und schritt hierauf zur Belagerung der Festung, welche, ungeachtet des mit 14,000 M. zum Entsatze herbeieilenden Generals Fürsten Radziwil, durch den eben so kunstreich als kühn geleiteten Angriff den 16. Septbr. zur Uebergabe gezwungen wurde. Die Stadt behielt alle ihre Rechte und Freiheiten; die Jesuiten mußten aber sofort auswandern, und dies ist der erste religiös-politische Act, wodurch der nachherige Krieg mit dem Kaiser Ferdinand herbeigeführt wurde. Nach der schnell darauf folgenden Einnahme von Mitau unterwarf sich auch ganz Kurland dem Sieger, und der ohnmächtige Sigismund war froh, daß ihm ein Waffenstillstand auf 4 Jahre bewilligt wurde. Aber schon nach 2 Jahren versuchte er ihn zu brechen, zog Truppen bei Danzig zusammen und brachte die Danziger durch Versprechungen dahin, daß sie ihm ihre ansehnliche Kriegsflotte zu einer Landung in Schweden liehen. G. A. erhielt von diesem verrätherischen Plane zeitig genug Kunde, erschien den 30. Juni (1623) mit einer Flotte plötzlich vor Danzig und forderte den Magistrat auf, sich zu erklären, ob er als Freund oder Feind zu betrachten sei. Diese schnellkräftige Maßregel hatte zur Folge, daß die Danziger dem Könige Sigismund jede Unterstützung verweigerten.

Durch den Besitz von Riga hatte der König einen festen Stützpunct für seine ferneren Operationen in Polen erhalten; als daher nach Ablauf des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten auf's Neue begannen, landete G. A. (im Juli 1625) abermals mit 20,000 M. bei Riga, und eroberte in

4 Wochen ganz Liefland. Der zum Großfeldherrn ernannte Fürst Leo Sapieha hoffte aus der Vereinzelung der schwedischen Truppen großen Vortheil zu ziehen und rückte mit 12,000 M. gerades Weges gegen Riga; G. A. hatte aber Zeit genug, ein Corps von 10,000 M. zusammenzuziehen, mit welchem er den polnischen Feldherrn bei Wallhof erwartete (s. d.). Den 7. Jan. 1626 kam es hier zur Schlacht, in welcher die schwedische Infanterie den Sieg über die polnische Cavalerie davon trug, obgleich das Terrain dieser sehr günstig war. In Folge dieses Sieges wurden neue Unterhandlungen angeknüpft, welche jedoch keinen besseren Erfolg hatten, und schon im Juli landete G. A. nach kurzem Aufenthalt in Schweden bei Pillau. Seine Absicht war dies Mal auf preußisch Polen gerichtet, um den Kurfürsten von Brandenburg zu hindern, dem Könige Sigismund die Vasallendienste als Herzog von Preußen zu leisten. Braunsberg, Elbingen und Marienburg öffneten ohne erheblichen Widerstand die Thore; Danzig führte aber eine stolzere Sprache und ward deßhalb im August zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Es verdient bemerkt zu werden, daß, während der König vor Riga sich noch der Contra- und Circumvallationslinien bediente, die (im Juli 1627 erfolgende) Belagerung von Danzig durch Aufstellung eines besonderen Corps gedeckt wurde, und erst später in Folge der wiederholten Entsatzversuche der Polen das Belagerungscorps durch verschanzte Linien sich zu decken suchte. König Sigismund zog dies Mal selbst zu Felde und erschien Anfang September 1626 mit 30,000 M. bei Möve, einem von den Schweden nur schwach besetzten Magazinorte. Möve war wegen seiner Lage an der Weichsel noch besonders wichtig, weßhalb G. A. mit 3500 M. dahin aufbrach, die Besatzung verstärkte, mit hinreichender Munition versah, den Polen inzwischen ein kleines Gefecht lieferte und unangefochten nach Dirschau zurückkehrte, wo die übrigen Truppen im Lager standen. Alle nachherigen Angriffe der Polen auf Möve blieben fruchtlos; denn ihre Infanterie und Artillerie war damals vielleicht die schlechteste in Europa, weil die Polen nur zu Pferde dienen wollten. Sigismund kehrte daher bald wieder um und bezog Winterquartiere. Auch G. A. kehrte für seine Person nach Schweden zurück, um sich der Regierung des Landes widmen zu können, welcher er die größte Sorgfalt schenkte, traf aber Anfang Juli 1627 mit Verstärkung ein und schritt bald darauf zur förmlichen Belagerung Danzigs. Bei einer Recognoscirung des Forts Höft erhielt er einen Musketenschuß in die Hüfte und mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Während dieser Zeit rückte der polnische General Koniecpolski gegen das Belagerungscorps. G. A., obgleich noch nicht wieder hergestellt, wollte dem Gefecht dennoch beiwohnen und erhielt einen Schuß in die rechte Schulter. Im Laufe des Winters begab er sich zwar nach Schweden, kehrte aber im Frühjahre zurück und betrieb die Belagerung mit größtem Eifer. Die Polen versuchten alle Mittel, Danzig zu entsetzen, Koniecpolski wurde aber noch ein Mal geschlagen und gefährlich verwundet. Nach seiner Niederlage war keine Hoffnung zum Entsatz für Danzig, dem es bereits sehr an Lebensmitteln fehlte. Schon war die Festung ihrem Falle nahe, als die Weichsel plötzlich so sehr anschwoll, daß die meisten Arbeiten unter Wasser gesetzt wurden und die Belagerung aufgehoben werden mußte.

G. A. suchte nunmehr sich das flache Land zu unterwerfen; da aber Koniecpolski jeder Schlacht auswich, sich auf den kleinen Krieg beschränkte und durch seine zahlreiche und gute leichte Reiterei den Schweden großen Abbruch that, führte G. A. seine Truppen hinter die Nogat, und bezog bei Marienburg ein verschanztes Lager. Im Frühjahr 1629 langte endlich die

längst versprochene Hilfe des Kaisers, Feldmarschall Arnheim (s. d.), mit 12,000 M. an und rückte vereint mit Konieepolki's Truppen zum Angriff auf das schwedische Lager. G. A. ging ihnen mit 15,000 M. bis Stuhm entgegen, wo es den 17. Juni zu einer nichts entscheidenden Schlacht kam, in welcher der König beinahe gefangen worden wäre, worauf er wieder in sein Lager zurückkehrte, welches die Kaiserlichen und Polen zwar mit einem Angriffe bedrohten, aber bald sich in Uneinigkeit trennten. Durch Frankreichs Vermittelung kam jetzt ein Waffenstillstand auf 6 Jahre zu Stande, dessen Ablauf Sigismund jedoch eben so wenig als sein Gegner erlebte, diesen aber nunmehr als rechtmäßigen König von Schweden erkannte und ihn im Besitz der gemachten Eroberungen ließ.

In G. A's Leben beginnt jetzt ein neuer Abschnitt, der für Deutschland ungleich wichtiger ist. Schon früher hatten die protestantischen Fürsten Deutschlands seine Hilfe gegen die Bedrückungen des Kaisers und seines Feldherrn Wallenstein's (s. d.) begehrt; doch kam ihm der König von Dänemark darin zuvor, und G. A. beschränkte sich einstweilen auf eine Unterstützung der Stralsunder, als diese von Wallenstein so hart bedrängt wurden. Nachdem aber Christian IV. besiegt und der polnische Krieg so gut als beendigt war, wendete G. A. seine ganze Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten Deutschlands, und war entschlossen, für seine bedrückten Glaubensgenossen in die Schranken zu treten, wozu ihn auch persönliche Beleidigungen des Kaisers, welcher ihm den Königstitel verweigerte, und Wallenstein's geringschätzende Behandlung der schwedischen Abgeordneten beim Lübecker Congreß antrieben. Seiner eindringlichen Beredtsamkeit gelang es bald, die Reichsräthe von der Nothwendigkeit eines Krieges mit dem immer weiter um sich greifenden Kaiser zu überzeugen, und kaum waren die parlamentarischen Hindernisse beseitigt, so wurde auch zur Ausführung des kühnen Unternehmens geschritten.

Ein großer Vortheil für Schweden war es, daß in Stralsund Oberst Leslie mit 3000 M. zurückgeblieben war, wodurch man sich mit leichter Mühe der Insel Rügen bemächtigen und hier vorläufig festen Fuß fassen konnte. Bei den sehr unbedeutenden Streitkräften des Königs, bei der gänzlichen Entmuthigung der norddeutschen Fürsten, bei Wallenstein's und Tilly's Kriegsruhm und vierfacher Ueberlegenheit blieb aber ein Einfall in Deutschland sehr gewagt, und man muß hier mehr die Combinationsgabe des großen Königs als dessen Kühnheit bewundern; denn bei allen großen Unternehmungen verfuhr er stets mit Vorsicht. Aber sein heller, durchdringender Blick mochte ihm schon die Krise enthüllt haben, welche damals begann, und vielleicht war ihm selbst Wallenstein's nahe bevorstehender Sturz nicht ganz unbekannt.

Am 24. Juni 1630 landete G. A. mit 14,500 M. ausgesuchter Truppen und zahlreichem Geschütz auf der schon durch Leslie eroberten Insel Rügen, bemächtigte sich nach kurzer Gegenwehr der Inseln Usedom und Wollin, drang bis Stettin vor, und bewog den überraschten Herzog Bogeslaw von Pommern zu einem Bündnisse mit ihm. Kurz darauf führte ihm Feldmarschall Horn (s. d.) 10,000 M. aus Preußen zu; in Pommern wurden ebenfalls Truppen geworben. Außerdem hatte der König Werbeofficiere nach England, Schottland, Irland, Holland und in mehrere Hansestädte geschickt, welche im Laufe des Jahres manches neue Regiment aus alten versuchten Kriegern errichteten. Der kaiserliche General Torquato Conti hatte durch seine Erpressungen und durch die Nachsicht gegen seine Truppen sich außer Stand gesetzt, schnell eine hinreichend starke Macht bei Stet-

tin zu vereinigen, zog aber nun die im ganzen Lande zerstreuten Abtheilungen bei Gartz zusammen, besetzte Greifenhagen, verstärkte die Besatzung von Colberg und hemmte so die ersten Fortschritte des Königs. Dieser beeilte sich, vor Allem Stettin in einen tüchtigen Waffenplatz zu verwandeln, erwartete seine Verstärkungen, suchte die Kaiserlichen auch in Mecklenburg zu beschäftigen, wo ein Landsturm organisirt wurde, und ließ Torquato Conti ruhig bei Gartz, recognoscirte jedoch dessen Stellung, wobei er bald durch die schändlichste Verrätherei in Gefangenschaft gerathen wäre (s. Gartz.) Torquato ward bald nachher durch den Grafen Schaumburg im Oberbefehl abgelöst, und nun schritt G. A. zur völligen Eroberung Pommerns. Colberg wurde blokirt, Greifenhagen (s. d.) den 25. Decbr. erobert, und Schaumburg dadurch zum Rückzuge bis Frankfurt genöthigt, wobei er fast alles Geschütz und Gepäck verlor.

Frankreich ermuthigte den jungen Helden zur thätigen Fortsetzung des Krieges, schloß den 13. Jan. 1631 zu Beerwalde mit ihm ein Bündniß, zahlte jährlich 400,000 Thaler, und setzte den König dadurch in Stand, eine Armee von 30,000 M. Inf. und 6000 Reitern aufzustellen. Diese Streitmacht würde jedoch kaum hingereicht haben, Pommern zu behaupten, wenn nicht Wallenstein's Absetzung die Macht des Kaisers sehr geschwächt, und Tilly's rücksichtslose Vollziehung des Restitutionsedicts die protestantischen Fürsten Deutschlands veranlaßt hätte, sich allmälig zum Widerstande zu rüsten; doch verstrich die größere Hälfte des Jahres, bevor G. A. von ihnen directe Unterstützung erhielt, namentlich lehnten die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen jede Aufforderung, sich ihm anzuschließen, entschieden ab. Während dieser Zeit eroberten die Schweden mehrere feste Plätze in Meckelnburg. Der Fall von Demmin veranlaßte Tilly, der im Anmarsche war, wieder umzukehren und zur Belagerung von Magdeburg (s. d.) zu schreiten. G. A. ging dagegen in Eilmärschen die Oder hinauf, eroberte Frankfurt (s. d.) den 3. April mit Sturm und hoffte, dadurch Tilly zur Aufhebung der Belagerung von Magdeburg zu bewegen, was ihm jedoch nicht gelang. Nachdem auch Landsberg an der Warthe gefallen war (16. April), drang der König wiederholt in den Kurfürsten von Brandenburg, ihm wenigstens die Festungen Küstrin und Spandau einzuräumen, und dadurch den Entsatz von Magdeburg zu erleichtern; allein der Kurfürst, welcher von seinem in Oestreichs Solde stehenden Minister Schwarzenberg beherrscht wurde, war taub gegen die Bitten des Königs. Dieser rückte endlich selbst vor Berlin und erhielt theils durch Vermittelung der Kurfürstin, theils durch Drohungen, was er wünschte. Wie weit G. A. im Falle fortgesetzter Weigerung zu gehen entschlossen war, ist aus der halb scherzhaften Aeußerung gegen die Kurfürstin zu ersehen, als sie ihm den Erfolg ihrer Bemühungen mittheilte; er hätte die Absicht gehabt, den Kurfürsten mit seiner ganzen Familie gefangen nach Schweden abführen zu lassen.

Noch waren nicht alle Hindernisse beseitigt; denn die Elbe trennte den König von Tilly. Es wurden daher mit Sachsen, wegen des Ueberganges bei Wittenberg und freien Durchzugs, Unterhandlungen angeknüpft, die gleich anfangs wenig versprachen und auch noch nicht beendigt waren, als die Nachricht von Magdeburgs Fall einging. Dessen ungeachtet setzte G. A. den Marsch an die Elbe fort, eroberte Tangermünde und suchte mit dem Landgrafen von Hessen in directe Verbindung zu kommen. Jetzt spielte ihm aber Schwarzenberg einen neuen Streich. Die Festung Spandau war den Schweden nämlich nur bis zum erfolgten Entsatz von Magdeburg überlassen worden, und sollte nunmehr wieder geräumt werden. Nachdem G.

A. alle Ueberredungskünste erschöpft hatte, befahl er zwar die Räumung, aber auch zugleich die Einschließung dieser Festung und rückte mit seiner Armee zum zweiten Male vor Berlin. Die entschlossene Sprache des Königs und die Richtung der schwedischen Kanonen besiegten bald den Wankelmuth des Kurfürsten, der nunmehr mit G. A. ein förmliches Bündniß schloß, aber monatlich 30,000 Thaler zum Unterhalt der schwedischen Truppen zahlen mußte.

Nunmehr wurde zur gänzlichen Befreiung Meckelnburgs geschritten, was jetzt weniger Schwierigkeiten machte, da Tilly in's Hessische gerückt war. G. A. hatte die Freude, die von Wallenstein vertriebenen Herzoge von Meckelnburg in ihr Land zurückzuführen, und marschirte dann gegen Werben, wo 2 Brücken über die Elbe geschlagen und dieser wichtige Uebergangspunct durch fortificatorische Anlagen gesichert wurde. Im Lager bei Werben erhielt der König einige Verstärkungen aus Schweden, die ihm seine Gemahlin selbst zuführte, machte hierauf Streifzüge gegen Pappenheim's Corps bei Magdeburg, nöthigte dadurch den General Tilly, von Hessen abzulassen, überfiel dessen Avantgarde den 27. Juli bei Burgstall und Angern, und schlug 3 Tage hindurch dessen Angriffe auf die verschanzte Stellung bei Werben ohne große Mühe ab, worauf Tilly den Rückzug gegen Magdeburg antrat, bald nachher aber in Sachsen einfiel.

G. A. war ein zu scharfsinniger Politiker, um nicht vorher zu sehen, daß der Kurfürst von Sachsen seiner oft verbetenen Hilfe bald bedürftig sein werde, und folgte deßhalb den Bewegungen Tilly's auf dem rechten Elbufer, um schnell genug bei der Hand sein zu können. Seine Voraussetzung war richtig; denn kaum rückte Tilly in Sachsen ein, so führte der Kurfürst seine Truppen gegen Torgau zurück, und schickte Arnheim mit Vollmachten in das schwedische Lager. Der König war anfangs spröde, verlangte später einen dreimonatlichen Sold für seine Truppen, die Einräumung der Festung Wittenberg und den Kronprinzen als Geisel. Nachdem er sich aber von der unbedingten Hingebung Johann Georg's überzeugt hatte, schwand der frühere Groll; das Bündniß ward den 11. Septbr. (1631) geschlossen, die Schweden überschritten die Elbe, vereinigten sich den 15. bei Düben mit den Sachsen und marschirten zusammen gegen Leipzig. Der Sieg bei Breitenfeld (s. d.) besiegelte den Bund zweier Fürsten, von denen es damals abhing, dem ganzen Deutschland eine zweckmäßigere Verfassung zu geben, und die Macht des Hauses Oestreichs zu brechen. Daß Joh. Georg nach dem Tode seines mächtigen Verbündeten das beliebte Schaukelsystem wieder annahm, ist die Hauptursache von Sachsens nachherigen Unfällen gewesen. Wer zum Hammer nicht taugt, muß gewöhnlich als Amboß dienen.

Der Sieg bei Breitenfeld machte auf die protestantischen Fürsten Deutschlands einen so mächtigen Eindruck, daß sie jetzt kein Bedenken mehr trugen, offen die Partei des Königs von Schweden zu ergreifen; namentlich schlossen sich die Herzoge von Weimar und der Landgraf Wilhelm von Hessen ihm mit wahrer Liebe an. In Folge des Kriegsplans, der in Halle entworfen wurde, sollte der Kurfürst von Sachsen sofort in Böhmen eindringen, welches von Vertheidigern fast entblößt war, Feldmarschall Baner (s. d.) die ferneren Schritte Tilly's beobachten, der die Trümmer seines Heeres über Halberstadt in's Niedersächsische führte; der König nahm sich vor, in Franken einzufallen, die Fürsten der Ligue einen nach dem andern zu besiegen und so des Kaisers rechten Arm zu lähmen. Dieser Plan ist von späteren Strategen getadelt worden; er war jedoch allen Verhältnissen

angemessen. Ein Marsch nach Wien würde zwar keine Schwierigkeiten, aber auch keinen Erfolg gehabt, und den Kaiser höchstens veranlaßt haben, seine Hauptstadt zu verlassen, nicht aber Frieden zu schließen. Ferdinand's Macht konnte nur in der Ligue besiegt werden, und gegen diese richtete G. A. auch alle seine Streiche; überdies mußte er sich Frankreich zu nähern suchen und durch sein Erscheinen der seit dem 3. Aug. in Frankfurt a. M. veranstalteten Fürstenversammlung imponiren.

Der Marsch des Königs über Erfurt, Bamberg und Schweinfurt gegen Würzburg glich einem Triumphzuge. Würzburg öffnete ohne Zaudern die Thore, das feste Schloß Marienburg wurde den 18. Oct. mit Sturm, Hanau (s. d.) durch Ueberfall genommen. Die Fürstenversammlung war schon längst aus einander, als der König vor Frankfurt erschien, dessen Magistrat sich vergeblich sträubte, dem Sieger zu huldigen. Eine um diese Zeit ankommende Verstärkung von 15,000 Hessen bewog den König, auf das linke Rheinufer zu gehen und Mainz einzuschließen. Der Uebergang erfolgte den 6. Decbr. unweit Germersheim auf Schiffen und wurde von den spanischen Hilfstruppen des Kaisers nur anfangs streitig gemacht. Mainz capitulirte nach kurzer Belagerung den 13. Decbr. Johann Georg war um dieselbe Zeit im Besitze von Böhmens nördlicher Hälfte. So weit erstreckten sich also die Wirkungen des Sieges bei Breitenfeld, wobei freilich auch in Anschlag gebracht werden muß, daß der Kurfürst von Baiern, als Haupt der Ligue, den General Tilly (s. d.) hinderte, gegen Ende des Feldzuges etwas Entscheidendes zu unternehmen, wozu ihm die Mittel nicht mehr fehlten. Man darf aber auch annehmen, daß G. A. sich hauptsächlich deßhalb zuerst gegen die Ligue wendete, weil er hoffen durfte, diesen vielköpfigen politischen Körper leichter zu besiegen, als die Halsstarrigkeit Ferdinand's.

Im Rücken der großen Operationsfronte, welche von Mainz über Bamberg und Prag sich ausdehnte, wurden fortwährend Truppen geworben und Reservecorps gebildet, während G. A. (gleich Napoleon in Erfurt und Dresden) die mit ihm verbündeten oder von ihm Hilfe erwartenden oder besiegten Fürsten nach Frankfurt beschied, wo er sich selbst in königlicher Pracht zeigte, und den Protector des protestantischen Deutschlands mit vieler Würde und Selbstzufriedenheit spielte. Das Kriegsglück war nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter geblieben, und es begannen jetzt Eroberungsplane zu reifen, die nur zu lebhaft an Napoleon erinnern. Aber auch an Mordversuchen fehlte es nicht und es wurden zu verschiedenen Malen Personen eingezogen, die sich mit Dolchen bewaffnet dem Könige näherten; diese Streiche gingen von den Jesuiten aus, welche G. A. überall austrieb.

Da der Kurfürst von Baiern durch Frankreichs Vermittelung wegen zu erlangender Neutralität Unterhandlungen angeknüpft hatte, mithin von dieser Seite nichts zu befürchten stand, Englands Monarch fortwährend auf die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohns, des Kurfürsten von der Pfalz, drang und dessen rheinische Besitzungen zum Theil noch in den Händen der spanischen Truppen waren, so entschloß sich G. A. zu einem kurzen Streifzuge gegen Trier, wohin ihm die Eroberung von Kreuznach den Weg bahnte. Doch kaum hatte die Operation begonnen, als der im Bisthum Bamberg zurückgebliebene Feldmarschall Horn (s. d.) meldete, daß der Bischof treulos und Tilly im Vorrücken begriffen sei. G. A. ließ daher die noch verwendbaren Truppen sofort gegen Schweinfurt aufbrechen, die im Thüringischen gebildeten Reservecorps dazu stoßen, und sah sich nach der Vereinigung mit Horn, welcher inzwischen aus Bamberg weichen mußte, an der Spitze von 45,000 M. Tilly wartete den Stoß nicht ab, sondern ging über Nürn-

berg zurück und überschritt bald darauf die Donau. G. A. folgte ihm nach, schloß mit der freien Reichsstadt Nürnberg ein Bündniß, eroberte Donauwerth und fiel in Schwaben ein. Jetzt sollte die Reihe an Baiern kommen, mit welchem alle Unterhandlungen aufgehört hatten. Kurfürst Maximilian begab sich selbst zur Armee, welche, ungefähr 30,000 M. stark, bei Rain am Lech eine verschanzte Stellung bezogen hatte. Der Lech war damals sehr angeschwollen; dennoch war G. A. entschlossen, ihn zu überschreiten. Das lebhafte Feuer aus 72 Geschützen und der in einem schnell gezogenen Graben aufgestellten Musketiere vertrieb bald die am jenseitigen Ufer stehenden feindlichen Posten; dichte Rauchwolken, durch angezündetes nasses Stroh erzeugt, wurden von einem günstigen Winde gegen Tilly's Lager getrieben und verbargen die Brückenarbeiten, die man feindlicher Seits kaum für denkbar hielt, und so wurde den 15. April (1632) der Uebergang erzwungen, bevor noch ernstliche Anstalten zur Flußvertheidigung gemacht werden konnten. In dem auf dem rechten Lechufer beginnenden, an sich jedoch ganz unbedeutenden Gefechte wurden Tilly und Aldringen (s. d.) gleich anfangs verwundet, und der Kurfürst dadurch veranlaßt, seine Armee nach Ingolstadt zurückzuführen, wo Tilly bald nachher starb. — Man ist ein wenig verwundert, den König sich gegen Augsburg wenden zu sehen, da es zweckmäßiger zu sein schien, die ihres besten Feldherrn beraubte und dadurch ganz entmuthigte ligistisch-baiersche Armee durch lebhafte Verfolgung aus einander zu sprengen; indeß waren in jenem seltsamen Kriege die religiösen und politischen Angelegenheiten so überwiegend, daß man die Operationen nicht bloß aus militairischen Gesichtspuncten betrachten darf. Ueberdies sind G. A's Plane nur theilweise bekannt, und daß er auf den Besitz von Augsburg großen Werth legte, geht daraus hervor, daß er diese Stadt als schwedisches Eigenthum betrachtete, und die Bürgerschaft ihm den Huldigungseid leisten mußte, was in Europa, besonders in Frankreich, großes Aufsehen erregte und einen lebhaften Notenwechsel herbeiführte. Des Königs Freunde befürchteten, daß Augsburg, wo ihm zu Ehren glänzende Feste angestellt wurden, für ihn ein zweites Capua werden möchte, aber G. A. war kein Hannibal; er brach nach kurzem Aufenthalt gegen Ingolstadt auf, suchte die Stadt durch Einverständniß mit 2 baierschen Officieren zu nehmen, täuschte sich aber und marschirte dann nach München. Maximilian gab seine Hauptstadt freiwillig auf, bemächtigte sich Regensburgs und wartete hier auf die ihm vom Kaiser durch den wieder zum Generalissimus ernannten Wallenstein (s. d.) verheißene Unterstützung. Baiern wurde dadurch, ungeachtet der von den Jesuiten bewirkten Bewaffnung des Landvolkes, eine leichte Beute der Schweden, und so schien auch dieser Feind besiegt.

Der Kaiser befand sich durch die reißend schnellen Fortschritte des Königs in großer Gefahr, und hielt selbst Wallenstein's Armee, obgleich die Sachsen bereits Böhmen wieder geräumt hatten, kaum hinreichend, seine Staaten zu decken. Er suchte daher Frankreich mit Schweden zu entzweien, Dänemark aufzureizen, Sachsen vom schwedischen Bündniß abzuziehen und selbst den Papst zur Mitwirkung zu bewegen; aber Alles war vergeblich. Das Erstere verhinderte Richelieu's Staatsklugheit, das Zweite vereitelte Christian's Scharfsinn, das Dritte Joh. Georg's lobenswerthe Treue, die ihm auch reichlich vergolten wurde, und der Papst beschränkte sich darauf, den König von Schweden in den Kirchenbann zu thun.

G. A. hatte indeß vergeblich gehofft, die Baiern zu einer Schlacht zu zwingen, deren Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte, und überzeugte sich gar bald, daß man ein Land nicht als erobert betrachten könne, bevor des-

sen Armee nicht vernichtet sei. Gerade zu der Zeit, wo die schwedischen Truppen mehr als jemals im ganzen südlichen Deutschland vereinzelt waren, brach Wallenstein nach seiner endlich erfolgten Vereinigung mit Maximilian von Eger auf und marschirte gegen Nürnberg. Der König hatte diese Vereinigung bisher aus persönlichen Gründen (s. Wallenstein) für unmöglich gehalten und war nicht wenig überrascht, beeilte sich jedoch, dem Stoße zu begegnen. Das befreundete Nürnberg mußte vor allen Dingen sicher gestellt werden; er brach deßhalb den 18. Juni mit 14,000 M. Infanterie, 8000 Reitern und 60 Kanonen von München auf, und erreichte Nürnberg in forcirten Märschen so zeitig, daß er die Stadt noch vor Wallenstein's Ankunft mit einer doppelten Reihe schachbretartig angelegter Redouten umgeben konnte, hinter welchen seine Truppen Stellung nahmen. Die sehr zahlreiche Bürgerschaft wurde bewaffnet und in 24 Bat. formirt, welche den Dienst in der Stadt versahen, deren Wälle über 200 Geschütze vertheidigten. An alle entfernte Armeecorps wurden Eilboten geschickt, sich schleunigst zu nähern. Wallenstein, obgleich an der Spitze von 60,000 M., erschien erst den 5. Juli vor Nürnberg, wagte aber nicht, den König anzugreifen, sondern nahm Stellung auf den westlichen Höhen der Stadt, welche er einzuschließen suchte, was ihm jedoch nie vollständig gelang. Acht Wochen verflossen, in denen keine Partei etwas Entscheidendes unternahm, dann aber näherten sich die schwedischen Corps, welche Oxenstierna, Wilhelm und Bernhard von Weimar und Baner von mehreren Seiten herbeiführten; ihre Gesammtstärke belief sich auf 50,000 M. Wallenstein's und Maximilian's Truppen hatten sich damals durch Krankheiten und Desertion bedeutend vermindert und vermochten nicht, die Vereinigung des Königs mit seinen Unterfeldherren zu hindern. Dieser ging nunmehr zum Angriff über, bemühte sich jedoch den 4. Septbr. vergeblich, die Stellung seiner Gegner zu erstürmen (s. Nürnberg), und zog endlich den 18. von Nürnberg ab, wo General Knipphausen mit einer starken Besatzung zurückblieb. Bald darauf verließ auch Wallenstein seine Stellung, ging nach Forchheim, trennte sich hier von den Baiern und wendete sich etwas später gegen Sachsen.

G. A. hatte inzwischen noch einen Versuch auf Ingolstadt gemacht, wurde aber von Joh. Georg dringend um Hilfe ersucht, und bewährte sich als treuer Bundesgenosse. Er marschirte über Nördlingen und Rothenburg nach Schweinfurt, zog hier ein unter Herzog Bernhard (s. d.) zurückgelassenes Corps an sich, setzte den Marsch nach Erfurt fort, in der Hoffnung, Pappenheim's Vereinigung mit Wallenstein zu hindern, und folgte dann Jenem, der einen Vorsprung hatte, über Weimar bis Naumburg nach, wo er den 8. Novbr. ankam. Wallenstein hatte inzwischen ganz Sachsen erobert und war eben im Begriff, gegen Torgau zu marschiren, als die Nachricht von G. A's Ankunft bei Naumburg ihn bewog, nach Weißenfels umzukehren. Da aber der König sich bei Naumburg verschanzte und nicht weiter vorrücken zu wollen schien, schickte Wallenstein den General Pappenheim zur Eroberung von Halle ab, und verlegte seine Truppen in enge Cantonirungen. Lützen war ihnen als Sammelplatz angewiesen. — Des Königs Unthätigkeit hatte jedoch keinen andern Grund, als daß er mit dem bei Torgau stehenden Kurfürsten von Sachsen sich über dessen Mitwirkung zum allgemeinen Angriffe berathen wollte, was nur auf Umwegen, folglich mit Zeitverlust geschehen konnte; denn da des Königs Armee nur 20,000 M. zählte, Wallenstein und Pappenheim hingegen 36,000 M. hatten, so war die Aufgabe für ihn allein zu schwer.

Nachdem Grimma zum Vereinigungspunct der Sachsen und Schwe-

den bestimmt worden war, brach Gustav Adolph den **14.** November auf, um über Pegau dahin zu marschiren, erfuhr jedoch unterwegs durch die eingebrachten Gefangenen, daß Pappenheim gegen Halle marschirt sei, änderte seinen Plan und entschloß sich, Wallenstein unverzüglich anzugreifen. Bei Posern am Rippach stieß er jedoch auf Isolani's Vorpostencorps und konnte dieses Flüßchen erst am Abend überschreiten. In derselben Nacht zog Wallenstein seine Truppen bei Lützen zusammen. Am andern Morgen brach der König dahin auf und lieferte seinem Gegner eine Schlacht, in deren erstem Moment G. A. getödtet wurde (s. Lützen). Erst am andern Morgen fand man des Königs Leichnam von vielen Wunden bedeckt und fast unkenntlich. Ueber seinen Tod circulirten verschiedene Gerüchte. Die öffentliche Meinung bezeichnete lange Zeit den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg als seinen Meuchelmörder; doch hat Niemand den Beweis bündig führen können. Die Stelle, wo der tapfere König fiel, bezeichnete bis jetzt ein einfacher, aber großer Stein; doch hat man 200 Jahre später angefangen, Beiträge zu einem colossalen Denkmale zu sammeln, um auf eine dem protestantischen Deutschlande würdigere Weise die Stelle zu bezeichnen, an welcher G. A., der Retter der deutschen Denk- und Glaubensfreiheit, sein edles Leben aushauchte. — Kaiser Ferdinand zollte seinem königl. Gegner eine Thräne des Mitleids und athmete nun freier. In Madrid wurde diese wichtige Begebenheit dramatisirt, unter dem Titel: „Der Tod des Königs von Schweden, Trauerspiel in 24 Akten;" die Vorstellung dauerte 3 Tage.

G. A. starb im noch nicht vollendeten 38. Jahre, in voller Manneskraft, und würde bei seinem rastlosen Streben ganz Deutschland unstreitig eine sehr veränderte Gestalt gegeben haben; doch wäre es nutzlos, sich in Hypothesen zu verlieren. Er hinterließ eine Tochter, die nachherige Königin Christine, welche durch manche Bizarrerie eine zweideutige Berühmtheit erlangt hat, außerdem einen natürlichen Sohn, den Grafen Wasaburg (starb 1653), den er mit der Tochter des Generaldirectors Cabelliau zeugte. Der größte Regent und Feldherr seiner Zeit, nimmt G. A. einen würdigen Platz zwischen Cäsar, Alexander (nach deren Muster er sich gebildet), Friedrich d. Gr. und Napoleon ein, und steht an Edelmuth vielleicht höher, als diese alle. Er hatte einen kräftigen Gliederbau, ein eben so einnehmendes als majestätisches Aeußeres; kräftige, regelmäßige Gesichtszüge, eine hohe, freie und etwas zurückgebogene Stirn, ein blaues und lebhaftes Auge kündigten den Herrscher an. Starkes blondes Haar und ein schöner herabhängender Schnurrbart schmückten das von der Sonne gebräunte Gesicht. Kurzsichtigkeit war sein einziges körperliches Gebrechen. Mit der höchsten persönlichen Tapferkeit und Geistesgegenwart vereinigte er die größte Besonnenheit und ruhigste Ueberlegung. Am Tage der Schlacht führte ihn seine Kampflust oft zu weit in das Getümmel; doch entschied er nicht selten den Kampf an der Spitze der Reiterei. Unbeschränkt war seine Herrschaft über die Gemüther; in Allem, was er sprach und that, offenbarte sich das Walten eines großen Geistes, der die schwächeren mit sich fortreißt, indem er sie nicht durch Furcht, sondern durch die unbegrenzte Hochachtung unterwirft, und diese Herrschaft verdankte er weniger seinen intellectuellen Gaben und kluger Berechnung, als den vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens. G. A. hat fast in allen Zweigen des Kriegswesens große Verbesserungen eingeführt, die sich nach und nach über alle europäische Heere verbreiteten; er hat der Kriegführung einen neuen Aufschwung gegeben und gezeigt, wann man vorsichtig oder kühn sein soll. Noch größeren Ruhm erwarb er sich durch Ein-

führung einer strengen, man möchte hinzu setzen auf Gottesfurcht begründeten Disciplin, wodurch er den Krieg menschlicher machte. In allen schwedischen Lagern herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit; bei der Pünctlichkeit, mit welcher alle Lebensmittel nach dem Marktpreise bezahlt wurden, war niemals Mangel daran, während die rohen Scharen Wallenstein's die ihrigen oft weit herholen mußten. Täglich wurde drei Mal Gottesdienst gehalten. Vor Anfang jeder Schlacht betete der König laut vor der Front, worauf ein geistliches Lied angestimmt wurde. Das moralische Element der Truppen wurde durch diese, von den kirchlichen Spaltungen und unklugen Verfolgungen der katholischen Fürsten genährten, religiösen Begeisterung nur noch mehr entflammt. Die Ueberlegenheit und Güte der schwedischen Artillerie, das gut unterhaltene Feuer der Musketiere und die heldenmüthige Ausdauer der Truppen verschafften dem Könige fast immer den Sieg. Doch man würde nicht fertig, wollte man seine vorzüglichen Eigenschaften auch nur skizziren. Sein einziger Fehler war Heftigkeit, doch suchte er jede Ueeilung wieder gut zu machen; er sagte in dieser Beziehung oft: „Ich bin gern nachsichtig gegen die Schwächen Anderer; deßhalb mag auch meine Hitze einige Nachsicht verdienen.“ G. A. besaß ein seltnes Rednertalent, sprach gern und viel, bisweilen aber auch besser, als er dachte. Als einst ein Schmeichler sagte: „er sei zum Heile der Menschheit geboren, um durch seinen Heldenmuth den Glanz und die Größe der schwedischen Nation zu vermehren, gab G. A. folgende merkwürdige Antwort: „Sagt vielmehr, daß dies ein Zeichen des göttlichen Zornes ist. Wenn der Krieg, den ich führe, ein Heilmittel ist, so ist dieses noch unerträglicher, als die Krankheit selbst. Gott entfernt sich nie von dem gewöhnlichen Wege, ohne Jemand damit strafen zu wollen. Es ist ein Beweis seiner Liebe gegen die Völker, wenn er ihnen Könige mit gewöhnlichen Seelen giebt; denn derjenige, welcher keiner hohen Begeisterung fähig ist, wird nur Entwürfe ausführen, die seinen Fähigkeiten angemessen sind. Ruhm und Ehrgeiz beunruhigen ihn nicht; widmet er sich seinen Geschäften, so werden seine Staaten um so glücklicher sein; überläßt er dieselben seinen Ministern, so ist das Schlimmste, was daraus entstehen kann, daß diese sich und ihre Freunde auf Kosten des Staats bereichern, worüber diejenigen murren, welche nichts davon bekommen. Aber diese Uebel sind noch klein und stehen in keinem Verhältniß zu denen, die der Ehrgeiz eines großen Königs nach sich zieht. Die unmäßige Leidenschaft für den Ruhm bringt zuerst ihn selbst und dann auch seine Unterthanen aus der Ruhe. Er hält diejenigen für seine Feinde, welche sich nicht mit ihm zu kriegerischen Zwecken verbinden wollen. Er gleicht einem gewaltigen Strome, der Alles mit sich fortreißt und große Umwälzungen verursacht, und indem er seine Waffen eben so weit als seine Hoffnungen trägt, erfüllt er die Welt mit Schrecken und Verwirrung.“ Dies sind erhabene Worte in dem Munde eines Königs; aber sie klingen seltsam in dem eines Eroberers, und das war G. A. im letzten Abschnitte seines Lebens geworden.

(Arkenholz und M. D. M . . . histoire de Gustave Adolphe, zugleich eine kritische Würdigung der Biographie des Dr. Harte. — Lundblad, schwedischer Plutarch. — Theatrum europaeum. — Dr. von Kabbe, Geschichte von Schweden. — Schiller's Geschichte des 30 jährigen Krieges. — Le soldat suédois.) Pz.

Gustav III., nach Gustav Adolph und Karl XII. (s. d.) der berühmteste unter den schwedischen Königen, ein Mann von seltenem Ehrgeize und einer nicht zu befriedigenden Herrschsucht, aber von einer milden, leutseligen

Freundlichkeit, die ihm trotz seiner vielen Mißgriffe als Regent doch eine liebevolle Achtung bei der Nachwelt erhalten hat, geboren den 24. Jan. 1746, war der Sohn des Herzogs Adolph Friedrich von Holstein=Gottorp, seit 1751 erwählten Königs von Schweden und der Schwester Friedrich's II., Ulrike Louise. Vergebens suchten G's Erzieher, die Grafen Tessin und Scheffer, dessen die Herzensgüte verdunkelnden unbegrenzten Ehrgeiz zu mäßigen; ritterliche Uebungen, die Vergnügungen des geselligen Lebens, daneben aber auch Wissenschaft und Kunst waren die Lieblingsbeschäftigungen des feurigen Jünglings. Kaum zur Regierung gelangt (12. Febr. 1771), war es des Königs eifrigstes Bestreben, den Sieg über die Parteien des Adels zu erkämpfen, die, in ihrem Interesse zwar ganz verschieden, doch gemeinschaftlich darauf hinarbeiteten, die königliche Macht zu vernichten. Sein Vater hatte nicht Energie genug gehabt, einen offenen Bruch mit den Reichsständen zu versuchen; aber G. wollte durch Gewalt und List das Aeußerste daran setzen, seinen Trieb nach Ehre und Macht zu befriedigen. Sein freundliches, anspruchsloses Betragen gegen alle diejenigen, die sich ihm naheten, erwarben ihm bald die Liebe seiner näheren Umgebungen und ermuthigten ihn, seinen Plan mit Festigkeit zu verfolgen. Bald war es ihm gelungen, den größten Theil der Officiere an sein Interesse zu fesseln und so sich eine Partei zu gewinnen, mit deren Hilfe er den Widerspenstigen entgegentreten konnte. G. hatte in Verbindung mit den angesehensten Männern eine neue Verfassung entworfen, die er vermittelst einer Revolution, die er in der Hauptstadt, seine Brüder in den Provinzen leiten sollten, einzuführen gedachte. Der zu Christianstadt befehligende Hauptmann Hellichius war der Erste, der den Reichsständen den Gehorsam versagte; Herzog Karl belagerte, damit einverstanden, die Stadt zum Schein, während der König in der Hauptstadt die größte Theilnahmlosigkeit so glücklich erheuchelte, daß er die anfänglichen Besorgnisse des Ständeausschusses niederschlug, und selbst an den zu Aufrechthaltung der Ruhe in der Residenz vom Reichstage anbefohlenen Bürgerpatrullen Theil nahm. Ohne seinen Gleichmuth zu ändern, wohnte derselbe noch am Abende vor dem zur Ausführung bestimmten Tage einem Hoffeste bei und vermied sorgfältig jede Mißhelligkeit mit den Vertretern des Reichs. Aber am 19. Aug. 1771 ließ der König, nachdem er sich des Arsenals und der Truppen versichert hatte, während des Wechsels der Gardewache alle Officiere der Garnison zu sich bescheiden, eröffnete ihnen seine Ansicht, ließ die Widerspenstigen festnehmen, und befahl in einem Ausrufe den Einwohnern Stockholms, nur seinen Anordnungen zu gehorchen. Am folgenden Tage mußten der Stadtmagistrat und die Stände der neuen Constitution beitreten, während der Schloßhof und alle Zugänge mit Kanonen und zahlreichen Truppen besetzt waren. Keiner wagte sich der Uebermacht zu widersetzen; die Reaction war beendet. Unbedeutende Aufstände in den Provinzen wurden bald mit Gewalt der Waffen gedämpft. Hatte auch das Benehmen des Königs und dessen unverkennbares Streben nach unumschränkter Macht die lebhaftesten Besorgnisse seines Volkes erregt, so folgte doch nach dem Hauptsturme eine glückliche Ruhe. G. bereiste Schweden, Deutschland, Italien und Frankreich, 1783 und 1784, und bemühete sich, nach Kräften das Wohl seiner Unterthanen zu fördern. Aber sein Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg mit Rußland. Mit bewundernswerther Eile wurde eine beträchtliche Flotte, die des Königs Bruder, der Herzog von Südermannland, befehligte, ausgerüstet und alle Truppen aus den entferntesten Theilen des Reichs nach Finnland gesendet, so daß im Juni 1788 33,000 M. schlagfertig unter den Befehlen des Königs standen. Ihm ge=

genüber commandirte zu Lande General Mussin Puschkin, zu Wasser der berühmte Seeheld Admiral Greigh. Aber eben als G. seine Unternehmungen durch einen lebhaften Angriff auf Friedrichshamm (s. d.) beginnen wollte, empfing er die Nachricht von der plötzlichen Empörung des größten Theiles seines Heeres an der finnischen Grenze, welches sich gegen einen Angriffskrieg erklärte und mit den Russen einen Waffenstillstand schloß. Der König begab sich zu den ihm besonders ergebenen Dalekarliern und sammelte bald ein Heer Freiwilliger, entschlossen, die bittere Kränkung dem Feinde zu vergelten. Auch versicherte der preuß. Gesandte zu Stockholm dem König den Beistand seines Monarchen zu Rettung seiner verletzten Ehre. Mit den Ständen über die verwickelte Lage des Landes sich zu besprechen, berief G. auf den 2. Febr. 1789 einen Reichstag nach Stockholm und befestigte hier von Neuem die Anhänglichkeit des Bürger- und Bauernstandes an seine Person, so daß er es wagen konnte, die widersetzlichen Mitglieder des Adels, worunter die Grafen Fersen, Brahe, Horn u. A., zu verhaften, und die Annahme einer sogenannten Sicherheits- und Vereinigungsacte zu erzwingen, die im Wesentlichen die Verfassung von 1771 bestätigte und dem Könige eine fast unumschränkte Gewalt einräumte. Lebhafter als zuvor begann nun der ritterliche Held den Krieg gegen Rußland und erwarb sich in den mit abwechselndem Glücke geführten Kämpfen den Ruhm eines vortrefflichen Feldherrn. Tapferen Widerstand und unerschrockenen Muth stellte G. der feindlichen Uebermacht entgegen; die blutigen Schlachten bei Friedrichshamm (s. d.), Swenskfund (s. d.) und auf dem Festlande von Finnland sind Zeugen seiner Thaten. Aber er war nicht den Streitkräften gewachsen, die Rußland täglich mehr gegen ihn entwickelte. Der Friede von Werelä (s. d.) beendete den ungleichen Kampf, 14. Aug. 1790, welcher, anstatt dem Könige eine heilsame Lehre zu sein, ihn zu noch größeren Unternehmungen reizte. Bei einer abermaligen Reise nach dem Continente, 1791, suchte er seinen Lieblingsplan zu verwirklichen, ein Bündniß zwischen Rußland, Preußen, Oestreich und Schweden zu Stande zu bringen und mit dessen Hilfe den König Ludwig XVI. wieder auf den Thron zu setzen. In der That gelang es ihm, mit Rußland sich zu diesem Zwecke zu vereinigen. Während er aber diesen kühnen Planen nachging, die nicht ohne Einfluß auf die damaligen Zeitverhältnisse hätten sein können, und die Verhältnisse in seinem Vaterlande zu vergessen schien, hatten diese eine immer ungünstigere Wendung genommen. Der mit dem Verfahren des Königs unzufriedene Adel, mißvergnügt, in seinen ererbten Vorrechten so absichtlich zurückgesetzt zu werden, hatte sich zum Theil gegen den Monarchen vereinigt und beschlossen, eine Veränderung im Stande der Sachen herbeizuführen, die nöthigenfalls durch den Tod G's in's Werk gesetzt werden sollte. Insbesondere waren die Grafen Horn, Ribbing, die Barone Engström, Bielke, der General Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und Fähndrich Ankarström zusammengetreten, ihr Vaterland von dem Könige zu befreien und die Aristokratie wieder herzustellen. Horn, Ribbing und Ankarström hatten sich um die Ehre gestritten, den Mord zu begehen; das Loos hatte den Letzteren getroffen. Der König, vielfach gewarnt, zweifelte an der Möglichkeit; unbesorgt besuchte er einen Maskenball am 16. März 1792, obgleich ihm vorher der Oberstlieutenant Liljehorn dieses abgerathen hatte; aber indem er in den Saal trat und eine Maske, der Graf Horn, ihn mit den Worten begrüßte: „Guten Tag, schöne Maske!“ drückte Ankarström, dem dieses, weil er den König nicht genau kannte, zum Zeichen diente, seine Pistole auf ihn ab, und brachte ihm eine Wunde in der Seite bei, an der

er den 29. März starb. Der Mörder büßte seinen Frevel auf dem Schaffot, die Mitschuldigen wurden des Landes verwiesen. Noch vor seinem Tode hatte der König die Regierungsgeschäfte geordnet und seinen Sohn Gustav IV., Adolph, zu seinem Nachfolger, den Herzog Karl von Südermannland zum Regenten und seinen Liebling, den Baron Armfelt (s. d.), zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt.

(Gesch. Gustav's III. von einem schwedischen Officier. Frankfurt und Leipzig, 1810. — Assassinat de Gust. III. par un off. polon. Paris, 1797. — Geschichte des schwedisch-russischen Krieges. Frankfurt a. M., 1792.)

C.

H

Haarzüge (Waffenl.), s. Büchse.

Habert, Pierre Joseph, Baron, geboren den 22. Decbr. 1773, begann seine militairische Laufbahn in einem Alter von 19 Jahren als Hauptmann beim 4. Bat. der Yonne, wohnte vom Jahre 1792 an fast allen Kriegen bei, welche die Republik gegen ihre Feinde führte, nahm unter anderen Theil an der Expedition nach Irland und gerieth dabei in die Gefangenschaft der Engländer. Nach einigen Monaten wieder ausgewechselt, ward er mit Aufträgen zu der Armee in Aegypten gesandt und begleitete während dieser Expedition den damaligen Obergeneral Bonaparte in der Eigenschaft eines Adjutanten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich zum Obersten des 105. Infanterieregiments ernannt, erwähnen die Bulletin's des Kaiserreichs seiner zuerst nach der Schlacht von Jena, wo er dem Feinde 6 Geschütze und eine Fahne abnahm, später nach der Schlacht bei Eilau, während welcher H., als der Marschall Augereau blessirt wurde, einige Zeit das Commando übernahm, bis der General Compans eintraf. Am 10. Juni 1807 bei dem Gefechte von Heilsberg, als die russische Cavalerie die franz. Linien zu durchbrechen drohte, war es das Regimentscarré von H., welches den Angriff so lange aufhielt, bis die augenblickliche Unordnung wiederhergestellt war. Er erhielt bei dieser Gelegenheit 2 Schußwunden. Den 18. Febr. 1808 zum Brigadegeneral ernannt, ward H. zur Armee nach Spanien gesandt und empfing dort das Commando einer Division. Die Tagebücher der Belagerungen von Saragossa und Lerida erwähnen seiner mit vieler Auszeichnung. Fast bei allen Angriffen und gefährlichen Unternehmungen auf diese Festungen ward dem General H. ein Commando zu Theil. Unter seine glänzendsten Waffenthaten gehört die Einnahme des Forts von St. Philippe und die Erstürmung von Tarragona, den 28. Juni 1811, an der Spitze von 18 Elitencompagnien. Zum Gouverneur von Tortosa ernannt, verließ er diese Stadt, um einen rühmlichen Antheil an der Schlacht von Sagunt zu nehmen, und befehligte auf dem Rückzuge des Marschalls Suchet nach Catalonien dessen Arrièregarde. Später erhielt er das Commando von Unter-Catalonien und den Oberbefehl in Barcelona. Namentlich in dieser Stellung, nachdem die franz. Armeen bereits über die Pyrenäen zurückgegangen waren, erwarb sich H. durch die schöne Vertheidigung von Barcelona, welches von 30,000 Feinden eingeschlossen wurde, einen ausgezeichneten Ruf. Nach der Convention von Paris, den 23. April 1814, übergab er das Commando der Provinz und Stadt dem spanischen General Copons und führte seine Division nach Frankreich zurück. Als

Anerkennung seiner Verdienste empfing er das Großkreuz der Ehrenlegion und ward gleichzeitig zum Generalinspecteur der Infanterie ernannt. Während der 100 Tage befehligte Habert eine Division von der Nordarmee, ward bei Mont-Saint-Jean schwer blessirt und hat seit dieser Zeit den Dienst verlassen. R.

Hackebord ist hinten am Spiegel des Schiffes eine Verzierung, welche, ohne einen besondern Zweck zu haben, demselben ein gefälliges Ansehen giebt. Die Franzosen nennen es le couronnement du vaisseau.

Haddik, Andreas, Graf von, k. k. östreich. Feldmarschall, Hofkriegsrathspräsident, Geheimerrath, Großkreuz des Marien-Theresienordens, wurde im J. 1710 geboren und widmete sich in seiner Jugend den juristischen Studien. Nachdem er bereits die akademischen Würden errungen, auch eine Procuratorstelle angetreten hatte, wandte er sich plötzlich zum Militairstande und wurde in den letzten Feldzügen des Prinzen Eugen v. Savoyen, 1734 und 1735 am Rheine, in die große Kriegsschule eingeführt. Gegen die Türken focht H. 1738 und 1739; mit Auszeichnung wurde er in den Kriegen genannt, die Marie Theresie wegen der Erbschaft ihres Vaters von 1741 an führen mußte. Seine vorzüglichsten Thaten waren, daß er sich 1746, kurz vor der Uebergabe von Brüssel, mit seiner Mannschaft glücklich durch die Franzosen durchschlug, und daß er 1748 eine beträchtliche, nach Bergen-opzoom bestimmte Zufuhr aufhob und deren Bedeckung zerstreute.

Der 7 jährige Krieg führte H. auf einen neuen Schauplatz; das Gefecht bei Moys, am 30. Aug. 1757, war eine seiner glänzendsten Waffenthaten. Bald darauf machte er den eben so genau berechneten, als kühn ausgeführten Streifzug nach Berlin. Während der König von Preußen in der Gegend von Naumburg die Bewegungen der Franzosen und der Reichsarmee beobachtete, ging H. durch die Lausitz und stand am 16. Octbr. vor Berlin, das, ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, nur mit Pallisaden verwahrt, von 2000 M. Landmiliz und einigen hundert Depotsoldaten besetzt war, und so von 4000 entschlossenen Soldaten leicht bezwungen werden konnte, wenn die Einwohner nicht Zeit behielten, an der Vertheidigung Theil zu nehmen. H. griff das Köpeniker und Cottbusser Thor zugleich an, ließ am ersteren die Pallisaden einschießen, drängte die Vertheidiger zurück und rückte ein. Berlin mußte 200,000 Thaler Contribution zahlen, auch erbat sich der östreich. General 2 Dutzend Paar mit dem Stadtwappen gestempelte Damenhandschuhe, um sie seiner Monarchin als einen Beweis seines Aufenthaltes in der feindlichen Hauptstadt zu übersenden. Die Hilfe für Berlin war nahe; H. durfte die preuß. Truppen nicht erwarten, und verließ nach 24 Stunden Berlin, um sich mit dem Corps des Grafen Marschall in der Oberlausitz zu vereinen. Im Feldzuge von 1758 besetzte H. Pirna und deckte die Belagerung des Sonnensteins; ein Versuch auf Torgau gelang ihm aber nicht. Im Feldzuge von 1759 commandirte H. die bei der Reichsarmee befindlichen östreich. Truppen, später beförderte er die Vereinigung Laudon's mit den Russen; doch im August lieferte er dem preuß. General Fink ein unglückliches Treffen bei Guben. Nach der Uebergabe von Dresden (s. d.) stieß H. wieder zur Reichsarmee, und lieferte im September ein unentschiedenes Gefecht bei Korbitz unweit Dresden. Sein Corps wurde aufgelöst; für seine Person blieb er bei der Reichsarmee, deren Oberbefehl er am Ende des Jahres 1762 übernahm.

Nach geschlossenem Frieden ward H. commandirender General in Siebenbürgen, später in dem neu erworbenen Gallizien; seine Verdienste verschafften ihm 1774 den Marschallsstab und das Präsidium des Hofkriegs-

rathes; früher war er schon in den Grafenstand erhoben, so wie zum Geheimenrathe und Obergespan von Barsch ernannt worden. — Im baierschen Erbfolgekriege, 1778 bis 1779, folgte H. der Armee, und unstreitig konnte die Gegenwart des Hofkriegsrathspräsidenten nur vom günstigsten Einflusse sein. Aber noch ein Mal sollte der Greis H. auf dem Kriegsschauplatze auftreten; denn in einem Alter von 79 Jahren erhielt er das Commando über die gegen die Türken stehende östreich. Hauptarmee. Das Hauptquartier wurde vorwärts gelegt, alle Anstalten getroffen; doch die Thätigkeit von H's Geiste ward durch die Abnahme der Körperkräfte, die eine am Fuße erlittene Beschädigung noch vermehrte, so geschwächt, daß er genöthigt war, den Oberbefehl an den Feldmarschall Laudon abzutreten. Schon sehr entkräftet, gelangte H. nach Wien, kränkelte etwas, und der Tod des Kaisers, der auf dem Sterbebette noch Abschied von seinem Feldmarschall nahm, griff seine Gesundheit noch mehr an; er starb nach kurzem Krankenlager am 12. März 1790. (Vergl. Thaten und Charakterzüge berühmter östreich. Feldherren.) F. W.

Hafen nennt man den Ort, wo Schiffe bequem und sicher sich aufhalten, beladen, bemannt und ausgerüstet werden können. Man unterscheidet See- und Strom- oder Flußhafen. Sie gehören zu den militairisch wichtigen Puncten, mittelbar zur Beförderung des Handels mit auswärtigen Staaten, unmittelbar als Bau- und Bergeplätze unserer Kriegsflotte, welche jenen befördert und unsere Besitzungen gegen feindliche Angriffe vertheidigt. Diesen Zwecken nach theilt man sie in Kriegs- und Handelshafen. Von ersteren soll vorzugsweise hier die Rede sein; indessen ist ein Kriegshafen oft zugleich auch ein Handelshafen, und man nennt ihn dann einen gemischten. Die vornehmsten Bedingungen eines guten Hafens sind, daß er von allen Seiten gegen Winde, Strömungen und feindliche Anfälle geschützt sei, daß er einen guten Ankergrund besitze, geräumig sei und einen bequemen Landungsplatz und Einfahrt habe. Hat die Natur alle diese Bedingungen von selbst erfüllt, was inzwischen, namentlich bei Kriegshafen, selten der Fall ist, so heißen sie natürliche, müssen sie aber durch Menschenhände ersetzt werden, künstliche Hafen (s. Hafenbefestigungen.) Bei der Wahl eines Hafens hat der politische Zustand eines Staates in Bezug auf Handel, Schifffahrt und Krieg, eine wichtige Stimme; außerdem wird man sich für den Platz bestimmen, welcher die meisten oben angeführten Grundsätze in sich vereinigt oder die leichtesten Mittel bietet, sie zu erreichen. Es wird außerdem von großem Nutzen sein, wenn sich in der Nähe des Hafens eine hinlänglich geräumige Rhede (s. d.) befindet, wenn ferner die umliegende Landgegend reich an Erzeugnissen ist, welche zum Baue, zur Unterhaltung und Ausbesserung der Schiffe dienen können. Die Tiefe des Wassers für große Kriegsschiffe muß 25 — 30 Fuß betragen. Eine regelmäßige Gestalt des Hafens ist deßhalb wünschenswerth, weil dadurch die Raumbenutzung erleichtert wird. Die bekannten regelmäßigsten Hafen der Alten waren zu Antium, Ostia (Porto), Terracina und Civita-Vecchia. Bei Hafen, welche Handels- und Kriegsschiffe zugleich aufnehmen sollen, müssen die Kauffahrteischiffe durch einen hohen und breiten, doch mit Durchfahrtsschleusen versehenen Damm von den Kriegsschiffen getrennt werden, eines Theils, um Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche die verschiedenartigen Geschäfte der Marine und des Handels herbeiführen könnten, andern Theils aber, um die Arbeiten und Bewegungen des Kriegshafens, wenn es nöthig ist, verborgen zu halten. In der Art waren die Hafen der Alten von Alexandria, Carthago

und Rhodos eingerichtet, und sind es heut' zu Tage die von Copenhagen, Toulon, Venedig und mehrere andere. Unter einer guten Ein- oder Ausfahrt (Hafenmund) versteht man, daß dieselbe eine von dem herrschenden Hauptwinde sowohl, als von dem Fluthstrome abgewendete Richtung habe, damit das Aus- und Einlaufen der Schiffe nicht von diesen abhängig werde. Bei großen Strommündungen, die sich zu Hafen ausbilden, aber auch bei Hafen, vor deren Mündung die See in der Ebbe weit zurücktritt, bilden sich in der Regel Versandungen, welche endlich dem Einlaufen größerer Schiffe hinderlich werden. Diesem zu begegnen, sucht man durch 2 neben einander gelegte Dämme nach dem Meere zu eine heftigere Strömung zu bewirken und nennt einen solchen Bau eine Hafenstraße. Fast alle Hafen längs der franz. Küste am Ocean und am Canale müssen Hafenstraßen haben, als: Bajonne, Boulogne, Calais, Cherbourg u. s. w.; ja es kommt vor, daß fast der ganze Hafen, wie z. B. Helvoetsluis, eine solche Hafenstraße ist. Hafen an Seen, wie das mittelländische Meer, welche eine unbedeutende Abwechselung von Ebbe und Fluth haben, bedürfen der Hauptstraßen nur, wenn man sich derselben zur Einschränkung eines in den Hafen zur Erhaltung der Tiefe geleiteten Flusses bedienen will, wie bei Bajonne, Colberg, Memel und Riga. Die inneren Hafen oder Bassins sind große Wasserbecken, welche in einem Hafen angelegt werden, wo das Fluthwasser zwar tief genug ist, allein wo bei der Ebbe eine so geringe Wassertiefe eintritt, daß die großen Schiffe auf dem Strande liegen würden — wie bei den meisten Hafen an der Nord- und Westküste Europa's — wenn man nicht mittelst einer Schleuse während der Fluthzeit Wasser einließe und selbige bei Eintritt der Ebbe schlösse, wodurch die Schiffe flott erhalten werden. Dergleichen innere Hafen finden sich in Italien zu Civita-Vecchia, in England zu London, Liverpool rc., in Frankreich zu Cherbourg, eben so in Dünkirchen und Havre. Unter Hafendämmen oder Molen, Kaien, versteht man die wesentlichen Bauwerke, durch welche die Hafenräume gebildet und gegen die Einwirkungen des Meeres gesichert werden. — Unter den alten Völkern besaßen die Griechen und Römer die bestangelegten Häfen. Sie umgaben dieselben mit Mauern und Thürmen, die nicht nur Schutz gegen die Stürme gewähren, sondern auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe dienen sollten. In der neueren Zeit findet man an der West- und Nordküste Europa's die für Krieg und Handel am geeignetsten Hafen; allein die meisten haben zur Zeit der Ebbe wenig oder gar kein Wässer. Deßhalb können die Schiffe nur zur Fluthzeit und große Schiffe oft gar nicht einlaufen, sondern müssen sich auf der Rhede vor Anker legen. Einige besitzen zwar Wasser und Raum genug, um ganze Flotten zu beherbergen, haben aber eine zu weite Mündung und in derselben der Ein- und Ausfahrt Gefahr bringende Klippen. Die Häfen des mittelländischen Meeres sind, wenn es der Wind nicht hindert, fast immer zum Ein- und Auslaufen der Schiffe tauglich, weil dieses Meer nur eine sehr geringe Ebbe und Fluth hat. Englands Hafen sind von der Natur am meisten begünstigt; es besitzt daher unter allen europäischen Staaten auch die besten und unter diesen nur zweie, welche ihre Anlegung ganz der Kunst verdanken, Liverpool und Ramsgate. Unmittelbar nach den englischen kommen die niederländischen Hafen, obschon die Kunst bei ihnen das Meiste gethan hat. Sie haben vor anderen den Vorzug, daß fast alle durch Canäle mit dem innern Lande verbunden sind. Zu den besten Häfen rechnet man außerdem noch Copenhagen, Kronstadt und Caraca bei Cadix.

(Vergl. Belidor, Architectura hydraulica, II. Thl., 7. u. 8. Abtheil., übersetzt 1769. — Deutsche Encyklopädie oder Realwörterbuch der Künste und Wissenschaften, 14. Band, 1789.) R.

Hafenbefestigungen kommen hauptsächlich bei Kriegshafen vor, und gehören dann, wie die Befestigungen des ganzen Platzes, zu den permanenten Befestigungen. Ihre Hauptbestimmung ist, den Hafen und auch die Rhede gegen die Annäherung feindlicher Kriegsschiffe zu schützen. Sie liegen deßhalb immer am Meeresstrande und bei Hafendämmen, oft auch auf diesen. Da diese Befestigungen den Kampf mit jenen schwimmenden Festungen glücklich bestehen sollen, so gehört auch dazu, daß ihre Vertheidigungsmittel jenen Angriffen gewachsen, gegen dieselben hinlänglich gesichert und so zu verwenden sind, daß sie gegen alle die Puncte in Thätigkeit gebracht werden können, von wo aus man durch die ihre Position leicht verändernden Kriegsschiffe beschossen werden kann. Die Hauptangriffswaffe der Kriegsschiffe, wogegen man sich hauptsächlich sicher stellen muß, sind die schweren Schiffskanonen und die Schiffsmörser; gestattet es aber das Fahrwasser, den Schiffen sich bis auf Gewehrschußweite zu nahen, so muß man auch bei den Befestigungen auf die aus den Mastkörben kommenden Kleingewehrkugeln Rücksicht nehmen.

Hiernach würde man etwa folgende Regeln als die wichtigsten betrachten können, welche bei Hafenbefestigungen zu befolgen wären:

1) dieselben müssen den Schiffsbatterien an Zahl und Kaliber der Geschütze gewachsen und gegen jene möglichst gedeckt sein.

Durch Etagenkasematten, wie sie z. B. Montalembert vorschlägt, wird sich dieser Zweck, vorzüglich bei beschränktem Raume, am sichersten erreichen lassen. Man wendet gegen diese Befestigungen zwar ein, daß sie, wie andere freistehende Kasematten, zu gute Zielpuncte für das Angriffsgeschütz abgäben, und daß es deßhalb vortheilhafter sei, nur ganz niedere Strandbatterien zu erbauen; allein die Schüsse der Schiffskanonen haben wegen der immerwährenden Schwankungen des Schiffes eine geringere Wahrscheinlichkeit des Treffens, weßhalb ihre Wirkung nicht ganz mit der der Belagerungsbatterien gleichzustellen ist.

2) Hoch gelegene Strandbatterien können, wenn das Mastkorbfeuer nicht zu fürchten ist, über Bank feuern und bedürfen auch keiner Ueberdeckungen, sobald man von Wurfgeschützen nichts zu fürchten hat.

3) Die Form der Befestigungen und die Schartenanordnung muß von der Art sein, daß man jedes in den Geschützbereich kommende Kriegsschiff mit einer hinlänglichen Anzahl Geschütze beschießen kann.

Montalembert empfiehlt dazu die krummlinige Gestalt, welche vorzüglich die Enden der Strandbatterien erhalten müssen, damit die Schiffe nirgends beilegen können, ohne beschossen zu werden.

4) Jede Strandbatterie muß eine selbstständige Vertheidigung haben und nicht in der Kehle angegriffen werden können. Es muß ein eingeschlossenes Fort sein, dessen Geschütz jedem Angriffe auf der Landseite, wie von der See her gewachsen ist.

Bei allen Hauptbefestigungen dieser Art muß man auch auf den Angriff von der Landseite Rücksicht nehmen, sobald dieser ausführbar ist, und wenigstens muß die Kehle gegen Sturm gesichert sein, wenn man von Landungstruppen einen Ueberfall befürchten könnte.

Eine ausführlichere und durch Pläne erläuterte Beschreibung solcher Hafenbefestigungen enthält die fortification perpendiculaire von Montalembert,

so wie die deutsche Uebersetzung: Die Vertheidigung stärker als der Angriff 2c., von Hoyer. P.

Hagel (Artillerie), s. Kartätschen.

Häger oder **Heeger** nennt man die durch Ablagerungen von Kies entstehenden Erhebungen eines Flußbettes, welche bei niedrigem Wasserstande oft kleine Inseln bilden, deren höhere Stellen nicht selten bewachsen sind. Bei Aufsuchung von Uebergangspuncten verdienen sie besondere Rücksichten, indem hier die Flüsse mit leichterer Mühe überbrückt werden können. Fuhrten (s. d.) sind jedoch selten in der Nähe, weil die Strömung gewöhnlich stark, die Wassertiefe beträchtlicher ist, als an anderen Orten (s. Inseln). Pz.

Haiden oder **Heiden** (bruyères, landes) werden die größtentheils mit Haidekraut bedeckten Ebenen genannt, welche man in Norddeutschland, Jütland, Nordniederland, im südwestlichen Frankreich und anderwärts antrifft. Ihr Boden ist gewöhnlich mit einem röthlichen Sande bedeckt, hat bisweilen sogar eine feste Sandsteinrinde von neuer Formation, weßhalb das Haideland für den Ackerbau wenig geeignet ist. Solche Haiden, welche sich nicht selten viele Meilen weit ausdehnen, sind wenig bewohnt und meist nur von Schafhirten. Außer einzelnen Birken und Kiefern gedeiht kein Baum, und auch diese nur in der Nähe von Bächen, wo man wohl auch kleine Gruppen von Wohngebäuden und Colonien antrifft. — Diese Haiden können als strategische Hindernisse angesehen werden, indem sie durchaus keine Unterhaltsmittel darbieten und die Truppenbewegungen durch die vielen Moore und morastigen Stellen sehr erschweren; gewöhnlich fehlt es auch an Trinkwasser. Die durchführenden Landstraßen sind in der Regel sehr breit, haben aber selten festen Grund. Bei dem Mangel an Orientirungspuncten kann man sich sehr leicht verirren, indem auch die Fahrstraßen vielfach verzweigt sind und daher nicht als Richtschnur dienen können. — Haiden werden auch hier und da, besonders in Sachsen, die großen Kieferwaldungen genannt, womit sandige Ebenen bedeckt sind. Pz.

Hakenbüchsen, gleichbedeutend mit Doppelhaken (s. d.).

Hakenmörser waren kleine, 3 Kaliber lange, mit einem Flintenschaft und Feuerschloß versehene Handmörser, aus welchen 2℔ge Handgranaten geschossen wurden. Zur Verminderung ihres höchst beschwerlichen Rückstoßes hatte der Schaft derselben vorn unter der Mündung einen eisernen Haken, welcher in ein an der Brustwehr angebrachtes Querholz eingehangen wurde. Ry.

Hakennadel, eine Raumnadel mit umgebogener Spitze, deren man sich ehemals bediente, um die Metallstärke der Geschützröhre am Zündloch zu untersuchen. Ry.

Hakenpulver ist in Sachsen jetzt noch der gemeinsame Name für Artillerie- und Infanteriepulver, im Gegensatz zum Pirschpulver (übrigens s. Schießpulver). H.

Hakenschützen, s. Arkebusiere.

Halbbrigade, s. Brigade.

Halbe Caponière, s. Caponière.

Halbe Karthaunen, s. Geschütz.

Halbe Kehle (demi-gorge) nennt man die Entfernung des Courtinenpunctes bis zur Capitale, oder bis zum Kehlpuncte (s. Kehle). P.

Halbe Nothschlange, s. Geschütz.

Halbe Parallele, s. Parallelen und Belagerung einer Festung, I. B., S. 467.

Halbe Schlange, s. Geschütz.

Halbe Wendung, s. Wendungen.

Halbes Bollwerk (demi-bastion) nennt man bei Bastionairbefestigungen (s. Bastionbefestigung und Bollwerk, I. B.) einen Befestigungstheil, der aus einer Fase und einer Flanke besteht. Bei Feldbefestigungen hat man es vorgeschlagen, das Dreieck und Viereck auf diese Weise in den ausspringenden Winkeln zu befestigen (s. Feldschanzen); bei beständigen Befestigungen aber findet man eine Anwendung davon an den Horn- und Kronwerken (s. d.), und in Festungen bisweilen an den Stellen, wo sie sich an einen Fluß anlehnen. Der beschränkte innere Raum eines solchen halben Bollwerks bleibt aber jedenfalls etwas sehr Nachtheiliges. P.

Halbinvaliden, s. Invaliden.

Halbkreis ist ein Stück der Zirkelfläche, welches von der Hälfte der Peripherie und dem Durchmesser eingeschlossen ist. M. S.

Halbmesser oder **Radius** ist eine gerade Linie, die im Mittelpuncte des Kreises anfängt und im Umkreise endigt. Der Halbmesser ist immer die Hälfte des Durchmessers, und alle Halbmesser eines und desselben Kreises sind einander gleich. M. S.

Halen, Juan van. Dieser militairische Zeitgenosse, welcher sich in den neuesten politischen Parteikämpfen einen Namen erworben hat, wurde auf der Insel Leon am 16. Febr. 1790 geboren. Sein Vater, aus Holland stammend, bekleidete in spanischen Diensten die Stelle eines Schiffskapitains und bestimmte seinen Sohn für denselben Stand. Zu diesem Endzwecke auf einer Seeschule erzogen, trat der junge H. bereits mit 16 Jahren in den activen Dienst, wohnte mehreren Gefechten bei und erwarb sich in der Schlacht von Trafalgar den Grad eines Officiers. Als der Kampf der spanischen Nation gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's begann, vertauschte H. den Seedienst mit dem Landdienste. Als man sich am 2. Mai 1808 in den Straßen Madrids schlug, kämpfte er als Führer eines Haufens Insurgenten, verließ diese Stadt, als die Franzosen Besitz davon nahmen, begab sich zu dem Armeecorps des Generals Blake und befand sich später unter der Garnison von Ferrol, welche nach der Schlacht von Coruña capitulirte. Sein Vater, welcher mittlerweile in die Dienste Joseph's getreten war, wurde Veranlassung, daß er ebenfalls eine Anstellung in der franz. Armee suchte, eine Officierstelle in der Garde erhielt und in dieser Eigenschaft verschiedene Male zu wichtigen Versendungen nach Frankreich gebraucht wurde. Erlittene Beleidigungen oder falscher Ehrgeiz veranlaßten H., nach der Rückkehr des Königs eine wenig ehrenvolle Rolle zu übernehmen. Nachdem er sich im Hauptquartiere des Marschalls Suchet die geheime Chiffre desselben verschafft hatte, benutzte er diese, um mehrere von den Franzosen besetzte Festungen zur Uebergabe zu veranlassen. Dieser Verrath gelang mit Lerida, Maquinenza und Monzon; der Commandant von Tortona errieth dagegen diese List und erhielt diese Festung den Franzosen. H. avancirte für diesen Dienst zum Hauptmann, wurde 1815 verdächtig, einer Verbindung anzugehören, welche die Cortes wieder herstellen wollte, verhaftet, jedoch bald wieder freigelassen, zum Oberstlieutenant ernannt, 1817 aber wieder verhaftet, da man ihn als Haupt des Vereins zu Murcia erkannt hatte. In das Gefängniß der Inquisition nach Madrid gebracht, entfloh er, ging nach London, verließ dieses wieder 1818, begab sich nach Petersburg, um russische Dienste zu suchen, scheint dort mit mehreren Personen in Verbindung gestanden zu haben, welche später Theil an der Verschwörung nahmen, und erhielt mit vieler Mühe nur eine Majorsstelle bei

den Dragonern im kaukasischen Armeecorps. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Kriege gegen die Gebirgsvölker bei und erwarb sich die Zufriedenheit des Generals Yermoloff. Als in Spanien die Constitution der Cortes proclamirt wurde, bat H. um seinen Abschied, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er 1821 ankam, bei Mina als Chef des Generalstabes angestellt wurde, nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes den spanischen Boden abermals verließ, nach der Havanna, von da nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ging und endlich 1826 wieder nach Europa zurückkam. Von jetzt an schien H. in Belgien, wo er sich niederließ, von seinem bewegten Leben ausruhen zu wollen. Da brach die Revolution von 1830 aus. Er war einer der Ersten, welche sich an die Spitze des Volkes stellten und den Kampf in Brüssel leiteten. Am 25. Septbr. ernannte ihn die provisorische Regierung zum Befehlshaber der Bürgermacht, man schrieb ihm die Befreiung des Landes zu, auch erhielt er den Oberbefehl in Südbrabant; allein die Regierung sah wohl bald ein, daß van H's Begriffe von Freiheit sich nicht mit dem geordneten Zustande eines Staates vertragen, und suchte ihn deßhalb zu entfernen. Er erhielt einen jährlichen Gehalt von 10,000 Franken. Bald hierauf verdächtig, an mehreren Orten Pöbelaufstände veranlaßt zu haben und wohl gar mit der oranischen Partei in Verbindung zu stehen, ward H. am 20. Octbr. in Mons verhaftet, eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, im November aber, da genügende Beweise mangelten, wieder auf freien Fuß gesetzt. Zeitungsnachrichten zu Folge ist der General van H. in diesem Augenblicke gesonnen, eine Reise auf 1 Jahr zu seinem Vater nach Spanien zu unternehmen. Man hat, von ihm selbst geschrieben: „Mémoires de Don Juan van Halen," 2 Bände. Paris, 1827, deutsch, Stuttgart, 1828. R.

Halfter (Caval.), s. Zäumung der Pferde.

Halidon-Hill. Schlacht zwischen den Engländern und Schotten, am 19. Juli 1333.

Der schottische König Robert Bruce (s. d.) starb 1329 mit Hinterlassung eines 8jährigen Thronerben, und Eduard Baliol, Sohn des 1292 von Eduard I. zum König von Schottland ernannten, später wieder entthronten Johann Baliol, benutzte dieß, um die Krone an sich zu reißen. Er ward indessen zur Flucht nach England genöthigt, wo Eduard III. sich gern bereit finden ließ, ihn gegen Anerkennung der englischen Lehnsherrlichkeit, Abtretung von Berwick u. a. Bedingungen, mit Heeresmacht zur Besitznahme Schottlands mitzuwirken. Dem zu Folge rückte Eduard III. im April 1333 mit einem Heere nach Schottland und belagerte Berwick, das im dritten Monat auf die Bedingung capitulirte, den 20. Juli die Thore zu öffnen, falls bis dahin kein Entsatz eintreten sollte. Dieß zu bewirken, eilte der schottische Feldherr Archibald Douglas, Regent an des minderjährigen Königs Stelle, mit dem Heere herbei, stellte sich 2 englische Meilen nördlich von Berwick auf einer Höhe, Halidon-Hill genannt, in Schlachtordnung, und wurde hier am 19. Juli von der ganzen Macht Eduard's angegriffen. Die den Schotten früher schon verderblich gewesenen englischen Bogenschützen, von denen das Sprichtwort sagte, daß jeder das Leben von 12 Schotten (12 Pfeile) im Gürtel trüge, entschieden die Schlacht. Sie waren auf einem sumpfigen Terrain aufgestellt, um nicht, wie früher wohl geschehen, durch die schottischen Reiter gesprengt werden zu können. Der auf dem Abhange stehende Feind bot ihren Geschossen ein sicheres Ziel, ohne im Stande zu sein, sich mit derselben Waffe zu vertheidigen. Ein Versuch der Schotten, die Höhe zu verlassen und mit den Engländern handge-

mein zu werden, mißlang, weil die Reiterei nicht hinlänglich mitwirkte, und sie erlitten eine vollständige Niederlage. Ihr tapferster Adel, dabei auch der Regent, blieb auf dem Schlachtfelde, viele wurden gefangen, und Schottland war für's Erste in der Gewalt der Sieger. Ueber die Stärke der Heere und ihre Verluste läßt sich Zuverlässiges nicht angeben; eine englische Nachricht sagt, die Schotten hätten mindestens 12,000 M., die Engländer aber nur 1 Ritter, 1 Knappen und 13 Gemeine verloren. A. K.

Hall, Stadt in Tyrol. Gefecht am 12. April 1809. Speckbacher, Anführer der Tyroler aus dem Unterinnthale, hatte am 11. April bereits thätigen Antheil an den Gefechten mit den baierschen Vortruppen bei Arams und am Patschberge genommen, sich sodann nach Volders gewendet und mit Beistand der Bewohner den Baiern die dortige Innbrücke entrissen. Im Kloster daselbst vertheidigten die Baiern sich hartnäckig; allein auch dieses fiel sammt der Besatzung in die Hände der Tyroler. Speckbacher brach noch am Abend gegen Hall auf, verstärkte sich in der Nacht vom 11. zum 12. April, ging bei Weer über den Inn und ließ zugleich Hall gegenüber auf den Höhen des rechten Innufers die ersten Signalfeuer anzünden, deren Zahl sich schnell vermehrte. Hierdurch getäuscht, erwarteten die Baiern in Hall — 400 M. — den Angriff von der Innbrücke her und verstärkten sich auf dieser Seite. Speckbacher dagegen war gegen Morgen auf der Seite von Heiligenkreuz und Innsbruck her vor den Thoren von Hall angekommen und ordnete seine Tyroler in mehreren Haufen zum Sturme. Als beim Frühgeläute die Thore geöffnet wurden, stürzten sich diese in die Stadt und bemächtigten sich derselben. Die Baiern wurden gefangen und nach Salzburg abgeführt. Speckbacher zog noch am 12. April Abends nach Innsbruck und entwaffnete auf seinem Zuge dahin eine Abtheilung baierscher Dragoner, die einzige der Besatzung von Innsbruck, die sich am selbigen Morgen nach der Einnahme dieser Stadt auf der Straße nach Hall durchgeschlagen hatte (s. Innsbruck). (Oestr. milit. Zeitschrift. Jahrg., 1833.) T.

Halle, Stadt mit ungefähr 25,000 Einwohnern, an der Saale, in der preuß. Provinz Sachsen.

Gefecht am 17. Octbr. 1806.

Der königl. preuß. General der Cavalerie, Herzog Eugen von Würtemberg, hatte in dem Feldzuge 1806 das Commando der sogenannten Reservearmee übernommen, die aus 18 Bat., 20 Schwdr. und 4 Batterien, exclusive der Bataillonsgeschütze bestand und etwa 16,000 Combattanten zählte. Die Truppen waren aus ihren Friedensgarnisonen in Ost-, West- und Südpreußen Ende August aufgebrochen, erreichten zwischen dem 6. und 12. Septbr. die Oder und bezogen dann ein Cantonnement auf dem rechten Ufer der Spree, zwischen Köpenik und Beeskow; doch waren sie noch nicht alle versammelt, als sie von dort schon wieder aufbrechen mußten und zwischen dem 9. und 11. Octbr. enge Quartiere auf dem linken Elbufer zwischen Wolmirstedt und Barby einnahmen. Hier traf der königl. Befehl ein, sofort links ab nach Halle zu marschiren, die verstärkte Avantgarde bis Leipzig vorauszuschicken, und wenn der Feind Miene mache, nach Dresden zu gehen, ihm daselbst mit dem ganzen Corps zuvorzukommen. Am 16. Octbr. traf die Hauptmasse, einige Truppen aber erst den 17. bei Halle ein, woselbst die Infanterie ein Lager bezog, die Stadt zum Theil vor der Front habend. Der Generalquartiermeister des Corps, Major von Bergen, hatte auf der Straße von Halle nach Magdeburg auf den Höhen von Morl eine vortheilhafte Stellung ausgesucht, welche auch am 17. bezogen werden

sollte; doch die Ankunft der Franzosen verhinderte dies. Um 9 Uhr geschahen die ersten Meldungen vom Anrücken derselben; man hatte das Grenadierbataillon von Crety und das Füsilierbataillon von Knorr, nebst vier 6 Pfdgen Kanonen, unter dem Generalmajor von Hinrichs, an den Saalbrücken nach Merseburg zu aufgestellt, ohne jedoch diese zu zerstören, was nachher sehr nachtheilig für diese Truppen wurde. Das Dragonerregiment Graf Herzberg, welches jenseit der Saale in der Richtung nach Merseburg bei Passendorf aufgestellt war, ward von den Franzosen genöthigt, sich über die Brücken zurückzuziehen; einzelne Granaten wurden nach der preuß. Infanterie geworfen. Gegen 11 Uhr erst erfolgte der ernste Angriff, dem ein heftiges Kanonenfeuer voranging, das den beiden Bataillonen viel Menschen kostete, und so die Wegnahme der Brücken erleichterte. Der General Hinrichs hatte um Unterstützung nachgesucht, das Infanterieregiment von Natzmer wurde dazu bestimmt, stieß jedoch schon in der Stadt auf die Franzosen, verlor viel Leute und erreichte fechtend mit Mühe das Lager. Das Infanterieregiment von Treskow war noch auf dem linken Saalufer, eine Meile von Halle entfernt, als das franz. Armeecorps des Marschalls Fürsten von Pontecorvo die Brücken angriff; der General Treskow beschloß, dem Feinde in den Rücken zu gehen; er wurde aber von der Saale abgeschnitten, von einer bedeutenden Uebermacht umringt, und das Regiment, trotz der ausgezeichnetsten Tapferkeit, theils niedergehauen, theils gefangen, nur höchstens 200 M. desselben gelangten nach Magdeburg.

Das eigentliche Gefecht nahm nun erst nach Eroberung der Stadt, auf dem rechten Saalufer seinen Anfang, aber schon waren die Preußen sehr geschwächt, das Regiment von Treskow fehlte, die beiden an der Brücke gestandenen Bataillone so mitgenommen, daß sie zum Gefecht nicht mehr benutzt werden konnten, 1 Bat. vom Regimente Kalkreuth befand sich bei Dessau zum Schutz der Bagage, 1 Dragonerregiment stieß erst spät am Nachmittage beim Rückzuge zu dem Corps, deßgleichen waren Füsiliere detaschirt, so daß nur noch 12 Bat. und 15 Schwdr. übrig blieben; das franz. Armeecorps war 30,000 M. stark, ein glücklicher Erfolg stand für die Preußen nicht zu erwarten: und so ward der Rückzug nach Magdeburg beschlossen; das rasche Vordringen der Franzosen führte jedoch ein allgemeines Gefecht herbei. Der Major von Bergen hatte auf den Höhen zwischen dem Stein- und Galgenthore die beiden Grenadierbataillone von Vieregg und von Schmeling postirt, deren seltene Tapferkeit jedes Vordringen der Feinde aus der Stadt auf dieser Seite vereitelte; die Franzosen schickten daher ihre Hauptmassen durch das Moritzthor über Belberg gegen Dieskau; es schien ihnen mehr daran gelegen, das preuß. Corps zu umzingeln, als es zu schlagen. Kleine Gefechte mit einzelnen Theilen der Infanterie und Cavalerie waren geeignet, die Preußen festzuhalten, während welcher deren linker Flügel umgangen, zum Rückzuge auf Comena genöthigt wurde, aber dennoch immer bedroht blieb. So mochte das Gefecht 2 Stunden gedauert haben, immer klarer leuchtete die Nothwendigkeit des Rückzuges ein; die Infanterie ward demnach in 3 geschlossene Colonnen formirt und in der Richtung nach Dessau dirigirt, die Cavalerie deckte diesen Marsch. Die Franzosen verfolgten nur bis auf die Höhen von Mötzlich, wo um 3 Uhr das Reservecorps versammelt war, um den weiteren Marsch nach Dessau fortzusetzen, da der gerade Weg nach Magdeburg schon nicht mehr einzuschlagen war.

Der franz. Verlust wird sehr verschieden angegeben; eine Nachricht zählt 40 Todte und 200 Verwundete, eine zweite gibt 700, eine dritte 900 M.

an. So viel ist gewiß, daß noch im December 330 bei diesem Gefechte blessirte Franzosen in der Stadt waren, ja im März 1807 waren deren vom 32. Regimente allein noch 80 da; dies Regiment hatte aber auch am meisten verloren, es soll allein 15 todte und verwundete Officiere gehabt haben. Der franz. Bericht nennt als Trophäen 5000 Gefangene, worunter 2 Generale und 3 Obersten; 4 Fahnen und 34 Kanonen sind erobert worden. Die Angabe der Preußen zählt 12 todte, 20 schwer blessirte und 74 gefangene Officiere, worunter jedoch die blessirten mitgerechnet sind; an Mannschaften waren ungefähr 300 geblieben und etwas über 700 verwundet, von denen 513 im Hospitale zu Halle lagen und unter die angegebenen 5000 Gefangenen mit eingerechnet werden müssen. (Vergl. Bericht eines Augenzeugen über den Feldzug von 1806, von R. v. L. — Das Gefecht bei Halle, von v. Hinke.)

Gefecht am 27. Mai 1813.

Als im Jahre 1813 die preuß. Truppen sich den Russen angeschlossen hatten und, mit ihnen vereint, den aus Rußland gekommenen Trümmern der franz. Armee nachgingen, erhielt das preuß. Corps des Generallieutenants von Bülow (s. d.) die Bestimmung, die Einschließung von Magdeburg zu übernehmen, wurde jedoch hier bald von russischen Truppen abgelöst und rückte nun gegen die Saale. Die Vortruppen, unter dem General von Oppen, bestanden ein Gefecht bei Wettin; der General Bülow war zu ihrer Unterstützung herangerückt und entschloß sich, einen Angriff auf Halle zu unternehmen. Zu diesem Zwecke versammelte er am 2. Mai früh 3 Uhr bei dem Dorfe Oppin 4¾ Bat., 9 Schwdr. und mehrere Geschütze, etwa 4500 M., die um 5 Uhr früh bei Halle ankamen. Diese Stadt war mit 4 Bat. des 135. franz. Regimentes und mit einigen Marschbataillonen besetzt, auch befanden sich 6 Stück Geschütze daselbst.

Der General Bülow hatte folgende Disposition zum Angriffe gegeben. Zwei Fusiliercompagnien, 1 Compagnie Jäger, 3 Schwdr. des 1. Leibhusarenregimentes und eine halbe Fußbatterie unternehmen den Angriff längs der Saale, besetzen die Höhen von Giebichenstein und dieses Dorf; später gehen sie auf die Stadt los. Drei Bat. des 3. ostpreuß. Infanterieregimentes, in Colonnen formirt, folgen bis zu den genannten Höhen; dann aber geht das 3. Bat. dieses Regimentes nebst 4 Kanonen und 2 Schwdr. westpreußischer Dragoner zu einem Angriffe auf das Galgenthor ab, denen die beiden anderen Bataillone als Unterstützung folgen. Zur Reserve für beide Angriffe bleibt zwischen den 2 Abtheilungen rückwärts aufgestellt das 2. ostpreuß. Grenadierbat., 4 Schwdr. Königin Dragoner und eine halbe reitende Batterie.

Die franz. Besatzung hatte zu mehrerer Sicherheit die Thore, mit Ausnahme des Galgenthores, barricadirt, an letzterem aber 3 Kanonen und 1 Haubitze aufgestellt; sie setzte dem Angriffe der ersten preuß. Colonne nur Tirailleurs entgegen, die zwar zurückgedrängt wurden, aber mit solcher Tapferkeit die einzelnen Häuser der Vorstadt vertheidigten, daß sie jener Colonne den Eingang in die Stadt stets verwehrten. Auch am Galgenthore setzten die Franzosen den heftigsten Widerstand entgegen, sie brachen sogar mit einer bedeutenden Anzahl Tirailleurs, mit 1 Bat. und 4 Geschützen aus der Stadt hervor; doch gelang es dem 3. Bat. des 3. ostpreuß. Regimentes nach einem lebhaften Gefechte, sie in Unordnung zu bringen und in die Stadt zurückzuwerfen, wobei dieses Bataillon nebst 2 Schwdr. westpreuß. Dragoner am Thore 3 Geschütze und 3 Munitionswagen eroberte. Während dieser Zeit hatten die Schützen der 2 anderen Bataillone des 3. ostpreuß. Infan-

terieregimentes mit Hilfe mehrerer Bürger das Steinthor geöffnet und dadurch einen Eingang in die Stadt gewonnen; die Besatzung vertheidigte sich zwar immer noch hartnäckig in den Straßen, doch mußte sie um 10 Uhr Halle räumen und zog sich auf der Straße nach Merseburg zurück; die preuß. Reiterei verfolgte lebhaft, doch würde sie noch mehr Schaden gethan haben, hätte man nicht aus Vorsicht die reitende Artillerie jenseit der Stadt stehen lassen. Der Verlust der Franzosen soll 400 M. an Todten und Verwundeten betragen haben; auch fielen den Siegern, die den ihrigen zu 6 Officieren und 150 M. angaben, 400 Gefangene, 2 Kanonen, 1 Haubitze, 3 Munitionswagen und 260 Gewehre in die Hände.

Die für die alliirte Hauptarmee verlorene Schlacht von Lützen zwang den General Bülow, die errungenen Vortheile aufzugeben und sich zurückzuziehen, um Berlin zu decken. (Vergl. Berichte eines Augenzeugen über den Feldzug von 1806, von R. v. L. — Das Gefecht bei Halle 1806, vom Lieutenant von Hinke. — Plotho's Krieg von 1813 und 1814.)

F. W.

Halsband (Artill.), eine an den Geschützröhren hinter dem Kopfe derselben angebrachte Friese (s. Geschützröhre.) Ry.

Haltung. Die militairische Haltung soll eben sowohl jedem einzelnen Soldaten, wie jeder Truppe im Ganzen eigen sein. Sie findet in der militairischen Körperausbildung (Dressur) ihre Entstehung und gilt als ein eigenthümliches Erforderniß, durch welches sich der Soldat vor allen anderen Ständen auszeichnet und auf den ersten Blick kenntlich macht. Sie erhält ihre Ausbildung und Befestigung durch das Standesgefühl des Soldaten und wirkt in der rechten Maße eben so wohlgefällig auf das Auge, als vortheilhaft auf die Würdigung des gesammten Wehrstandes, da sie in jenem Gefühle eng mit dem Wesen desselben und insbesondere mit dem Anstande (s. Art. militairischer Anstand) verbunden ist.

Auf der guten Haltung beruht daher sehr oft das günstige Urtheil über die Einzelnen, wie über die Masse, so wie im Gegensatze eine vernachlässigte, schlechte Haltung auf mangelhafte, oberflächliche Dressur in der Truppe schließen läßt, daher eben so wie vernachlässigter Anstand leicht eine ungünstige Meinung bewirkt, ja sogar zu ungerechter Folgerung über den Geist der Truppe führen und so ihren guten Namen schmälern kann. Gewöhnlich beruht die Art der Haltung auf der diesfallsigen Vorschrift des Exercirreglements und somit nicht in allen Armeen auf denselben Grundsätzen, indem z. B. die südeuropäische Dressur bei abweichender nationeller Ansicht und Gewohnheit hierin augenfällig von der des russischen Soldaten abweicht, dergestalt, daß es dem Kundigen oft möglich wird, schon aus der Haltung eines fremden Soldaten dessen Nation zu errathen.

So zeichneten sich unter der Napoleon'schen Herrschaft die franz. Fußtruppen durch eine freie, leichte und sehr kräftige Haltung höchst vortheilhaft aus, indem sich gewissermaßen in jedem Einzelnen das Bewußtsein großer Waffenthaten und Kriegserfolge, und in der Gesammtheit eine rege, stolze Thatkraft aussprach, während im Vergleiche mit diesen der englische, östreichische und noch mehr der russische Soldat bei oftmals weit sorgfältigerer und pedantischerer Dressur immer eine gewisse nationelle Steifheit beibehält, die ihn charakterisirt und der Truppe ein eben so verschiedenes Ansehen gibt.

Bei der Reiterei beruht die vorzüglichere Haltung auf einem guten Sitze zu Pferde, dessen Verschiedenheit nach Begriff und Herkommen bei Beobachtung von Reiterei verschiedener Armeen nicht minder auf den ersten

Blick zu erkennen gibt, indem derselbe theils von den in den Nationen sehr abweichenden Regeln der Reitkunst, theils vom Sattelbau und Ausrüstung abhängig ist.

Nach deutschen Begriffen soll die gute militairische, wohlgefällige Haltung frei von allem pedantischen Zwange, von jeder Ziererei und Steifheit sein, weßhalb die meisten Reglements einstimmig eine natürliche, aufrechte Körper- und Kopfhaltung, eine männliche, ausgesuchte und anständige Stellung — bei der Reiterei insbesondere einen regelrechten, festen und wohlaussehenden Sitz — einen freien anständigen und sichern Gang in gemäßigtem Schritte mit auswärts gerichteten Füßen bei natürlich sich streckenden Knien, und eine zwanglose, nicht schleudernde Armbewegung zur festen Regel machen. Hz.

Hamburg, freie Stadt, zum deutschen Bunde gehörig, an der Elbe, mit ungefähr 120,000 Einwohnern.

Schicksale Hamburgs in den Jahren 1813 und 1814.

Hamburg hatte in früherer Zeit der Hanse angehört, war später freie Reichsstadt geblieben, wurde aber am 10. Decbr. 1810, nebst einem bedeutenden Theile des nördlichen Deutschlands, mit dem franz. Kaiserthume vereinigt und ward nun der Hauptort des Departements der Elbemündungen, so wie das Hauptquartier der 32. Militairdivision.

Als die Trümmer des franz. Heeres im Anfange des Jahres 1813 aus dem denkwürdigen Feldzuge gegen Rußland nach Deutschland zurückkehrten, und es schien, als würden sie auch dieses bald verlassen müssen, als die russischen leichten Truppen sich in dem nördlichen Deutschland ausbreiteten, da regte sich der Trieb nach Befreiung von der französischen Herrschaft in allen deutschen Ländern, also auch in Hamburg, welches seit dem Jahre 1806 durch die Unterdrückung des Seehandels seinen Wohlstand täglich schwinden sah. Am 24. Febr. fand schon ein Volkstumult Statt, mehr und mehr sprachen sich die Gesinnungen der Bewohner aus, so daß der Divisionsgeneral Cara St. Cyr, der in der 32. Militairdivision befehligte, für gut fand, am 12. März mit seinen unbedeutenden Streitkräften Hamburg zu räumen. Zwar wollte der Divisionsgeneral Morand, der 3000 M. und 17 Geschütze befehligte, der erhaltenen Ordre gemäß, Hamburg wieder besetzen, doch gelang es der Ueberredungskunst des russischen Obersten von Tettenborn, den dänischen Generallieutenant Ewald, der mit einem kleinen Corps an der Grenze stand, zu der Erklärung zu vermögen, daß er die Besetzung Hamburgs durch Morand nicht zugeben werde. Am 17. März erschienen Deputirte der Stadt bei Tettenborn mit der Anzeige, daß die franz. Herrschaft aufgehört habe, die Bewohner sich der Sache Rußlands anschließen, auch aus eigenen Mitteln 5000 M. bekleiden, bewaffnen und besolden wollten, um zur Vertheidigung mitzuwirken. Am 18. März zog Tettenborn mit ungefähr 2000 M. leichter Reiterei, meistens Kosaken, in Hamburg ein und ließ sofort auch Lübeck besetzen.

Mit Eifer begannen die Bürger die Rüstungen, mit Eifer wurden die Festungswerke ausgebessert; doch leider kamen keine Verstärkungen von der alliirten Armee an, nur wenige neu errichtete deutsche Truppen erschienen, wohl aber drangen die Franzosen wieder in Deutschland vor und bedrohten Hamburg. Am 11. Mai eroberten sie durch einen unvermutheten raschen Anfall die Insel Wilhelmsburg, in der Elbe zwischen Hamburg und Harburg liegend, verschanzten sich auf mehreren Puncten und beschossen die Werke der Stadt, zu deren Besatzung 3000 M. hanseatischer Truppen, 1500 Russen, 600 Mecklenburger und einige hannöversche Truppen vorhanden waren,

die aber auch die Uebergänge über die Elbe mit vertheidigen mußten. Dänische Truppen rückten zur Unterstützung der bedrängten Stadt vor, zogen sich aber bald wieder zurück, und in der Nacht vom 19. zum 20. Mai fielen die ersten franz. Granaten in die Straßen. Doch noch ein Mal leuchtete ein schwacher Strahl der Hoffnung, als am 20. vier Bataillone Schweden, etwa 2500 M., unter dem Generallieutenant Drebeln einrückten; aber auch sie marschirten am 24. wieder ab, denn der General hatte nur aus eigenem Antriebe, nicht auf Befehl des Kronprinzen gehandelt. Die Franzosen eroberten den nahe gelegenen sogenannten Ochsenwerder; der König von Dänemark erklärte sich für Frankreich, seine Truppen standen auf dem rechten Elbufer feindlich gegen die Stadt, alle Hoffnung zu einer günstigen Veränderung der Lage der Dinge schwand, und so verließ der nunmehrige Generalmajor von Tettenborn in der Nacht vom 30. zum 31. Mai Hamburg, das am 31. von den Dänen besetzt wurde. Am Abende gingen jedoch diese weg, und Franzosen rückten ein; der Marschall Davoust hielt an der Spitze von 30 Bat. einen prachtvollen Einzug.

Der Waffenstillstand im Sommer 1813 lief ab, in der Mitte August begannen die Feindseligkeiten, der Marschall Fürst von Eckmühl war mit seinem, dem 13. Armeecorps und 10,000 Dänen in das Mecklenburgische vorgerückt; in Hamburg blieb eine ansehnliche Garnison zurück, Gouverneur der Stadt war der Divisionsgeneral Graf Hogendorp. Erst im Spätherbste gelang es den Alliirten, die unter dem Generallieutenant Grafen von Wallmoden standen, die Franzosen bis in die Nähe von Hamburg zurückzudrängen; auf dem rechten Elbufer blokirten mecklenburgische Landwehren die Stadt, auf dem linken befanden sich andere Abtheilungen des Walmodenschen Corps, auch erschien später hier das zur Nordarmee gehörende russische Corps des Generals Grafen Woronzow. Das sogenannte polnische Kriegsheer, gegen 58,000 M. russischer Truppen, unter dem General der Cavalerie, Grafen Bennigsen, erhielt die Bestimmung, Hamburg zu erobern. Es kam theilweise in der Gegend an, hatte aber viele Truppen vor anderen Festungen zurücklassen müssen; doch war am 24. Decbr. die Einschließung vollendet, worauf Woronzow und die Mecklenburger zu einer anderen Bestimmung abgingen. Der russische General hatte den Plan gefaßt, den Feind durch stete Gefechte zu beunruhigen, die Außenposten wegzunehmen und die Besatzung auf die innere Stadt zu beschränken. Unter die wichtigeren dieser Gefechte gehört das am 20. Jan. 1814 in der Umgegend von Harburg und das vom 25. Jan.; beide fielen zum Nachtheile der Franzosen aus.

Am 2. Febr. traf das russische Milizcorps des Generallieutenants Grafen von Tolstoy vor Hamburg ein; der General en chef theilte nun seine Armee in 3 Corps, der linke Flügel unter Doctorow, das Centrum unter Tolstoy, der rechte Flügel unter Markow. Die Division Stroganof war nach Frankreich marschirt, wurde aber in der Blokade von Harburg durch die Truppen des Grafen Wallmoden ersetzt, welche in dessen Abwesenheit der Generalmajor von Ahrentschild befehligte. — Die Elbe war mit Eis bedeckt; man wollte diesen Umstand zu einem Angriffe auf die Insel Wilhelmsburg benutzen, der am 9. Febr. ausgeführt, aber nicht ganz mit Erfolg gekrönt wurde, indem die Insel in der Gewalt der Franzosen blieb, die aber einen Verlust von 1000 M. an Todten und Verwundeten hatten, unter denen sich die Generale Osten und Romeuf befanden. Die Russen geben ihren Verlust zu 400 M. an; sie haben 16 Officiere und über 900 M. an Gefangenen gemacht, auch 12 Kanonen, 60 Munitionswagen und 30,000

Patronen erbeutet. Am 17. Febr. ward ein neuer Versuch auf die Wilhelmsburg gemacht, aber auch dieser schlug fehl; am 23., 24., 28. Febr., am 5., 6. und 11. März kam es zu kleineren Gefechten.

Schon im Anfange des Februars hatte der General Graf Bennigsen sein Hauptquartier nach Pinneberg verlegt; in der Mitte Februar marschirte der Generallieutenant Graf Wallmoden mit der russisch-deutschen Legion und einigen hannöverschen Truppen nach dem Rheine. Der Generalmajor Lyon, mit hannöverschen und hanseatischen Truppen, übernahm hierauf die Einschließung, bis er am 4. April nach Bremen marschirte, worauf sie dem Generallieutenant Grafen Tolstoy übertragen ward, der hierzu 7 Milizregimenter, 1 Brigade der 13. Infanteriedivision, 4 Regimenter Cavalerie und 3 Batterien erhielt. — Der Marschall Davoust wollte die Insel Wilhelmsburg nicht mehr ernstlich vertheidigen, er besetzte sie nur noch leicht; Bennigsen beharrte bei seinem Systeme der kleinen, den Feind ermüdenden Angriffe. Der Marschall, entschlossen, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, ließ 7 Dörfer abbrennen; in der Hauptsache aber ward Nichts geändert.

Am 18. April erhielt der russische Befehlshaber die Nachricht von der Einnahme von Paris und der Regierungsveränderung; er theilte sie dem Marschall mit, den er zugleich zur Einstellung der Feindseligkeiten aufforderte; doch erst am 25. wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Davoust ließ die weiße Kokarde aufstecken, erkannte Ludwig XVIII. als König von Frankreich und übergab am 12. Mai den Befehl über das 13. Armeecorps dem von Paris nach Hamburg gesendeten Divisionsgeneral, Grafen Gérard. Am 25. Mai begann der Ausmarsch der Franzosen, die noch aus 12,300 Soldaten und 700 Employés bestanden, unter welcher Zahl die vielen Kranken jedoch nicht mit begriffen sind; am 31. Mai zogen die Russen in Hamburg ein.

Man hat dem Marschall Davoust das oben berührte Abbrennen der Dörfer, vorzüglich aber die Wegnahme von 7½ Million Mark Banco aus der Hamburger Bank zum größten Vorwurfe gemacht, und wenn man auch gestehen muß, daß solche Maßregeln von bedeutender Härte sind, so muß man doch auch bedenken, daß im Kriege die Erhaltung der Truppen und die hartnäckigste Vertheidigung eines wichtigen Platzes selbst mit den größten, dem Lande und seinen Bewohnern auferlegten Beschwerden erkauft werden müssen. Als General hat Davoust nur gethan, was er thun mußte. (Vergl. Plotho, Krieg gegen Frankreich. — Flugschriften aus den Jahren 1813 und 1814.) F. W.

Hamelin, Jacques Felix Emmanuel, Baron, Contreadmiral, Großofficier der Ehrenlegion und Ritter des heiligen Ludwig, gehört zu den wenigen Marineofficieren neuerer Zeit, durch deren Verdienste Frankreichs gesunkene Seemacht sich wieder einiges Ansehen bei den übrigen Mächten erwarb. Geboren zu Honfleur den 13. Octbr. 1768, ging er zuerst in einem Alter von 18 Jahren bei der Handelsmarine in Dienste und ging von da als Bootsmann zur königl. Flotte über. Trotz seiner theoretischen und praktischen Kenntnisse vom Seewesen gelang es ihm nicht, einen höheren Grad zu erreichen, bis die Revolution den größten Theil der Marineofficiere veranlaßte auszuwandern. Zu Anfange des Jahres 1793 ward er zum Fähnrich ernannt, diente auf der Flotte des Admirals Truguet (s. d.) und nahm 1794 auf der Fregatte Proserpina Theil an allen den Gefechten, welche Villaret gegen den Admiral Howe (s. d.) zu bestehen hatte. Noch in demselben Jahre avancirte H. zum Lieutenant, ward der im mittelländischen

Meere stationirten Flotte zugetheilt, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten rühmlich aus, erhielt bald den Grad eines Fregattenkapitains und wohnte in dieser Eigenschaft der Expedition bei, welche unter Anführung des Capitain Baudin von der Regierung auf Entdeckungen ausgesandt wurde. Baudin starb während des Unternehmens, H. übernahm den Oberbefehl und ward, als er nach Havre zurückkehrte, für seine Verdienste zum Schiffskapitain ernannt. Napoleon, welchem Alles daran gelegen war, die franz. Marine wieder auf einen Achtung gebietenden Fuß zu bringen, erkannte bald, daß H. zu den besten Seeofficieren gehörte, und vertraute ihm bei der projectirten Landung in England von Boulogne aus die Formirung der platten Kanonenboote, welche dazumal auf allen Werften Frankreichs gebaut und nach dem genannten Hafen geführt wurden. Bei der Wachsamkeit der Engländer, jede Communication an den franz. Küsten zu unterbrechen, war es keineswegs eine leichte Aufgabe, welche H. zu Theil ward und die verschiedenen Gefechte, welche deren Lösung zur Folge hatte, bewiesen mehr als ein Mal, daß der erste Consul sich in seiner Wahl nicht getäuscht hatte. Die beabsichtigte Landung unterblieb wie bekannt, durch den plötzlich in Deutschland ausbrechenden Krieg. H. ging nach Havre zurück, übernahm dort das Commando der neuerbauten Fregatte die Venus, und begab sich auf dieser im J. 1806 nach Isle de France. Erwähnung verdient bei dieser Gelegenheit der Muth und die Geschicklichkeit, mit welcher er der vor Havre stationirten englischen Flotte entging und sein Ziel erreichte. Bis zur Zurückgabe dieser Colonie kreuzte Hamelin in den indischen Gewässern und war ein gefürchteter Gegner der englischen Handelsschiffe. Bei mehreren Gefechten, welche in diesen Gegenden Statt fanden, zeichnete er sich rühmlich aus und nahm unter anderen die engl. Fregatte Ceylon von 40 Kanonen. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward H. zur Belohnung seiner Verdienste zum Reichsbaron und Contreadmiral ernannt, und erhielt das Commando einer Division der Scheldeflotte. Während der Ereignisse des Jahres 1814 befehligte er die Escadre von Brest, ward nach der Restauration als Majorgeneral der Marine in Toulon angestellt und begab sich 1823 vor Cadix (s. d.), um dort vorläufig den Befehl der Flotte zu übernehmen, welche zur Einnahme dieser Festung mitwirken sollte. Ward ihm auch hier nicht die Palme des Sieges zu Theil, so hatte er doch jedenfalls große Verdienste um die Resultate dieser Belagerung. Seine geschwächte Gesundheit veranlaßte den Admiral, von dieser Zeit an den activen Dienst zu verlassen; indessen steht er noch immer auf dem Etat der Armeelisten und würde vielleicht jetzt, wenn es die Nothwendigkeit erheischte, dem Vaterlande noch ein Mal seinen Arm anbieten. (Biographie universelle des contemporains und Armeeberichte.) R.

Hamilkar, der Name mehrerer carthagischer Feldherren. Der berühmteste unter ihnen ist Hannibal's Vater, mit dem Beinamen Barkas (s. d.).

Ein anderer Hamilkar befehligte das carthagische Heer in Sicilien, als seine Vaterstadt in einem Bündnisse mit Xerxes die griechischen Colonien, besonders Syrakus, mit Krieg überzog. Er landete mit 300,000 M. auf einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen bei Panormus, wurde aber von Gelon (s. d.) bei Himera 480 v. Chr. auf's Haupt geschlagen.

Hamilkar, der Sohn Hamilkar's, folgte seinem Vater, der dem Agathokles (s. d.) zur Thronbesteigung behilflich gewesen war, im Commando von Sicilien, brachte fast die ganze Insel unter carthagische Herrschaft und belagerte selbst Syrakus. Er wurde gefangen und von Agathokles hingerichtet. (S. Diodor von Sicilien und Appian V.) C.

Hanau, Stadt in Kurhessen mit 10,000 Einwohnern, am Einflusse der Kinzig in den Main.

Einnahme durch Ueberfall, den 12. Novbr. 1631.

Gustav Adolph war nach der Schlacht bei Breitenfeld in Franken eingedrungen, fand hier wenig Widerstand und setzte daher seinen Marsch gegen den Rhein fort, um durch Eroberung mehrerer fester Plätze die spanischen Hilfstruppen des Kaisers völlig zu neutralisiren. Während einer kurzen Rast bei Würzburg wurde Oberst Haubold, aus Grimma in Sachsen gebürtig, mit 600 Dragonern zum Ueberfalle von Hanau entsendet. Er brach den 11. Novbr. früh 5 Uhr von Würzburg auf und marschirte mit solcher Schnelle, daß er am andern Morgen um 5 Uhr in der Nähe von Hanau ankam, obgleich die Entfernung in gerader Linie 10 Meilen beträgt, und Haubold sich mit seinen Reitern mehrmals verbergen mußte, um der Aufmerksamkeit der feindlichen Patrouillen zu entgehen.

Hanau besteht aus der Alt- und Neustadt; beide hatten damals ihre besondere Befestigung und waren durch einen sumpfigen Graben getrennt. Mit der Localität genau bekannt, ließ Haubold 100 Dragoner absitzen, welche sich unter Begünstigung der Dunkelheit näherten, unbemerkt in den Graben stiegen und von da aus den Wall der Altstadt erstiegen, wo sie fast alle Schildwachen schlafend fanden, weil man von dieser Seite einen Angriff am wenigsten befürchtete. Auf ein verabredetes Zeichen rückten die übrigen 500 Dragoner heran und durch das von innen erstürmte Thor in die Altstadt. Die Besatzung derselben ergab sich ohne Widerstand. Inzwischen war es Tag geworden; Oberst Haubold ließ den Commandanten der Neustadt zur Uebergabe auffordern, erhielt aber eine abschlägliche Antwort, weil dieser nicht glauben wollte, daß die Altstadt bereits in den Händen der Schweden sei. Als jedoch Haubold die Kanonen der höher gelegenen Altstadt gegen die Neustadt richten ließ und diese zu beschießen drohte, begehrte die Besatzung zu capituliren und erhielt freien Abzug. Sie rückte gegen Mittag aus und defilirte vor dem Sieger. Haubold hielt eine kurze Anrede an sie und forderte die Soldaten auf, in schwedische Dienste zu treten, wozu sie augenblicklich bereit waren. — Tags darauf ergab sich Aschaffenburg den Schweden und bald nachher öffnete auch das stolze Frankfurt seine Thore. (Theatrum europaeum.) Pz.

Gefechte Ende October 1813.

Der König von Baiern hatte bei der Eröffnung des Feldzuges von 1813 eine Division von etwa 10,000 M. zur franz. Armee gestellt, seine Truppen in einen schlagfertigen Zustand gesetzt, wozu vorzüglich die Zeit des Waffenstillstandes benutzt wurde, und sie unter den Befehlen des Generals der Cavalerie, Grafen Wrede (jetzt Feldmarschall und Fürst), gegen die östreich. Grenze zusammengezogen. Als der Waffenstillstand aufgekündigt wurde und man gewiß wußte, daß Oestreich der Verbindung gegen Napoleon beitrat, wurden Unterhandlungen mit jener Macht angeknüpft, am 8. Octbr. der Vertrag von Ried abgeschlossen, und die baiersche Armee, etwa 32,000 M., vereint mit einem östreich. Corps, gegen Frankreich in Bewegung gesetzt. Der Graf Wrede erhielt den Oberbefehl des 56,000 M. starken Heertheiles, mit welchem er der bei Leipzig geschlagenen Armee Napoleon's am Main den Weg zu verlegen trachtete. Am 28. Octbr. früh 8 Uhr rückte das erste baiersche Chevauxlegersregiment in Hanau ein, besetzte die Stadt und die Kinzigbrücke, nahm mehrere zerstreute Franzosen, unter ihnen den General St. André, gefangen, und bestand ein an sich unbedeutendes Gefecht, bis Unterstützung herankam. Die baierschen Reiter mußten

die Stadt verlassen; als jedoch Abends 8 Uhr 1 Bat. Inf. ankam, besetzten sie dieselbe wieder. Um 10 Uhr traf die 3. baiersche Infanteriedivision ein, 1 Brigade derselben griff die jenseit der Kinzig gelegene Vorstadt an und machte dabei 20 Officiere und 500 M. zu Gefangenen.

Am 29. Octbr. früh zeigte sich eine franz. Abtheilung, von Gelnhausen kommend, 4000 M. stark, engagirte sich mit der oben erwähnten Brigade Deroy, wurde aber mit Verlust in den Wald zurückzugehen genöthigt. Die Armee Wrede's kam von Aschaffenburg her bei Hanau an, die 3. baiersche Infanteriedivision, zur Avantgarde bestimmt, rückte auf der Straße nach Gelnhausen vor und besetzte den Flecken Langenseibold; die östreich. Brigade Volkmann war gleich von Aschaffenburg aus gegen Gelnhausen vorgesendet, um den Feind in die Flanke zu nehmen. Um 3 Uhr Nachmittags erschien der Feind zwischen Langenseibold und Rothenbergen; die 3. baiersche Division stellte sich zwischen ersterem Orte und dem Walde in Schlachtordnung, führte 2 Batterien auf, und es entspann sich hier ein lebhaftes Gefecht. Dem franz. linken Flügel gelang es, durch den Wald vorzudringen, worauf die baierschen Truppen, um nicht abgeschnitten zu werden, etwas zurückgehen mußten; ja als die Franzosen auch Langenseibold nach längerer Beschießung mit Sturm nahmen, sahen sich die Baiern genöthigt, am Ausgange des Waldes, beim Dorfe Rückingen, eine neue Stellung zu nehmen. Die östreich. Brigade Volkmann, durch 1 Jägerbataillon und 2 Cavalerieregimenter verstärkt, rückte bis in den Wald zwischen Altenhausen und Hayler vor, und sendete Abtheilungen gegen Höchst; sie bestand auch ein Gefecht, mußte aber am Abend der Uebermacht bis nach Hayler weichen. In der Nacht rückte sie in die Linie ein, besetzte die hinter Langenseibold liegende Mühle und den Wassergraben, und hielt dadurch den Feind vom weiteren Vordringen ab. Die Stellung der Truppen Wrede's war am Abende folgende: die 3. baiersche Division La Motte und die östreich. Brigade Volkmann auf der Straße nach Gelnhausen, zwischen dem Puppenwalde und dem Dorfe Rückingen; die 2. baiersche Division Graf Beckers und die östreich. Division Bach vor der Stadt Hanau, auf beiden Seiten der großen Straße; von der östreich. Division Trautenberg eine Grenadierbrigade in der Stadt; eine mit der östreich. Reiterei vor dem Nürnberger Thore, auf der Straße nach Aschaffenburg. Die franz. Armee war an dem Tage auf dem Marsche von Gelnhausen, Napoleon's Hauptquartier in der Nacht zu Langenseibold, die Garden bei diesem Orte.

Am 30. October.

Der General Wrede hatte in Folge mehrfacher Entsendungen nur ungefähr 36 bis 40,000 M. bei sich, und wenn er auch einsah, daß er den Franzosen den Weg nach Frankfurt nicht werde sperren können, so beschloß er doch, ihn streitig zu machen, und wählte dazu folgende Aufstellung: Den rechten Flügel bildete die 2. baiersche Division, sie stand auf beiden Ufern der Kinzig von dem Vorwerke Neuhof bis an die Bulauer Waldung, in gleicher Linie mit dem Radenbacher Chausseehause; ihr zur Unterstützung befand sich die östreich. Brigade Klenau hinter der Lamboybrücke. Das Centrum bestand aus der östreich. Division Bach; an diese sollten sich die 3. baiersche Division und die östreich. Brigade Volkmann anschließen, wenn sie zum Rückzuge auf die Stellung genöthigt wurden, so daß das Centrum den Raum zwischen dem rechten Ufer der Kinzig und der großen Landstraße nach Gelnhausen, den Lamboywald vor der Front einnahm. Der linke Flügel bestand aus baierscher und östreich. Reiterei; sie stand zur Linken der Gelnhauser Straße in mehreren Treffen nach dem sogenannten Bruchköbler

und dem Puppenwalde hin. Im Rücken dieses Flügels, auf der Straße nach Friedberg befanden sich die Streifcorps der Generale Tschernischef und Graf Orlow-Dessinow. Die Reserve hatte das linke Kinzigufer längs den Rodenbacher Hohlwegen inne; die östreich. Grenadierbrigade des Generalmajors Diemar, 3 Bat. stark, hatte Hanau besetzt.

Um 8 Uhr früh griff der Feind die Vorposten der 3. baierschen Division sehr lebhaft an; diese behaupteten sich trotz ihrer Schwäche bis 10 Uhr bei Rückingen. Der Marschall Macdonald rückte mit der Division Friant, der jungen Garde, mit der Division Charpentier und dem 2. Cavaleriecorps Sebastiani gegen Rückingen heran, worauf die Vortruppen sich zurückzogen und um 12 Uhr Alles in die Schlachtlinie eingerückt war. Zu dieser Zeit erschien die franz. Armee in dichten Massen am Ausgange des Lamboywaldes; man rechnete sie auf 60,000 M., worunter 12,000 M. Reiterei. Sie begann sogleich einen lebhaften Angriff gegen das Centrum Wrede's; allein die dort aufgestellten 60 Geschütze vereitelten alle Fortschritte. Napoleon befahl nun einen Angriff auf den rechten Flügel der Verbündeten; 2000 Tirailleure unter General Dubreton vom 2. Corps begannen ihn, aber er blieb ohne Erfolg, die Franzosen wurden in den Wald zurückgeworfen. So dauerte der Kampf bis um 3 Uhr. Napoleon hatte wohl nicht die Idee, hier eine Schlacht zu liefern, zu der es ihm auch an Zeit gebrach; er konnte nur rasch den Rhein zu gewinnen suchen und mußte auf irgend einem Puncte durchbrechen. Dies zu erreichen, ließ er seine Infanterie in geschlossenen Massen, die Division Curial — die alte Garde — an der Spitze, vorrücken und dabei durch sämmtliche Reiterei das Centrum der Verbündeten angreifen. Der Reiterangriff mißlang; die franz. Artillerie eröffnete aber nun ein so heftiges Feuer, der General Drouot hatte auf einem Puncte allein 50 Geschütze versammelt, daß Wrede den Rückzug auf das linke Ufer der Kinzig befahl, der auch treffenweise vom linken Flügel erfolgte. Der General Diemar hielt Hanau besetzt, die Armee bezog eine Stellung hinter dem Behrhofe und der Aschaffenburger Straße. Der linke Flügel war über die Brücke in die Stadt gegangen, das Centrum und der rechte Flügel über die Lamboybrücke; hier war das Gedränge so groß, daß viele Menschen den Tod im Flusse fanden.

Den 31. October.

Die erste Hälfte der Nacht verging ruhig, ein großer Theil des franz. Heeres zog rasch gegen Frankfurt, um 2 Uhr früh wurde jedoch Hanau heftig beschossen und der der Brücke zunächst liegende Theil in Brand gesteckt; die Angriffe wurden indessen von den östreich. Grenadieren so lange zurückgewiesen, bis sie Befehl erhielten, die Stadt zu räumen, damit sie nicht gänzlich verwüstet würde. Um 8 Uhr Morgens besetzten die Franzosen Hanau. Das verbündete Kriegsheer hatte früh seine Stellung geändert; der linke Flügel befand sich unweit der Stadt, der rechte an der Lamboybrücke. Dieser besonders wurde von dem Corps des Generals Bertrand mit so viel Kraft angegriffen, daß er nach den Ufern des Mains hingedrängt ward; es gingen Verstärkungen dahin ab, die Verbündeten konnten hier angriffsweise vorgehen und das verlorene Terrain zurückerobern; die östreich. Regimenter Jordis und Erzherzog Rudolph zeichneten sich dabei sehr aus. Vor den Thoren nach Aschaffenburg und Steinheim fanden Reitergefechte Statt, das Geschützfeuer wüthete heftig und von beiden Seiten war der Verlust bedeutend; doch die feindlichen Angriffe wurden überall abgewiesen.

General Wrede wollte dem Kampfe ein Ende machen und glaubte diesen Zweck durch eine allgemeine Vorrückung am besten zu erreichen. Er

führte in Person 6 östreich. Bat. gegen das Nürnberger Thor, sprang an der Spitze des Grenadierbataillons frisch in den Graben und erstieg den Wall; das Thor wurde gestürmt, die Infanterie drängte in die Stadt, das Szekler Husarenregiment reinigte sie, Alles drängte nach der Kinzigbrücke, die vom Feinde hartnäckig vertheidigt ward. Wrede führte in Person die Truppen vor, erhielt aber auf der Mitte der Brücke eine schwere Verwundung; doch seine Truppen siegten. Der Feldmarschalllieutenant Baron Fresnel übernahm den Oberbefehl; er ließ Cavalerie durch die Kinzig gehen, die die Flucht des Feindes beschleunigte; das Fußvolk konnte nicht so rasch folgen, da die Franzosen den hölzernen Theil der Brücke in Brand gesteckt hatten. Auch der rechte Flügel rückte nun vor und drängte die Franzosen über die Lamboybrücke zurück. Hiermit endigten sich die Gefechte bei Hanau, in denen die Franzosen 15,000 M. an Todten und Verwundeten verloren haben sollen; gefangen wurden 5 Generale, 280 Officiere und 10,000 M., wovon jedoch ein großer Theil Nachzügler waren; auch fielen 2 Kanonen in die Gewalt der Verbündeten. Diese geben ihren Verlust an: Todte, 35 Officiere, 1724 Soldaten; Verwundete, 108 Officiere, 2975 Soldaten. Vermißte, 31 Officiere, 4365 Soldaten; zusammen 174 Officiere, 9063 M. (Vergl. Plotho, Krieg von 1813 ꝛc. II. Band. — Oestreich. milit. Zeitschrift 1831. III. Band.) F. W.

Handgeld, Laufgeld, franz. engagement, leitet seinen Ursprung von der Zeit her, wo man anfing, Truppen um Sold anzuwerben, und das Recht, oder vielmehr die Verpflichtung, Kriegsdienste zu leisten, nicht mehr wie früher einem Stande vorzugsweise oblag. Es entstand zu der Epoche, als das Lehnswesen in Verfall gerieth, der Vasallendienst zu Führung der Kriege nicht mehr zureichte, die numerische Anzahl der Heere sich vermehrte, man noch keine neuen Gesetze erfunden hatte, die eigenen Landeskinder unter die Fahnen zu rufen, und durch den Reiz des Geldes sich Anhang zu verschaffen suchte (s. Werbung). Es hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten, obschon die Form und die Veranlassung hierzu sich geändert haben. Aus früherer Zeit hier nur 2 Beispiele. — Hatte bei den Landsknechten (s. d.) ein Kriegsgesell seinen Namen in die Musterrolle des Hauptmanns eintragen lassen, und der Artikelsbrief, der Rechtsbrauch, welcher im neuen Regimente gehalten werden sollte, war ihm vorläufig bekannt gemacht worden, erhielt er ein Stück Geld auf den Lauf, um sich bestimmten Tages an dem beschiedenen Sammelplatze einzustellen. Auf so einfache Weise und durch so geringe Mittel, ohne empörende Ueberlistung der Werbeofficiere, war es einem deutschen Edeln oder berühmten Hauptmanne bürgerlichen Herkommens ein leichtes Ding, in seinem Namen für einen Fürsten in entfernten Gegenden das stattlichste Heer aufzubringen. (George v. Frundsberg oder d. deutsche Kriegshandwerk zur Zeit d. Reformation). Als Wallenstein nach Tilly's bekannter Niederlage bei Leipzig ein neues Heer für den Kaiser errichtete, gab man den Infanteristen bis 25 Thaler Handgeld. Wallenstein's Werber gingen in den östreich. Provinzen in die Bürgerhäuser und legten Handgeld und einen Strick auf den Tisch, so daß man keine andere Wahl hatte, als entweder Soldat zu werden oder sich hängen zu lassen. (S. Kriegskunstgeschichte v. Hoyer, I. Thl., S. 436.) R.

Handgemenge nennt man jedes Gefecht, in welchem die Hieb- und Stoßwaffen gebraucht werden. Pz.

Handgranaten. Kleine eiserne Hohlkugeln mit einer Sprengladung und einem Brande, welche ehedem von den Grenadieren bei dem Angriffe fester Posten mit der Hand unter den Feind geschleudert wurden; später be-

diente man sich derselben auf gleiche Weise bei Vertheidigung einer Bresche, wo man aber in neuerer Zeit ebenfalls lieber Pulversäcke (s. d.) anwendet. Jetzt bedient man sich derselben beinahe durchgängig nur noch, um sie in größerer Menge auf ein Mal aus Wurfgeschützen gegen die Sappenspitzen zu werfen (s. Granathagel, Hebespiegelgranaten, Transcheekugeln, Rebhühnerwürfe.) H.

Handgriffe, s. Griffe.

Handmörser oder **Coehornmörser** sind kleine, nach dem Steinmaßstab 2 bis 7&ge Mörser, und so leicht, daß man sie von einem Ort zum anderen tragen und zum Gebrauch auf eben so leichten Bettungen schnell aufstellen kann. Dergleichen Mörser können daher in belagerten Festungen, oder auch in den Laufgräben ihre Stellung so oft ändern, als das feindliche Feuer anfängt, ihnen gefährlich zu werden, oder anderwärts neue Gegenstände zu bewerfen sind. Diese Eigenschaft, der Umstand, daß sie nur wenige Mann zur Bedienung erfordern, und ihr geringer Munitionsverbrauch machen sie sehr nützlich für den Belagerungskrieg und ganz vorzüglich zu einer unausgesetzten Beunruhigung der Sappenspitzen geeignet. Ry.

Handmühlen (moulins à bras) sind kleine, zum Mahlen des Getreides eingerichtete Mühlen. In Festungen und vorzüglich in kleineren Forts sollten sie nie fehlen, auch selbst da, wo man größere Mühlen hat, weil, wenn diese vielleicht durch Bombardement zerstört sind, diese Handmühlen jene ersetzen müssen. Selbst bei Feldzügen in uncultivirteren Ländereien können sie von entschiedenem Nutzen werden, und die Franzosen haben dergleichen in mehreren Kriegen mit sich geführt. (S. Feldmühlen.) P.

Handprotzwagen, s. Triqueballen.

Handschar. Ein messerartiges Seitengewehr der Orientalen von verschiedener Größe, dessen Schneide oft einwärts gekrümmt ist, um dem Hiebe oder Schnitte mehr Nachdruck zu geben. S.

Handschuhsheim, Dorf im Großherzogthum Baden, ½ Meile nordwestlich von Heidelberg.

Gefecht am 24. Septbr. 1795.

Wenig Gefechte sind in ihren Folgen so wichtig gewesen, als das bei Handschuhsheim, und man darf ohne Uebertreibung voraussetzen, daß nicht nur Mainz, sondern auch die ganze Rheinlinie aufgegeben werden mußte, wenn die Franzosen hier Sieger blieben. — In Uebereinstimmung mit Jourdan's Uebergang bei Düsseldorf (s. d.) sollte Pichegru den Rhein bei Oppenheim oder Mannheim überschreiten und die östreich. Oberrheinarmee unter General Wurmser hindern, dem F. M. Clerfayt zu Hilfe zu kommen. Pichegru, welcher im Decbr. vorigen Jahres den Brückenkopf von Mannheim erobert hatte und mit der pfälzischen Regierung in geheimen Unterhandlungen stand, wählte Mannheim zum Uebergangspuncte, nahm aber zu dieser wichtigen Operation nur 2 Divisionen. Sein linker Flügel (4 Divisionen) hielt damals Mainz blokirt, sein rechter (4 Divisionen) stand zwischen Hüningen und Straßburg zur Beobachtung des Generals Wurmser; die Division Beaupuy war im Marsche von Straßburg nach Speier.

Obgleich Jourdan's Uebergang schon am 6. Septbr. erfolgt war, begann Pichegru den seinigen aus unbekannten Gründen erst den 20. Tags zuvor ließ er den pfälzischen Gouverneur, Baron Belderbusch, zur Uebergabe von Mannheim auffordern, welche auch den 20. bewilligt wurde, ungeachtet der lebhaften Gegenvorstellungen des östreich. Generals Quosdanovich, welcher den 19. mit einer Division bei Schwetzingen angekommen war, um die großen Magazine in Heidelberg zu decken und die Verbindung

zwischen Clerfayt und Wurmser zu sichern. Den 21. erfolgte die Uebergabe von Mannheim mit 471 Geschützen und allen Kriegsvorräthen; die pfälzischen Truppen erhielten freien Abzug. Zur Herstellung einer Brücke über den Rhein mußte die Regierung die nöthigen Schiffe liefern. Durch dieses unerwartete Ereigniß wurde die Lage der beiden östreich. Armeen höchst bedenklich; gelang es dem General Pichegru, sich der Vorräthe in Heidelberg zu bemächtigen, so kam Wurmser in die größte Verlegenheit, und Clerfayt würde sich in seiner Stellung am Maine eben so wenig haben behaupten können. Beide Feldherren ließen daher Verstärkungen an den Neckar abgehen. Außer dem General Quosdanovich (10 Bat., 18 Schwdr.) stand am 22. Septbr. General Zehentner mit 14 Bat., 20 Schwdr. in der Nähe des Neckars und war bestimmt, auf dem rechten Ufer zu operiren, machte jedoch eine rückgängige Bewegung, als der franz. General Dufour gegen ihn marschirte, und stellte sich auf der Bergstraße bei Heppenheim auf, die Vorposten bei Weinheim, 2 Meilen nördlich von Heidelberg. Quosdanovich stand zwischen Heidelberg und Wisloch.

Am 23. ließ Pichegru die Division Dufour auf dem rechten Neckarufer bis Käferthal, die Division Ambert auf dem linken Ufer bis Schwetzingen vorgehen; bei letzterer befand sich auch eine schwache Cavaleriedivision. Die Gesammtstärke der franz. Truppen belief sich nur auf ungefähr 12,000 M. Pichegru hatte die Absicht, den General Quosdanovich aus seiner Stellung zu drängen und dann gegen Heilbronn zu marschiren. An diesem Tage fielen nur Recognoscirungsgefechte vor, durch welche General Zehentner sich veranlaßt fand, in aller Ruhe bei Heppenheim stehen zu bleiben, wo er auch am folgenden Tage verweilte und dadurch den General Quosdanovich der Gefahr aussetzte, geschlagen zu werden. Dieser hatte in der Nacht folgende Stellung genommen: General Bajalich mit 4 Bat., 6 Schwdr. auf dem rechten Ufer dicht vor Heidelberg; General Frehlich mit 4 Bat., 4 Schwdr. auf dem linken Ufer ebenfalls vor der Stadt; ihre Vorposten hielten die vorliegenden Dörfer besetzt. Vor Wisloch (1½ Meilen südlich) stand General Karaczey mit 2 Bat., 8 Schwdr., zu welchen noch 4 Schwdr. stießen. Diese Zerstückelung der Streitkräfte war allerdings tadelnswerth; doch begingen die Franzosen noch größere Fehler, wodurch es möglich wurde, sie zu besiegen.

Am Morgen des 24. ließ Pichegru die Div. Ambert in 4 Colonnen vorrücken, denen aber sehr divergirende Directionen bezeichnet waren, wodurch alles Zusammenwirken verloren ging. Gleichzeitig marschirte die Div. Dufour mit Zurücklassung einer Halbbrigade in 2 Colonnen auf Ladenburg. Ambert's 2 linke Colonnen verdrängten die Oestreicher aus Wiblingen und Eppelsheim, wurden aber am Debouchiren gehindert; die beiden rechten Colonnen machten ungefähr in gleicher Höhe Halt, worauf eine Kanonade begann. Dufour war mit der Brigade Dusirat über Ladenburg hinausgerückt, und ließ um 10 Uhr das Dorf Handschuhsheim, welches von 4 Comp. und 2 Kanonen vertheidigt wurde, von 2 Seiten angreifen. Der Kampf blieb lange unentschieden; als aber General Bajalich mit Verstärkung anrückte, wurden die Franzosen zurückgedrängt. Dufour erneuerte indeß den Angriff und verstärkte die Colonne zur Rechten bis auf 5 Bat., 6 Schwdr. und 8 Geschütze; die Cavalerie und Artillerie trabten voraus. Der Erfolg schien unzweifelhaft. Als jedoch die franz. Cavalerie in der Nähe von Neuenheim ankam, wurde sie vom Oberstlieutenant Grafen Klenau mit 6 Schwdr. (in 3 Treffen formirt) angegriffen und aus dem Felde geschlagen; das nachfolgende Geschütz ging dabei verloren. Den

moralischen Eindruck dieser Attake benutzend, griff Klenau nun auch die 5 Bat. an, während die östreich. Infanterie der zweiten, über Dosenheim vorrückenden Colonne entgegen ging. Beide Colonnen unterlagen dem Angriffe. General Dufour wurde verwundet und gefangen, Dusirat erschossen. Die ganze Brigade ergriff die Flucht und wurde bis Mannheim verfolgt. Die Brigade Lavrois hatte am Gefecht keinen Theil genommen, wurde bei Feiderheim von der östreich. Cavalerie eingeholt, angegriffen und entkam nicht ohne bedeutenden Verlust.

Auf dem linken Neckarufer ging es den Franzosen nicht viel besser. Sobald General Frehlich die Schwäche seiner Gegner erkannte, ging er selbst zum Angriffe über, vertrieb die Franzosen aus Wiblingen und schlug alle ferneren Angriffe auf diesen Ort ab. — Da General Karaczay bei Wisloch nicht weiter beunruhigt wurde, schickte er den Major Graf Nostiz mit 6 Schwdr. zum General Frehlich. Nostiz kam in dem Augenblicke auf dem Kampfplatze an, wo Pichegru Frehlich's linke Flanke bei Kirchheim angreifen lassen wollte. Ohne zu zaudern, attakirte Nostiz diese Colonne selbst in der Flanke und vereitelte dadurch ihr Vorhaben. — Um diese Zeit erfuhr Pichegru die Niederlage der Div. Dufour und befahl nunmehr den Rückzug. Die Franzosen wurden lebhaft verfolgt und verloren in Allem über 1000 M. nebst 8 Geschützen.

Pichegru verfehlte sonach seinen Zweck gänzlich, befreite den F. M. Clerfayt von einer großen Sorge und war gewissermaßen Ursache, daß Jourdan zum Rückzuge gezwungen und Mainz bald darauf entsetzt wurde (s. Mannheim und Mainz).

Geschichte der Kriege in Europa. 4. Bd. — Mémoires de Gouvion St. Cyr, tome III. — Oestreich. Militairzeitschrift, 1832.) Pz.

Handspeichen (Artill.), s. Hebebaum.

Handwerkercompagnien wurden zuerst bei der franz. und später bei den übrigen Artillerien durchaus militairisch organisirt. Die Mannschaft besteht aus Eisen- und Holzarbeitern, besonders Schlossern, Schmieden, Wagnern, Tischlern, Drechslern, zuweilen auch Sattlern, wozu brauchbare Gesellen dieser Handwerke von der dienstpflichtigen Mannschaft ausgewählt werden. Die Unterofficiere, mit Ausnahme derjenigen, welche eine rein dienstliche Bestimmung haben, wie z. B. der Feldwebel 2c., vertreten die Stelle der Meister und leiten die Arbeiten der Gesellen unter der Oberaufsicht der Officiere, welche entweder von der Artillerie commandirt sind, oder doch mit den Officieren dieser Waffe im Avancement wechseln.

In Frankreich ist jedem Artillerieregiment, in Preußen jeder Artilleriebrigade eine solche Handwerkercompagnie zugetheilt, welche während des Friedens in den Haupthandwerksstätten und in Festungen vertheilt sind, wo ihnen die Anfertigung und Instandhaltung sämmtlicher Laffeten, Protzen, der übrigen Artilleriefuhrwerke und Geräthschaften obliegt, wofür die Meister und Gesellen gewöhnlich einen angemessenen Zuschuß zu ihrer Löhnung erhalten, wogegen sie aber auch das Material eines durch ihre Schuld verdorbenen Stückes ersetzen müssen. Im Kriege bleibt nur der geringere Theil in den Handwerksstätten zurück; die Mehrzahl befindet sich bei der Armee, wo jeder Batterie 3 bis 4 Mann, die übrigen den Parks beigegeben sind, um alle an den oben angegebenen Gegenständen nothwendig werdenden Herstellungen auszuführen.

Augenscheinlich sind dergleichen Artilleriehandwerker im Kriege unentbehrlich, allein sie leisten auch im Frieden sehr großen Nutzen; denn sie liefern bessere und billigere Arbeit, als bürgerliche Gewerken, und die so

höchst unentbehrliche Genauigkeit und Gleichförmigkeit ist einzig und allein auf diesem Wege zu erlangen. Staaten, wo die Organisation der Handwerkercompagnien nur auf den Krieg berechnet ist, und wo sie daher im Frieden nur auf dem Papiere bestehen, opfern daher einen großen Theil der wesentlichen, mit dieser Einrichtung verknüpften Vortheile muthwillig auf, und werden selbst im Kriege nur halbgeübte Arbeiter haben. H.

Handzünder sind eiserne, auf einem hölzernen Stock befestigte Klemmen, zum Einklemmen der Zündlichter (Anzündebrändchen) beim Abfeuern der Geschütze, jedoch wenig mehr in Gebrauch, indem man sich (wo die Geschütze nicht zur Percussionszündung eingerichtet sind) meistens bloß der hölzernen, an einem Ende gespaltenen Stöcke zu obigem Behuf bedient. Ry.

Hängekompaß, Grubenkompaß (boussole du mineur), nennt man solche Magnet-, Abweichungs- oder Declinationsnadeln, wie sie beim Bergbau gebraucht werden, um die Richtung, das sogenannte Streichen, der unter der Erde ausgeführten Gänge zu bestimmen. Eben so bedient man sich dieses Instruments auch beim Minenbau, um darnach den Minengängen oder Gallerien die richtige und vorgeschriebene Lage zu ertheilen. P.

Hängematten vertreten auf Schiffen die Stellen der Betten. Sie werden aus Segeltuch gefertigt, sind in der Regel 6 Fuß lang und 3 Fuß breit und werden zum Gebrauche am Verdecke aufgehangen. Während des Gefechts bedient man sich oft derselben zu Ausstopfung des Finkennetzes (s. d.) und bildet damit eine Art Brustwehr.

Hängender Mörser, s. Geschützröhre.

Hannibal. Wenn unsere Blicke überhaupt gern auf den Männern der Vorzeit ruhen, die wie leuchtende Sterne in die Nachwelt hinüberglänzen, so fühlen wir uns doch ganz besonders zu denjenigen hingezogen, deren Handlungen und Charaktere ihnen zu jeder Zeit auch die Bewunderung ihrer Mitwelt verschafften. Ungewöhnliche Zeitereignisse bringen große Männer hervor; wenn aber ein Mann mit alltäglichen Mitteln, ohne durch seine Lebensverhältnisse darauf hingewiesen zu sein, nur durch eignes Talent, durch eigene Kraft seinen Namen unter die Heroen der vergangenen Jahrhunderte in die Tafeln der Geschichte unauslöschlich eingräbt, dann sind wir gedrungen, ihm die höchste Bewunderung zu zollen. Unter die Zahl der Letzteren setzen wir den punischen Helden. Wenn wir die Hauptzüge seines Charakters und seiner Talente zusammenstellen, wenn wir seine Kühnheit im Entwerfen und Ausführen seiner Pläne, seine Entschlossenheit und Schnelligkeit, seine unermüdete Geduld, die auch bei unübersteiglich scheinenden Gefahren ihn nicht verließ, seine Klugheit und Verschlagenheit, seine nicht gewöhnliche Menschenkenntniß würdigen; wenn wir ihm aufmerksam folgen, wie er als Sieger die Herren der Welt demüthigte, wie er auf dem Senatorenstuhle zu Carthago seine Talente als Staatsmann entwickelte, oder wie er endlich, ein Opfer des ihn verfolgenden Schicksals, vergebens ein Obdach in der Ferne sucht; wenn wir, sage ich, alle Momente seines Handelns recht klar zusammenfassen: so geben diese uns das schöne Bild eines wahrhaft großen Mannes, den sogar seine Feinde zu schätzen verstanden, und der Allen, die ihn betrachten, ein wahres und hohes Interesse einflößt.

Hannibal (auch Annibal), der Sohn des rühmlichst bekannten carthagischen Feldherrn Hamilkar Barkas (s. d.), war um das Jahr 427 v. Chr. Geb. in Carthago geboren und gab schon in den ersten Jahren seiner Jugend Beweise von den Talenten, deren Ausbildung ihm später das Gepräge

eines ausgezeichneten Feldherrn aufdrückte. Als sein, nur für das Wohl seines Vaterlandes und mit tiefem Hasse gegen die Feinde desselben beseelter Vater zur Armee nach Spanien abging, fragte er den 9jährigen Knaben, ob er ihn dorthin begleiten wolle. Freudig stimmte der Knabe ein und schwur mit Begeisterung in die Hände seines Vaters den von ihm verlangten Eid, ewig ein Feind der Römer sein zu wollen. Eine Zeit lang befand sich H. an der Seite Hamilkar's, wurde aber nachher nach Carthago zurückgeschickt und ging erst als 22jähriger Jüngling wieder zu dem vaterländischen Heere, als nach seines Vaters Tode sein Schwager Hasdrubal seine Gegenwart verlangte. Hasdrubal, ein Feldherr, thätig und einsichtsvoll, erkannte die Talente des Jünglings und übergab ihm das Commando über die Reiterei, die er verschiedene Male zum Siege führte. Nach Hasdrubal's Ermordung erhob das Heer, welches ohnedies H. wegen seiner Aehnlichkeit mit seinem Vater und der freundlichen Behandlung seiner Untergebenen innig zugethan war, ihn zu seinem Oberfeldherrn und bestand darauf, daß die Parteien Carthago's diese Wahl genehm halten mußten. Sein erster Gedanke war nun, dem seinem Vater geleisteten Eide gemäß, an den Römern empfindliche Rache zu nehmen; in seinem Innern reifte der Plan, dessen Ausführung das römische Reich erschütterte. Aber er verschloß diese riesenartige Idee, der fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstanden, so lange in seiner Brust, bis er keinen Feind in Spanien mehr zu fürchten hatte. Deßhalb richtete er zuerst seine Waffen gegen die noch unbezwungenen Völker der pyrenäischen Halbinsel, deren Besitz bis an den Ebro ein Vertrag Hasdrubal's mit den Römern den Carthagern eingeräumt hatte. Die Olkader und Vakkäer unterlagen schnell und ihre Hauptstädte Althäa, Hermandika und Arbuzella fielen in des Eroberers Gewalt; besonders empfanden die Karpetaner, ein tapferes Gebirgsvolk in der Nähe des heutigen Toledo, die Schärfe der carthagischen Waffen. Auf den Lorbern seiner ersten Feldzüge ruhend, empfing Hannibal eine römische Gesandtschaft zu Neu-Carthago, die auf Ansuchen der mit den Römern verbündeten Saguntier herbeigeeilt war, dem carthagischen Feldherrn mit allem Zorne der mächtigen Römer zu drohen, wenn er die feste Stadt Sagunt zu beleidigen versuchen würde. Solche Drohungen konnten aber einen so festen Charakter wie Hannibal nicht erschüttern. Gerade dies scheint ihn bestimmt zu haben, nun sofort den Rachekrieg gegen Rom zu beginnen. Mit dem ganzen Heere, das ihm die Umstände erlaubten, rückte H. vor Sagunt und fing eine Belagerung an, die ihm unendliche Zeit und ungeheure Opfer kostete, die sich aber allerdings zuletzt mit der gänzlichen Zerstörung und Plünderung der 8 Monate lang sehr tapfer vertheidigten Stadt beschloß. Der Zorn über eine so lange Gegenwehr und die Absicht, die Römer empfindlich zu kränken, andere Städte aber zugleich vor solchem Widerstande abzuschrekken, mochten dem Eroberer als Gründe der rücksichtslosen Strenge und Grausamkeit dienen, die das Bild des Helden gleich in seinem Entstehen beflecken. Der Fall Sagunts hatte in Rom die höchste Erbitterung hervorgebracht und unverzüglich waren abermals Gesandte nach Carthago abgefertigt worden, die Kriegserklärung zu überbringen. H. ging nach Neu-Carthago zurück und rüstete sich während des Winters zu einem Kriege, der in einer 17jährigen Reihe von Feldzügen durch Größe, Kühnheit und Klugheit der Handlungen den auftretenden Feldherren die Unsterblichkeit sicherte, einem Kriege, der beide Mächte an den Rand des Unterganges brachte, und bei dessen Beendigung die siegende Partei eben so nahe an der Spitze des Verderbens stand, von der sie die andere in den Abgrund hinuntergestoßen

hatte. Nicht zu läugnen ist es, daß Hannibal die Hauptursache dieses Krieges war und sonach mittelbar die Ursache des Unterganges seines Vaterlandes wurde; aber es freut den Beobachter, daß er sein Volk kurz vor seiner Auflösung noch zu einer Stufe des Ruhmes emporführte, die es ohne ihn vielleicht nie erstiegen haben würde, und daß der Genius des carthagischen Volkes, wie eine erlöschende Flamme, noch ein Mal emporloderte, um mit den letzten Anstrengungen der Erschöpfung zu verschwinden. Der carthagische Feldherr hatte den Winter dazu benutzt, seinem Heere die nöthige Ruhe zu gönnen, die möglichsten Kriegsrüstungen zu machen und sich mit den Völkern in freundschaftliche Verbindung zu setzen, deren Länder er auf seinem Zuge nach Italien berühren mußte. Die in Afrika angeworbenen Truppen stießen in Spanien zu seinen Fahnen; die meisten spanischen Truppen wurden nach Afrika versetzt. Des Oberfeldherrn Bruder, Hasdrubal, blieb mit 15,000 M., einigen Schiffen und Elephanten in Spanien zurück, und H. selbst brach, nachdem er in Gades dem Herkules noch ein feierliches Opfer gebracht hatte, mit 60,000 M. von Neu-Carthago im Frühjahre auf. Den Weg an der Meeresküste verfolgend, setzte er in 3 Abtheilungen über den Ebro, unterwarf die sich ihm widersetzenden Völkerschaften, ließ seinen Unterfeldherrn Hanno mit 10,000 M. an den Pyrenäen zurück und lagerte sich nach Uebersteigung dieses Gebirges bei Illiberis (Colioure in Roussillon). Von hier aus unterhandelte er mit den gallischen Fürsten, die sich inzwischen mit ihren Völkern bei Roscino versammelt hatten, um den Gegner, im Falle er sich feindliche Eingriffe erlaube, zu bekämpfen, gewann sie durch Ueberredung und Geschenke, und verfolgte ruhig seinen Marsch bis an den Rhonefluß. Die Römer hatten indessen an ihre Vertheidigung gedacht, bedeutende Flotten und Heere gerüstet und den Consul P. Cornelius Scipio dem H. entgegen nach Gallien geschickt. Der Consul, der den Feind, der eben über die Rhone gehen wollte, noch in den Pyrenäen vermuthete, landete bei Massilia (Marseille), war höchlich verwundert, als er erfuhr, daß er dem gefürchteten Gegner so nahe sei, und schickte 300 Reiter und einige gallische Hilfstruppen ab, die Stellung der Carthager zu recognosciren. Diese trafen auf einen zu gleichem Zwecke von H. abgeschickten Haufen von 500 numidischen Reitern und behielten endlich nach blutigem Kampfe die Oberhand. H. selbst war schon vorher, trotz der Gegenwehr der Uferbewohner, zwischen Orange und Avignon über die Rhone gesetzt und hatte ein Lager am Flusse bezogen, dieses aber sehr bald wieder verlassen, um, ohne mit den Römern schlagen zu müssen und somit seine Kräfte zu erschöpfen, über die Alpen zu gehen. Nach einem 4tägigen Marsche an der Rhone aufwärts bog er dann an der Isere nach den Alpen zu, ging über die Durance und begann nun, die Alpen zu ersteigen, ein Wagstück, wie es kein Feldherr, unbekannt mit der Gegend und den Völkern, vor ihm unternommen hatte. Auf welchem Wege und an welchem Orte H. über die Alpen gegangen sei, ist nicht zu ermitteln, da selbst die ältesten Angaben darüber verschieden sind. Viel Wahrscheinlichkeit hat die Meinung des Marquis de St. Simon (Hist. de guerre des Alpes, 1744. Amsterd., 1770), daß er den Gipfel der Alpen beim Berge Viso, auf dem der Po entspringt, erreicht und dann seinen Weg in die Thäler des Po herabgenommen habe. (Lander, der Heerzug H's über die Alpen, nach den neuesten Untersuchungen, 1823 Hamburg, glaubt, daß H. über den kleinen St. Bernhard hinaufgestiegen und durch das Thal von Aosta nach Italien gelangt sei.) Der Marsch H's über die Alpen verdient unsere volle Aufmerksamkeit; denn hier entwickelten sich die Beharrlichkeit und Festigkeit sei-

nes Charakters in ihrer ganzen Stärke. Immer von räuberischen Völkern umringt, immer kämpfend oder zum Kampfe bereit, an der Spitze von Truppen, die bei drohenden Gefahren bei einem so ganz ungewohnten Unternehmen bisweilen kleinmüthig verzagten, sprengte sich der 28jährige Held einen Weg durch die Felsen und zeigte seinen Völkern von dem Gipfel der Gebirge die lachenden Fluren Italiens, die sie zertreten sollten. 15 Tage hatte er auf diesem beschwerlichen und gefahrvollen Zuge zugebracht, als er im Lande der Insubrier (Savoyen) am Po anlangte. In 5 Monaten hatte er von Neu=Carthago bis hierher 170 deutsche Meilen zurückgelegt. Aber sein Heer war auch um die Hälfte geschmolzen; schon beim Uebergange über die Rhone hatte er nur noch 38,000 M. zu Fuß und 8000 Reiter gehabt; jetzt, wo er seine großen Entwürfe ausführen, jetzt, wo er die Erwartungen so Vieler befriedigen und den Beweis geben sollte, daß sein Unternehmen nicht bloß jugendliche Tollkühnheit war — jetzt bestand sein Heer nur noch aus 12,000 Afrikanern, 8000 spanischen Fußvölkern und 6000 Reitern (Polyb.), die noch dazu durch mühevolle Märsche und Mangel an Lebensmitteln und Kleidung in einem schlechten Zustande sich befanden. Nach wenigen Tagen, die er seinen erschöpften Truppen als Ruhe gönnte, stürmte er Turin und ging dann dem Consul Cornelius Scipio entgegen, der von Marseille zurückgekehrt und von Pisa her bis an den Ticinus vorgegangen war. Beide Heere lagerten sich am Ticinus einander gegenüber; in einem Reitergefechte, wobei sich die Oberfeldherren selbst befanden, blieben die Carthager Sieger und Scipio eilte, sich mit seinem Fußvolke hinter den Po zurückzuziehen und die Brücken abzubrechen. H. folgte ihm langsam und vorsichtig, ging auf einer Schiffbrücke über den Po und vereinigte sich hier mit einem Theile der bisher im römischen Solde gestandenen gallischen Hilfstruppen, die bei Placentia (Piacenza) die Adler des Consuls verlassen hatten. Dieser, eine größere Meuterei besorgend, brach sofort auf und erwartete wohlgerüstet in bester Ordnung den Feind an der Trebia (s. d.), wo sein College T. Sempronius ihm neue Truppen zuführte, so daß die Stärke des römischen Heeres sich auf 16,000 Römer und 20,000 Bundesgenossen, die Reiterei ungerechnet, belief. Sempronius, in einzelnen Vorpostengefechten glücklich, brannte vor Begierde, den kühnen Gegner zu vernichten. An einem rauhen nebeligen Herbstmorgen des Jahres 217 war es, wo H. eine Schlacht begann, die, die erste in der Reihe seiner glänzenden Siege, mit der fast gänzlichen Auflösung des römischen Heeres endigte. 10,000 Römer schlugen sich sehr tapfer nach Placentia durch, den Rest des Heeres führte Scipio nach Cremona und Placentia und hielt mit ihm den Feind auf, der den Winter dazu benutzen wollte, einzelne Orte zu überfallen und sich der römischen Bundesgenossen zu versichern. Ohne daß den Winter über etwas Bedeutendes vorgefallen wäre und nachdem H. von einem Versuche, über die Apenninen zu gehen, hatte abstehen müssen, kam es zwischen ihm und dem Consul Sempronius bei Placentia zu einem neuen Treffen, in dem zwar die Römer anfänglich die Oberhand behielten, darauf aber mit Verlust sich zurückziehen mußten. Gern wäre H. nach dem Süden aufgebrochen, wenn er es jetzt, wo er noch so wenige Bundesgenossen auf seiner Seite hatte, hätte wagen können. Sein ansehnlichstes Streben war daher, die cisalpinischen Gallier sich vollständig zu Freunden zu machen. Indeß ging die Kunde ein, daß der Consul Flaminius mit einem neuangeworbenen Heere von Hetrurien her nahe. Augenblicklich eilte H. jenem zu begegnen, ging auf dem kürzesten Wege nach Tyrrhenien, der ihm unsägliche Schwierigkeiten bot, und lagerte, nachdem

er, um den Consul zu reizen, unter seinen Augen alles Land verwüstet hatte, am Eingange des cortonischen Gebirges, unweit des thrasymenischen Sees (s. d.) (Lago di Perugia). Flaminius nahete sich ihm unbedachtsam und H. erfocht einen Sieg, der den Römern 15,000 Todte, unter ihnen den Consul selbst, und wohl eben so viel Gefangene kostete. Gleich nach der Schlacht fielen noch 4000 von dem Consul C. Servilius von Ariminum (Rimini) her dem Flaminius zu Hilfe gesendete Reiter, unter Centenius, dem carthagischen Reiteranführer Maharbal, der sich mehrfach auszeichnete, in die Hände. Die Niederlage am thrasymenischen See hatte allgemeine Muthlosigkeit in Rom hervorgebracht; nur der Senat verlor nicht die Fassung und griff zu einem Mittel, das schon oft die Gefahren glücklich beseitigt hatte, zur Wahl eines Dictators. Fabius Maximus (s. d.), ein hochverdienter Mann, zu dieser Würde erhoben, eilte dem Feinde, der sich indeß nach Adria (Atri) gewendet hatte, entgegen und zog des Consuls Servilius Truppen bei Otriculum (Otricoli) an sich. So gern diesen auch H. zu einem Treffen bewogen hätte, so wenig gelang es ihm, den Dictator von seinem ein Mal gefaßten Plane abzubringen. Ungehindert plünderte das carthagische Heer nun Daunien und Samnium, und streifte bis Benevent und Campanien. Hier gelang es dem Fabius, dem Gegner, der nach Casilinum (s. d.) irre geführt worden war, in den Engpässen des Callicula einigen Verlust beizubringen, obgleich H's List den vollkommen gehofften Erfolg vereitelte. Durch diesen ersten über den Punier erfochtenen Vortheil ermuntert, hoffte man, würde der Dictator nun endlich angreifend zu Werke gehen; aber er blieb seinem Vorsatze treu, vermied sorgfältig jedes Treffen und begnügte sich, den Gegner zu beobachten. Unwillig über das Zaudern seines Oberfeldherrn, hatte der römische Reiteranführer Minucius in des Fabius Abwesenheit den Feind angegriffen, bei Gerunium (s. d.) einen kleinen Vortheil errungen, erlitt aber kurz darauf einen beträchtlichen Verlust, eben als Fabius noch zu rechter Zeit ankam, ihn von einer vollständigen Niederlage zu retten. Dem Beispiele des Dictators folgten die Consuln Attilius und Servilius, und H., ohne Lebensmittel und Unterstützung an Truppen, sah sich in keiner geringen Verlegenheit, wenn er nicht bald den Feind zu einer Hauptschlacht bringen konnte. Den Winter brauchte er dazu, den Zustand seines Heeres möglichst zu verbessern und bemächtigte sich mit Eintreten der Erntezeit des großen Magazins im Schlosse zu Cannä (s. d.), wodurch er auch zugleich wegen der vortheilhaften Lage des Ortes sich zum Herrn der Gegend machte. Nun schien es den Römern an der Zeit, dem kühnen Gegner sich endlich offen entgegenzustellen. Die Consuln Terentius Varro und Paullus Aemilius rückten mit einem Heere von mehr als 80,000 M. zu Fuß und 6000 Reitern nach dem Aufidus vor. Hier war es, wo H. mit Vernichtung der römischen Kriegsmacht den römischen Namen mit einem drückenden Schimpfe belastete, hier war es, wo er sich die schönste Perle in die Krone seines Ruhmes flocht. Das Schicksal des römischen Freistaates lag in seiner Hand; von seinem heiß ersehnten Ziele war er nur noch wenige Schritte entfernt. Um so unbegreiflicher erscheint es, daß er gerade dies Mal seinen sonst so kühnen Muth einer kalten Vernunft unterordnete, die, anstatt, wie er hoffte, ihn um so gewisser zum Ziele zu führen, ihn desto weiter davon entfernte. Er glaubte, mit seinem geschwächten Heere nicht den äußersten Kampf mit der Hauptstadt wagen und nicht alle erlangten Vortheile auf ein leicht verlierbares Spiel setzen zu dürfen, und ließ dadurch dem Gegner Zeit, vom Schrecken sich zu erholen und neue Rüstungen zu unternehmen. Erst wollte

er die Bundesgenossen der Römer bezwingen, seine Armee selbst in Italien recrutiren, da die ihm feindlich gesinnte Partei zu Carthago alle seine Bitten um Unterstützung fruchtlos machte, und dann den tödtlichen Streich gegen die Hauptstadt führen. Deßhalb bemächtigte er sich der Hauptstadt der Hirpiner, Compsa (Conza), und ging, nachdem er sein Vorhaben gegen Neapolis hatte aufgeben müssen, auf Capua los, das, von römischer Hilfe entblößt, ihm freiwillig die Thore öffnete. Aber Capua wurde das Grab der carthagischen Tapferkeit, und somit auch von ihres Feldherrn Glück. In der dort herrschenden Ueppigkeit und Schwelgerei erschlafften die abgehärteten Krieger, anstatt daß sie sich dort hatten erholen sollen, und wenn sie auch noch einige Male ihren alten Muth bewährten, so waren es doch nicht mehr die Sieger von Cannä, vor denen Rom zu zittern brauchte. Mit Beginn des Frühjahres unterwarf sich zwar H. Casilinum, Petelia, Consentia und Kroton, aber er mußte schon vorsichtiger in der Wahl seiner Stellungen gegen die römischen Heere zu Werke gehen, um jeden Verlust an Mannschaft zu vermeiden, und zog, als er vollends durch den Consul Marcellus vor Nola einen ziemlichen Verlust erfahren hatte, und darauf ein Theil seiner beutelustigen Reiter zu dem Feinde übergegangen war, nach Apulien in die Winterquartiere zurück. Das folgende Jahr verging unter wechselsweisem Glücke und mit H's vergeblichem Versuche, sich Nola's und Tarents zu bemeistern; auch in den nächsten Feldzügen konnte H. weiter nichts erreichen, als Tarents sich zu bemächtigen, Capua zu befreien und bei Herdonea (s. d.) zu siegen. Als aber die Consuln die Belagerung von Capua von Neuem begannen und sich mit H. in keine Schlacht einlassen wollten, wagte dieser einen verzweifelten Marsch gegen Rom und lagerte sich **211** v. Chr. im Angesichte des Capitols. Die Consuln ließen sich jedoch nicht schrecken; Capua fiel, und mit ihm verließen fast zu gleicher Zeit alle Völker Unteritaliens die Sache des Feindes. H., nach mehrfachen Gefechten allzu geschwächt, um noch größere Pläne ausführen zu können, konnte nicht verhindern, daß der römische Consul Claudius Nero den Hasdrubal, der seinem Bruder aus Spanien Unterstützung zuführte, bei Sena (s. d.) erschlug und somit die letzte Hoffnung der carthagischen Waffen in Italien zerstörte. Dennoch hielt sich H. in Italien so lange mit rühmlicher Beharrlichkeit, bis ihn sein Volk nach Afrika zurückrief, um sich dem römischen Consul Scipio (s. d.) dem Jüngeren entgegenzustellen, der mit einem beträchtlichen Heere daselbst gelandet war. Mit tiefem Schmerze rief er, als ihm der Befehl, Italien zu verlassen, überbracht wurde, aus: „Hannibal ist also überwunden, doch nicht durch die Römer, denen er ganze Armeen vernichtet hat, sondern durch den Neid und die Feindschaft des Senats von Carthago!" Für den Fall, daß er den Scipio besiegte, sogleich wieder nach Italien zurückkehren zu können, ließ er einige Besatzungen zurück, schiffte sich mit den besten Truppen ein und landete glücklich im Hafen von Leptis. Scipio's fortgesetztes Kriegsglück ließ den Carthagern eine baldige Entscheidung ihres Schicksals wünschen; H. erhielt den Befehl, gegen die Römer vorzurücken und lagerte sich 5 Tagereisen von Carthago bei Zama (Zamora). Eine merkwürdige Unterredung zwischen den beiden Feldherren, in der H. den Scipio zum Frieden zu bewegen suchte, blieb ohne Erfolg; den Ausgang des Kampfes sollten die Waffen entscheiden. Die Hauptschlacht bei Zama (s. d.) ging für H. verloren, und Carthago sah kein anderes Mittel, seinen Untergang nur für jetzt noch zu verhindern, als einen schleunigen Frieden. H. erhielt mit seinem Bruder Mago den Oberbefehl über ein vaterländisches Heer im Innern von Afrika, ward aber auf Vorstellun-

gen der Römer abgerufen und zum Prätor in Carthago gewählt, bei welchem Amte er eine Wirksamkeit, Thätigkeit und Einsicht entwickelte, wie er sie bisher immer, freilich in ganz andern Verhältnissen, an den Tag gelegt hatte. Sein Haß gegen Rom reizte ihn, in geheime Verbindungen mit dem Könige Antiochus von Syrien zu treten, um diesen zum Kriege zu bewegen. Als aber die Römer davon Kunde erhielten, drangen sie in Carthago auf ihres Erbfeindes Auslieferung, der sich dieser durch seine Flucht nach Tyrus entzog. Von hier eilte er an des Antiochus Hof nach Ephesus und beredete denselben, einen Krieg gegen Rom zu beginnen und zu dessen Schauplatze Italien zu wählen. Um mit größerer Kraft sich seinem neuen Unternehmen widmen zu können, suchte H. seine Vaterstadt zur Theilnahme zu bewegen; aber hier behielt der Haß seiner Gegner und die Furcht vor den Römern die Oberhand, und H. mußte sich begnügen, mit einer syrischen Flotte die den Römern verbündeten Rhodier anzugreifen. Die Treulosigkeit seines Unterbefehlshabers jedoch machte die Hoffnung, die H. auf dieses Unternehmen gesetzt hatte, zu nichte, und es blieb ihm nichts übrig, als, nachdem Antiochus nach mancherlei Niederlagen und Fehlern zu einem schimpflichen Frieden mit den Römern gezwungen wurde, dessen eine Bedingung seine Auslieferung war, abermals sein Asyl zu verlassen und zum König Prusias von Bithynien sich zu wenden. Von ewigem Hasse gegen Rom erfüllt, wußte er ein mächtiges Bündniß gegen Roms Bundesgenossen, den König Eumenes von Pergamus, zusammenzubringen. An der Spitze eines zahlreichen Heeres macht H. noch ein Mal seine Gegner vor seinem Namen erzittern und siegt über den Feind in mehreren Treffen zur See und zu Lande. Aber der schwache Prusias, sein Beschützer, läßt sich durch römische Abgeordnete zu dem Versprechen verleiten, den carthagischen Flüchtling seinen Feinden zu überliefern. Schon nahen sich seiner Wohnung die Häscher, schon haben sie ihm jeden Ausweg abgeschnitten; da greift H. zum Giftbecher und leert ihn freudig, um nur nicht lebendig in der Römer Hände zu fallen. Carthago's größter Feldherr und Roms Schrecken, ein Held, wie ihn nur wenige Völker besitzen, starb, ausgestoßen von seinem Vaterlande, in seinem 65. Lebensjahre, 183 v. Chr. Geb.

(Vergleiche unter den Alten: Polybius, Livius, Appian, Plutarch und Cornel. Nepos; unter den neueren Schriften u. A.: von Bernewitz, Leben Hannibal's, 2 Theile. Pirna, 1802. — Hist, des campagnes d'Annibal en Italie, suivie d'un précis de la tactique des Romains et des Grecs. Mit genauen Karten. 1812. 8.) C.

Hanno, der Name mehrerer berühmter Carthager. — **Hanno**, der 550 v. Chr. lebte, that sich durch eine zu Gunsten des Handels unternommene Entdeckungsreise hervor, von der er eine Beschreibung hinterließ, und bei der er an der Küste von Marocco 6 Colonien anlegte und bis Guinea vordrang. Wir haben eine griechische Uebersetzung seines Reiseberichts unter dem Titel: Periplus des Hanno.

Ein anderer Hanno wurde im ersten punischen Kriege mit einer Flotte nach Sicilien geschickt, schlug mit Hilfe eines Sturmes die erste römische Flotte, mußte aber, als sich die Römer Messene's bemächtigt hatten, in die dasige Burg zurückziehen und hier capituliren. Er ward in Carthago hingerichtet.

Ihm folgte ein dritter Hanno, der Sohn eines gewissen Hannibal, im Befehle, welcher, mit Hiero und Agrigent verbunden, den Krieg gegen Rom fortsetzte, aber nach einer verlornen Schlacht bis Heraklea zurückweichen mußte und seines Amtes entsetzt wurde. Wir finden ihn später wieder un-

ter Hamilkar Barkas als Befehlshaber des rechten Flügels der Flotte in der Seeschlacht bei Heraklea Minoa und als Abgesandten des carthagischen Feldherrn an die Römer, die aber seine Vorschläge verwarfen.

Ein vierter Hanno erhielt das Commando gegen die Empörer in Lybien (238 v. Chr.); ihm folgte Hamilkar Barkas (s. d.).

Hanno, ein Unterfeldherr und Neffe Hannibal's, befehligte (nach Appian) den linken Flügel der Carthager in der Schlacht bei Cannä (s. d.), unterlag nachmals bei Benevent dem Sempr. Gracchus, war aber darauf wieder in Lucanien gegen Letzteren siegreich, so wie auch sein Sieg bei Thurium ihn als einen unternehmenden und erfahrenen Feldherrn bezeichnet. Er gehört zu den thätigsten Generalen des carthagischen Heeres, focht auch in Afrika gegen die Römer und blieb in einem Reitergefechte gegen Masinissa, der sich mit Scipio vereinigt hatte, in der Nähe des schönen Vorgebirges. (Livius und Appian.) C.

Harcourt, Heinrich, Graf von, geboren zu Pagni den 7. März 1601, gehört zu jenen edlen Geschlechtern Frankreich's, deren Mitglieder fast ohne Unterbrechung ihr Leben den Kämpfen weihten, welche ihr Vaterland auszufechten hatte. Unter den vielen H's, welche die franz. Kriegsgeschichte nennt, verdient Graf Heinrich, wegen seiner Ohrringe le cadet la perle genannt, vor allen eine ehrenvolle Erwähnung. Er focht als Volontair in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, befehligte 1637 die Flotte, durch welche den Spaniern die Inseln St. Honorat und St. Marguérite an den Küsten der Provence und Oristagni auf Sardinien entrissen wurde, und ward 1639 als Chef an die Spitze der Armee von Piemont berufen. Das Gefecht bei Chiari am 20. Novbr. dieses Jahres und der Entsatz von Casal am 29. April 1640 bewiesen, daß diese Wahl auf keinen Unwürdigen gefallen war. Eine seiner glänzendsten Waffenthaten war inzwischen die Besiegung des Marchese Leganez vor Turin am 11. Juli 1640. Die Franzosen, im Besitze der Citadelle, wurden von dem Prinzen Thomas von Savoyen, welcher sich der Stadt bemächtigt hatte, belagert. H. war zu deren Entsatze herbeigeeilt, wurde aber in seinen Linien von dem Marchese von Leganez, welcher mit einer frischen Armee aus dem Mailändischen kam, eingeschlossen und förmlich belagert. Wie später Eugen bei Belgrad 1693 (s. d.), schlug er seinen doppelten Feind und nahm am 24. Septbr. Besitz von der Stadt. Der Sieg bei Ivrea den 24. April und die Eroberung von Coni am 15. Septbr. 1641 erhöhten den Ruhm der Franzosen und ihres Führers. Letzterer erhielt als Belohnung 1642 das Gouvernement von Guyenne, ward im folgenden Jahre zum Großstallmeister von Frankreich ernannt und ging 1643 als Botschafter nach England. Bei seiner Rückkehr zum Vicekönig von Cataluña erhoben, schlug er am 23. Juni 1645 die Spanier nach dem Uebergange des Segreflusses, erhielt dafür als Erkenntlichkeit von seinem Monarchen die Grafschaft Armagnac und die Vicomté Marsan, mußte jedoch im folgenden Jahre die Belagerung von Lerida aufheben. H., 1648 zum Gouverneur vom Elsaß ernannt, übernahm 1649 den Oberbefehl in den Niederlanden, schlug am 10. Juni bei Valenciennes die Lothringer und nahm Besitz von Condé und Maubeuge. Während der Unruhen, durch die Fronde verursacht, war H. die vornehmste Stütze des Hofes und des Cardinals Mazarin, zwang 1651 den Prinzen Condé, die Belagerung von Cambray aufzuheben, erfocht wesentliche Vortheile in Guyenne, zerfiel aber dennoch 1653 mit dem Cardinal und verlor in Folge dessen das Gouvernement vom Elsaß. Später wieder in dasselbe eingesetzt, wurde er 1658 nach Pagni exilirt und mußte 1659 den Elsaß gegen An-

zu vertauschen. Harcourt starb unerwartet den 25. Juli 1666 unweit Chantilly in der Abtei Royaumont, wo ihm ein Denkmal errichtet wurde. — (Vergl. de la Roque, histoire généalogique de la maison de Harcourt.) R.

Harispe, Jean Isidore, Graf, wurde den 5. Novbr. 1768 zu St. Etienne in den Unterpyrenäen geboren und verdient als einer der ausgezeichnetsten Divisionsgenerale der Armeen des Kaiserreiches genannt zu werden. H. begann seine militairische Laufbahn als Volontair bei den baskischen Jägern, und erhielt den 8. März 1793 eine Compagnie in dieser Truppe. Die Kriege, welche zu dieser Zeit die franz. Republik mit Spanien führte, boten ihm reichlich Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und er ließ dieselbe nicht ungenützt vorübergehen. Eine Reihe von glücklichen Gefechten machten seinen Namen bald der Armee bekannt und verschafften ihm den Grad eines Bataillonscommandanten. In dieser Eigenschaft nahm er Theil an der Erstürmung des Cols von Ypsegny und der Redouten bei Aldudes und Berdariz und ward für seine dabei bewiesene Tapferkeit zum Brigadier der baskischen Jäger ernannt. Diese Truppe, welche ihre eigentliche Organisation ihm verdankte, erwarb sich unter seiner Führung einen so großen Ruf, daß sie im J. 1800 als 16. leichte Halbbrigade der Armee von Italien zugetheilt wurde, 1806 auf dem Schlachtfelde von Jena, namentlich durch Wegnahme der feindlichen Batterien des rechten Flügels, wesentliche Dienste leistete und mit gleicher Auszeichnung bei Gustadt, Heilsberg und Friedland focht. Bei letzterem Orte wurde H. verwundet, ward als Chef vom Generalstabe beim Marschall Moncey angestellt und folgte diesem 1808 nach Spanien. Als Anerkennung seiner Verdienste war er mittlerweile zum Brigadegeneral avancirt, erwarb sich große Verdienste um Organisirung der bekannten mobilen Colonnen und gehört überhaupt zu den wenigen franz. Generalen, welche dem mühseligen Kampfe auf der pyrenäischen Halbinsel von seinem Beginnen bis zu dessen unglücklichem Ausgange mit stets gleicher Hingebung ihre Kräfte widmeten. Namentlich dem energischen Benehmen des Generals H. verdankte man am 2. Mai die Wiederherstellung der Ordnung in Madrid. Er nahm Theil an der Schlacht zu Tudela, der Belagerung von Saragossa und ward während des Gefechtes von Maria schwer am linken Fuße verwundet. Nach seiner Wiederherstellung verließ er den Generalstab von Suchet, um bei der Armee von Aragonien ein Commando zu übernehmen und bei der Belagerung von Lerida mitzuwirken. Den 12. Octbr. 1810 ward H. zum Divisionsgeneral ernannt, wohnte der Belagerung von Tarragona bei und erwarb sich namentlich durch die Erstürmung des Forts Oliva große Verdienste. Den 30. Juni 1811 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion, trug zu Ende dieses Jahres wesentlich zur Eroberung des Königreichs Valencia bei, und bewies den 25. Octbr. bei Sagunt (s. d.), wo ihm 2 Pferde unter dem Leibe getödtet wurden, so viel Kaltblütigkeit und Muth, daß ihm ein großer Theil der Lorbern zugeschrieben wird, welche an diesem Tage erkämpft wurden. Eine der glänzendsten Waffenthaten verrichtete die Division H. am 21. Juli 1812 bei Castalla, wo sich dieselbe ganz allein der Armee von Murcia in ihrem Marsche nach Catalonien und Valencia entgegenstellte, und mit einem Verluste von 4000 M. an Todten und Verwundeten, zurückschlug. Mit dem Jahre 1813 begannen die rückgängigen Bewegungen, welche mit dem Verluste der ganzen Halbinsel enden sollten; nichts desto weniger erkämpfte der General H. bei mehreren Gelegenheiten namhafte Vortheile. Am 11. April 1813 überfiel er die Spanier in ihren Cantonirungen bei Yeila und nahm ihnen 4000 Gefangene. Zu Anfange des Jahres 1814 ward seine Division dem

Marschall Soult zugetheilt und zeichnete sich auf dem Rückzuge nach der Bidassoa so vortheilhaft aus, daß selbst die Engländer dem tapfern Führer ihre Bewunderung nicht versagen konnten. In den Pyrenäen angelangt, entwickelte H. eine seltene Thätigkeit in dem Positionskriege, bewaffnete die Einwohner seiner Heimath und vertheidigte jeden Fuß breit Landes. Mit den Trümmern der Armee bei Toulouse angelangt, vertheidigte H. während der Schlacht (s. Toulouse) die Redouten von Colombier, ward am Fuße verwundet und mußte sich der Amputation unterwerfen. Der Herzog von Wellington besuchte nach Einnahme der Stadt seinen tapfern Gegner persönlich, und der franz. Armee ward in einem besondern Tagesbefehle bekannt gemacht, daß der General außer Gefahr sei. Während seiner Gefangenschaft in Toulouse meldete H. dem Herzoge von Angoulème seine Unterwerfung, erhielt von diesem ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, ward zum Ritter des heiligen Ludwig und Militaircommandanten der Unter-Seine, der Somme und der Eure ernannt. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba erhielt H. den Befehl über die 1. Division der Unterpyrenäenarmee, um noch ein Mal die Grenzen des Landes zu vertheidigen, welche 30 Jahre früher der erste Schauplatz seiner Waffenthaten waren. Nach dem Frieden ward H. mehrere Jahre disponible in den Armeelisten geführt, wurde endlich in Ruhestand versetzt und lebt jetzt auf seinem Landgute in dem Thale von Baygorri. R.

Harlem auch Haarlem, Stadt in der Provinz Nordholland mit 20,000 Einwohnern, liegt 1½ Stunde von der Nordsee, 3½ Stunde von Amsterdam, 5 Stunden von Leyden, ist durch Kunststraßen mit diesen Städten verbunden und wird von dem Fluß Sparen durchflossen, welcher in das Harlemer Meer fällt. Ihre Entstehung leitet sich aus dem 12. Jahrhunderte her; im J. 1300 verbrannten die Harlemer das Städtchen Amsterdam, mußten sich dagegen 1492 den nordholländischen Bauern unterwerfen. Berühmt in der Kriegsgeschichte wurde die Stadt durch die

Belagerung von 1572 und 1573.

Herzog Alba glaubte mit Zuversicht, die schwankende Herrschaft seines Monarchen in den Niederlanden nur durch die grausamsten Maßregeln wieder herstellen zu können. Die Widerspenstigen sollten durch den Schrecken zu ihrer Pflicht zurückgeführt werden. Die Einnahme von Naarden, die Ermordung deren Einwohner trotz des Schutz versprechenden Vertrags und die gänzliche Zerstörung dieser Stadt lieferte den Maßstab, nach welchem der spanische Feldherr den Krieg zu führen gedachte. Dieses eben so treulose als grausame Verfahren brachte inzwischen nicht die Wirkung hervor, welche sich der Statthalter davon versprochen hatte. Statt einzuschüchtern, entflammte es zum verzweifeltsten Muthe, und eine Nation, von Natur phlegmatisch, griff mit einem Enthusiasmus zu den Waffen, der selbst noch nach Jahrhunderten unsere Bewunderung erregt. — Seit dem Blutgerichte von Naarden waren alle holländischen Städte entschlossen, sich lieber unter den Trümmern ihrer Mauern zu begraben, als der Großmuth eines solchen Feindes zu vertrauen. Harlem zunächst sollte das Gewicht der spanischen Waffen fühlen. Trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit ward im November die Einnahme dieser Stadt beschlossen. Sie war ein bequemer Waffenplatz, von wo aus die Spanier leicht ihre Operationen nach dem Norden und Süden von Holland unternehmen konnten. Friedrich von Toledo, der Sohn Alba's, ward mit der Ausführung dieses Planes beauftragt. Gütliche Aufforderungen an die Bürgerschaft, sich zu unterwerfen, wurden ausgeschlagen und der Prinz von Oranien, welcher sich zu Delft befand, säumte

nicht, der bedrängten Stadt Verstärkungen zu senden. Friedrich brach mit seinem Heere am 8. Decbr. von Amsterdam auf. Die Festung war auf einen so unerwarteten Angriff nicht vorbereitet; die Werke befanden sich in einem schlechten Zustande, Außenwerke, welche zu damaliger Zeit überhaupt selten waren, besaß sie gar nicht, Mund- und Kriegsvorräthe sollten erst angeschafft werden. Dieser Mangel brauchte inzwischen die Besatzung so lange nicht zu beunruhigen, bis die Verbindung mit dem Harlemermeer von dem Feinde nicht unterbrochen wurde.

Während Friedrich sich der Stadt näherte, bot diese Alles auf, was zu ihrer Sicherheit dienen konnte. Die Bürger und selbst deren Weiber, welche, 300 an der Zahl, unter Anführung der Witwe Hasselaer ein besonderes Corps bildeten, griffen zu den Waffen. Die Schanze bei Sparendamm, welche die Annäherung des Feindes von Amsterdam her lange Zeit hindern konnte, wurde zu spät besetzt und 300 dahin abgesandte Schanzgräber und Soldaten theils getödtet, theils zersprengt. Inzwischen gewann man noch Zeit, den Hauptwall auszubessern und am Harlemermeere Verschanzungen anzulegen, um sich die Verbindung nach außen von dort her zu sichern. Am 11. Decbr. war die Einschließung der Festung bewerkstelligt. 35 Fahnen Spanier schlugen ihr Lager vor dem Johannesthore auf; 19 Fahnen Wallonen besetzten die Westseite der Stadt gegen die Dünen und 18 Fahnen Deutsche, unter Anführung des Grafen Oberstein, lagerten vor dem Kreuzthore. Das Heer führte 14 metallene Vierzigpfünder und 3000 Schanzgräber bei sich. Ein Beobachtungscorps, welches der Prinz von Oranien bei dem Dorfe Hilligom zwischen Harlem und Leyden aufstellte, ließ sich am 13. Decbr. von den Spaniern überfallen und wurde theils niedergehauen, theils gefangen. Der Charakter, welchen die Belagerung nehmen würde, zeigte sich bei diesem Gefechte. Die Spanier behandelten ihre Gefangenen mit der härtesten Grausamkeit; fast Alle wurden gehangen oder unter Martern hingerichtet.

Der förmlichen Belagerung stand nun nichts mehr im Wege. Die ersten Laufgraben wurden gegen das Kreuzthor eröffnet und hatten das Bemerkenswerthe, daß man, statt wie gewöhnlich in Schlangenlinien, in geraden Approchen vorging, welche mit starken Dielen und Sandsäcken, die auf hölzernen Ständern ruhten, bedeckt waren. Um die nach italienischer Manier erbauten Festungswerke zu dominiren, wurden Batterien von ungewöhnlicher Höhe erbaut. Am 18. eröffneten 14 Geschütze ihr Feuer und bis zum nächsten Tage war bereits das Bollwerk am Kreuzthore, das Johannesthor und die dazwischen liegenden Courtinen stark beschädigt. Am 20. wurden mehrere Breschen für gangbar gehalten und deßhalb ein Sturm angeordnet. 18 Fahnen Fußvolk rückten zu diesem Endzwecke aus den Trancheen. Die Geschichtschreiber erwähnen von diesem Angriffe nur, daß er von den Belagerten mit vielem Muthe abgeschlagen wurde und die Spanier dabei 150 Todte einbüßten. Seit dieser Zeit erkannte Friedrich, daß er die Stadt nicht als leichte Prise betrachten dürfe. Noch immer besaßen die Belagerten die Communication auf dem Harlemermeere, hatten auf diesem Wege bereits 15 Fahnen Fußvolk Verstärkung erhalten und empfingen noch täglich auf den zugefrornen Gewässern Zufuhr an Munition und Lebensmitteln. Mehr wie bei unseren heutigen Belagerungen waren dazumal die Ausfälle üblich, und obschon die meisten keinen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Belagerung hatten, so gaben sie doch Gelegenheit, den Haß, welcher die einander sich gegenüberstehenden Parteien beseelte, und welcher durch den damaligen religiösen Fanatismus genährt wurde, durch die verab-

scheuungswürdigsten Handlungen an den Tag zu legen. Wo man sich traf, wurde mit der größten Erbitterung gefochten und die Gefangenen mit jener raffinirten Grausamkeit gemordet, wie es heut' zu Tage nur noch bei den wilden Indianerstämmen Amerika's Sitte ist. Einer der wichtigsten dieser Ausfälle wurde am 17. Jan. unternommen, wo 1000 M. die Schanze im Harlemerbusch stürmten, die aus Deutschen bestehende Besatzung mit empfindlichem Verluste in die Flucht schlugen, deren Besitz aber später wieder aufgeben mußten. Während dieses kleinen Krieges dauerte die Beschießung der Stadt und ihrer Werke ohne Unterbrechung fort; allein Soldaten und Bürger wetteiferten mit einander, den Schaden, welchen die feindlichen Kugeln anrichteten, wieder auszubessern. Mit gleicher Hartnäckigkeit wurde der Minenkrieg geführt, und oft floß das Blut der Kämpfenden gleichzeitig und an einer Stelle über und unter der Erde.

Alle Anstrengungen des spanischen Feldherrn, sich des Platzes zu bemächtigen, hatten bis jetzt noch zu keinem wesentlichen Resultate geführt. Die Belagerten vertheidigten sich noch mit ungeschwächtem Muthe; über die Eisdecke des Harlemermeeres kamen ihnen Verstärkungen aller Art zu und der gefrorene Boden stellte den Belagerungsarbeiten große Hindernisse entgegen. Da beschloß Friedrich, das Schicksal der Stadt von einem zweiten Sturme abhängig zu machen, indem eine 200 Fuß lange Bresche und die gefrorenen Graben ein solches Unternehmen zu begünstigen schienen. Das Kreuzthor wurde als Angriffspunct bestimmt. Freiwillige von Mondragone's Regiment, 7 Fahnen Deutsche und 2000 Wallonen versammelten sich zu diesem Endzwecke während der Nacht im spanischen Lager, das ganze Heer trat unter die Waffen, und als die Angriffscolonnen sich in Bewegung setzten, begann das Feuer aus allen Batterien, um die Aufmerksamkeit der Belagerten zu theilen. Um in der Finsterniß jede Verwirrung zu vermeiden, wurden die Stürmenden mit weißen Hemden bekleidet und so geheim waren alle Anstalten getroffen worden, daß bereits der Wall erstiegen war, ehe die Wachen zwischen dem Kreuz- und Johannisthore den Feind gewahr wurden. Inzwischen hatten 40 Soldaten, welche dort aufgestellt waren, so viel Geistesgegenwart, sich den Wenigen, welche erst die Krone der Brustwehr erreicht hatten, entgegenzuwerfen und sie wieder über den Wall herabzustürzen. Die Schüsse, welche bei dieser Gelegenheit fallen, rufen die ganze Besatzung unter die Waffen. Alles eilt nach dem bedrohten Puncte, wo sich nun ein fürchterlicher Kampf entspinnt. Schon sind die Holländer bis auf die rückwärtsliegenden Werke zurückgedrängt, der Sieg scheint sich auf die Seite der Spanier neigen zu wollen; da springt eine Mine unter den Bollwerken des Kreuzthores und richtet unter dem dicht zusammengedrängten Feinde ein gräßliches Blutbad an. Ein großer Theil ist kampfunfähig geworden, die hinteren Glieder der Angriffscolonnen stokken; die Besatzung aber benutzt den Augenblick der Verwirrung und stürzt sich mit gesammelter Kraft in die Reihen der Spanier, welche endlich weichen und ihr Vorhaben aufgeben müssen. Noch ein Mal war die Stadt gerettet, der Feind ließ 300 Todte auf der Sturmlücke zurück und während des Gefechtes war es einem Transporte von 80 Schlitten mit Pulver und Lebensmitteln gelungen, in die Festung zu kommen.

Der moralische Eindruck, welchen das mißlungene Unternehmen im spanischen Heere hervorbrachte, war groß. Die Anführer und selbst Friedrich zweifelten an der Möglichkeit, Harlem durch Gewalt zu bezwingen. Einige riethen, durch eine enge Blokade die Stadt auszuhungern, Andere stimmten für den Rückzug nach Brabant. Da schrieb Alba eigenhändig an sei-

nen Sohn: „Wagt Ihr es nicht, die Belagerung fortzusetzen, so werde ich Eure Mutter aus Spanien kommen lassen und sie bitten, für ihren Sohn den Oberbefehl zu übernehmen." Dieser Hohn entschied über das Schicksal der Festung. Friedrich rüstete sich zur Fortsetzung des Kampfes, und eine Verstärkung von Wallonen, Italienern, Deutschen und 1000 Burgundern belebte die Armee mit neuen Hoffnungen. Ueberdies trat im Februar 1573 so milde Witterung ein, daß das Eis schmolz und man erwarten durfte, dem Platze nun auch leichter die Zufuhr abzuschneiden, die er bisher erhalten hatte. Eine neue Art von Krieg begann jetzt um den Besitz der Stadt auf dem Harlemermeere. Bereits im Winter hatten die Belagerten zur Behauptung desselben 4 Galeeren erbaut und der Prinz von Oranien zu gleichem Endzwecke in Leyden mehrere Fahrzeuge ausrüsten lassen. Dagegen ließ Herzog Alba zu Amsterdam eine Flotille bauen, welche unter dem Befehle des Grafen von Bossu dazu bestimmt war, der Stadt die Herrschaft auf dem Harlemermeere streitig zu machen. Während dessen war man auch auf dem Lande nicht müßig gewesen. Das Schicksal der Stadt schien von dem Besitze der Gewässer abzuhängen; die Spanier erbauten deßhalb an dem Harlemermeere mehrere Schanzen, um den Belagerten die Communication mit demselben abzuschneiden. Diese hingegen erkannten recht wohl deren Wichtigkeit und eine Reihe von Gefechten fand zu Erhaltung derselben Statt. Eines der wichtigsten entspann sich am 25. März. 1000 M. verließen an diesem Tage die Stadt, überfielen das Lager der Deutschen, tödteten gegen 700 Feinde, eroberten 9 Fahnen, erbeuteten 50 Stück Vieh und verbrannten das Lager. Trotz dieses Erfolges und mehrerer anderer Vortheile, welche die Holländer in diesen partiellen Gefechten erkämpften, gelang es den Spaniern mit der Zeit doch, der Stadt die Verbindung nach außen immer mehr abzuschneiden und die Zufuhren zu erschweren. Den empfindlichsten Verlust erlitten die Belagerten am 25. Mai. Die spanische Flotte auf dem Harlemermeere hatte sich bis auf 60 Segel verstärkt; eine gleiche Anzahl von Schiffen mochten die Niederländer besitzen, da ihnen Verstärkungen von Rotterdam, Dordrecht, Delft und Gorcum zugekommen waren und schon seit längerer Zeit hatten zwischen beiden Flotten Gefechte Statt gefunden, ohne daß es jedoch zu einem entscheidenden Resultate gekommen wäre. An diesem Tage begann der Kampf um die Herrschaft auf dem Meere von Neuem und endete mit einer vollkommenen Niederlage für die Niederländer. Sie verloren 22 Schiffe und der Feind war von jetzt an Meister auf dem Harlemermeere. Von dieser Zeit an waren die Belagerten auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, denn durch den Verlust des Meeres war die Einschließung so vollständig erreicht, daß es der Besatzung nur noch durch die Taubenpost möglich wurde, dem Prinz von Oranien Nachricht zukommen zu lassen. Die Stadt zu retten, schien jetzt nur noch ein Mittel übrig zu sein und zwar dadurch, daß man das spanische Lager von Amsterdam abschnitt, woher es seinen Bedarf an Vorräthen aller Art bezog. Dies zu bewerkstelligen, versuchten die Niederländer wiederholt, den Diemerdamm, als den einzigen Communicationsweg, in ihre Gewalt zu bekommen und zu befestigen, aber stets vergeblich. In der Stadt wurden die Aussichten immer bedenklicher, da trotz der äußersten Sparsamkeit in Kurzem alle Lebensmittel aufgezehrt sein mußten, und Oranien selbst zweifelte an der Rettung derselben, seit die Verbindung zur See verloren gegangen war. So standen die Sachen im Monat Juli; gekochte Häute und Schuhleder, selbst Leichen, mußten als Nahrungsmittel dienen, und nur wenige Tage noch konnte das Schicksal Harlems unentschieden bleiben. Der Gedanke, sich den Spaniern zu überge-

ben, hatte inzwischen selbst in der verzweifeltsten Lage so viel Abschreckendes, daß man trotz aller Unwahrscheinlichkeit doch noch einen Entsatzversuch in Vorschlag brachte. Eine schnellsegelnde Jacht wurde in einer finstern Nacht an den Prinzen gesandt, um ihm noch ein Mal den trostlosen Zustand der Stadt an's Herz zu legen und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Mitten durch die feindlichen Schiffe gelang es ihr, den Ort der Bestimmung zu erreichen, und Oranien, unterstützt von Delft, Rotterdam und Leyden, zauderte nicht, die Anstalten zu diesem letzten Rettungsversuche zu treffen. Die Festung sollte entweder entsetzt oder von Neuem verproviantirt werden. 4000 M. Infanterie und 600 Reiter versammelten sich zu diesem Endzwecke bei Sassem. Der größte Theil dieser Truppen bestand aus Freiwilligen. 7 Geschütze und 400 Wagen mit Munition und Lebensmitteln schlossen sich demselben an. Batenburg erhielt das Obercommando, und den 9. Juli sollte das feindliche Lager vor Harlem angegriffen werden. Am 8. brach die Armee der Patrioten dahin auf. Um sich bei dem Angriffe gegen die feindlichen Kugeln zu schützen, hatte man eine Art beweglicher Brustwehren von starken Bretern mit Schießlöchern erbaut, welche auf Rädern fortgeschoben wurden. Ein aufsteigendes Feuer sollte die Belagerten von der Ankunft des Heeres benachrichtigen und für sie das Signal zu einem Ausfalle sein. Leider hatte man diese Vorkehrungen so wenig geheim gehalten, daß Friedrich von Allem auf das Genaueste unterrichtet war und in Folge dessen nichts verabsäumte, der ihm drohenden Gefahr zu begegnen. Zu Begünstigung des beabsichtigten Ausfalles hatten die Belagerten ein Stück Wall durchbrochen. Oberhalb dieser Wallöffnung ließ der spanische Heerführer eine Menge feuchtes Stroh aufhäufen und anzünden, um durch das aufsteigende Feuer und den Rauch es den Niederländern unmöglich zu machen, das verabredete Zeichen zu erkennen. Hinter diesem Feuer wurden 5000 M. aufgestellt, um sich dem etwanigen Ausfalle zu widersetzen. Eine andere Colonne von 5000 M. Infanterie und 500 Reitern, ward nach den Dünen gesandt, um von dort her dem anrückenden Feinde in die linke Flanke zu fallen, während 6 Regimenter unter Romero den rechten Flügel desselben anfallen und in Verwirrung bringen sollten. Der Rest des Heeres trat unter die Waffen, blieb aber im Lager und bildete gleichsam die Reserve.

Batenburg war am 8. Juli Nachmittags 3 Uhr von seinem Vereinigungspuncte bei Sassem aufgebrochen, machte im Nordwiker Gehölze Halt, rastete daselbst während der Nacht bis früh 3 Uhr und brach dann gegen das spanische Lager auf. Seine Avantgarde, aus Cavalerie bestehend, hatte sich letzterem bereits genähert, fand die ersten feindlichen Schanzen verlassen, traf selbst auf keine Vorposten und verfolgte deßhalb, in dem Glauben, das Lager sei verlassen, um so unbesorgter ihren Weg. Eine Salve aus dem gesammten spanischen Geschütze reißt diese Abtheilung inzwischen bald aus ihrem gefährlichen Irrthum. Durch dieses unerwartete Feuer bereits in Unordnung gebracht, gelingt es den Spaniern bald, die niederländische Cavalerie auf ihre Infanterie zurückzuwerfen. Diese war indessen selbst in die ihr gelegte Falle gegangen und kämpfte eben, von dem spanischen Fußvolke umringt, um ihre eigene Existenz, als die fliehende Cavalerie bei ihr anlangte und die bereits eingerissene Unordnung noch vermehrte. Die Bespannung des Geschützes und der Proviantwagen durchschnitt die Stränge und jagte davon; aller Zusammenhang ging verloren, als Batenburg, von einer Brücke herabgedrängt, ertrank, und Jeder suchte sein Heil in einer regellosen Flucht. Gegen 700 Todte lagen auf dem Wahlplatze, 13 Fahnen, das

ganze Geschütz und alle Wagen mit dem für die Festung bestimmten Proviant fielen in die Hände der Sieger.

Während dies außerhalb der Stadt vorging, hatten die Belagerten vergeblich auf das Signal geharrt, welches sie zur Theilnahme am Kampfe auffordern sollte. Durch die Vorkehrungen der Spanier war es ihnen entgangen, und das Geräusch im feindlichen Lager für eine List haltend, um sie herauszulocken, erfuhren sie die Niederlage des Entsatzcorps erst durch einige Verwundete und später durch den Prinzen von Oranien, der ihnen zugleich anzeigte, daß von nun an auf einen Beistand von seiner Seite nicht mehr zu rechnen sei. Nichts destoweniger konnte die tapfere Besatzung zu einer Uebergabe sich nicht entschließen, zumal da sie es mit einem Feinde zu thun hatte, in dessen Augen der bewiesene Muth nur zum Verbrechen wurde. Ein schneller Entschluß mußte inzwischen gefaßt werden; denn Mangel an allem Nöthigen hatte die Noth auf das Aeußerste gesteigert. Man entschloß sich, in der Nacht des 9. Juli mit Hinterlassung der Weiber sich durchzuschlagen. Als aber das Unternehmen in der Stadt bekannt wurde, widersetzten sich die Weiber mit Gewalt und man war genöthigt, es aufzugeben. Am nächsten Tage berieth man den Vorschlag von Neuem und ertheilte den Frauen die Erlaubniß, mit auszuziehen. 7 Fahnen Hakenschützen sollten den Vortrab bilden, dann alle diejenigen folgen, welche keine Waffen trugen, und 9 Fahnen Landsknechte waren bestimmt, den Zug zu schließen. Während man sich zu diesem Vorhaben vorbereitete, sandten die Spanier eine nochmalige Aufforderung in die Stadt, mit dem Bedeuten, daß noch Gnade zu hoffen sei, wenn die Uebergabe schnell erfolge. Dieses Versprechen und die Vorbereitungen zu einem Sturme, welche Friedrich eben traf, stimmten eine große Partei geneigter zum Unterhandeln. Andere hingegen verweigerten diese bestimmt; es kam darüber selbst zu Thätlichkeiten, und die Stadt lief Gefahr, dem Feinde unvertheidigt in die Hände zu fallen, als endlich am 12. Juli früh 9 Uhr der Vertrag zu Stande kam. Die Stadt ergab sich auf Gnade und Ungnade, kaufte sich von der Plünderung mit 240,000 Gulden los, und den fremden Kriegsleuten war es frei gestellt, entweder unbewaffnet auszuziehen, oder ihre Bestimmung in der Stadt abzuwarten. Sie wählten das Letztere und lieferten mit den Bürgern ihre Waffen auf dem Rathhause ab.

Am 13. zogen die Spanier in Harlem ein. Sofort wurden die Hauptleute und Fähnriche der Truppen verhaftet, 300 Wallonen auf dem Markte enthauptet oder gehängt; ihnen folgten 500 Bürger, und überhaupt waren 5 Scharfrichter viele Tage beschäftigt, die blutigen Befehle Friedrich's zu vollziehen. 300 Soldaten wurden paarweise Rücken an Rücken gebunden und in's Harlemermeer geworfen; die Besatzung der Schanze am Vyk ließ man verhungern, und 600 Landsknechte wurden unter Bedeckung außerhalb der Stadt gebracht, um auf die Galeeren geschmiedet zu werden, fanden aber bei Neukirchen in dem Obersten Sonoi ihren Befreier. Dies nur die Hauptverbrechen, welche sich die Spanier gegen eine Stadt erlaubten, welche nach unseren heutigen Begriffen wegen ihres ehrenwerthen Benehmens von dem Sieger mit aller Schonung behandelt worden wäre. Erst im August hielt der spanische Feldherr seinen feierlichen Einzug in Harlem und publicirte eine allgemeine Begnadigung.

Die Belagerung Harlems hatte 2 Monate 7 Tage gedauert; die Spanier hatten während derselben 10,360 Schüsse gethan und 10,000 M. verloren. Weniger hatten die Belagerten eingebüßt; aber die Stadt versank in Armuth. Diese muthvolle Vertheidigung gegen ein gefürchtetes, sieggewohn-

tes Heer und hinter einer nur sehr unvollkommenen Befestigung verdient in der Geschichte des niederländischen Befreiungskrieges um so mehr eine ehrenvolle Erwähnung, als durch dieselbe ein großer Theil des spanischen Heeres lange Zeit vor den Mauern dieser Festung seinen Untergang fand und den übrigen Provinzen, namentlich Seeland, mittlerweile Zeit blieb, sich für den nächsten Kampf vorzubereiten und Kräfte zu sammeln.

(Vergl. Chappuys, Histoire générale de la guerre de Flandre, édition nouvelle, fol., 1633, part. I. p. 142. — Geschichte des Abfalls der Niederlande von der span. Regierung, von Fr. v. Schiller, fortgesetzt v. K. Curths. 2. Th. S. 87 ff.) R.

Harnisch nannte man in den früheren Zeiten die vollständige Rüstung, womit vorzugsweise der berittene Krieger sich vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte, um nicht allein vor dem Stiche mit der Lanze (s. d) und dem Hiebe mit dem Schwerte (s. d.), dem Schlage mit der Streitaxt oder Streithammer rc. (s. d.), sondern auch vor feindlichen Geschossen gesichert zu sein. Die Haupttheile eins dergl. Harnisches waren: der Helm (s. d.), an ihn schloß sich der Ringkragen (Halsberg), bedeckte die obern Partien der Brust und vereinigte den ersten mit dem Brust- und Rükkenstücke oder Küraß (s. d.). Die Schulterstücken mit ihren Achselschildern wahrten diese Körpertheile vor Verletzungen und verbanden die Armschienen mit dem Ringkragen; Blechhandschuhe (s. d.) mit schuppigen Gelenken gaben der Hand den nöthigen Schutz. Am Ende des Kürasses befand sich vorn der Blechschurz oder Krebs, und an ihm hingen die Schenkelstücken mit Knieschildern und Beinschienen (s. d.). Oft trug man auch bloß anstatt des Harnisches sogenannte Panzer (Panzerhemden) cotte de maille (s. d.), die aus in einander geflochtenen eisernen Ringen bestanden, kurze oder gar keine Aermel hatten und nur bis an das Knie reichten.

In Deutschland fand der ganze Harnisch erst im J. 1389 allgemeinere Anwendung, obgleich schon 1120 die Italiener, vorzüglich die Genueser, sich desselben häufig bedienten. Die Einführung und Vermehrung des Feuergewehrs brachte diese Schutzwaffe nach und nach außer Gebrauch, so daß Ende des 17. Jahrhunderts kein vollkommen geharnischter Krieger mehr gesehen wurde. S.

Harpago, Harpax, nannten die Alten ein Instrument, dessen sie sich hauptsächlich bei Seegefechten bedienten, und mittelst welches sie schwere Massen festzuhalten und an sich zu ziehen suchten. Nach Plinius VII, 57. soll Perikles der Erfinder dieser Waffe gewesen sein. Sie bestand aus einer dicken Stange, an deren oberem Ende ein eiserner Haken, an dem untern aber Ketten oder Stricke befestigt waren. Der Harpago wurde auf ein feindliches Schiff, oft durch Katapulten, geschleudert; hatte er gefaßt, zog man an und führte so die Beute mit sich fort. Zuweilen waren mehrere solche Haken mit einander verbunden. Erwähnung geschieht dieses Instruments während der Belagerung von Tyrus durch Alexander und im spanischen Kriege gegen den jüngeren Pompejus, wo erzählt wird, daß man sich der Harpagones bediente, um die Winterhütten und Wohnungen der Cäsarianer niederzureißen. Hirtii de bello hisp. p. 257. ed Stradae. (Vergl. Schefferi de mil. nav. II, 7.)

Harpe Amadée, François de La, s. Laharpe.

Hartschirer oder **Hatschirer** hieß früher die kaiserliche Leibwache zu Pferde, welche aus 100 M. bestand und mit Bogen bewaffnet war. Im

J. 1772 verwandelte man sie in Fußvolk und gab ihr den Namen erste Arcièrenleibgarde.

Harun Al Raschid, der 5. Khalif aus dem Hause der Abassiden, war der Sohn des Al Mohdi und Bruder und Nachfolger des Musa Al Hadi. Bereits unter seinem Vater zeichnete er sich im Kriege gegen die Griechen aus, eroberte (163 der Hedschra) die Festung Samalek, schlug das Jahr darauf die Truppen der Kaiserin Irene und zwang dieselbe zu einem demüthigenden Frieden und jährlichen Tribut von 70,000 Goldstücken (nach Abulfarai und Theophanes 165 der Hedschra). Im J. 170 der Hedschra (784 n. Chr.) bestieg er, 22 Jahre alt, nicht ohne Mithilfe seiner Mutter Khizaran den Thron, bestimmte schon 172 der Hedschra (788) die Nachfolge seiner 3 Söhne im Khalifat und vertheilte 186 d. H. (802) unter sie das Reich. Sein Sohn Al Amin erhielt nächst der Würde eines Khalifen Syrien, Irak, das dreifache Arabien, Mesopotamien, Assyrien, Medien, Palästina, Aegypten und den Theil Afrika's von Aegypten und Aethiopien bis an die Meerenge von Gibraltar; — Al Mamun bekam Persien, Kerman, Indien, Khorassan, Tabarestan, Cablestan, Zablestan und Mawaralnahr; — Al Hasem, der 3. Sohn, Armenien, Natolien, Jorjan, Georgien, Circassien und das Land am Pontus Euxinus. Häufige und glückliche Einfälle in das griechische Kaiserthum bezeichnen Harun's Regierung. Ein arabisches Heer drang 172 (788) bis Ephesus. Im folgenden Jahre schlug ein anderes Heer den verdienten kaiserlichen General Diogenes. 174 siegte eine von Harun gegen Cypern gesendete Flotte am chelidonischen Vorgebirge über Theophilus. 180 (796) eroberte Harun die Stadt Thebasa in Lycaonien, und 183 (799) verheerte sein Feldherr Abimelec Kappadocien und Galatien. 184 oder 185 drang derselbe Feldherr abermals in die kaiserlichen Lande bis vor Mangana; ein zweites arabisches Heer plünderte Lydien und ein drittes schlug den griechischen General Petrus. 187 (802—803) versuchte der Kaiser Nicephorus, sich dem von der Kaiserin Irene versprochenen Tribute zu entziehen; Harun verheerte das griechische Gebiet, belagerte Heraklea und zwang den Kaiser zur Bezahlung. Harun kehrte nach Alkakka zurück, begann aber, trotz eingetretener strenger Kälte, von Neuem siegreich die Feindseligkeiten, weil Nicephorus seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen wollte. Vor Ausbruch des Krieges hatte der griechische Kaiser dem Khalifen, gleichsam als Herausforderung, ein Geschenk mit Schwertern gemacht, welche Letzterer, zum Beweis seiner Kraft, mit dem Schwerte Samsamah „wie Rettige in Stücken zerhieb." Dieses ausgezeichnete Schwert war dem Harun aus der Beute des Ebn Dakikan, hamyaritischen Fürsten von Yaman, zugekommen; früher soll es einem Araber Amru Ebn Maadi Carb gehört haben, unter dessen Namen es auch bekannter ist. 188 d. H. verheerte wieder ein arabisches Heer das griechische Gebiet und schlug den Nicephorus, der selbst verwundet wurde und gegen 40,000 M. verlor. 189 d. H. siegten die Araber in Phrygien, und 190 (805) (nach Theophanes 191) fiel Harun selbst mit 135,000 M. (die Freiwilligen abgerechnet) in die kaiserlichen Lande, zerstörte Heraklea, eroberte Tyana, Thebasa, Malacopaea, Sideropalus, Andrasus ꝛc., plünderte die Insel Cyprus und zwang den Kaiser zur Abtragung des Tributs und zum Frieden, worin die Hauptbedingung war, Heraklea nicht wieder aufzubauen. 192 (807) sammelte Harun seine Truppen in den Ebenen von Bakka, eine in Samarkand durch Rafe Ebn Al Leith ausgebrochene Empörung zu stillen; auf dem Marsche dahin, im Gebiet von Jorjan, erkrankte er, übergab seinem Sohne Al Mamun das Commando, ging nach Tus in Kho-

rossan und starb daselbst 193 d. H. (808 n. Chr.), (nach verschiedenen Angaben) 46, 47 oder 48 Jahre alt.

Der Geschichtschreiber Khandemir erzählt: Harun sah das Jahr vor seinem Tode zu Bakka im Traum einen Arm mit einer Hand voll rother Erde, und hörte eine Stimme, die ihm zurief: Das ist die Erde, in die du begraben wirst, und als er nach dem Orte seines Grabes gefragt, antwortete dieselbe Stimme: zu Tus. Harun, beim Erwachen durch den Traum geschreckt, klagte es dem Arzte Gabriel, der ihn wieder beruhigte und zu Zerstreuungen veranlaßte. So wie er aber auf dem Zuge nach Jorjan erkrankte und zu Tus ankam, erinnerte er den Arzt an seinen gehabten Traum und befahl ihm, durch den Verschnittenen Masrur eine Hand voll Erde von der Stadt holen zu lassen. Als dieser mit entblößtem Arme eine Hand voll rother Erde brachte, rief Harun: Dies ist der gesehene Arm und die Erde, verlor die Besinnung und starb nach 3 Tagen.

Harun, mit dem Beinamen Al Raschid (der Gerechte), hatte 23 Jahre regiert und außer seinen vielen Feldzügen 3 Wallfahrten nach Mekka gemacht (in den Jahren der Hedschra 179, 186, 191). Er war großmüthig, tapfer, religiös und freigebig, unterstützte die Wissenschaften und hatte nebst kräftigem Körperbau schöne Farben, feine Gesichtsbildung, schwarzen Bart und dickes krauses Haar. (La bibliothèque orientale par d'Herbelot.) Sf.

Hasdrubal, so wie Hamilkar, Hannibal und Hanno (s. d.), ein Name, den die Geschichte verschiedenen carthagischen Feldherren beilegt.

Ein Hasdrubal, Sohn des Mago, befehligte die carthagische Armee in Sardinien gegen die Römer. — Ein anderer Hasdrubal, der Schwiegersohn des Hamilkar Barkas (s. d.), folgte diesem als Befehlshaber der carthagischen Heere in Spanien, wo er sich das Land bis an den Ebro unterwarf und (nach Polyb und Strabo) Neu-Carthago erbaute. Er ward 218 v. Chr. durch einen Sclaven, der den Tod seines Herrn rächte, auf der Jagd ermordet (s. Appian, 6.) — Ihm folgten im Oberbefehle 2 Hasdrubal's, der eine Hamilkar's Sohn, der Bruder Hannibal's, der andere Gisko's Sohn. Mit abwechselndem Kriegsglücke fochten Beide gegen die römischen Heere unter Cnej. Scipio und Caj. Marcius (s. Appian, Polyb, Livius). Hannibal's Bruder wurde nach Italien gerufen, machte denselben kühnen Marsch wie sein Bruder, unterlag aber in Umbrien bei Sena (Sinigaglia) (s. d.) dem römischen Consul Claudius Nero und fiel selbst in der Schlacht. Gisko's Sohn blieb in Spanien, schlug den Scipio, ward aber von Marcius besiegt und mußte nach Carthago zurück, um sein Heer neu zu recrutiren. Nach seiner Rückkehr nach Spanien wich sein Kriegsglück; Scipio behielt in mehreren Treffen die Oberhand. — Ein fünfter Hasdrubal befehligte die vaterländischen Heere gegen den König von Numidien, Masinissa, konnte aber nichts gegen denselben ausrichten. Bei der Belagerung Carthago's (s. d.) leitete er die Vertheidigung, ging aber, als nichts mehr zu hoffen war, zu den Römern über und zierte den Triumphzug Scipio's zu Rom. C.

Haspel, eine der einfachen Maschinen zur Bewegung schwerer Lasten. Sie besteht aus einem viereckigen starken hölzernen Rahmen, auf welchem 2 stark befestigte kurze Säulen stehen, welche an ihren obern Enden Zapfenlager haben. In diesen liegen die Zapfen einer Welle, durch welche zu beiden Seiten über's Kreuz 2 Hölzer, sogenannte Hörner oder Speichen, durchgesteckt und befestiget sind, an welchen die Welle um ihre Zapfen gedreht werden kann. An der Welle ist in der Mitte ein Tau befestigt, an dessen

anderem Ende die herbeizuziehende Last mittelst eines Hakens oder durch eine andere Vorrichtung befestigt werden kann. Wird nun die Welle mittelst der Hörner umgedreht, so wickelt sich das Tau auf die Welle, und die Last wird dadurch dem Haspel so nahe gerückt, als es das Tau erlaubt.

Es versteht sich von selbst, daß der Rahmen des Haspels beim Gebrauch am Boden gehörig befestigt sein muß.

Es verhält sich hier die Kraft zur Last, wie der Halbmesser der Welle zu einem der Hörner vom Angriffspunkte bis in den Mittelpunkt der Welle.

Wäre zum Beispiel eine Last von 1000 Pfd. zu bewegen, der Halbmesser der Welle wäre $2\frac{1}{2}$ Zoll, eins der Hörner aber, von dem Punkte, woran die bewegende Hand liegt, bis in den Mittelpunkt der Welle 24 Zoll, so wäre

$$2\frac{1}{2} : 24 = k : 1000$$

so wäre $k = 2\frac{1}{2} \cdot 1000 : 24 = 104\frac{1}{6}$ Pfd.

es würden also $104\frac{1}{6}$ Pfd. Kraft nöthig sein, um diese Last herbeizuziehen.

Soll die Rechnung sehr genau geführt werden, so muß zum Halbmesser der Welle auch noch die halbe Dicke des Taues zugerechnet werden.

Eine solche Maschine kann aber auch stehend sein, wo der eine Zapfen der Welle unten und der andere oben in dazu bestimmten Löchern sich dreht, wo sodann die Speichen horizontal durchgesteckt sind und durch Drücken an solchen die Welle gedreht wird. Hierzu ist es aber nöthig, daß das Tau über ein in einem Galgen angebrachtes Rad oder Rolle läuft.

Im ersten oben angeführten Falle heißt der Haspel ein **liegender**, im letztern ein **stehender**.

Man kann auch beim liegenden Haspel statt der Speichen ein Rad anbringen, woran gedreht wird, wo man sodann die Maschine eine **Radhaspel** nennt, oder man kann an beiden Zapfen oder auch nur an einem eine Kurbel anbringen, wo man sodann die Maschine eine **Hornhaspel** heißt.

Im letzten Falle **verhält sich Kraft zur Last wie der Halbmesser der Welle zur Länge der Kurbel und im vorletzten zum Halbmesser des Rades.** M. S.

Hassan Gasi, türk. Großadmiral, war nach Einigen der Sohn eines Griechen von Rodosto, nach Andern aus der Gegend der Dardanellen. In früher Jugend verließ er entweder freiwillig oder von algierischen Seefahrern geraubt das Vaterhaus, trat in algierische Seedienste, stieg von Stufe zu Stufe und erhielt in kurzer Zeit die Statthalterschaft von Telmessan. Neid und Verfolgungen eines mächtigen Verwandten des Dei von Algier nöthigten ihn zur Flucht. Er ging mit seinen zusammengerafften Schätzen nach Oran, von da nach Spanien und später 1760, durch Karl IV. an seinen Sohn Ferdinand IV. von Neapel und von diesem an seinen türk. Gesandten Grafen Ludolph empfohlen, nach Constantinopel. Hier wendete er sich zuerst an den Hauptmauthner Ishak, traf bei demselben unglücklicher Weise algierische Deputirte, die ihn wiederkannnten, als schuldigen Flüchtling ausgaben und bei der Pforte auf seine Gefangennehmung antrugen. Die Verwendung des neapolitanischen Ministers Grafen Ludolph und vielleicht mehr noch Hassan's Kenntniß vom Seewesen retteten ihm die Freiheit und das Vermögen. Sultan Mustafa stellte ihn sogar trotz aller Anschuldigungen, trotz des Entgegenseins des Großwesirs und der ältern Schiffskapitäne

bei der Flotte als Beg an, um durch ihn das gänzlich in Verfall gerathene Seewesen emporzubringen. Die türk. Flotte bestand aus alten, nach unbrauchbaren Rissen erbauten Schiffen; den Officieren fehlte es an Kenntnissen, der Mannschaft an Disciplin. Seit 30 Jahren hatten sich die Seefahrten der Osmanen nur auf Erhebung der Steuern im Archipel beschränkt. Bald avancirte Hassan zum Viceadmiral und entwarf schon als solcher den Plan zur Umbildung und Wiederherstellung der Marine. — 1769 im russischen Kriege befehligte er ein Geschwader im Archipel, aber nicht, um die russische Flotte abzuhalten, denn man hielt es für unmöglich, aus dem baltischen Meer in das mittelländische zu kommen, sondern um die Steuern einzuholen. Die ganze türk. Seemacht stand damals unter dem Großadmiral Dschafer und enthielt 30 schlecht ausgerüstete Schiffe zu 40—60 Kanonen. Zu Anfang des Jahrs 1770 erschienen die Russen bei Morea, belagerten Navarin und Koron und reizten die Griechen zum Aufstand. Hassan rieth vergebens, die Russen auf Morea anzugreifen, kreuzte mit 6 Schiffen im Meerbusen von Napoli di Romania, griff den russischen Admiral Elphinstone an, mußte sich aber zurückziehen, weil ihn die eigenen Schiffe verließen. Dschafer hatte während dessen im Hafen von Napoli gelegen und segelte an die asiatische Küste bei den Dardanellen. Am 5. Juli zeigte sich die russische Flotte (9 Linienschiffe stark) und begann auf die türkische zu feuern. Dschafer ging aus Furcht an das Land, und Hassan übernahm das Commando. Es entspann sich zwischen den Admiralschiffen der Flotten ein heftiger Kampf, welcher damit endigte, daß beide Schiffe in die Luft flogen. Hassan rettete sich, schwer verwundet; die türk. Flotte lief in die Bucht von Tscheschme, und die russische Flotte nahm die verlassene Stellung der türkischen ein. Hassan rieth, die Bai zu verlassen und sich durch den Feind zu schlagen; allein Dschafer, abermals seinen Vorschlägen entgegen, verlor dadurch die ganze Flotte (15 Schiffe, 9 Fregatten und 8000—9000 Mann) und öffnete den Russen die Fahrt durch die Dardanellen. Orlof begnügte sich, seine Eroberungen im Archipel fortzusetzen, und belagerte in Folge desselben das Schloß von Lemnos. Hassan, kaum von seinen Wunden in den Dardanellen genesen, sammelte 2000 bis 3000 Mann, landete am 9. October ohne Geschütz auf Lemnos, zwang die Russen, ihre Belagerung aufzuheben, und kehrte nach den Dardanellen zurück. Ein Aufstand auf den algierischen Hilfsschiffen wegen Geldforderungen bewirkten Dschafer's Absetzung und Hassan's Beförderung zum Großadmiral mit der Würde eines Pascha von drei Roßschweifen, eine Stellung, die er auch nach Ableben Mustafa's (d. 21. Jan. 1774) unter Sultan Abdolhamid behielt. Hassan diente nun unter dem Großwesir Muhsin Ogli an der Donau, vertheidigte mit Glück Russchuk gegen den General Soltikow, konnte aber den schlimmen Ausgang des Kriegs nicht verhindern. Der Friede von Kainardschir beendigte die Feindseligkeiten nach Außen, doch mußte auch das durch Empörungen zerrüttete Innere des Landes beruhigt werden; es bedurfte hierzu eines kräftigen, thätigen Mannes, und die Wahl fiel auf den von seinem Monarchen hochgeschätzten Hassan. Er säuberte in aller Schnelligkeit die Gegend bei den Dardanellen von herumziehenden und plündernden Horden, dämpfte hierauf die Gährungen auf Mitylene und Smyrna, landete alsdann an der syrischen Küste, vereinigte sich mit den Truppen von Damascus, nahm Akka ein und schickte den Kopf des Rebellen Scheich Thaher nach Constantinopel, ging nach Rhodos, Cypern und Chios, ließ auf ersterer die verfallenen Werfte herstellen und kehrte zu Ende des Jahres zurück nach Constantinopel. Bei der Audienz legte der Sultan die Hand auf seine Schulter

und sprach: „Nur Du, Hassan, mein Kriegslöwe, konntest diese wichtige Unternehmung mit so glücklichem Erfolg zu meiner Zufriedenheit ausführen, und nie werde ich Deine Treue vergessen." Im Jahr 1776 lief Hassan mit 9 Linienschiffen, 3 Galeeren und 6 Corvetten schon Ende April aus (die türk. Flotte ist gewöhnlich erst Ende Mai segelfertig), wiederum Syrien zu unterwerfen, wo sich die Söhne Scheich Thaher's von der osmanischen Oberherrschaft losgesagt hatten. Hassan schlug sie, eroberte die Feste Ssafed, mit ihr ungeheure Schätze, und führte 5 Söhne und 2 jüngere Brüder Ali's, Sohn des Thaher, mit sich nach Constantinopel. Hassan wendete nun seine ganze Aufmerksamkeit auf Verbesserung und Verstärkung der Flotte, wo ihm allerdings noch mancherlei Vorurtheile im Wege standen, die erst sein Nachfolger Kütschük Slussein zu beseitigen vermochte; er ließ zu Sinope im schwarzen Meer, zu Rhodos, Mitylene, auf Thassos, in den Baien von Bodrun (Halikarnassus) und in Nikomedien Schiffe bauen; sein Vorschlag aber, 40 Linienschiffe auszurüsten, die gleichsam im Arsenale so zum Dienst vorräthig stehen sollten, wie im Marstalle 40 Hengste, ging wegen Mangels an Geld nicht durch. 1777 bekam er die Weisung, gegen die seit dem russischen Krieg auf Morea zurückgebliebenen Albaneser zu ziehen, allein Verhandlungen mit Rußland und Unruhen in der Krimm verhinderten diese Unternehmung. 1778 lief Hassan mit 7 Linienschiffen, 4 Galeeren und 27 Galioten aus (später folgten noch 2 Linienschiffe, 5 Schebecken und 15 Galioten), den Khan der Krimm Selim Gerai gegen den abgesetzten, von russischer Seite begünstigten Schahim Gerai zu unterstützen. Ungünstigen Windes wegen wurde das Geschwader an Tauen den Bosporus hinaufgezogen; er segelte nach Sinope, ließ die verfallenen Werfte und Festungswerke bessern, steuerte nach Ssamsun Kalassi, schickte von hier einige Schiffe nach Sudschak, folgte denselben später, unternahm aber nichts, weil die Tataren nicht versprochner Maßen aufstanden, und er seine Truppen für Selim Gerai nicht aufopfern wollte. Die Pforte willigte unter Vermittlung des Grafen von St.-Priest am 21. März 1779 in die Abtretung der Krimm und Hassan kehrte im October nach Constantinopel zurück. Der Sultan empfing ihn mit früherer Huld, obgleich seine Feinde in dem Mißlingen des Feldzugs und in dem schlechten Zustand der Flotte, die durch Sturm, Pest und Feuer verheert war, Beschuldigungen jeder Art fanden. Jetzt entwarf Hassan den Plan, Schiffe durch europäische Baumeister nach neuen Mustern bauen und die Grenzfestungen gegen Rußland durch geschickte Ingenieurs befestigen zu lassen. Die Ausführung geschah zum großen Theil unter seinem schon genannten Nachfolger. Er ließ mit beträchtlichem Aufwand die beiden neuen Schlösser am Bosporus vollenden und neue Batterien anlegen, zugleich ganz aus eigenen Mitteln die Kaserne der Galiondschi, die Kornmagazine im Arsenale und noch einige andere Gebäude aufführen. Die äußere Ruhe erlaubte nun die Expedition gegen die Albaneser auf Morea. Hassan gieng als Seraskier (Generalissimus) mit 2000 Lewend zu Land nach der Meerenge von Korinth, vereinigte sich hier mit einem Corps von 30,000 Mann, schlug die Albaneser, nahm Tripolizza, rottete die Albaneser aus und reorganisirte das Land. Morea erhielt er als Statthalterschaft, blieb aber auch (was ungewöhnlich) Großadmiral, weil der Großwesir fürchtete, er möchte, entfernt von Constantinopel, nach der schon einige Mal ausgeschlagenen Stelle des Großwesirs trachten. Im Novmbr. 1779 lief Hassan triumphirend in der Hauptstadt ein, rückte aber schon im Mai 1780 wieder aus, weil in Syrien und Aegypten sich Dschesar Pascha und die Bege empört hatten; er detaschirte einige Schiffe zur Reinigung des Archi-

pels von englischen und französischen Seeräubern, steuerte mit der übrigen Flotte nach Maina, züchtigte einen mainotischen Häuptling, der mit 300 Räubern die Küsten von Morea beunruhigte, unterließ jedoch die Unternehmung gegen Syrien und Aegypten, indem die Ruhe dort hergestellt schien. Einige Jahre darauf landete Hassan mit 2000 Mann zu Alexandrien, den Unterdrückungen des Murad und Ibrahim zu begegnen, verstärkte sich durch ungefähr 500 Maghrabi, marschirte nach Rosette, wohin schon seine 15 Schaluppen starke Flotille gesegelt war, und ankerte am 16. Aug. 1786 unter dem Jubel des Volks zu Cairo. Von hier sendete er die ganze versammelte Macht zur Verfolgung Murad's und Ibrahim's nach Oberägypten; allein die osman. Armee wurde gänzlich geschlagen. Eine zweite Armee vertrieb die beiden Bege in das Land der Barabras; doch bei allem dem zu schwach, sie ganz zu bekriegen, ging Hassan einen Vergleich ein, worin er dem Murad und Ibrahim Beg Oberägypten und dem Ismail Beg Unterägypten überließ, mit der Bedingung, den gewöhnlichen Tribut pünktlich abzutragen. Nach kaum geschlossener Verhandlung wurde Hassan abgerufen, um von Neuem gegen die Russen zu ziehen. Er verlor gegen selbige die doppelte Seeschlacht von Oczakow (28. und 30. Jun. 1788) (s. d.) und am 11.—12. Juli ein Treffen gegen den Prinzen von Nassau. Später befehligte Hassan in der Moldau, mußte noch 1790 unter Selim III. die Stelle des Großwesirs annehmen und starb im Mai 1790 74 Jahr alt zu Schumla, entweder aus Verdruß über den gegen seine Meinung fortgesetzten russischen Krieg, oder an Alterschwäche, oder auch an genommenem Gift. Hassan unterstützte eifrig die Wissenschaften, war thätig, streng, gerecht, unbestechlich und besaß große Geistesgegenwart und ungemeine Leibesstärke. (Vergl. v. Hammer's Staatsverfassung des osman. Reichs, 2. Band.) Sf.

Hassenhausen, s. Auerstädt.

Hasta, Spieß, eine Stoßwaffe bei den Römern, nach welcher eine Hauptgattung ihres Fußvolks den Namen Hastaten (s. d.) erhielt. Die hasta, ein längerer Spieß, als das pilum (s. d.), hatte zwei Hauptarten, die hasta longa (dory) (s. d.), welche die anfängliche Waffe der Hastaten, dann die der Triarier bildete, und die hasta velitaris, die Waffe der leichten Truppen. Die hasta longa (grandis) wurde sowohl von der Reiterei, als von dem Fußvolke gebraucht. Die des letztern war unten spitzig, die der Reiterei breit, damit sie beim Ansprengen gegen den Feind an die Brust oder das Knie angesetzt werden konnte. Als später die Reiter mit Pfeilen und langen Schwertern bewaffnet wurden, kamen die hastae bei ihnen in Verfall; auch wurden dieselben in den folgenden Zeiten als unbequem bei dem Fußvolk wieder abgeschafft. Die hastae velitares waren Wurfspieße, deren jeder leichte Infanterist sieben mit sich führte. Gewöhnlich hielt er sie in der rechten Hand; beim Gefecht Mann gegen Mann nahm er sie in die linke Hand, um die rechte zu Führung des Schwertes zu gebrauchen. Die hasta velitaris hatte einen 1 Zoll dicken und 4 Fuß langen Schaft, an dem sich eine 9 Zoll lange, sehr feine eiserne Spitze befand, die sich beim Antreffen sogleich bog, damit der Feind den Wurfspieß nicht zurückwerfen könnte. Zuweilen befestigte man die Wurfspieße mit Riemen an die Hand, um dem Wurfe mehr Nachdruck geben zu können. Das Holz zu den hastae war gewöhnlich von wildem Kirschbaum, Esche, Hainbuche oder Eiche. Leichte Wurfspieße verfertigte man aus magerem Tannenholze. Die Spitze der hasta war in der Regel von Eisen, seltner von Kupfer. (Vergl. Nast und Cilano.) C.

Hastaten, eine der 4 Hauptgattungen der alten römischen Infanterie.

Sie hatten ihren Namen von den hastae (s. d.), mit denen sie in der früheren Zeit fochten, bis sie ihre Waffen mit den Triariern vertauschten und deren pila (s. pilum) annahmen. Die Hastaten waren kräftige junge Leute und bildeten in der alten römischen Schlachtordnung das erste Treffen. In der Regel begannen die leichten Truppen das Gefecht, zogen sich, wenn sie zurückgeworfen wurden, schnell durch die Intervallen der Hastaten zurück und überließen diesen, den nachrückenden Feind aufzunehmen. Wurden die Hastaten geschlagen, so retirirten sie langsam in die Zwischenräume der Glieder der Principes, oder, wenn sie sehr ermattet waren, hinter dieselben. Die Waffen der Hastaten bestanden in 4 Fuß langen und 2½ Fuß breiten Schildern (scuta), die von Holz und deren Buckel und Ränder mit Eisenblech beschlagen waren, in zwei Wurfspießen (pila), einer Art Helm (galea), einem Panzer (lorica), statt dessen die Reicheren ein Panzerhemd trugen, und in Beinschienen (ocreae) am rechten Schenkel (s. caliga). Das signum, Feldzeichen der Hastaten, enthielt das Zeichen eines Wolfes. — Die Eintheilung der römischen Infanterie in Hastaten, Principes und Triarier hörte seit Marius auf, wir finden sie in den Schriften Cäsar's nicht mehr erwähnt; auch hatten schon seit Cato's Zeiten die Hastaten ihre Stellung im zweiten Treffen angewiesen bekommen und das erste Treffen den Principes (daher ihr Name) überlassen. C.

Hastenbeck, Dorf im Fürstenthum Kalenberg des Königreichs Hannover.

Schlacht bei Hastenbeck, am 26. Juli 1757.

Der Marschall Herzog von Estrées (s. d.) hatte im April 1757 eine Armee von 100,000 Mann zwischen der Maas und dem Niederrheine versammelt, mit welcher er die deutschen Staaten des Königs von England erobern sollte. 30,000 Mann dieser Armee unter dem Prinzen von Soubise (s. d.) überschritten bei Düsseldorf den Rhein und marschirten gegen Sachsen. Die übrigen 70,000 Mann (112 Bataillone, 119 Schwadr. und 300 Kanonen) gingen durch Westphalen, nachdem sie vorher die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besitz genommen hatten, und bedrohten Hannover. Dort war man zum Widerstand nur wenig vorbereitet. Der Herzog von Cumberland (s. d.) versammelte zwar Mitte Aprils ein Observationscorps von 48,000 Mann (Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen u. s. w. und einige Bataillone Preußen) zwischen Hameln und Nienburg, beschränkte sich jedoch bloß auf die Deckung der Weser und der hannov. Lande. Am 22. Juli hatte der Herzog ein Lager bei Hastenbeck bezogen, dessen rechter Flügel sich beim Dorfe Ohsen an die Weser lehnte, während der linke hinter Beschuysen durch Graben und dichtes Gehölz gedeckt war. Die franz. Armee ging zwischen Beverungen und Höxter über die Weser, richtete ihren Marsch nach Holzmünden und Heven, und rückte von da am 24. Juli in 6 Colonnen vorwärts, um die Division, welche der Marschall Estrées unter dem Generallieutnant Herzog de Broglie (s. d.) auf dem linken Weserufer gegen den rechten Flügel der Verbündeten geschickt hatte, zu decken. Als der Herzog von Cumberland den Anmarsch der Franzosen erfuhr, nahm er seinen rechten Flügel hinter die Moräste, welche sich vom Dorfe Hastenbeck bis an die Weser ziehen, zurück, ließ jedoch den linken Flügel in seiner früheren Stellung auf dem Lauenberge und verstärkte ihn noch durch 2 Batterien, jede von 12 Geschützen, welche wieder durch Jäger und 2 Bataillone Grenadiere gedeckt wurden. Vor der Front seiner Stellung befanden sich mehrere Hohlwege; das Dorf Hastenbeck lag vor der Mitte der Linie, war niedergebrannt, aber durch eine starke Verschanzung vertheidigt. Die Hannoveraner bildeten den rechten Flügel und das 2. Treffen, die Hessen das Cen-

trum und die Braunschweiger den linken Flügel. Die Reiterei, deren Anwendung das Terrain nicht gestattete, stand hinter dem 2. Treffen, Front gegen die Höhen des linken Flügels; auf dem rechten Flügel befanden sich nur einige Schwadronen. Alle Zugänge und Wege waren mit starken Grenadierdetaschements besetzt; der Raum, welcher die Möglichkeit eines Angriffs gestattete, war nur 300 Toisen breit.

Der Herzog von Estrées beschloß, die Stellung der Verbündeten zu recognosciren, und ließ deßhalb ihre beiden Flügel allarmiren. Der Herzog von Broglie sollte hinter dem rechten Flügel über die Weser gehen, während der von Eimbeck mit 2 Brigaden Infant. und 18 Schwadronen ankommende Herzog von Randan den linken Flügel umgehen und der Generallieutenant Chebert die Anhöhen angreifen sollte. Die Division Chebert griff am 25. früh 5 Uhr das Dorf Afferde an und vertrieb die Verbündeten aus demselben; gleichzeitig brachten die franz. Batterien die jenseitigen zum Schweigen. Der Herzog von Cumberland entsendete zwar zwei Infanteriecolonnen gegen dieses Dorf, konnte es aber nicht wieder in seine Gewalt bekommen. Die Recognoscirung des Marschalls Estrées ward übrigens durch nebliges Wetter so erschwert, daß er erst um 8 Uhr des Morgens der Armee den Befehl zusenden konnte, das Lager zu verlassen. Ueble Wege verhinderten, daß dieselbe nicht eher als des Abends um 5 Uhr am Fuß der von den Verbündeten besetzten Höhen ankam. Ein Angriff für diesen Tag war nun nicht mehr möglich; deßhalb ließ der Marschall seine Truppen einen Bivouac beziehen, ordnete jedoch immer das Nöthige zum Angriff für den künftigen Morgen an. Generallieutenant Chebert brach um Mitternacht mit 4 Brigaden Infanterie aus dem Bivouac auf und ging über die Höhen von Afferde vor; ihm folgte der Generallieutenant Armentières ebenfalls mit 4 Brigaden, welche bestimmt waren, die feindlichen detaschirten Posten anzugreifen; 1 Brigade Schweizer und 4 abgesessene Dragonerregimenter bildeten die Reserve. Am 26. früh 5 Uhr begannen die Batterien der Verbündeten ihr Feuer; bis 9 Uhr antworteten die Franzosen nur wenig; als aber der Angriff der Division Chebert gegen den Lauenberg begann, fingen auch sie mit Ueberlegenheit an, das jenseitige Feuer zu beantworten. Der Herzog von Cumberland verstärkte seine beiden Flügel nach und nach bis auf 10,000 Mann; alle Grenadiere wurden dorthin entsendet. Es gelang aber dem Generallieutenant Chebert, die Höhen zu gewinnen und die Verbündeten aus ihrer Stellung zurückzudrücken.

Mit dem linken Flügel griff gleichzeitig der Generallieutenant von Contades das Dorf Hastenbeck an. Die Annäherung an dasselbe war wegen der nur geringen Breite des Terrains, zwischen den Sümpfen und dem Dorfe, sehr schwierig. Die Verbündeten vertheidigten das Dorf mit vieler Tapferkeit, und das Gefecht kam einige Zeit zum Stehen. Da formirte der Marschall Estrées den linken Flügel in 4 Colonnen, 2 links zu 18 Bataillonen und 2 etwas rechts zu 8 Bataillonen. Mit diesen Colonnen ward der Angriff erneuert und dadurch die Verbündeten zum Weichen gezwungen. Unterdessen war auch der Generallieutenant Armentières mit seinen 4 Brigaden und den 4 abgesessenen Dragonerregimentern in der Ebene angekommen; die beiden Brigaden Champagne und Reding (Schweizer) zogen sich an dem Gehölz nach dem Centrum hin und eroberten die feindliche Verschanzung vor Hastenbeck, in welcher sie 9 Kanonen und 2 Haubitzen fanden; die gesammten franz. Grenadiere rückten längs dem Dorfe Hastenbeck vor; die Reiterei folgte; Alles versprach einen vollständigen Sieg, als ein Zufall denselben beinahe den Franzosen entrissen hätte.

Der Erbprinz von Braunschweig-Lüneburg (s. d.) erstieg mit einem braunschweigischen Grenadierbataillon und einem hannöverschen Corps die Höhen links der Division Chebert und eroberte durch einen kühnen Angriff die Hauptbatterie wieder, welche die Franzosen kurz vorher den Verbündeten abgenommen hatten. Die Brigade Eu vertheidigte dieselbe tapfer, mußte sich aber zurückziehen, vorzüglich da im dichten Gehölz mehrere andere franz. Bataillone ebenfalls ihr Feuer auf dieselbe richteten. Dieser Irrthum und die falsche Nachricht, welche der Marschall Estrées von der Ankunft eines neuen Corps der Verbündeten in seiner äußersten rechten Flanke erhalten hatte, hemmten die Fortschritte der Franzosen. Die Benutzung des Sieges ging dadurch verloren; denn während der Herzog von Cumberland, trotz der auf seinem linken Flügel erlangten Vortheile, den Rückzug nach Hameln antrat, gingen auch die Franzosen aus ihren Stellungen zurück. Der Marschall Estrées ward jedoch nicht sobald seinen Irrthum inne, als er auch schon das Schlachtfeld wieder besetzte; der Vortheil, den Rückzug der Verbündeten beunruhigen zu können, war jedoch verloren gegangen. Der hannöversche Oberst von Breitenbach deckte denselben und stieß erst bei Einbruch der Nacht mit mehreren wieder eroberten Kanonen zum Herzog. Dieser Feldherr weinte jetzt aus Verzweiflung wegen seines begangenen Fehlers, dem jedoch bald noch mehrere folgten. Der Verlust der Verbündeten bestand in 327 Todten, 907 Verwundeten und 220 Gefangenen. (Nach Jomini hatten die Verbündeten mehr als 3500 Todte und Verwundete und die Franzosen deren 2000.)

Die Schlacht bei Hastenbeck ward in paralleler, jedoch auf dem rechten Flügel etwas verstärkter Schlachtordnung geliefert. Hätten die Divisionen Chebert und Armentières Reiterei bei sich gehabt, so hätten sie nach Eroberung der Höhen den Feind in der Ebene verfolgen können, wodurch das Wiedererscheinen des Erbprinzen von Braunschweig und des Obersten von Breitenbach verhindert worden wäre. Eben so ward der Angriff der Brigaden Champagne und Reding auf die Verschanzung des Centrums ohne Unterstützung gelassen, weßhalb es den beiden Flügeln der Verbündeten möglich ward, sich vereint auf Hameln zurückzuziehen. — Zwei Tage nach der Schlacht ergab sich die letztere Festung an den Herzog Estrées; der Herzog von Cumberland aber zog sich bis Bremervörde zurück.

(Relations des batailles et combats de la guerre de 1756 et 57. Dresde, 1778. — Charakteristik des siebenjährigen Krieges. 1. Thl. Berlin, 1802. — Traité des grandes opérations militaires, par le lieutenant-géneral Jomini. T. I. Paris, 1828.) E.

Hastings, Francis Marquis von, Ritter des Hosenbandordens und Großkreuz des Bathordens, großbrit. Generalgouverneur von Malta und vom Tower u. s. w., war 1754 am 7. Dec. in Irland geboren. Sein Vater, Graf Moira ließ dem jungen Lord Rawdon, welchen Namen Marquis Hastings damals führte, eine sehr sorgfältige Erziehung geben und auf Reisen durch den größten Theil von Europa dieselbe vollenden. 1771 trat er als Cadet in's 15. Regiment ein, ward 1773 als Lieutenant zum 5. Regiment versetzt und war mit diesem 1775 in Nordamerika beim Beginnen der Feindseligkeiten, welche später den Abfall der englischen Colonien vom Mutterlande zur Folge hatten. Das Gefecht bei Bunkershill gab ihm Gelegenheit sich auszuzeichnen; er ward deßhalb schon 1776 zum Hauptmann im 63. Regim. ernannt, vom General Sir Henry Clinton zum Adjutanten erwählt und mit den schwierigsten Geschäften beauftragt. Noch nicht 24 Jahre alt, hatte er 1778 die Anstellung eines Generaladjutanten der briti-

schen Armeen in Amerika mit dem Range eines Oberstlieutenants erlangt. Als solcher bildete er das Corps der irländischen Freiwilligen aus brotlos gewordenen irländischen Arbeitern und Ueberläufern der Amerikaner und wußte dasselbe bei schwierigen Vorfällen sehr passend zu benutzen, folgte dann 1779 dem General Clinton, als Brigadier im Generalstabe, nach Südcarolina und war bei der Belagerung von Charlestown gegenwärtig, gleich nützlich durch seinen Rath und durch seine Kenntnisse, wie durch seine Tapferkeit. Lord Cornwallis, der den Oberbefehl über die mittägliche Division übernommen hatte, ließ den Lord Rawdon in Virginien zurück, wo dieser mit sehr geringer Truppenzahl lange Zeit den Anführern der amerikanischen Truppen, Gates und Greene, widerstand, sich dabei aber so anstrengte und schwächte, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit 1782 genöthigt war, nach Europa zurückzukehren. Sein Schiff ward unterweges von einem franz. Kaper genommen und Lord Rawdon nach Frankreich transportirt, jedoch bald auf sein Ehrenwort nach England entlassen. Dort ward er sehr ehrenvoll empfangen, vom Könige mit der Pairswürde begnadigt und zu seinem Adjutanten ernannt. Der Tod eines mütterlichen Oheims verschaffte ihm die Besitzungen und den Namen eines Grafen von Huntingdon, und das Ableben seines Vaters 1793 die Würde und Güter eines Grafen von Moira. Er erhielt hierauf den Auftrag, in der Grafschaft Hampshire in einem Lager ein Corps zu sammeln und zu bilden, das mit einem franz. Emigrantencorps auf den Küsten Frankreichs landen sollte, um die Royalisten in der Normandie zu unterstützen. Der Graf Moira fand aber keine Gelegenheit, diesen Plan auszuführen, und führte erst 1794 dieses Corps, das sich auf 10,000 Mann belief, zur Unterstützung des Herzogs von York in die Niederlande. Er landete bei Ostende und manövrirte so geschickt, daß er trotz der Uebermacht der ihm entgegenrückenden franz. Corps, dieselben durch Geschwindmärsche täuschte, Brügge einnahm, den östreich. General Clerfayt in Gent unterstützte, die Franzosen bei Alost schlug und sich mit dem Herzog von York bei Mecheln vereinigte. — In der Pairskammer gehörte Graf Moira fast immer zur Opposition gegen das Ministerium und stimmte mit den gemäßigten Whigs, an deren Spitze damals der Prinz von Wales, nachheriger König George IV., welcher ein persönlicher Gönner des Lords war, stand. Bei der Vereinigung Irlands mit Großbritannien 1799 war er jedoch abweichender Meinung von seinen politischen Freunden und stimmte nicht eher für dieselbe, bis er sich persönlich überzeugt hatte, daß das irländische Parlament und der bessere Theil des irischen Volkes mit dieser Maßregel zufrieden seien. 1805 ward der Graf Moira zum Oberbefehlshaber in Nordbritannien ernannt und wußte durch sein gemäßigtes und kluges Benehmen einen so großen und guten Einfluß auf die von Mißvergnügten zum Aufruhr gereizten Schotten auszuüben, daß es ihm vollkommen gelang, daselbst die Ruhe zu erhalten. Als daher 1806 nach Pitt's Tode ein sogenanntes Coalitionsministerium die obere Leitung der öffentlichen Geschäfte erhielt, wählte man den als treuen Anhänger an die königliche Familie und wahren Freund des Volks bekannten Grafen Moira in dasselbe und übertrug ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters (master general of the ordnance), worauf ihn der König selbst zum Constable des Tower erwählte.

Unter dem Fox'schen Ministerium stimmte der Graf Moira 1807 für die Abschaffung des Sclavenhandels und für die Gleichstellung der bürgerlichen Rechte der Katholiken und erhielt sich so in der Gunst des Prinz Regenten, daß dieser ihn nach der Ermordung des Ministers Perceval (11.

Mai 1812) mit der Zusammensetzung des neuen Ministeriums beauftragte. Diesem Wohlwollen des Prinzen von Wales vorzüglich verdankte 1814 der Graf Moira die Ernennung zum Generalgouverneur und Oberfeldherrn von Ostindien. Das ostindische Collegium und die Directoren der ostind. Compagnie waren jedoch ebenfalls einmüthig mit derselben zufrieden. Am 15. April 1815 kam er in Calcutta an und war gerade lange genug in Ostindien anwesend, um seine Pflichten und den Wirkungskreis derselben kennen gelernt zu haben, als ihm Gelegenheit zu Theil wurde, die Macht der Briten in diesem fernen Himmelsstriche auf eine Weise zu befestigen, die dieselbe für die spätesten Zeiten sicher stellt. Die Pindarees und die Marattenfürsten Scindiah, Holkar (s. d.) und Berar bedrohten die Sicherheit der britisch-ostindischen Besitzungen. Bevor sie bekriegt werden konnten, mußten erst die nepaulesischen Festungen Muhanpoor und Gevellor im Besitz der Briten sein. Trotz der Schlauheit und Thätigkeit der Feinde war der Sieg bald den Briten, und der Titel eines Marquis v. Hastings für den Oberbefehlshaber der Lohn desselben. Staatskluge Bündnisse mit dem Nizam und dem Peischwah, und glückliche Leitung der weiteren Feldzüge brachten nun auch die Pindarees und die übrigen Marattenfürsten zur Unterwerfung. Berar ward vom General Doveton 2 Mal geschlagen und gefangen genommen, Holkar zur Flucht nach Reiepoor genöthigt und zum Frieden gezwungen, und Scindiah dadurch zur freiwilligen Unterwerfung veranlaßt. Der Generalgouverneur hatte den Feldzug persönlich geleitet. Die Pindarees, die seit 1761 durch ihre räuberischen Einfälle in die britischen Besitzungen der Schrecken derselben gewesen waren, wurden mit Einem Schlage vernichtet und das Gebiet der englisch-ostindischen Compagnie durch ihre Ländereien vergrößert. Während seines Gouvernements wurden noch mehrere Rhajas in dem südlichen Neerbuda den Briten unterworfen, die Forts Ranenava und Hatras erobert und von der ostindischen Compagnie ein Friedensvertrag mit dem Iman von Senna geschlossen. 1823 kehrte der Marquis Hastings nach Europa zurück und erhielt die genugthuendsten Beweise der Zufriedenheit der Regierung mit seiner Verwaltung, obschon die Direction der englisch-ostindischen Compagnie ihm den Vorwurf machte, daß er aus Nachsicht einigen Angestellten in Ostindien gestattet habe, mit indischen Fürsten Geldgeschäfte zu machen, was eigentlich den Grundgesetzen der Compagnie entgegen sei. Der gedruckte Bericht über die Verwaltung des Marquis von Hastings war 3000 Seiten lang. Die englische Regierung ernannte den Marquis von Hastings 1824 zum Gouverneur von Malta. Als solcher starb er am 26. Novbr. 1826 am Bord eines Kriegsschiffes auf der Rhede von Neapel. Der Marquis von Hastings hinterließ den Ruf eines eben so rechtschaffenen als großmüthigen Staatsmannes und guten Generals. Auch als Parlamentsredner hatte er sich in früheren Zeiten ausgezeichnet.

(Memoir of the most noble Francis Marquis of Hastings, &c. London, 1819. — Narrative of the late political and military events in Britisch India, under the administration of the Marquis of Hastings. 4. London, 1820. — Zeitgenossen. 19. 1820.) E.

Hastings, kleiner Ort in Sussex in England. Schlacht am 14. October 1066.

Während König Harald von England im Norden seines Landes die eingefallenen Norweger in der Schlacht an der Brücke von Stamford (s. d.) schlug, war der Herzog Wilhelm von der Normandie mit einem Heere bei Pevensey, jetzt Pemsey, gelandet. Niemand hinderte ihn, und er ließ es seine erste Sorge sein, ein Fort nahe am Landungsplatze zu erbauen, um

im Fall eines Rückzuges ein Deckungsmittel zu haben. Nachdem er einige Tage hierzu verwendet, marschirte er längs dem Meere nach Hastings, wo er abermals ein beträchtliches Fort anlegen ließ und hier das englische Heer erwarten wollte, von dem er gar keine Nachricht bekam. Harald hingegen hatte, als er die Kunde von der Ankunft der Normannen hörte, sich sofort nach London begeben, wo er seine Truppen musterte, die er theils durch die Schlacht bei Stamford, theils durch Desertion sehr vermindert fand; aber der ganze Adel des Reiches, der eben so sehr als der König dabei betheiligt war, die Eingedrungenen zu verjagen, bot dem Monarchen seine Dienste an, versammelte sich um ihn und ging den Feinden entgegen. Beide Heere fanden sich bald nur noch 7 englische Meilen von einander entfernt. Herzog Wilhelm ließ dem Könige am 13. Octbr. 1066 verschiedene Vorschläge thun, welche dieser zurückweisen mußte. Die folgende Nacht wurde von den Engländern unter Jubel und Festlichkeiten hingebracht, als ob sie den Sieg schon gewiß hätten; die Normannen hingegen bereiteten sich zum Gefechte vor und wendeten sich zu Gott in Gebeten um den Sieg. Am 14. Octbr., dem Geburtstage Harald's, kamen die Armeen zum Kampfe. Die Avantgarde des englischen Heeres bestand aus den Soldaten von Kent, welche, zu Folge eines aus der Heptarchie herstammenden Privilegiums dieser Provinz, stets denselben Posten hatten. Harald wählte seinen Platz bei dem Hauptcorps und wollte zu Fuß fechten, um seinen Truppen mehr Vertrauen einzuflößen. Die Normannen waren in 3 Corps getheilt; Mongommery und Fitz-Osborne führten das erste, Gottfried Martel das zweite, und der Herzog selbst stellte sich an die Spitze der Reserve, um Hilfe leisten zu können, wo sie nöthig würde. Die Normannen fingen das Gefecht an, indem sie einen Hagel von Pfeilen auf ihre Feinde abschossen, die in den dichtgedrängten Reihen große Wirkung hervorbrachten; die Engländer geriethen in einige Unordnung, und dies benutzten die Normannen zu einem ungestümen Angriffe, der jedoch eben so zurückgewiesen ward. Das nämliche Manöver ward noch ein Mal angewendet, aber ebenfalls ohne Erfolg; die Engländer wollten lieber sterben als weichen, die Normannen hielten es für Schande, nur etwas zurückzugehen, und so fochten beide Theile, angefeuert durch die Gegenwart ihrer Fürsten, stehenden Fußes. Man kann auf die gleiche Tapferkeit der Truppen schließen, wenn man bedenkt, daß die Schlacht von früh 7 Uhr bis zum Anbruch der Nacht dauerte. Schon war es Abend, als der kriegserfahrene Wilhelm, wohl einsehend, daß er nicht in die englischen Massen eindringen könne, einen verstellten Rückzug in der größten Ordnung begann; die Engländer hielten dies für den Anfang ihres Sieges und öffneten ihre Reihen, um mit größerer Leichtigkeit verfolgen zu können. Die Normannen bemerkten, daß ihre List gelungen sei, drehten schnell um, fielen auf die Engländer, denen sie in der kriegerischen Ordnung und Manövrirfähigkeit weit überlegen waren, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an; doch gelang es dem Könige Harald, seine Truppen auf einem kleinen Hügel unweit des Schlachtfeldes wieder zu sammeln, und ehe sie nicht von da vertrieben wurden, war auf keine Entscheidung zu rechnen. Die Normannen machten einen neuen Angriff, der ohne Erfolg blieb und ihnen viel Menschen kostete. Herzog Wilhelm versuchte bei Eintritt der Nacht noch ein Mal in die Engländer einzubrechen; er griff an, der König Harald wurde durch einen Pfeilschuß in dem Kopf getödtet, sein Fall benahm den Seinigen den Muth, sie flohen und wurden so lange verfolgt, als die Helle es irgend erlaubte, und ihrer sehr viele auf der Flucht getödtet, da die Normannen sich nicht mit Gefangenen belästigen wollten. Die

Schlacht kostete ihnen 6000 M., den Engländern eine weit größere Anzahl, worunter nächst dem Könige auch noch dessen 2 Brüder, Gurth und Lewin, waren; die Körper der 3 Fürsten wurden ihrer Mutter gesendet, welche sie in der Abtei Waltham beisetzen ließ. Drei Söhne aus Harald's erster Ehe flüchteten nach Irland, ein Sohn zweiter Ehe, Wolf, bei des Vaters Tode noch ein Kind, ward später von Wilhelm II. zum Ritter ernannt. — Mit der Schlacht von Hastings hörte die sächsische Dynastie auf, in England zu regieren; die normannische stieg auf den Thron. (Rapin Thoyras, histoire d'Angleterre. — Tindal.) F. W.

Hatzfeld, Melchior, Graf von, geboren den 10. Octbr. 1593 zu Crottorf, trat sehr jung noch in kaiserliche Dienste und empfing bereits nach dem Prager Frieden ein abgesondertes Commando, um an den Kämpfen des 30jährigen Krieges einen lebhaften Antheil zu nehmen. Sein erstes Auftreten wurde inzwischen nicht vom Glücke begünstigt; den Sachsen zu Hilfe gesandt, hatte er mit diesen den 24. Sept. 1639 bei Wittstock (s. d.) gleiches Schicksal, zwang dagegen im nächsten Jahre den General Baner, die Belagerung von Leipzig aufzuheben, und trug wesentlich zur Räumung Sachsens von den Schweden bei. Baner, durch Herzog Bernhard verstärkt, ging jedoch bald wieder zur Offensive über, die Kaiserlichen mußten Pommern, wohin sie ihn verfolgt hatten, verlassen, und H. ward beordert, dem Pfalzgrafen Karl Ludwig, welcher mit englischem Golde ein Heer geworben hatte, entgegenzuziehen. Er schlug denselben bei Lemgo 1638, brachte ihm einen Verlust von 2000 Todten und Verwundeten bei, nahm Kloppenberg, Vechte und mehrere andere Orte ein, und würde vielleicht ganz Westphalen erobert haben, wenn er nicht 1640 zur Beschützung Sachsens abgerufen worden wäre, wo mittlerweile Baner wieder eingedrungen war. Zwistigkeiten mit Gallas veranlaßten H. 1641 in baiersche Dienste zu treten. Er kämpfte in diesem Jahre nicht ohne Glück in Westphalen und Thüringen, wendete sich im nächstfolgenden in das Erzstift Köln, mußte sich 1643 dem Andrange der Franzosen entgegenstellen und trug wesentlich mit zu dem Siege von Duttlingen bei. Eben hatte er 1644 Halberstadt und Osterwieck genommen, als die Niederlage Merci's bei Freiburg seine Gegenwart am Rheine erheischte; dennoch kam er zu spät, um Philippsburg oder Mainz noch zu retten. Aber auch des Kaisers Angelegenheiten hatten unterdessen eine schlimme Wendung genommen. Torstensohn (s. d.) hatte das Uebergewicht der schwedischen Waffen in Deutschland von Neuem hergestellt. Dänemarks Widerstand war auf längere Zeit gelähmt, ein feindliches Heer drang in Böhmen ein und bedrohte selbst die Erbstaaten. Da schien dem Kaiser H. der einzige Mann zu sein, welcher der drohenden Gefahr gewachsen sei. Er rief ihn zurück, übergab ihm den Oberbefehl des Heeres, welches sich zum Schutze des Reiches in Böhmen sammelte, und befahl ihm, die Entscheidung des Krieges durch einen Hauptschlag herbeizuführen. Ohne mit dieser Ansicht einverstanden zu sein, mußte er die Schlacht von Jankowitz den 5. März 1645 liefern. Ueber das Resultat dieses Kampfes s. d. A. Jankowitz. H. selbst wurde gefangen und erschien erst 12 Jahre später, 1657, als Anführer der Armee, welche gegen Karl Gustav nach Polen gesandt wurde, wieder auf dem Kriegsschauplatze. Glücklicher als mancher andere Feldherr, beendete er seinen letzten Feldzug auf eine glorreiche Weise und zog als Sieger in Krakau ein. H. starb 1658 den 9. Jan. zu Powitzko bei Trachenberg unverheirathet; in der Wallfahrtskapelle zu Laudenbach, unweit Mergentheim, wurde ihm ein Monument von Alabaster errichtet. R.

Haubitzbatterien, s. Feldbatterien.

Haubitzen sind kurze Kammergeschütze, haben ähnliche Laffeten wie die Kanonen, und sind hauptsächlich zum Schießen von Granaten bestimmt (s. Geschützröhre, Laffeten, Granaten). Die Anforderungen, welche man in den europäischen Artillerieen an diese Geschütze als Zwischengattung zwischen den Kanonen und Mörsern macht, sind so verschiedenartig, daß daraus nothwendig auch die wesentlichsten Verschiedenheiten in der Construction entstehen mußten. In den deutschen Artillerien hat man im Allgemeinen fast immer an dem Grundsatz festgehalten, daß der höhere Preis der Granaten und die Nachtheile ihres größeren Gewichts und Durchmessers, in Vergleich mit den Kanonenkugeln, nämlich die Vermehrung des Artillerietrains und die Unmöglichkeit, die zu einem etwas anhaltenden Gefecht erforderliche Munition auf der Geschützprotze mitzuführen, nur dann ausgeglichen werden, wenn die Granaten nicht bloß durch das directe Treffen des Ziels, so wie Vollkugeln, sondern auch durch ihr Zerspringen wirksam sind. Nun ist bis jetzt kein hinlänglich wohlfeiles und in der großen Praxis gefahrloses und sicheres Mittel bekannt, um das Zerspringen der Granaten gerade in demjenigen Augenblick zu bewirken, wo sie das Ziel erreichen, weil die hierzu erforderliche Zeit nicht nur von der jedesmaligen Entfernung des Ziels, sondern auch von der anfänglichen Geschwindigkeit der Geschosse und somit von der Beschaffenheit des Pulvers, ja selbst von dem Zustande der Luft abhängt. Schießt man demnach nicht gegen Brustwehren, starke Schiffswände oder andere Gegenstände von solcher Dicke, daß die Granaten bei dem Eindringen in dieselben ihre Kraft ganz oder doch zum größten Theil verlieren, so ist von dem Zerspringen derselben nur dann eine bedeutende Wirkung zu erwarten, wenn sie in der Nähe des Zieles liegen bleiben. Hierzu müssen aber die Granaten mit weit geringeren Geschwindigkeiten als die Kanonenkugeln abgeschossen werden, so daß sie das Ziel entweder in hohen Bogen mit dem ersten Aufschlage, oder in ebenem, für Rollschüsse günstigem Terrain, zwar in flächeren Bogen, jedoch nur mit den letzten kurzen Sprüngen erreichen.

Von dieser Ansicht ausgehend, giebt man den Haubitzen in den deutschen und mehreren anderen Artillerien nur eine geringe Länge und schwache, der jedesmaligen Entfernung angemessene Pulverladungen (indem meist 3 bis 5 verschiedene Pulverladungen zu diesem Behuf mitgeführt werden). Die Länge des Flugs, mit Einschluß des Lagers (s. Geschützröhre) wird dabei so bestimmt, daß die Pulverladungen mit dem Arme bis in die meist cylindrische Kammer, und die Granaten auf gleiche Weise bis in das Lager gebracht werden können, wodurch das Laden weit leichter und einfacher, als bei längeren Granatgeschützen wird.

Wie vortheilhaft nun aber auch die kurzen Haubitzen in dieser Hinsicht, und wie sehr dieselben auch dazu geeignet sind, um durch hohe Bogenschüsse mit geringen anfänglichen Geschwindigkeiten das Liegenbleiben der Granaten in der Nähe des Ziels zu bewirken, so kann doch auch anderer Seits nicht geleugnet werden, daß dergleiche Schüsse nur wenig directe Treffer geben, daß überhaupt auch die Zahl der letzteren durch die Verkürzung der Geschützröhre verringert wird, und daß die kurzen Haubitzen die Kartätschen sehr streuen, und deßhalb nur auf weit geringere Entfernungen als die Kanonen wirksame Kartätschenschüsse geben. Aus diesen Gründen haben sich von jeher viele Stimmen für die Einführung längerer Granatgeschütze erhoben, die man zur Vereinfachung des Ladens bald ganz ohne Kammer, bald mit konischer, sich in den Flug verlaufender Kammer, bald mit cylin-

drischer Kammer vorschlug. Die russische Artillerie führt auch wirklich nur dergleichen lange Haubitzen mit konischen Kammern, welche nach der Form ihrer Henkel Einhörner genannt werden; in der sächsischen Artillerie waren ehedem lange Haubitzen mit cylindrischen Kammern, unter dem Namen Granatstücke, eingeführt, welche jedoch bereits im Jahre 1810 wieder abgeschafft wurden. In England, wo die Schiffe schon seit dem amerikanischen Freiheitskriege die unter dem Namen Carronaten bekannten langen Granatgeschütze führten (s. d.), wurden im J. 1822 auch für die Landartillerie lange Haubitzen mit cylindrischen Kammern üblich; in Holland geschah dasselbe im J. 1825. In der französischen Artillerie endlich wurden bei der im J. 1832 beendigten neuen Organisation ebenfalls lange Haubitzen mit Cylinderkammern eingeführt.

Diese längeren Granatgeschütze sind allerdings schwerer als die kürzeren Haubitzen, jedoch in Vergleich mit den Kanonen nicht zu schwer für den Feldgebrauch. Auch scheint es vielleicht auf den ersten Anblick, als könne man bei diesen längeren Geschützen eben so gut wie bei den kürzeren das Liegenbleiben der Granaten in geringer Entfernung von der Batterie bewirken, indem man ja nur ebenfalls unter hohen Richtungswinkeln und mit noch schwächeren Ladungen, als aus den kurzen Haubitzen schießen dürfe. Allein eines Theils wird alsdann die Entzündung der Granatbränder sehr unsicher und das Laden des Geschützes sehr schwierig, und anderen Theiles würde man dadurch auch den beabsichtigten Vortheil der längeren Granatgeschütze, daß sie nämlich mehr direct treffende Granaten geben, wenigstens zum größten Theil wieder verlieren. Anders ist es dagegen bei der See-, Küsten- und selbst für einzelne Zwecke der Belagerungs- und Festungsartillerie, nämlich überhaupt bei der Beschießung solcher Gegenstände, in welchen die eindringenden Granaten stecken bleiben, oder doch so viel von ihrer Bewegungskraft verlieren, daß sie nur wenig weiter gehen können. Unter solchen Umständen ist kein Grund zur Anwendung hoher Richtungswinkel vorhanden, sondern die rasirendern Schüsse aus langen Haubitzen werden wegen ihrer geringeren Abweichung allemal wirksamer sein, als höhere Bogenschüsse aus kurzen Haubitzen. Besonders sind die von dem französischen Brigadier Paixhanns (force maritime par Paixhanns) unter dem Namen Bombenkanonen vorgeschlagenen langen 8zölligen (ungefähr 30℔gen) Granatgeschütze mit cylindrischen Kammern, für feindliche Schiffe höchst gefährlich. Bei dem damit im J. 1824 zu Brest angestellten Versuch machten diese 8zölligen Granaten so große Oeffnungen in die Wände des als Ziel aufgestellten Linienschiffs, daß eine einzige dergleichen Oeffnung in der Höhe des Wasserspiegels nach dem Urtheil Sachverständiger das Sinken des Schiffes zur Folge gehabt haben würde, welches zu gleicher Zeit durch die von den Granaten veranlaßten heftigen Brände in seinem Innern in steter Gefahr war. Auch in Holland hat man sehr befriedigende Versuche mit dergleichen Geschützen angestellt.

Nachstehendes sind die Längen des Fluges, inclusive des Lagers in Granatendurchmessern bei den Haubitzen einiger Artillerien:

englische 4½zöllige Haubitze mit konischer Kammer 3,62 G.
= 5½ = leichte = = = = 3,53 =
= 5½ = schwere = = cylindrischer = 3,75 =
= nach Eisenmaßstab 12℔ge Haubitze des Generals Miller (mit konischer Kammer) 9,8 G.
= nach Eisenmaßstab 24℔ge Haubitze des Generals Miller (mit konischer Kammer) 9,8 G.

englische 8zöllige Haubitze mit konischer Kammer 3,22 G.
= 10 = = = = = 3,06 =
= $5\frac{1}{2}$ = eiserne Haubitze mit konischer Kammer 5 G.
= 8 = = = = = = $4\frac{1}{2}$ G.
= 10 = = = = = = $4\frac{1}{2}$ G.
Französische ältere, nach Eisenmaßstab 24℔ge, oder $5\frac{1}{2}$zöllige Haubitze mit cylindrischer Kammer 5,06 G.
= ältere 6zöllige Haubitze mit cylindrischer Kammer 3,08 G.
= = 6 = Belagerungshaubitze mit cylindrischer Kammer 4,36 G.
= neue, nach Eisenmaßstab 24℔ge Haubitze mit cylindrischer Kammer 10 G.
= neue, 6zöllige Haubitze mit cylindrischer Kammer 10 G.
Die von Paixhanns vorgeschlagene 8zöllige Bombenkanone ungefähr $9\frac{1}{3}$ G.
Oestreichische 7℔ge Haubitze mit cylindrischer Kammer $4\frac{7}{32}$ G.
= 10 = = = = = $3\frac{24}{32}$ =
Preußische 7 = = = = = 4,47 =
= 10 = = = = = 4,38 =
Sächsische 8 = = = = = 5 =
Russisches, nach Eisenmaßstab 3℔ges Einhorn mit konischer Kammer $8\frac{3}{4}$ G.
= = = 10 = = = = = $8\frac{3}{4}$ =
= = = 20 = = = = = $9\frac{1}{4}$ =

Ry.

Hauptcorps, **Hauptcolonne**, s. Gros d'armée.

Hauptgestell, s. Zäumung der Pferde.

Hauptmann wird der Chef einer Compagnie zu Fuß genannt. Er hat als solcher für die Ausbildung und Mannszucht seiner Truppe und für deren Bedürfnisse zu sorgen, und ist sowohl dem Bataillons- wie dem Regimentscommandanten dafür verantwortlich. In einigen Armeen werden die Hauptleute „Capitains," bei der Cavalerie überall „Rittmeister" genannt. Vor ungefähr 30 Jahren wurden die Compagniechefs der Dragoner ebenfalls „Hauptmann" genannt, weil man diese Reiter als berittene Infanteristen ansah, was sie schon längst aufgehört hatten zu sein.

So lange die Compagnien des deutschen Fußvolkes noch eine Stärke von mehreren Hundert Mann hatten, und die Stelle der Bataillonscommandanten noch nicht begründet war, spielten die Hauptleute in jeder Armee eine weit wichtigere Rolle. Sie waren im weitesten Sinne des Worts Herren ihrer Compagnie, und ließen sich selbst von den Obersten, welche als gleichzeitige Compagniechefs mancherlei Nachsicht zu üben hatten, wenig Vorschriften machen. Ueberdies waren die Compagnien, bei einer Stärke von anfangs 500, später 300 M., die taktischen Einheiten, es mußte also auch den Hauptleuten eine größere Selbstständigkeit eingeräumt werden.

In neuerer Zeit hat sich das sehr geändert, und es ist ein guter Theil des Einflusses der Hauptleute auf die Bataillonscommandanten übergegangen. Den Hauptstoß gab der Wegfall des Eigenthumsrechts an der Compagnie, die mancher Hauptmann wie eine fette Pfründe betrachtete, und mehr auf seinen Privatvortheil bedacht war, als auf den guten Zustand der Truppe. Da im Frieden bei der Verwaltung einer Compagnie viel gewonnen, im Kriege hingegen der Schaden an Material gegen eine sehr mäßige Entschädigung vom Compagniechef selbst ersetzt werden mußte, und diese oft sehr bedeutenden Verluste nicht anders gedeckt werden konnten, als daß man die Getödteten noch eine Zeit lang als Lebende in den Löhnungs-

listen fortführte, so entstanden daraus 2 sehr wesentliche Nachtheile. 1) Verloren die meisten Compagniechefs, wozu alle Stabsofficiere gehörten, sehr bald die Lust am Kriege, schilderten den Generalen den Zustand ihrer Truppen mit den schwärzesten Farben, und trugen nicht wenig dazu bei, deren Unentschlossenheit dadurch zu vermehren. 2) Waren die Truppen immer bedeutend stärker in den Listen, als auf dem Kampfplatze, und reichten bei den ohnehin schon zu weit ausgedehnten Postirungen noch viel weniger hin, die taktischen Zwecke zu erreichen. Wie schamlos bei manchen Armeen in dieser Beziehung zu Werke gegangen wurde, mag nur das eine Beispiel zeigen. Bei Eröffnung des Feldzuges 1794 in den Niederlanden, sollte die englisch-östreichische Armee stark sein 192,596 M., sie zählte aber nur 139,627 M.; es gab also beinahe 53,000 sogenannte Passevolanten! (Geschichte d. Kriege in Europa, 3. Bd.). Wenn die Feldherren in ihren Bestandsrapporten ein solches Deficit entdecken, müssen sie allerdings zaghaft werden. — Die Gewinnsucht der Hauptleute hatte indeß auch einen kleinen Vortheil für das Gefecht, sie schonten nämlich die Menschen nicht; denn Menschenverlust brachte ihnen Geldgewinn. Doch waren auch ihre kleinen Siege ohne Nutzen, weil man nicht verstand, sie in einen großen zu vereinigen. Pz.

Hauptminengang, s. Minengewebe.

Hauptquartier nennt man denjenigen Ort, wo der Befehlshaber einer selbstständigen Division, eines Corps oder einer Armee seinen Wohnsitz genommen hat, dies möge nun ein Bivouac, Dorf oder eine Stadt sein. Außerdem wird aber oft auch das ganze Personal, das den Befehlshaber umgiebt, darunter verstanden. Hierzu gehört dessen Generalstab (s. d.), die Verpflegsbeamten (s. Intendantur), besondere zum Dienste im Hauptquartiere bestimmte Truppenabtheilungen, als: Guiden, Gendarmen, Feldjäger (s. d.). Wo dergleichen Truppen sich nicht befinden, werden Truppenabtheilungen aus der Linie dazu bestimmt. Diese begleiten den Befehlshaber bei seinen militairischen Excursionen (s. Escorte) und haben für die Sicherheit des Hauptquartiers zu sorgen; sie geben auch die erforderlichen Ordonnanzreiter rc.

Das Hauptquartier wird gewöhnlich da genommen, wo die größte Truppenmasse vereinigt ist, außerdem hinter der Mitte der lagernden Truppen. Wenn diese aber cantonniren, darf das Hauptquartier nicht zu entfernt von den Vorposten sein, um in Zeiten von dem benachrichtigt werden zu können, was über die Bewegungen und Absichten des Feindes in Erfahrung gebracht wird. Kühne Generale haben ihr Hauptquartier gewöhnlich in der Nähe ihrer Vorposten. Pz.

Hauptriß nennt man bei einem Gebäude eine Zeichnung, die nur durch einfache Linien die innere Eintheilung angiebt, bei einer Festung eine solche, die nur den äußeren Umfang der Werke zeigt. M. S.

Hauptwache nennt man in einer Festung, oder überhaupt in jedem Orte, der Besatzung hat, denjenigen Posten, welcher seiner Wichtigkeit nach der stärkste ist, an welchen alle übrigen Posten und Wachen mit ihren Meldungen und Rapporten gewiesen sind, und von dem sie Befehle anzunehmen haben (s. Wachen).

Hauptwall (le rempart) nennt man dasjenige Festungswerk, welches den zu vertheidigenden Ort oder Platz zunächst, gewöhnlich in einer zusammenhängenden Linie umschließt. Es ist das Hauptwerk für die passive Vertheidigung, und alle übrigen Anlagen müssen darauf berechnet werden, daß es bei einer gehörigen Verwendung sämmtlicher Vertheidigungselemente dem

Feinde nur zuletzt und spät möglichst gelingen kann, sich dieser innersten Schutzwehr zu bemächtigen. Bei jedem Schritte, um den sich der Angreifende diesem Festungswerke nähert, müssen sich die Hindernisse und Widerstandsmittel vermehren, und selbst dann, wenn er diesen letzten Kampfplatz erstiegen hat, müssen Vorbereitungen getroffen sein, wodurch man dem Gegner das Festsetzen auf demselben noch zu erschweren vermag. Dieser Hauptforderung leistet er Genüge:

1) wenn er den umschlossenen Platz sturmfrei macht;
2) wenn durch ihn das Innere gegen directes Feuer möglichst gedeckt wird, und
3) wenn das äußere Terrain von ihm aus durch Frontal- und Kreuzfeuer kräftig bestrichen werden kann.

Es besteht dieses Festungswerk aus einer Erdanschüttung — die Schütte oder der Wall — deren äußere Seite meist noch durch Mauerwerk (s. Futtermauern) verstärkt wird. Die Seitenwände des Walles, wo keine Mauerung angebracht ist, müssen der Erde entsprechende Böschungen (s. Böschung) erhalten, die meist mit Rasen bekleidet werden. Gewöhnlich wird ihre Anlage der Höhe gleich oder kleiner als diese — etwa $\frac{2}{3}$ — angenommen.

Auf die obere Fläche dieser Erdschütte kommt, an die äußere Begrenzung anstoßend, die eigentliche Brustwehr (s. d.) zu liegen; der dahinter verbleibende Raum des Walles heißt der Wallgang (le terre-plein).

Die vorher angeführten beiden ersten Hauptzwecke erfüllt der Hauptwall, wenn er eine diesen Forderungen entsprechende Höhe und Stärke erhält.

Die Höhe des Walles mit der Brustwehr vom Bauhorizont bestimmt sich durch das verticale Defilement (II. B., S. 417). Sie beträgt jetzt gewöhnlich 15 — 20 Fuß bis zum Wallgange. Die innere Brustwehrhöhe muß dann noch so viel betragen, daß der ganze Wallgang dadurch gegen Geradschüsse völlig gedeckt ist, wozu gewöhnlich eine Höhe von 7 — 8 Fuß angewendet wird.

Die Stärke des Walles, oder dessen Anlage, bestimmt sich nach der Stärke der Brustwehr und der erforderlichen Breite des Wallganges. Die Brustwehrstärke wird zu 18 — 24 Fuß angenommen. Die Wallgangbreite muß, wo auf Geschützvertheidigung gerechnet wird, was beim Hauptwall stets der Fall ist, außer der dazu erforderlichen Breite, auch noch eine freie Geschützcommunication zulassen. Da nun Festungsgeschütze auf gewöhnlichen Laffeten 24 Fuß, auf Rahmenlaffeten aber nur 15 Fuß Breitenraum erfordern, zur freien Bewegung mit Fuhrwerk aber 12 — 15 Fuß nöthig sind, so ergiebt sich daraus die gesammte Wallgangbreite zu 27 — 39 Fuß. Es gilt hierbei als Grundsatz, daß auf eine möglichste Ersparniß der Massendimensionen um deßwillen gehalten werden muß, weil schon ein einziger Quadratfuß Fläche die Wallmasse um mehrere Tausende von Kubikfußen vermehren oder vermindern kann.

Die Sturmfreiheit, d. h. die Unmöglichkeit, den Wall durch Leitern zu ersteigen, erhält dieser hauptsächlich durch den Graben und durch die an der äußeren Wall- und Grabenböschung angebrachte Mauerung. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß nur noch 24füßige Leitern mit der erforderlichen Bequemlichkeit gehandhabt werden können, weßhalb zur Erreichung des Zweckes der Unersteiglichkeit der Wall, von der Grabensohle an gerechnet, eine absolute Höhe von 27 — 30 Fuß, erhalten muß.

Den oben erwähnten dritten Zweck des Hauptwalls muß man durch eine demselben entsprechende Umrißform (trace) zu erreichen suchen. Das dadurch zu erreichende Ideal besteht darin, daß man auf jedem Puncte, den

der Feind überschreiten muß, die tüchtigste Combination von Feuern aller Art anwenden kann, und daß sie dabei den größten inneren Raum bei der möglichst geringen Umwallungsausdehnung bietet. Man unterscheidet hierbei folgende 4 verschiedene Grundformen: 1) die Kreis- oder Circularbefestigung; 2) die Polygonalbefestigung; 3) die Zangen- oder Tenaillenbefestigung, und 4) die Bollwerks- oder Bastionsbefestigung. Das Weitere hierüber ist in den gleichlautenden Artikeln nachzulesen. P.

Hausen, s. Abensberg.

Häuser (Terrainl.), s. Gebäude.

Häuserbefestigung kann im Laufe eines Feldzuges oft mit großem Vortheil in Anwendung kommen. Die Art der Befestigung muß sich theils nach der vorhandenen Zeit, dem beabsichtigten Widerstande und der Bauart, so wie nach der übrigen Einrichtung des Hauses richten.

Gebäude, welche zu einem kräftigen Widerstande als tüchtig zu beachten sein sollen, müssen geschützkugelfeste Stein- oder Holzwände haben, d. h. die Mauern müssen 2—3 Fuß und die Holzwände wenigstens 3—4 Fuß stark sein. Allein nur in seltenen Fällen wird man finden, daß Häuser diesen Forderungen entsprechen. Nichts desto weniger können sie aber dennoch mit Vortheil als mehr oder weniger gute Haltpuncte benutzt werden, da die Kunst noch Manches nachhelfen lehrt, und einige Blicke in die jüngste Vergangenheit die Beruhigung gewähren, daß es mit dem Zusammenschießen selbst leichter und schlechter Gebäude, immer nicht so schnell geht, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. So wäre z. B. der Angriff auf Aspern und Eßlingen 1809 gewiß nicht so blutig gewesen, wenn das dabei gebrauchte Feldgeschütz die Vertheidiger aus den dortigen schlechten Häusern durch ihre Zerstörung hätte schneller vertreiben können. So gelang es in der Schlacht bei Dresden 1813, nach mehrmaligen mißlungenen Angriffen der Infanterie, erst einer beträchtlichen Geschützzahl, durch ihr vereintes Feuer ein in der Nähe einer Verschanzung liegendes, von den Oestreichern besetztes Gebäude, das sogenannte Feldschlößchen, welches größtentheils nur schwache Ziegelwände hatte, zu zerstören und die für die Verschanzung so gefährlichen Schützen daraus zu vertreiben. In sehr vielen Kriegsfällen wird deßhalb manche kleine Truppenabtheilung diese Schutz bietenden Wände eines Hauses ohne große Anordnungen benutzen können, theils um sich den Verfolgungen des Feindes zu entziehen, theils diesem das Vorrücken oder die Besitznahme des zunächst liegenden Terrains zu erschweren. Wenn aber ein Gebäude auf einer Terrainstelle liegt, deren Besitz zu irgend einem offensiven und defensiven Unternehmen Vortheile darbietet, welche für beide Theile von hoher Wichtigkeit sind, so muß die Befestigungskunst auch die Mittel kennen lernen, wie man bei vorhandener Zeit und nach der mehr oder minder vortheilhaften Beschaffenheit des Hauses dieses in einen solchen Vertheidigungsstand setzen kann, daß man dann selbst den kräftigsten Angriffsmitteln, die man im Felde zu erwarten hat — selbst den 12&gen Kanonen- und Haubitzbatterien — auf die beabsichtigte Zeitdauer zu widerstehen vermag.

Zunächst sollen daher in der Kürze die Vorkehrungen beschrieben werden, welche man zu treffen hat, um in einem Gebäude gesichert zu sein, wenn in kurzer Zeit nach dessen Besitznahme der Angriff desselben zu fürchten steht, dann aber auch noch die Mittel angeführt werden, die später oder überhaupt bei hinlänglich vorhandener Zeit anzuwenden sind, um diese Si-

cherungen noch zu verstärken und so den Anstrengungen des Feindes auf längere Zeit die Spitze bieten zu können.

Da jede Befestigung in dem Grade an Werth verliert, in welchem es den Angreifenden leicht wird, dieselbe gewaltsam wegzunehmen, so ist auch die Versicherung der Eingänge und der Fensteröffnungen des Erdgeschosses das Erste, worauf man seine Aufmerksamkeit bei Befestigung der Häuser zu wenden hat.

Die Eingänge sind entweder bloß mit Schlössern versehene Hausthüren, oder es sind Thorwege, welche dann gewöhnlich mit Vorlegebalken versperrt werden können. Bei beiden ist aber diese Verwahrung nicht hinlänglich sichernd, da Axt und Flintenkolben dieselben bald zu zerstören vermögen, sobald sich der Feind ihnen nur nähern kann, was meist anfangs, ehe die zur Vertheidigung nöthigen Schießlöcher und Scharten angebracht sind, schwer zu hindern ist. Wenn aber hinter solchen Thüren eine Masse liegt, die so schwer ist, daß sie nach dem Oeffnen der Thüren durch diese nicht fortgestoßen oder gerückt werden kann, so hilft auch dem Feinde die gelungene Oeffnung zu weiter nichts. Man hat deßhalb in größter Eile hinter solchen Eingängen eine Verrammelung von Holzstücken jeder Art, mit Säcken, Fässern, Kasten und dergl., die man mit Erde, Sand, Steinen und ähnlichen Dingen anfüllt, herzustellen. Sollten sich die Thüren nach außen öffnen, so müssen sie ausgehoben und inwendig vor die Thüröffnung gesetzt, alsdann aber auf die beschriebene Weise verrammelt werden. In den Fällen, wo man hoffen darf, sich durchzuschlagen, wo man einen Ausweg durch ein Defilé vorfindet, zu dem der Feind nicht gelangen kann, ohne die Besatzung aus dem befestigten Raume vertrieben zu haben, wenn das Gebäude z. B. an eine Brücke, einen Damm oder dergl. anstößt, oder wo man mit anderen Befestigungen in Verbindung steht, muß man sich auch einen Ausgang offen erhalten, den man dann gewöhnlich noch durch einen angelegten Tambour (s. d.) zu sichern sucht. Wo jedoch keiner dieser Fälle obwaltet, wo man entweder bloß auf eine ehrenvolle Capitulation zu rechnen hat, oder so lange ausharren muß, bis ein Entsatz herbeigeeilt ist, sind alle Eingänge zu verrammeln, und die Verbindung mit außen ist dann nur durch die Fenster mittelst Leitern zu unterhalten.

Bei ausreichend vorhandener Zeit aber kann man die Thor- und Thüröffnungen folgender Gestalt sperren und zugleich zur Vertheidigung vorrichten. Hinter die mit einigen Vorlegebalken versperrten Thorflügel bringt man zunächst eine Verstärkung von Erde oder Dünger an. Man kann dazu mit Vortheil Schanzkörbe oder Fässer benutzen, die man mit diesen Dingen füllt, und worauf man dann noch Sandsäcke (s. d.) bis zu einer Höhe von etwa 5 schichtet, oder man kann sich auch der Sandsäcke allein zu dieser Verstärkung bedienen. In dieser Höhe läßt man dann in die Thüre Schießlöcher, etwa 2 Fuß von einander, einschneiden oder einhauen und bildet ein 1—2 Fuß hohes Banket für die zur Vertheidigung anzustellende Mannschaft. Um den Feinde die Annäherung an das Thor unmittelbar zu erschweren, hebt man vor demselben einen kleinen, mit passenden Hindernissen zu verstärkenden Graben aus und wirft die daraus erhaltene Erde theils gegen das Thor, theils bildet man davon ein kleines Glacis.

Die Fenster des Erdgeschosses, gewöhnlich die einzig anwendbaren Oeffnungen für eine schnelle Vertheidigung in diesem Theile des Hausraumes, müssen, da das Eindringen des Feindes durch sie, vorzüglich dann, wenn ihre Brüstungen wie gewöhnlich nicht hoch von der Bodenfläche abliegen, sehr erleichtert wird, gleich den Thüren, so schnell als möglich ver-

setzt, dabei aber auch zugleich auf die nöthigen Oeffnungen für die Vertheidigung Rücksicht genommen werden. Die Fensterflügel werden ausgehoben und die Fenstergewände oder Eisengitter für Hölzer, wenn es auch gewöhnliche Holzscheite wären, benützt, um dann dahinter noch andere Versatzmittel, z. B. Sandsäcke, Wollsäcke, Rasen und dergl., anzuschichten. Wenigstens 5—6 Fuß über der Bodenfläche außerhalb des Gebäudes läßt man in dem Versatze ein Paar Oeffnungen zum Durchschießen. Kann man zu dieser Versetzung Balkenholz, wozu sich das Holz der Dachsparren und dergl. recht gut gebrauchen läßt, anwenden, so bildet dann ein solches fehlendes Balkenstück die Schußspalte. Sind die Fenster weit aus einander, so wird die Feuervertheidigung aus diesen nur sehr schwach ausfallen können, und bei vorhandener Zeit bleibt es dann rathsam, wenn die Mauern nicht zu dick sind, in Entfernungen von etwa 4 Fuß auch noch kleine Schußlöcher durchzuschlagen, die nach außen wo möglich nicht viel größer als 3—5 Zoll in's Gevierte ausfallen sollten. Hat das Haus Schränkwände, so läßt man die Schußspalten eben so wie bei Blockhäusern (s. d.) von den Zimmerleuten durchhauen. Ist das Erdgeschoß erhöht, so bringt man sämmtliche Schießscharten oder Schußspalten in der Brusthöhe an, weil sie dann der Feind, wenn er an das Haus herangekommen sein sollte, nicht erreichen kann, um seine Flinten durch sie hindurchstecken zu können. Ist aber der Fußboden mit der äußeren Bodenfläche gleich hoch, so muß man natürlich die Schußöffnungen um etwa 2 Fuß höher anbringen, und bedient sich dann der vorhandenen Möbeln und Breter, um davon eine Art von Banket zu erzeugen. Bei bewohnbaren Souterrains kann man auch noch, wenn die Mannschaftszahl es zuläßt, die an der Bodenfläche befindlichen Oeffnungen zu einer rasirenden Vertheidigung benutzen, wo nicht, so sind diese tüchtig zu verrammeln, wenn sie so groß sind, daß sie der Feind zum Eindringen benutzen könnte.

Nachdem die Fensteröffnungen versetzt und zur Vertheidigung eingerichtet worden sind, und nachdem man bei längerer Zeit auch wohl noch die nöthigen Schießscharten in den Wänden angebracht hat, kann man das Gebäude, wenn uns der Feind nämlich noch so viel Zeit übrig läßt, mit einem Graben umziehen, wodurch die Annäherung an die äußeren Wände dem Feinde noch mehr erschwert wird. Findet keine rasirende Vertheidigung aus Souterrainöffnungen Statt, so ist es am vortheilhaftesten, einen Spitzgraben (s. Graben) anzulegen, dessen Erde man theils an die Wände anwirft, theils zu einem Glacis, zum Theil aber auch zu manchen anderen Sicherungen, die noch später erwähnt werden sollen, anwenden kann. In dem Graben angebrachte niedere, die Vertheidigung nicht hemmende Hindernisse sind gleichfalls ein nicht zu vernachlässigendes Verstärkemittel, sobald man nur die zu ihrer Anlage nöthige Zeit noch übrig behält.

Einer der wichtigsten Gegenstände bei der Häuservertheidigung ist aber auch die im Innern zu treffende nöthige Verbindung und, bei einer beabsichtigten hartnäckigen Vertheidigung, die Anordnung von Abschnitten, durch die der an irgend einer Stelle eingedrungene Feind in seinem ferneren Vordringen aufgehalten werden kann. Die in den Scheidewänden befindlichen Thüröffnungen geben das gewöhnliche Verbindemittel ab; wo sie fehlen, muß man, wenn der vorhandene Communicationsweg nicht zweckmäßig gelegen wäre, die nöthigen Verbindungen durchbrechen. Die Scheidewände selbst bilden die zur inneren Vertheidigung zu verwendenden Abschnitte, indem man durch sie Schießlöcher schlägt und die etwa durchführenden Thüren ebenfalls zur Vertheidigung einrichtet. Vorzüglich wird eine solche Anordnung an den

die Hausflur begrenzenden Wänden von Nutzen sein, wenn der Feind, wie in den meisten Fällen, von dort einzudringen versucht hätte.

Ist das Gebäude kein bloßes Erdgeschoß, so kann man das erste, unter günstigen Verhältnissen wohl auch das zweite Stockwerk ebenfalls zur Vertheidigung einrichten. Die daselbst befindlichen Fenster sind, wie im Erdgeschoß, die vorzüglich zur Vertheidigung zu verwendenden Oeffnungen. Da die Fenster des ersten Stockwerkes gewöhnlich noch eine zu geringe Höhe über dem Horizont haben, um die dahinter aufgestellten Vertheidiger durch ihre Brüstungen hinlänglich zu schützen, so muß man auch bei diesen noch eine theilweise Versetzung, auf dieselbe Art wie im Erdgeschosse, ausführen; jedoch wird sie hier nie höher als bis zur Brusthöhe zu ragen brauchen. Das Durchbrechen von Scharten in dieser Höhe der Umfassungsmauern wird nur dann Nutzen gewähren, wenn das Feuer aus ihnen den Feind bis nahe an den Fuß der Mauern erreichen kann. Dagegen sind, sobald Mangel an Zeit und Baumaterial es nicht behindert, mit großem Nutzen eine Art künstliche Altane vor die Fenster herauszubauen, welche den Namen Maschikulis (machicoulis) führen. Am zweckmäßigsten sind diese über Eingangsthüren des Gebäudes und überhaupt über allen den Puncten anzubringen, wo der Feind am wahrscheinlichsten einzudringen versuchen wird. Der Zweck dieser Anordnungen ist, dem Fuße der Mauer, vorzüglich den Eingängen, eine Vertheidigung zu verschaffen, weßhalb man den Boden solcher Altane mit Schußlöchern versieht. Ueber die Fensterbrüstungen werden zu diesem Behufe 2—3 Balken gestreckt, die um 4—6 Fuß hinausragen; nach innen aber sind sie an den Balken des Fußbodens mit Seilen befestiget. Die über dem Fenster vorragenden Theile der Balken werden mit Dielen belegt, zwischen welchen man breite Schußspalten läßt, um durch sie theils schießen, theils aber auch auf die bis unter den Altan vorgedrungenen Feinde Steine, Balkenstücke und ähnliche Dinge werfen zu können. Auch läßt sich bei einer solchen Vorrichtung leicht eine Art Sturmbalken anwenden, indem man Baumstammstücke, an Seile befestiget, unter dem Balkenvorsprunge aufhängt und sie auf diese Weise dem stürmenden Feinde auf den Kopf stürzt, an den Seilen schnell wieder aufzieht, um sie von Neuem herabfallen zu lassen. Diesen Verbau umgiebt man zur Sicherung gegen Schüsse mit einer etwa 6 Fuß hohen Blendwand von Bretern, die mit einer Schicht Sandsäcke verstärkt werden müssen, und zwischen welchen man auch allenfalls einige Scharten anbringen kann. In Ermangelung der Sandsäcke würden auch die etwa im Gebäude vorgefundenen Strohsäcke oder Matratzen dazu zu verwenden sein. Eine andere, noch einfachere Art von Altan erhält man, wenn die Dielung der herausgestreckten Balken wegfällt, auf diese aber von Balken und Bretstücken eine Art halbes Dach oder Blindage sich stützt, auf welches nachher zur Vermehrung der Sicherheit ebenfalls noch eine Schichtung von Sandsäcken oder eine Matratze gelegt wird.

Da, wo der in das Erdgeschoß eingedrungene Feind durch die angeordneten Abschnitte aufgehalten werden kann, wo er sich also erst sammeln muß, um die neuen Schwierigkeiten zu überwinden, werden auch in den Fußboden der darüber befindlichen Stockwerke Schußspalten eingeschnitten, um durch sie nach dem eingedrungenen Gegner schießen, werfen, oder mit langen Stoßwaffen stechen zu können; jedoch hüte man sich, diese Oeffnungen zu sehr zu vervielfältigen oder zu groß zu machen, weil sonst dadurch leicht die freie Verbindung in den oberen Stockwerken, namentlich in der Hitze des Gefechtes und vorzüglich zur Nachtzeit, gefährdet wird.

Nur in seltenen Fällen wird man sich auch noch der höheren Etagen

mit wesentlichem Nutzen zur Vertheidigung bedienen können, es wäre denn, daß sich das Gebäude, wie zuweilen in Gebirgsgegenden Statt findet, an einen Berg oder Felsen anlehnt, nach welchem sich vielleicht eine als sichere Rückzugsöffnung zu gebrauchende Communication befände, die dann aber immer auch nach dem früher angegebenen Verfahren gegen den Feind zu sichern sein würde.

Damit endlich auch der in dem Erdgeschoß eingedrungene Feind die zu den oberen Etagen führenden Communicationswege, die Treppen, gar nicht, oder nur mit bedeutendem Verluste, gewinnen könne, so muß man ihm diese Zugänge zerstören oder versperren. Sind es leichte hölzerne Treppen, so ist die Aufgabe bald gelöst. Man darf sie nur abbrechen, zur Communication Leitern gebrauchen und, wenn man sich gänzlich in das obere Stockwerk zurückzieht, auch diese durch die Treppenöffnungen mit hinaufziehen. Bei größeren hölzernen Treppen ist die Zerstörung oder Ungangbarmachung nicht so leicht und bei steinernen gewöhnlich gar nicht ausführbar. Hölzerne Treppen kann man bei vorhandener Zeit allenfalls abtragen und das Holzwerk zu anderen Dingen benutzen, die Verbindung mit dem Erdgeschoß aber dann durch die verbleibenden oder anderwärts anzubringenden Oeffnungen mittelst Leitern herstellen. Bei steinernen Treppen aber muß man sich mit einer schnell ausführbaren Versperrung, z. B. einer starken Pfostenthür oder dergleichen, wobei man zugleich auf eine gegen die Treppe zu richtende Vertheidigung Rücksicht nimmt, zu helfen suchen.

Von der Beschaffenheit der Dächer und von dem zu befürchtenden Angriffe hängt es ab, ob man sie stehen lassen oder abwerfen muß. Hat das Haus ein Ziegeldach, so kann man es, sobald man ein feindliches Haubitzfeuer nicht zu fürchten hat, unberücksichtiget lassen; wo man sich aber auch gegen Wurfgeschosse sichern will, wird es nothwendig, daß man auf der Decke unter dem Dache eine hinlänglich dicke Schicht Dünger, etwa 3 Fuß hoch, oder Erde anbringt, und wo die Erhaltung eines wichtigen Gebäudes besonders von einer gegen das Durchschlagen von Granaten gesicherten Eindeckung abhängen dürfte, kann man, wie bei Blockhäusern, unter den Dünger erst noch eine einfache oder Doppelschicht von Faschinen anwenden. Dann wird es aber gewöhnlich noch nothwendig, weil die Balkenlager eines solchen Gebäudes eine so bedeutende Belastung zu tragen und die Erschütterungen der Wurfgeschosse auszuhalten nicht gewachsen sind, die Deckbalken noch abzusteifen, vorzüglich wenn sie wie gewöhnlich auf den Stirnmauern der Häuser ruhen. Stroh-, Rohr- oder Schindeldächer müssen aber der Feuersgefahr wegen stets abgeworfen werden. Wo daher die Zeit dieses auszuführen nicht gestatten sollte, bleibt es nur auf den Nothfall rathsam, sich in ein dergl. Gebäude zu werfen, weil, sobald der Feind das Dach in Brand gesteckt hat, was in den meisten Fällen nach kurzer Zeit geschehen wird, die Vertheidigung des Gebäudes bald ihr Ende erreicht, und die Besatzung desselben sich daraus zurückziehen oder ergeben muß. Ueberhaupt aber bleibt es in den meisten Fällen rathsamer, das Dach mag eine Beschaffenheit haben, welche es will, dasselbe, sobald man noch so viel Zeit übrig hat, abzutragen und das Material davon, vorzüglich das Balkenholz, zu den Vertheidigungsvorrichtungen im Innern des Gebäudes zu verwenden. Außerdem kann man die auf diese Weise entstandene Platform gleichfalls noch mit Vortheil zur Vertheidigung benutzen, um von dort aus auf die an das Haus heranstürmenden Feinde Steine, Balken und ähnliche Dinge zu schleudern.

Da die gewöhnliche Form freistehender Häuser die viereckige ist, so kann

auch die von ihnen ausgehende Vertheidigung nur eine Frontalvertheidigung sein, und die Ecken des Gebäudes bleiben die schwächsten Stellen und günstigsten Angriffspuncte, indem vor ihnen ein unbestrichener Raum Statt findet. Kann man daher auf irgend eine Weise den Seiten des Gebäudes eine flankirende Vertheidigung verschaffen, so muß man die Gelegenheit dazu nicht unbenutzt lassen. Bei einer bloß viereckigen Form kann man diesen Zweck durch vor den Seiten oder vor 2 entgegenstehenden Ecken angelegte Tambours (s. d.) erreichen. Erlaubt es die Zeit, so können diese Tambours wie kleine Blockhäuser oder Caponièren eingedeckt und erbaut werden. Die Communicationen zu ihnen werden, wenn sich keine Thüren dahinter befinden, so schmal als möglich durch die Mauer gebrochen, oder man läßt den Tambour über ein Fenster greifen und benutzt dieses als Eingang. Hat das Gebäude aber vorspringende Theile, einen Flügel oder wohl gar die Form eines Kreuzes, wie dies öfters bei Kirchen der Fall ist, so benutzt man die sich durch ihre Lage gegenseitig flankirenden Linien, um in ihnen so viel Scharten als möglich anzubringen.

Bei jedem Gebäude, welches zu einer hartnäckigen Vertheidigung bestimmt und vorgerichtet worden ist, darf aber auch nicht verabsäumt werden, die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherung desselben gegen entstehendes Feuer zu treffen. Zu diesem Behuf muß man in den verschiedenen Stockwerken des Hauses an passenden Stellen Wasservorräthe in Tonnen oder anderen Gefäßen aufstellen, so wie auch einem Theile der die Reserve bildenden Mannschaft bei entstehendem Feuer die Function des Löschens übertragen.

Eben so wird auch die Ausdauer der beabsichtigten Vertheidigung nur dann möglich und ausführbar sein, wenn die Besatzung eines solchen Postens mit allem zur Vertheidigung Erforderlichen genügend versehen, und wenn dieser Nothbedarf gegen feindliche Zerstörung und Wegnahme gesichert aufbewahrt werden kann. Aus diesem Grunde muß man zunächst dafür Sorge tragen, daß die auf die berechnete Vertheidigungsdauer vorhandenen Pulvervorräthe an einem vorzüglich gegen Entzündung gesicherten Orte aufbewahrt werden können. Vorhandene Gewölbe oder Keller eignen sich am vortheilhaftesten hierzu; wo aber diese nicht da sind, muß man sich, geleitet durch seinen eigenen Scharfsinn, von den sich darbietenden Mitteln ein so viel als möglich Sicherheit gewährendes Magazin bauen. Dasselbe gilt auch von den für die Besatzung unentbehrlichen Lebensbedürfnissen, so wie vorzüglich vom Trinkwasser. Einen Ort für die Aufbewahrung dieser Dinge aufzufinden, ist nicht so schwierig als für das Pulver, und sollte sich im Hausraume selbst ein Brunnen vorfinden, so sichert dieser nicht allein für das nöthige Getränk, sondern gewährt auch noch den Vortheil, daß er bei entstehendem Feuer von großem Nutzen werden kann, weßhalb man ihn wie einen Schatz möglichst sicher unter Aufsicht stellen muß.

Was endlich die Berechnung der zur Vertheidigung eines Hauses nöthigen Mannschaft betrifft, so kann diese nicht ganz so wie bei den gewöhnlichen Feldschanzen erfolgen. Hinter den Wänden der Gebäude kann man nämlich nicht wie hinter Brustwehren Mann an Mann reihen; oft muß man sich auf die Vertheidigung der Fensteröffnungen beschränken, und gestatten es auch die Umstände, Scharten durchzuschlagen, so können diese doch, wie bereits angeführt wurde, nicht sehr dicht an einander kommen, wenn die Festigkeit der Mauern dadurch nicht gefährdet werden soll. Da bei Häuservertheidigungen der kräftigste Widerstand immer aus den Erdgeschosse geleistet werden muß, so hat man auch dort die Vertheidiger stets dichter als in den oberen Stockwerken aufzustellen. Nach Cessac Lacuée soll man daher

im Erdgeschosse auf 4 F., im ersten Stockwerk auf 6 F. und im zweiten Stockwerk auf 8 F. einen Mann annehmen. Zu viele Mannschaft würde in der Vertheidigung einander leicht hinderlich werden können; wohl aber muß man stets außer der unmittelbar zu gebrauchenden Mannschaft noch auf eine hinlängliche Reserve rechnen, welche $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{4}$ der Gesammtzahl der Vertheidiger betragen kann.

Findet sich ein einzeln liegendes Gebäude mit einer Hof= oder Gartenmauer umgeben, oder befinden sich vielleicht mehrere Häuser in einem durch eine Mauer umgrenzten Raume — ein sogenanntes Gehöfte oder eine Meierei — so sind die Vertheidigungsanstalten so anzuordnen, daß die Umfangsmauer besonders (s. Art. Mauern) und die Gebäude nach den vorher gegebenen Anleitungen zur Vertheidigung vorgerichtet werden. Bei hinlänglicher Zeit und Mannschaft lassen sich dann oft auf folgende Weise die Vertheidigungsanordnungen der einzelnen Theile so vortheilhaft zu einem Ganzen verknüpfen, daß dadurch der Feind die Wegnahme eines solchen Postens nur mit vielem Blute erkaufen kann. Die Mauerumfassung kann nämlich zur äußeren Vertheidigungslinie, die Hauptgebäude aber zur Reduitenvertheidigung eingerichtet werden. Hierbei ist bei der Befestigung vorzüglich auf die vorspringenden Theile Rücksicht zu nehmen, um diese möglichst zu einer flankirenden Vertheidigung zu benutzen; von allen Puncten aber muß nach dem Reduit für einen gesicherten Rückzug gesorgt werden, der Feind mag durchbrechen, wo er will. Da aber dergleichen Gehöfte und Gartenmauern nur selten eine solche Stärke besitzen, daß sie auf längere Zeit einem kräftigen Geschützfeuer zu widerstehen vermögen, so wird dem Feinde der Durchbruch an irgend einer Stelle schwer zu verhindern sein. Man hüte sich deßhalb, zu viele Zeit und Mühe auf die Befestigung der äußeren Mauer zu verwenden, suche dagegen das Innere und vorzüglich das Reduit in einen tüchtigen Vertheidigungsstand zu setzen. Kann man vor der Mauer noch einen Graben ziehen und von der daraus erhaltenen Erde noch eine Verstärkung an der Mauer anwerfen, so ist dies nicht zu verabsäumen. Häufiger wird aber im Innern der Mauerbegrenzung, wenn der Platz es gestattet, eine leichte eingeschnittene Befestigung noch kräftigere Dienste leisten können, wenn man nämlich den Feind dadurch an seinem Ausbreiten behindern kann, sobald er durch die Mauer gedrungen ist, wenn er dann die hinter der gebildeten Oeffnung schnell angebrachten Hindernisse im wirksamsten Feuer aufräumen muß, diese aber erst zu beseitigen hat, bevor er dem Reduit mit Geschütz beizukommen im Stande ist. Bei einer dergleichen inneren Vertheidigungsanordnung wird es dann leicht möglich sein, dem Feinde die Bresche streitig zu machen. Die Gewältigung eines solchen Defilés wird gewiß, wenn man dasselbe durch zweckmäßige Hindernisse gesperrt hat, viel Blut kosten. Wichtig ist es aber, im Hof= oder Gartenraume dem Feinde keine Gegenstände zu überlassen, die ihm dienlich sein könnten, über die Annäherungshindernisse hinweg zu gelangen, die seiner vielleicht noch am Reduit warten. Besorgt man beim Verlassen vorgeschobener Gebäude, daß sie uns gefährlich werden könnten, so packt man Pulver hinein und stürzt sie beim Abziehen zusammen. Bei der Vertheidigung solcher Gehöfte kann ferner die Offensive, sowohl nach außen als auch im Innern, vorzüglich dann, wenn sich der Feind in einzelne Pässe einzuengen gezwungen ist, bedeutende Vortheile gewähren, daher man auch hierauf bei den Vertheidigungsanstalten im Voraus Rücksicht zu nehmen nicht verabsäumen muß. Hat man Geschütz, so gebraucht man es gern an der äußeren Umwallung, um den bestimmten oder wahrscheinlichen Weg des Feindes damit zu beschießen, und

läßt es nach Umständen über die Mauer oder durch Scharten feuern. Unter allen Umständen muß es aber, wenn es noch brauchbar ist, beim Rückzuge in das Reduit geschafft werden, nicht etwa, um sich damit von dort aus noch zu vertheidigen, sondern nur, um es dem Feinde zu entziehen, der es vielleicht zur Zerstörung des Reduits anwenden könnte. Wo es daher unwahrscheinlich ist, daß man das Geschütz auf diese Weise für uns unschädlich zu machen im Stande sein wird, hat man doch Sorge zu tragen, daß es zuvor, ehe man es dem Feinde überläßt, noch vernagelt wird.

Alte Schlösser und Klöster bedürfen zuweilen, begünstiget durch ihre festere Bauart oder durch ihre schon früher auf eine Vertheidigung berechnete Einrichtung, nur geringer Nachhilfen, um dadurch zu einer auch der jetzigen Kriegführung entsprechenden Vertheidigung befähiget zu werden. Eben so findet es sich auch häufig, daß Dorfkirchen, wenn sie entweder vorspringende Theile oder, wie es auch nicht selten der Fall ist, die Form eines Kreuzes haben, durch die hierbei mögliche Bestreichung ihrer Linien eine kräftige Vertheidigung zu leisten im Stande sind. Meist bieten sie auch festere Mauern als gewöhnliche Gebäude dar; dafür aber eignen sie sich seltener zum Durchbruch von Scharten, die dann die meist hohen Fenster durch ein doppeltes Etagenfeuer ersetzen müssen. Eben so entgehen ihnen auch die Vortheile, welche das erste Stockwerk für die innere Vertheidigung bei den gewöhnlichen Wohnhäusern gewährt; dagegen aber ist die innere Vertheidigung einfacher, übersichtlicher, die Leitung leichter und die Chöre können, wenn man die Treppen durch Benutzung des im Innern befindlichen Holzwerks dazu vorrichtet, gewöhnlich leicht zu tüchtigen Abschnitten umgeschaffen werden, von wo aus den muthigen Vertheidigern noch eine ehrenvolle Capitulation zu Theil werden kann, oder wenn ihnen diese nicht zugestanden werden sollte, so können sie doch, sich von einem Abschnitte zum andern zurückziehend, den Kampf im Innern noch lange fortsetzen und dadurch ihr Leben theuer verkaufen. Als ein hierher gehöriges kriegsgeschichtliches Beispiel kann unter anderen die heldenmüthige Vertheidigung des Klosters zu Labyzin durch den preuß. Lieutenant von Beyer im J. 1794 gerechnet werden, worüber sich ein specieller Bericht in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 1825, 7. Heft, S. 36, befindet.

Der Angriff einzelner Häuser und Gehöfte oder Vorwerke kann nur nach den örtlichen Umständen bestimmt und geleitet werden, und zwar stets mit Berücksichtigung der erkundschafteten Vertheidigungseinrichtungen jener Gebäude und der zu ihrer Eroberung vorhandenen Waffenkräfte. Die Form des Angriffs wird zunächst und hauptsächlich die Beschaffenheit und Lage der Gebäude entscheiden, ob diese nämlich massiv und fest, oder entzündbar und leicht gebaut sind, ob sie freistehend oder mit starken Mauern und anderen Befestigungen in Verbindung stehen. Im Allgemeinen sind hierbei ganz ähnliche Anordnungen zu befolgen, wie beim Angriff von Feldschanzen (s. d. I. B., S. 177), und so wie dort die Artillerie als die vorbereitende und unterstützende Waffe auftrat, wird sie hier gewöhnlich die allein entscheidende, oder doch diejenige, welche die Entscheidung des Kampfes am schnellsten herbeizuführen vermag.

Sind die Gebäude von einer solchen Bauart, daß ihre Wände auch ohne Geschütz durch mechanische Hilfsmittel zu öffnen sind, und hätte der Vertheidiger nicht Zeit, die erforderlichen Verstärkungen anzuwenden, oder hätte er diese vernachlässiget, so beginnen die Schützen das Gefecht damit, daß sie das Gebäude umzingeln und die Oeffnungen, durch welche sich der Feind vertheidiget, die Fenster, die etwa angebrachten Mauerscharten und

Thüren anhaltend und aus möglichster Nähe beschießen. Alle deckenden Gegenstände werden hierbei von ihnen wie immer auf's Sorgfältigste benutzt, oder sie suchen sich diese, wo es mangelt, durch Kunst zu verschaffen. Unter dem Schutze dieses Feuers gehen nun die Arbeiterabtheilungen, mit den nöthigen Zerstörungs- und Sturmwerkzeugen, als: Brechstangen, Aexten, Spitzhauen, Sprengmitteln, Leitern rc. versehen, in den am wenigsten bestrichenen Räumen schnell gegen die gewählten Angriffsstellen, die Eingänge oder nicht flankirten Ecken und Linien der Wände vor, um dort die schwachen Mauern einzuschlagen oder die Fenster und Thüren zu öffnen, wozu man sich eines hinlänglich langen und starken Balkens als Sturmbock bedienen kann, den einige gewandte und kräftige Leute aus freier Hand schwingen, oder es bieten auch hierzu 2 gewöhnliche Wagenräder ein gutes Untergestell, worauf man die Maschine legt, um mit noch mehr Kraft den Stoß gegen die zu zerstörenden Thore rc. auszuführen. Gleichzeitig können es auch die Schützen versuchen, auf den herbeigebrachten Leitern die obere Etage zu ersteigen und durch die Fenster einzudringen, wodurch dann dem Feinde aus den unteren Behältnissen der Rückzug dahin abgeschnitten wird. Soutiens für die stürmenden Truppen sind von Nutzen, um den augenblicklichen Verlust zu ersetzen und überhaupt den Sturm auf allen Puncten zu unterstützen. Starke Reserven werden aber bei dergleichen Angriffen selten nothwendig, weil die Vertheidiger solcher Orte, gewöhnlich selbst schwach, an entscheidende offensive Unternehmungen nicht denken dürfen; wohl aber wird es erfordert, sobald man befürchten muß, daß dem Posten Entsatz zugesendet wird, diesem besondere Detaschements entgegenzustellen, welche zugleich auch dazu zu verwenden sind, den Vertheidigern den Rückzug abzuschneiden, sobald sie es versuchen sollten, sich durchschlagen zu wollen.

Ist aber das anzugreifende Gebäude von fester Bauart, sind die Mauern stark, und hat die Kunst Alles benutzt und angewendet, wodurch der Widerstand nach außen und im Innern verlängert werden kann, so wird hierbei die Artillerie als die wirksamste Waffe auftreten müssen, indem ohne diese der Ausgang des Kampfes höchst ungewiß bleiben und jedenfalls nur mit größerem Menschen- und Zeitverlust entschieden werden muß. Hat der Feind auch Geschütz bei seiner Vertheidigung, so sucht die Artillerie der Angreifenden eine solche Aufstellung zu gewinnen, durch welche die Vernichtung der feindlichen und die Zerstörung der Schutzwehren am schnellsten zu erwarten steht. Die Entfernung wird im Allgemeinen die Terrainbelegenheit vorschreiben; jedoch darf sie bei 12℔gen Batterien, welche auch hierbei wegen ihrer größeren Wirksamkeit den 6℔gen vorzuziehen sind, 900 Schritt nicht übersteigen, während sie bei letzteren nicht über 700 Schritt betragen darf, sobald die Kugeln noch hinreichende Percussionskraft besitzen sollen. Ist das Geschütz der Vertheidiger zum Schweigen gebracht, oder hätte man gleich Anfangs keines gegen sich, so geht die Artillerie so weit vor, daß sie sich noch außer dem wirksamen kleinen Gewehrbereich, d. i. 400—500 Schritt, befindet, um in dieser Entfernung durch ein vereintes Kugelfeuer an den zum Sturm geeignetsten Stellen die Sturmlücke zu Stande zu bringen. Während die Artillerie diesen Zweck zu erreichen sucht, nähern sich die Schützen- und Pionnierabtheilungen mit allen Arten Brech-, Brand- und Zerstörungsmaterial in solchen Richtungen, wo sie vom Feuer der Vertheidiger am wenigsten zu leiden haben, und wo sie dem eigenen Artilleriefeuer nicht in den Weg kommen. Die Schützen suchen sobald als möglich an sichernden Orten ihr Unterkommen zu finden und beginnen dann ihr Feuer gegen alle Oeffnungen, durch die sich der Gegner vertheidiget. Hat die Ar-

tillerie die beabsichtigte Wirkung geleistet, so brechen die Pionniere oder Arbeiter, sobald die Artillerie schweigt, schnell aus ihren Verstecken hervor, um das Zerstörungswerk zu vollenden, die gebildeten Oeffnungen unter dem Schutze des kräftigsten Schützenfeuers vollends zu erweitern und dem Feinde nicht Zeit zu lassen, sich von Neuem dahinter zu barricadiren. Hat das Gebäude Flankenvertheidigung und wird zugleich durch Maschikulis von oben der Fuß der Mauer vertheidiget, so müssen sich die Pionniere durch Verstopfen der Flankenscharten und durch leichte Balkenblendungen, die sie schräg gegen die Mauer lehnen, gegen dieses mörderische Feuer zu sichern suchen. Faschinen, Woll- und Heusäcke sind wegen ihrer leichten Inbrandsetzung nicht anzurathen. Ist diese Arbeit zur Vollendung gediehen, so rücken die in möglichster Nähe befindlichen Angriffscolonnen im Sturmschritte gegen die Oeffnungen vor, um in das Innere des Gebäudes einzudringen. Gelingt dies, so muß der Feind ungestüm verfolgt werden, um, wenn es sein kann, mit ihm gleichzeitig seine Abschnitte zu erreichen. Deßhalb soll man auch suchen, die sich etwa vorfindenden Nebenthüren einzuschlagen und Meister der nach den oberen Stockwerken führenden Treppen zu werden, um den Vertheidigern den Rückzug dahin abzuschneiden, sich aber dadurch zugleich die Erstürmung der oberen Vertheidigungsanstalten zu sichern. Diesem letzteren Zwecke wird eine gleichzeitige Leitererersteigung sehr förderlich sein, weil sich dann die Kräfte der Streiter in dem oberen Stockwerke theilen müssen. Sollte aber die Festigkeit des Gebäudes oder der Muth der Vertheidiger diesen Anstrengungen Trotz bieten, so nimmt man seine Zuflucht zu Brand- und Sprengmitteln. Man zündet nämlich in den eroberten Räumen herbeigeschleppte Brennstoffe, als: Heu, Stroh, Reisig und anderes Holz an, um theils durch den Rauch, theils durch die Flammen die Vertheidiger zur Uebergabe zu zwingen, oder man schafft einige Fässer Pulver, wenn man sie in der Nähe hat, herbei, die man dann mittelst einer einfachen Leitung zündet, um auf diese Weise die Vertheidiger unter den Trümmern des Hauses zu begraben.

Ist das Gebäude hölzern, oder hat es ein Stroh-, Rohr- oder Schindeldach, so werden Brandgeschosse den Feind am schnellsten zur Uebergabe zwingen. Auch Brandraketen sind in solchen Fällen mit Erfolg zu gebrauchen. In Ermangelung dieser Zündmittel können aber auch die Schützen mit Brandschwärmern oder Speckstöcken in die Dächer schießen, um diese dadurch in Flammen zu setzen.

Der Angriff auf Gehöfte, in deren Innerem sich noch Gebäude befinden, erfolgt in der Hauptsache zwar nach denselben Grundsätzen, ist jedoch schon schwieriger und complicirter. Der Angriff theilt sich nämlich in die Eroberung der äußeren Vertheidigungsanstalten und in die Erstürmung des gewöhnlich vorhandenen Reduits, nämlich der von den Mauern umschlossenen Gebäude. Kann man diese unmittelbar angreifen, so wird dadurch der Sieg meist schneller herbeigeführt. Auch hier hat die Artillerie eine Hauptrolle zu spielen. Sie beginnt nämlich ihre zerstörenden Wirkungen zunächst gegen die äußeren Befestigungen. Die Puncte, gegen welche dieses geschieht, müssen wo möglich so gewählt werden, daß man dann bei dem Vordringen durch die gebildeten Sturmlücken sich im Innern der Wahrscheinlichkeit nach keinem concentrischen Feuer auszusetzen hat. Eine sorgfältige Beachtung der von außen zu erkennenden Vertheidigungsanstalten ist dazu wesentlich vortheilhaft. Sollte der Feind in den inneren Hofräumen Geschütz zur Vertheidigung aufgestellt haben, so bewerfe man diese mit Granaten, durch deren Zerspringen Zerstörungen für diese und für die Vertheidiger der Mauern

herbeigeführt wird. Der Schützenangriff gegen die Mauern kann durch die Artillerie ebenfalls sehr erleichtert werden, indem sich dieselbe im wirksamen Kartätschenbereich so aufstellt, daß sie die hinter den Mauern stehenden Vertheidiger durch ein frontales und enfilirendes Kartätschenfeuer zu vertreiben sucht. Bei dem Eindringen durch die Sturmlücken zersplittere man seine Sturmmassen nicht, sondern bewege sie, so viel als möglich ungetheilt, im Schutze der Tirailleurs, um einem etwanigen Ausfalle begegnen zu können. Für die Einebnung der überschrittenen Hindernisse und mehrseitige Oeffnung des Postens ist eifrig Sorge zu tragen, wenn man, nach möglichem Zurückschlagen, bei dem erneueten Sturme nicht wieder auf dieselben Hindernisse stoßen will. Was man aufräumt oder an Geschütz erobert, wird augenblicklich zur eigenen Deckung oder zum Angriff verwendet. Nie aber darf dies den Fortgang des Angriffs hemmen, sondern der Feind muß ununterbrochen verfolgt werden, sobald man ihm nicht die Zeit verschaffen will, sich neue Schutzwehren zu bilden. Jedoch muß man hierbei auch nicht ganz ohne die nöthige Vorsicht verfahren, weil man leicht in eine Falle des Feindes gerathen kann. Der Angriff und die Eroberung der als Reduit zu betrachtenden Gebäude erfolgt hierauf ganz nach den schon gegebenen Anleitungen.

Hat man die Absicht, ein befestigtes Gebäude oder Gehöfte durch Ueberfall zu nehmen, so sind zwar im Ganzen dieselben Regeln zu befolgen, die bei der Wegnahme jeder Befestigung gelten (s. Angriff der Feldschanzen, I. Bd., S. 178), bei der Erstürmung selbst aber findet gewöhnlich einige Verschiedenheit Statt, indem man entweder mittelst Leitern in die obern Etagen zu dringen, oder auch sich den Weg in das Innere, wie beim gewaltsamen Angriff, durch Zertrümmern der Thorwege und Thore zu bahnen sucht. Die zur Leiterersteigung (escalade) erforderlichen Leitern werden von einer besonderen Truppenabtheilung herbeigetragen und an den zu erstürmenden Puncten dicht neben einander aufgestellt, jedoch nicht zu steil, um dem Ueberstürzen vorzubeugen, aber auch nicht zu flach, weil sie sonst leicht brechen.

Die Vertheidigung von Gebäuden und Gehöften erfolgt zwar im Allgemeinen nach denselben Principien wie die der Schanzen (s. Angriff der Feldschanzen, I. Bd., S. 180) erleidet jedoch Modificationen, die theils durch die Beschaffenheit der Gebäude, durch die bei ihnen möglich gewesenen und wirklich ausgeführten Vertheidigungsanstalten, durch den Kriegszweck, der die Vertheidigung fordert, und endlich auch noch durch die im Ganzen obwaltenden Umstände bedingt werden. Mit Bestimmtheit lassen sich, der verschiedenartigen Combinationen und influirenden Dinge halber, diese Abweichungen nicht angeben, sondern es muß dies stets in der Hauptsache der Intelligenz und dem Genie desjenigen überlassen bleiben, dem eine solche Vertheidigung übertragen wird. Das wesentlich Charakteristische, was bei diesen Vertheidigungen gegen die gewöhnlichen offenen Feldschanzen zu berücksichtigen ist, soll nun in der Kürze angeführt werden.

Die Vertheidigung von Gebäuden an sich besitzt nämlich gegen die offnen Schanzen den großen Vorzug, daß die Vertheidiger, ihre Reserven und übrigen Vertheidigungsmittel gegen das so gefährliche Wurffeuer, bei hinlänglich getroffenen Sicherungen, geschützt sind, daß ein mehrfaches oder Etagenfeuer und eine innere Vertheidigung möglich werden kann, und daß das Eindringen der Feinde gewöhnlich nur durch enge Oeffnungen ausführbar bleibt. Diesen Vortheilen treten aber auch meist sehr erhebliche Mängel entgegen. Auf die Vortheile der Offensive außerhalb des begrenzten Vertheidi-

gungsraumes muß man meist Verzicht leisten, der Geschützgebrauch findet selten und beschränkte Anwendung, die Leitung des Ganzen der Vertheidigung wird durch die Unmöglichkeit einer gleichzeitigen Aufsicht auf alle Theile sehr erschwert, und der Vortheil der Sicherung gegen die Wurfgeschosse wird nicht selten durch die Gefahr der Entzündung sehr geschmälert oder ganz aufgehoben. Die Mittel, wodurch man sich die vorher erwähnten Vortheile sichern kann, sind bereits da angeführt worden, wo das Nöthigste über die Befestigung der Gebäude erläutert wurde; jetzt soll nun nur noch im Nachstehenden das mit erwähnt werden, was zu befolgen ist, um einige der gerügten Mängel zu vermindern.

Die Vertheidigung einzelner Gebäude kann nur den Charakter der reinen Defensive tragen, theils weil sie die Offensive wegen völliger Einschließung des zu vertheidigenden Raumes durch die dazu vorgerichteten Schutzwehren den Vertheidigern nicht gestatten, theils aber auch, weil meist die Vertheidigerzahl zu gering ist, um entscheidende Wirkungen durch diese herbeizuführen. Eine Ausnahme hiervon können diejenigen Gebäude machen, welche als Reduits dienen. Hieraus folgt nun, daß in dem Gebäude selbst alle Mittel vorhanden sein müssen, wodurch es gelingen kann, die Annäherung des Feindes möglichst zu erschweren, die feindlichen Zerstörungen zu verhindern, oder, wenn sie gelungen sind, wieder auszubessern, und endlich auch noch die wodurch man im Innern die Vertheidigung Schritt für Schritt begünstigen kann. Zu den Mitteln, sich den Feind so lange als möglich entfernt zu halten, dienen, außer den etwa vor den Gebäuden angebrachten Hindernissen, ausschließlich die Feuerwaffen. Die für ihren Gebrauch erforderliche Munition muß nach der muthmaßlichen Vertheidigungsdauer vorhanden sein und, wie schon oben erwähnt, an dem sichersten Orte untergebracht werden. Die Dinge, welche gegen die Zerstörung der Schutzwehren dienen können, müssen meist schon bei der Befestigung in Anwendung gekommen sein; außerdem aber hat man sich, so weit es nur immer möglich wird, noch mit Sandsäcken, Wollsäcken, Holz u. dgl. zu versehen, um damit die verursachten Zerstörungen so lange als möglich auszubessern. Da der Feind meist aber auch durch Brandstiftungen die Vertheidigung zu lähmen oder ganz zu vernichten bemüht sein wird, so hat man, wie auch schon bei der Befestigung mit erwähnt wurde, für einen hinlänglichen Vorrath von Löschwasser zu sorgen. Kann man Spritzen und anderes Löschgeräth erlangen, so muß man es nie verabsäumen, dies an sich zu bringen. Zu denjenigen Gegenständen aber, welche der nahen Vertheidigung und der Vertheidigung im Innern förderlich werden können, gehören hauptsächlich alle Arten der Stoßwaffen, Feuer- und Holzhaken, um Leitern oder Blendungen umzustoßen, Aexte und Spitzhauen, um, wenn es nöthig werden sollte, selbst während des Kampfes noch Vertheidigungseinrichtungen zu treffen. Endlich muß man aber auch noch gleich nach der Besetzung eines solchen Postens darauf sehen, daß man sich auf einige Tage die nöthigen Lebensmittel und hauptsächlich Trinkwasser herbeischafft, welche man ebenfalls an gesicherten Aufbewahrungsorten, z. B. in den Kellern, unterzubringen sucht.

Hätte also die Kunst nach Zeit, Zweck und Kräften das Ihrige geleistet, um dem Posten die genügende Festigkeit zu verschaffen, hätte man mit gleicher Berücksichtigung für die Herbeischaffung der nöthigen Vertheidigungsmittel gesorgt, so käme es nun noch hauptsächlich darauf an, die activen Streitkräfte so zu vertheilen und zu gebrauchen, daß dadurch die Vertheidigung kräftig, ordnungsvoll und möglichst übersichtlich geleitet werden kann. Was die Vertheidigerzahl betrifft, so hat man, wenn man frei darüber disponiren kann,

das zu befolgen, was darüber schon oben gesagt wurde; was aber die Vorkehrungen anlangt, um eine möglichst übersichtliche und ordnungsvolle Leitung des Ganzen zu erreichen, so wird es rathsam, jedem abgeschlossenen Raume seinen besonderen Befehlshaber zu geben. Der Oberbefehlshaber empfängt während des Gefechts alle Meldungen, giebt danach die Verhaltungsbefehle und hält sich, um dieses zu erleichtern, wo möglich in einem Centralpunkte auf, wo er die beste Uebersicht des Gefechtes und die schnellste Verbindung mit allen Theilen hat. Dadurch allein wird eine gewisse Einheit im Befehle und eine Leitung des Ganzen während des Gefechtes möglich werden. Absichtliche Alarmirungen können ebenfalls benutzt werden, um den Befehlenden zu überzeugen, ob seine Befehle gehörig verstanden wurden, um die schnellste Besetzung einzuüben und die Mannschaft überhaupt an ihre Obliegenheit zu gewöhnen.

Die Leitung der Vertheidigung selbst muß sich aber stets nach den Waffen und Mitteln richten, deren sich der Feind zum Angriff bedient. Unter allen Umständen bleibt es aber dabei um so mehr Pflicht, die Munition weise zu schonen, weil der Feind gern einer solchen abgeschnittenen Besatzung das Pulver abzulocken sucht, um dann mit leichterer Mühe und wenigerm Verluste das Ziel zu erkämpfen.

Greift der Feind bloß mit Fußvolk an, so wird er, sobald das Gebäude massiv und im Dachwerk feuerfest gebaut ist, bei einer entschlossenen und muthigen Besatzung einen sehr gefährvollen Kampf zu bestehen haben; denn nur durch Leiterersteigung und Oeffnung der Eingänge oder mittelst des Durchbruchs eines Theils der Mauer wird er die Eroberung des Postens erzwingen können. Sobald man daher des Feindes Annäherung entdeckt, läßt man zur Fernvertheidigung die Schußöffnungen durch die besten Schützen besetzen, während die übrige Mannschaft als Reserve vertheilt wird. Das Feuer beginnt, sobald der Gegner in den wirksamen Bereich gekommen ist, jedoch mit der schon vorher angegebenen Schonung der Munition. Es verbreitet sich zum Theil über die feindlichen Schützen, vorzüglich aber auf die Arbeiter, welche die Aufräumung der etwa angebrachten Hindernisse versuchen. Hätte eine flankirende Vertheidigung angebracht werden können, so muß diese ihre Feuer vorzüglich lebhaft unterhalten. Kann der Feind hierdurch nicht abgewiesen werden, rückt er bis an das Gebäude heran und versucht es nun, auf irgend eine Weise mit stürmender Hand einzudringen, so werden die in dem untern Stockwerke vertheilten Mannschaften ihr Feuer durch die Scharten so lange als möglich ununterbrochen unterhalten. Versucht es der Feind, die Scharten zu verstopfen, so öffnet man diese wieder mittelst der Stangen und Holzhaken, die man zu diesem Zwecke in Bereitschaft hielt. Bemüht sich der Feind, eine Oeffnung in der Mauer hervorzubringen, oder ein Thor zu sprengen, so ziehe man sich nicht zu zeitig von da zurück, um hinter den umgebenden Scheidewänden die Vertheidigung, wenn er eindringt, wieder aufzunehmen. Diese muß zwar vorbereitet sein, aber lange noch wird man mit der blanken Waffe das Eindringen des Feindes durch die enge Oeffnung erschweren können. Besitzt das Gebäude auch eine obere Etagenvertheidigung, vorzüglich wenn Maschikulis angebracht sein sollten, so kann dem Feinde diese Arbeit viel Blut kosten. Man kann nämlich von hier aus die Mauer- und Thürzerstörer von oben beschießen, sie mit Steinen, Balkenstücken u. dgl. bewerfen, oder, wenn es ausführbar ist, mit siedendem Wasser überschütten. Bei einer nicht zu beträchtlichen Höhe des ersten Stockwerkes können auch noch die verschiedenen, früher schon erwähnten langen Stoßwaffen dazu benutzt werden, um durch die Maschiku-

lisschärten die Arbeiter zu vertreiben, ihre etwa gebrauchten Deckungen umzuwerfen, oder das Aufstellen derselben zu hindern. Unternähme der Feind vielleicht eine Leitersteigung, um durch die Fenster der obern Etage einzudringen, so müssen sich die Vertheidiger vereinigen, um die angelegten Leitern mittelst Feuerhaken u. dgl. Werkzeugen umzustürzen. Gelingt dies nicht, beginnt die Ersteigung der Leitern, so stürzt man eben so auf diese Steine, Balkenstücke u. dgl., wodurch die kühnen Stürmer zerschmettert oder wohl auch die Letztern zertrümmert werden. Könnte man sich gebrannten Kalk verschaffen, so wird das Kalkpulver mit Erfolg über die Stürmer zu streuen sein, indem der Staub davon, sobald er in die Augen kommt, diese augenblicklich unbrauchbar macht.

Bedient sich aber der Feind des Geschützes zum Angriff, was er immer thun wird, sobald ihm dasselbe nicht mangelt, und kann man ihm diese Waffe nicht gleichzeitig entgegenstellen, was, wie schon erwähnt, bei Vertheidigung einzelner Gebäude selten der Fall sein dürfte, so wird man sich des Kleingewehrfeuers nur dann bedienen können, wenn der Feind so unvorsichtig sein sollte, sich in den Bereich dieser Waffen zu wagen. Geschieht dies, so muß sich die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Bedienung der Geschütze richten. Stellt sich aber der Feind mit seiner Artillerie entfernter auf, so hat man auf die Fernvertheidigung zu verzichten und die beschossene Stelle zu verlassen, diese Zeit aber dazu zu benutzen, sich mit den vorhandenen Mitteln hinter den nächsten haltbaren Mauern, wo möglich in den Seitengemächern, zu verrammeln, um von da aus den Feind, wenn er durch die gebildete Bresche einzudringen versuchen sollte, mit einem zusammenstreichenden Feuer zu empfangen.

Gelingt es aber endlich dem Feinde, auf eine oder die andere Weise in das Gebäude einzudringen, so greift man die Eingedrungenen mit vereinten Kräften der Reserve an und sucht sie zu der Bresche wieder hinauszudrängen, oder wenigstens den Feind an dem raschen Vordringen und Ausbreiten so lange aufzuhalten, bis die Schützen die vorbereiteten Abschnitte theils hinter den Seitenwänden, theils in dem obern Stockwerke besetzt haben, um von da aus den Kampf im Innern fortzusetzen. Wird der Angriff der Reserve zurückgewiesen, so zieht sich diese nach dem schon vorher besetzten Sammelorte und Hauptabschnitt zurück, wobei man den Feind an diesem mörderischen Feuer vorbeizulocken sucht.

Kann man sich im untern Stockwekre nicht mehr halten, so erfolgt der Rückzug in das obere Stockwerk, wenn dieses zur Vertheidigung vorbereitet war. Dies muß aber immer mit der gehörigen Vorsicht geschehen, damit nicht der Feind zu gleicher Zeit mit den sich dahin Zurückziehenden eindringen kann. Deßhalb läßt man alle entbehrlichen Truppen in die obere Etage abgehen, von diesen die dahinführenden Treppen oder Leitern losmachen, während noch ein Theil der kühnsten Vertheidiger zurückbleibt, um das Nachdringen des Feindes abzuwehren. Ist auf diese Weise Alles, bis auf die bemerkte Arrieregarde, in die obere Etage gekommen, so sucht auch diese nun ebenfalls die Treppe noch rasch zu ersteigen, welche alsdann durch bereitstehende Mannschaft sogleich in die Höhe gezogen wird. Die nun noch Statt findende Vertheidigung beschränkt sich auf das Abwehren des Feindes, welcher es, von außen durch die Fenster, oder von innen an den abgebrochenen Treppen, versuchen wird, in das obere Stockwerk zu dringen. Wenn der Feind durch angelegtes Feuer oder durch Brandgeschosse die Uebergabe zu erzwingen bemüht ist, so muß man, so lange es möglich wird, durch die getroffenen Löschanstalten ein solches Unternehmen zu vereiteln suchen.

Die Wasservorräthe und übrigen Löschapparate sind deßhalb auch gewöhnlich am zweckmäßigsten in den obern Stockwerken angebracht.

Von hier aus setzt man nun noch die Vertheidigung so lange hartnäckig fort, als man eine Ueberlegenheit des Widerstandes gegen die Anstürmer zu behaupten vermag, oder so lange es überhaupt die Ehre und die erhaltenen Befehle fordern. Selten wird hierbei noch der Ausweg übrigbleiben, sich durchzuschlagen; denn meist ist man an sich zu schwach, und es wird ein solches Unternehmen, wenn nicht die Lage des Gebäudes es ganz besonders begünstiget, auch um deßwillen schwierig sein, weil man sich nur durch eine enge Oeffnung auf den Feind werfen kann.

Bei Gehöften tritt die Hausvertheidigung mit der der Umfangsmauern in Verbindung, und es findet sich dabei schon eher Gelegenheit, von der Offensive Gebrauch machen zu können; doch wird diese meist erst im Innern von besonderer Wichtigkeit, indem der Feind durch die sich geöffnete Lücke, also durch ein enges Defilé, vordringend, von seiner Ueberlegenheit keinen wirksamen Gebrauch machen kann, während wir ihn in dieser ungünstigen Lage, bei zweckmäßig angeordneten innern Vertheidigungsanstalten, wie sie schon früher beschrieben wurden, in den Flanken und der Spitze angreifen können. Die Gebäude dienen hierbei als Abschnitte und Reduits, und die Vertheidiger eines jeden erhalten ihren besonderen Befehlshaber. Der das Ganze der Vertheidigung leitende Officier befindet sich im Hauptreduit oder bei der Hauptreserve, welche überall dahin eilt, wo offensive Unternehmungen nothwendig werden.

Ist Geschütz bei der Vertheidigung vorhanden, so wird dieses so lange als möglich nach den früher über den Geschützgebrauch bei Vertheidigungen allgemein aufgestellten Regeln zur Bestreichung des äußern Angriffterrains verwendet. Muß man diese äußere Vertheidigung aber aufgeben, so kann man sich dieser Waffe auch noch mit Nutzen zur innern Vertheidigung bedienen. Man stellt nämlich die zurückgezogenen Geschütze, mit Kartätschen geladen, wo möglich unter dem Schutze der Hauptreserve so auf, daß sie den durch die geöffnete Bresche eindringenden, mit den dort befindlichen Hindernissen kämpfenden Feind von vorn mit diesem Feuer empfangen können, während ihn die Schützen in den Flanken begrüßen. Der Kampf spinnt sich nun im Innern, während man jeden Abschnitt theuer verkauft, und sich bis zum Hauptreduit Schritt für Schritt zurückzieht, fort, wo sich endlich derselbe, wenn man der feindlichen Uebermacht erliegen muß, endigt, oder von wo aus, wenn es möglich werden kann, ein vorbereiteter Rückzug angetreten wird.

Dergleichen Postenvertheidigungen, deren Gang so eben im Allgemeinen zu schildern versucht wurde, können oft noch auf sehr mannichfache Weise verlängert und vervielfacht werden. Entschlossenheit, Muth und Intelligenz finden hier ein weites Feld, ihren, oft selbst für größere Kriegszwecke entscheidenden Einfluß geltend zu machen. Die Umstände müssen die wirksamen Maßregeln vorzeichnen, und in einem genialen Kopfe gedeiht dann schnell der Entschluß zur Reife und That. Die Kriegsgeschichte hat uns mehrere dergleichen glänzende Vertheidigungen als Vorbilder überliefert, unter welchen z. B. die Vertheidigung Karl's XII. gegen die Türken bei Bender, die der Cascine von Mascolini gegen die Oestreicher, des Marschalls von Sachsen gegen die conföderirten Polen, des Klosters von Labyzin im polnischen Insurrectionskriege 1794, dessen schon oben Erwähnung geschah, so wie des zerstörten Schlosses Cossoria in Italien 1796, vorzüglich Erwähnung verdienen.

P.

Haustruppen. Unter dieser Benennung kommen zu verschiedenen Zeiten bei den Heeren Truppenabtheilungen vor, welche, zu den Garden gehörend, vorzugsweise die Person der Fürsten umgaben, zu deren unmittelbarem Schutze dienten und die Elite des Heeres ausmachten. Bereits bei den Persern unter Darius I. hatten der König und seine Satrapen Haustruppen. Ihre Anzahl bestimmte sich nach dem Range und dem Reichthume ihrer Gebieter und sie bestanden meist aus Ausländern. Bei den oströmischen Kaisern spielten die Haustruppen (scholarii) in der Hofgeschichte eine wichtige Rolle. Eine Elite derselben waren die protectores und die candidati; sie genossen das besondere Vertrauen des Monarchen, waren stets um dessen Person, ihr Anführer bekleidete am kaiserlichen Hofe den höchsten Rang, und ihre Anzahl betrug ungefähr 3500 M. Eine ähnliche Leibwache bildeten sich später die türk. Kaiser durch die Spahi, Janitscharen und Thopschiy. Die maison du roi unter Ludwig XIV. in Frankreich liefert das letzte Beispiel der Haustruppen. Zu ihnen gehörten die Mousquetaires, eine Art Dragoner, die Gensdarmen, die Schweizergarde und die hundert Schweizer.

Hautboisten nannte man ehedem die Musiker, welche die Musikchöre der Regimenter bildeten. Sie erhielten ihren Namen von der Hoboe (Hautbois), weil dieses Instrument immer die erste Stimme hatte. Da diese aber jetzt dem Klarinett, wegen seines vollern Tons zugefallen ist so paßt auch der Name nicht mehr. (S. Militairmusik.)

Hautpoul-Salette, Jean Joseph Ange d', ein Nachkomme des in dem ersten Kreuzzuge 1097 namentlich durch die Vertheidigung Antiochiens berühmt gewordenen Ritters Raimund Hautpoul, ward 1754 auf dem Schlosse Salette in Languedoc geboren und begann seine militairische Laufbahn als Volontair bei der corsischen Legion. Im Jahre 1777 dem Regimente Languedoc zugetheilt, avancirte er in demselben bis zum Oberstlieutenant und befehligte beim Ausbruche der Revolution als Oberster das 6. Chasseurregiment. Das Gesetz, nach welchem alle adelig Geborenen ihrer Stellen für verlustig erklärt wurden, sollte auch an ihm vollstreckt werden; da erklärten aber alle Soldaten seines Regiments, daß sie nie unter einem andern Führer fechten würden, und die Regierung, diesen Zug der Anhänglichkeit ehrend, bewilligte die Ausnahme. Die nächste Zukunft bewies, daß man dieses Zutrauen keinem Unwürdigen geschenkt habe. Er focht mit Auszeichnung am Tage von Fleurus, erhielt bei der Belagerung von Nymwegen den Grad eines Brigadegenerals und befehligte während des Jahrs 1796 bei der Sambre- und Maasarmee die Avantgarde unter Lefebvre. Neue Verdienste erwarb sich Hautpoul in den Schlachten von Aldenhoven und Altkirchen, wurde bei letzterer verwundet, blieb aber dessen ungeachtet auf dem Schlachtfelde und nahm dem Feinde 17 Geschütze. In diesem Jahre noch zum Divisionsgeneral ernannt, befehligte er im nächsten die schwere Cavalerie der Sambrearmee, ward 1798, zur Organisirung der Cavalerie, der Rheinarmee zugetheilt und führte im Feldzuge von 1799 die Reservecavalerie der Armee in Deutschland. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Stockach bezeichnete der Oberbefehlshaber Jourdan H. als die Hauptursache dieses Unfalls und gab ihm seine Entlassung. Ein Kriegsgericht zu Straßburg rechtfertigte inzwischen den General auf die glänzendste Weise; er erhielt das Commando der Reservecavalerie unter Moreau und trug wesentlich zu dem Siege von Hohenlinden bei. Nach dem Frieden von Campo Formio ward H. zum Generalinspecteur der Cavalerie ernannt, befehligte 1803 im Lager von St. Omer die Reiterei unter Marschall Soult und begleitete Mürat,

als 1805 der Krieg gegen Oestreich ausbrach. In der Schlacht von Austerlitz kämpfte H. in Verbindung mit Nansouty an der Spitze von 12 Cavalerieregimentern dem rechten Flügel der Verbündeten gegenüber und ward in dem Berichte Murat's an den Kaiser rühmlich genannt. Nach Frankreich zurückgekehrt, ernannte ihn Napoleon zum Senator, gab ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und außerdem noch einen Jahrgehalt von 20,000 Franken. Bei Ausbruch des Krieges gegen Preußen begleitete H. den Kaiser an der Spitze einer Kürassierdivision, vernichtete bei Hof zwei feindliche Regimenter und hatte großen Theil an dem Siege von Jena. Die Schlacht von Eilau am 7. und 8. Febr. 1807 raubte der franz. Armee einen ihrer besten Cavalerieofficiere. Bei einem Angriffe auf das Centrum der Russen ward Hautpoul von einer Büchsenkugel getroffen und gab 2 Tage darnach seinen Geist auf. Napoleon hatte ihm bereits den Marschallsstab bestimmt; er ließ dessen Leichnam nach Paris bringen und verordnete durch Tagesbefehl vom 6. März aus dem Lager von Osterode, daß von den bei Eilau erbeuteten Kanonen eine Statüe gegossen werden sollte, welche den Verblichenen in Kürassieruniform darstellen sollte. Aus unbekannten Ursachen ist dieser Befehl nicht vollzogen worden. Vergl. Éloge historique du général Hautpoul. Paris, 1807. — Dictionnaire historique, tom. XIII. R.

Haro, François-Nicolas-Bénoit, Baron. Die Reihen der franz. Generale, welche dem siegreichen Fluge der kaiserlichen Adler auf die Schlachtfelder Europa's und Afrika's folgten, sind gelichtet. Nur Wenige haben den Sturz des gewaltigen Imperators überlebt; Einige vegetiren noch als lebende Denkmäler der Kaiserperiode, und nur Einzelnen ist es gelungen, der neuen Kriegergeneration Frankreichs zu zeigen, daß die große Armee noch einige würdige Repräsentanten ihr überlassen hat. — Zu diesen hört der Divisionsgeneral Baron Haro. — Er ist der Neffe des rühmlichst bekannten und im Vendéekriege gebliebenen Divisionsgenerals Haro, wurde bereits unter Napoleon zu den besten Ingenieurofficieren der Armee gezählt und hat in der letzten Zeit bewiesen, daß dieses Urtheil noch jetzt auf ihn anzuwenden ist. Geboren den 24. Juni 1774, trat er frühzeitig in das Ingenieurcorps und hatte bereits den Grad eines Majors erlangt, als er 1809 der Belagerungsarmee von Saragossa zugetheilt ward. Die Dienste, welche er bei dieser denkwürdigen Belagerung leistete, erwarben ihm den Oberstenrang. Der Krieg gegen Oestreich rief ihn in diesem Jahre noch nach Deutschland, wo er sich auf dem Schlachtfelde von Wagram das Officierkreuz der Ehrenlegion verdiente. Nach dem Friedensschlusse wieder nach Spanien gesandt, wohnte H. beim 3. Armeecorps unter Suchet der Belagerung von Lerida bei, entschied hauptsächlich durch seine Gegenwart die Einnahme dieses Platzes und leitete 1810 die Belagerung von Mequinenza unter Rogniat. Der Kaiser ernannte ihn zum Brigadegeneral und rief ihn nach Frankreich zurück, um ihn beim großen Generalstabe mit nach Rußland zu begleiten. Fast immer in der Nähe Napoleon's, war er auch an seiner Seite, als Ersterer, mit dem Mantel und der Mütze eines polnischen Chevaulegers bekleidet, die Ufer des Niemen recognoscirte, welchen die Armee überschreiten sollte. Ausgezeichnete Dienste leistete H. in der Schlacht von Mohilew, ward 4 Monate später zum Divisionsgeneral ernannt und ihm im Juni 1813 die Befestigung Hamburgs übertragen. Nachdem er diese Aufgabe gelöst hatte, ward er dem 1. Armeecorps beigegeben, hatte aber das Unglück, mit Vandamme gefangen zu werden. Während der Restauration erhielt Haro das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, den Ludwigsorden und ward 1815 zum Chef des Ingenieurcorps der königlichen Garden

ernannt. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, folgte er dessen Rufe, focht bei Mont Saint Jean, begleitete die Armee hinter die Loire und begab sich von dort aus mit Kellermann und Gérard nach Paris, um die Regierung zu vermögen, das Heer so lange vereint zu lassen, als der Feind in Frankreich wäre. Das Gesuch wurde abgeschlagen; Haxo erhielt aber später wieder eine Anstellung als Generalinspecteur des Geniewesens, was er noch jetzt ist, und ward 1821 zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt. Das Jahr 1832 rief ihn zu neuer Thätigkeit. Er leitete unter dem Marschall Gérard die Belagerung der Citadelle von Antwerpen, deren Resultate bekannt sind. Man hat von ihm: Mémoire sur le figuré du terrain dans les cartes topographiques. R.

Haynau, Stadt im Regierungsbezirk Liegnitz in Schlesien mit 3000 Einwohnern, an der Straße von Görlitz nach Breslau.

Gefecht, den 26. Mai 1813. — Nach der Schlacht bei Bautzen (s. d.) beschlossen die Feldherren der Verbündeten, nicht die gerade Rückzugslinie nach Breslau zu nehmen, sondern sich mehr der böhmischen Grenze zu nähern, in einer guten Stellung bei Schweidnitz die Verstärkungen und den Beitritt Oestreichs zu erwarten. Feldmarschall Blücher befehligte den rechten Flügel und stand bei Liegnitz; er fühlte die Nothwendigkeit, etwas zu thun, um die Schnelligkeit der Verfolgung zu ermäßigen, ließ den Obersten von Mutius mit der Arrièregarde vor Haynau, die Brigade Zieten zu ihrer Aufnahme bei Pohlsdorf stehen, befahl aber, daß Mutius bei der Annäherung des Feindes den Rückzug nach Pohlsdorf (oder Gohlsdorf) antreten solle. Blücher's Absicht ging dahin, den Franzosen während des Marsches über die Ebene hinter Haynau durch 20 Schwadronen und drei reitende Batterien, unter Befehl des Obersten Dolfs, einen Ueberfall zu bereiten.

Oberst Dolfs hatte zu diesem Zwecke hinter der Anhöhe bei Bruckmannsdorf und Schellendorf eine verdeckte Aufstellung genommen. Auf der Windmühle bei Bruckmannsdorf stand ein Officier zur Beobachtung der Heerstraße; er hatte Befehl, zum Zeichen der Annäherung des Feindes bis auf einen gewissen Punkt, die Windmühle in Brand zu stecken, wodurch der Feind jedoch vor der Zeit aufmerksam gemacht werden konnte.

Napoleon war am 25. bei Bunzlau angekommen, wo Marschall Ney mit dem 3., 5. und 7. Armeecorps stand. Lauriston wurde jedoch mit dem 5. Corps bis Thomaswalde vorgeschoben und bildete die Avantgarde; die Division Maison befand sich an der Spitze; sie hatte Befehl, am andern Morgen gegen Liegnitz zu marschiren, und brach um 10 Uhr Vormittags auf. Vielleicht aus Sorglosigkeit, vielleicht aber auch wegen Mangel an leichter Cavalerie, unterließ General Maison, das Terrain in seiner rechten Flanke von Patrouillen durchstreifen zu lassen, was die Vorsicht allerdings gebot. Als die Spitze seiner Division ungefähr 2000 Schritte über Michelsdorf hinaus war, wurde die Windmühle angezündet. Die Franzosen waren bis jetzt ziemlich nachlässig marschirt, schlossen aber nunmehr dichter auf. Die bei Bruckmannsdorf stehende Cavalerie hatte eine Viertelmeile bis an die Straße und durfte mithin nicht säumen. Oberst Dolfs formirte sie in drei Treffen, die Artillerie im dritten, und trabte nun mit dem ersten Treffen (leichte Gardecavalerie und schlesische Kürassiere) voran. Sobald er in der Nähe der franz. Infanterie angekommen war, stürzte er sich mit Entschlossenheit auf die nächsten Abtheilungen; das zweite Treffen (ostpreußische Kürassiere) kam bald nach, umging Michelsdorf und fiel über die nächsten Bataillone her. Die franz. Cavalerie verschwand vom Kampfplatze; die

Preußen hatten es sonach mit 8 Bataillonen und 18 Geschützen zu thun. Erstere formirten schnell Massen, von denen mehrere niedergeritten wurden, letztere protzten ab, wo sie standen, und feuerten auf gut Glück in das Reitergetümmel. In wenig Minuten waren alle franz. Truppen, die sich zwischen Haynau und Gohlsdorf befanden, in wehrlosem Zustande; ein Theil suchte in Michelsdorf Schutz, die Mehrzahl floh nach Haynau und wurde bis in die Vorstädte verfolgt.

Die Preußen eroberten alle Geschütze, machten 400 Gefangene und hieben einige Hundert Mann nieder. Der Sieg kostete ihnen nur 70 M.; darunter befand sich aber der brave Oberst Dolfs und 15 Officiere. — Die beiden Regimenter des dritten Treffens und die 12 Schwadronen des Obersten Mutius hatten kaum Zeit, am Gefechte Theil zu nehmen; der Sieg war bei ihrer Ankunft bereits entschieden. (Schicksale und Thaten der Reiterei. — Jacquinot de Presle cours d'art et d'histoire militaire.) Pz.

Hebebäume sind 4' bis 7' lange, 4" bis 6" starke hölzerne Bäume, deren man sich bedient, um beträchtliche Lasten ohne Hilfe künstlicher Maschinen in Bewegung zu setzen. Um sie besser unter ebenflächige Körper oder in eckige Löcher bringen zu können, sind sie häufig an einem Ende breit zugespitzt und, damit sie dadurch nicht an Haltbarkeit verlieren, mit einem eisernen Schuh versehen. Die kürzeren, nur $4\frac{1}{2}$ bis 5' langen Hebebäume nennt man auch Handspeichen. Wegen der nöthigen Haltbarkeit werden die Hebebäume nicht von gespaltenem, sondern von gewachsenem Holz, und zwar am besten von Weißbuchen, Ulmen oder Eichenholz gemacht. Ry.

Hebekasten, siehe Belagerungswerkzeuge der Alten.

Hebel, der mathematische, kann nur gedacht werden, indem solcher aus einer geraden, unbiegsamen Linie ohne alle Schwere besteht. Der physische oder materielle Hebel besteht aus einer geraden, nicht sehr biegsamen Stange, die in irgend einem Puncte unterstützt ist, und an welcher eine Kraft und eine Last wirken. Der Punct, wo der Hebel unterstützt ist, heißt sein Ruhepunct (Hypomochlium, s. d. A.), und das, was ihn unterstützt die Unterlage oder Widerlage. Die Theile des Hebels am Ruhepunct bis an die Endpuncte desselben werden die Hebelsarme genannt.

Wenn der Ruhepunct zwischen Kraft und Last liegt, so heißt der Hebel ein Hebel der ersten Art oder ein zweiarmiger Hebel. Wenn z. B. eine Last von der Erde in die Höhe gehoben, oder auf solcher fortgewälzt werden soll, so bringt man einen Hebebaum mit einem Ende unter solche, legt unter denselben einen Klotz oder eine Unterlage, und drückt von oben nach unten auf das andere Ende des Baumes, so wird dadurch die Last fortgewälzt oder gehoben; man hat also hier einen Hebel der ersten Art.

Befinden sich jedoch Kraft und Last auf einer Seite und die Unterlage auf der andern Seite, so heißt der Hebel ein Hebel der zweiten Art oder ein einarmiger Hebel. Soll z. B. der Laffetenschwanz einer schweren Laffete mehr rechts oder links gedreht werden, und man steckt einen Hebebaum unter solche, stützt ihn mit seinem einen Ende auf die Erde und drückt am andern Ende von unten nach oben, so wird der Laffetenschwanz seitwärts geschoben. Hier bildet die Erde den Ruhepunct, und Kraft und Last wirken auf einer und derselben Seite des Hebels; man hat also hier einen Hebel der zweiten Art.

In beiden Fällen verhält sich die Kraft zur Last wie

der Hebelsarm der Last zum Hebelsarme der Kraft; oder Kraft und Last stehen in verkehrtem Verhältnisse ihrer Hebelarme.

Es sei AB eine gerade Linie und C die Unterlage, so sind AB und BC die Hebelsarme; wirkt nun an A eine Kraft und an B eine Last, so ist

$$K : L = BC : AC$$

$$\text{und } K = \frac{L \cdot BC}{AC}$$

Wäre nun AB = 8 Fuß, BC = 2 F. u. AC = 6 F. u. L = 1000 ℔

$$\text{so ist } K = \frac{1000 \cdot 2}{6} = 333\tfrac{1}{3} \text{ ℔}$$

es würden also $333\frac{1}{3}$ ℔ Kraft nöthig sein, um die Last von 1000 ℔ zu bewegen oder im Gleichgewicht zu halten.

Wäre AC eine gerade Linie, C der Ruhepunkt, zwischen A und C läge die Last in dem Puncte B und an A wirke die Kraft, so ist wieder

$$K : L = BC : AC$$

$$\text{und } K = \frac{BC \cdot L}{AC}$$

Wäre nun die Last L = 3000, AC = 6 Fuß, BC = $1\frac{1}{2}$ Fuß, so ist

$$K = \frac{1\frac{1}{2} \cdot 3000}{6} = 1\tfrac{1}{2} \cdot 500 = 750 \text{ ℔}$$ Kraft, welche erforderlich wären, um jene 3000 ℔ im Gleichgewicht zu halten.

Man hat aber auch noch eine dritte Art von Hebel, wo die Kraft zwischen Last und Ruhepunct wirkt, z. B. bei einem sogenannten Carousel. Hier bewegt sich ein senkrecht stehender Wellbaum mit 2 Zapfen (unten und oben) um seine Achse; in einer Höhe von $2\frac{1}{2}$—3 Fuß von der Erde gehen Bäume über Kreuz durch diesen Wellbaum, auf deren äußerstem Ende kleine Schiffe, Pferde rc. angebracht sind, welche mit Menschen beladen werden, die sich auf diese Art belustigen wollen. Wird nun diese Maschine nicht durch ein Räderwerk in Bewegung gesetzt, so drücken Arbeiter, die mit herumgehen, an den Querbäumen zwischen den Schiffen rc. und dem Wellbaum, und dies ist ein Hebel der dritten Art. Es gilt auch hier das oben angegebene Verhältniß, es wird aber dabei nichts an Kraft gewonnen, wohl aber an Zeit, denn die die Maschine in Bewegung setzenden Arbeiter würden weit leichter zu schieben haben, wenn sie außerhalb der Schiffe drückten; sie würden aber größere Kreise beschreiben und bei gleicher Geschwindigkeit der Maschine weit schneller gehen müssen. Somit erreichen sie den Zweck bei einer geringern Bewegung und mit weniger Geschwindigkeit, brauchen aber mehr Kraft, als wenn sie am Ende der Bäume drückten. M. S.

Hebespiegel sind runde Scheiben von Holz oder Pappe, deren man sich bedient, um aus Mörsern, ingleichen in der Lustfeuerwerkerei aus Landpatronen, Wasserfässern u. s. w. mehrere auf diesen Scheiben liegende Körper gleichförmiger fortzutreiben, als es der Fall sein würde, wenn diese Gegenstände unmittelbar auf der Pulverladung lägen. Um den fortzutreibenden Körpern das Feuer der entzündeten Pulverladung mitzutheilen, sind die Hebespiegel mit einem oder mit mehreren Löchern versehen. Ry.

Hebespiegelgranaten oder Wachteln sind Handgranaten, welche, in einigen Schichten über einander auf einem hölzernen Hebespiegel liegend, aus großen Mörsern geworfen werden. Die Hebespiegel müssen unterwärts nach der Form des Lagers im Mörserrohre gestaltet und auf ihrer obern Seite

mit kleinen Vertiefungen versehen sein, durch welche die Granaten eine feste Lage erhalten. Die mit langen Stopinen versehenen Zünder (Brânder) der kleinen Granaten werden sämmtlich nach der in der Mitte des Spiegels angebrachten Durchbohrung gewendet und die Granaten mit Mehlpulver eingepudert.

Man bedient sich dieser Hebespiegelgranaten bei Belagerungen auf der Seite des Angreifenden, insbesondere um den Feind aus dem gedeckten Wege zu vertreiben, und von der Festung aus zur Beunruhigung der Sappenarbeiten. Zu letzterem Behufe dürfte jedoch das einzelne Werfen der Granaten aus kleinen Handmörsern noch mehr zu empfehlen sein, weil die Wachteln sehr streuen, d. h. sehr weit aus einander fallen. Ry.

Hebezeuge sind Maschinen, mit welchen große Lasten, vorzugsweise schwere Geschützröhre aus den Laffeten herausgehoben, oder zur Einlegung in die Laffeten in die Höhe gezogen werden. Ihr Gestelle besteht gewöhnlich aus 3 bis 4 hölzernen Säulen oder Füßen, welche mit ihren unteren Enden schräg gegen den Erdboden gestemmt, und mit ihren oberen Enden durch Bolzen in eine gemeinschaftliche Spitze verbunden sind, dergestalt, daß sie gleichsam eine drei- oder vierseitige Pyramide bilden, und die Laffeten zum Ausheben oder Einlegen der Geschützröhre zwischen jene Füße oder Schenkel unter die Spitze der Pyramide gefahren werden können. Diejenigen Schenkel, zwischen welche die Laffete nicht zu stehen kommt, sind auch wohl noch durch besondere Ringel verbunden. Unter der Spitze der solchergestalt aufgestellten Pyramide hängt der Flaschenzug, welcher aus einem Globen (einer Flasche) für die festen Rollen und aus einer Flasche für die Zugrollen besteht. Bei den dreischenkeligen Hebezeugen ist ein Seil an einer der beiden Flaschen befestigt, dann abwechselnd über eine feste und über eine Zugrolle, und endlich über die letzte feste Rolle herabgezogen und an eine seitwärts an zwei Schenkeln des Hebezeugs angebrachte horizontale Welle dergestalt befestigt, daß es durch die Umdrehung dieser Welle auf selbige aufgewickelt, mithin verkürzt, und dadurch die Flasche der Zugrolle, an welcher die zu hebende Last hängt, der festen Flasche genähert wird. (Geschützröhre werden z. B. auf diese Weise in die Höhe gezogen, indem man einen Sförmigen eisernen Haken mit einem Ende in ihre Delfinen, und mit dem andern Ende in einen an der Zugflasche angebrachten eisernen Ring hängt.)

Die Umdrehung der Welle, auf welche das Seil aufgewickelt wird, geschieht durch angesteckte, ein- oder mehrarmige Handgriffe, und um endlich das Zurücksinken der Last zu hindern, ist an einem, oder auch wohl an beiden Enden dieser Welle ein gezahntes Rad angebracht, in welches sich eine seitwärts befindliche Sperrklinke so einlegt, daß sich die Welle ohne vorheriges Ausheben derselben nur in einer Richtung drehen läßt.

Vierschenkelige Hebezeuge haben 2 Wellen, so daß beide Enden des Seils auf denselben zugleich aufgewickelt werden können. Die nach ihrem Erfinder genannten Lombard'schen Hebezeuge sind dreischenkelig, und ihre Welle besteht aus einem im Durchmesser stärkeren und einem schwächeren Theil, auf welche beide Seilenden des nur aus 3 Rollen zusammengesetzten Flaschenzuges entgegengesetzt umgewunden sind. Soll demnach mit diesen Hebezeugen die Last gehoben werden, so wird die Welle so gedreht, daß sich das Seil von dem schwächern Ende der Welle ab und auf das stärkere Ende derselben aufwickelt, mithin verkürzt, und so umgekehrt. Ueberläßt man hingegen die Maschine sich selbst, so sucht die Schwere der Last beide Seilenden gleichzeitig abzuwickeln, welches aber unmöglich ist, weil sich

hierzu die Welle in entgegengesetzten Richtungen drehen müßte. Nun ist zwar die Kraft der Drehung nach derjenigen Seite, wo das Seil von dem starken Ende der Welle abgewickelt wird, größer als die in der entgegengesetzten Richtung drehende Kraft, allein das Verhältniß beider Wellldurchmesser, das wie 9 zu 7 ist, so gewählt, daß jener Unterschied der drehenden Kräfte durch die mannichfache Reibung an den verschiedenen Maschinentheilen ausgeglichen wird. Es bedarf daher hier keines Sperrrades, um das Zurücksinken der Last zu hindern.

In Kasematten, bei dem Ein- und Ausschiffen u. s. w., wo oft der Raum die Aufstellung der obigen Maschinen nicht gestattet, bedient man sich auch besonderer Kasemattenhebezeuge, welche sich theils in dem Gestelle, theils in der Einrichtung der eigentlichen Maschine auf mannichfache Weise von den obigen Hebezeugen unterscheiden. Ry.

Hecken sind Einfassungen der Gärten, Aecker, Wiesen und Wege von lebendigem Strauchwerk, wozu man sich vorzugsweise des Weißdorns, der Hagebuche, Akazie 2c. bedient. Oft stehen sie auf den erhöheten Grabenrändern und sind durch das Ineinanderflechten der Zweige so dicht, daß man sich nur mit Mühe einen Durchgang bahnen kann. Ihre Höhe beträgt selten mehr als 4 Fuß, in einigen Gegenden Deutschlands, besonders aber in der Vendée, findet man deren von 10—15 Fuß Höhe. — Solche Hecken hindern nicht bloß die Bewegung der Truppen, sondern beschränken auch die Umsicht. Sie können ein Terrain, welches auf der Karte gar kein wesentliches Hinderniß darzubieten scheint, für größere taktische Operationen fast unbrauchbar machen, indem man selten Stellen findet, wo Cavalerie und Artillerie mit Vortheil agiren können; dies ist hauptsächlich da der Fall, wo die meisten Wege und Felder mit Hecken eingefaßt sind. Bei ihrer Beschreibung muß hauptsächlich auf Höhe und Dichtigkeit gesehen werden. In der taktischen Defensive gehören die Hecken zu den wichtigeren Annäherungshindernissen. Pz.

Heckenfeuer — feu de parapet — nach Hoyer's Kriegskunstgeschichte ein unpraktisches Feuer, vom Fürst Leopold von Dessau gleichzeitig mit der dreigliedrigen Stellung in der preuß. Armee, nebst dem Feuer mit halben und ganzen Bataillonen mit Divisionen und Pelotonen, anfangs mit großem Beifalle eingeführt, nachmals aber, wegen seiner entschiedenen Unbrauchbarkeit abgeschafft. Rumpf dagegen sagt: Das sonstige Heckenfeuer war ein anderes wie das heutige Bataillon- oder Rottenfeuer, indem sich die geschlossenen Infanterielinien seiner gegen feindliche Flankeurs, oder gegen einen noch sehr entfernten, oder bereits in Unordnung retirirenden Feind bedienten. Die Rotten feuerten hierbei ohne Aufenthalt und ohne Rücksicht auf das Feuer ihrer Nebenmänner, indem die Rottenmänner sich das Feuer möglichst rasch abnahmen. Hz.

Heemskerk, Jakob Henrichson van, holländischer Admiral. Er ward von Jugend auf zum Seedienst erzogen, und zeichnete sich zuerst 1596 als Befehlshaber eines der beiden Schiffe aus, welche die Niederländer als dritte Expedition seit 1594 zur Auffindung eines nordöstlichen Weges um Nova Zembla nach China und Ostindien ausrüsteten, weil sie, wenn sie eine solche Durchfahrt entdeckten, mit den damals zur See, und besonders in Indien mächtigen und gefürchteten Portugiesen weniger in Berührung zu kommen glaubten. H. wurde vom Eise genöthigt, auf Spitzbergen einen schrecklichen Winter auszuhalten, und kam erst im November 1597 mit seinen sehr zusammengeschmolzenen Gefährten zurück. Er wurde jetzt nach Indien geschickt, wo er sich durch tapfere Thaten immer mehr Ruhm erwarb.

Im Kriege mit Spanien erhielt er 1607 als Admiral den Oberbefehl einer Flotte von 26 Kriegs- und 4 Proviantschiffen, mit der er im März den Texel verließ. Seine ihm eigenthümliche Uneigennützigkeit bewährte er auch bei dieser Gelegenheit, indem er jede Besoldung ausschlug, und sich nur 13 Procent von der Beute, wann sie über 500,000 Gulden betragen würde, ausbedung. Auf die Nachricht, daß eine starke span. Flotte im Meerbusen von Gibraltar läge, wendete er sich dahin, und fand dort 9 Gallionen und 12 andere trefflich ausgerüstete Kriegsschiffe unter Don Juan Alvarez de Avila vor Anker. Er griff sie am 25. April an, verlor aber gleich im Anfang des mit Vernichtung der spanischen Flotte endigenden Kampfes durch eine Stückkugel ein Bein, und starb noch vor Ausgang der Sache, ein Schicksal, das er mit dem feindlichen Admirale theilte. Sein Leichnam wurde nach Amsterdam gebracht, wo man ihn auf Staatskosten in der alten Kirche zur Erde bestattete, was noch keinem Andern geschehen war, und ihm auch ein Denkmal daselbst errichtete. A. K.

Heer (das stehende). Jeder Staat, welcher nicht durch seine geographische Lage und politischen Verhältnisse gegen Angriffe von Außen oder gegen innere Unruhen geschützt ist, bedarf einer hinreichend starken, gut organisirten und zweckmäßig eingeübten bewaffneten Macht; diese bildet sein Heer. Das Heer ist also in der Hand der Regierung ein politisches Werkzeug, bestimmt, den Gesetzen Gehorsam, den feindlich gesinnten Nachbarn Achtung einzuflößen. Es kann jedoch auch ein Werkzeug der Unterdrückung werden, wenn die Regierung darauf ausgeht, ihre Macht nach Außen zu erweitern. Schwieriger möchte es ihr werden, die eigenen Staatsbürger damit zu unterdrücken, was überhaupt nicht ihre Absicht sein kann. Indessen ist dieser Punct in neuerer Zeit von vielen Volksrednern zur Sprache gebracht worden; sie haben zu beweisen gesucht, daß die stehenden Heere zu wenig Schutz gegen Gefahren von Außen gewährten, einen zu großen Theil der Staatseinkünfte in Anspruch nähmen, der Entwickelung der staatsbürgerlichen Freiheit Eintrag thäten u. dgl., mithin abgeschafft und durch eine sogenannte Volksbewaffnung ersetzt werden sollten *). Es kann hier nicht erörtert werden, welchen Antheil mangelhafte Kenntnisse vom Kriege, einseitige Urtheile der Geschichtschreiber, fehlerhafte Staatseinrichtungen, oder auch böse Absichten der Volksredner an solchen Aeußerungen haben; doch scheint es nothwendig, einen Blick auf die Ursachen zu werfen, welche die Einführung stehender Heere veranlaßten.

Der menschliche Geist hat sich von jeher damit beschäftigt, Etwas zu erwerben und das Erworbene zu bewahren. Jagd und Viehzucht waren die ersten Erwerbsquellen der Urvölker. Die Nothwendigkeit, ihre Jagd- und Weideplätze oft zu verändern, machte sie zu Nomaden, und diese unstäte Lebensweise verminderte ihre Bedürfnisse wie ihre Arbeit. Jeder waffenfähige Jüngling oder Mann konnte daher ohne Nachtheile zum Schutze des geringen und beweglichen Eigenthums verwendet werden; er konnte es um so eher, da der unausgesetzte Kampf gegen wilde Thiere ihn frühzeitig mit dem Gebrauche der Waffen bekannt und zum Kriege tüchtig machte. — Die Ackerbau treibenden Völker befanden sich schon in einer anderen Lage. Ihre Lebensweise fesselte sie an den Boden, der von ihnen bebaut wurde, und nöthigte sie oft, das dadurch erlangte Eigenthumsrecht mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Dies war mit keinen großen Störungen verknüpft; da aber die Angriffe der nomadisirenden Völker oft zur Erntezeit Statt fan-

*) S. die unten angeführten Schriften über Heerverfassung.

den, so mußte man Sorge tragen, daß nur der zum Schutze der Ernte nothwendige Theil der Bevölkerung hierzu verwendet wurde, während die Uebrigen ihre Vorräthe in Sicherheit brachten oder ihre Feldarbeiten ruhig fortsetzten, wozu man sich jedoch frühzeitig der Sclaven, Weiber und Kinder bediente.

Als man sich auf einer etwas höheren Culturstufe befand, der Handel eine Menge beweglicher Güter in Umlauf brachte, hier und da Reichthümer in neuer Gestalt aufgehäuft wurden, da verfiel man auf die Idee einer Befestigung der Wohnorte. Athen dient hierin als europäisches Vorbild, und wurde dadurch die Wiege der Künste und Wissenschaften, indem die Reichen vorzugsweise die sichern Wohnorte aufsuchten. Nunmehr war es aber nicht mehr nöthig, daß die Mehrzahl der männlichen Bewohner fortwährend kampfgerüstet blieb; denn wurden nur die Eingänge gut verwahrt und bewacht, so war man auch gegen Ueberfälle geschützt. Es bildete sich daher schon damals eine stehende bewaffnete Macht, und manche Städte Griechenlands, z. B. Corinth, unterhielten sogar auf eigene Kosten eine Anzahl Streiter, welche sich unausgesetzt in den Waffen übten und dafür von anderen Arbeiten entbunden waren, auch für die geleisteten Dienste eine Entschädigung erhielten. Dieser Dienst wurde jedoch lange Zeit als ein Vorrecht der freien Staatsbürger betrachtet.

Auswärtige und anhaltende Kriege führten neue Einrichtungen herbei. Schon während des trojanischen Krieges fand eine gezwungene Aushebung durch das Loos, ja selbst Loskaufung vom Kriegsdienste Statt. Im peloponnesischen Kriege war man genöthigt, Krieger für Sold zu werben. Die Leute, welche den Krieg aus Neigung zu ihrem Gewerbe gemacht hatten, schlugen sich besser und waren in der Regel zuverlässiger, als die oft vom Parteigeiste entzweiten und nur unvollständig eingeübten Bürger, und kamen dadurch bald in Ruf. Sie vermehrten sich im Laufe des Krieges bedeutend, und machten den Hauptbestandtheil und Kern der griechischen Heere aus. — Nach Beendigung des peloponnesischen Krieges zog ein Theil nach Kleinasien, um des jüngeren Cyrus Absichten zu unterstützen. Der Ausgang dieses Feldzugs ist durch Xenophon bekannt. König Agesilaus von Sparta unternahm Aehnliches mit besserem Erfolge. Die ionischen Griechen, zu deren Befreiung er eigentlich ausgezogen war, nahmen die ihnen angebotene Stellvertretung durch ihre besten Diener mit Freuden an, und Agesilaus bildete aus ihnen im Lager zu Ephesus eine tüchtige Armee (s. Exercirlager).

Durch diese Ereignisse wurde der Kriegsdienst für eine Classe von Menschen permanent, der Kriegerstand bildete sich immer mehr aus, trennte sich aber allmälig vom Bürgerstande. Künste, Handel, Gewerbe, Ackerbau, kurz Alles gewann dabei. Nur in dringenden Fällen wurden die anderen Bürger zum Dienste in den Waffen aufgeboten. Mit der allmäligen Isolirung des Kriegerstandes fallen auch die kriegerischen Uebungen im Großen zusammen, welche vorher nicht ausführbar waren. Unter Epaminondas's Leitung errangen die Thebaner die Hegemonie über Griechenland, welche die Spartaner lange Zeit durch ihre größere Kriegsgeschicklichkeit behauptet hatten.

Die Zahl der nur für den Waffendienst lebenden Männer hatte in Folge der anhaltenden Kriege eine gefährliche Höhe erreicht. Die Anarchie in Griechenland wurde durch sie geflissentlich genährt, indem sie sich abwechselnd den nach der Oberherrschaft strebenden Parteien vermietheten. Wo das Gesetz keine Kraft hat, herrscht nur rohe Willkür. Daher waren diese unabhängigen feilen Kriegerscharen nicht nur eine Geißel ihres Vaterlandes,

sondern trugen auch Viel zu dessen Unterjochung bei, indem sie sich dem Fürsten Jason von Thessalien vermietheten, welcher dadurch ein solches Uebergewicht erhielt, daß er Griechenland zu erobern trachtete. Früher Tod hinderte ihn daran; aber König Philipp von Macedonien faßte diese Idee auf und führte sie auch aus. Sein Sohn Alexander setzte der politischen Umwälzung Griechenlands die Krone auf. Im Besitze einer Militairmacht, welche durch unbedingten Gehorsam und durch die daraus entspringende Einheit ihrer kriegerischen Handlungen Alles überbot, was die stets uneinigen griechischen Freistaaten ihm entgegenstellen konnten, machte er sich zum Beherrscher Griechenlands und eines großen Theils von Asien. Sein Heer glich in den wesentlichsten Stücken den stehenden Heeren des neuen Europa, und die Geschichte derselben kann gewissermaßen schon mit Alexandern abschließen; denn bis zu diesem Zeitpuncte hatte die bewaffnete Macht bereits den ganzen Cyklus von Erfahrungen durchgemacht.

Die Geschichte der Römer bietet ganz dieselben Erscheinungen dar. Auch sie betrachteten anfangs den Kriegsdienst als ein Vorrecht der Bürger, und Niemand konnte ein bürgerliches Amt erhalten, der nicht eine bestimmte Reihe von Jahren im Heere und gegen den Feind gedient hatte. Das mochte in den ersten Zeiten der Republik recht zweckmäßig sein; die Beibehaltung dieses Systems war aber später nicht thunlich. Die Ausschließung der niederen Volksclassen vom Kriegsdienste wurde durch die Umstände geboten; Marius bewirkte jedoch ihre Emancipation und verflocht sie dadurch in sein Interesse. Anhaltende und auswärtige Kriege machten Soldtruppen unentbehrlich; die Heere wurden bald von selbst zu stehenden; diese Soldtruppen leisteten gute und schlechte Dienste, je nachdem die Männer waren, die an der Spitze standen. Das Abtrotzen von Privilegien, welches man namentlich den Prätorianern zur Last legt, war nur ein Beweis von Schwäche derjenigen, welche sich zu solchen Concessionen verstanden. Als Rom die damals bekannte Welt erobert hatte, hatte es ein stehendes Heer, dessen innere Einrichtung allen Machthabern später zum Muster diente.

Die Völker, welche das römische Reich zerstückelten, standen noch auf einer sehr niederen Stufe der Cultur, daher war bei ihnen kein Unterschied der Stände wahrzunehmen. Alles hatte zu den Waffen gegriffen und war dem Kühnsten und Erfahrensten in's Feld gefolgt. Auf die Eroberung folgte die Vertheilung des Eroberten und die Belehnung mit dem neuen Grundbesitze. Der Heerbann wich dem Lehnssystem (s. d.), welches durch die Ertheilung von Erblehen einige Modificationen erlitt, und der Aristokratie ein Uebergewicht verschaffte, das oft der königlichen Macht verderblich wurde. Karl Martell half diesem Uebel durch Einführung von Miethstruppen etwas ab; diese bildeten den herrschbegierigen Vasallen gegenüber eine bewaffnete Opposition; doch waren sie nicht zahlreich genug, um ihnen die Spitze bieten zu können. Karl der Große befestigte die Monarchie auf's Neue. Indessen war die Idee des Staates und einer kräftigen Heerverfassung den Germanen immer noch fremd geblieben, daher erblickt man überall Kampf der Einzelnen gegen das Ganze, dessen wahres Interesse Niemand recht begriff. Eine unausbleibliche Folge davon war die Zerstückelung des großen Reichs nach Karl's Tode.

Die Bildung der Ritterorden hatte an sich einen lobenswerthen Zweck, trug aber zur Wohlfahrt des Staates, dessen Hauptunterlage der dritte Stand ist, nichts bei; sie führte bald zu neuen inneren Spaltungen. Für entfernte Kriege war ein aus Vasallen und Lehnsleuten zusammengesetztes Heer ein durchaus unzureichendes Werkzeug, und die politische Existenz der Staaten mithin auch wenig gesichert. Die Fürsten bemühten sich deßhalb, geregeltere

Kriegerscharen zu bilden, wodurch die Soldtruppen immer mehr in Aufnahme kamen. Die Habgier der Vasallen trug nicht Wenig dazu bei, die Soldtruppen zu vermehren; denn waren die Fürsten in Verlegenheit, so machten die Vasallen neue Forderungen, und versagten den Dienst, wenn diese nicht bewilligt wurden.

Um sich von dieser Abhängigkeit von dem vornehmsten und eigenwilligsten Theile ihrer Unterthanen zu befreien, begünstigten die geldarmen Fürsten die Städte, verliehen ihnen Privilegien, beförderten dadurch ihren Wohlstand, verlangten dann aber auch persönliche und pecuniäre Unterstützung. Neben den Soldtruppen entstanden nunmehr Bürgermilizen; beide zusammen befestigten die Monarchie. Neue Waffen, nämlich die Armbrüste und nachher die Feuerröhre, wurden der Ritterschaft nicht minder gefährlich, am meisten aber der Landfriede, welcher die Fehden und Raufereien verbot.

England machte zuerst den großartigsten Gebrauch von Soldtruppen in dem Kriege gegen Frankreich zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Frankreich folgte bald seinem Beispiele durch Errichtung der Ordonnanzcompagnien (s. d.). In Deutschland bildeten die Landsknechte (s. d.) den Kern der Kriegsmacht. Das Zeitalter Ludwig's XIV. läßt sich als den Punct in der Geschichte bezeichnen, wo die stehenden Heere, wie man sie im 18. Jahrhundert findet, ihre völlige Entwickelung erlangten. Diese Kriegsmacht war auf Werbung und Geld gegründet; die Staaten hatten sich zur vollkommenen Einheit ausgebildet, indem sie die persönlichen Kriegsdienste in eine Geldabgabe verwandelten. Wer viel Geld hatte, konnte viel Soldaten halten. So blieb es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Da brach die franz. Revolution aus. Die bisher gebrauchten Kriegskräfte reichten nicht aus. Frankreich, von allen Seiten bedroht, bot die ganze Nation auf, für die Existenz der jungen Republik zu kämpfen. Der Enthusiasmus und die Furcht vor dem Henkerbeile setzten Kräfte aller Art in Bewegung. Frankreich bekam dadurch das Uebergewicht, und hat es auch so lange behalten, bis die deutschen Fürsten dieselben Mittel anwendeten.

Was die Noth geschaffen hatte, wurde später beibehalten und weiter ausgebildet. Das englische Heer abgerechnet, welches gesetzlich nur aus Angeworbenen bestehen darf, giebt es in ganz Europa kein stehendes Heer in dem Sinne des vorigen Jahrhunderts. Das Gesetz verpflichtet jeden Staatsbürger, mit geringen Ausnahmen, zum Kriegsdienst, der auch in den meisten Staaten persönlich geleistet werden muß, doch nur auf kurze Zeit. Das stehende Heer ist gleichsam nur eine praktische Kriegsschule; wer seinen Cursus durchgemacht hat, tritt auf eine bestimmte Anzahl Jahre in die Landwehr, Kriegsreserve, oder wie man es heißen will. Die wirklich permanenten Glieder des Heeres sind eigentlich bloß die Officiere, die Rahmen und Stämme der Regimenter. Von der Masse der Streiter wird jährlich ein mehr oder minder großer Theil ausgeschieden und erneuert. Die jetzige Heerverfassung der meisten europäischen Staaten ist mithin eine zweckmäßig eingerichtete Volksbewaffnung.

Groß ist der Einfluß, welchen diese verschiedenen Heerverfassungen auf die Führung der Kriege gehabt haben, und niemals läßt sich diese richtig würdigen, wenn man jene nicht kennt. Das Studium eines jeden Krieges muß also mit dem Studium der Heerverfassung beider Theile beginnen (s. d. A. Heerbann, Lehnssystem, Nationalgarden, Landwehr, Cadresystem, Organisation).

Literatur. — „Ueber stehende Heere und Nationalmiliz," von Karl

von Rotteck, Freiburg, 1816, neue Ausgabe 1830. Der Verfasser ist bekanntlich ein großer Gegner der stehenden Heere, schlägt aber dessen ungeachtet vor, außer der Nationalmiliz ein Söldnerheer zu werben, weil ihm die Conscription verhaßt ist. „Ueber stehende Heere und Landwehr," vom Oberamtmann von Liebenstein, ist gewissermaßen eine Gegenschrift der obigen; der Verf. greift den großen Historiker und Philosophen zwar mit glacirten Handschuhen an, entkräftet aber als kundiger Beamter viele gewagte Behauptungen und ultramontanische Ideen. „Betrachtungen über Staatsverfassung und Kriegswesen, insbesondere über die Stellung des Kriegswesens zum Staate," von Beisler, 1822. „Das Wesen und die Folgen der stehenden Heere, Dresden, 1831," deckt nur die Schattenseiten der Militairverfassung des vorigen Jahrhunderts auf, ist mit oberflächlicher Geschichts- und mit noch weniger Sachkenntniß geschrieben, soll überhaupt einen — Kriegscassirer zum Verfasser haben. „Der Militairetat des Königreichs Hannover in politischer und finanzieller Hinsicht," vom Major Karl Jacobi, Hannover, 1831, ist eine Vertheidigungsschrift der hannöverschen Militairverfassung, welche aber die später eingetretenen Reductionen nicht verhindern konnte. „Die allgemeine Volksbewaffnung, ihre Organisation und ihre Vorzüge vor dem stehenden Heere, in Bezug auf Landesvertheidigung, Gesittung, Politik und Staatswirthschaft, Leipzig, 1831, von J. Sporschil, Privatdocent," ist ohne Sachkenntniß und ohne historische Kritik geschrieben (vergl. die Recension in der Berliner Militair-Literatur-Zeitung, 1832). „Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit, vom Hauptmann von Xylander, München, 1831," vertheidigt mit vielem Scharfsinn das preuß. Militairsystem, schlägt einige Verbesserungen vor, enthält sehr treffende Bemerkungen über die an die Befehlshaber aller Grade zu machenden Forderungen und skizzirt am Schlusse die in Europa bestehenden Heerverfassungen. Pz.

Heerbann heißt die uralte Kriegsverfassung der Deutschen. Wer mehr Lust am Kriegerleben als an friedlichen Beschäftigungen fand, diente den Herzogen und Grafen auf ihren Streifzügen und erhielt dafür einen bestimmten Antheil an der Beute. Je glücklicher der Anführer war, desto größer wurde sein Gefolge, desto mehr entflammte sein Unternehmungsgeist, welcher nun auch auf Erwerbung von Länderbesitz ausging. Aus der erobernden Kriegerhorde wurde dann ein Verein von Grundbesitzern, die keine andere Pflicht gegen das Oberhaupt hatten, als die Vertheidigung des Landes. Das Stück Land, welches den Kriegern durch das Loos zufiel, hieß Allod; es konnte nicht bloß an die Kinder, sondern auch an die nächsten Anverwandten vererbt werden. Rief ein feindlicher Angriff die Besitzer der Alloden zu den Waffen, so folgten sie dem Fürsten, wozu jeder Freie verpflichtet, wovon jeder Leibeigene ausgeschlossen war. Selbst die Geistlichen mußten dann gewaffnet erscheinen. So bildete sich der Heerbann, auch Hermanei und Arimannia genannt. (Stenzel's Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands im Mittelalter.) Pz.

Heereintheilung, s. Armee.

Heerführer, s. Feldherr.

Heerstraßen, s. Straßen und Wege.

Heerverwaltung, s. Verwaltung.

Heerwagen. Als Beitrag zur Charakteristik des Kriegswesens im Mittelalter dürfte es nicht uninteressant sein, über die Bedeutung dieses Wortes hier etwas zu erwähnen. Unter Heerwagen verstand man einen starken, mit eisernen Ketten und andern Kriegsbedürfnissen versehenen Wa-

gen, welchen die landsässigen Städte und Klöster bei Heerzügen dem Landesheere zu stellen hatten. Buder in seinen Observat. jur. publ. et feud. p. 169 sagt: Zu der Ausrüstung eines solchen Wagens gehörten 1 Hakenbüchse, 2 Aexte, 2 Schaufeln, etliche Hufeisen und Nägel, so wie Pfähle mit Eisen beschlagen; er mußte ferner mit einer Quantität Brod, Butter, Käse, Speck, Fleisch, Bohnen &c. versehen sein, und vertrat sonach auch die Stelle eines Proviantwagens. Der Reichsabschied vom Jahre 1431 verordnet, daß jeder Heerwagen mit einer eisernen Kette, 15 Schuh lang, und mit 2 Bretern versehen sein soll, daß er ferner von 2 Wagenknechten begleitet sein soll, welche etliche Schaufeln, Haken, eiserne Flegel und andere Kriegsinstrumente mitzubringen haben. Manche Städte mußten zu jedem Heerzuge, andere nur in gewissen Fällen Heerwagen stellen. Italienische Schriftsteller erwähnen die Heerwagen auch zu Tragung der Heeresfahne. Zu diesem Zwecke bestanden sie aus einem viereckigen, roth angestrichenen Karren, auf welchem 2 dicke Stangen errichtet waren, welche das Banner der Stadt trugen, zu deren Truppen sie gehörten. Zu ihrer Fortschaffung bediente man sich zweier, eigens dazu gehaltener, starker Ochsen. Die vornehmsten Bürger mußten bei einem solchen Heerwagen die Wache halten.

Heidegger, Karl Wilhelm von Heideck, genannt, k. baierscher Generalmajor und Kämmerer, Mitglied der Regentschaft von Griechenland, ward am 6. Decbr. 1788 zu Saawalden im Moseldepartement des Königreichs Frankreich geboren, wo sein Vater in Garnison stand. H. erhielt im Cadettencorps zu München von 1801 an die erste militairische Bildung und trat 1805 als Artillerielieutenant in die active Armee. 1806 und 7 war er bei dem Feldzug in Preußen und Schlesien, 1809 im Generalstabe des Marschalls Lefèbre in Oestreich, kämpfte bei Abensberg, Eckmühl und Regensburg, zeichnete sich beim Uebergang über den Inn bei Wasserburg aus und begleitete dann die baierschen Truppen 2 Mal nach Tyrol. Bei Linz erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Freiwillig nahm er darauf von 1810 bis 1813 Theil an den Kriegen der Franzosen in Spanien, focht dort bei Torresvedras, Fuentes de Onor &c. und ward mehrmals von den französischen Generalen zu wichtigen Sendungen benutzt. Während der Waffenruhe nach der Schlacht von Bautzen kehrte er nach München zurück und stritt in der Schlacht bei Hanau zum ersten Male wider die Franzosen. Am Weihnachtstage 1813 überrumpelte er über der franz. Grenze das Fort Blamont und ward 1814 nach dem Einzug der Verbündeten in Paris Major. Von 1814—16 begleitete er den Kronprinzen von Baiern nach England, den Feldmarschall Wrede zum Wiener Congreß und ward nach Wiederherstellung des Friedens als Commissair zu der mehrere Jahre dauernden Grenzberichtigung nach Salzburg abgeordnet. Später lebte er in München, wo er sich vorzüglich mit der Malerei beschäftigte und mehrere sehr geschickte Gemälde ausführte, zu denen er Skizzen auf seinen früheren Feldzügen gesammelt hatte. Ende 1826 ging der damalige Oberstlieutenant H. mit Genehmigung seines Königs nach Griechenland, um mit 8 baierschen Subalternofficieren den Hellenen seine Dienste zu widmen und namentlich bei denselben für die Bildung regulairer Truppen zu sorgen. Der Aufenthalt in Griechenland des während seiner Abwesenheit zum Oberst im Generalquartiermeisterstabe ernannten Herrn von H. dauerte bis 1829. Besondere Verdienste erwarb er sich um Griechenland durch Uebernahme der Regulirung und Vertheilung der von Griechenfreunden gesendeten Summen, durch Einwirkung auf die Fortbildung der regulairen Truppen, Anlegung von Hospitälern, Einrichtung von Kriegsschulen u. s. w. Aber auch mit dem Schwerte in

der Hand bewies er sich thätig. Er begleitete 1827 den Oberst Gordon bei der mißlungenen Expedition gegen Salamis, leitete im März desselben Jahres einen Angriff auf Oroges und focht unter Gordon vor Athen. 1828 übertrug der Präsident Kapodistrias dem Oberstlieutenant H. das Commando von Napoli di Romania, wozu er später das Militairgouvernement von Argos fügte. Die anstrengenden Dienstgeschäfte, denen sich H. mit ganzer Seele widmete, zerrütteten aber seine Gesundheit, und er war gezwungen, sehr gegen den Wunsch des Präsidenten der Nationalversammlung von Griechenland, seine Anstellung aufzugeben und sich im Winter 1829 nach Rom zu begeben, um sich dort wiederherzustellen. Vor seiner Abreise ward ihm vom Nationalcongreß ein Danksagungsschreiben und das Patent als griechischer General überreicht. Der König Ludwig von Baiern nahm den Oberst H. 1830 von Rom mit nach München, wo dieser abermals den größten Theil der ihm frei bleibenden Zeit der Malerkunst widmete. Um die Mitte des Jahres 1832 war er zum Mitglied der Festungsbaucommission von Ingolstadt ernannt worden, jedoch noch nicht zu seiner Bestimmung abgegangen, als die Erwählung des baierschen Prinzen Otto zum König von Griechenland ihm abermals einen wichtigen Posten in der von ihm geliebten Hellas verschaffte. Ein Decret des Königs von Baiern ernannte den Obersten und Kämmerer von H. am 5. Octbr. 1832 zum Generalmajor und Mitglied der Regentschaft von Griechenland. H. reiste deßhalb noch im December von München ab und hielt am 6. Febr. 1833 mit dem König Otto seinen feierlichen Einzug in Nauplia.

Der Generalmajor von H. besorgt bei der Organisation des neugriechischen Staates vorzüglich die Militairangelegenheiten und mag da allerdings mit manchen, auf Nationalvorurtheilen gegründeten Mißverhältnissen zu kämpfen haben. Die von Baiern aus häufig zugesendeten Freiwilligen werden aber bald den Stamm zu einer griechischen Armee geben, der sich später die Eingebornen, wenn sie ihre guten Einrichtungen kennen lernen, gewiß anschließen werden.

Die Beurtheilung der künstlerischen Leistungen des Herrn v. H. bleibt der Kunstkritik überlassen und überschreitet die diesem Werke bestimmten Grenzen; eben so wenig dürfte ein Eingehen in die politischen Ansichten der Regentschaftsmitglieder von Griechenland, welche über verschiedene Puncte nicht ganz übereinstimmend sein sollen, hier an seinem Platze sein. Im Lobe des Generals von H. sind in Griechenland alle Parteien einverstanden. (Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 3. Jahrgang. 1832.)

E.

Heiducken, Haiducken, Hayducken, waren bis zum Jahre 1741, wo dieselben aufgelöst wurden, eine Art leichter ungarischer Fußtruppen. Ihre Entstehung schreibt sich von Anfang des 17. Jahrhunderts her, wo Ungarn durch bürgerliche Kriege heimgesucht ward, in Folge deren man die gewöhnlichen Feldtruppen daselbst zum fortgesetzten Dienste anwarb und ihnen einen District von 6 Ortschaften, der noch heute der Hayduckendistrict heißt, einräumte. Ihre Verwaltung war militairisch und sie genossen eine Menge Freiheiten, von welchen die jetzigen Bewohner noch einen Theil haben.

Heilsberg, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Königsberg am linken Ufer der Alle mit 3926 Einw., war 1703 das Hauptquartier von Karl XII.

Gefecht den 10. Juni 1807.

Nach der Schlacht von preußisch Eilau (s. d.) hatte sich die franz. Armee hinter die Passarge zurückgezogen und die preußisch-russische Armee

rückte von Neuem gegen dieselbe vor, wodurch sich zwischen der Passarge und Alle mehrere kleine Gefechte entspannen, von denen das am 25. Febr. bei Braunsberg, wo die Franzosen die Preußen nach sehr hartnäckigem Kampfe aus dieser Stadt verdrängten und über die Passarge zurückwarfen, das Bemerkenswertheste bleibt. Um die Mitte des Monats März hatten die beiden in Preußen kämpfenden Armeen folgende Stellung. Napoleon mit seinen Garden stand bei Osterode, der Prinz von Pontecorvo bei preuß. Holland, der Marschall Soult bei Liebstadt, der Marschall Ney in Guttstadt, der Marschall Davoust in Allenstein. Bei der alliirten Armee hatte der russische Obergeneral von Benningsen sein Hauptquartier in Bartenstein und in der Nähe dieses Ortes, an beiden Ufern der Alle, den größten Theil seiner Streitkräfte; der General L'Estocq stand in Heiligenbeil und der General Tolstoy in Seeburg.

In dieser Stellung blieben beide Armeen ruhig und suchten sich zu verstärken und in mehr schlagfertigen Stand zu versetzen. Inzwischen ward Danzig belagert und capitulirte nach ehrenvoller Vertheidigung. Nach diesem für die Alliirten großen Verluste, und nachdem einige angeknüpfte Unterhandlungen zwischen den kriegführenden Mächten sich wieder zerschlagen hatten, und die russischen Garden unter dem Großfürst Constantin in den ersten Tagen des Aprils bei der Armee eingetroffen waren, beschloß der General Benningsen, die Franzosen in ihrer Position anzugreifen. In der verschanzten Stellung bei Heilsberg hatte er 50,000 M. versammelt und rückte den 5. Juni in mehreren Colonnen gegen die Passarge vor. Mit dem Angriffe des Marschall Ney bei Guttstadt, erfolgte zugleich der auf die starken Brückenköpfe von Schomden, Lomitten und Elditten, wogegen die Preußen einen Versuch auf Braunsberg machten. Der Marschall Ney ward zum Rückzuge genöthigt und ging nach hartem Widerstande in Ordnung den 7. bei Deggen über die Passarge zurück. Von den gleichzeitig angegriffenen Brückenköpfen ward troz der wiederholten Stürme nur der von Lomitten erobert. Die Armee blieb den folgenden Tag unthätig stehen, während Napoleon eiligst das Corps des Marschalls Soult bei Elditten übersetzte, den rechten Flügel der Russen zu umgehen und von Königsberg abzuschneiden.

Dies erwartete Benningsen nicht und zwang ihn, sich über Guttstadt wieder über die Alle auf Heilsberg zurückzuziehen, in welcher Position die detaschirten Corps sich eiligst sammeln sollten. Die russische Division des Generals Kaminsky stieß hierbei, von Mehlsack kommend, bei Wolfsdorf auf den Feind und gelangte nur nach sehr hitzigem Gefechte nach Heilsberg.

Napoleon rückte dagegen den 9. mit den Corps der Marschälle Ney, Davoust, Lannes, mit der Garde und Reservecavalerie über die Passarge zur Vorfolgung und zum Angriffe vor, warf die Arrièregarde bei Glottau zurück und war den Abend in Guttstadt, zu welcher Stunde die Russen in Heilsberg eintrafen.

Die verschanzte Position, welche die alliirte Armee, hier 84,000 M. stark, bei Heilsberg inne hatte, war keine sehr günstige. Die Alle trennte beide Flügel, Heilsberg lag hinter der Front, und der rechte Flügel der Armee, unter Befehl des Großfürst Constantin, hatte nur schlechte Verschanzungen, die Straße nach Landsberg und preußisch Eilau war wenig gedeckt. Der linke Flügel, unter Befehl des Fürsten Gottschakow, auf dem rechten Ufer der Alle, war dagegen stärker verschanzt. In dieser Position glaubte der General Benningsen eine Schlacht annehmen zu können. Den 10. früh 9 Uhr recognoscirte Napoleon diese Position und entschied sich schnell für den richtigsten Angriffspunct. Gegen Mittag drangen das Corps des

Marschalls Soult und die Cavalerie des Großherzogs von Berg gegen Lanau vor, welches Dorf von dem General Barasdin besetzt war. Nach einem sehr tapferen Widerstande mußte dieser zurückweichen und konnte, nach erhaltener Verstärkung, unter dem General Lewow, sich nur mit großer Anstrengung bei Bowernik behaupten, wenn auch 60 Geschütze in der Front, den Feind auf das Wirksamste beschossen. Während dieses wüthenden Kampfes hatte sich die russiche Armee hinter ihren Verschanzungen in Schlachtordnung aufgestellt. Der Fürst Bagrathion war mit seinem Corps so eben von Reichenberg eingetroffen und mußte eiligst über die Alle setzen zur Verstärkung der Stellung bei Bowernik. Indessen warf sich Napoleon mit dem größten Theil seiner Streitkräfte auf diesen Punct, und war auch der General Uwarow mit einigen Regimentern noch zur Unterstützung herbeieilte, konnte die Stellung bei Bowernik doch nicht behauptet werden. Napoleon hatte seine Garden und Reserven in das Gefecht gebracht und zwang nach bedeutenden Verlusten die Russen, sich gegen Abend auf die feste Stellung des Hauptheeres zurückzuziehen, welches um Mittag durch das Eintreffen des Corps unter dem General Graf Kaminsky auf dem linken Flügel noch verstärkt war. Es begann jetzt das Feuer auf allen Puncten der Schlachtlinie. Gegen 9 Uhr Abends suchten die Franzosen die Verschanzungen zu erstürmen, wurden indessen zurückgeworfen und ihnen selbst einige schon erstiegene Schanzen wieder entrissen, bei welcher einer sie an 5000 M. verloren. Während dieses Kampfes hatte die Division des Generals Verdier von der Reserveinfanterie des Marschalls Lannes, welche sich um diese Zeit mit in das Gefecht verwickelte, eine Bewegung gemacht, wodurch die Russen auf ihrem rechten Flügel umgangen und von der Straße nach Landsberg abgeschnitten wurden. Bis in die Nacht 11 Uhr ward das heftige Feuer fortgesetzt, und erst da zog der Kaiser seine Truppen aus dem Gefechte und lagerte mit allen seinen Corps bei den Dörfern Bowernik, Langenwiese und Lawden; die Cavalerie dehnte sich bis Retsch aus.

Den 11. früh recognoscirte der General Benningsen sogleich die Stellung der franz. Armee. Das Corps des Generals Kaminsky wurde aus den Verschanzungen gezogen, gesammelt und auf das rechte Ufer der Alle nach Bartenstein detaschirt, um zur Vereinigung mit dem preuß. Corps des Generals L'Estocq nach Königsberg aufzubrechen. In größter Eile zog er sich, bei den feindlichen Detaschements vorbeischleichend, über Neuken, Pohlback, Schuhwehnen auf Ueberwangen an den Freischingfluß und bewerkstelligte hier den 13. die Vereinigung. Der General Benningsen erwartete einen neuen Angriff des Feindes, ordnete daher die verschiedenen Corps hinter den Verschanzungen wiederum zur Schlacht und dehnte sich bis nahe an Großendorf aus. Indessen strebte Napoleon mit seiner Armee eine andere Front zu gewinnen, durch welche die russische Armee von Königsberg abgeschnitten und so zur Räumung der festen Position von Heilsberg gezwungen wurde, um ihr sodann eine Schlacht zu liefern, die für ihn ein siegreiches Ende des Feldzuges mit einem Schlage herbeiführen mußte. Nachmittags 4 Uhr nahm das Corps des Marschalls Davoust eine Stellung, wodurch den Russen die Straße nach preuß. Eilau verlegt ward. Als dem General Benningsen die Bewegung des Feindes von Großendorf auf der Straße nach preuß. Eilau gemeldet wurde, erkannte er die Absicht des Feindes und das Gefährliche seiner Lage. Er sah sich umgangen, von Königsberg abgeschnitten und gezwungen, die Position von Heilsberg zu verlassen, die Truppen auf dem linken Ufer der Alle wurden eiligst nach dem rechten Ufer gezogen, um 10 Uhr Abends die sämmtlichen Brücken über die Alle

abgebrannt und sodann zog die Armee, nach dem blutigen Kampfe und dem Abgange der Corps von l'Estocq und Kaminsky nur wenig über 60,000 M. stark, während der Nacht des ganzen folgenden Tages eiligst auf Bartenstein, woselbst die Corps sich sammelten, um Mitternacht wieder aufbrachen nach Schiggenbeil, dies den 13. vier Uhr Morgens erreichten und von hier auf Friedland gingen.

So strebte der General Benningsen, die Entwürfe des Feindes zu vereiteln. Napoleon suchte indessen seinen Plan mit aller Kraft zu verfolgen. Den 13. früh 4 Uhr rückte er in Heilsberg ein und fand hier bedeutende Magazine, welche die Russen nicht hatten fortbringen können, und der General Latour-Maubourg mit einer Dragonerdivision und 2 Brigaden leichter Cavalerie, unter den Generalen Dürosne und Wattier, verfolgten die Russen auf dem linken Ufer der Alle. Die übrigen Corps gingen eiligst in verschiedenen Richtungen gegen Königsberg, um die Russen zu überflügeln und von dieser Hauptstadt abzuschneiden. Den Abend desselben Tages traf der Kaiser in Eilau ein. Der General Latour meldete den 13. den Rückzug der Russen auf Schiggenbeil, auf welchem Wege sie viele Verwundete zurückließen. Der Kaiser sendete daher den Großherzog von Berg mit der Cavalerie und die Corps von Davoust und Soult gegen Königsberg und ging sogleich mit den Corps der Marschälle Ney, Lannes, Mortier, mit den Garden und dem Corps des Generals Victor, im Ganzen zwischen 70 bis 80,000 M. stark, über Domnau und Lamgasch auf Friedland.

Welche von beiden Parteien in diesem so blutigen Gefechte von Heilsberg, in welchem beide Theile große Verluste erlitten hatten, eigentlich Sieger geblieben ist, bleibt schwer zu ermitteln. Beide Theile schreiben sich den Sieg zu, und dem gemäß sind auch die beiderseitigen Berichte ganz widersprechend. Beide Armeen blieben auf dem Schlachtfelde stehen; aber die nächst folgenden Begebenheiten zeigen das Uebergewicht und den Sieg der Franzosen.

(Vergl. Geschichte des preuß. Staates. — Groß, milit. historisches Handbuch. — Französische Tagesberichte.) 27.

Heinrich I., mit dem Beinamen der **Finkler** (Anceps), weil er mit der Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Könige am Vogelherd überrascht worden sein soll. Richtiger aber würde man ihn den **Sachsen**, oder H. den **Großen** nennen; denn mit ihm beginnt das **sächsische** Regentenhaus in Deutschland. Er war der älteste Sohn des Herzogs **Otto** des Erlauchten von Sachsen, wurde im J. 876 geboren und zeichnete sich schon frühzeitig als unternehmender Feldherr im Kriege gegen die Daleminzier aus. Als im J. 912 sein Vater starb, erhielt H. alle dessen Besitzungen in Sachsen, Thüringen und einem Theile Ostfrankens. Allein König Konrad I. trug Bedenken, den feurigen Herzog als Herrn **aller** väterlichen Lande anzuerkennen. Da kam es zwischen Beiden zum Kriege. Konrad ließ zuerst seinen Bruder Eberhard mit einem Heere gegen Heinrich ziehen, das jedoch bei **Eresburg** gänzlich geschlagen wurde. Nun zog Konrad mit der ganzen fränkischen Macht zu Felde und belagerte den Herzog zu **Grona** (bei Göttingen). Aber die List des sächsischen Grafen Ditmar, welcher, während H. mit Konrad schon unterhandeln mußte, ankam und seinen Herzog fragte: „wo er mit den eben ankommenden 30 Legionen Sachsen (es waren aber bloß 5 M.) sich aufstellen sollte?" bewog die Franken zur Rückkehr. H. war gerettet und blieb nun unbestritten im Besitze der väterlichen Lande. Ja Konrad empfahl bei seinem Tode (918, den 23. Decbr.), selbst mit Uebergehung des eigenen Bruders Eberhard, eben den Herzog H. von Sach-

sen, den er früher bekämpft hatte, den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger; überzeugt, der werde die Krone am tapfersten schützen, der sie am tapfersten angegriffen habe. Eberhard selbst überbrachte ihm daher die heilige Lanze und die übrigen Reichsinsignien, und im Lager zu Fritzlar wurde H. zu Anfange des Jahres 919 von den Franken und Sachsen feierlich als König ausgerufen. Die Schwaben und Baiern aber willigten Anfangs nicht in diese Wahl, und die Ruhe des Reichs schien gefährdet. Doch kaum trat H. wider Burkhard, Herzog zu Schwaben, mit einem überlegenen Heere auf, als auch dieser sich zu friedlichen Verhandlungen verstand, und um so williger den Lehnseid leistete, da er mit dem Könige von Burgund im Kriege lag. Hierauf belagerte H. den Herzog Arnulf von Baiern in Regensburg, machte ihm aber so günstige Anträge, daß dieser ihm bald die Thore öffnete. H. bestätigte selbigen in dem Herzogthume und verlieh ihm das Investiturrecht der Bischöfe in Baiern; dafür erkannte ihn Arnulf als Lehnsherrn. So von den Deutschen allgemein als König anerkannt, wußte H. bald auch in Lothringen, dessen Herzog Giselbert mit Karl dem Einfältigen von Frankreich in Krieg gerathen war, die deutsche Lehnshoheit wieder geltend zu machen (923), und den mächtigen, aber schwankenden Herzog dadurch fester an sich zu binden, daß er ihm seine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab. Obgleich auf solche Weise das Reich im Innern beruhigt war, so droheten demselben doch schwere Gefahren von Außen, theils von den Raubheeren der Ungarn, thelis von den slavischen Völkern an der Oder bis nach Böhmen hinein; deßhalb richtete Heinrich nun seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit dahin, das Reich gegen diesen zweifachen Feind zu vertheidigen und zu schützen. Bei einem wiederholten Einfalle der Ungarn brachte er ihnen eine so empfindliche Niederlage bei, daß sie 924 einen 9jährigen Waffenstillstand eingingen. Mit ungemeiner Umsicht und rastloser Thätigkeit benutzte H. diese Zwischenzeit zur Sicherung und Kräftigung Deutschlands. Vor Allem verbesserte er das Kriegswesen, welches beim Antritt seiner Regierung ganz in Verfall gerathen war. Es fehlte an einer ordentlichen Landwehr; die vielen inneren Kriege wurden nur mit Dienstleuten geführt, und während die Großen mit ihrem Gefolge (s. d.) Privatstreitigkeiten ausfochten, zersplitterte sich die Gesammtkraft und gewährte für äußere Feinde keinen Schutz mehr. H. beschloß daher, vor Allem den längst erloschenen Heerbann (s. d.) wiederherzustellen. Wenn des Königs Aufgebot erging, waren nicht nur alle Dienstleute, sondern auch alle waffenfähigen, freien Landeigenthümer schuldig auszuziehen. Wer das 13. Jahr zurückgelegt hatte, mußte die Waffen tragen. Der älteste Bruder war der Erste zum Felddienst, um sichere und ausdauernde Leute zu haben. Wer 3 Tage nach dem Aufgebote nicht erschien, hatte das Leben verwirkt. Zweitens sorgte H. für die Sicherheit der Lande, besonders in Sachsen, durch geschlossene Orte und Besatzungen. Es gab zwar längst zerstreute Burgen in Deutschland, auch in dem gebirgigen Theile Sachsens, aber sie waren nicht hinreichend. H. ließ nun auch in den flächeren Gegenden, besonders an der Saale und Elbe, die Orte mit Mauern und Graben versehen, auch anderwärts die zerstörten wieder aufrichten und verbessern. Die vornehmsten dieser Plätze waren Merseburg, Meißen, Quedlinburg. Mit diesen Burgwarten war für die Folgezeit überhaupt eine Grundlage gewonnen zur Ausbildung städtischer Ordnungen und Verhältnisse; gleichwohl würde man H. mit Unrecht als den ersten Begründer eigentlicher Städte in Deutschland und als Urheber der ersten städtischen Verfassung ansehen. Seine Hauptabsicht

ging dahin, diese befestigten Orte gegen wilde Raubscharen mit regelmäßiger Besatzung zu versehen und durch Aufbewahrung der Vorräthe Hungersnoth, die gewöhnliche Folge feindlicher Verwüstungen, abzuwehren. So versammelte er unter andern durch Amnestie eine Anzahl herumziehenden Kriegsgesindels aus ganz Deutschland, gab ihnen Waffen und Grundstücke, und legte sie in die Festung Merseburg, mit dem Befehl, im Kriege mit den Wenden und Ungarn sich hervorzuthun. Diese merseburger Schar oder Legion kann als die erste stehende Grenzbesatzung (Garnison) betrachtet werden. Nicht geringere Verdienste hat H. um Bewaffnung und Organisation der damaligen Truppen. Die Hauptmacht bestand bisher im Fußvolk. Die Reiterei war gering und ungelenksam wegen ihrer schweren Bewaffnung. Weder diese mit ihren gewichtigen Lanzen, Streitäxten und Schlachtschwertern, noch die Spieße des Fußvolkes vermochten etwas gegen die ungarische Reiterei, welche auf ihren unermüdlichen Pferden eben so schnell einen Pfeilregen abschoß, als in verstellter Flucht sich wandte und wieder in den Rücken einbrach. H. führte leichtere Waffen ein und befahl, daß, wer es vermochte, in der Heerfolge Reiterdienst thun sollte. Diese wurden zu häufigen Uebungen angehalten. Er brachte die Kampfspiele wieder auf, wie man sie schon unter den Karolingern gekannt, nicht etwa zur bloßen Belustigung, sondern um das Ehrgefühl zu wecken und Gewandtheit zu lehren; er selbst that es darin Allen zuvor. Aus diesen Kampfspielen sind die Turniere entstanden. Bei dem Felddienste wurden die Reiter angewiesen, im leichten Gefecht die ungarischen Pfeile aufzufangen und dann plötzlich auf den Feind einzudringen. Die deutschen Heere stritten von jeher in großen Massen, drangen gewöhnlich mit einer Spitze in die feindlichen Reihen, und zuletzt kämpfte Mann gegen Mann. H. hielt auf geschlossene Glieder, aber nicht in tiefen Haufen, sondern in ausgedehnten Linien, um den gewöhnlichen Angriff der Ungarn im Rücken abzuhalten. Er überzeugte die Befehlshaber durch Erfahrung, daß auf geschickte Wendungen mehr ankomme, als auf große, unbehilfliche Massen. Er übte seine Völker während des Waffenstillstandes mit den Ungarn im Kriege gegen die angrenzenden Slaven, um sich dieser zuerst zu versichern, da die Ungarn sonst an ihnen Unterstützung fanden. Er ging bei seinen Unternehmungen aus der Mitte von Sachsen an der Elbe aufwärts (924). Zuerst griff er die Haveller an und eroberte mitten im Winter ihren Hauptsitz Brennaburg (Brandenburg). Dann rückte er gegen die Dalemincier diesseit und jenseit der Elbe bis zur Oberlausitz, und bemächtigte sich in 20 Tagen ihres Mittelpunctes Gana. Hierauf drang er in Böhmen ein, erschien mit seinem Heere vor Prag, und zwang den Herzog Wenceslav, Tribut zu geben. Während dieser Unternehmung wurde Meißen (am Bache Missin) befestigt und auch der ganze Stamm der Milziener unterworfen. Dagegen gaben jetzt die Rhedarier, vom Stamme der Wilzen, das Zeichen zum allgemeinen Aufstande unter den nördlichen Wenden. H. sendete aber ein starkes sächsisches Heer unter den Grafen Bernhard und Ditmar, welche bei Lenzen (in der Priegnitz) 930 in einer blutigen Schlacht den Sieg davontrugen. So brachte H. in wenigen Jahren die überelbischen Slaven zur Unterwerfung und erweiterte die Reichsgrenzen von der Elbe an bis an die mittlere Oder. Nun wandte er sich gegen die Normannen, schlug den jütländischen König Gorm und rückte die deutsche Grenze von der Elder bis an die Slye vor. Zugleich ordnete er eine nachdrückliche Grenzvertheidigung an, von Böhmen bis Jütland. Gegen die Normannen errichtete er die Mark Schleswig; gegen die Wilzen die nordsächsische Mark; gegen die Milziener und Daleminciet die

Markgrafschaft Meißen. Auch ließ H. die angefangenen Landesvertheidigungsanstalten vollenden; außer den 2 altsorbischen Festungen Sittau und Halle und der neuen zu Meißen wurden im Sorbenlande diesseits der Elbe und im jenseitigen Dalemincien viele Burgwarten errichtet, deren Besatzungen Kukbürger hießen. Auch führte H., da die Bevölkerung durch die Kriege sehr gelitten hatte, fränkische und sächsische Colonien theils in die meißnischen Lande, theils über die Elbe, und fing also an, deutsche Sprache und Sitten wieder rückwärts auszubreiten, wo vor der Einwanderung der Slaven deutsche Stämme gewohnt hatten. Die Deutschen wohnten meist in den festen Orten, die Slaven auf dem Lande, bis sie sich nach und nach zu einem Volke vermischten. So wurde Sorbenland wieder zur deutschen Provinz. Auf solche Weise hatte er nun seine Deutschen auf den Kampf mit den Ungarn vorbereitet, und als nach Ablauf des Waffenstillstandes die Gesandten derselben kamen, um den Tribut wieder zu holen, wies er sie mit Schimpf ab. Sich dafür zu rächen, brachen bald zahllose Schwärme durch das Land der Daleminzier in Thüringen ein, theilten sich dort in 2 Haufen, wovon der eine bei Sondershausen von den Sachsen und Thüringern vernichtet, und der andere in der Schlacht von Merseburg zur Rückkehr genöthigt ward. Seit dieser Zeit blieb das nördliche Deutschland von den Einfällen der Ungarn befreit. Nach diesen glücklichen Kriegen wollte H. nach Italien gehen, um die lombardische Krone und die römische Kaiserwürde von Neuem mit Deutschland zu verbinden. Sein Tod verhinderte dies. Der Held und Begründer der neuen Ordnung in Deutschland starb, etwas über 60 Jahre alt, nach 17jähriger Regierung, den 2. Juli 936 zu Memleben. Seine Leiche ward zu Quedlinburg in der St. Peterskirche feierlich beigesetzt. Sein Sohn Otto I. wurde zu seinem Nachfolger erwählt.

(Außer Treitschke's und Woltmann's Werken über Heinrich I., vorzüglich Pfister's Gesch. der Deutschen, in der von Heeren und Ukert herausg. Gesch. der europ. Staaten.) L.

Heinrich I., König von England, der dritte Sohn Wilhelm's des Eroberers, geboren 1070, folgte im J. 1100 seinem Bruder Wilhelm II, mit Uebergehung des ältesten Bruders Robert's von der Normandie, der sich zur Zeit der Erledigung des Thrones im gelobten Lande befand. Nach dessen Zurückkunft beschwichtigte H. seine Ansprüche an die Krone mit einer bedeutenden Rente, die jährlich ausgezahlt werden sollte; ein Mal geschah dies wirklich, aber schon bereute der König sein Versprechen und verweigerte, auf die große Gutmüthigkeit Robert's bauend, die Auszahlung. Diese Weigerung führte zum Kriege, bei welchem im J. 1107 die Schlacht bei Tinchebray in der Normandie geliefert ward, in der Robert sein Land verlor und gefangen ward; er blieb Gefangener bis an seinen Tod 1134. Jetzt wurde, einige kleine innere Zwistigkeiten abgerechnet, die Regierung H's ziemlich ruhig, bis im J. 1117 Ludwig der Dicke von Frankreich den Plan entwarf, dem Sohne Robert's, Wilhelm Criton, zu dem Besitze der Normandie zu helfen. H. kam 1118 in dieses Land; Ludwig zog sich zurück und schloß bald Frieden, den er aber auch schnell wieder brach. H. erschien abermals auf dem Festlande, lieferte den Franzosen ein Gefecht, worin er 2 Wunden erhielt, aber den Ritter, der sie ihm beigebracht, dennoch gefangen nahm, was auf seine Truppen so vortheilhaft wirkte, daß dies Gefecht, so wie ein zweites, das sich die Könige lieferten, von den Engländern gewonnen ward; der Krieg wurde überhaupt bis zu seinem Ende mit vieler Lebhaftigkeit geführt. Das J. 1121 brachte eine kurze Fehde mit den Wallisern, die, ohne gerade unglücklich zu enden, doch die gewünschten

Resultate nicht hatte. 1123 kam H. einer Revolution der Normannen zuvor; die beiden Chefs der Aufrührer, Robert von Mellent und der Graf von Montfort, wurden gefangen und somit die Sache beendet. Im J. 1127 ließ der König seine Tochter Mathilde, Witwe des deutschen Kaisers Heinrich V., als seine präsumtive Erbin anerkennen, was um so leichter wurde, da sie mütterlicher Seite aus dem Blute der sächsischen Könige herstammte; sie heirathete später Gottfried Plantagenet, Grafen von Anjou. Diese Verbindung war weder nach dem Sinne Mathilde's, noch nach dem der normännischen Großen, von denen wohl mancher selbst auf die Hand der Wittwe gerechnet haben mochte, ein Umstand, der um so bedeutender erschien, als in dieser Periode Wilhelm Criton Graf von Flandern geworden war. Hierzu hatte ihm Ludwig von Frankreich verholfen, und dies führte einen neuen Krieg zwischen England und Frankreich herbei. H. fiel mit einer Armee in Frankreich ein, während die von ihm bestochenen Flamänder sich gegen ihren neuen Herrn erklärten, der zuerst Alost zum Gehorsam zurückführen wollte, bei dessen Belagerung er aber eine Wunde erhielt, an der er nach wenigen Tagen starb. Dieser Umstand, und die Ankunft der englischen Armee in Frankreich störten Ludwig's Absichten; er schloß Frieden mit H., und dieser hatte von jetzt an bis zum Ende seiner Regierung weiter keine Streitigkeiten mit Frankreich, wie er denn überhaupt bis an seinen Tod, im August 1135, in Ruhe blieb. Auf dem Throne folgte ihm sein Neffe Stephan von Blois. (Huntingdon. — Eadmer.) F. W.

Heinrich II., König von England, der Erste aus dem Hause Anjou, der den englischen Thron bestieg, war der Sohn Gottfried's Plantagenet, Grafen von Anjou und Mathilde's, Tochter und Erbin König Heinrich's I. aus dem normännischen Stamme, ward geboren im J. 1133, erbte Anjou 1150 und folgte seinem Oheim Stephan von Blois als König im Jahre 1154.

Die Engländer waren des Bürgerkrieges überdrüssig, der so lange ihr Land verwüstet hatte, und obgleich der Tod des Königs Stephan Gelegenheit zu neuen Unruhen geben konnte, so erwarteten sie doch ruhig die Ankunft H's, der erst 6 Wochen nach Empfang der Nachricht von Erledigung des Thrones aus der Normandie in England eintraf. Während dieses Zeitraumes war Niemand da, der seine Rechte bestritt; einer Seits war der Prinz Wilhelm, Sohn Stephan's, nur als ein Mensch von sehr mittelmäßigen Talenten bekannt, anderer Seits hatten viele der Großen in den letzten Zeit sich zu offen gegen seinen Vater erklärt, um nicht Wilhelm's Rache zu fürchten; auch war H. an sich schon ein mächtiger Fürst, dessen Anhänger noch überdies die Mehrzahl der festen Plätze des Inselreiches besetzt hatten. Er wurde deßhalb 1155 gekrönt, ohne eine Stimme gegen sich zu haben, und vereinte seine Besitzungen auf dem Festlande, Saintonge, Anjou, Maine, Poitou, Touraine und die Normandie mit der englischen Krone. H. begann die Regierung mit der Zerstörung einer großen Anzahl befestigter Schlösser, die nur den Unruhstiftern zum Schutze dienten, und schickte auch die fremden Söldner, von den Engländern Brabançons genannt (s. Routiers) aus dem Lande. Im J. 1156 ging er auf das Festland, um dem Könige von Frankreich den Lehnseid für die dortigen Besitzungen zu leisten, mehr aber wohl, um Anjou seinem Bruder Gottfried zu entreißen, welches dieser unter mehreren Vorwänden an sich gebracht hatte; trotz Gottfried's Widerstande wurde durch Waffengewalt die Absicht erreicht. Nach der Rückkehr schloß H. einen vortheilhaften Tractat mit Malcolm von Schottland, der ihm mehrere Ländereien zurückgab, die unter der vorigen Regierung ab-

getreten worden waren. Während dessen fielen die Walliser in England ein; der König sammelte ein zahlreiches Heer, ging nach Wallis, welches er mit Feuer und Schwert verwüstete, so weit er kommen konnte; allein es war ihm unmöglich, die in ihren Bergen stehenden Feinde zu schlagen, im Gegentheil erlitt seine Avantgarde eine totale Niederlage, welche den Rückzug der ganzen Armee zur Folge hatte. Dessen ungeachtet schloß H. einen Frieden, worin ihm das Recht wurde, durch die Wälder von Wallis Wege zu bahnen, wann und wo es ihm beliebte, was allerdings für künftige Kriege vortheilhaft war. Im J. 1160 wollte der König seine Ansprüche auf die Länder des Grafen von Toulouse mit den Waffen geltend machen; er schloß deßhalb vorher noch ein Bündniß mit Raymund, Grafen von Aragonien und Barcelona, bewog auch den König von Schottland zu einer mächtigen Hilfe, und als das Heer schlagfertig war, marschirte er nach Languedoc, nahm unterweges Cahors und schritt zur Belagerung von Toulouse, die er aber aufgeben mußte. Er war wegen dieses Zuges mit Ludwig von Frankreich in Zwist gerathen, der aber bald geschlichtet wurde, so wie dies 1163 bei einem anderen Kriege beider Monarchen der Fall war; ein dritter Krieg, 1170, endete fast eben so schnell, als er begonnen hatte. Das Jahr 1172 setzte H. in den Besitz von Irland, welches schon vorher zum Theil durch einige englische Große, namentlich durch den Grafen von Pembroke, ohne Einwilligung des Königs erobert worden war. Im nächsten Jahre bildete sich eine Verschwörung gegen H., an der seine eigenen Söhne, so weit es ihr Alter erlaubte, Theil nahmen, in Folge welcher seine Geliebte auf Befehl der Königin umgebracht ward, und der älteste Sohn Heinrich nach Frankreich ging, wohin auch die anderen Söhne von ihrer Mutter Eleonore gesendet wurden, die dadurch den Zorn des Gatten noch mehr auf sich zog und gefangen gesetzt wurde. England ward auf mehreren Puncten angegriffen; König H. vertheidigte sich mit Energie und gewann Vortheile. Ein Heer Soldtruppen brachte die Bretagner zum Gehorsam, der Graf von Leicester, an der Spitze der Mißvergnügten Englands stehend, ward von dem königlichen Feldherrn Humphry Bohun geschlagen und gefangen; gleiches Schicksal bereitete Bohun dem Könige Wilhelm von Schottland, der erst im Schlosse von Richmond, dann in der Normandie seine Gefangenschaft endete. König H. hatte während dieser Ereignisse auf der Insel auch die revoltirten Länder auf dem Festlande größtentheils zum Gehorsam gebracht, und wurde so vom Glücke begünstigt, daß ein Heer von Franzosen und Flamändern, welches sein Sohn Heinrich zusammengebracht und in Gravelines eingeschifft hatte, durch widrige Winde gehindert ward, nach England überzufahren. Der König von Frankreich berief seine Truppen von Gravelines zurück und belagerte Rouen, welches sich hartnäckig vertheidigte. H. war in England, das er beruhigte, kam aber mit einem auserlesenen Truppencorps nach dem Festlande und nöthigte den König Ludwig, die Belagerung aufzuheben; die Franzosen verloren die ganze Bagage und bewirkten ihre Flucht nur in großer Unordnung. 1174 schlossen beide Monarchen Frieden; im nämlichen Jahre wurde auch der König von Schottland unter harten Bedingungen aus der Gefangenschaft entlassen, huldigte dem englischen Monarchen und dem Thronfolger, und trat mehrere Städte ab. Die innere Ruhe in der königlichen Familie ward durch den 1183 erfolgten Tod des jüngeren Heinrich's nicht hergestellt; denn schon 1185 verursachte der Prinz Richard einen Aufstand in Guienne und bekriegte seinen Bruder Gottfried von Bretagne. König H. bereitete sich vor, ihn zu bestrafen, aber Richard unterwarf sich. 1186 brach abermals ein Krieg zwischen England und

Frankreich aus, endete 1187, erneuerte sich 1188, und Richard warf sich in die Arme Philipp's von Frankreich, dem er für die festländischen Besitzungen die Huldigungen leistete. Die Unterthanen der eben genannten Länder fielen von H. ab, der 1189 einen nachtheiligen Frieden schließen mußte, welchen er nicht lange überlebte; denn noch im nämlichen Jahre starb er zu Chinon vor dem Altare der Kirche, wohin er sich hatte tragen lassen. Der Tag seiner Geburt, der 3. Juli, ward auch sein Todestag. (Samuel Daniel: Life of king Henry II.) F. W.

Heinrich IV., auch von Manchen der Große genannt, König von Frankreich und von Navarra, wurde am 31. Decbr. 1553 zu Pau geboren; sein Vater war Anton von Bourbon, Herzog von Vendome und König von Navarra, und stammte in männlicher gerader Linie von Ludwig dem Heiligen ab. H. führte bis 1572 den Titel Prinz von Bearn, wo seine Mutter in Paris starb, nachdem er schon 10 Jahre früher seinen Vater an den Folgen einer bei der Belagerung von Rouen erhaltenen Verwundung verloren hatte. Am Morgen der berüchtigten Bartholomäusnacht erklärte Ludwig IX. dem nunmehrigen König von Navarra und dem Prinzen von Condé, daß er Beiden verzeihen würde, wenn sie ihre Religion veränderten; der König von Navarra that es, versicherte aber 1575 öffentlich in Rochelle, daß nur die gewisse Aussicht, im Weigerungsfalle das Leben zu verlieren, ihn dazu vermocht habe. H. von Navarra stellte sich an die Spitze der Protestanten und erfocht mehrere Vortheile über die katholische und königliche Partei; gewann 1587 die Schlacht bei Coutras und vereinigte sich 1589 mit Heinrich III. in Tours, den er auch bei der Belagerung von Paris unterstützte. Nach der Ermordung dieses Monarchen folgte ihm H. als nächster legitimer Thronerbe und nahm den Titel König von Frankreich und von Navarra an; seine Gegner wollten zwar seinen Oheim, den alten Cardinal von Bourbon, unter dem Namen Karl X. auf den Thron setzen, fanden jedoch für dessen Interesse nur einen geringen Anhang. H. verlor inzwischen keine Zeit, sich in Dieppe zu befestigen, wo ihn der Herzog von Mayenne angriff, aber am 22. Septbr. 1589 bei Arques geschlagen wurde. Unter mehreren Siegen, die er jetzt erfocht, und welche seine Macht begründeten, war der von Ivry (s. d.) den 14. März 1590 der wichtigste. Am nämlichen Tage siegten seine Feldherren bei Issoire in Auvergne und unterwarfen diese Provinz. Hierauf schritt H. zur Belagerung von Paris, welches der spanische General, Prinz von Parma, in dem Aufruhr gegen den rechtmäßigen Herrscher zu erhalten strebte. Der Cardinal Bourbon starb; die dem Könige feindliche Partei in Frankreich wollte einen neuen Monarchen wählen, was jedoch zur Folge hatte, daß die noch anwesenden Mitglieder des Parlaments von Paris eine Erklärung erließen, des Inhaltes, daß die Krone nie von dem regierenden Hause getrennt werden könne. Die Spanier, gegen welche dieser Beschluß besonders gerichtet war, indem sie ihren Monarchen, Philipp II., auf den franz. Thron zu heben gedachten, schlugen nun den Herzog von Guise zum König vor; doch der Herzog von Mayenne durchkreuzte diese Plane, indem er sich für H. erklärte, der sich im katholischen Glauben hatte unterrichten lassen und sein Glaubensbekenntniß am 25. Juli 1593 in der Kirche von St. Denys öffentlich in die Hände des Erzbischofs von Bourges ablegte. Er wurde hierauf zu Chartres, da Rheims noch in der Gewalt seiner Gegner war, am 27. Febr. 1594 gekrönt und gesalbt. Nach dieser Feierlichkeit erklärten sich Paris und die beträchtlichsten Städte Frankreichs für ihn, und der stets siegreiche König schlug die Spanier unter dem Connetable von Castilien bei Fontaine

française, unweit Dijon. Am 24. März 1594 zog H. in Paris ein; das Parlament verordnete, daß dieser Tag jährlich durch einen feierlichen Aufzug gefeiert werden sollte. Durch einen gelungenen Ueberfall wurde der König Meister von Amiens, und die Liguisten kehrten nun endlich zum Gehorsam zurück; sie wurden alle sehr gut aufgenommen, und H. bewies, daß er eben so tapfer als großmüthig sein könne. Während dieser Zeit wurden mehrere Versuche gegen sein Leben gemacht; ein Bürgerssohn von Paris, Chatel, hätte bald sein Ziel erreicht, er verwundete den König im Gesichte. Dieser wollte ihm zwar das Leben schenken, doch das Parlament verdammte ihn zum Tode, und das Urtheil wurde an ihm, so wie an Barrière, der des gleichen Verbrechens angeklagt war, vollzogen. Im Monat Juni kam zu Vervins der Friede mit Spanien zu Stande, und im April desselben Jahres wurde das berühmte Edict von Nantes gegeben. Zehn Jahre lang genoß Frankreich unter einer milden Regierung das Glück des Friedens, sein Wohlstand hob sich mehr und mehr, der König hatte nur mit Spanien Streitigkeiten, und ein neuer Krieg mit dieser Macht sollte ausbrechen, als H. am 14. Mai 1610 in Paris durch die Hand eines Meuchelmörders, Ravaillac, fiel, nachdem er 38 Jahr in Navarra, 21 Jahre in Frankreich regiert hatte, und 57 Jahr 5 Monate alt geworden war. H. hatte keine Fehler, wohl aber manche Schwachheiten, worunter z. B. seine Neigung zum weiblichen Geschlecht zu rechnen ist; er steht als Feldherr, wie als Regent ehrenvoll da; freilich hatte er auch vortreffliche Rathgeber, wie z. B. Sully, vorher Marquis von Rosny, der persönlicher Freund seines Monarchen war. Für die Militairverfassung Frankreichs hatte H. viel gethan; er vermehrte die stehenden Truppen und hinterließ seinem Sohne außer den gardes françaises 15 Inf.-Reg., unter denen die 4 ältesten Reg., die späterhin sogenannten vieux corps, und auch die waren, die ihr Dasein dem Projecte zur Erkämpfung des ewigen Friedens, einer Lieblingsidee H's, verdankten; 6 von ihnen empfingen später den Namen petits vieux corps. Die regulaire Cavalerie bestand bloß aus der alten Gensd'armerie; doch waren in den Bürgerkriegen mehrere Corps leichte Reiterei errichtet worden, die aber nicht in Regimenter abgetheilt wurden. Zur Bedienung der Artillerie, deren Chef der obenerwähnte Sully war, war noch nichts fest bestimmt; man nahm bloß einige Constabler oder Büchsenmeister in Sold und ergänzte die Bedienung aus der Infanterie, eine Einrichtung, die auch noch unter Ludwig XIII. Statt fand. Die eigentlichen Artilleristen, canoniers maîtres, hatten eine zunftmäßige Form und erhielten ihre Brevets oder Bestallungsbriefe vom grand maître d'artillerie; sie hatten wie die Ingenieurs keinen bestimmten Rang unter den Truppen.

(Vergl. Mezeray, histoire de France. — Daniel, histoire de la milice française etc.) F. W.

Heinrich V., König von England, geboren 1388, folgte seinem Vater 1413 auf dem Throne. Ungeachtet des Leichtsinnes, der aus H's Handlungen hervorleuchtete, und des wüsten Lebens, welches er als Prinz führte, hatte er doch die Liebe und das Vertrauen des Volkes nicht verloren, und man fand, daß man sich in ihm nicht getäuscht habe. Kaum war er auf den Thron gestiegen, so entfernte er die Genossen der Ausschweifungen aus seiner Nähe, traf eine gute Wahl in seinen Rathgebern und bei Besetzung der offenen weltlichen und geistlichen Stellen, so wie er überhaupt sich als ein einsichtsvoller Monarch zeigte. H. hatte im ersten Jahre seiner Regierung eine Gesandtschaft nach Frankreich abgehen lassen, die, mit franz. Abgeordneten in der Picardie zusammengekommen, den zwischen beiden Rei-

chen bestehenden Waffenstillstand bis zum 1. Juni 1314 verlängerte, aber auch zugleich zu erkennen gab, wie der König verlange, daß Frankreich alle die Landstriche wieder herausgebe, die es seit dem Frieden von Bretigny (s. d.) von den englischen Besitzungen des Festlandes an sich gebracht habe. Diese Forderung konnte nicht befremden, da sie der Grund aller Streitigkeiten war, die seit dem Bruche jenes Friedens vorgefallen; aber die Franzosen nahmen sie befremdet auf und schickten eine Gesandtschaft nach London, die unter dem Vorwande, den Frieden zu befestigen, eigentlich nur die Plane H's erforschen sollte. Unter mehrfachen Unterhandlungen und Verlängerungen der Waffenruhe war eine geraume Zeit verflossen, man gelangte zu keinem Resultate; da schiffte sich H., zum Kriege entschlossen, mit seiner Armee ein, die, auf 1500 Schiffen vertheilt, 6000 M. Reiterei und 20,000 Bogenschützen zählte. Eine große Zahl des Adels ging mit ihm; unter ihnen waren die berühmtesten Namen, als die Grafen Dorset, Kent, Cornwallis, Salisbury, Huntingdon rc. Am 21. Aug. 1415 geschah die Landung bei Havre de Grace in der Normandie, und sofort schritt man zur Belagerung des 3 Lieues entfernten Harfleurs, das in kurzer Zeit erobert ward. Der schlechte Zustand der englischen Armee, die durch die Ruhr und andere Krankheiten sehr gelitten hatte, ließ in H. den Entschluß reifen, sich nach Calais zu ziehen. Die Ausführung ward schwierig, da die franz. Armee von bedeutender numerischer Stärke sich in Bewegung gesetzt hatte; um so ehrenvoller war es für H. und seine Truppe, daß sie ihren Zweck erreichten, und dabei am 25. Octbr. die berühmte Schlacht bei Azincourt (s. d.) gewannen. Gegen das Ende des Jahres kehrte der König nach London zurück, wohin alle Parteien Abgeordnete schickten, denn jede wollte ihn gern für sich gewinnen; er aber neigte sich mehr auf die Seite der Gegner des Dauphins, nachherigen König Karl's VII. Im J. 1416 führte an H's Stelle der Herzog von Bedfort den Befehl in Frankreich; er selbst erschien Ende September in Calais, wo er den Kaiser Siegismund und den Herzog von Burgund traf, mit welchem Letzteren schon im Sommer ein Waffenstillstand abgeschlossen war, dem am 1. Octbr. ein Allianztractat folgte. Mit Frankreich wurde ein Waffenstillstand bis zum 2. Febr. 1417 verabredet. Im genannten Jahre hatte der Herzog von Burgund die Waffen gegen Frankreich ergriffen; H. benutzte dies und landete mit 25,500 Streitern Ende Juli zu Fouque in der Normandie, dessen Schloß er am 9. Aug. eroberte, dann noch einige kleinere Plätze nahm, am 9. Septbr. aber Meister von Caen wurde. Auch 1418 wurden mehrere Eroberungen mit leichter Mühe gemacht. Cherbourg fiel nach 3monatlicher Vertheidigung, und nun blieb den Franzosen in der Normandie allein noch Rouen, dessen Belagerung vom 1. Septbr. 1418 bis zum 12. Jan. 1419 dauerte, wo es in die Gewalt der Engländer gerieth. Mehrfache Versuche zum Frieden waren gescheitert, der Krieg dauerte fort, am 28. Juli 1419 eroberte H. Pontoise mit Sturm, wobei die Beute auf 2 Millionen Thaler geschätzt wurde. Im J. 1420 nahm der König die Prinzessin Katharina von Frankreich zur Gemahlin und erhielt durch diese Heirath, so wie durch den Frieden von Troyes (s. d.) die Erbfolge in Frankreich. Dies hinderte aber keinesweges die Fortsetzung des Krieges gegen den Dauphin; Melun ward genommen, und nach dessen Uebergabe zogen die Könige von England und Frankreich in Paris ein. 1421 kam H. nach England zurück, nachdem er die franz. Angelegenheiten so glorreich für sich beendet hatte; doch reisete er noch im nämlichen Jahre wieder dahin ab, wo seine Gegenwart nöthig schien. Er brachte ein neues Heer von 4000 Reitern und 24,000

M. Fußvolk mit, entsetzte das von dem Dauphin belagerte Chartres, nahm Dreux und Meaux, starb aber schon am 31. August 1422 zu Vincennes. Er nahm die Liebe seines Volkes mit in das Grab. (Rapin Thoyras, histoire d'Angleterre.) F. W.

Heinrich V., der zweite Sohn Heinrich's IV., geboren im J. 1081, ward schon im J. 1098, als sein Bruder Konrad vom Vater abtrünnig und der Königswürde für verlustig erklärt wurde, zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, und am 6. Januar 1099 zu Aachen gekrönt. Er blieb dem seinen Vater eidlich gegebenen Versprechen, sich während dessen Lebenszeit die Regentschaft nicht anzueignen, nur bis zum Jahre 1104 getreu. Aufgereizt vom Papste Paschalis II., ließ er 1105 seinen Vater gefangen nehmen und nöthigte ihn, der Krone zu entsagen. Zwar entfloh der Kaiser aus der Gefangenschaft des Sohnes, während sich Heinrich V. zu Mainz huldigen ließ, und sammelte zu Lüttich ein neues Heer, um den letzten Rest der kaiserlichen Rechte gegen den Undank des arglistigen Sohnes in Deutschland geltend zu machen, aber der Tod übereilte ihn am 7. Aug. 1106. Nun wurde H. von Neuem zum römischen Könige erwählt, und es unterwarfen sich ihm sogleich alle Anhänger des verstorbenen Kaisers. H. verfolgte während seiner Regierung vor Allem zwei wichtige Ziele. Erstens war es sein eifrigstes Streben, bei der gänzlichen Aufgelöstheit des Reiches die gesunkene Königsmacht wieder zu erheben und namentlich dem Throne die vergebenen Krongüter wieder zuzueignen, und zweitens den für seinen Vater so verderblich gewesenen Investiturstreit auf jede Weise ohne Beeinträchtigung des Thrones zu beendigen. Auch das oberherrliche Ansehen des Kaisers über Polen, Ungarn, Böhmen und über die slavischen Länder zwischen der Elbe und Oder, welches während der inneren Zerwürfnisse in Deutschland fast ganz verschwunden war, suchte er wieder geltend zu machen. Glückte es auch den Ungarn in dem Streite zwischen dem Könige Kalmany und dem Herzog Almus, zu dessen Entscheidung H. im J. 1108 in Ungarn einrückte, ihre Unabhängigkeit gegen die Deutschen zu behaupten, so mußten doch Böhmen und Polen die Oberherrlichkeit des deutschen Königs anerkennen; denn H. brach im J. 1109 zur Hilfe Böhmens in Polen ein, erzwang einen Tribut, und Böhmen erhielt von ihm an Wladislav einen Herzog, indem es selbst das Versprechen eines ansehnlichen Tributs leistete, 1110. Uebrigens dauerte die Gährung der deutschen Großen unter einander und gegen den König, der eifrigst seine Macht zu vergrößern suchte, während seiner ganzen Regierung fort, und der Streit im Reiche wurde durch den ersten Landfrieden zu Würzburg 1121 nur nothdürftig beschwichtigt. Zur friedlichen Ausgleichung des alten Streites wegen der Investitur der Bischöfe (d. h. die Belehnung derselben durch die Kaiser mit Ring und Stab) lud H. den Papst zu dem Reichstage nach Augsburg ein. Allein Paschalis II., welcher auf einer Kirchenversammlung zu Guastalla 1106 das Verbot der Investitur durch Laienhand mit aller Strenge wiederholt hatte, erschien nicht, sondern begab sich in den Schutz des Königs von Frankreich. H. trat daher im J. 1110 mit einer 30,000 M. starken Heeresmacht einen Zug nach Italien an, und nöthigte den Papst, den er mit seinen Cardinälen in der Peterskirche gefangen nehmen ließ, zu einem Vergleiche, in Folge dessen der Papst dem Könige das Investiturrecht der Bischöfe und Aebte bewilligte, und ihm auch die Kaiserkrönung versprach; diese erfolgte am 13. April 1111. Aber kaum war H. nach Deutschland zurückgekehrt, als der Papst den Vertrag als einen erzwungenen für ungiltig erklärte, und die Beschlüsse der Synode zu Vienne (1112), auf welcher der Kaiser mit dem Banne belegt und die In-

vestitur durch Laienhand verdammt ward, förmlich bestätigte. Daher rüstete sich H. abermals zu einem Römerzuge und ging im J. 1116 zum zweiten Mal nach Italien. In Venedig glänzend empfangen, bemächtigte er sich schnell und ohne Widerstand der sämmtlichen Mathilde'schen Erbgüter, obgleich diese zwei Mal von der verstorbenen Markgräfin dem römischen Stuhle zugesprochen worden waren. Das Ergebniß des 50jährigen Kampfes über die Investitur der Geistlichkeit wurde endlich im J. 1122 zwischen H. V. und dem Papste Calixtus II. in dem Wormser und Calixtinischen Concordate dahin entschieden, daß die in Gegenwart des Kaisers freigewählten Bischöfe und Aebte nach der Wahl von dem Kaiser vermittelst des Scepters (nicht mehr wie sonst durch Ring und Stab) mit den Regalien belehnt werden und hierauf die päpstliche Bestätigung erhalten sollten. Im Reiche aber dauerten einzelne Unruhen und Fehden noch immer fort und beschäftigten den Kaiser bald in Niederlothringen und Holland, bald in Meißen, wo er die durch den Tod Heinrich's des Jüngeren erledigte Mark als eröffnetes Reichslehen dem Grafen Wiprecht von Groitzsch übergab, während der Graf Konrad von Wettin darauf Ansprüche erhob und bei dem Herzoge Lothar von Sachsen hiebei Unterstützung fand. Gewiß würde der Kaiser in diese Händel noch weit thätiger eingegriffen haben, wenn ihn nicht zu derselben Zeit sein Schwiegervater Heinrich I. von England gegen Ludwig VI. von Frankreich zu Hilfe gerufen hätte, welchen der Kaiser ohnehin schon als den Beschützer Paschalis's II. haßte. Schon hatte er sich zu diesem Endzwecke gerüstet, als eine Empörung der Wormser ihn nach Worms zu eilen zwang. Er belagerte die Stadt, welche der Herzog Friedrich von Schwaben unterstützte, bis endlich nach langer Vertheidigung die Hungersnoth der Belagerten die Uebergabe veranlaßte (1124). Worms mußte 5000 Pfund Silber als Strafe zahlen. Je mehr dergleichen Fehden sich erneuerten, desto lebendiger ward H. von der Nothwendigkeit der Verstärkung seiner kaiserlichen Macht überzeugt. Er soll daher den Gedanken gefaßt haben, das ganze Reich sich zinspflichtig zu machen. Bevor er jedoch diesen Plan ausführen konnte, starb er den 23. Mai 1125 in seinem 44. Jahre zu Utrecht an einem krebsartigen Geschwür, und wurde zu Speier neben seinem Vater zur Ruhe bestattet. Mit ihm, dem Kinderlosen, stieg der salische oder fränkische Kaiserstamm vom deutschen Throne. (Bearbeitet nach der quellenmäßigen „Gesch. der Deutschen von Pfister," in der Gesch. der europ. Staaten, herausgegeb. v. Heeren und Ukert.) L.

Heinrich, Friedrich Ludwig, unter dem Namen des Prinzen Heinrich von Preußen allgemein bekannt, Sohn Friedrich Wilhelm's I., Königs von Preußen und Sophia Dorothea's von Braunschweig, der Schwester Georg's II., Königs von England, Bruder Friedrich's des Großen, ward den 18. Jan. 1726 zu Berlin geboren. Unter der Leitung einer Frau von Jaucourt und einiger schlecht gewählten Lehrer erreichte der Prinz früh jenen Grad von Bildung, wie man ihn damals einem Prinzen angemessen glaubte — d. h. er sprach gut französisch, war mit den Meisterwerken jenes Volkes vertraut, aber dabei so ziemlich Allem, besonders was die Muttersprache betrifft, mehr wie fremd. Bei Friedrich's II. Thronbesteigung ward die fernere Leitung der Erziehung des jungen Prinzen dem bekannten Obersten von Stille übertragen, den man eben sowohl seiner militairischen Talente, als seiner allgemeinen Kenntnisse wegen sehr hoch in der Armee achtete, und den wir mit Recht als den eigentlichen militairischen Erzieher desselben betrachten dürfen. (Er ist der Verfasser der campagnes du roi.)

Als Friedrich II. nach dem Tode Karl's VI. den Keim der Ehrsucht, den Friedrich's Eitelkeit in seinen Nachfolger gepflanzt hatte, um mit dem Könige selbst zu reden (hist. de mon temps, chp. I.) entwickelte, und in Schlesien einrückte, war Prinz H. noch zu jung, um thätig zu den Triumphen seines königlichen Bruders mitzuwirken. Seine Gegenwart bei der Armee, die in Mähren eindrang, so wie auf dem Schlachtfelde bei Chotusitz (17. Mai 1742) dürfte daher auch nur als ein Versuch zu betrachten sein, den Prinzen früh an die Schrecken des Krieges zu gewöhnen. Der darauf folgende Friede gab den jungen Prinzen den Musen seiner Studien wieder. Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges jedoch ward es ihm vergönnt, schon hier und dort handelnd aufzutreten und zugleich Zeuge der Fehler seines Bruders zu sein, die dieser selbst eingestand. Der persönliche Muth, den er bei der Vertheidigung des fast ganz offenen Tabors gegen Nadasdy entfaltete, erwarb ihm die Hochachtung der Armee; bei Hohenfriedberg oder Striegau (4. Juni 1745), wo er als Generaladjutant seines Bruders fungirte, ward er von diesem zum Generalmajor ernannt.

Mit dem Dresdner Frieden beginnt eine neue Periode in dem Sein des Prinzen, die wir mit Recht als die entscheidende für das Staats- und intellectuelle Leben desselben betrachten dürfen. Von dem Könige nach Potsdam berufen, um mit dem Prinzen Ferdinand unter dessen Augen den größtmöglichen Grad geistiger Vollkommenheit zu erhalten, lebte er hier im eigentlichen Sinne des Wortes nur den Wissenschaften. Alle Fächer derselben wurden mit gleicher Ausdauer und mit gleichem Fleiße und Erfolge cultivirt. Maupertuis, Beaumelle, Algarotti, der Marquis d'Argens, la Métrie, der Abbé von Prades und vor Allen Voltaire, die damals am Hofe und in der Gesellschaft des Königs lebten, wirkten hierbei mächtig auf den jungen Prinzen ein, und man kann wohl sagen, daß sein Geist durch sie jene besondere Richtung erhielt, die ihn zum liebenswürdigsten Franzosen machte und Allem, was deutsch hieß, gänzlich entfremdete.

Der Prinz brachte in diesem Verhältniß von 1745—1752 zu. Wenn irgend etwas diesen sonst angenehmen Aufenthalt in Potsdam unangenehm machte, so war es die große Abhängigkeit, in der sowohl Prinz H., als die anderen Brüder des Königs dort lebten. Keine Parade durfte versäumt werden, kein Prinz konnte sich ohne Erlaubniß des Königs auch nur eine Stunde aus dem Orte entfernen — Charlottenburg, Oranienburg und Rheinsberg blieben die äußersten Grenzen des engen Bereichs, in den sie Friedrich's Strenge bannte. Berlin besuchte der Prinz nur in des Königs Gefolge. Der Zwang, dem er überall unterworfen blieb, war so groß, daß der Biograph des Prinzen (la Roche Aymon) keinen Anstand nimmt, ihn esclavage zu nennen. Wahrscheinlich ward damals der Grund zu jenen Animositäten gelegt, die den Prinzen stets gegen den König belebt haben, und die später, besonders nach dessen Tode, so stark hervortraten, daß sogar Ausländer daran Aergerniß nahmen.

Durch seine Verheirathung mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel (15. Juni 1752) entging der Prinz der ihm so verhaßten brüderlichen Vormundschaft, und im Besitz eines Palais, das ihm der König in Berlin bauen ließ, und des Schlosses in Rheinsberg, welches er ihm damals schenkte, und wo er nach seiner Phantasie leben konnte, lernte er den Widerwillen bekämpfen, dem er sich anfangs gegen jene Verbindung hingegeben hatte.

Die Zeit von 1752—56 scheint H. besonders auf seine militairische Ausbildung verwendet zu haben; wenigstens fällt in diese Periode jener

guerre de plume mit seinem königl. Bruder, dem die ausgebreitesten militärischen Calculs zum Grunde lagen, und deren Details von Beiden Jahre lang mit gleichem Eifer fortgesetzt wurden. Obwohl Wenig von diesen militärischen Arbeiten in's Publicum gekommen, so ist doch anzunehmen, daß sie den Grund zu jenem stolzen Bau legten, den Beide später so schön ausführten.

In wiefern Prinz Heinrich auch an dem Unwillen Theil genommen, den der Kronprinz Wilhelm August (12. Juni 1758) über den Beginn des 7jährigen Krieges äußerte (Mémoire des negociat. du marquis de Valori, II, p. 97, 156, 205), ist nicht bekannt. — In diesem Kampfe selbst finden wir ihn bei Prag, an der Spitze des Regiments von Itzenplitz, ein schönes Beispiel von Aufopferung und Tapferkeit geben, das nicht wenig zur glücklichen Wendung der Ereignisse auf dem Puncte, wo er focht, beitrug. Bei Roßbach wirkte er kräftig durch schnellen Entschluß zur glücklichen Entscheidung der Ereignisse bei. Die Rölle, die er hier spielte, ist bis jetzt, selbst in den bessern Schriften, nicht genügend gewürdigt worden. Die 6 Bataillone, die er während der Schlacht befehligte, waren es besonders, welche durch ihre drohende Bewegung in die Flanke des Feindes diesen stutzend machten und Seydlitz jenes so weite Feld zu dem Erstlinge seiner Großthaten sicherten. Eine ruhmvolle Wunde bekundete des Prinzen persönlichen Muth bei dieser Gelegenheit. — Das Ende des ersten Feldzuges vom 7jährigen Kriege brachte er in Sachsen (Leipzig) zu, welches er mit eben so viel Geschick und Muth von dem Feinde reinigte, als er es später gegen dessen Incursionen schützte. Es war das erste Mal, daß er unabhängig dastand, und er löste diese Aufgabe mit Ehre. —

1758 commandirte der Prinz in Sachsen. Ihm war die schwierige Aufgabe geworden, dieses Land mit 25,000 Mann, die eben nicht zur Elite der Armee gehörten, gegen die Reichsarmee und die Oestreicher, die zusammen 50,000 M. stark waren, zu vertheidigen. Die Geschicklichkeit, mit der er sich dieses Auftrages entledigte, erhielt durch die Schnelligkeit, mit der er nach dem Unfall von Hochkirch zum Könige stieß, und durch die Art und Weise, wie er den Abmarsch desselben nach Schlesien über die Spree, Neisse und den Queis deckte, einen neuen Zuwachs. Friedrich II. selbst gesteht dies in seinen Werken, und meint, daß er auf diesem Marsche, der eine unaufhörliche Schlacht gewesen, nichts als Zeit verloren, und daß er dies nur den vortrefflichen Anstalten des Bruders zu danken gehabt. — Den Winter dieses Jahres brachte der Prinz in Dresden zu, sich abwechselnd seinen Geschäften und Vergnügungen hingebend. Zu letztern gehörten besonders dramatische Vorstellungen in franz. Sprache, bei welchen er mitunter selbst Rollen übernahm.

Den Feldzug des Jahres 1759 hält man gewöhnlich, bis auf einen gewissen Punct, für den schönsten, den der Prinz gemacht. Die Expedition gegen die Reichstruppen, die den Schrecken seiner Waffen bis nach Deutschland trugen, die Vernichtung der feindlichen Magazine in Böhmen, Erfolge, die er in 3 Wochen erfocht, waren nützlicher als eine gewonnene Schlacht. Die unglücklichen Ereignisse auf dem andern Theile des Kriegstheaters führten ihn auch in diesem Jahre wieder nach Schlesien, wo ihm der König — étant le seul à qui on pût la confier, wie er sich in den oeuvres posthumes darüber ausdrückt — in dem berühmten Lager von Schmotseifen den Befehl der schlesischen Armee anvertraute. Die Bewegungen des Prinzen zur Zeit, als der König den Russen gegenüber stand, sind vielfach gelobt und getadelt worden. Während Warnery die große Geschicklichkeit und die schö-

nen Manövers des Prinzen in dieser Zeit lobt, sind Tempelhoff und Bülow der Ansicht, daß er nicht Alles gethan, was er im Stande gewesen zu leisten. Besonders rechnen sie es ihm als eine Sünde an, die Magazine von Görlitz, Lochau und Zittau nicht zerstört, und so auf die Subsistenz der Armee Daun's gewirkt zu haben, der, ohne jene gesichert zu sehen, wahrscheinlich nach Dresden zurückgegangen wäre. Alles jedoch genau erwogen, kann man dies höchstens als leichte Unterlassungssünden betrachten, und im Gegentheil des Prinzen Operationen bis zu seiner Wiedervereinigung mit dem Könige nur mit Bewunderung betrachten, und Retzow's und Montazet's sehr günstigem Urtheil hierüber unbedingt beipflichten. Dieser Feldzug rettete damals den König aus einer höchst mißlichen Lage. Der schnelle Uebergang des Prinzen aus einer strengen Defensive zur Offensive, sein Abmarsch nach der Elbe, die während desselben erkämpften Vortheile und die kecke Haltung im Lager bei Torgau werden stets als Vorbilder gut combinirter und ausgeführter Unternehmungen gelten. Selbst die Rathschläge, welche Heinrich dem Könige gab, als dieser nach seiner Vereinigung mit ihm so hastig auf Daun eindrang, bezeugen, wie richtig er die Verhältnisse zu würdigen verstand. Die Zeitgenossen schon (Retzow, Charakteristik ꝛc. II. S. 169) wußten dies gehörig zu würdigen, und ein Franzose sogar sagt unverholen (Montazet), daß der einzige Fehler, der bei der Armee des Prinzen Heinrich begangen ward, vom Könige herkam. —

Im Feldzuge von 1760 bewährte sich der Prinz nicht minder vorsichtig und unternehmend. Zögernd, so lange es darauf ankam, mit seinen unzulänglichen Kräften des ihm so überlegenen Gegners Maßregeln zu belauschen, aber kühn, wenn es die Verhältnisse verlangten, handelnd dazwischen zu treten, sehen wir ihn in einem Gewaltmarsch aus der Neumark nach Breslau eilen (19 Meilen in 3 Tagen), um von dort aus Laudon's und Soltikow's Vereinigung zu hintertreiben. So groß auch die Verdienste des Prinzen in diesem Feldzuge gewesen sein mochten, so scheinen in Folge desselben doch Mißverhältnisse zwischen ihm und dem Könige entstanden zu sein. Nach Vereinigung mit dem Könige (den 29. August in Lissa) verließ der Prinz die Armee, und brachte bis zum Frühjahre des nächsten Jahres seine Zeit entfernt vom Kriegsschauplatze in Breslau und Glogau zu. Erst im Frühjahre des folgenden Jahres kehrte er zur Armee zurück. — Kritiker haben vom Prinzen verlangt, daß er sich nach Soltikow's Abmarsch gegen Breslau auf Posen habe werfen, um dort die feindlichen Magazine zu zerstören, ferner, daß er bei Strigau habe mit Laudon schlagen sollen. — Doch wer das Verhältniß des Prinzen begriffen, wird leicht einsehen, daß es nicht ihm, sondern nur dem Könige zukam, ein tout-va zu wagen — der Verlust Breslau's führte eben so gewiß die nachtheiligsten Chancen für den Krieg herbei, als eine gegen Laudon verlorne Schlacht bei Strigau. —

1761 ward H. der schwierige Auftrag, mit 30,000 M., die nicht in bester Verfassung waren, nicht allein Sachsen gegen Daun und die Reichsarmee, die über 50,000 Streiter zählten, zu decken, sondern zu gleicher Zeit auch auf Magdeburg, Halberstadt und Berlin, der Franzosen und Schweden wegen, seine Aufmerksamkeit zu richten. Seine offensive Defensive während dieses Feldzuges wird stets als ein Muster gelten, und seine Operationen aus dem Lager auf dem Katzen- und den Radewitzer Bergen muß als ein Vorbild, wie man sich unter solchen Beziehungen zu benehmen, erscheinen. Napoleon selbst, der in seiner Kritik des 7jährigen Krieges so ungerecht gegen den Prinzen ist, meint, daß er in diesem Feldzuge vraiment des talens supérieurs an den Tag gelegt. — Zwar hat Bülow in seinem

Prinz Heinrich von Preußen eine Menge Combinationen entworfen, nach welchen der Prinz nicht allein nach Prag, sondern auch nach Wien hätte kommen sollen, doch diese gehören nur in das Gebiet der Chimäre, um es nicht mit Napoleon für Tollhäuslerwaare zu erklären. — Der glücklichste Feldzug des Prinzen von 1762, der einzige, in dem er eine Schlacht gewann, von dem Bülow sagt, daß er eine Umwandlung der Taktik bewirkt, dessen der Prinz selbst mit Wohlgefallen dachte, dessen schwache Momente jedoch schon von einigen früheren militairischen Schriftstellern berührt worden, hat in Napoleon den stärksten Kritiker gefunden. La campagne du prince Henri, sagt er in seinen Mémoires V, p. 329, de Prusse a été beaucoup trop vantée. La bataille de Freiberg n'est rien, parce qu'il a remporté la victoire sur de très-mauvaises troupes: il n'y a pas déployé de vrais talens militaires. Avec une armée inférieure, dans un pays coupé et ayant l'initiative du mouvement, ce général n'a su être en force sur aucun point et a disséminé son armée sur une ligne de plusieurs lieues. S'il eût été possible que des Prussiens fussent battus par des troupes de l'empire, le prince Henri l'eût été. — Ses dispositions pendant toute cette campagne ne doivent pas être imitées; son armée a constamment été morcelée; il eût essuyé grands échecs, s'il eût eu affaire à un autre homme que Serbelloni: tout général qui agira comme a agi le Prince Henri, s'en trouvera mal et verra se renouveler les scènes de Maxen et de Landshut. Dans cette campagne, ce prince a constamment violé le principe que les camps d'une même armée doivent être placés de manière à pouvoir se soutenir. Les Autrichiens qui occupaient la position centrale de Dresde et les débouchés des montagnes de la Bohème, pouvaient l'en faire cruellement repentir. La bataille de Freiberg est considérée comme du principal titre de gloire du prince Henri; c'est la seule dans laquelle il a commandé en chef. Le campagne de 1761 est celle où ce prince a vraiment montré des talens supérieurs. —

Wir überlassen dem Leser die Würdigung dieser Kritik, in der nur die Fehler dieses Feldzuges, doch nicht die guten Seiten herausgehoben sind. Da Napoleon nur die Jomini'sche Geschichte des 7jährigen Krieges kannte, so kann man ihn einigermaßen über dieses Urtheil entschuldigen; denn wie viel Schiefgesehenes und Oberflächliches jenes Werk enthält, weiß jeder, der sich nur etwas ernstlich mit dem Studium jenes Krieges beschäftigt. Friedrich II. selbst, nachdem er von der Schlacht bei Freiberg gesprochen, sagt: Il serait superflu de faire le panégyrique de S. A. R.; le plus bel éloge qu'on puisse en faire, est de rapporter ses actions. Les connaisseurs y remarqueront aisément ce mélange heureux de prudence et de hardiesse si rare et si desiré, qui unit et rassemble le plus de perfections que la nature puisse accorder pour former un grand homme de guerre (Hist. de la guerre de sept ans).

Friedrich ging in Würdigung der Verdienste seines Bruders noch weiter. Er begrüßte ihn einst öffentlich — als in Gegenwart vieler Generale über den 7jährigen Krieg gesprochen ward — mit der Anmerkung, daß er der einzige General sei — qui, pendant toute cette guerre, n'a pas fait une seule faute. —

Der Prinz verlebte die Zeit nach dem 7jährigen Kriege größtentheils in Rheinsberg und in Berlin. Wir übergehen die Trennung von seiner Gemahlin, mit der er zwar noch 35 Jahre in seinem Palais zu Berlin zusammen lebte und bei Hofe erschien, ohne jedoch ein Wort in dieser Zeit mit ihr gewechselt zu haben. Auch der Prätensionen des Grafen K......th,

der sich, weil er im 7jährigen Kriege Adjutant des Prinzen gewesen, einen Theil seines militairischen Ruhms anzumaßen gedachte, eine Anmaßung, die in diese Zeit fällt, wollen wir nur erwähnen, um bei dieser Gelegenheit auf die Ungeschicklichkeit solcher Prätensionen überhaupt, die auch in unsern Tagen vorgekommen sind, zurückzukommen. — Der wahre Krieger, der in kritischen Fällen so glücklich ist, seinem Vorgesetzten einen guten Rath geben zu können, wird daraus durchaus nichts für sich folgern wollen. Und dann welche unendliche Kluft zwischen dem Rathen und Handeln, von dem Worte zur That! — Auch ist es keineswegs erwiesen, daß Graf K......th je vom Prinzen zur Berathung gezogen worden. Er nahm ja nicht einmal Rath von Seydlitz oder Kleist an. —

Später finden wir den Prinzen auf einer Reise nach Petersburg. Man sagt allgemein, daß er hier die erste Theilung Polens motivirt. Des Prinzen Antheil hieran ist jedoch vielfältig bestritten und zugegeben worden. Ohne uns hierüber ein Urtheil anmaßen zu wollen, glauben wir nicht zu irren, wenn wir seinem Biographen la Roche Aymon beipflichten, der, lange in der Umgebung des Prinzen und sich dessen ganzen Vertrauens erfreuend, hierin unbedingt am besten unterrichtet war. Der Prinz, sagt er: qui dans ses fréquentes conférences avec l'impératrice avait aperçu en elle, au lieu des sentimens modérés qu'il cherchait à lui inspirer, une ambition et un orgueil démesurés, soutenus d'une volonté inébranlable n'envisageait, les conséquences d'une telle disposition qu' avec une inquiétude d'autant plus grande qu'il avait déjà tout épuisé pour les prévenir. Cette circonstance, qui dans des mains moins habiles eût été perdue, fut saisie par le prince.

Er brachte jetzt, nachdem er die Gesinnungen der Kaiserin kennen gelernt, die erste Theilung Polens in Vorschlag. Der Prinz also gab sich nur dem Unvermeidlichen hin und verhütete so, daß nicht alle slavischen Stämme unter einer Regierung vereint würden — etwas, wovon heute noch die Russen träumen (vergl. la Russie et la Pologne, Berlin 1834, S. 390), und das allerdings Deutschland sehr gefährlich werden könnte. — Eine zweite Reise nach Petersburg (1776) räumte Alles aus dem Wege, was bei der Ausführung der ersten Theilung den Samen der Zwietracht zwischen den Theilenden selbst erzeugt hatte — Wir übergehen den zwei Mal wiederholten Antrag der Polen, den Prinzen zum Könige zu haben. Friedrich schlug sogar den Antrag hierzu den Deputirten rund ab. Rulhière sowohl in seiner histoire de l'anarchie en Pologne, als auch La Roche Aymon in seiner Biographie des Prinzen erzählen diese Facta zu genau, um daran zweifeln zu können. Der Löwe hatte gealtert — er scheute neue Kriege und gestand dem Palatin Mokranowski mit Offenheit, daß ohne zwei Augen, die sich zur rechten Zeit geschlossen, der 7jährige Krieg leicht eine andere Wendung hätte nehmen können. Es war also nicht Eifersucht auf den Bruder, wie von einigen Historikern behauptet wurde, die den König abhielt, seine Zustimmung zu einer Wahl zu geben, die ohne Zweifel den heftigsten Kampf mit Rußland herbeigeführt haben würde. —

Im baierschen Erbfolgekriege, den beide Theile nur mit Widerwillen unternahmen und mit Lauheit führten, würde Prinz Heinrich gewiß eine seines frühern Ruhmes würdige Rolle gespielt haben, wenn er nicht sobald beendet worden wäre. Sein Marsch von Berlin nach Dresden in 7 Tagen, um Laudon in Dresden zuvorzukommen, und seine Mitwirkung zur Wegmanövrirung der Oestreicher aus dem Lager von Königsgrätz, so wie die zweimalige Detachirung Möllendorf's nach Böhmen gewähren in der sonst

wenig erfreulichen Uebersicht dieses Krieges manche Gelegenheit, um dabei mit Interesse verweilen zu mögen. —

Sein politisches Leben unter Friedrich II. beschloß Prinz Heinrich mit einer Reise nach Paris (1784). Sie hatte den Zweck (in Uebereinstimmung mit Calonne und Vergennes), dem Ehrgeize Joseph's II. einen Damm entgegenzusetzen, ein Plan, der auch vollkommen gelang. Der Prinz erntete hier die allgemeine Hochachtung und Bewunderung der Franzosen; nur Vergennes, von dem jedoch die Franzosen selbst sagten, qu'il ne donnait pas aux poètes et qu'il ne prêtait pas à la poésie, soll bei einer Unterhaltung mit ihm voll Erstaunen ausgerufen haben: ob denn dies der berühmte Feldherr sei?

Durch Friedrich's Tod ward Prinz Heinrich, ganz gegen seine Erwartung und, wie es scheint, gegen den Wunsch Friedrich's II. selbst in das Verhältniß eines Privatmannes zurückgedrängt. Hierzu kamen noch mancherlei Kränkungen, die Herzberg herbeizuführen wußte. Der Prinz beschloß daher, nach Frankreich zu gehen und dort den Rest seines Lebens zu beschließen (1788). Die Unruhen jedoch, die dieses Land damals schon anfingen zu erschüttern, entfernten ihn wieder von dort. Während seines Aufenthalts in Paris erschien Mirabeau's histoire secrète de la cour de Berlin, ou Correspondance d'un voyageur français. — Die Rolle, welche der Prinz in diesem Gemisch von einigen Wahrheiten und unendlich vielen Lügen spielt, mußte ihn auf das Höchste ergreifen. Nie vielleicht jedoch ist ein Libell mit mehr Würde und Haltung behandelt worden. Er selbst ließ mehrere Exemplare dieses Werkes Mirabeau's, den er in Berlin mit Güte überhäuft hatte, kaufen und schickte solche seinen Freunden. Der Zufall wollte, daß er dem Generalanwalt Mr. Séguier, als dieser mit dem Verbot der histoire secrète aus dem Zimmer des Königs trat, begegnete. Auf die Frage des Prinzen, was er für ein Werk da habe? antwortete Mr. Séguier: C'est de la boue qui ne tache pas, und verknüpfte damit die Anzeige, daß der König so eben die histoire secrète verboten habe. Hierauf bemerkte der Prinz ganz kurz: N'est-ce pas faire au coupable plus d'honneurs qu'il ne mérite? — Der Prinz kehrte nach Rheinsberg zurück, wo er fortfuhr, den Musen und Wissenschaften zu leben. Im Jahre 1791 (Juli) weihete er jenes Monument ein, das er der Armee, in der er gefochten, zu Rheinsberg errichtete. Es bildet eine Pyramide, auf deren dem Schlosse zugekehrter Seite eine Tropäe ist. — Ein Medaillon unter derselben umschließt das Portrait August Wilhelm's, des Vaters Friedrich Wilhelm's II., seines ältern Brudes, den er von seinen Brüdern am meisten geliebt. Darunter ist folgende Inschrift:

Monument
Consacré aux héros prussiens
Qui
Par leur valeur et leur intelligence
Ont mérité
Qu'on se souvint à jamais d'eux.
Leurs noms, gravés sur le marbre
Par les mains de l'amitié
Sont le choix d'une estime particulière
Qui ne porte aucun préjudice
A tous ceux qui, comme eux,
Ont bien mérité de la patrie
En participant à l'estime publique.

26 auf den vier Seiten der Pyramide mit Inschriften versehene Medaillons enthalten die Portraits der Helden, denen der Prinz das Monument gewidmet. Die Basreliefs sind mit Allegorien versehen. — Unter der Pyramide hatte er sich seine Grabstätte bestimmt. — Die Inschrift selbst dürfte erklären, warum wir Winterfeld, Moritz von Dessau, Ferdinand v. Braunschweig, Lehwald, Dohna, Werder ꝛc. hier nicht finden.

Entfernt und zurückgezogen von der Welt, doch nicht ohne viele Versuche zu machen, darin wieder eine Rolle zu spielen, verlebte der Prinz in Rheinsberg und Berlin den Rest seiner Tage. Die Ereignisse in Frankreich und Polen ergriffen ihn in gleichem Maße, und dies um so mehr, als der ganze politische Zuschnitt dieser Angelegenheiten seinen Ansichten widerstrebte. Er glaubte sich eben daher vielfach verpflichtet, auf irgend eine Art zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu gelangen. So war es sein sehnlichster Wunsch im Jahre 1792, den Oberfehl des Heeres gegen Frankreich zu erhalten. Als er jedoch diesen nicht realisirt sah, that er alles Mögliche, um den König selbst zu bewegen, den Feldzug mitzumachen. Nachdem er dies nicht ohne Mühe in's Werk gesetzt, äußerte er, in der Voraussetzung, hierdurch dem Herzog von Braunschweig den Ruhm des Feldzugs entzogen zu haben, eine unanständige Freude. Die Zurücksetzung, die der Prinz durch Nichtachtung seiner Rathschläge, durch Ablehnung seiner Dienste ꝛc. zu erfahren glaubte, machten ihn zu einer Art Frondeur. In seinem Mißmuth, den die zunehmenden Jahre und die Gebrechlichkeiten des Alters noch steigerten, und den die Gewißheit, auch nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. keine Rolle zu spielen, den höchsten Grad erreichen ließ, bietet sein Benehmen leider viele Blößen dar, die nicht mit dem sonst edlen Charakter dieses Fürsten übereinstimmen. Ausländer, welche die Verhältnisse nicht zu würdigen verstanden, haben hieraus auch noch später wie Mirabeau nachtheilige Folgerungen auf das Herz des Prinzen gezogen. Eine Stelle aus den mémoires et souvenirs du comte Lavalette mag beweisen, wie weit sie hierin gingen. — L'homme le plus singulier de cette cour était le prince Henri de Prusse; la postcrité, qui a commencé pour lui, et qui justifie tous les éloges de la renommée, ne s'est pas trompée sans doute; et je dois respecter son arrêt. Il était l'objet des plaisanteries les plus piquantes, et la déconsidération où il était tombé passait tout ce qu'on peut dire: son genre de vie, la bizarrerie de ses goûts, la singularité de son habillement y avaient sans doute beaucoup contribué; mais, plus que tout cela, sa haine qui éclatait par les plus violens sarcasmes contre le grand Frédéric. Louis Bonaparte était en même temps que moi à Rheinsberg, séjour habituel du prince. En revenant à Berlin, Louis, indigné, m'a rapporté ce propos que le prince lui avait dit à table: Vous avez une très-haute idée en France de mon Frédéric. Dans quelle erreur vous êtes, vous autres Français! Vous ne connaissez pas le secret de ses victoires. Il aurait dû passer sa vie à écrire, c'était à cela que la nature l'avait appelé — mille traits de cette force m'ont été cités à Berlin par des gens considérables. Les bizarreries les plus étranges peuvent s'allier avec le plus haut mérite; mais cette haine aveugle, ce besoin de dénigrer un homme si grand à tant de titres, et surtout de l'attaquer dans sa gloire la plus légitime, tout cela n'est ni d'un ami de son pays, ni d'un prince, ni d'un homme de bon sens. — Seine Zeit nicht verstehend und selbst mißverstanden, unter steten Wünschen und fehlgeschlagenen Hoffnungen, zerfallen, mit der Welt, die Gegenwart beklagend und verdammend, schied der Prinz am 3. Aug. 1802 im 76 Jahre nichts desto weniger mit der Ruhe und Standhaftigkeit eines

Weisen von dieser Erde. — Er fand seine Ruhestätte unter der Pyramide, die er dem Andenken seiner Waffengefährten gewidmet. Sein Testament spricht dafür, daß er als ein guter Sohn seines Vaterlandes und als treuer Diener seines Königs starb. Die Art und Weise aber, wie er für seine Umgebung und seine Diener gesorgt, beweist zur Genüge, daß er sich dankbaren und wohlwollenden Regungen gern hingab. Hier das Portrait des Prinzen, wie es sein Biograph, der ihm im Leben so nahe gestanden, entworfen. Der Prinz war von einer kleinen, schlecht porportionirten Taille. Seine Figur war nicht allein häßlich, sie war sogar abstoßend beim ersten Anblick. — Nie aber wohnten eine schönere Seele und erhabenere Talente in einer schlechtern Hülle. Große blaue, aber starre und etwas schielende Augen trugen viel dazu bei, dem Prinzen etwas Abschreckendes zu geben. Aber so wie man ihn reden hörte, verschwand jener widerwärtige Eindruck ganz — man kann sagen, daß jedes seiner Worte zur Seele drang. — Der Prinz war sehr schwächlich, aber Mäßigkeit, und eine sehr regelmäßige Lebensart hatten seinen Körper so gestählt, daß er im Stande war, auch die strengsten körperlichen Anstrengungen auf Reisen und im Kriege zu ertragen.

Indem wir den Leser in Bezug auf detaillirtere Verhältnisse auf la vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse (von la Roche Aymon, 1809) auf Thiébault, souvenirs de vingt années de séjour à Berlin (Paris 1804), auf Bülow's Prinz Heinrich v. Preußen (Berlin, 1805, 1 Thl.) und auf die vie privée d'un prince célèbre, ou détails de la vie du prince Henri de Prusse dans sa retraite à Rheinsberg (1784) verweisen, begnügen wir uns nur, den Schluß aus Thiébault's Parallele zwischen Friedrich und Heinrich anzuführen: Je les comparerais, le premier à Annibal pour la ruse et à Condé pour la valeur, et le second à Turenne et à Gustave Adolph. Tous deux se partageaint pour ainsi dire Alexandre et César. M. B.

Heinrichsorden. Der Militairorden vom heiligen Heinrich ist der älteste eigentliche Ritterorden der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen, und der älteste wirkliche Verdienstorden in Deutschland. An seinem 41. Geburtstage, den 7. Octbr. 1736, stiftete Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen — als König von Polen August III. genannt — diesen Orden auf dem Jagdschlosse Hubertusburg, und erklärte sich zum Oberhaupte und Großmeister desselben. Nachdem er sich mit der Decoration geschmückt hatte, ertheilte er sie am Stiftungstage noch seinem ältesten Sohne, dem Kurprinzen Christian, dem Marschall Grafen Moritz von Sachsen, den sächsischen Generalen Grafen Rutowski, von Sulkowski und von Diesbach, so wie den polnischen Generalen Czartoriski und zwei Brüdern Lubomirski; außerdem ward die Decoration dem abwesenden Feldmarschall Johann Adolph Herzog von Sachsen-Weißenfels zugesendet. Die jüngeren Söhne des Königs, die Prinzen Xavier und Karl, erhielten den Orden nach der Rückkehr des Königs in Dresden. Eine bestimmte Anzahl Ritter war nie festgesetzt; sie stieg in dem ersten Jahre nach der Stiftung auf 26 theils fürstl. Personen, theils sächsische oder polnische Genenerale, im Jahr 1757 war die Zahl der Mitglieder jedoch bis auf 8 geschmolzen. Die Statuten, wie man sie anfänglich beabsichtigte, schienen nicht vollendet worden zu sein, wenigstens wurden sie nie öffentlich bekannt gemacht. — Der Orden bestand nur aus einer Classe, das Ordenszeichen war ein achteckiges, goldenes, rothemaillirtes Kreuz, das auf der vordern Seite in einem goldenen Medaillon das Bildniß des Kaiser Heinrich's II., auf den Spitzen den Namenszug des Stifters A. III. R., und zwischen den Spitzen den polnischen weißen Adler,

auf der anderen Seite im Medaillon die Ordensdevise: Pietate et virtute bellica, und auf den Spitzen die sächsischen Kurschwerter zeigte. Diese Decoration ward an einem karmoisinrothen Bande mit schmalen silbernen Streifen auf beiden Seiten vom Halse auf die Brust herabhängend getragen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dem Stifter des Heinrichsordens bei der Bestimmung dieser Decoration der franz. Militairorden vom heiligen Ludwig als Vorbild vorschwebte. Diesen zierte das Bild eines durch Muth und Frömmigkeit ausgezeichneten Vorfahren des Stifters, jenen das Bild des in beiden Hinsichten eben so ausgezeichneten letzten Kaisers aus dem sächsischen Stamme, Heinrich's II. oder des Heiligen, der 1024 auf einem Zuge nach Italien starb. Hätte auch den König August nur die Sucht der Nachahmung geleitet, so gebührt ihm doch der Ruhm, den ersten der jetzt in Deutschland bestehenden, auf mehr als 20 zu rechnenden Verdienstorden gestiftet zu haben.

Als der zweite Sohn des Königs August III., Xavier, nach dem Tode seines ältern Bruders, des Kurfürsten Christian, im Decmbr. 1763 die Vormundschaft über seinen minderjährigen Neffen und die Administration der Kur Sachsen übernommen hatte, fand er es angemessen, den bis auf wenige Mitglieder verminderten Heinrichsorden wieder zu erneuen. Er gab dem Orden eine neue Einrichtung — auf welche sich das Wort instituit in der Umschrift um das Medaillon bezog — daß er 3 Classen der Mitglieder desselben bestimmte; der 4. Sept. 1768 wurde zur feierlichen Aufnahme der Ritter, die im Hoflager zu Pillnitz Statt haben sollte, bestimmt, und für das zu beobachtende Ceremoniel ein besonderes Programm ausgegeben. Die Decoration des Großkreuzes trug an diesem Tage der junge Kurfürst, seine beiden Oheime, so wie der Feldmarschall Chevalier de Saxe; 2 sächsische Generale erhielten das Commandeurkreuz, 26 Officiere vom Generallieutenant bis zum Premierlieutenant das Ritterkreuz. — Auf dem Ordenskreuze waren an die Stelle des polnischen Adlers Blätter des sächsischen Rautenkranzes in den Winkeln des Kreuzes, auf der Rückseite des Medaillons die Kurschwerter angebracht, und die frühere Devise in: Virtuti in bello verwandelt. Die Umschrift des Medaillons zeigte den Namen des Administrators als Stifter und die Jahrzahl 1768. Die Farben des Bandes wurden in hellblau mit gelben Randstreifen verwandelt, für die Großkreuze auch ein in Gold gestickter Stern, auf der linken Brust zu tragen, hinzugefügt. Laut den Ordensstatuten war zwar eine gewisse Anzahl von Rittern festgesetzt, jedoch dem Großmeister die Macht vorbehalten, so viele Mitglieder, als er dazu würdig finden möchte, in den Orden aufzunehmen.

Abermals verging eine geraume Zeit, in welcher keine Decoration des Heinrichsordens vergeben wurde; nur erst im Jahre 1796 erhielten 7 Officiere dieselbe wegen der Auszeichnung, mit welcher sie im Feldzuge des gedachten Jahres gefochten hatten. An der Decoration wurde nur die Umschrift des Mittelschildes geändert, um anzudeuten, daß der Kurfürst Friedrich August den Orden bestätigt habe. Eine fernere Veränderung erfolgte im Jahre 1807, als der Kurfürst die Königswürde angenommen hatte. Das Ordenszeichen ward mit der Königskrone geziert, in der Umschrift des Medaillons sprach das Wort instauravit die Erneuerung des Ordens aus, und im Medaillon trat an die Stelle der Kurschwerter das eigentliche sächsische Wappen, der Rautenkranz; bis jetzt ist diese Decoration geblieben. Im Jahre 1829 wurde eine zweite Classe der Commandeure gestiftet, die das Kreuz um den Hals, aber ohne Stern auf dem Kleide tragen, und im Jahre

1832 wurden den inländischen Mitgliedern Decrete über die Aufnahme ausgefertigt. Die sächsische Armeeliste von 1833 zählt 3 Großkreuze, 1 Commandeur 1., 1 Commandeur 2. Classe, und 82 Ritter. (Vergl. Der Heinrichsorden vom Leg. Rath Gebhardt. Dresden, 1826.) F. W.

Hekatontarchie, zuweilen auch Taxis oder Taxiarchie, war eine Abtheilung in der altgriechischen Infanterie, ungefähr von der Stärke einer Compagnie, die, eben so wie die Epilarchie (s. d.) der Reiterei, aus 128 Mann bestand. Der Befehlshaber einer Hekatontarchie hieß Hekatontarchos. Arrian (Taktik, 13) will nur eine solche Taxis Hekatontarchie nennen, die bloß aus 100 M. bestehe, welches allerdings im Worte liegt. Dann ist sie gleichbedeutend mit der römischen Centurie (s. d.), deren Führer Centurio hieß. C.

Helam. Schlacht 1026 vor Christus. — David, unter dessen Regierung die Kriegsmacht der Hebräer ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, war es gelungen, durch die Schlacht von Madaba (s. d.) den Krieg mit den Ammonitern zu beendigen. Die Ueberreste des feindlichen Heeres hatten sich nach der festen Stadt Rabba zurückgezogen und waren von dort aus bemüht, von den Nachbarvölkern Hilfe zu erlangen, um den Krieg von Neuem zu beginnen. Hadarezer, König von Nosibis, der bereits früher von David besiegt und ihm tributpflichtig geworden war, schien diese Gelegenheit willkommen, um sich zu rächen. Er stellte sich an die Spitze der des hebräischen Joches überdrüssigen Völker, und David, welcher die ihm drohende Gefahr wohl erkannte, beschloß seinen Feinden zuvorzukommen und eröffnete den Feldzug in eigener Person. Hadarezer hatte mit seinen Truppen, über welche Sobach den Oberbefehl führte, bei Helam ein Lager bezogen, und als die Hebräer dort anlangten, kam es zur Schlacht. Ueber den Kampf selbst haben uns die Geschichtschreiber keine Details hinterlassen. David siegte. Die Syrer sollen gegen 80,000 M. verloren haben, worunter 40,000 mit ihrem Feldherrn das Schlachtfeld deckten. Die widerspenstigen Fürsten mußten um Frieden bitten, Tribut zahlen und Hadarezer zog sich in seine Staaten jenseit des Euphrats zurück. (Vergl. Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker, vom Major v. Kaußler. 1. Bd.) R.

Held ist derjenige, der allen Gefahren und Hindernissen zum Trotz das Hauptziel seiner Thätigkeit unverrückt im Auge behält und mit aller Anstrengung darauf lossteuert. Es liegt in der Natur des Krieges (s. d.), daß die Helden vorzugsweise im Kriegerstande angetroffen werden; hier findet man sie aber in jedem Grade. Der franz. Grenadier, welcher sich in der Schlacht bei Roßbach gegen drei preuß. Reiter vertheidigte, war eben so gut ein Held wie der bekannte Hauptmann und Ritter d'Assas, welcher im nächtlichen Dunkel seiner Compagnie vorausgeeilt war, plötzlich vom Feinde umringt ward, und lieber den Todesstoß empfing, als daß er seine wahrscheinlich eben so sorglos marschirenden Truppen von der Nähe des Feindes zu benachrichtigen unterlassen wollte. Aehnliche Züge von Heldenmuth hat zwar die Geschichte jeder Armee aufzuweisen, diese sind aber bereits historisch geworden.

Der Charakter des Helden besteht in einem Gleichgewicht zwischen Geist und Muth. Ersterer muß ihm sogar sagen, wie weit seine Kräfte ihm zu gehen erlauben, er bestimmt das Ziel seiner kriegerischen Thätigkeit; der letztere befähigt ihn, die Hindernisse zu überwinden, welche der Feind ihm entgegenstellt. Die Größe beider bedingt sich gegenseitig. Ein kühner Geist ist ohne Muth nicht denkbar; wenn aber der Muth den Geist über-

ragt, so läßt man sich oft in Unternehmungen ein, denen man in geistiger und materieller Hinsicht nicht gewachsen ist.

Am stärksten offenbart sich diese Wechselwirkung zwischen Geist und Muth in der Person des Feldherrn. Bei der Mehrzahl zeigt sich die geistige Thätigkeit mehr in Aufsuchung der möglichen Hindernisse, welche dann wie Schreckgestalten vor seine Seele traten, den angestammten persönlichen Muth zum Schweigen bringen und die Thatkraft lähmen. Weit seltener tritt der Fall ein, daß ein Feldherr durch seinen Heldenuth sich verleiten ließe, mehr zu unternehmen, als die Klugheit gebietet. Noch seltener findet man jene moralische Größe, jenen Muth von 2 Uhr nach Mitternacht (wie Napolen sagt), die trotz äußerst rasch eintretender Begebenheiten die Freiheit des Geistes, des Urtheils und des Entschlusses durchaus nicht stören. Es gehört aber auch in der That große Geistesstärke dazu, um mit voller Einsicht der Folgen eine jener großen Schlachten zu liefern, von welcher das Schicksal eines Heeres, eines Landes, der Besitz eines Thrones abhängt. Denkt man sich nun noch die große Verantwortlichkeit hinzu, welche der Feldherr seinem Monarchen schuldig ist, so darf es nicht wundern, daß die Helden unter den Feldherren, die nicht gekrönte Häupter sind, so selten angetroffen werden. (Vergl. d. A. Feldherr.) Pz.

Helepolis oder Wandelthürme, s. Belagerungswerkzeuge der Alten.

Heliopolis, Trümmer einer Stadt in Niederägypten unweit Cairo, früher berühmt wegen eines Sonnentempels.

Schlacht bei Heliopolis, am 25. März 1800.

In Folge des Vertrages von El Arisch hatte die franz. Armee Aegypten räumen, die innehabenden Forts und Festungen an die Türken übergeben und sich dann mit Waffen und Gepäcke nach Frankreich überschiffen sollen. Der englische Admiral Lord Keith und Sir Sidney Smith wollten aber nur dann irgend einen Vertrag anerkennen, wenn das gesammte franz. Heer sich als kriegsgefangen ergäbe und alle franz. Schiffe den Engländern überliefert würden. Der franz. Obergeneral Kleber (s. d.), über diesen Treubruch empört, erkannte sogleich die eigentlichen Absichten der Engländer und beschloß nun, Aegypten nicht eher zu verlassen, bis alle Puncte des Vertrags von El Arisch pünctlich erfüllt seien. Zugleich ließ er dem Großwesir Jussuf Pascha drohen, sofort gegen ihn zu marschiren, wenn dieser auch nur die geringste Bewegung über Belbeïs hinaus machen sollte.

Der Großwesir beachtete jedoch diese Drohung nicht, sondern hob sein Lager auf und erschien mit seiner Vorhut in der Ebene von Kubbeh, ganz nahe bei den franz. Vorposten. Der Commodore Sidney Smith wollte nochmals eine vermittelnde Rolle zwischen dem Großwesier und den Franzosen übernehmen und schlug eine Waffenruhe vor. Jussuf Pascha wies jedoch alle Vorschläge zurück, indem er die Möglichkeit eines Friedensbruches nicht einsah, versprach zwar Geiseln und Subsidien, verstärkte aber seine Streitkräfte, indem er eine zahlreiche Artillerie aus El Arisch nachkommen ließ und die Bewohner der umliegenden Orte bewaffnete. — Aber auch den Franzosen waren auf Befehl Kleber's aus Niederägypten und aus Saïd Verstärkungen zugezogen; der Obergeneral sah ein, daß nur rasches und kräftiges Handeln eine für ihn günstige Entscheidung zur Folge haben konnte. Er ließ daher durch den türk. Unterhändler Mustapha Pascha dem Großwesier am 24. März sagen, er erwarte, daß er sofort wieder nach Belbeïs gehe und sich bis an die Gränzen Syriens zurückziehe, widrigenfalls man ihn dazu zwingen würde. Ein Kriegsrath der franz. Generale, den der Ober-

general zusammenberief, welchem er die Schriften der engl. Unterhändler und des Großwesiers mittheilte, billigte seinen Schlachtplan. In der Nacht vor dem 25. März ordnete General Kleber in der Ebene von Kubbeh seine Aufstellung; die Sternhelle des südlichen Himmels begünstigte die Bewegungen der Truppen, die mit der größten Ordnung und ohne von den Türken bemerkt zu werden erfolgten. 4 Carrés bildeten das erste Treffen der Franzosen. Die beiden des rechten Flügels (Brigaden Belliard und Donzelot) commandirte der Divisionsgeneral Friant; die des linken Flügels (Brigaden Robin und Lagrange) der Divisionsgeneral Reynier (s. d.). Die leichte Artillerie war zwischen den Carrés aufgestellt; die in Colonnen formirte Reiterei unter dem Divisionsgeneral Leclerc stand in dem Intervalle des Centrums und war in den Flanken durch Artillerie und durch 2 Divisionen des Dromedarregiments gedeckt. — Im 2. Treffen stand auf dem linken Flügel nur ein Carré von 2 Bataillonen. Die Reserveartillerie hinter dem Centrum war durch Grenadiercompagnien und durch die Sappeurs des Geniecorps gedeckt. Auf den äußern Flügeln waren ebenfalls Geschütze aufgestellt, welche Blänker umgaben; die Ecken der Carrés waren durch Elitencompagnien verstärkt. General Songis befehligte die Artillerie, General Samson das Geniecorps. — Die ganze Armee bestand aus 10,000 M., bildete aber eine undurchdringliche Masse und war von dem besten Geiste beseelt.

Die Stellung des Großwesirs kann nicht genau angegeben werden. — Die Schlachtordnung der Türken breitete sich verworren und planlos auf der großen Ebene zwischen den Dörfern El Khânka und Abuzabel aus. Sie zählten gegen 80,000 M. Nassif Pascha hatte sich mit 6000 Janitscharen im Dorfe Matarieh auf den Ruinen von Heliopolis verschanzt und 16 Geschütze daselbst aufgestellt. Er bildete die Vorhut der türk. Armee. Rechts erstreckten sich von da die Vorposten bis an den Nil und links bis zur Moschee Sibilli-Hallem. Am 25. März um 3 Uhr des Morgens setzte sich die franz. Armee in Bewegung. Beim Anbruch des Tages traf der rechte Flügel vor der Moschee Sibilli-Hallem ein; wenige Kanonenschüsse vertrieben den dort aufgestellten, etwa 500 Pferde starken Reiterposten. Der linke Flügel stieß auf Matarieh, hielt sich aber außer Schußweite, um dem rechten Flügel Zeit zu lassen, sich zwischen Heliopolis und El Marek zu ziehen und der feindlichen Vorhut den Rückzug abzuschneiden. Während dieser Bewegungen bemerkte der Obergeneral, daß eine bedeutende türk. Colonne (Reiterei, Infanterie und Mameluken) einen Seitenweg nach Cairo einschlug. Die Guiden des Obergenerals erhielten sogleich den Befehl, die dieser Colonne vorgehenden Mameluken anzugreifen; die letzteren hielten den Angriff aus und umringten mit ihrer Ueberzahl ihre Gegner. Das 22. Jäger- und das 14. Dragonerregiment befreiten indessen die Guiden wieder, waren aber zu schwach, um dem Unternehmen der Türken gegen Cairo weitere Hindernisse in den Weg legen zu können, obschon General Kleber dessen ganze Wichtigkeit fühlte.

General Reynier ließ nun durch Matarieh die 8 Grenadiercompagnien, welche die Ecken seines Carrés besetzt gehabt hatten, in 2 Colonnen angreifen. Der ersten Colonne, welche links vorrückte, warfen sich die Janitscharen aus den Verschanzungen entgegen, die zweite Colonne kam ihnen rechts in die Flanke. Mit dem Bajonet wurden die Türken in die Gräben der Verschanzungen zurückgeworfen; der Angriff ging über sie hinweg, und die Verschanzung fiel in die Gewalt der Franzosen. Vergebens versuchten die Janitscharen, sich in den Häusern von Matarieh zu halten; eben so wenig glückte ihnen der Versuch, sich mit dem Großwesir zu vereinigen. Die Division Friant

kam ihnen in den Rücken und vollendete ihre Niederlage. Geschütze, Fahnen, Roßschweife, Lagergeräth, Alles ward eine Beute der Franzosen. Der Großwesier hatte indessen ebenfalls sein Lager verlassen, um seine Vorhut zu unterstützen. Er nahm hinter einem Palmenwalde, der das Dorf El Marek umgiebt, eine Stellung ein, die sich bis zum Dorfe Syriakus (Sericaurt) erstreckte. General Friant rückte ihm links, General Reynier, der seine Dision bei dem Obelisk von Heliopolis wieder formirt hatte, rechts entgegen. Die Armee nahm nach und nach ihre frühere Schlachtordnung wieder ein. General Reynier traf im Vorrücken auf Syriakus, General Friant auf das Gehölz von El Marek. Die türk. Blänker wurden bald aus dem letzteren vertrieben; das türk. Hauptquartier ward von den franz. Granaten und Kartätschen erreicht, während die türk. Artillerie den Franzosen gar keinen Schaden zufügen konnte. Der Großwesir beschloß nun einen allgemeinen Angriff; seine Truppen zogen sich zusammen und in geschlossenen Colonnen den franz. Carrés entgegen. Das erste Kartätschenfeuer, mit dem sie empfangen wurden, brachte sie aber so in Unordnung, daß sie keinen zweiten Angriff wagten. Die von den Ueberschwemmungen des Nils zurückgebliebenen Gruben und Risse im Boden verhinderten, daß die franz. Cavalerie die Flüchtigen verfolgte, während sie anderer Seits aber auch für den Gebrauch der türk. Reiterei ein bedeutendes Hinderniß waren. Der Großwesir war nun in El Marek dem Feuer der franz. Artillerie ganz bloß gegeben. Er nahm deßhalb zu dem letzten Hilfsmittel türk. Taktik seine Zuflucht und zerstreuete seine ganze Cavalerie, die nun plötzlich die franz. Stellung von allen Seiten umgab. Die Carrés hielten aber diesen Angriff unerschütterlich aus; fast kein Schuß ging verloren, so zahlreich und gedrängt war die Masse der Angreifenden. — Als der Großwesir sah, daß auch diese Fechtkunst an der Kriegsart der Franzosen scheiterte, befahl er den schleunigsten Rückzug und ging bis nach El Khanka. Aber selbst dorthin folgten ihm die Franzosen, nachdem ein Versuch des Großwesirs, mit dem Obergeneral Kleber wegen der Uebergabe von Cairo zu unterhandeln, nach dem Statt gefundenen Siege natürlich mißlungen war. Die türk. Reiterei wartete zu El Khanka den Angriff der Franzosen nicht ab; sie entfloh zerstreut. Murad Bei und die Mameluckén warfen sich in die Wüste.

Die Schlacht bei Heliopolis, welche die türk. Armee in Aegypten vernichtete und dieses Land zum dritten Male den Franzosen unterwarf, kostete den Letzteren nur 200 M. an Todten.

Den Tag darauf (26. März) wurde der General Lagrange mit 4 Bataillonen nach Cairo (s. d.) zur Unterdrückung des dortigen Aufstandes abgesendet, während die Armee bis **Belbeïs** vorrückte, und dort die türk. Nachhut überfiel und gefangen nahm.

Mémoires du maréchal Berthier. Campagne d'Égypte. Paris, 1827. Précis des événemens militaires etc., par M. Dumas. Paris, 1816 etc. Der Feldzug nach Aegypten und Syrien, von Aber. Darmstadt, 1827.

E.

Hellebarde. Ein spießartiges Stoß- und Haugewehr, welches an einem 5 bis 6 Fuß langen Schafte, nächst einer gewöhnlichen, bald längern bald kürzern Stoßklinge, an deren unterem Ende auf der einen Seite eine Barthe oder ein halbmondförmig, auch in andern Gestaltungen ausgeschweiftes, beilartiges, entgegengesetzt aber ein in eine Spitze auslaufendes Eisen hatte, so daß damit gestochen und gehauen werden konnte. Das ganze Gewehr glich gewissermaßen einer mit einem verlängerten Stiel versehenen Streitaxt. Die Hellebarde kam von den Dänen zu den Deutschen, Schweizern und

Franzosen, die ihr daher oft den Namen dänisches Beil (hâche danoise) beilegten; doch dürfte sie vielleicht auch eine künstliche ausgearbeitete Nachbildung der uralten Framea oder der Angel-(Haken) Spieße der Franken sein, welche diese bei ihrer Einwanderung in Gallien trugen (s. A. Angriffswaffen). In Frankreich findet man solche bereits um das Jahr 1461 erwähnt, und Ludwig XI. ließ 1475 zu Angers eine bedeutende Anzahl derselben verfertigen, um wahrscheinlich die in Sold genommenen Schweizer damit auszurüsten. Die Niederländer bedienten sich der Hellebarden schon zu Anfange des 14. Jahrhunderts, und in spätern Zeiten mußte vorzüglich bei ihnen der Hellebardierer sich öftern Uebungen unterwerfen, um den Gebrauch dieser Waffe zum Angriff und Vertheidigung gegen Reiterei und Fußvolk nach bestimmten Fechtregeln genau kennen zu lernen. Im 16. Jahrhundert wurde dieses Gewehr oft zur Hauptwaffe der Anführer des Fußvolks insbesondere bei den Landsknechten (s. d.) erhoben, und noch später blieb es ein Abzeichen der Sergeanten, welche im Dienste durch Schlagen mit dem Schafte die Soldaten zur Ordnung anhalten konnten. Zweikämpfe damit waren von jeher auf das Strengste verboten. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts sehen wir die Hellebarden erleichtert unter den Namen Esponton aus den Reihen der Infanterie verschwinden und finden sie nur noch bei den Leibwachen einiger Fürsten. S.

Helm. Eine Kopfbedeckung der Krieger älterer und neuerer Zeit. Griechische und römische Geschichtschreiber wie z. B. Homer, Vegez, Silius haben es sich höchst angelegen sein lassen, ausführliche Beschreibungen der Helme verschiedener Völkerschaften zu liefern, die im Wesentlichen aus Metall oder Thierhäuten bestanden und in wunderlichen Gestalten, um dem Feind Schrecken einzujagen, so geformt waren, daß sie das Gesicht frei ließen, jedoch den Nacken mehr schützten und fester saßen als der größte Theil der derartigen Kopfbedeckungen unserer jetzigen Cavalerie. Gehalten wurde der Helm durch zwei unter dem Kinn befestigte, gewöhnlich mit Metall belegte Riemen oder Seitenblätter, welche die Römer buculae nannten; alle hatten überdies bald größere, bald kleinere, auf einem Kamm angebrachte Helmbüsche, die, oft kostbar gearbeitet, zum Unterscheidungszeichen der Befehlshaber von den gemeinen Soldaten dienten. Nach dem Zeugniß des Herodot Bd. I, S. 71 sind die Karier die Ersten gewesen, welche diesen Schmuck einführten. Die Erfindung der Helme selbst schreibt Plinius den Lacedämoniern zu; doch ist es offenbar, daß andere Nationen sie gleichzeitig eben so gut kannten. In der Periode des Ritterthums gewannen die Helme eine ganz andere Gestalt; sie umschlossen in mannichfachen Formen den ganzen Kopf des gerüsteten Ritters, waren vorn mit einem Visir oder Gegitter versehen, welches zwar das Gesicht bedeckte, doch mittelst darin befindlicher Oeffnungen eine freie Durchsicht erlaubte und nach Belieben erhoben oder geschlossen werden konnte, wo es sich dann an das mit dem Halsbleche verbundene Knieblech anschloß. Offne Helme sah man, wenigstens in Deutschland, selten. Jeder Helm besaß in der Regel außer dem Kamm und Busch noch einen besondern Helmschmuck, den Kronen, Geierflügel, Hörner oder andere Symbole bildeten; die ganze Schutzwaffe selbst wurde oft nach Verhältniß des Ranges vergoldet oder versilbert, sonst aber stets aus Stahl und starkem Eisen gefertigt, um jedem Schlage mit der Streitaxt, Keule 2c. wo möglich zu widerstehen. Jetzt sind die Helme im Allgemeinen eine ausschließliche Kopfbedeckung der Reiterei und entweder aus Metall geschlagen, oder gewöhnlicher von starkem gebrannten Leder zusammengesetzt, auch theils zur Zierde, theils zum Schutz gegen feindliche Hiebe mit

Metallstreifen überzogen. Vorn haben sie einen größeren, rückwärts aber einen kleineren Schirm; über die Höhe geht ein Kamm, der, mit einer Raupe von Wolle, Pferdehaaren bedeckt, nicht nur dem Helme ein besseres Aussehen geben, sondern auch den Hieben der Gegner einen größeren Widerstand entgegensetzen soll. Die Befestigung der Helme auf den Kopf des Reiters erfolgt durch lederne Bänder, die, mit Metallschuppen benäht, zugleich zur Sicherung der Seiten des Gesichts vor Verwundungen dienen. S.

Heloten, die Sclaven der alten Spartaner. König Agis von Sparta versuchte die früher bestandenen gleichen Rechte der Bürger von Sparta und der Landbewohner der Provinz aufzuheben und legte den letzteren (Periöken) einen Tribut auf. Das einzige Städtchen Helos unternahm es, sich diesem Gewaltstreiche zu widersetzen, wurde aber von den Spartanern unterworfen, ihre Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht und zu ewiger Sclaverei verurtheilt, 1050 v. Chr. Alle übrigen Sclaven hießen von dieser Zeit an Heloten. Die Heloten unterschieden sich von den andern Sclaven dadurch, daß sie dem ganzen Staate angehörten, der ihnen auch ihre Beschäftigungen anwies und sie zuweilen einzelnen Bürgern zu Privatdiensten überließ, ohne aber die allgemeinen Anforderungen an dieselben deßhalb aufzugeben. Sie waren verbunden, bei jedem Kriege die Waffen zur Vertheidigung Lacedämons zu ergreifen, und trieben im Frieden Künste, Handel und Gewerbe, da die freien Spartaner nach den Lykurgischen Gesetzen jedes erwerbende Geschäft verschmäheten. Im Allgemeinen war ihre Behandlung grausam und hart; eine eigene Kleidung, deren Charakteristisches ein Katzenfell und eine besondere lederne Mütze bildeten, unterschied sie von den freien Bürgern. Selten wurden einzelne Heloten wegen vorzüglicher Verdienste freigelassen; ihre eigenen Versuche, sich mit Gewalt aus ihren Verhältnissen zu befreien, schlugen wiederholt fehl. In Folge eines Erdbebens, das Lacedämon verwüstete, griffen 466 v. Chr. die Heloten vereint zu den Waffen gegen ihre Bedrücker, unterwarfen sich bei der Annäherung des mit Athenern herbeieilenden Cimon (s. d.), standen aber kurz darauf von Neuem auf und bemächtigten sich der starken Festung Ithome (s. d.). Vergebens baten die Spartaner Athen abermals um Hilfe; sie mußten allein den Krieg gegen die Aufrührer führen. Zehn Jahre lang leisteten die Heloten verzweifelten Widerstand und bedangen sich, als sie die Stadt endlich den Belagerern übergeben mußten, freien Abzug gegen das Versprechen, den Peloponnes für immer zu meiden, aus. Wahrscheinlich vertheilten sie sich unter die übrigen griechischen Völkerstämme; ihr Name als Corporation hat sich seit jener Zeit verloren. (Vergl. über Heloten und Helotie: Manso, Sparta, I. B., I. Thl. 135.) C.

Helsingborg, Stadt in Schweden am Oresund in der Provinz Schonen, hat 700 Häuser, 2200 Einwohner und einen Hafen.

Schlacht am 11. März 1710.

Die Armeen Schwedens und Dänemarks standen sich bei Beginnen des Feldzuges von 1710 beobachtend gegenüber. General Steinbock hatte, um sich seinen Verstärkungen zu nähern, rückgängige Bewegungen gemacht, erschien aber plötzlich Anfangs März in der Umgegend von Christianstadt an der Spitze einer 20,000 M. starken Armee und eröffnete hiermit die Offensive. Die Dänen, unter dem Grafen von Reventlau, welche nicht vermuthet hatten, daß Schweden in diesem Jahre eine so starke Armee würde in's Feld stellen können, sahen sich hierdurch genöthigt, die Blokade von Malmoë und Landskrona aufzuheben, Christianstadt und Karlshafen zu verlassen, die detaschirten Abtheilungen an sich zu ziehen und Stellung bei Hel-

singborg zu nehmen, um sich ihre Communicationslinie zu sichern, welche durch den Verlust dieses Platzes gefährdet worden wäre. Den 3. März hatte die Armee bei genanntem Orte Position genommen; den 5. kam der König von Dänemark im Lager an, um über die Truppen, welche sich auf 15,000 M. belaufen mochten, Revue zu halten. Graf Reventlau war mittlerweile erkrankt, und Graf v. Rantzau erhielt den Oberbefehl. Nach der Ankunft einer Verstärkung von 4 Regimentern kehrte der König nach Kopenhagen zurück. Graf von Steinbock, welcher sonach seinen Zweck, die Dänen von Helsingborg abzuschneiden, nicht mehr erreichen konnte, entschloß sich jetzt, dieselben in ihrer Position anzugreifen, ehe sie neue Verstärkungen, welche von Seeland erwartet wurden, erhielten. Den 9. März langten die Spitzen der schwedischen Colonnen vor Helsingborg an, und bei einer Recognoscirung, welche Steinbock noch an diesem Tage unternahm, fand er die dänische Armee in folgender Stellung. Der rechte Flügel unter dem Generalmajor Rothstein lehnte sich an ein Dorf und einen Morast; der linke unter dem Generalmajor Dewitz ward durch ein Gehölz und einen Teich geschützt. Die Fronte der Aufstellung sicherten überdies enge Defiléen, welche nur auf 2 Wegen zu passiren waren. Der eine derselben, welcher der kürzeste war, hatte viele Annäherungshindernisse, während der andere zwar einen Umweg von 1 Stunde erforderte, aber den Vortheil eines Flankenangriffes bot und durch einen solchen die Dänen leicht nöthigen konnte, ihre ganze Aufstellung zu ändern. Der schwedische General wählte den letzteren zum Angriffspuncte und täuschte sonach die Feinde, welche ihn auf dem kürzesten erwarteten. Den 10. März mit Tagesanbruch rückten die Schweden in 5 Colonnen durch das bezeichnete Defilé. Ein starker Frost in der vorhergehenden Nacht, erleichterte den Marsch über die Moräste, und ein dichter Nebel, welche früh fiel, verbarg die Bewegungen, so daß die Spitzen der schwedischen Colonnen bereits in Kanonenschußweite von der dänischen Aufstellung sich befanden, als sie vom Feinde bemerkt wurden. Steinbock konnte ungehindert seine Dispositionen treffen und dirigirte seine besten Truppen gegen den rechten Flügel der Dänen, auf welchen der Hauptangriff gerichtet war. Die Schwierigkeiten, welche inzwischen das Terrain bot, waren Ursache, daß es bereits Mittag geworden war und der linke schwedische Flügel noch nicht vollständig in die Schlachtlinie gerückt war, als die Dänen eine Cavalerieabtheilung, welche zur Deckung des Aufmarsches detaschirt war, angriffen, warfen und den Anführer derselben, Generallieutenant Biornschild, gefangen nahmen. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Cavaleriegefechte. Die schwedische Cavalerie sammelte sich unter dem Schutze mehrerer Regimenter, die ihr zu Hilfe kamen, trieb die Dänen mit großem Verluste zurück, wurde wieder geworfen, und der Kampf blieb so lange zweifelhaft, bis die Infanterie an demselben Theil nahm. Während sich das Feuer auf der ganzen Schlachtlinie entsponnen hatte, führte General Steinbock seinen eigentlichen Angriffsplan gegen den rechten Flügel der Dänen aus. Alle disponiblen Kräfte auf einen Punct vereinigend, wurde derselbe mit solcher Gewalt angefallen, daß er nicht zu widerstehen vermochte, getrennt ward, die Flucht ergriff, den linken Flügel mit sich fortriß und selbst die aufgestellte Reserve zum Rückzuge bis unter die Kanonen von Helsingborg veranlaßte. Fast die ganze Artillerie, alles Gepäck und die Munition fiel den Siegern in die Hände. 4000 Dänen deckten das Schlachtfeld, 3000 wurden gefangen und gegen 4000 blessirt; unter diesen befand sich der General Rantzau selbst und der Generalmajor Dewitz, welcher Letztere nichts desto weniger mit einer schnell zusammengerafften Cavalerieabtheilung

von 400 M. den Rückzug deckte und der Unordnung einigermaßen zu steuern suchte. Die dänischen Garderegimenter, welche sich mit verzweifeltem Muthe geschlagen hatten, und deren jedes 1300 M. stark war, wurden fast ganz vernichtet. Zu Ende der Schlacht hatte das Gardecorpsregiment noch 10 M., das Gardefußregiment noch 80 M. Bestand. Die Schweden hatten 1600 Todte und gegen 1100 Blessirte. Ein schwedisches Infanterieregiment war ganz aufgelöst, und man kann annehmen, daß sich die Dänen theilweise nicht schlechter schlugen als die Schweden, und daß es Letzteren um so mehr zur Ehre gereichte, als die erhaltenen Verstärkungen meist aus erst angeworbenen Bauern bestanden.

Steinbock erschien den nächsten Tag vor Helsingborg, wo sich die Trümmer der dänischen Armee eingeschlossen hatten. Der König von Dänemark, welcher wohl einsah, daß es ihm nach solchen Verlusten nicht ferner möglich sein würde, sich in Schweden zu behaupten, ließ in der Nacht vom 15. zum 16. die Truppen einschiffen. 3000 Pferde, welche man nicht mit fortbringen konnte, wurden erstochen, große Vorräthe von Getreide, Mehl und Munition vernichtet und alle Verwundeten zurückgelassen. (Histoire de Suède sous le règne de Charles XII. Tome V. p. M. de Limiers. Amsterdam, 1721.) R.

Hemisphären nennt man gewöhnlich die Landkarten, wo die ganze Erde auf 2 Kreisflächen dargestellt ist. Sind auf einem dieser Kreisen Amerika und auf dem andern Europa, Asien, Afrika und das Festland Australiens vorgestellt, so heißt jene die westliche, diese die östliche Hemisphäre; stellt aber die eine dieser kreisförmigen Landkarten die nördliche und die andere die südliche Halbkugel der Erde vor, so heißen sie die nördliche und südliche Hemisphäre. Im ersten Falle trennt beide Hemisphären der Meridian von Ferro, im letzten der Aequator. M. S.

Hemmen. Das Hemmen der Kriegsfuhrwerke geschieht entweder mittelst einer Hemmkette, oder eines Hemmschuhes. Die Hemmkette ist mit einem Ende an der Laffete oder dem Langbaum des Wagens befestigt, und wird mit dem anderen Ende durch das zu hemmende Rad gezogen. Ein Glied dieses Endes hängt man sodann in einen eisernen, in der Mitte der Hemmkette angebrachten Haken oder Schneller, welcher hierauf noch durch ein neben demselben in die Kette eingehängtes einzelnes Kettenglied gesteckt wird. Diese Art der Hemmung gewährt den großen Vortheil, sogleich im Marsche aushemmen zu können, ohne daß die Fuhrwerke zu halten brauchen, ist aber auch nachtheiliger für die Räder als das Hemmen mit dem Hemmschuh. Ry.

Hemmtaue wurden ehedem zum Hemmen, anstatt der jetzt üblicheren Hemmketten angewendet. Ry.

Hengist, Fürst und Anführer der Sachsen, war ungefähr um das Jahr 419 geboren; sein Bruder Horsa, den die Geschichte nie von ihn trennt, war jünger. H. hatte das Kriegshandwerk zuerst unter seinem Vater Witigisil erlernt, dann, um sich zu vervollkommnen, bei den Römern gedient, deren Kaiser stets einige sächsische Truppen in ihrem Solde hatten. Als er ungefähr 28 bis 30 Jahre alt war, erschien eine Gesandtschaft des britischen Königs Vortiger am Hofe seines Vaters, sich von den Sachsen Hilfe gegen die Picten und Scoten zu erbitten, die stete Einfälle in Britannien machten. Witigisil sagte die Hilfe zu und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinem Sohne, dem er die Anführung der Expedition übertragen wollte, eine glänzendere Aussicht zu eröffnen, und allerdings berechtigte H's Muth, Erfahrung, Schmiegsamkeit und Solidität des Verstandes, sein angenehmes Betragen u. s. w. zu den schönsten

Erwartungen. Von Horsa erwähnen die Geschichtschreiber, daß auch er bestimmt ward, die Fahrt nach Britannien mitzumachen. Die Sachsen hatten zwar versprochen, 9000 M. Hilfsvölker zu senden, aber nur 3 Schiffe gingen ab; man weiß auch den Ort nicht genau anzugeben, von wo die Expedition absegelte, doch ist zu vermuthen, daß es von der jetzigen holländischen Provinz Seeland aus geschah, da diese zu jener Zeit von den Sachsen besetzt war; auch gab es wohl nicht leicht eine besser gelegene Gegend, um nach der Insel Thanet zu gelangen, wo die Landung geschehen sollte, und wo sie auch 449 Statt fand. Kaum hatten die Sachsen sich ein wenig erholt, als H. und Horsa sie gegen die Völker des Nordens führten, welche bis Stamford unweit Lincoln vorgedrungen waren; diese, gewohnt aus der Entfernung zu fechten, schleuderten ihre Wurfspieße. Die Sachsen hielten dies ruhig aus, drangen vor, und es kam zum Handgemenge. Der Anblick der Fremden, ihre andere Art zu fechten, machte die Picten und Scoten stutzen und brachte sie bald in Verwirrung; sie wurden nicht nur hier, sondern in vielen anderen Gefechten geschlagen und genöthigt, in ihre alten Landesgrenzen zurückzugehen. Aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste trat Vortiger den Sachsen Ländereien in dem Gebiete von Lincoln ab; viele ihrer Landsleute kamen nach. H. erbaute das Fort von Thonglaster, und als den Briten dies für ihre Freiheit gefährlich schien und sie ihren König der zu großen Vorliebe für die Fremden beschuldigten, bot H. ihm seine Hilfe gegen die eigenen Unterthanen an, welche Vortiger auch annahm. Bald darauf sah Letzterer die Schwester H's, Rovena, eine berühmte Schönheit, verlangte sie zur Frau, und da H., in dessen Planen diese Heirath lag, scheinbar Schwierigkeiten machte, trat ihm Vortiger, um diese zu beseitigen, die Provinz Kent ab. Die Unzufriedenheit der Briten mit ihrem Könige ward hierdurch noch vermehrt; H. schlug ihm vor, neue sächsische Truppen aus Deutschland kommen zu lassen, die auch auf 40 Schiffen, unter Anführung von H's Bruder Octa und dessen Sohne Ebusa, ankamen und sich zwischen den Flüssen Thyne und Humber ansiedelten; dies war die dritte Abtheilung Sachsen, sie erschienen im J. 452. Nur erst nach jahrelangen Kriegen und den Schlachten bei Eglesford 455, wo Horsa getödtet wurde, bei Crecanford 457 rc. ward endlich 465 ein Friede geschlossen, aber schon im folgenden Jahre wieder gebrochen. Doch eine gewonnene Schlacht und der Tod Vortimer's, des Sohnes und Nachfolgers Vortiger's, endete den neuen Krieg zwischen den Eingebornen und den Fremden zum Vortheile der Sachsen. H. griff immer weiter um sich; er hatte den König Vortigernus mit 300 Edelleuten zu sich geladen; letztere wurden bei der Tafel ermordet, der König, in Ketten gelegt, erkaufte seine Freiheit nur durch Abtretung eines bedeutenden Landstriches. Es entstand hieraus ein neuer Krieg, in welchem Ambrosius Aurelianus, ein Fürst aus römischem Geblüte, die Briten mit Glück anführte; doch ward wieder ein Friede geschlossen, der neun Jahre dauerte. Den Wiederbeginn des Krieges überlebte H. nicht lange; er starb im Jahre 489 und hinterließ seinem Sohne Escus das Königreich Kent. (Rapin Thoyras, histoire d'Angleterre.)

F. W.

Henkel oder Delfinen sind Handhaben an Geschützröhren, welche zur Bewegung derselben dienen und zu welchem Endzwecke die Haken des Hebezeuges (s. d.) in dieselben gehängt werden. Vorzüglich an alten Geschützen findet man sie in der Gestalt eines geflügelten Drachen, von Fischen und dergl.

Heptagonalzahl, s. Polygonalzahlen.

Heraklea, eine von den Tarentinern gegründete Stadt in Unteritalien (Lucanien), unweit des Meerbusens von Tarent.

Schlacht zwischen dem römischen Consul Lävinus und König Pyrrhus von Epirus, auch Schlacht am Siris genannt, 280 v. Chr.

Die Tarentiner, ein kräftiges Volk Unteritaliens, hatten es gleich den Samnitern gewagt, offenen Kampf mit den Römern zu beginnen und dadurch, daß sie eine bei ihnen ohne feindliche Absicht erschienene römische Flotte angriffen und eine Genugthuung dafür verweigert hatten, Rom zum Kriege herausgefordert. Aber sie hatten kein Landheer und baten deßhalb ihren mächtigen Nachbar, König Pyrrhus von Epirus, um Unterstützung. Der unternehmende Grieche eilte, ihren Wünschen nachzukommen, schickte ihnen sogleich unter Cineas 3000 M. zu Hilfe, 282 v. Chr., und folgte im nächsten Jahre selbst mit 2000 M. Sein Heer, obgleich durch Schiffbruch bedeutend geschwächt, wuchs nach Verbindung mit den Samnitern und anderen Völkern Italiens bis auf 22,000 M. zu Fuß, 3000 Pferde, 500 Bogenschützen und 50 Elephanten. Mittlerweile hatten auch die Römer ein mächtiges Heer in's Feld gestellt, und den Consul Lävinus mit demselben abgeschickt, die Fortschritte des furchtbaren Feindes zu hemmen. Beide Heere lagerten sich im Angesichte an den gegenseitigen Ufern des Flüßchens Siris. Mit Bewunderung sah Pyrrhus die Lagerweise der Römer und sprach zu seinen Umgebungen: „Diese Barbaren sehen mir gar nicht aus wie solche; ich fürchte, wir werden bald erfahren, daß ihre Thaten ihrem Muthe nicht nachstehen." Darauf befahl er dem bereits zum Gefechte eingetroffenen Theile seines Fußvolkes, das Ufer zu besetzen und stets sich eines Angriffes des Gegners zu gewärtigen, den dieser vielleicht, noch ehe die übrigen epirotischen Truppen ankommen würden, unternehmen möchte. In der That drang der Consul bald mit Ungestüm über den Fluß und zwang die feindlichen Vorposten, sich nach ihrem Hauptheere zurückzuziehen. Pyrrhus, dieses gewahrend, eilte an der Spitze einer auserlesenen Reiterschar auf ihn zu und verbreitete Schrecken, wo seine prächtige Rüstung und sein erhabener Helmbusch sich zeigten. Um seine Person entspann sich das hitzigste Gefecht; sein Pferd fiel im Handgemenge. Da wechselte eilig der König mit einem seiner Feldherrn die Rüstung, befahl den Kampf hier fortzusetzen und eilte auf eine andere Seite des Schlachtfeldes, wo seine Gegenwart erforderlich schien. Erbittert hieben die römischen Reiter auf den mit des Königs Rüstung Bekleideten ein und erschlugen ihn. Sogleich verbreitete sich durch beide Heere das Gerücht vom Tode des Königs; frohlockend eilten die römischen Legionen nach über den Fluß, den Sieg zu vollenden; trauernd und hoffnungslos setzten die Griechen den Widerstand fort. Da erschien auf ein Mal der König baarhaupt und rief laut, daß er noch lebe. Seine Gegenwart flößte auch den Seinigen neues Leben ein. Lange schwankte die Schlacht; 7 Mal hatten die Römer, ihres alten Ruhmes bewußt, die Griechen zurückgetrieben; man konnte heute lange nicht zur Entscheidung kommen, ob die Phalanx der Griechen oder die Legion der Römer den Vorzug vor der andern verdiene. Da ließ Pyrrhus seine Elephanten vorrücken, und dieser Anblick, den Römern noch ganz unbekannt, der Schrecken, wie die gepanzerten und mit Castellen voll bewaffneter Männer belasteten Thiere Alles grimmig zertraten, was sich ihnen entgegensetzte, entschied die Schlacht. Die Pferde der römischen Reiter theilten die Bestürzung ihrer Herren, wurden scheu und brachten eine völlige Unordnung im römischen Heere hervor, welches, als noch die thessalische Reiterei auf dasselbe einhieb, den Rückzug

begann. Bis zur Nacht dauerte das Gemetzel; jeden Fuß breit Landes unternahmen die Römer zu vertheidigen. „Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren!" sagte finster der König von Epirus, als man ihm zu demselben Glück wünschte. 15,000 Römer waren das Opfer dieses Treffens geworden, 2000 waren in Gefangenschaft gefallen. Aber auch die Sieger hatten 13,000 M. verloren; Pyrrhus selbst war verwundet. Als er am folgenden Tage das Schlachtfeld beritt und an der Lage der gefallenen Römer sah, daß sie nur an ehrenvollen Wunden gestorben waren, und daß noch im Tode jedes Antlitz die Züge einer edlen Entschlossenheit trug, konnte er nicht umhin, ihrem Muthe die aufrichtigste Anerkennung zu zollen und brach in die Worte aus: „Mit welcher Leichtigkeit würde ich die Welt erobern, wenn ich Römer zu meinen Soldaten hätte!" Lävinus hatte sich nach Apulien zurückgezogen, um möglichst schnell sein Heer zu ergänzen; Pyrrhus marschirte gerade auf Rom los, nachdem sein Friedensantrag von den stolzen Besiegten zurückgewiesen worden war. C.

Heraklius, oströmischer Kaiser, 610—642. Der nothwendige Untergang des griechischen Kaiserthums lag in der völligen Auflösung aller öffentlichen Verhältnisse und in der großen Ausdehnung des Reiches, dessen Provinzen die entarteten Regenten nicht mehr in einer vollkommenen Aufsicht zu erhalten vermochten. Aeußere Anfälle des Reiches, innere Unruhen ließen die Kaiser ruhig geschehen und versuchten, den letzten Rest ihres Muthes nur in Bedrückung ihrer Umgebungen und Tyrannei an den Tag zu legen. Mit jedem Tage beinahe schmolz der Umfang des Reiches; die kräftigen Nachbarn wußten diesen Zustand tüchtig zu nützen. Um so mehr verdient ein Regent unsere Aufmerksamkeit, der durch Entschlossenheit und Glück ein Mal unter den übrigen hervorragt. H., der Sohn des Exarchen von Afrika, Heraklius, hatte schon seit Jahren die Zerrüttung des Reiches kennen gelernt, da er seinen Vater unabhängig und ohne Tribut zu zahlen in seiner Provinz schalten sah, und hatte den in der Brust des Jünglings entstandenen Wunsch nach Ruhm und Ehre eifrig genährt. Als nun Kaiser Phokas durch erbärmliche Tyrannei sein Volk erbitterte und die Behörden mit sich entzweite, und als deßhalb der Senat der Hauptstadt den Exarchen H. einlud, den Purpur von Phokas's Schultern zu reißen, da ergriff der jüngere H. begierig diese Gelegenheit, die ihm Glanz und Ansehen versprach. Sein Vater lehnte die Einladung ab und übertrug die Thronrevolution seinem Sohne und dem Nicetas, dem Sohne seines Freundes und Unterbefehlshabers. Wohl hörte Phokas von den Rüstungen in Afrika; aber seine mit seinem Untergange einverstandenen Umgebungen wußten ihn so lange hinzuhalten, bis H's Schiffe vor der Hauptstadt erschienen. Der verlassene Monarch wurde enthauptet und die Stimmen der Geistlichkeit, des Senats und des Volks luden H. ein, den Thron zu besteigen. Nach kurzer, verstellter Weigerung gab er ihren Bitten nach, 5. Octbr. 610. Aber auch er sollte sich nicht in Frieden seines geraubten Thrones erfreuen. Der König der Perser, Chosroës, empfand tiefen Unwillen über den Mord seines Wohlthäters; seine Magier und Satrapen reizten ihn, gegen ein Volk nicht länger Treue zu halten, das durch den Mord seines Oberhauptes gezeigt habe, daß es selbst keine besitze. Der einzige Mann, den die Perser mit Schrecken nannten, Narses, war zu Constantinopel enthauptet worden; seine nunmehr ohne Befehlshaber zurückgelassenen Truppen wurden 2 Mal gesprengt. Chosroës erstürmte Merdin, Dara, Amida und Edessa, unterwarf ganz Syrien und bezwang Antiochien. Als nun noch immer keine Rüstungen in der Hauptstadt erfolgten, überstieg der Perser, nachdem seine

Truppen in den Thälern von Damask geruht hatten, den Libanon, überschwemmte Judäa, zerstörte Jerusalem, streifte durch ganz Aegypten und errichtete seine westlichsten Tropäen in der Nähe von Tripoli. Ein anderes persisches Heer unterwarf Kleinasien und lagerte über zehn Jahre im Angesichte von Constantinopel. Hätte Nushirwan's Enkel eine Flotte gehabt, so würde das griechische Kaiserthum schon damals seine Endschaft erreicht haben. Die zwölf ersten Regierungsjahre des Heraklius verkündigten die nahe Auflösung des Reiches; denn während Chosroës die flehentlichen Bitten des H. um Frieden verwarf, bedrängten die Avaren von Istrien bis an die thracische Mauer den zerrütteten Staat. Der Kaiser, außer Stand, länger sich zu widersetzen und einer in der Stadt ausgebrochenen Pest und Hungersnoth auszuweichen, hatte beschlossen, seine Person und Regierung nach dem sichern Carthago zu versetzen. Der Patriarch gab die Entfernung nicht zu, und kurz darauf ließ sich der Chagan der Avaren zu einer Aussöhnung bereit finden. Als aber der Kaiser eben in freundschaftlicher Rücksprache mit dem Gegner sich des so wohlfeilen Friedens erfreute, da umzingelten verrätherisch die avarischen Reiter den griechischen Hofstaat. H. entkam durch die Schnelle seines Pferdes; die nachsprengenden Barbaren plünderten die Vorstädte der Kaiserstadt. Während dessen jedoch hatte Chosroës sich Friedensbedingungen gefallen lassen, und H. bezahlte gern die bedungenen 1000 goldnen, 1000 silbernen Talente und eben so viel Pferde, seidene Kleider und Jungfrauen, um nur Zeit zu einer verzweifelten Rüstung zu bekommen. Jetzt auf ein Mal erwachte der Heldengeist in der Brust des H., und die Ehre der griechischen Waffen wurde durch die Heldenthaten von 6 glücklichen Feldzügen wieder errungen. Vielleicht war es ihm jetzt erst gelungen, sich aus den Armen seiner Nichte Martina loszureißen und die erbärmlichen Rathschläge seiner Umgebungen zu durchschauen; vielleicht auch hatten die letzten Friedensbedingungen seines Gegners ihn aus dem Schlummer erweckt. Die Avaren ließen sich durch gewichtige Geschenke zur Neutralität bewegen, und das J. 622 sah die griechische Armee unter Anführung ihres Kaisers durch den Hellespont an den Küsten Kleinasiens hinsegeln und im Meerbusen von Skanderon landen. Auf dem Schlachtfelde von Issus (s. d.) übte der Kaiser die neu angeworbenen Truppen in den Waffen und vereinigte sich geschickt mit den zersprengten Besatzungen aus Kleinasien. Die persische Reiterei trug Bedenken, in die Pässe Ciliciens vorzudringen; H. umging sie durch eine gewandte Schwenkung, überfiel ihren Nachtrab und zog das persische Heer durch eine verstellte Bewegung in eine allgemeine Schlacht. Das Glück krönte die Anstrengungen des H., und dieser konnte nun über den Taurus nach Kappadocien vorgehen und seine Truppen in ergiebige Winterquartiere legen. Im folgenden Jahre nahm er aus seinen auserlesensten Truppen 5000 M., bahnte sich einen Weg durch das schwarze Meer, über die Gebirge Armeniens und drang so in das Herz Persiens ein, um die Armeen seines Gegners zur Vertheidigung ihres eigenen Vaterlandes zum Rückzuge zu zwingen. Chosroës wich bei Annäherung des Feindes zurück, und H. hätte die herrlichsten Früchte seiner kühnen Unternehmung geerntet, wenn nicht der eintretende Winter ihm für jetzt ein unübersteigliches Hinderniß geworden wäre. In den Ebenen von Mogan, nahe am kaspischen Meere, brachte der römische Kaiser den Winter zu und brach mit Beginn des Frühjahres, der hyrkanischen Gebirgskette folgend, nach Medien oder Irak auf. Seine siegreichen Waffen schreckten die königliche Hauptstadt Ispahan, die noch nie einen römischen Eroberer gesehen hatte. Inzwischen hatte Chosroës seine Heere

vom Nil und Bosporus zurückgerufen und umringte mit Uebermacht das Lager des Kaisers; diese aber, auf das Glück bauend, das er an seine Fahnen gefesselt hatte, warf einen 3maligen Angriff zurück und erlangte im Laufe des Sommers und Herbstes 624 so viel, daß die persischen Heerhaufen sich in die Festungen Mediens und Assyriens zurückziehen mußten. Mitten im Winter überfiel er Salban, zerstörte und plünderte die blühende Stadt, und mit schwerer Beute und unzähligen Gefangenen belastet, durchzog er im Frühjahre die Gebirge Kurdistans, ging über den Tigris und Euphrat, erzwang in einem blutigen Gefechte den Uebergang über den reißenden Sarus und erschien nach 3 Jahren siegreich wieder in Kappadocien, wo ihm das Glück zum ersten Male gelächelt hatte. Da rüstete sich Chosroës mit aller Macht; 3 Armeen sollten den Kaiser für seinen Uebermuth strafen; eine zog gegen H. selbst, die andere belagerte Constantinopel, die dritte hinderte die Vereinigung eines griechischen Heeres unter des Kaisers Bruder Theodor mit dem Kaiser selbst. Von der europäischen Seite her hatte Constantinopel zu gleicher Zeit eine harte Belagerung durch die Avaren auszustehen; aber durch die Kunst und Wirkung des Feuers und der Mechanik mußte endlich der Chagan sich zurückziehen, und die Perser wurden durch griechische Galeeren von aller Mitwirkung ausgeschlossen. Mit der Befreiung der Hauptstadt ging der Glücksstern des H. von Neuem auf; sein Bruder Theodor erfocht einen Sieg, und dem Bündnisse der Perser mit den Avaren wußte der römische Kaiser ein Bündniß mit den Türken entgegenzusetzen, die er freundlich in Tiflis und Georgien aufnahm. Der Türkenkhan, dem H. seine einzige Tochter als Gemahlin versprach, sicherte dem Kaiser beträchtliche Unterstützung zu, übergab ihm sofort 40,000 Reiter und beredete mit ihm eine Diversion in die Gegend des Oxus. Sonach konnte H. im Lager von Edessa 70,000 M. versammeln, und nachdem er die Städte Syriens, Mesopotamiens und Armeniens wieder erobert hatte, 627 von Neuem über den Tigris vordringen. In der Schlacht bei Ninive am 1. Decbr., die von Tagesanbruch bis zur 11. Stunde mit Verzweiflung und der äußersten Tapferkeit gefochten wurde, ward der persische Feldherr total überwunden und selbst erschlagen. H., während des Gefechtes im Gesicht und am Schenkel verwundet, hatte bewundernswerthe Proben seines Muthes abgelegt. Weislich wußte er seinen Sieg zu benutzen, drang unaufhaltsam durch Assyrien vor und plünderte und zerstörte Destagard. Aber 7 Meilen diesseits Ktesiphon machte er Halt; die Schwierigkeit des Ueberganges über den Arba oder die vorgerückte Jahreszeit bewogen ihn zum Rückzuge nach Tauris. Während der Kaiser zu neuen Thaten hier Kräfte sammelte, war Chosroës von seinem Sohne Siroës ermordet worden, und Friedensunterhandlungen in Tauris gaben dem römischen Kaiser alle durch Chosroës eroberten Länder zurück. H. bestieg ruhig den geretteten Thron und empfing die Glückwünsche seiner Unterthanen, Frankreichs und Indiens, verlor aber in den letzten 8 Jahren seiner Regierung die wiedererlangten Provinzen von Neuem an die Araber. Er starb den 11. Febr. 642, nachdem er die Erhebung seiner Söhne zu Augusten bewirkt hatte. (Gibbon, Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reiches. Cap. 46 u. 48, wo sich auch nähere Quellen über die einzelnen Feldzüge angegeben finden.) C.

Herbstpunct ist der Punct, in welchem die Ekliptik den Aequator durchschneidet, und die Sonne anfängt, unter solchen zu steigen. Er liegt für die nördliche Halbkugel im Zeichen der Wage und für die südliche im Zeichen des Widders. M. S.

Herbst-Tag- und Nachtgleiche heißt die Zeit, wenn die Sonne sich das zweite Mal im Jahre im Aequator befindet; d. i. wenn sie in das Zeichen der Waage tritt, wo dann Tag und Nacht gleich sind. Es ist dies gegen den 22. Septbr., wo dann der Anfang des Herbstes ist. **M. S.**

Herdonea, ein Ort der Hirpiner in Unteritalien (Apulien).

Treffen zwischen Hannibal und dem römischen Prätor Cnejus Fulvius, 212, und zwischen Hannibal und dem römischen Proconsul Cn. Fulvius, 210 v. Chr.

In der Reihe der zahlreichen Siege des punischen Helden in Italien verdienen auch die beiden Treffen bei Herdonea einer näheren Erwähnung. Hannibal hatte in Lucanien den Centurio Pänula besiegt und wendete sich nun eilig nach Apulien, um hier den Prätor Cn. Fulvius zu überfallen, der sorglos nach Eroberung mehrerer Plätze auf seinen mäßigen Lorbern ruhete. Er fand den Prätor im Lager bei Herdonea, welcher mit Mühe den ungestümen Forderungen seines Heeres, sogleich dem anrückenden Feind entgegenzugehen, zu widerstreben versuchte. Diese ungeregelte Kampfbegier zu benutzen, säumte Hannibal nicht, seine Maßregeln zu einem baldigen Treffen zu ergreifen. In der Nacht ließ er die nahe gelegenen Maierhöfe, Gebüsche und Hölzer mit 3000 leichten Fußtruppen, die ihr Gepäck zurückgelassen hatten, besetzen, um sie während der Schlacht hervorbrechen zu lassen; Mago umging mit der Reiterei das römische Lager und verlegte alle Wege, welche die Römer auf der Flucht einschlagen mußten. Mit Tagesanbruch rückte der carthagische Feldherr selbst wohlgeordnet in Linie vor. War es nun die Ungeschicktheit und Unerfahrenheit des römischen Befehlshaber oder die ungezügelte Kampflust seiner Untergebenen, die den Verlust des Treffens für die Römer herbeiführte, so viel ist gewiß, daß die völlige Planlosigkeit der Aufstellung die Ursache der Niederlage war. Willkürlich setzten sich die 1. Legion und der linke Flügel der Bundesgenossen an die Spitze; die übrigen Truppen, ordnungslos ihren Platz wählend, den ihnen theils der Zufall, theils der Gang des Gefechtes anwies, bildeten eine lang ausgedehnte Linie. Wohl mahnten die erfahrenen Tribunen, daß eine solche Linie keinen Widerstand leisten könne; ihr Rath wurde nicht befolgt. So mußte es denn kommen, daß die Römer kaum den ersten Angriff des Feindes bestanden, und daß sie, von allen Seiten umgangen und in kampfunfähige Haufen getrennt, total geschlagen wurden. Fulvius, als er den Ausgang der Schlacht gewahrte, rettete sich mit 500 Reitern durch die Geschwindigkeit seines Pferdes. Von 18,000 Römern entkamen kaum 2000; ihr Lager fiel in die Hände des Siegers. (Livius 25, 21). Der Prätor Fulvius, des Hochverraths angeklagt, wurde durch einen Volksschluß aus Rom verbannt.

Nicht glücklicher, als sein Namensverwandter war 2 Jahre darauf der Proconsul Cnej. Fulvius. In der Hoffnung, sich wieder in den Besitz von Herdonea zu setzen, welches seit dem Tage von Cannä sich zu den Carthagern gewendet hatte, lagerte er vor diesem Ort und versprach sich um so eher einen gewünschten Erfolg, da man ihn von den veränderten Gesinnungen der Einwohner versicherte. Hannibal aber, von den Plänen des Proconsuls insgeheim unterrichtet, wendete sich in Eilmärschen mit Zurücklassung seines Gepäckes nach Herdonea und rückte in der besten Schlachtordnung hervor, noch ehe die Römer Nachricht von seiner Annäherung erhalten hatten. Trotz dem marschirte Fulvius eben so kühn, aber minder klug und stark, zur Annahme der Schlacht ihm entgegen. Hitzig entspann sich das Treffen; besonders lebhaft war der Angriff der 5. Legion und der Bundesgenossen des

linken Flügels. Aber die Römer hatten in dem Eifer des Gefechtes nicht bemerkt, daß sie von einem Theile der carthagischen Reiterei umgangen worden waren. Während die Entscheiduug des Treffens von einer Seite zur andern schwankte, und Römer und Punier mit gleicher Tapferkeit sich den Sieg streitig machten, überfielen die numidischen Reiter das römische Lager und hieben auf die 6. Legion ein, die im Hintertreffen sich befand. Ein gleichzeitiger Hauptangriff von der Fronte brachte auch die 5. Legion zum Weichen. Ein Theil des römischen Heeres löste sich auf, der andere Theil wurde umringt und niedergehauen. Fulvius selbst und 11 Kriegstribunen und über 7000 Römer fanden den Tod. Hannibal bemächtigte sich des feindlichen Lagers mit aller darin befindlichen Beute. Ueber das blutige Schlachtfeld leuchteten die brennenden Zinnen Herdonea's, welches der Sieger als Strafe für den beabsichtigten Abfall züchtigen wollte. Die Ueberbleibsel des römischen Heeres retteten sich zum Consul Marcellus, der dem Siege bei Numistro entgegen ging. (Livius, 27, 1.) C.

Hericourt. Städtchen im Departement de Doubs auf der Straße von Montbelliard nach Béford, ehedem befestigt und dem Grafen von Blamont gehörig.

Schlacht zwischen Karl dem Kühnen und den Schweizern, den 13. Novbr. 1474.

Die Schweizer hatten, im Bunde mit Herzog Sigismund von Oestreich der schwäbischen Ritterschaft und den Städten des Elsasses, an Karl den Kühnen den Krieg erklärt, und waren Ende October 1474 von Montbelliard her in die Grafschaft Burgund gerückt. Das Heer, 16—1800 M. stark, (wovon die Hälfte Schweizer) zog vor Hericourt und fing an dasselbe zu belagern; allein die Kälte trat ein, und die Belagerung hatte keinen raschen Fortgang; bald begannen den Schweizern die Lebensmittel zu mangeln, und diese verlangten daher laut, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Da erschien am 13. Novbr. der Marschall von Burgund mit 5000 Streitern zum Entsatz der bedrohten Stadt, während der Graf von Romont, Jakob von Savoyen, mit 8000 M. Fußvolk und 1200 Reitern durch die Pässe, welche das Wadtland von der Freigrafschaft trennen, heranrückte*), und die Schweizer zu überfallen glaubte. Die Schweizer waren aber vollkommen auf ihrer Hut. Ihre Anführer stellten sie in Schlachtordnung auf; die Elsasser blieben zur Deckung des Lagers und Beobachtung der Besatzung von Hericourt zurück, das übrige Heer wurde in 2 Theile getheilt. Der eine Theil unter Felix Keller aus Zürich sollte den Feind in der Front angreifen, während der andere Theil unter dem Schultheis Nicolas Scharnachthal dem Feind in die linke Flanke fallen sollte. Beiden Theilen folgte die Reiterei der Verbündeten als Reserve. Langsam rückten die Schweizer, mit Spießen und Hellebarden bewaffnet, gegen die Front der Feinde an; die Burgunder rüsteten sich schon siegestrunken, gegen die Minderzahl vorzurücken, als plötzlich in ihrer linken Flanke das Feldgeschrei der Berner „Bern und St. Vincent!" ertönte, und die Artillerie von dort her ihr Feuer begann. Es war die Heerabtheilung unter Nicolas Scharnachthal, welche auf unwegsamen Pfaden durch den Wald gedrungen war, an welchen sich der linke Flügel der Burgunder anlehnte. Der Angriff der Schweizer war gewaltig; das kriegs-

*) Anmerkung. Wo sich beide burgundische Heeresabtheilungen vereinigt haben, ist nirgends angegeben. Jakob von Savoyen hatte den Oberbefehl, da Karl der Kühne vom Kriegstheater entfernt war. Wer auf Seiten der Schweizer die deutschen Hilfstruppen befehligte, ist ebenfalls nicht aufzufinden. Herzog Sigismund war ebenfalls nicht bei dem Heere.

gewohnte Fußvolk des Grafen Romont wurde durchbrochen, selbst die kühne Reiterei warf sich vergebens dem ungestümen Andrange entgegen, die langen Spieße hinderten die Reiter, in die Schweizerreihen einzudringen, und nach kurzem Kampf ergriff die Reiterei die Flucht wie das Fußvolk. In diesem Augenblicke stürzte sich die Reiterei von Oestreich und vom Niedernbunde, Schweizermuthes zum ersten Male froh, auf die Flüchtigen und verfolgte sie bis Passavent, wo sich am anderen Tage die Trümmer des burgundischen Heeres sammelten; die Munition und Bagage ward hier geplündert, und der Ort in Flammen gesteckt.

Die Schlacht war blutig gewesen, mehr wie 2000 Burgunder deckten das Schlachtfeld; die Sieger verloren nicht Einen Mann (s. Johann von Müller, 4. Thl., S. 702, Anmerkung 36). Die Schweizer, gewohnt an die grausamen Kriege mit Oestreich, hatten keinen Pardon gegeben, und waren sehr mißvergnügt, daß die verbündeten Reiter 70 M. gefangen genommen hatten. 3 Tage nach der Schlacht, den 16., capitulirte die Feste Hericourt und erhielt eine östreichische Besatzung. Die Schweizer kehrten darauf in ihre Heimath zurück. So endete der erste Feldzug im burgundischen Kriege, in welchem Karl der Kühne seinen gefährlichsten Feind wohl hätte erkennen sollen.

(Johann von Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Leipzig, 1805, 4. Bd., 8. Capitel. — Histoire des ducs de Bourgogne par Mr. de Barante. Paris, 1826, 10. Thl., §. 252—259, und Simond de Sismondi histoire des Français, 14. Thl.) W.

Hermannsschlacht, s. Arminius und Teutoburger Wald.

Herold nennen wir einen jeden, der im Auftrage einer Obrigkeit unter gewissen Formen durch Ausrufen etwas zur öffentlichen Kenntniß bringt. Der Gebrauch der Herolde ist sehr alt; wir finden bei den Römern und Griechen deren mehrere Klassen, die wieder ihre verschiedenen Benennungen haben. Die Haupteintheilung derselben ist die in Kriegs- und Friedensherolde. Die Friedensherolde bei den Römern, caduceatores, bei den Griechen Kerykes genannt, trugen bei den ersten gewisse Kräuter, eine Myrte, Olive, Rosmarin, bei letzteren gewöhnlich einen mit 2 Schlangen umwundenen Lorber- oder Olivenstab, als Zeichen ihres Amtes und zu ihrer Sicherheit vor sich her. Die Herolde der Athener trugen einen mit Früchten geschmückten und mit Wolle umwundenen Zweig. Der Schlangenstab (caduceus) war von dem Götterboten Mercur entlehnt, von dessen Sohne Keryx auch die Benennung Kerykes abgeleitet war. Eine eigenthümliche Art von Kriegsherolden bildeten bei den Römern die Fetialen, ein vom König Numa eingesetztes Collegium von 20 Mitgliedern, das zugleich einen diplomatischen Charakter hatte. Jede Kriegserklärung, jede Berathung darüber oder über einen zu schließenden Frieden ging durch sie. Sie forderten binnen 33 Tagen von dem Volke, welches Rom beleidigt hatte, Genugthuung, und erklärten, wenn diese nicht erfolgte, den Krieg. Zu dieser Handlung verfügte sich ein Fetiale an die Grenze des Feindes, warf einen in Blut getauchten Spieß (hasta fetialis) in das feindliche Land, und sprach in einer feierlichen Formel (clarigatio) die Kriegserklärung aus. War der Spieß vom Holze des Blutbaumes gefertigt und vorn angebrannt, zum Zeichen, daß man im Kriege Alles mit Feuer und Schwert verwüsten wolle, so nannte man ihn hasta sanguinea. Ihre Formalitäten stammten vom König Ancus her. Wurden sie zu Abschließung eines Friedens abgeschickt, so trug ein jeder heilige Kräuter in den Händen oder um die Schläfe gewunden (dies war eine Art heiliges Gras, welches an einem besondern Platze auf dem Capi-

tole zugleich mit der Erde herausgerissen war), als Sinnbild des Friedens, und einen Kieselstein, mit welchem sie das Opferthier tödteten, bei sich. — Eine letzte Art der Herolde bei den Römern bildeten die Präconen, obrigkeitliche Ausrufer, die Proclamationen an das Volk, gerichtliche Beschlüsse, öffentliche Versammlungen zu Schauspielen, Leichenbegängnissen, öffentliche Reden bekannt machten. Auch bei andern Völkern finden wir den Gebrauch der Herolde mehr oder weniger dem der Römer oder Griechen ähnlich. Eine Art militairische Herolde sind unsere heutigen Parlamentairs (s. d.).

C.

Herstellung der Bresche besteht darin, daß man die durch Breschen in den Festungswerken entstandenen Lücken, wodurch die Sturmfreiheit verloren gegangen ist, durch Wegräumung der Mauertrümmer, Ergänzung der Mauerlücke durch Holz- oder Faschinenverkleidung und Wiederherstellung der dort herabgestürzten Brustwehr die Sturmfreiheit provisorisch so gut als möglich wieder zu erlangen sucht. Diese und ähnliche Restaurationen, so wie das Zuschütten der Laufgraben, müssen von dem Eroberer jeder Festung, wenn er dieselbe behaupten will, sogleich vorgenommen werden, damit, wenn dieselbe vom Gegner angegriffen würde, dieser keine Vorarbeiten finde, die ihm sein Unternehmen erleichtern könnten.

P.

Hertling, Franz von, k. baierscher Generalmajor, Brigadier und Referent im Kriegsministerium, wurde am 28. Juni 1780 zu Ladenburg in der Rheinpfalz geboren. 1793 in die Militairakademie zu München getreten, erhielt er eine vorzügliche militairische Erziehung und konnte schon 1796 als Fahnjunker im pfalzbaierschen Regimente Herzog von Zweibrücken angestellt werden. Bald zum Officier ernannt, wohnte er 1800 dem Feldzug gegen Frankreich bei, ward bei Hohenlinden (3. Decbr.) schwer verwundet, aber schnell wieder hergestellt und am 31. März 1803 als Oberlieutenant der Jäger zum Adjutanten des damaligen Brigadegenerals von Deroy (s. d.) befördert. Diesem General folgte 1805 der nunmehrige Hauptmann von H. im Feldzuge gegen Oestreich, erhielt für sein ausgezeichnetes Benehmen bei der Erstürmung der Strubpässe (2. Novbr.) das Officierkreuz der franz. Ehrenlegion und war dann 1806 und 7 im Kriege gegen Preußen, 1809 gegen Oestreich und 1812 gegen Rußland stets als erster Adjutant im Gefolge desselben, während welcher Zeit er den Grad eines Oberstlieutenants erlangt hatte. In der Schlacht bei Polozk (18. Aug. 1812) fand der General Graf Deroy einen rühmlichen Tod; sein Adjutant v. H. war an diesem Tage ebenfalls verwundet worden und übernahm bald nachher das Commando des 1. leichten Infanteriebataillons, bei welchem er seit 1800 in den Listen gestanden hatte. Dieses Bataillon commandirte er im Rest des Feldzuges von 1812 beim Rückzuge aus Rußland und beim Beginnen des Feldzuges von 1813 in Sachsen. Nach der ersten Uebergabe von Dresden an die Russen deckte Oberstlieutenant von H. den Rückzug der Franzosen über die Mulde und zeichnete sich in dem Gefechte bei Kolditz (29. März) durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit aus. Im April kehrte er mit den baierschen Truppen in die Heimath zurück. Die Schlachten von Groß-Görschen und von Bautzen sahen die Baiern noch ein Mal in den Reihen der Franzosen. Während des Waffenstillstandes erhielt er am 25. Juni als Oberst das Commando des Infanterieregiments König und mußte dieses im Spätherbst 1813 gegen die Franzosen, mit denen er 10 Jahre lang vereint gefochten hatte, führen. Nach der Schlacht bei Brienne (1. Febr. 1814) gab ihm das Gefecht bei Rosnay (2. Febr.) Gelegenheit, sich auszuzeichnen und sich den k. russischen Annenorden zu erkämpfen; die Entscheidung der

Schlacht von Bar sur Aube (s. d.) am 27. Febr. dankte man einer gelungenen Umgehung, die Oberst von H. mit einer Brigade von 4 Bat. längs dem Aubethale gegen Aileville hin unternahm, den Franzosen in den Rücken kam und dadurch den Verbündeten den Frontangriff auf Bar möglich machte. Der k. baiersche Militairverdienst- und der k. östreich. Leopoldsorden waren eine lohnende Anerkennung dieser Waffenthat, die Feldmarschall Fürst Schwarzenberg in seinen Berichten lobend erwähnte. 1815 in Frankreich commandirte Oberst von H. das Gardegrenadierregiment.

Auch im nun folgenden 20jährigen Frieden hörte Oberst von H. nicht auf, unermüdlich für das Beste des Dienstes zu wirken. 1824 zum Generalmajor ernannt und mit dem Commando der 1. Brigade der 1. Armeedivision beauftragt, ward er am 31. Jan. 1829 zu der schwierigen Stellung eines Referenten im Kriegsministerium erlesen. In Folge dieser Wahl mußte er 1832 in Bundesangelegenheiten nach Berlin gehen, um bei einer dort zusammengetretenen Militaircommission, im Auftrag von Baiern und Würtemberg, Stellung, Zahl, Eintheilung u. s. w. der Bundescontingente zu ordnen, und über verschiedene, den deutschen Bund betreffende militairische Verhältnisse Auskunft zu ertheilen. Nach seiner Rückkunft ward er am 20. Decbr. 1832 von den Königen von Baiern und von Würtemberg mit ihren resp. Civilverdienstorden begnadigt, zum Beweis der Zufriedenheit mit der Ausführung des ihm zu Theil gewordenen Auftrages. Generalmajor von H. hat in der baierschen Armee den Ruf eines ausgezeichneten, kriegserfahrenen und thätigen Generals, und genießt die Liebe und die Achtung seiner Untergebenen und das wohlwollende Vertrauen seines Königs.

Sein Bruder, der Generalmajor Friedrich von Hertling, commandirte Ende 1832 als Divisionair die k. baierschen Truppen, welche dem König Otto von Griechenland in sein neues Königreich folgten, ist aber schon 1834 nach Baiern zurückgekehrt.

(Hormayr's Taschenbuch f. vaterländische Geschichte. München, 1833.)

—d—.

Herzog (zusammengesetzt von Heer und ziehen, bedeutet ursprünglich den Anführer eines Heeres, welcher vor demselben herzog), ein altdeutscher Würdenträger, zuerst Befehlshaber eines Stammes oder einer Landschaft, dann Statthalter einer Provinz, später Wahlfürst, hierauf Erbfürst mit Lehnspflicht und zuletzt Souverain, wie in Deutschland und theilweise in Italien, dagegen in England, Frankreich, Spanien und Portugal ein bloßer Titel des hohen Adels. In Deutschland, wo man die ersten Herzöge schon 400 Jahr v. Chr. unter Constantin dem Großen findet, hatten dieselben den unmittelbaren Rang nach den Kurfürsten. Nach der alten Kriegsverfassung der Deutschen wurde bei dem Ausbruche eines Krieges aus den Edlen ein Herzog gewählt, dem man die Anführung des Heeres übertrug. Als späterhin die deutschen Stämme nach der Zertrümmerung des weströmischen Reiches seßhaft wurden, blieben die siegreichen Herzoge Oberhäupter ihrer Völker. So herrschten bereits 526 v. Chr. in Thüringen, 534 in Burgund, 536 in der Provence und Rhätien Herzoge, und seit 556 wurde das herzogliche Geschlecht der Agilolfinger in Baiern erblich. Ursprünglich waren demnach die Herzoge Wahlfürsten; doch ging die Ernennung derselben bald an die Könige über, und Pipin, wie Karl der Große, verstanden während ihrer kräftigen Regierung die übermüthigen Herzoge sich unterthan zu machen. Karl der Große versuchte sogar, die herzogliche Würde ganz abzuschaffen, indem er die Oberleitung des Kriegswesens sich selbst vorbehielt,

die Verwaltung der Provinzen aber Grafen und Markgrafen anvertraute. Die Abschaffung der Herzogswürde geschah indessen nur dem Namen nach; denn außerhalb der Grenzen des Frankenreichs blieb die altgermanische Herzogswürde in ihrer alten Herrlichkeit, wie bei den Sachsen, wo sie jedoch nur während der Dauer eines Krieges bestand. Doch auch im eigentlichen Frankenreiche kehrte die Herzogswürde unter den schwachen Karolingern zurück; so ernannte schon Ludwig (840—876) gegen die Einfälle der Wenden Tachulf zum Herzoge von Thüringen. Unter Arnulf (887—899) war Ragimer Herzog von Lothringen; in Baiern hingegen findet man seit Tassilo II. (788) erst wieder unter Konrad I. (911—918) Herzoge. Von gesetzlicher Landeshoheit der deutschen Herzoge ist jedoch in dieser Zeit noch nicht die Rede; dagegen war mit der Herzogswürde das Recht zum Aufgebote der Heerfahrt in der Provinz verbunden, und in der Schlacht, ihre Scharen gesondert mit fliegendem Banner zu führen. Unter König Heinrich I. (919—936) gewann die Herzogswürde noch festeren Fuß in Deutschland, und die Einfälle der Slaven und Ungarn verschafften bald den auf ihre eigenen Mittel beschränkten Markgrafen Titel und Macht der Herzoge, denen die Könige willfährig sein mußten. Erst als die Ungarn nach der Niederlage von 955 Deutschland mit ihren Einfällen verschonten, hatte Otto I. (936—974) Macht genug, seine Königswürde gegen die um sich greifende Macht der Herzoge geltend zu machen. Er begann damit, den Herzogen Pfalzgrafen zur Seite zu setzen, welche die Rechtspflege und das königl. Kammergut verwalteten; allein das sicherste Mittel, die königl. Macht zu vergrößern, war, die Herzogsämter, wie die andern hohen Würden, so viel als möglich an seine Familie oder treue Diener zu vergeben. In gleicher Weise verfuhren Otto's Nachfolger mit den nach Unabhängigkeit strebenden Reichsfürsten; doch schon unter den Königen und Kaisern des fränkischen Stammes verloren Grafschaften und Herzogthümer ihre Bedeutung als Amtsstellen vollkommen, und bald konnte ihnen die Erblichkeit nicht mehr bestritten werden. Aus eben dieser Zeit schreibt sich auch die erbfürstliche Abstammung der mehresten deutschen Fürstenhäuser. Dessen ungeachtet entsetzten auch noch späterhin mächtige Kaiser, wie die Hohenstaufen, die Fürsten und Herzoge ihrer Würden und belehnten andere damit, so wie das Recht der Belehnung dem Kaiser stets unbestritten blieb (s. **Lehnsystem**), wenn die herrschende Familie ausstarb. Während der Gesetzlosigkeit zur Zeit der Kreuzzüge wurde es den Herzogen in Deutschland leicht, sich neben der Erblichkeit die Landeshoheit zu gewinnen, während in anderen Staaten, wie in Frankreich und England, gerade in dieser Zeit die Macht der einzelnen Fürsten durch die königl. Alleinherrschaft unterdrückt wurde, woraus die Umwandlung der Herzogswürde in einen bald erblichen, bald persönlichen Titel mit den Rechten des hohen Adels hervorgegangen ist. Je mehr nun in den folgenden Jahrhunderten das Ansehen der Kaiser schwand, je mehr die alte deutsche Verfassung in Verfall gerieth, desto unabhängiger wurden die einzelnen Fürsten und Herzoge. Dies nahm zu bis nach der Errichtung des Rheinbundes durch Napoleon, wo Kaiser Franz die Würde eines deutschen Kaisers niederlegte und die größeren Fürsten und Herzoge vollkommen souverain, die mindermächtigen aber mediatisirt wurden. Napoleon benutzte den Herzogstitel häufig zur Belohnung seiner Marschälle. In Deutschland führen die Brüder, Söhne und Enkel einiger Souveraine den Herzogstitel; die Prinzen des östreichischen Hauses haben den Titel **Erzherzog**. Schon Kaiser Otto's I. Bruder, Bruno, nannte sich Erzherzog von Lothringen. Der durch Napoleon in Aufnahme gekommene Titel eines

Großherzogs ist durch den Wiener Congreß von 1814 theils bestätigt, theils mehrfach verliehen worden. W.

Herzogenbusch, holl. Hertogenbosch, franz. Bois-le-duc, eine der vornehmsten Städte im ehemaligen Herzogthum Brabant, trotzte im Kriege der Niederländer und Spanier wiederholt den Angriffen des Prinzen Moritz von Oranien. Der Platz liegt an der Dnise, Dommeln und Aa, ist fast dreieckig, war damals mit trefflichen Ringmauern und 7 Basteien befestigt, und rundum mit Morästen umgeben; einige vorliegende Schanzen vertheidigten die Zugänge. Ein Versuch der Niederländer unter Moritz, den Platz am 28. Febr. 1594 durch Ueberfall zu nehmen, mißlang, als sie schon auf der Brücke waren, indem ein in den Wassergraben fallender Stein die feindlichen Wachen zu früh aufmerksam machte. — Um die Spanier von der Belagerung von Ostende abzuziehen, begann Moritz am 1. Novbr. 1601 die Belagerung von Herzogenbusch mit 73 Fahnen Fußvolk und 33 Fahnen Reiter. Da die Stadt nur 2 Hauptzugänge auf schmalen Dämmen hatte, die Besatzung aber nur aus 2 Fahnen Fußvolk und einiger Reiterei unter dem Commandanten Grobendonk bestand, so war von Ausfällen wenig zu fürchten. Moritz lagerte sich vor dem Füchter Thor, Graf Wilhelm von Nassau vor dem Hintemer, dazwischen Graf Solms. Gleich hierauf wurden die Laufgräben eröffnet und Redouten angelegt, die der Moräste wegen einen Umkreis von fast 8 Stunden beschrieben haben sollen. In der Stadt rüstete man sich ebenfalls, die Bürgerschaft ward bewaffnet, vor dem Füchter Thor wurde ein Halbmond errichtet und, so viel es die Zeit erlaubte, die Festungswerke ausgebessert. Ueberdies schlichen sich bis Mitte Novembers auf einem Seitenwege Verstärkungen in die Stadt, so daß die Besatzung auf 1600 M. stieg. Unterdessen war vor dem Füchtener Thor eine Batterie von 10 Kanonen aufgeführt worden, welche mit glühenden Kugeln schoß, allein wenig Schaden thun konnte, weil in der Stadt alle Vorsichtsmaßregeln angewendet wurden, um Brand zu verhüten. Mit den Laufgräben war man an beiden Thoren bis an den Graben gekommen, als ein heftiger Frost eintrat, und die Nachricht kam, daß sich in Diest ein starkes Corps zum Entsatz von Herzogenbusch sammle. Da die Niederländer außerdem besorgen mußten, die bisher zu Wasser geschehene Verproviantirung des Belagerungscorps werde vom Eis bald gehindert werden, so fanden sie die Aufhebung der Belagerung rathsam, benutzten das noch offene Wasser zur Fortschaffung ihres Geschützes und Geräthes, und zogen am 26. Novbr. ab.

Theils um die übergegangenen spanischen Söldner zu beschäftigen, theils um den Feind bis zur Beziehung der Winterquartiere von einem Einfall in die vereinigten niederländischen Provinzen abzuhalten, rückte Moritz am 19. Aug. 1603 abermals vor Herzogenbusch, schlug sein Lager beim Dorfe Fücht, und verschanzte sich, da zu erwarten stand, daß ihm der Feind unfehlbar folgen werde. Nicht lange darnach erschienen auch wirklich die Spanier auf der entgegengesetzten Stadtseite und bezogen vor dem Hintemer Thore eine feste Stellung. Daß unter diesen Umständen der Platz nicht genommen werden könne, sah Moritz wohl ein; allein ihm war nur daran gelegen, den Feind zu fesseln, was ihm auch bis zum 5. Novbr. vollkommen gelang, wo beide Parteien ihr Lager verließen und Winterquartiere bezogen. A. K.

Belagerung 1629.

Die Republik Holland hatte im J. 1621, vereint mit Frankreich, den Kampf gegen das mächtige Spanien wieder begonnen und mit abwechseln-

dem Glücke unter dem Prinzen von Oranien noch im J. 1629 fortgeführt. Der Besitz der von den Spaniern besetzten Festung Herzogenbusch, bis zu diesem Zeitraume noch niemals eingenommen, war für die Holländer von größter Wichtigkeit, daher der Prinz im Monat April 1629 den Platz mit einer Armee von 36,000 M. belagerte. Die Befestigung bestand aus einem starken Walle mit 7 Bastionen und einem breiten und tiefen Graben. Ueberdies war die Stadt durch sich weit ausdehnende Ueberschwemmungen sehr gesichert und an den am leichtesten zugänglichen Puncten mit bastionirten Forts versehen. Die Besatzung, unter dem Commandanten Baron v. Grobendonk, bestand aus 2300 M. Infanterie und 4 Compagnien Cavalerie. In den ersten Tagen der Belagerung entließ er aus der Festung alle Frauen und Kinder, und traf alle Vorbereitungen zu einer tapferen Vertheidigung. Den 30. April schloß der Prinz von Oranien die Festung ein und verwendete die ersten 10 Tage zur Sicherung seines Lagers durch eine Circumvallationslinie mit tiefen und sehr wasserreichen Gräben. Es wurden mehrere Redouten errichtet und auf 4 Angriffspuncten die Transcheen eröffnet. Den 3. Juni erbaute man einige Batterien und besetzte sie mit 24pfündigen Geschützen. Inzwischen erhielt die Festung unerwartet von Breda her eine Verstärkung von 800 M., die sich in einer Nacht durch die Sümpfe und überschwemmten Ländereien durchgeschlichen hatten. Die Spanier hofften, diesen Platz zu entsetzen, und ließen deßhalb den Commandanten zu einer kräftigen Vertheidigung anfeuern. Indessen wagte doch ein starkes spanisches Corps, welches zu diesem Endzwecke vor den Linien der Holländer ankam, keinen Angriff, sondern kehrte, ohne etwas unternommen zu haben, wieder um. Die Belagerung ward dagegen mit aller Heftigkeit fortgesetzt, und nach einer 4monatlichen Ausdauer der Commandant, der keine Hoffnung zum Entsatze hatte, zur Capitulation bewogen, nach welcher er einen freien Abzug mit allen Kriegsehren erhielt, und die Festung den Holländern übergab. Der nachmals so berühmte Marschall Turenne wohnte dieser Belagerung als Hauptmann der Infanterie bei und fand hier schon viel Gelegenheit zur Auszeichnung. (Emanuel Meteren, niederländische Historien. Aachen, 1614, 22. und 24. Buch. — Allgemeine Gesch. d. Niederlande. Leipzig, 1762, 4. u. 5. Bd. — Schauplatz der Niederlande, mit Grundrissen der Städte und vornehmsten Festungen. Wien, 1693, Folio, 96. Blatt.) 27.

Heterogen nennt man in der Statik die Körper, welche bei einerlei Größe, verschiedene Gewichte haben, z. B. 1 Kubikzoll Quecksilber und 1 Kubikzoll Wasser. (Vergl. Homogen.) M. S.

Heteroscii oder **Einschattige** nennt man in der mathematischen Geographie diejenigen Erdbewohner, welche 12 Uhr Mittags ihren Schatten immer nach einer und derselben Himmelsgegend werfen. Sie wohnen in den gemäßigten Zonen, d. h. zwischen den Wendekreisen und Polarkreisen. Die Bewohner der nördlichen Halbkugel werfen, wenn die Sonne in ihrem Meridian steht, ihren Schatten immer nach Norden, hingegen die der südlichen Halbkugel, unter derselben Bedingung, immer nach Süden. M. S.

Hetmann oder Atamann, der Anführer (Oberhaupt) der Kosaken (s. d.). Der Name Hetmann soll von dem altdeutschen Worte Het (Haupt) abstammen. Als die Kosaken im 16. Jahrhunderte unter polnischer Herrschaft standen, ordnete Stephan Bathori 1576 ihre inneren Angelegenheiten und gab ihnen einen Herzog mit dem Titel eines Hetmanns und den Rechten eines lehnspflichtigen Wahlfürsten, der aber die königl. Bestätigung bedurfte. Zum Zeichen seiner Würde ward der Hetmann mit einer Fahne, einem Commandostab und einem Amtssiegel belehnt, welche Insignien noch jetzt

dem Hetmann nachgetragen werden. Als 1654 die Kosaken sich Rußland unterwarfen, ward ihre Verfassung bestätigt; aber nachdem der Kosakenhauptmann Mazeppa 1708 die Partei Karl's XII. gegen Rußland ergriffen, schränkte Peter I. die Rechte der Kosaken sehr ein und setzte die Würde eines Hetmanns auf die Würde eines Gouverneurs herab. Unter der Kaiserin Elisabeth fielen die noch beibehaltenen Einkünfte der Hetmannen aus den Krongütern und Zöllen weg, und 1750 erhielt der neu gewählte Hetmann, Graf Rasumowsky, statt dessen einen jährlichen Gehalt von 50,000 Rubeln, gleich einem commandirenden Generale. Katharina hob bei den ukrainischen Kosaken die Hetmannswürde ganz auf und übertrug die Regierung der Stämme einem Rathe von 8 Mitgliedern. Nur die donischen Kosaken haben ihren Hetmann behalten; jedoch seit Platow's Tode 1816 wohnt der Hetmann nicht mehr beständig unter ihnen und wird aus der Zahl der Generale der regulairen Kosaken gewählt. W.

Hexaëdrum, s. Kubus.

Hiebfechten. Zur Uebung bedient man sich der sogenannten Haurappiere; diese bestehen aus einem Gefäß und einer geraden Klinge mit einer oder zwei stumpfen Schneiden. Das Gefäß zerfällt in den Griff, den Bügel und die Glocke, welche durch die Parirstange mit dem Griffe befestigt wird. Der Griff muß abgerundet sein, und das ganze Gefäß der Hand freien Spielraum gewähren. Die Parirstange kommt zwischen den Zeige- und Mittelfinger zu liegen, welche nebst dem Daumen die Waffe festhalten müssen; die übrigen Finger werden leicht angeschlossen und nur bei Paraden angedrückt. Die Klinge zerfällt in die Stärke, das Mittel und die Schwäche. Die Stärke ist das erste Drittel der Klinge, von dem Gefäß an gerechnet.

Es giebt verschiedene Arten, sich zum Fechten auszulegen; bei allen werden jedoch die Knöchel der rechten Hand nach oben zu gekehrt. Ist die rechte Hand höher als die Achsel, so giebt man viel untere, im entgegengesetzten Falle viel obere Blöße. Setzt man den rechten Fuß gerade seitwärts, so erweitern sich die inneren Blößen, setzt man ihn gerade vorwärts, so vermindert man zwar die inneren Blößen, der Körper bekommt aber eine schwankende Haltung. Das Beste liegt zwischen beiden Stellungen.

Der rechte Arm muß gestreckt, das Handgelenk sehr beweglich sein. Um dem Körper eine festere Haltung zu geben, ist es vortheilhaft, den linken Arm an die linke Hüfte zu stemmen. Alle Hiebe sollen bloß durch die Schnellkraft des Handgelenks erfolgen, und die feindliche Blöße mit der Spitze, wenigstens mit der Schwäche (das letzte Drittel der Klinge) berühren. Die Paraden oder Deckungen sollen ausschließlich mit der Stärke geschehen, und zwar muß bei einer reinen Parade der Hieb rechtwinklig auf die Schneide fallen. Nur Anfängern ist erlaubt, mit der Glocke oder dem Bügel zu pariren. Die besten Hiebe sind diejenigen, bei welchen man selbst wenig Blöße giebt, die besten Paraden diejenigen, welche einen schnellen Nachhieb gestatten.

Die Hiebe zerfallen in einfache, doppelte und fintirte. Der einfache Hieb besteht darin, daß man mit möglichster Schnelligkeit in die nächste Blöße haut. Der Doppelhieb unterscheidet sich bloß dadurch, daß man, wenn der erste Hieb parirt worden sein sollte, augenblicklich noch ein Mal auf derselben Stelle haut, was der Gegner in der Regel nicht erwartet. Wer ein kräftiges Handgelenk hat, kann auch 3 Mal hinter einander hauen; der letzte Hieb trifft sicher. Bei fintirten Hieben bedroht man nur die eine Blöße mit einem Scheinhiebe (Finte), um sich auf der entgegengesetzten Seite eine desto

größere Blöße zu eröffnen. Alle Hiebe werden vorzugsweise nach Arm und Schulter gerichtet, aber auch nach Kopf und Unterleib; doch müssen diese bei Uebungen gegen Verletzungen gesichert sein (s. Blößen und Finten).

Das Hiebfechten mit geraden oder krummen Säbeln weicht von dem obigen darin ab, daß die Hiebe nicht ausschließlich durch das Handgelenk und mit der Schwäche der Klinge ausgeführt werden, was nicht gut möglich ist; man haut vielmehr mit dem ganzen Vorderarme, der deßhalb ein wenig gebogen werden muß. Je krummer die Klinge ist, desto mehr wird der Hieb nach der Mitte der Klinge zu fallen müssen. Das Handgelenk muß einen ganz eigenthümlichen Zug in den Hieb bringen, den man hier und da ein „Schneiden mit der Klinge" genannt hat, wodurch die irrige Vorstellung entstanden ist, daß die Türken mit ihren krummen Säbeln ihren Gegnern Köpfe oder Arme wie mit einem Käsemesser abschnitten. Das Wahre in der Sache besteht darin, daß die Klinge den zu verwundenden Theil mit dem Mittel trifft und durch einen in demselben Augenblicke erfolgenden, gewaltigen Zug durchschneidet. Auf dieselbe Weise hauen die Türken mit einem Hiebe ein seidenes Tuch durch, welches mit 2 Zipfeln an der Decke des Zimmers befestigt ist, wobei ein Drücken mit der Klinge natürlich gar nicht möglich ist. Was weiter oben von den Paraden gesagt wurde, findet auch bei dieser Fechtart seine Anwendung. Pz.

Hilfen — Hilfen geben — ein vorzugsweise auf das Exerciren üblicher Ausdruck, der diejenigen Anregungen, Unterstützungen oder Zurechtweisungen bezeichnet, welche die Oberen bei taktischen Uebungen durch Winke oder leisen Zuruf zu geben pflegen. Diese sogenannten stillen Hilfen sind mehr oder weniger in jeder Armee gebräuchlich, können, am rechten Orte und unmerklich für Andere angewendet, nützlich wirken, sind deßhalb in dieser nicht störenden und nicht auffälligen Art tolerirt, und gelten sogar als praktischer Vortheil eines umsichtigen und geschickten Commandeurs.

Hz.

Hilfstruppen werden solche Truppen genannt, welche eine befreundete Macht gegen bestimmte Entschädigungsgelder (Subsidien) zur Verfügung einer kriegführenden Macht stellt. Der Unterscheidungsgrund ist also rein politischer Natur, und es ist mithin ganz fehlerhaft, taktische und strategische Reserven „Hilfstruppen" zu nennen. Es können jedoch Fälle eintreten, wo diese Hilfstruppen, den Stipulationen gemäß, nur als Reserven verwendet werden dürfen. Pz.

Hill, Sir Rowland, Baron von Almaraz und Hawkestone, Pair von England und Generallieutenant, ist der zweite Sohn des Baron John Hill von Hawkestone in Shropshire, trat in einem Alter von 16 Jahren als Fähnrich in das 38. Infanterieregiment und ward bereits damals von seinen Oberen als ein mannichfach gebildeter und vielversprechender Jüngling geschätzt. Zu seiner weiteren Ausbildung erhielt er die Erlaubniß, auf 1 Jahr die Militairschule von Straßburg zu besuchen, unternahm hierauf eine Reise durch Frankreich, begleitete seinen Onkel Richard Hill nach Deutschland und Holland, kehrte hierauf zu seinem in Edinburg garnisonirenden Regimente zurück und erhielt dort den Grad eines Kapitains. Bald darauf ward H. dem Minister M. Drake als Gesandschaftssecretair bei einer Botschaft nach Genua mitgegeben, begab sich von da nach Toulon, welches eben den Engländern überliefert worden war, und leistete daselbst nach und nach bei den Generalen Mulgrave, O'hara und David Dundas Adjutantendienste. Toulon ward von den Franzosen wieder genommen, und Hill kehrte

nach England zurück, kaufte dort die Majorsstelle im 94. Regiment, ward zum Oberstlieutenant ernannt, schiffte mit seinem Regimente nach Gibraltar über, ging von da mit dem General Abercrombie (s. d.) nach Aegypten und empfing den 13. März 1801 (s. Alexandrien) am rechten Schlafe eine schwere Verwundung. Nach England zurückgekehrt, ward er zum Brigadegeneral und Oberst seines Regiments ernannt, begleitete mit selbigem den General Wellesley nach Portugal 1808, focht mit Auszeichnung bei Roliça und Vimeiro, und wohnte von nun an allen Feldzügen auf der Halbinsel bei. Hatte sich Hill früher schon den Ruhm eines tapfern Soldaten erworben, so bewährte er sich jetzt auch als guter Anführer. Er übernahm an Paget's Stelle, der schwer verwundet worden war, das Commando, und er verdiente sich durch sein gutes Benehmen in der Schlacht von Talavera den 12. Mai 1809 (s. d.) den besonderen Dank des Parlaments. Im October 1811 überfiel er in Vereinigung mit dem General Morillo den franz. General Girard, rieb dessen Corps — 2500 M. Infanterie und 600 Pferde — fast ganz auf, marschirte auf Merida und zerstörte dort alle vom Feinde aufgehäuften Magazine. Noch in demselben Jahre empfing Hill den Bathorden und ward zum Gouverneur des Schlosses Blackneß ernannt. Bis zu Beendigung des Krieges auf der Halbinsel wohnte dieser General fast allen bedeutenden Gefechten bei und ward in allen Armeeberichten des Herzogs Wellington rühmlichst erwähnt. Der neu ausbrechende Krieg im Jahre 1815 rief auch den General Hill zu neuer Thätigkeit. Er führte das provisorische Commando der engl.-hannöv. Armee in Belgien, als die Schlacht von Waterloo zum zweiten Male über das Schicksal Frankreichs entscheiden sollte. Lord Wellington ward die Palme dieses Sieges zu Theil; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart des Generals Hill, welcher die in weitläufigen Cantonirungen liegenden engl. Regimenter auf den Kampfplatz führte, verbunden mit einigen andern glücklichen Conjuncturen, einen großen Antheil an den Erfolgen dieser Schlacht hatten. England zählt den General Hill unter seine besten Generale; er verbindet mit persönlicher Tapferkeit ein ungewöhnliches Anführertalent, und hat sich im Gegensatze zu den übrigen englischen Generalen durch sein liebreiches, vorurtheilsfreies Benehmen, auf der Halbinsel die Liebe und Achtung der Soldaten beider Nationen erworben, so oft sie unter seinen Befehlen fochten. Die ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen sind die Früchte wohlerworbener Verdienste. Vergl. Biographie universelle des contemporains. Paris, 1828. R.

Hiller, Johann Freiherr von, kaiserl. östreichischer Feldmarschalllieutenant, Commandeur des Maria-Theresienordens, geboren zu Wienerisch-Neustadt. Er trat im Jahre 1770 in die östreichische Artillerie ein, avancirte in derselben bis zum Generalmajor, wohnte dem baierschen Erbfolgekriege (1778—1779) bei, und nahm thätigen Antheil an dem Türkenkriege (1788—1791) und an den Feldzügen gegen die franz. Republik (1792—1797) auf den verschiedenen Kriegstheatern der Niederlande, Deutschland und Italien. Im Jahre 1805 noch vor der Eröffnung des Feldzuges avancirte H. zum Feldmarschalllieutenant und zeichnete sich auch in diesem Kriege rühmlich aus; doch verdankte er den Ruhm eines ausgezeichneten Generals vorzugsweise seiner militairischen Thätigkeit, die er im Feldzuge 1809 entwickelte. In diesem ward ihm das Commando des 6. Armeecorps, 26 Bat., 16 Escd. stark, übertragen; er übernahm jedoch am 20. April den Oberbefehl über die 3 Corps des östreichischen linken Flügels, nämlich des 5. (Erzherzog Ludwig), des 6. (General Hiller), des 2. Reservecorps (Ge-

neral Kienmeier), zusammen 45 Bat., 38 Escadr. Diese Truppen hatten eine 3 Meilen ausgedehnte Stellung inne, während Napoleon ihnen concentrirt bei Abensberg gegenüber stand. Der Erzherzog stand an diesem Tage mit den 3 andern Corps der Armee in Regensburg. Napoleon beschloß, die östreichische Armee zu trennen und einzeln zu schlagen, und während er den rechten östreichischen Flügel unter dem Generalissimus beschäftigen ließ, griff er den 20. den General Hiller in seiner ausgedehnten Stellung an, und drängte ihn nach großem Verluste bis nach Landshut zurück. Hierdurch, so wie durch die spätere Schlacht von Eckmühl, die der Erzherzog am 22. verlor, war die östreichische Armee vollkommen getrennt. Zwar schlug der General Hiller bei Neumarkt auf seinem Rückzuge am 24. die Division Wrede (Baiern), Molitor und Oudinot unter dem Oberbefehl Bessière's, und drängte sie bis Vilsburg zurück, doch konnte dieser Sieg den nothwendigen Rückzug nach der Donau nicht aufhalten, und Hiller führte die ihm untergebenen Corps vom 25. April bis 3. Mai über Berghausen nach Linz zu, von da nach Ebelsdorf, ½ Meile südlich Linz. Hier widerstand er am 3. Mai den heftigen Angriffen der Franzosen unter Bessière; allein die von Napoleon gegen ihn geleiteten Umgehungen nöthigten ihn seine Stellung zu verlassen und sich nach Ems, von hier bei Mautern auf das linke Ufer der Donau zurückzuziehen. Am 13. Mai, dem Tage der Capitulation von Wien, hatte er noch in der Idelseer Aue ein Gefecht gegen Lannes, zog darauf die Besatzung von Wien an sich und vereinigte sich am 16. Mai am Fuße des Bisamberges mit dem Erzherzog Karl. In der Schlacht von Aspern, 20. und 21. Mai, führte Hiller die 1. Colonne, bestehend aus dem 6. Corps, 19 Bat., 28 Schwadr. stark, längs der Donau zum Angriff gegen Aspern vor. Massena vertheidigte das Dorf hartnäckig, aber nach mehrmals wiederholten Stürmen der Oestreicher sah er sich doch genöthigt, es zu verlassen. Hiller ließ die Mauern des Kirchhofes abbrechen und erschwerte so den Franzosen den Sturm desselben, und als er ihnen am Morgen des 22. den Kirchhof überlassen mußte, fanden sie keinen Schutz hinter den Trümmern. Neun Mal wurde an diesem Tage Aspern erstürmt und wieder genommen. Als der Sieg schwankend sich auf Seiten der Oestreicher neigte, Napoleon die Lobaubrücke nicht herzustellen vermochte, erbot sich Hiller, die Lobaubrücke anzugreifen, und so den Sieg entscheidend zu machen; der östreichische Oberfeldherr aber erlaubte diesen gewagten, aber entscheidenden Angriff nicht. In der kurz darauffolgenden Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli), welche die Oestreicher ehrenvoll, aber unglücklich fochten, befehligte Hiller ebenfalls den rechten Flügel; allein der vollständige Sieg dieses Flügels bei Aspern konnte die Schlacht nicht entscheiden, noch die Niederlage des Centrums und des linken Flügels am Rußbach ausgleichen. Hiller sah sich hierdurch genöthigt, ebenfalls den Rückzug anzutreten, den er mit der höchsten Ordnung ausführte. Im Jahr 1813 befehligte Hiller, damals Feldzeugmeister, das Heer von Inneröstreich, später genannt die Armee von Italien, 50,000 M. stark, um Illyrien zu erobern und dann gegen den Vicekönig von Italien vorzudringen. Von Klagenfurth aus drang er durch Illyrien und Tyrol vor, vertrieb am 8. October den Feind aus der festen Stellung bei Tarvis, nahm am 12. Novbr. sein Hauptquartier zu Vicenza und drängte den Vicekönig bis Verona zurück. Im December desselben Jahres ward er jedoch zur großen Armee abberufen und durch den Grafen Bellegarde im Commando ersetzt, vielleicht weil man mit dem weiteren Fortgang seiner Operationen nicht zufrieden war. Nach dem Frieden von Paris 1814 ward Hiller commandirender General von Gallizien und Prä-

sident des militairischen Gerichts zu Lemberg. Er starb zu Lemberg den 5. Januar 1819.

G. v. Stutterheim, Geschichte der Feldzüge von 1809. — v. Valentini, Versuch einer Geschichte der Feldzüge an der Donau. — Oestreichische Milit. Zeitschrift, Jahrgang 1832. — W.

Himmelsglobus oder **Himmelskugel** ist eine von Holz, Metall oder Pappe gefertigte Kugel, auf welcher nicht allein alle Linien, die wir uns an der wahren Himmelskugel denken, sondern auch alle Fixsterne und Sternbilder nach ihren verhältnißmäßigen Entfernungen von einander aufgetragen sind. M. S.

Himmelszeichen sind eigentlich 12 Bogen, in welche die Ekliptik eingetheilt wird. Außerdem bezeichnet man auch mit diesem Namen gewisse Sternbilder, welche mit jenen Bogen zusammentreffen. Sie sind: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische. Die drei erstern und die drei letztern nennt man aufsteigende, die übrigen sechs niedersteigende Zeichen, da in jenen sich die Sonne gegen den Nordpol bewegt, in diesen aber sich davon entfernt und dem Südpol zugeht. M. S.

Hindernisse der Annäherung (obstacles) nennt man in der Befestigungskunst solche Anlagen und solche Terrainbeschaffenheiten, die den Feind hindern, in Ordnung und geschlossen vorzugehen, oder wodurch dem Feinde überhaupt die Annäherung erschwert oder unmöglich gemacht wird; ferner auch solche Dinge, wodurch die Ersteigung der Deckungen verhindert werden soll. Sie gehören mit zu denjenigen Verstärkungen der Befestigungen, durch welche es möglich wird, die Wirksamkeit der Vertheidigungswaffen so zu erhöhen, daß man dadurch eine Ueberlegenheit über das feindliche Feuer erlangt (s. Befestigungskunst, I. Bd., S. 447).

Sollen aber die verschiedenen hierzu dienlichen Mittel diesem Zwecke möglichst förderlich sein, so muß bei ihrer Wahl und Anordnung vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden, daß sie folgenden Forderungen Genüge leisten:

1) Sie müssen den Angreifenden in seinem Vorrücken da aufhalten und seine Offensivkräfte schwächen, wo sich auf dem Angriffsterrain die kräftigste Feuerwirkung vereinigt. Die Sphäre für die Anbringung der Annäherungshindernisse ist folglich das Terrain, was sich zwischen dem Angreifenden und Angegriffenen innerhalb der kräftigen Wirkung der Feuerwaffen befindet.

2) Dürfen sie unseren eigenen Vertheidigungsmitteln niemals hinderlich werden, d. h. sie dürfen dem Feinde nicht Gelegenheit geben, sich zum Tirailleurgefecht mit Vortheil in ihnen festsetzen zu können. Sie sollen daher nie unsere Geschosse auffangen, das Frontfeuer muß über sie ungeschwächt hinweggehen, und das Flankenfeuer sie der Länge nach kräftig bestreichen.

3) Müssen sie nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit eine solche Anordnung und Lage bekommen, daß dadurch die feindlichen Zerstörungsmittel und vorzüglich die Geschützwirkung möglichst unwirksam werden. Endlich

4) Sobald die Befestigungsanordnungen auch auf die Offensive berechnet sind, dürfen sie dieser nicht hinderlich werden.

In Bezug auf die Befestigung selbst werden sie entweder vor, oder in den Gräben derselben angebracht, oder man bedient sich ihrer, um Zwischenräume zwischen einzeln liegenden Befestigungen oder Befestigungstheilen, so wie auch die Kehlen offener Werke dadurch zu schließen.

Die bei Feldbefestigungen anwendbaren und üblichen Hindernisse sind: Der Vorgraben, die Wolfsgruben, der Verhau in seinen verschiedenen Abarten, natürlicher und geschleppter Verhau, zugespitzte Baumäste und Strauchwerk, die Sturmbalken, die Pallisaden, die Sturmpfähle, die Spickpfähle oder Verpfählung, die spanischen Reiter, die Fußangeln, die Ackereggen und Sturmbreter, das Wasser in seiner verschiedenartigen Anwendung, als Anstauung, Ueberschwemmung, Ansumpfung, und in den Gräben endlich noch die Fladderminen.

Bei provisorischen Befestigungen und Festungen können zwar auch die meisten dieser Hindernisse ihre Anwendung finden, zu den vorzüglichsten gehören aber jedenfalls die des Wassers, als Ueberschwemmungen und die Gräben mit Wassermanöver, so wie die des Pulvers, als Minen.

Das Weitere über diese Hindernisse findet man in den gleichlautenden Artikeln. P.

Hindernisse der Bewegung. Takt. Bewegung ist die Seele des Krieges, und Alles, was derselben hinderlich wird, hat Einfluß auf dessen Gang. Es ist daher nicht unwichtig, diese Hindernisse in der Kürze zu betrachten. Im Allgemeinen zerfallen sie in natürliche, künstliche und zufällige; doch sind außerdem noch die strategischen und taktischen Hindernisse zu unterscheiden.

1) Natürliche Hindernisse. In der Strategie gehören alle diejenigen Eigenthümlichkeiten der Erdoberfläche dazu, welche das Vorrücken großer und selbstständiger Truppencorps auf einer bedeutenden Strecke erschweren, z. B. Ströme und große Flüsse, wenn sie die Operationslinien durchschneiden, Seen von beträchtlicher Länge, wie der Gardasee in Italien, morastige Niederungen, wo nur auf erhöhten Kunststraßen marschirt werden kann, alle Hochgebirge und Gebirgsketten, wie die Alpen, Pyrenäen, der Balkan, Kaukasus 2c., große Wälder und Wüsteneien, beide jedoch mehr wegen der Schwierigkeit des Unterhalts. — In der Taktik kann nur eine solche Terrainbeschaffenheit als Hinderniß angesehen werden, welche die schnelle und geordnete Bewegung der taktischen Einheiten erschwert. Wenn z. B. in der Strategie ein Bach von gar keiner Bedeutung ist, weil die Herstellung der erforderlichen Laufbrücken keinen erheblichen Zeitverlust verursacht, so kann er bei taktischen Bewegungen im Angesicht des Feindes ein schwer zu überschreitendes Hinderniß sein. Dagegen fallen die Gebirge fast ganz aus der Reihe der Bewegungshindernisse, doch treten alle Defileen an die Stelle der Gebirgspässe. Große Waldungen erleichtern nicht selten taktische Bewegungen, während kleine Gehölze, besonders sogenanntes Dickicht, bedeutende Hindernisse sein können. An die Stelle morastiger Niederungen treten hier sumpfige Wiesen, überhaupt Weichland. Der Unterschied besteht also im Wesentlichen darin, daß man in der Strategie die kleinen Hindernisse leicht umgehen kann, während sie in der Taktik oft in der Marschlinie liegen und daher wo möglich überschritten werden müssen.

2) Künstliche Hindernisse. In der Strategie sind es alle Festungen, Forts, verschanzte Stellungen und concentrirte Truppenmassen, deren Wirkungskreis man betreten muß, um den strategischen Zweck zu erreichen. In der Taktik kommen noch alle kleineren fortificatorischen Anlagen hinzu, selbst crenelirte Mauern, Wassergraben, Fußangeln 2c. Endlich sind die feindlichen Kugeln oft als das stärkste Hinderniß taktischer Bewegungen zu betrachten.

3) Zufällige Hindernisse. Im Gebiete der Strategie sind sie wegen des größeren Spielraums sehr zahlreich. Von den atmosphärischen Erscheinungen wirken auf die Operationen nachtheilig: anhaltender Regen,

wodurch die kleinen Gewässer zu großen und viele Uebergangspuncte unbrauchbar werden; das Niederfallen großer Schneemassen; sehr strenge Kälte; übermäßige Hitze, wodurch Mangel an Futter und Trinkwasser entsteht; ansteckende Krankheiten; allgemeine Entkräftung; Entmuthigung oder Indisciplin der Truppen; Meutereien; Mangel an Artilleriemunition; der Tod oder die Entfernung eines Feldherrn, welcher das Zutrauen der Truppen in hohem Grade besaß; Uneinigkeit der Feldherren verbündeter Armeen; Verschiedenheit der politischen Interessen der verbündeten Mächte; plötzliche Regierungsveränderungen, wodurch zugleich die politische Tendenz des Krieges sich verändert, was stets einen Stillstand der Operationen herbeiführt. — In der Taktik sind es noch andere atmosphärische Erscheinungen, welche auf Ordnung und Schnelligkeit der Bewegungen störend einwirken; z. B. nächtliche Dunkelheit; starker Nebel; entgegenkommender Sturmwind mit Schneegestöber und Schloßen; tiefer Schnee; Glatteis; durch Regen schlüpfrig gewordner Boden; Mangel an taktischer Uebung und Disciplin der Truppen; allzugroße Bedenklichkeit und Unentschlossenheit der Anführer; Verwundung oder Tod derselben im entscheidenden Augenblicke und dgl.

Im Allgemeinen soll man stets der goldnen Regel eingedenk sein, daß es in der Defensive darauf ankommt, durch geschickte Benutzung der hier bezeichneten Hindernisse die Bewegung des Gegners zu ermäßigen, in der Offensive aber durch Entschlossenheit und Ausdauer sie zu überwinden.

Pz.

Hinterhalt. Die Redensart, „dem Feinde im Hinterhalte auflauern:“ kommt schon in den ältesten deutschen Kriegsbüchern vor, der Gebrauch dieser Art von Ueberfällen (s. d.) ist aber wahrscheinlich durch Hannibal nach Europa gekommen. Indeß haben sich die Völker romanischer Abkunft späterhin der Hinterhalte weit seltener bedient, als die germanischen und slavischen Völkerschaften.

Die Hinterhalte gehören eigentlich zu den activen Defensivmitteln, wenn beide Parteien sich in Bewegung befinden, und sollen hauptsächlich dazu dienen, die Hitze des Verfolgers zu mäßigen, indem man ihn unverhofft angreift und ihm einen großen Verlust zuzieht. Es sind jedoch zwei Arten von Hinterhalten zu unterscheiden: 1) solche, die man dem Feinde legt, wenn er überhaupt im Vorrücken begriffen ist und die Vorsichtsmaßregeln oft vernachlässigt; 2) solche, die während eines Rückzugsgefechts Statt finden. — Bei den Hinterhalten der ersten Art ist es durchaus nothwendig, daß man nicht nur den Weg kennt, auf dem der Feind gegen uns rückt, sondern auch die muthmaßliche Zeit seiner Ankunft, weil es mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, die dazu bestimmten Truppen auf länger als 12—16 Stunden gänzlich zu verbergen, was überhaupt nur im eigenen oder befreundeten Lande geschehen kann. Man nimmt hierzu in der Regel Cavalerie, zum Mindesten eine Schwadron; es können aber auch mehrere Regimenter mit einigen reitenden Batterien sein, so wie sich überhaupt die Stärke der Truppenabtheilung nach der Größe des Schadens richtet, den man dadurch dem Feinde zufügen will. Der zum Hinterhalte gewählte Ort muß in der Nähe der Straße, doch außerhalb des gewöhnlichen Bereichs der kleinen Seitenpatrouillen des Vortrupps der feindlichen Avantgarde liegen, also ungefähr einen Kanonenschuß davon entfernt sein. Bei Abtheilungen von 1—2 Schwadronen dürfte sich die Entfernung von der Straße auf einen Büchsenschuß reduciren. Die Beschaffenheit des Orts ist nicht ganz gleichgiltig; so sind z. B. Vertiefungen des Bodens dem Unternehmen weit günstiger als Erhöhungen, Gehölze, Häusergruppen ꝛc.; denn jede Seiten-

patrouille wird bemüht sein, die letztgenannten Gegenstände recht bald zu erreichen, während sie das Vorhandensein von Vertiefungen oft sehr spät entdeckt. Aus einem ähnlichen Grunde eignet sich auch ein mehr offenes Terrain besser zu Hinterhalten, als bedecktes, weil in letzterem die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt zu werden pflegen, während man sie da oft sehr vernachlässigt, wo weniger zu befürchten sein scheint. Der Ort sei überdies wie und wo er wolle, so darf die dort verborgene Truppe von der feindlichen Seite her auf 2—3000 Schritt nicht gesehen werden können. Vermuthet man die Annäherung des Feindes in den ersten Morgenstunden, so wird es gut sein, vor Einbruch der Dunkelheit sich in den Hinterhalt zu legen. In diesem Falle umgiebt man sich des Nachts mit Vedetten; die Reiter haben die Pferde am Zügel; Wachfeuer dürfen nicht brennen; auch muß jedes Geräusch vermieden werden. Sobald der Tag graut, müssen Lauerposten aufgestellt werden, so daß sie die Gegend, aus welcher der Feind kommt, möglichst weit übersehen ohne selbst gesehen zu werden. Mit diesen Lauerposten verabredet man Zeichen für die Annäherung des Feindes. Der Befehlshaber muß den Reitern ein Zeichen zu „Achtung" und „zum Aufsitzen" angeben, die Truppe überhaupt gleich so ordnen, wie sie zum Angriffe vorrücken soll. Eine vorläufige Angriffsdisposition bestimmt die Rotten. Bei 3 Schwadronen z. B. erhält die eine Befehl, des Feindes Tête, die andere dessen nächste Flanke zu attakiren, die dritte bleibt in Reserve. Bei 3 Regimentern kann eine ähnliche Disposition gegeben werden, die dann auch die Artillerie zu berücksichtigen hat. Das Weitere kann erst befohlen werden, wenn man die Marschordnung des Feindes erblickt. Das Hervorbrechen muß mit Schnelligkeit, der Angriff mit Entschlossenheit geschehen; denn das Gelingen hängt davon weit mehr, als von der Anzahl der Angreifenden ab. Sollte der Feind mit Vorsicht marschiren, so muß dessenungeachtet ein Versuch zum Ueberfall gemacht werden; denn ein plötzlicher Angriff bringt nicht selten auch gute Truppen einige Minuten lang außer Fassung und schwächt mithin ihren Widerstand. Je geordneter der Feind bleibt, desto nothwendiger ist es, die Reserve nicht zu engagiren, damit für jeden Fall der Rückzug nicht gefährdet sei. Einen der glänzendsten Ueberfälle aus dem Hinterhalte führte 1813 der preuß. Oberst von Dolfs gegen die franz. Division Maison aus (s. Haynau).

Bei Hinterhalten der zweiten Art gestaltet sich die Sache viel einfacher und ist in wenig Minuten abgemacht. Verfolgt der Feind zu hitzig, drängt sich überhaupt das ganze Arrieregardengefecht auf einen engen Raum zusammen, so werden Abtheilungen von Infanterie oder Cavalerie, höchstens von der Stärke eines Bataillons oder einiger Schwadronen, ganz in der Nähe der Rückzugsstraße verdeckt aufgestellt, während andere Abtheilungen Befehl erhalten, den Feind dahin zu locken, was in solchen Fällen nicht gar schwer ist. Auch hier ist es eine Hauptbedingung, daß der Feind die im Hinterhalt liegende Abtheilung nicht eher gewahr werde, als bis es zu spät ist, sich ihrem Angriffe zu entziehen. Der Befehlshaber einer solchen Abtheilung wird den Gang des Rückzugs sorgfältig beobachten, um daraus abnehmen zu können, ob sich ihm eine Gelegenheit zum plötzlichen Angriffe auch wirklich darbieten werde. Die Infanterie muß in einem solchen Falle erst Feuer geben, und dann mit dem Bajonet einbrechen; die Cavalerie haut ein, ohne zu schießen; hat sie einige Geschütze bei sich, so geben diese eine Kartätschensalve, protzen auf und jagen davon; denn zu einer zweiten Salve möchte es an Zeit fehlen. Gelang es einer Abtheilung unserer Arrieregarde, den Feind in die Nähe des Hinterhalts zu locken, so muß sie den Augen=

blick benutzen, wo das Feuer aus dem Hinterhalte oder das Geschrei der Reiter den Feind stutzig macht, um gleichzeitig Front zu machen und beim Angriffe mitzuwirken. Dergleichen plötzliche Angriffe erfüllen überhaupt nur dann ihren Zweck, wenn man dem Feinde dadurch eine tüchtige Schlappe anhängt, weßhalb sie stets gegen dessen Flanken gerichtet sein müssen. Geht der Rückzug durch Thäler und Dörfer, so eignen sich alle Seitenvertiefungen und Seitengassen zu Hinterhalten. Es ist vortheilhaft, wenn man auf diese Weise mehrere Trupps aufstellt; denn nicht jeder Angriff gelingt, weil hier sehr viel auf den schicklichen Moment ankommt, der nicht beschrieben, nur gefühlt werden kann. Wer es selbst erlebt hat, wie tolldreist ganze Schwadronen und Regimenter bei der Verfolgung oft nachjagen, der wird auch wissen, daß sie vor lauter Dreistigkeit weder rechts noch links sehen, und daher leicht in die Flanke genommen werden können; tritt ihnen in solchen Momenten auch in der Front ein Feind wieder entgegen, so verlieren sie gewöhnlich viel Gefangene, und das sind in solchen Fällen die Vordersten, also die Bravsten. Es giebt also kein besseres Mittel, sich gegen die Zudringlichkeit der verfolgenden Cavalerie zu schützen, als diese kleinen Hinterhalte. (Vergleiche damit die Artikel **Ueberfälle** und **Verstecke**.)

Pz.

Hinterwichtigkeit der Geschütze, s. **Geschützröhre**.

Hirschfänger. Das eigenthümliche Seitengewehr der Jäger und Schützen, besteht aus einer bald längern, bald kürzern Rückenklinge, einem einfachen Griffe von Horn oder Messing, ohne Bügel und nur mit einer kürzern Parirstange versehen. Soll der Hirschfänger zugleich den Zweck eines Stoßgewehrs (Bajonets) mit erfüllen, so richtet sich die Länge der Klinge nach der Länge der Büchse; der Griff ist dann gewöhnlich von Metall, und an ihm befindet sich inwendig eine einfache Vorrichtung, um ihn mittelst einer Feder und eines unweit der Mündung am Büchsenrohre angebrachten Hakens an denselben befestigen zu können. Die östreichischen und baierschen Jäger tragen als Seitengewehr sogenannte **Haubajonets**, die zwar ganz die Form der gewöhnlichen Bajonets, doch eine über 2 Fuß lange, beinahe 2 Zoll breite, zweischneidige Klinge haben und sowohl zum Hauen, als zum Stoßen anzuwenden sind.

S.

Hißtaue heißen diejenigen Taue, mittelst welcher die Segel auf- und niedergezogen werden; daher aufhissen die Segel, s. v. als dieselben aufziehen.

Hittin, Dorf in Palästina unweit Tiberias, in der Gegend der heutigen Ebene Batuf.

Schlacht zwischen Sultan Saladin von Aegypten und den vereinigten Christen unter König Guido, 4. Juli 1187.

Sultan Saladin von Aegypten hatte beschlossen, die Christen endlich wieder aus dem eroberten Palästina zu vertreiben, und war, theils durch Waffengewalt, theils durch Verbindung mit einzelnen Saracenenfürsten mächtig, und den Verfall des ritterlichen Geistes in dem christlichen Heere trefflich benutzend, in Ausführung seiner Pläne bisher glücklich gewesen. Den mit vielen Opfern erkauften Waffenstillstand hätte Rainold von Antiochien durch einen unbesonnenen Raubzug gebrochen, und Saladin griff von Neuem zu dem von seinen Feinden so gefürchteten Schwerte. Nach einer gänzlichen Niederlage der Templer und Johanniter, welche die Saracenen bei Tiberias angegriffen hatten, sammelten sich alle Christen unter ihrem Könige Guido von Lusignan, um einen entscheidenden Vortheil zu erkämpfen. Unter dem christlichen Heere befanden sich Rainold von Antiochien, Raimund von

Tripolis, Joskelin von Edessa, die Templer unter ihrem Großmeister Gerhard, und die Johanniter, beide mit ihren Burgleuten, und die ausgezeichnetsten Ritter aus Tripolis, Galiläa, Sidon, Cäsarea und Antiochien. Der Sultan stand bereits auf der Nordseite von Tiberias, das christliche Lager war im Thale Saphoria (Sephorin), welches hinreichende Lebensmittel, reichliches Wasser und eine sichere Rückzugslinie gewährte. Die Einsichtsvollern des christlichen Heeres riethen, diese Stellung nicht zu verlassen, jedenfalls aber nicht dem Feinde, dem Alles an einem schnellen überraschenden Siege gelegen war, in der Gegend zwischen Saphoria und Tiberias zu begegnen, weil er in den Thälern des Jordans und den häufigen Gebirgsschluchten Gelegenheit zu Verstecken und Hinterhalten finden würde. Aber der Großmeister der Templer, begierig, die vor Kurzem erlittene Niederlage am Bache Kischon so bald als möglich dem Feinde zu vergelten, drang so lebhaft auf eine Schlacht, daß der König sich endlich zu dem Befehle des Aufbruches bestimmen ließ. Die beiden Scharen Guido's und des heiligen Kreuzes bildeten die Mitte, Graf Raimund von Tripolis führte die Vorhut, die Templer und Balian von Ibelim hatten die Nachhut. Die ganze Stärke des Kreuzheeres bestand aus 2000 Rittern, 18,000 M. zu Fuß und gegen 12,000 Turkopolen (einer Art leichter Reiter, die man den Saracenen nachgebildet hatte) und Bogenschützen. Saladin war sogleich bei der Nachricht vom Anmarsche der Christen ihnen entgegengegangen und hatte sie schon auf dem halben Wege nach Tiberias durch unaufhörliche Angriffe, ohne sich in ein größeres Gefecht einzulassen, so ermüdet und bei Marescallia so gänzlich mit seinen leichten Truppen eingeschlossen, daß König Guido sich auf einen dürren und unwegsamen Berg zurückziehen mußte, um hier die Nacht über neue Kräfte zu einem morgenden Kampfe zu sammeln. Ein in der größten Bedrängniß gehaltener Kriegsrath diente nur dazu, die allgemeine Bestürzung zu vermehren und die hilflose Lage recht anschaulich zu machen. Als nun die Saracenen das christliche Lager immer enger umringten und durch das Anbrennen des Heidekrautes und der Gesträuche auch noch die Christen durch Hitze und Rauch quälten, da stieg die Verzweiflung des Kreuzheeres auf das Höchste. Kaum zeigte ihnen der anbrechende Tag das ganze Schreckliche ihrer Lage, so rückten sie wohlgeordnet in dichten Scharen zum Treffen aus. Allein Saladin zog vor, jedem ernstlichen Gefechte auszuweichen und die Bedrängten erst durch wiederholte Angriffe seiner leichten Reiter vollkommen zu erschöpfen, ehe er einen entscheidenden Schlag versuchte. So waren die Christen, ohne eine Schlacht erzwingen zu können, in die Nähe von Tiberias gekommen und hofften nun bald in den Mauern der befreundeten Stadt Erlösung von ihren Leiden zu finden. Da erneuerten die Saracenen, begünstigt vom Terrain, ihre Angriffe und fingen an, die Feinde heftiger zu drängen. Die Templer und Johanniter legten glänzende Beweise ihres Muthes ab, die Turkopolen bewährten ihre hohe Brauchbarkeit; aber das Fußvolk, an dessen Spitze der König selbst stand, der Hitze, dem Durste und den Anstrengungen des Marsches erliegend, weigerte sich, den Rittern Unterstützung zu leisten, und lief in unordentlichen Haufen auf einem Berge unweit Hittin zusammen, ohne den dringenden Vorstellungen des Königs ferner Gehör zu geben. Vergebens bemühete sich dieser, seine Scharen auf's Neue zu ordnen; die Ueberzeugung eines sichern Unterganges hatte alle Bande des Gehorsams gelöst und dem Verrathe sogar den Weg geöffnet. Fünf Ritter von dem Grafen von Tripolis gingen zu dem Feinde über, welcher fortfuhr, mit dichtem Pfeilregen die Christen aus der Ferne zu überschütten. Diesen blieb nichts mehr übrig, als ein ehrenvoller Tod. Guido von Lusignan ließ

die einzelnen Scharen nach der Ordnung der Provinzen sich zum Angriffe stellen, den Raimund von Tripolis beginnen sollte. Mit Erbitterung sprengten die Ritter des Grafen in den Feind, bahnten sich zum Theil mit dem Schwerte einen Weg durch die Saracenen, theils öffneten diese bei dem ungestümen Anprall der Ritter ihre Glieder und ließen sie durch. Unaufhaltsam eilte der Graf von Tripolis mit seinem Gefolge über die Ebene nach seinem Ländchen und bekümmerte sich nicht mehr um das Schicksal seiner hinterlassenen Kampfgenossen, — eine Erscheinung, bei der man nicht weiß, ob man den Verrath den Türken, die ihn durchließen, oder den Verrath des Grafen, der sich durch eine schimpfliche Flucht der traurigen Niederlage entzog, höher anschlagen soll. Die Flucht Raimund's entschied die Schlacht. Mit wiederholter Anstrengung stürmten die Muselmänner gegen das kraftlose Christenheer. Das Fußvolk wurde auf dem Berge von Hittin fast durchaus niedergehauen; die erschöpften Ritter vermochten nicht länger, den ganzen Ungestüm des Gegners aufzuhalten, und fielen zum größten Theil in die Gefangenschaft Saladin's. Dasselbe Schicksal theilten der König von Jerusalem, der Markgraf Bonifaz von Montferrat und die Angesehensten des Heeres. Niemand dachte mehr daran, Widerstand zu leisten; ein einziger Muselmann führte 30 gefangene Christen an seiner Zeltleine. — Die Schlacht von Hittin entschied das Schicksal des Königreiches Jerusalem; Saladin eilte, seinen Sieg zu benutzen, eroberte in drei Monaten ganz Syrien und unterwarf sich nach 33tägiger Belagerung die heilige Stadt, welche 90 Jahre vorher die Tapferkeit Gottfried's von Bouillon den Händen der Ungläubigen entrissen hatte. Am empfindlichsten war den frommen gläubigen Christen der Verlust des angeblich wahren Holzes vom Kreuze Christi, welches seit dem Tage von Hittin niemals wiedergefunden worden ist. — Michaud, hist. des croisades nach den Quellen, und Geschichte des Kriegswesens, II., in der Handbibliothek für Officiere. C.

Hoche (Lazarus), Obergeneral der franz. Repulik, ist einer von den Wenigen, welche durch Hilfe seltener Naturanlagen auf dem Schlachtfelde zur Würde eines Obergenerals emporstiegen, und hierzu auch vollgiltige Ansprüche hatten. Er wurde den 24. Febr. 1768 zu Montreuil bei Versailles geboren, und war der Sohn eines königl. Jagddieners, der ihm natürlich keine sorgfältige Erziehung geben konnte. Als 14jähriger Knabe wurde Hoche als Gehilfe im königl. Jagdstalle angestellt, verlor bald nachher seine Eltern, und fand nur noch bei einer alten Muhme einige Unterstützung. Diese gab ihm Geld zum Ankauf von Büchern, deren Inhalt den lebhaften Jüngling nur noch wißbegieriger machte. Mit dem 17. Jahre ließ er sich in der franz. Fußgarde anwerben, und erwarb sich durch Lohnwachen die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung. Pünctlich und unermüdlich in Erfüllung seiner Dienstpflichten, dabei ein geschickter Fechter, erregte Hoche bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, und wurde nach wenig Jahren zum Sergeanten befördert, was er ohne die Revolution wohl auch geblieben sein würde. Bei Auflösung der Garden trat Hoche in die besoldete Nationalgarde von Paris und wurde Adjutantunterofficier. Bei Ausbruch des Krieges (1792) wurde er zum Souslieutenant befördert, und betrieb nun die militairischen Studien mit verdoppeltem Eifer. Der General Leveneur wählte ihn zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft er der Schlacht bei Neerwinden (s. d.) beiwohnte, und nach Dumouriez's Desertion dem General nach Paris folgte. Hier legte er dem Wohlfahrtsausschuß schriftlich seine Ideen über die Eröffnung des nächsten Feldzugs vor; man fand sie richtig, ernannte Hoche zum Generaladjutanten und zum Befehlshaber der

Besatzung von Dünkirchen, welches von den Engländern bedroht wurde. Seine Vertheidigungsanstalten waren erfolgreich, und der Wohlfahrtsausschuß belohnte ihn mit dem Grade eines Brigadegenerals. Nach dem Entsatz der Festung durch General Houchard (s. d.) verfolgte Hoche die Engländer, eroberte Furnes, und entwickelte an der Spitze seiner Brigade viel militairisches Talent. Im October 1793 wurde er zum Divisionsgeneral, und bald darauf zum Obergeneral der Moselarmee ernannt; er war erst 25 Jahre alt.

Die Moselarmee stand damals zwischen Saarlouis und Saargemünd, hatte das ganze Jahr hindurch gegen die Preußen und Sachsen unglücklich gekämpft, war jetzt bis auf 40,000 M. verstärkt worden, und sollte im Verein mit der Rheinarmee unter Pichegru (s. d.) Landau entsetzen. Hoche zog gleich nach seiner Ankunft alle Truppen bei Saarbrücken zusammen, und begann den 17. November die Offensive. Bei Blieskastel (s. d.) bemühte er sich vergebens, das schwache Corps des Generals Kalkreuth zu überwinden, folgte dann dem Erbprinzen von Hohenlohe in der Richtung auf Pirmasenz, wendete sich aber bald links, um den Herzog Ferdinand bei Kaiserslautern (s. d.) anzugreifen. Von einer Zuversicht beseelt, die an nichts zweifelt, glaubte Hoche seines Sieges so gewiß zu sein, daß er an Pichegru schrieb: „Endlich halte ich den Herzog fest, und morgen werde ich ihm zur Ader lassen.“ Es kam aber anders. Die Einleitung zum Angriffe war klug und den Umständen angemessen; bei der Ausführung beurkundete Hoche aber den Neuling. Nach zweitägigem Kampfe zog er wieder ab und hinter die Blies; sein Gegner baute ihm goldne Brücken. Hoche schob die Schuld auf seine Artillerie und einige Generale, erhielt vom Convent Verzeihung, damals eine seltene Gunst, aber gemessene Befehle, Landau zu entsetzen. Die Art und Weise schrieb dieses Mal Carnot vor (s. d.). H. mußte 30,000 M. in Wurmser's rechte Flanke schicken; doch wurde die Rheinarmee für die Dauer der Operation unter seine Befehle gestellt. An der Spitze von 80,000 M. marschirte er gegen Wurmser, der in der zweiten Hälfte des December in Front und Flanke angegriffen, an die weiße Lauter zurückgedrängt, und auf den Höhen vor Weißenburg (s. d.) zu einem sehr nachtheiligen Gefechte genöthigt wurde. Die Niederlage der Oestreicher schien unvermeidlich; aber die Angriffe der Franzosen waren ohne Zusammenhang, und die verschiedenen Waffen verstanden nicht, sich gegenseitig zu unterstützen. Hoche hielt ein strenges Strafgericht und ließ den Cavaleriegeneral Donnadieu erschießen, obgleich derselbe kurz vorher vom Convent zum „Braven der Bravsten“ gestempelt worden war.

Landau wurde glücklich entsetzt und der größte Theil des linken Rheinufers den Verbündeten entrissen. Aber Hoche hatte sich durch sein eigenmächtiges Verfahren den Conventsdeputirten Saint Just zum Feinde gemacht, und dieser suchte sich zu rächen. Hoche erhielt Befehl, die Armee zu verlassen und nach Nizza zu reisen, angeblich um dort eine andere Bestimmung zu erhalten. Inzwischen wirkte Saint Just einen Verhaftsbefehl aus, arretirte Hoche bei seiner Ankunft in Nizza und führte ihn selbst nach Paris, wo er in das Gefängniß geworfen wurde. Das Henkerbeil würde bald seinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn nicht Robespierre's und Saint Just's Sturz den Gefangenen in Freiheit gesetzt hätte. Hoche hatte die Zeit seiner über ein Jahr dauernden Gefangenschaft ausschließlich den Studien gewidmet. Das Unglück mäßigte seine natürliche Heftigkeit und machte ihn vorsichtiger im Umgange mit Anderen; er war von dieser Zeit an still, fast verschlossen; sein Sprichwort hieß jetzt: „Handlungen statt der Worte.“

Frankreichs äußere Feinde hatten sich inzwischen vermindert, doch immer noch wüthete der Krieg in der Vendée. Hoche wurde bald nach seiner Freilassung dahin geschickt, und erhielt den Oberbefehl über eine Armee von 38,000 M., welche an den Küsten von Brest stand. Das früher angewendete Vertilgungsprincip widerstrebte seinem Gefühl, und da man die Vendéer dadurch nur noch mehr zum Widerstande gereizt hatte, versuchte er gelindere Maßregeln, um eine Annäherung beider Parteien zu bewirken. Die im Juni 1795 von den Emigranten glücklich bewirkte Landung auf Quiberon vereitelte jedoch vor der Hand jede Hoffnung zum Frieden, und Hoche überzeugte sich bald, daß hier nur das Schwert entscheiden könne. Seiner Thätigkeit gelang es, den Fortschritten der Emigranten Einhalt zu thun, indem er den Eingang zur Halbinsel verschanzen und durch 13,000 M. besetzen ließ. Ein Angriff der Emigranten am 16. Juli wurde vollständig abgeschlagen; den 21. eroberte er sogar das Fort Penthièvre, wo ungeheure Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände in seine Gewalt fielen. Die gelandeten Emigranten mußten das Gewehr strecken.

Nach dieser entscheidenden That wurde Hoche zum Befehlshaber der Westarmee ernannt, um den royalistischen Umtrieben nun auch auf dem linken Ufer der Loire zu steuern. Da von dem Grafen Artois (Karl X.) eine zweite Landung beabsichtigt wurde, glaubte Hoche, vor allen Dingen ihm jede Unterstützung auf dem Festlande entziehen zu müssen, und versuchte am 27. September den Vendéergeneral Charette in seinem Hauptquartier Belleville zu überfallen, was jedoch nicht gelang. Indeß kam auch die Landung nicht zu Stande, und da die Vendéer fast auf allen Puncten geschlagen worden waren, begann H. das Friedenswerk auf's Neue und dieses Mal mit besserem Erfolg. Zu Anfang des Jahres 1796 wurden die beiden Hauptanführer Stofflet und Charette gefangen und erschossen, worauf der Bürgerkrieg in der Vendée ein Ende hatte. — Das Directorium erkannte die ganze Wichtigkeit dieses Dienstes, und erklärte, „daß General Hoche und seine Armee sich um das Vaterland verdient gemacht habe," eine Auszeichnung, womit man damals nicht sehr freigebig war. Um die Engländer für die den Emigranten geleisteten Unterstützugen zu bestrafen, wollte Hoche nun eine Landung in Irland versuchen, erhielt auch die Erlaubniß dazu, hatte jedoch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor die Flotte von Brest auslaufen konnte, was den 14. Decbr. 1796 geschah. Anhaltender Nebel und ein darauf folgender heftiger Sturm trennte sein Schiff von dem Geschwader, und führte ihn fast allein an die Küste von Irland. Hier überzeugte er sich bald von der Unmöglichkeit, sein Vorhaben auszuführen, und kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er den auf ihn lauernden engl. Kreuzern fast durch ein halbes Wunder entgangen war.

Anfang 1797 erhielt Hoche den Oberbefehl über die Sambre- und Maasarmee, welche zwischen Coblenz und Düsseldorf stand, 70,000 M. stark war, und die Feindseligkeiten den 18. April eröffnete. Ihm gegenüber stand General Werneck mit 25,000 M. Hoche hatte bis zur Aufkündigung des Waffenstillstands Unterhandlungen gepflogen und seinen Gegner etwas sicher gemacht; als daher die franz. Armee aus dem Brückenkopfe bei Neuwied debouchirte, fand sie nur theilweise kräftigen Widerstand, und drängte die Oestreicher durch das Gewicht ihrer großen Ueberlegenheit bald auf allen Puncten zurück. Werneck zog sich gegen Wetzlar, wurde lebhaft verfolgt und von Mainz ganz abgedrängt, kehrte jedoch, als eine bei Gießen stehende Division von der franz. Avantgarde zu sehr bedrängt wurde, mit der ganzen Reiterei um, und brachte den Franzosen einen nicht unbedeutenden Verlust

bei. Indessen war Hoche mit der Hauptmacht auf den kürzeren Straßen gegen Frankfurt marschirt, und würde die Oestreicher in eine höchst bedenkliche Lage versetzt haben, wenn nicht die Nachricht des in Leoben erfolgten Abschlusses der Friedenspräliminarien dem Kriege ein Ende gemacht hätte. — Bald darauf trug man dem General Hoche die Stelle des Kriegsministers an, welche er aber ausschlug. Pichegru arbeitete im Stillen, ihn zu stürzen, doch war Hoche's Ansehen zu mächtig. Die Regierung, welche eine Revolution im Anzuge sahe, übertrug ihm sogar den Oberbefehl über eine bei Paris aufzustellende Armee. Pichegru wußte es aber dahin zu bringen, daß das Directorium mißtrauisch wurde und Hoche die ertheilten Vollmachten entzog, ihn sogar ehrgeiziger Absichten beschuldigte. Dieser bewies aber durch die erhaltenen Schreiben, daß er nur die Befehle der Regierung befolgt, und keinen Schritt aus eigenem Antriebe gethan habe. Sein Ver- Verlangen, vor Gericht gestellt zu werden, hatte keine Folge; als man ihm aber zumuthete, er solle den Marsch der Truppen gegen Paris für eine nur von ihm ausgegangene Maßregel erklären, um dadurch das Directorium aus seiner mißlichen Lage zu befreien, kehrte er entrüstet nach Wetzlar zurück, wo die Sambre- und Maasarmee ihr Hauptquartier hatte. Wenig Tage nach seiner Ankunft ward Hoche krank, und starb den 15. Sptbr. 1797 unter den heftigsten Schmerzen, wie man damals glaubte, an Gift. Schon früher waren mehrmals Versuche gemacht worden, ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen; denn sein gerader Sinn war Vielen ein Stein des Anstoßes. Seine Leiche wurde mit großem Gepränge an den Ufern des Rheins zur Erde bestattet; die Armee ließ ihm zu Weißenthurn ein Denkmal errichten, welches auch des kurz vor ihm gebliebenen General Marceau sterbliche Ueberreste in sich schloß. Auf dem Petersberge vor Coblenz ward ein ähnliches Denkmal errichtet.

Hoche war ein Löwe im Gefecht, aber menschlich und edelmüthig nach dem Siege, ein Beschützer der Schwachen, ein furchtbarer Feind der Unterdrücker; sein ganzes Leben war nur dem Ruhme und der Befreiung seines Vaterlandes gewidmet. Er unterlag zu einer Zeit, wo Frankreich solcher Männer am meisten bedurfte, weßhalb sein Tod allgemeine Betrübniß erregte. Napoleon sagt von ihm: daß Hoche einer der besten Feldherren gewesen sei, welche Frankreich hervorgebracht habe, und setzt hinzu: „Ich hatte vor ihm nur den Vorzug eines gründlichen Unterrichts und besserer Erziehung.“ Das größte Anführertalent entwickelte Hoche in der Vendée, wo er unter allen Obergeneralen der einzige war, welcher anhaltend im Vortheil blieb und endlich durch Kraft und Milde den Zweck erreichte. Seine schöne Gestalt, das Einnehmende seines Betragens gewannen ihm eben so schnell die Herzen seiner Untergeordneten — obwohl er sie erst an strenge Zucht gewöhnte — als auch die der irregeleiteten Vendéer, welche hauptsächlich durch die Brutalität und Grausamkeit der ersten republikanischen Behörden so erbittert worden waren.

(Biographie des contemporains. Geschichte der Kriege in Europa. Mémoires de Gouvion Saint-Cyr. Profils des contemporains par Napoléon.) Pz.

Hochebene, s. Ebene.

Hochgebirge, s. Gebirge.

Hochheim, Flecken im Großherzothum Nassau, nahe am Maine, ½ Meile von der Mainzer Vorstadt Kastel.

Ueberfall den 6. Januar 1793.

Nach dem Verluste von Frankfurt (s. d.) hatte sich Custine nach Mainz

zurückgezogen, und hielt nur noch Hochheim besetzt. Dieser Ort wurde den 14. Decbr. von den Hessen genommen, aber bald darauf wieder verlassen, weßhalb Custine den General Sedillot mit 8 Bat. und 13 Kanonen dahin schickte und die Stadt besetzen ließ.

Dies bewog den König von Preußen, sich des Ortes durch Ueberfall zu bemächtigen, wozu nicht weniger als 14 Bat. und 37 Schwadr. verwendet wurden. Diese Truppen näherten sich den 6. Januar vor Anbruch des Tages von 2 Seiten. Auf ein gegebenes Zeichen warfen die vor der Stadt aufgefahrnen Batterien eine Anzahl Granaten in dieselbe, worauf die Infanterie mit gefälltem Bajonet gegen die Thore rückte. — Die Franzosen scheinen keine Außenposten gehabt zu haben. Die Verwirrung in der Stadt war grenzenlos; Niemand dachte an ernstlichen Widerstand, Alles floh in wilder Unordnung gegen Mainz, wurde aber durch die in den rückwärtigen Gärten aufgestellten hessischen Jäger wirksam beschossen. Plötzlich entstandenes Glatteis hinderte die preuß. Cavalerie an lebhafter Verfolgung, war aber auch Ursache, daß die Franzosen ihre Artillerie nicht mitnehmen konnten. Einige hundert Mann hatten sich in der Stadt in ein mit einer Hofmauer umgebenes, massives Haus geworfen; als der König mit seinem Gefolge durch das Thor ritt, gaben diese Feuer auf ihn, wurden aber bald darauf genöthigt, das Gewehr zu strecken. — Die Verbündeten verloren 86 M. Die Franzosen hatten 100 Todte und Verwundete. Die nächste Folge der Einnahme von Hochheim war die enge Einschließung von Kastel, womit zugleich der neue Feldzug begann.

(Biographie des Generals von Ochs. Geschichte der Kriege in Europa.)

Pz.

Hochkirch, Dorf in der sächsischen Oberlausitz, an der Straße von Bautzen nach Löbau gelegen.

Schlacht am 14. October 1758.

Die Armeen des Königs von Preußen und des kaiserl. Feldmarschalls Grafen von Daun standen sich einander unweit Hochkirch, welches von den Preußen besetzt war, im Gesichte; die Oestreicher befestigten ihre Stellung, und der König von Preußen, der die gegründetsten Ursachen hatte, sich nicht auf eine Defensive einzulassen, war entschlossen, aus seinem Lager aufzubrechen, und hatte dazu die Nacht vom 14. zum 15. Octbr. bestimmt.

Der östreichische Feldherr hatte den Entschluß gefaßt, seinen Gegner anzugreifen, wo möglich zu überfallen, und dazu die Nacht vom 13. zum 14. Octbr. festgesetzt. Die Menge seiner leichten Truppen machte es ihm möglich, seine Bewegungen dem Könige zu verbergen, und obgleich man bei den Preußen etwas davon bemerken konnte, so glaubte Friedrich doch nicht daran, und verwarf alle Vorschläge seiner Generale, die auf eine größere Sicherheit Bedacht nehmen wollten; er hielt die Bewegungen der Oestreicher für Zeichen eines nahen Aufbruches.

Daun hatte folgende Anordnungen zum Angriffe getroffen. Nach Sonnenuntergang setzten sich seine Truppen in Marsch; von jedem Regimente blieben Leute im Lager, um die gewöhnlichen Wachfeuer zu unterhalten; die Zelte wurden zwar anfänglich stehen gelassen, aber am 14. Octbr. bei Anbruch des Tages abgebrochen, und nebst der Bagage auf die Anhöhen hinter Herrenhuth geschickt. Der Hauptangriff war gegen die rechte Flanke des Königs gerichtet, und da die leichten Truppen des Generals Laudon, hier durch Wald gedeckt, schon fast im Rücken der Preußen standen, so war auch auf diesem Puncte die meiste Aussicht zu einem glücklichen Erfolge da. Der linke östreichische Flügel wurde in drei Colonnen getheilt; die erste unter

dem General Odonel bestand aus 4 Bataillonen, 36 Schwadronen, die zweite unter General Sincère aus 16 Bataillonen, die dritte unter Forgatsch aus 18 Bataillonen, das Corps des Generals Laudon erhielt eine Verstärkung von 4 Bataill. und 15 Schwadr. Dieser General verließ um Mitternacht sein Lager, und stellte sich in dem Grunde hinter Steindörfel auf. Der rechte Flügel theilte sich in zwei Colonnen; eine unter dem Herzoge von Ahremberg bestand aus 13 Bataill., die andere unter General Succow aus 10 Bataill. und 32 Schwadr. Um das Centrum der Preußen zu bedrohen, war der General Colloredo mit 8 Bataill. und 5 Schwadr. bestimmt. 6 Bataill. blieben zur Besatzung des Stromberges und des Dorfes Glossen unter Okelly zurück; General Wiese aber, mit 600 M. Infanterie und 10 Schwadr., nahm eine Stellung hinter Plötzen, das dortige Defilée zu besetzen, und zu verhindern, daß die Truppen, welche den Angriff auf Hochkirch machten, nicht in die rechte Flanke genommen würden.

Der Schlag der fünften Stunde auf dem Kirchthurme von Hochkirch war das Signal zum Angriffe. Ein lebhaftes Feuern aus dem kleinen Gewehr begann bei den vor der Front des Lagers aufgestellten preuß. Freibataillionen; man hielt es anfänglich nur für ein Scharmützel mit den Kroaten, wie deren schon in dieser Stellung fast alle Nächte Statt gefunden hatten. Doch als die Freibataillone sich zurückziehen mußten, griffen die in der rechten Flanke der preuß. Position stehenden Grenadierbataillone zu den Waffen; aber kaum hatten sie Zeit, sich bei den neuerbauten Feldverschanzungen aufzustellen, so wurden sie auch schon in der Flanke und im Rücken angegriffen. Ihre Tapferkeit scheiterte an der Uebermacht, der Versuch, sich durchzuschlagen, beförderte nur ihren Untergang; die Oestreicher nahmen die große Batterie, in der 10 schwere 12pfündige Kanonen standen, obschon das erste Bataillon des Regimentes Markgraf Karl sie wacker vertheidigte.

Die Dunkelheit der Nacht hatte bisher die Anordnungen der Kaiserl., so wie ihre Stärke nicht erkennen lassen, preuß. Kanonen, in die Gewalt der Gegner gefallen, beschossen nun die eigenen Truppen; ein dichter Nebel vermehrte noch die Dämmerung beim Anbruche des Tages; der König stieg zu Pferde, und erfuhr bald das Schicksal der Grenadiere und der großen Batterie. Trotz der Hindernisse und der Ueberraschung zeigte sich die preuß. Disciplin im schönsten Glanze; denn bald war Alles in Ordnung. Noch hielt das zweite Bataillon Markgraf Karl den Kirchhof von Hochkirch, ein anderes die Gärten dieses Dorfes besetzt; der König, einen ernsten Angriff auch jetzt noch nicht vermuthend, sendete einzelne Brigaden vor, die verlorenen Posten wieder zu nehmen; die Feldmarschälle Keith und Fürst Moritz von Dessau, der Markgraf Karl, der Prinz Franz von Braunschweig führten diese Truppen an. Sie drängten den Feind in etwas zurück, die preuß. Reiterei fand Gelegenheit, mit Erfolg in die östreichische Infanterie einzuhauen; doch diese einzelnen Erfolge konnten nichts mehr gut machen, denn mehr und mehr zog sich das Laudon'sche Corps um die Preußen herum, und nahm die vorgehenden Abtheilungen derselben in Flanke und Rücken. Das Dorf Hochkirch gerieth in Brand und mußte verlassen werden, der Feldmarschall Keith (s. d.) erhielt bei dieser Gelegenheit einen Schuß in die Brust, der seiner militairischen Laufbahn ein schnelles Ende machte; nur den Kirchhof vertheidigte das oben genannte Bataillon unter dem Major Lange und Lieutenant von Marwitz noch hartnäckig. 8 kaiserl. Grenadierbataillone versuchten vergeblich, die kleine Anzahl Preußen zu vertreiben; sie mußten durch 14 frische Bataillone unterstützt werden, und erst als ihm die Patronen zu fehlen anfingen, versuchte der Major Lange, sich durchzuschlagen;

er selbst und der größte Theil seiner Braven fanden den Tod oder ehrenvolle Wunden, nur Wenige entkamen. Auch der Prinz Franz von Braunschweig starb den Heldentod. Der König führte in Person noch 6 Bat. seiner besten Truppen zu einem neuen Angriffe heran, aber auch dies war vergebens.

Der Nebel fiel, die Sonne erhellte das Schlachtfeld, ihr Licht ließ nun die Dispositionen Daun's erkennen; man sah, wie die kaiserlichen Generale bemüht waren, ihre in Unordnung gerathene Infanterie zwischen Hochkirch und Steindörfel in Linien zu formiren, zugleich sah man aber auch eine Colonne über Waditz vorrücken, die den Preußen den einzigen Rückzugsweg durch das Defilé bei Drehsa abzuschneiden drohte; auf allen anderen Puncten waren die Oestreicher im Vorrücken. Die erste Sorge des Königs mußte nun die Besetzung der Anhöhe bei Drehsa sein; der Major von Möllendorf (starb als Feldmarschall) (s. d.) bewerkstelligte dies noch zeitig genug mit dem 3. Bat. Garde, und schlug alle Angriffe der Kaiserlichen ab. Der König sammelte seine geschlagenen Regimenter und bildete eine neue Linie, deren rechter Flügel sich an die gedachte Anhöhe lehnte; in dieser Stellung wollte er die Ankunft des Generals von Retzow erwarten, der mit seinem Corps bei Weißenberg stand, aber den Befehl erhalten hatte, zum Könige zu stoßen.

Der Feldmarschall Daun that vor der Hand nichts, als die Ordnung in seiner Armee wieder herzustellen; er wollte auch erst den Angriff des Herzogs von Ahremberg auf den linken Flügel der Preußen und den des Prinzen von Durlach auf das Retzow'sche Corps abwarten. Zwei preuß. Grenadierbataillone und eine große Batterie von 22 Kanonen standen unweit Radewitz, 6 Grenadiercompagnien am Defilé von Koditz; letztere wurden abgeschnitten und gefangen, worauf es dann dem Herzoge von Ahremberg gelang, die Batterie zu erobern und ihre Bedeckung zum Weichen zu nöthigen. In diesem kritischen Momente erschien die Avantgarde des Retzow'schen Corps, und wenn auch dies Corps nicht mehr im Stande war, den Sieg zurückzuerkämpfen, so war doch die von ihm bei Belgern gewonnene schöne Stellung hinreichend, die Oestreicher von allen weiteren Versuchen gegen die preuß. Armee abzuhalten, in die nun wieder Halt und Zusammenhang kam. Der König befahl den Rückzug nach den Anhöhen von Doberzeiz, den Retzow und die sämmtliche Reiterei unter Seidlitz deckten. Mit bewunderungswürdiger Ordnung und Kaltblütigkeit ward diese Bewegung ausgeführt; eine halbe Meile vom Schlachtfelde, auf den sogenannten Spitzbergen, stellte sich die geschlagene Armee wieder auf, und der Sieger wagte nicht, sie zu verfolgen, wie er denn überhaupt nur des Gewinnes der Schlacht, aber keiner Folgen davon sich rühmen konnte.

Die preuß. Armee, am Anfange des Treffens etwa 28,000 M. stark, hatte 9000 M. verloren; 101 Stück Geschütz, 28 Fahnen, 2 Standarten, alle Zelte und der größte Theil der Bagage gingen verloren; aber auch die Sieger berechneten ihren Verlust, mit Einschluß von 1000 Gefangenen, auf 8000 M. (Vergl. Tempelhof Geschichte, und Retzow, Charakteristik des 7jährigen Krieges.) F. W.

Höchst, Städtchen von 1500 Einw. im Herzogthum Nassau, am rechten Mainufer, zwischen Frankfurt und Mainz.

Schlacht bei Höchst, am 9. Juni 1622.

Prinz Christian von Braunschweig (s. d.) war mit 12,000 M. Fußvolk und 82 Comp. Reiterei im Mai 1622 bei Höxter über die Weser gegangen und suchte nun einen Uebergangspunct über den Main, um sich mit dem Grafen von Mansfeld, der bei Mannheim in einer vortheilhaften

Stellung stand, zu vereinigen. Er durchzog daher das Sachsen-Koburg'sche, das Bisthum Fulda und schien auf Würzburg losgehen zu wollen, wendete sich jedoch plötzlich rechts und bedrohte Frankfurt. Am 5. Juni langte die braunschweigische Vorhut vor Ursel an; die kurmainzische Besatzung machte zwar einen Versuch, sich zu vertheidigen, zog aber bei Annäherung des braunschweigischen Hilfscorps freiwillig ab und gab das Städtchen Preis, welches dem gewöhnlichem Herkommen nach geplündert wurde, obschon der Prinz Christian selbst sein Hauptquartier darin genommen. Er entsendete noch denselben Abend den Oberst Kniphausen mit 1500 Musketieren, 2 Geschützen und 4 Comp. Reiter nach Höchst, um sich dieses Städtchens zur Anlegung einer Schiffbrücke über den Main zu bemächtigen. Diese Abtheilung war aber zu schwach, um in die Stadt zu dringen. Die Besatzung sowohl, als auch die Bürger vertheidigten sich den ganzen Vormittag des 6. Juni und thaten namentlich der braunschweigischen Artillerie viel Schaden, so daß die 2 Geschütze fast gar nicht gebraucht werden konnten. Als aber Prinz Christian dem Oberst Kniphausen selbst Verstärkung zuführte, verließen Besatzung und Bürger, sich auf Kähnen über den Main flüchtend, die Stadt. Der baiersche Generallieutenant Graf Tilly (s. d.), Anführer der liguistischen Truppen, und der spanische General Don Ferdinand Cordova hatten sich mittlerweile bei Aschaffenburg vereinigt und schon am 6. zwei Comp. Reiter und 200 M. zu Fuß ausgeschickt, um Höchst zu entsetzen. Der braunschweigische Oberstlieutenant Pfaff, welcher am 5. bei Hanau über den Main gegangen war, rückte diesen jedoch mit 120 Reitern entgegen, zersprengte das Detaschement, nahm 100 M. gefangen und erbeutete ein Fähnlein. 60 Liguistische waren dabei geblieben. Der Prinz Christian konnte daher seine Brücke über den Main ungestört bei Höchst schlagen. Allerdings fehlte es ihm aber dazu fast an dem Nöthigsten, da von Frankfurt, welches als neutral angesehen werden mußte, alle Baumaterialien verweigert wurden. Indessen ward die Brücke doch bis zum 9. vollendet und dann sofort der Uebergang des Gepäcks und des Heergeräths begonnen. Noch ehe dieser vollendet werden konnte, war aber die liguistisch-spanische Armee vor der braunschweigischen Stellung angekommen. Prinz Christian sah die Ueberzahl seiner Feinde, ließ sich jedoch durch dieselbe nicht abhalten, die ihm dargebotene Schlacht anzunehmen. Seine Stellung lehnte sich rechts an die Stadt Höchst und den Main; die Infanterie, 5 Regim., standen im ersten Treffen; die Reiterei bildete das 2. Treffen und diente zur Verstärkung der Flügel des ersten; von den 3 Geschützen standen 2 auf dem rechten Flügel, eins im Centrum. Die Verbündeten hatten 15 Regim. Infant. (20,000 M.) 140 Comp. Reiter (6000 M.) und 18 Geschütze. Sie waren bei Nidda über den gleichnamigen Fluß gegangen, hatten die braunschweigischen Vorposten in Rödelheim weggenommen und dehnten sich nun in ihrer Stellung von der Nidda bis weit über Susenheim, gegenüber den Braunschweigischen aus. Ihre 18 Geschütze bildeten eine Batterie, welche die braunschweigischen 3 Kanonen bald unbrauchbar machte und der braunschweigischen Reiterei viel Schaden that. Längere Zeit widerstanden die Truppen des Prinzen Christian den wiederholten Angriffen der Verbündeten, und erst nach einem 6 stündigen Kampfe entschloß sich Christian zum Rückzuge. Der Prinz übernahm selbst das Commando der Nachhut und deckte den Uebergang über den Main. Bei diesem verlor er aber weit mehr Leute, als während des Gefechtes selbst. Die Brücke war zu mangelhaft gebaut und zu schmal, um vielen Truppen auf ein Mal den Uebergang zu verstatten. Daher warfen sich Viele in den Main und

versüchten schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen; die Mehrzahl derselben fand den Tod, unter ihnen der Graf von Löwenstein. Anfangs rückten die Verbündeten den fliehenden Braunschweigern nicht nach; als sie aber die Unordnung sahen, welche zuletzt den Rückzug in eine förmliche Flucht verwandelte, schickten sie Kroaten nach, die einen großen Theil der Bagage in den Schwanheimer Bruch sprengten und dort gefangen nahmen, auch mit Hilfe der Bauern viele zerstreute braunschweigische Soldaten erschlugen. Der Prinz von Braunschweig bewerkstelligte mit 5 Comp. Reitern zuletzt durch eine Furt den Uebergang schwimmend und versammelte das, was von seiner Armee glücklich entkommen war, auf der Straße nach Darmstadt. Die Besatzung von Höchst ward von ihm aufgegeben; die Liguisten verlangten Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Der braunschweigische Commandant erklärte aber, daß er das Schloß in die Luft sprengen würde. Man gestattete ihm daher freien Abzug; als die Braunschweiger aber die Stadt mit weißen Stäben in den Händen verließen, fielen die Verbündeten auf Befehl Tilly's, den der Oberstlieutenant Einotten zu dieser Grausamkeit veranlaßt, über sie her und hieben sie alle nieder.

Der Verlust der Braunschweiger war in Folge dieser Schlacht sehr bedeutend, bei Höchst selbst waren jedoch nur wenige Hundert geblieben; die meisten hatten im Main oder auf dem Rückzug den Tod gefunden; gefangen worden waren ebenfalls wenig, noch andere hatten sich nicht mit dem Prinzen wieder vereinigen können. Von Officieren beklagten die Braunschweiger den Tod des Grafen von Löwenstein, eines Oberstlieutenants und 5 anderer Hauptleute und Lieutenants; unter den Gefangenen waren 1 Oberstlieutenant und 6 Hauptleute, auch waren 2 Fahnen den Liguisten in die Hände gefallen.

Der Prinz von Braunschweig, obwohl geschlagen, erreichte dennoch seinen Zweck, sich mit dem Grafen von Mansfeld zu verbinden; mit 8000 M. Fußvolk und 5000 Reitern, so viel war ihm von 21,000 M., die er mit über die Weser genommen hatte, noch geblieben, stieß er bei Bentheim zu dem Corps, das Letzterer ihm zu Hilfe hatte führen wollen. Vereint mit diesem, ging er nun in den Elsaß und verwüstete dieses Land, scheinbar im Interesse des vertriebenen Königs von Böhmen, Friedrich's V. (Theatrum europaeum. 1. Thl., Frankfurt, 1643, S. 632.) E.

Gefecht am 12. October 1795.

Dieses ist zwar an sich betrachtet von keiner Bedeutung, doch sind die vorangegangenen Manöver des F. M. Grafen Clerfayt (s. d.) von historischer Wichtigkeit, weßhalb hier vorzugsweise von diesen die Rede sein wird.

Mainz (s. d.) wurde beinahe seit einem Jahre von den Franzosen eingeschlossen; nachdem Jourdan über den Rhein gegangen (s. Düsseldorf), die Oestreicher durch seine Uebermacht bis hinter den Main zurückgedrängt hatte, fand nun auch die Einschließung auf dem rechten Rheinufer Statt. Die Einnahme von Mannheim durch Pichegru (s. d.) machte Clerfayt's Lage gefährlich; doch befreite ihn der Sieg des Generals Quosdanovich bei Handschuhsheim (s. d.) und die Annäherung Wurmser's aus dieser Gefahr, und obgleich Clerfayt's Armee um diese Zeit durch den Rückmarsch des sächsischen Contingents um 7000 M. vermindert wurde, beschloß er doch, den gleichzeitig aus Wien erhaltenen Befehl: „die Offensive mit Nachdruck zu ergreifen," ohne Säumen zu vollziehen.

Seit dem 1. Octbr. hatte Jourdan's Armee folgende Stellung genommen. Div. Lefebre (12,000 M.) zwischen Kelkheim und Nieder-Liedersbach, Div. Grenier (11,150 M.) bei Weilbach, Div. Tilly (9800 M.)

zwischen Zeilsheim und Edersheim, Div. Poncet (9380 M.) bei Weikert; die Reservecavalerie (1590 M.) bei Langenhain. Zur Blokade von Castel wurden die Divisionen Championnet und Bernadotte verwendet (18,000 M.). Die Stellung der zur Deckung der Blokade bestimmten Truppen war fast unangreifbar, so lange die Oestreicher die Demarcationslinie nicht überschritten, worauf jedoch um so weniger mit Sicherheit zu rechnen war, da Jourdan, als er den Rhein bei Düsseldorf überschritt, das neutrale Gebiet ebenfalls verletzt hatte. Er konnte sich jedoch am Maine noch durch die Divisionen Marceau und Collaud (20,000 M.) verstärken, welche vor Ehrenbreitstein, bei Neuwied, Cöln und Düsseldorf geblieben waren, und würde dann an der Spitze von 82,000 M. jedem Ereignisse ruhig haben entgegensehen können. Auf Pichegru's Unterstützung von Mannheim aus war nach dem mißlungenen Vorrücken gegen Heidelberg nicht sehr zu bauen. Dagegen standen noch 30,000 M. auf dem linken Rheinufer vor Mainz, wovon ein Theil auf das rechte Ufer gezogen werden konnte.

Mainz hatte 411 Geschütze, 15,600 M. Besatzung und Vorräthe auf mehr als 3 Monate. F. M. Clerfayt beschloß, diese Festung zu entsetzen, bevor die eigentliche Belagerung beginne; es standen jetzt 52 Bat., 101 Schwdr. (53,360 M.) hierzu bereit, welche auf folgende Weise verwendet werden sollten. General Erbach erhielt Befehl, mit 11,400 M. die Linie von Frankfurt über Groß-Gerau bis Bensheim am Rheine zu besetzen und die Verbindung mit den bei Heidelberg stehenden Truppen zu unterhalten. Mit allen übrigen Truppen wollte Clerfayt den Main bei Offenbach und Seligenstadt überschreiten, gegen die Nidda rücken, und die Franzosen entweder in ungünstiger Stellung zur Schlacht zwingen, oder sie zum Rückzuge bewegen, auf welchem man sie sehr in Unordnung zu bringen hoffte.

Am Morgen des 10. Octbr. ging F. M. L. Staader mit 17,400 M. auf den genannten Puncten auf das rechte Mainufer; die übrigen Truppen folgten den andern Tag nach. Der Erbprinz von Hohenlohe protestirte zwar gegen diese Verletzung des neutralen Gebiets, doch blieb das ohne Wirkung. Zu derselben Zeit rückte General Erbach mit der Mehrzahl seiner Truppen an den Main, machte bei Kelsterbach Anstalten zum Uebergange, ließ Sachsenhausen einschließen, und zog dadurch die Aufmerksamkeit der Franzosen nach dieser Gegend. Dies hatte zunächst zur Folge, daß Jourdan die Divisionen Championnet und Bernadotte durch eine Division vom linken Ufer abzulösen befahl, um über alle seine Truppen (62,600 M.) frei verfügen zu können.

Wenn Clerfayt seinen Gegner mit Erfolg angreifen wollte, mußte das ohne Verzug geschehen, aber er trug Bedenken und wollte erst seine Streitkräfte mehr bei Königstein concentriren; hierzu glaubte man 2 Tage Zeit zu bedürfen und wollte bis zum 14. Octbr. unthätig bleiben. Dadurch gewannen die Franzosen Zeit, ihre Maßregeln zu treffen.

Am 12. Octbr. ließ Jourdan den linken Flügel der östreich. Avantgarde noch vor Tagesanbruch angreifen. Starke Colonnen naheten der unteren Nidda und wollten sich des Dorfes Nidda bemächtigen. Auch bei Rödelheim suchten die Franzosen die Nidda zu überschreiten; vor Höchst zeigten sich ebenfalls Colonnen. Der Commandant von Oppenheim ließ 1 Bat. auf das rechte Rheinufer übersetzen. Indessen scheinen alle diese Offensivbewegungen keinen andern Zweck gehabt zu haben, als die Oestreicher an der Fortsetzung ihres Flankenmarsches zu hindern; denn während man sich an der Nidda schlug, hielt Jourdan Kriegsrath, in welchem der Rückzug hinter den Rhein beschlossen wurde. In der folgenden Nacht wurde die Blo-

kade von Mainz auf dem rechten Ufer aufgehoben und der Rückzug angetreten. Kleber ging mit 3 Divisionen bei Neuwied, Jourdan mit 2 Divisionen bei Bonn, Tilly bei Cölln über den Rhein, Harville und Lefèbre gingen nach Düsseldorf zurück. Bei der Uebereilung, womit der Rückzug ausgeführt wurde, blieb wegen Mangels an Bespannung ein großer Theil des Gepäcks zurück. Die Oestreicher folgten den Franzosen erst später nach und fügten ihnen keinen erheblichen Schaden zu, obgleich durch die fehlerhafte Vollziehung erhaltener Instructionen die Schiffbrücke bei Neuwied in Brand gerieth und dadurch 25,000 Franzosen geraume Zeit in einer sehr precairen Lage waren.*) Indeß wurde Jourdan's Armee durch diese Ereignisse so demoralisirt, daß er später dem auf dem linken Ufer vor Mainz stehen gebliebenen Blokadecorps, ungeachtet der dringendsten Aufforderungen, keine wesentliche Unterstützung leisten konnte. (Literatur wie bei Düsseldorf und Handschuhsheim.) Pz.

Höchstedt, Schlacht den 13. August 1704, s. Blindheim.

Hofer, Andreas, Haupt des Tyroler Aufstandes im J. 1809, wurde am 22. Octbr. 1767 im Passeyer Thale geboren und trieb, gleich seinen Vorfahren, bis zum Jahre 1809, wo seine Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich ihm einen historischen Namen erworben hat, auf dem Wirthshause am Sande (deßhalb Sandwirth genannt) das Geschäft eines Vieh-, Korn- und Weinhändlers. An den früheren Aufständen der Tyroler in den Jahren 1796, 97, 99 und 1805 scheint H. keinen bedeutenden Antheil genommen zu haben, wenigstens wird sein Name nicht genannt. Desto auffallender und merkwürdiger war im Beginne des Aufstandes von 1809 sein Auftreten als Haupt und gleichsam als Mittelpunct des Tyroler Befreiungsbundes. Denn obschon jetzt erwiesen ist, daß der Freiherr von Hormayr im Auftrage des Erzherzogs Johann die Bewaffnung Tyrols leitete, so herrschte doch damals unter dem Volke allgemein der Glaube, daß der Sandwirth zur Oberleitung des Kampfes berufen, und sowohl mit kaiserlicher Vollmacht, als von Gott mit wunderbarer Kraft und Weisheit ausgerüstet sei. Seine hohe, kräftige Gestalt, sein angeborner, treuherziger Sinn, sein unerschütterliches Festhalten an der vaterländischen Sitte, die Gabe, auch das Gemeinste und Alltägliche durch geheimnißvolle Worte und Geberden als etwas Bedeutsames und oft Wunderbares vorzutragen, seine auf früheren Handelsreisen erworbene Kunde von allen Wegen und Stegen des Landes, endlich die geheimnißvolle Reise, zu welcher Hormayr ihn vor dem Ausbruche der Insurrection nach Wien mitnahm: — dies Alles trug in jener Katastrophe nicht wenig zu H's Ansehen bei, und aus der blinden Aufregung des getreuen Bergvolkes läßt es sich leicht erklären, wie der Sandwirth H., der auch nicht den geringsten Begriff von kriegs- oder staatskünstlerischem Verkehr besaß, und nicht ein Mal der Rechtschreibung mächtig war, auch niemals eine eigentliche Disposition zum Marsche oder Angriff entwarf, und, außer etwa in dem Gefechte am Berge Isel (29. Mai 1809) nie persönlich im Feuer war, seinem Namen ein solches Gewicht verschaffen, ja denselben für immer denkwürdig machen konnte. Es standen ihm Gefährten zur Seite, die großen Theils mehr Anführertalent besaßen als er, z. B. Speckbacher, Eisenstecken, Haspinger, Martin Schenk, Auer, Holzknecht, Peter Mayer u. A., zu deren Unternehmungen er oft

*) Der Gesammtverlust der Franzosen belief sich nur auf 6 Kanonen, 100 Munitionswagen und 1000 Gefangene; die Zahl der Todten und Verwundeten ist nicht bekannt.

nur seinen weitgefeierten und gefürchteten Namen hergab. So entstand H's Aufruf aus St. Leonhard vom 12. April 1809 an die Geistlichen im Passeyer Thale, der im Namen des Kaisers alle waffenfähigen Mannschaften entbot; so auf Anregung seiner Gefährten der Befehl zum „braven Mitarbeiten" am Berge Isel an die Oberinnthaler vom 28. Mai; so in der zweiten Hälfte des Mai, nach dem Treffen bei Wörgl, auf Anrathen Nepomuk's von Kolb, eines unsinnigen Anarchisten, der von dem Sandwirth angenommene Titel: „Andre Hofer, so lang es Gott gefällt, Graf von Tyrol." Als am 12. Juli der Znaimer Waffenstillstand geschlossen worden war, Kraft dessen Tyrol und Vorarlberg von den Oestreichern geräumt und ohne Capitulation und Amnestie der Rache der Feinde Preis gegeben wurde, zog sich H., lange zwischen Entschlüssen hin und herschwankend, endlich in eine Felsenhöhle des Passeyer Thales zurück, von wo aus er seine Verfügungen gewöhnlich mit den Worten unterzeichnete: „Andre Hofer, dermal unwissend, wo." Doch als die bereits von allen Seiten in Tyrol eingedrungenen Franzosen und Baiern durch das für seine Freiheit nun allein kämpfende Bergvolk durch Speckbacher, Haspinger und Peter Mayer vom 3.—7. Aug. 1809 wiederholte Niederlagen erlitt, trat auch der Sandwirth Andr. H., wieder aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als kaiserlicher Generallieutenant des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht heldenmüthig aufgestandenen Tyrols. Am 15. Aug. hielt H. unter lautem Jubel in Insbruck (s. d.) seinen Einzug und trat an die Spitze der Militair- und Civilverwaltung. Er führte sie unter den sonderbarsten Anomalien, und zu den Verordnungen oft nur seinen Namen hergebend, fast bis zum Wiener Frieden, welcher am 14. Octbr. von den großen Streitmächten abgeschlossen ward, und Oestreich in die Nothwendigkeit versetzte, Tyrol Preis zu geben. Nichts desto weniger hoffte Tyrol immer noch auf fremden Beistand oder eine günstige Wendung seines Geschickes, und H. selbst, nicht klug genug, um die politischen Verhältnisse richtig würdigen zu können, beharrte auf dem hartnäckigsten Widerstand. Größere Streitmassen, namentlich unter dem Oberbefehl des Vicekönigs Eugen von Italien, rückten in das insurgirte Land, und am 30. Octbr. ging nach einem verzweifelten Widerstande die verschanzte Stellung auf dem Iselberge verloren. Das Unterinnthal legte die Waffen nieder. H. scheinen seit dieser Zeit mehrere Mittel an die Hand gegeben worden zu sein, sich dem Unabwendbaren zu fügen und ein Land zu verlassen, welchem er durch seinen Patriotismus nicht mehr nützen konnte. Er verwarf jeden Rath und glaubte dagegen noch das Letzte versuchen zu müssen, indem er das Passeyer, Pinzgauer und Oberinnthal nochmals unter die Waffen rief. Allein auch dieser letzte, ohnmächtige Versuch scheiterte an der Ueberlegenheit und Wachsamkeit seiner Feinde. Der Landsturm ward fast schon im Entstehen unterdrückt, und dem kühnen Anführer, der sich endlich verlassen sah, blieb zuletzt nichts übrig als die Flucht. Er suchte Schutz in einer Sennhütte des Passeyer Thales, unweit seiner Wohnung, die ihrer Lage nach schwer zu finden war. Mittlerweile hatte die Regierung auf seinen Kopf einen Preis von 10,000 Franken gesetzt, wogegen Oestreich alle Vorkehrungen getroffen haben soll, um seinem Entkommen förderlich zu sein. H. schlug inzwischen jede Hilfe aus und ließ dadurch den Augenblick entschlüpfen, der ihn noch retten konnte. Sein Aufenthalt wurde endlich verrathen, am 27. Jan. 1810 früh 4 Uhr von einem Detaschement Franzosen umzingelt und der gefürchtete Anführer ohne Widerstand gefangen genommen. Der Unglückliche ward unter einer starken Escorte nach Mantua gebracht und dort vor ein Kriegsgericht ge-

stellt, welches sein Todesurtheil sprach. Er starb den 21. Febr. den Tod eines Soldaten. Aufrecht stehend, mit unverbundenen Augen, gab er selbst das Commando zum Feuern an das Detaschement franz. Grenadiere, welche damit beauftragt waren; erst die 13. Kugel tödtete. Auf Befehl des Kaisers ward die Leiche öffentlich aufgestellt und dann in der Pfarrkirche St. Michael zu Mantua beigesetzt. Auf der Stelle, wo die Sennhütte stand, in welcher Hofer gefangen wurde, steht jetzt ein Monument. Das Wirthshaus zum Sande ist in ein Hospital für 16 alte Tyroler verwandelt und vom Kaiser Franz ausgestattet worden. Die Kinder H's wurden unter dem Namen „Hofer, Edle von Passeyr" geadelt, die Witwe empfing eine jährliche Pension von 2000 Gulden. Im December 1833 ist eine Statue H's, auf Bestellung der Tyroler Stände von Joh. Schaller zu Wien in kolossaler Größe verfertigt, nach Insbruck abgegangen, um daselbst in einer dazu eingerichteten Capelle aufgestellt zu werden. (Vergl. Bartholdy's Krieg der Tyroler Landleute im J. 1809. — Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neuern und neuesten Zeit. 2. Heft. — Geschichte Andreas Hofer's. Leipzig bei Brockhaus.) —ch.

Hogue, Seeschlacht 1692, s. La Hogue.

Höhe ist die kürzeste Entfernung eines Punctes über dem Horizont und daher eine senkrechte Linie von der Spitze einer Figur oder vom höchsten Puncte der Oberfläche eines Körpers auf die Horizontallinie, oder auf die Grundfläche, worauf die Figur oder der Körper steht.

Gilt es hierbei der Höhe eines Berges, so heißt solche die relative Höhe, wenn sie, wie oben gesagt, sich nur auf die Entfernung des Gipfels bis zur Grundfläche, oder zu dem Horizonte bezieht. Hingegen nennt man die Höhe die absolute, wenn solche die senkrechte Entfernung des Gipfels über der Oberfläche des Meeres angiebt. M. S.

Höhe der Festungswerke (le relief) wird entweder von der Sohle der vor ihnen liegenden Gräben gerechnet und heißt dann die absolute Höhe, oder man bestimmt sie vom Bauhorizont, oder nach einem davorliegenden Werke, und dann wird sie die relative Höhe genannt. Letztere Höhenbeziehung, d. h. den Höhenunterschied der Festungswerke unter einander, nennt man auch das Commandement oder Ueberhöhen (s. d.) der Festungswerke. Die absolute Höhe soll eigentlich so groß oder so beschaffen sein, daß dadurch hinlängliche Sturmsicherheit für das Festungswerk erlangt wird, und darf dann, sobald man sich gegen eine Leitersteigung hinlänglich verwahren will, gemachten Erfahrungen zu Folge, nicht weniger als 27—30 F. betragen. Der Hauptwall (s. d.) wenigstens muß eine solche absolute Höhe stets besitzen; die vor demselben liegenden Außenwerke können aber nicht immer, der Commandements der dahinter liegenden Werke wegen, diese Höhe erreichen.

Die relative Höhe, und zwar die über dem Bauhorizont, muß stets so beschaffen sein, daß sie eben zureichend ist, um den durch das Festungswerk zu deckenden Raum gegen Geradschüsse zu sichern. Diese Höhenbestimmung hängt deßhalb von dem vor dem Festungswerke befindlichen Terrain und von den etwa vor ihm noch liegenden anderen Festungswerken ab, von wo aus der Feind dasselbe beschießen könnte. Deßhalb kann diese Höhe der Werke nicht unveränderlich sein, und muß jedes Mal nach den Regeln des verticalen Defilements (s. Defilement II. B., S. 417.) bestimmt werden.

Kommt es aber darauf an, vielleicht eine einzelne Terrainvertiefung, die der Feind mit Vortheil besetzen könnte, und welche von dem höchsten

Festungswerke, dem Hauptwalle, noch nicht einzusehen wäre, zu beschießen, so legt man an solchen Stellen auf diesem noch besondere Festungswerke, die sogenannten Cavaliere (s. d.), an, durch welche dann der genannte Zweck zu erreichen ist. P.

Höhenbefestigung. Bei dieser sind es hauptsächlich folgende Gegenstände, welche einer Hauptberücksichtigung bedürfen:

1) der Grad ihrer Ersteiglichkeit;
2) die Aufsuchung der möglichen und günstigen Angriffsstellen, und
3) die Untersuchung des Angriffsterrains, in wiefern dessen Beschaffenheit und die darauf befindlichen Gegenstände der Vertheidigung oder dem Angriff vortheilhaft werden können.

Ist die Höhe so steil, daß sie als unersteiglich betrachtet werden kann, so braucht man keine Brustwehr, um sich gegen Sturm zu sichern. Man hat dann nur nöthig, die sich etwa vorfindenden Zugänge oder Fußsteige innerhalb des Bereichs des Gewehrfeuers ungangbar zu machen, indem man dieselben, nach der Beschaffenheit des Bodens, entweder mit Gräben durchschneidet, oder die wenigen steilen Stellen schroff abgräbt, oder passende, in der Nähe sich vorfindende Annäherungshindernisse, z. B. Verhau und dergl., darauf anbringt. Kann man aber von nahe gelegenen, gleich hohen oder dominirenden Höhen beschossen werden, so muß man sich von diesen Seiten durch gehörig defilirte Traversen oder selbst durch Brustwehren decken, wobei man gewöhnlich durch Einschneiden seinen Zweck am leichtesten erreicht. Dergleichen Höhenbefestigungen besitzen aber sämmtlich den Nachtheil, daß sie keine nahe und rasirende Vertheidigung des vorliegenden Terrains möglich machen, weßhalb sie auch nur unter besonderen Umständen vortheilhaft zur Befestigung sein können, oder es muß dieser Mangel dadurch ausgeglichen werden, daß durch zur Seite der Höhe aufgestellte Geschütze der unbestrichene Abhang flankirt und wo möglich durch Kartätschenfeuer bestrichen wird.

Ist der Höhenabhang aber nicht so schroff, daß er als absolut unersteiglich betrachtet werden könnte, jedoch aber immer noch keinen Angriff in geschlossener Ordnung zuließe, sondern nur von Schützen zu erklimmen wäre, und hätte man auch das Geschützfeuer nicht zu fürchten, so würde eine gewöhnliche Tambourpallisadirung (s. Pallisaden) eine zu empfehlende Befestigung abgeben, da bei dieser die rasirende Bestreichung des Abhanges leichter möglich wird, als bei einer am Rande desselben angelegten Erdbrustwehr. Auch können in einem solchen Falle, wenn der Abhang ziemlich eben ist, Sturmbalken und Steinmassen, die man dem Feinde, wenn er selbigen zu erstürmen versucht, entgegenwälzt, eine gute active Vertheidigung gewähren.

Ersteigliche und zum geordneten Angriffe sich eignende Höhen müssen mit Berücksichtigung des umliegenden Terrains nach allen Regeln der Kunst mit Brustwehren befestiget werden. Ist die Vertheidigung des Höhenabhanges vorzüglich zu berücksichtigen, so muß man die Verschanzungen so zu legen suchen, daß man den ganzen oder den größten Theil des Abhanges aus denselben rasirend bestreichen kann. Ist aber die Vertheidigung des Abhanges weniger nöthig, so geht man mit den Befestigungswerken von dem Rande des Abfalles auf dem gewöhnlich noch ansteigenden oder doch ebenen Terrain so weit zurück, daß der Feind in dem Augenblicke, wo er die Lehne erstiegen hat und noch nicht wieder völlig formirt ist, sich gerade im wirksamsten Waffenbereiche befindet — bei Kleingewehrvertheidigung bis 300 Schritt, bei Kartätschenvertheidigung bis auf 400—600 Schritt. —

Was die Gestalt der auf Höhen anzulegenden Verschanzungen betrifft,

so wird diese gewöhnlich durch die Terrainformation bestimmt. Einzeln liegende, von allen Seiten angreifbare Höhen werden am zweckmäßigsten mit geschlossenen Werken nach der Gestalt der Höhengrenze verschanzt. Da es hierbei gewöhnlich Hauptzweck ist, von der Verschanzung den Höhenabhang bis zum Fuße zu bestreichen, so lassen sich am sichersten die Winkelpuncte der Befestigungsform von unten bestimmen, indem man sich in die Lage der Angreifenden versetzt, am Fuße des zu vertheidigenden Berges herumgeht, und auf diese Weise oberwärts die wichtigsten Puncte durch Stangen bezeichnen läßt. Ist es aber eine ausgedehnte Höhe, die vielleicht in einer genommenen Stellung liegt, und welche man befestigen will, so hat man nicht den ganzen Höhenrand mit Verschanzungen zu begrenzen. Zunächst sind die möglichen und günstigen Angriffsstellen aufzusuchen und zu befestigen, dann aber auch solche Puncte vorzüglich zu Geschützaufstellungen zu wählen, von wo aus man den ganzen oder doch den größten Theil des Abhanges rasirend und wo möglich mit Kreuzfeuer bestreichen kann. Diese Werke bestehen meist aus offenen, nur in der Kehle leicht geschlossenen Schanzen, deren Umrißgestalt sich ebenfalls wie die auf isolirten Höhen anzulegenden Werke bestimmt. Hat die Höhe keinen gleichmäßigen, sondern gewissermaßen einen terrassenförmigen Abfall, so wird man auch wohl zuweilen genöthiget, die verschiedenen Absätze, so weit sie die einzelne Bestreichung des Abhanges möglich machen, besonders, und zwar nach denselben allgemeinen Regeln zu befestigen.

Wenn nun auch allgemein als Regel anzunehmen ist, daß man bei Bestimmung der Verschanzungsform sich nach den Höhenrändern richten soll, so ist dies jedoch nicht unbedingt zu befolgen, sondern man hat auf die Größe der dadurch entstehenden ausspringenden und eingehenden Winkel Rücksicht zu nehmen, indem erstere nicht kleiner als 60° und letztere nicht kleiner als 90° ausfallen dürfen.

Endlich bleibt auch noch zu untersuchen übrig, in wie weit die auf auf dem Abhange und überhaupt in der vor- und umliegenden Gegend wenigstens bis auf eine noch kräftige Kartätschenschußweite befindlichen Gegenstände, als Gebüsche, einzelne Bäume, hohes Getreide, Hecken, Zäune oder selbst Gebäude und dergl. unser bestreichendes Feuer aufhalten und den Feind decken könnten. Die, bei welchen dies der Fall ist, müssen, wenn nur einigermaßen die Zeit dazu übrig bleibt, rasirt werden, wobei man noch den Vortheil hat, daß man manche derselben, wie z. B. Bäume, Holzwände und ähnliche Dinge, zu Annäherungshindernissen oder zu den Befestigungen selbst benutzen kann. Schluchten und Hohlwege, die auf die Höhen führen und vom Feinde als gedeckte Annäherungswege benutzt werden könnten, müssen, wenn sie nicht von der Befestigung aus genugsam ihrer ganzen Lage nach bestrichen werden können, durch zweckmäßige Hindernisse, als z. B. Verhaue, Felsstücke rc., für den Feind ungangbar gemacht werden.

P.

Hohenfriedberg, Stadt mit Schloß in Schlesien, Regierungsbezirk Breslau.

Schlacht am 4. Juni 1745.

König Friedrich II. hatte zu Gunsten Kaiser Karl's VII. die Waffen ergriffen, im J. 1744 fast ganz Böhmen erobert, sich aber Anfangs November nach Schlesien zurückziehen müssen. Karl VII. starb den 20. Jan. 1745; Maria Theresia schöpfte neue Hoffnung und schloß den 18. Mai zu Leipzig ein geheimes Bündniß mit dem Kurfürsten von Sachsen, dessen Hauptzweck die Wiedereroberung von Schlesien war. Bald darauf führte

Herzog Karl von Lothringen (s. d.) eine östreichisch-sächsische Armee von 76,000 M. aus Mähren über das Riesengebirge nach Oberschlesien.

Friedrich II. hatte am 27. Mai seine Armee bei Frankenstein zusammengezogen und bezog 2 Tage später ein Lager bei Reichenbach, den 1. Juni aber in der Ebene zwischen Schweidnitz und Striegau. Hier beschloß er seinen Gegner zu erwarten und ihn mit aller Macht anzugreifen, sobald dieser in die Ebene herabsteigen werde. Herzog Karl war an diesem Tage mit den Oestreichern bei Reichenau angekommen, der Herzog von Weißenfels mit den ermüdeten Sachsen bei Landshut stehen geblieben; General Nadasdi stand mit der Avantgarde der einen Colonne auf den Höhen südlich Freiburg, General Wallis mit der Avantgarde der andern Colonne auf den Höhen von Hohenfriedberg. Beide übersahen das preuß. Lager, wovon jedoch ein Theil durch den Nonnenbusch verdeckt wurde. Eine preuß. Abtheilung unter General Du Moulin stand bei Striegau. Am 2. Juni trafen auch die Sachsen ein (20,000 M.), worauf die vereinigte Armee zwischen Qualsdorf und Bolkenhayn Stellung nahm.

Die scheinbare Ruhe im preuß. Lager bestärkte die beiden Herzöge in der Hoffnung, der König werde bei ihrem weiteren Vorrücken nicht Stand halten; denn daß man Schlesien behaupten könne, ohne das Gebirge zu besitzen, auf dessen Vertheidigung der König aus guten Gründen sich nicht eingelassen hatte, wollte den damaligen Kriegskünstlern nicht recht einleuchten. Vom König bezahlte Spione trugen durch ihre Berichte ebenfalls dazu bei, obiger Meinung Glauben zu verschaffen, und als Herzog Karl III. früh die Generale zu einem Kriegsrath versammelte, trug Niemand ein Bedenken, das weitere Vorrücken gut zu heißen. Sämmtliche Truppen (52,600 M. Inf., 23,800 M. Caval.) erhielten deßhalb Befehl, Nachmittags 3 Uhr aufzubrechen. Ein Theil derselben kam erst mit einbrechender Dunkelheit auf den Platz. Die Truppen lagerten zwar in der befohlenen Schlachtordnung, nach welcher die Sachsen den linken Flügel bilden sollten, hatten aber mit dem vorliegenden Terrain zu wenig Bekanntschaft gemacht, um für den Fall eines plötzlichen Anfalls der Preußen, sich mit Vortheil schlagen zu könnnen.

Der König befand sich gerade bei dem General Du Moulin auf den Striegauer Höhen, als seine Gegner von den Bergen herabkamen. Obgleich deren Stärke auf wenigstens 90,000 M. geschätzt wurde, trug er doch kein Bedenken, sie anzugreifen. Seine Armee zählte 44,000 M. Inf., 26,000 M. Cav. Das Terrain zwischen Striegau und Hohenfriedberg war ihm genau bekannt und für diesen Fall zum Schlachtfelde bestimmt worden; obschon eben, war es doch von Dörfern und Gebüschen bedeckt, hier und da von kleinen Bächen und Wassergraben durchschnitten, gestattete inzwischen das Zusammenwirken aller Waffen, wenn man die ungangbaren Stellen kannte. Des Königs Absicht ging dahin, sich der Höhen zu bemächtigen, welche sich von Striegau gegen Jauer hinziehen, von da aus den linken Flügel des Feindes (die Sachsen) mit Uebermacht anzugreifen, von der Mitte zu trennen, und diese dann wieder in das Gebirge zu jagen. Es wurden deßhalb folgende Befehle ertheilt. General Du Moulin (7 Bat., 20 Schwdr.) geht über das Striegauer Wasser und besetzt die jenseitigen Höhen (die sogenannten Spitzberge); die Armee marschirt treffenweise rechts ab nach Striegau, überschreitet hier das Flüßchen und nimmt dann in 2 Treffen Stellung, mit dem linken Flügel an das Striegauer Wasser gestützt (bei Telchau), mit der rechten Front gegen Pilgramshayn. Du Moulin hat für die Deckung der rechten Flanke zu sorgen und den Angriff zu unterstützen. —

Diese Bewegung begann mit einbrechender Dunkelheit; um den Abmarsch der Truppen zu verbergen, wurden alle Wachfeuer sorgfältig unterhalten.

Den 4. Juni früh 2 Uhr war die Armee bei Striegau angekommen. Hier versammelte der König die Generale, um ihnen seine Absichten zu eröffnen. DuMoulin war schon im Besitz der Topasberge und ließ eine Zwölfpfünderbatterie auffahren, um die Sachsen in ihrer linken Flanke zu beschießen.

Der Herzog von Weißenfels war eben im Begriff, seinen linken Flügel zu formiren, als jene Batterie früh 4 Uhr ihr Feuer eröffnete, wodurch 4 sächsische Grenadierbataillone gezwungen wurden, den Windmühlenberg zu verlassen. Da der Herzog Befehl hatte, sich der Spitzberge zu bemächtigen, ließ er sogleich Infanterie und Artillerie vorrücken, konnte aber den Windmühlenberg nicht wieder nehmen, weil inzwischen die Cavalerie des preuß. rechten Flügels (50 Schwdr.) aufmarschirt war, hinter welcher 8 Bat. in Reserve standen. Der Herzog begriff, daß für ihn der entscheidende Moment bereits gekommen sei, ließ den Generalissimus um Unterstützung bitten und setzte sich an die Spitze seiner Cavalerie (29 Schwdr.), um wo möglich die Preußen am weiteren Vordringen zu hindern. Das wurde jedoch mit jedem Augenblicke schwerer, denn Du Moulin hatte bereits den Windmühlenberg besetzt und beschoß die Sachsen noch wirksamer als zuvor; die früher dort gestandenen 4 Grenadierbataillone standen jetzt bei Pilgramshayn, die übrigen 14 Bat. weiter rückwärts. Ein sumpfiger Bach trennte die Sachsen von den Oestreichern, welche erst jetzt sich formirten und zwischen Günthersdorf und dem Striegauer Wasser Stellung nahmen.

Bei der Dringlichkeit der Umstände glaubte kein Theil zaudern zu dürfen, und fast gleichzeitig rückte die preußische und sächsische Cavalerie gegen einander. Das erste Treffen des preuß. rechten Flügels ward durchbrochen, aber das zweite widerstand, und das Flankenfeuer der Batterie auf dem Windmühlenberge nöthigte die sächs. Cavalerie bald zum Rückzuge bis zu ihrer Infanterie. Kaum war das erste preuß. Cavalerietreffen wieder geordnet, als General Graf Rothenburg dasselbe auf's Neue gegen die Sachsen führte. Der Kampf war sehr heftig; doch mußte die sächs. Cavalerie der Uebermacht weichen. Sie sammelte sich noch ein Mal hinter ihrer Infanterie, wurde aber beim dritten Angriffe gänzlich geschlagen und verließ den Kampfplatz. Vier in der Nähe stehende östreich. Cavalerieregimenter wurden vergeblich zur Unterstützung aufgefordert.

Der Herzog von Weißenfels ließ nunmehr seine Infanterie Defensivflanken bilden, wurde aber bald darauf vom Prinzen Dietrich von Anhalt mit 9 Bat. angegriffen, nachdem die Sachsen vorher in Front und Flanke heftig beschossen worden waren. Von der eigenen Cavalerie verlassen, von der östreich. nicht unterstützt und durch die bisherigen Ereignisse entmuthigt, trat der Herzog den Rückzug nach Reichenau an. Die 4 Grenadierbataillone hatten in diesem Momente Eisdorf besetzt; Oberst von Schönberg, welcher sie befehligte, wurde aufgefordert, sich zu ergeben, was natürlich ohne Erfolg blieb; als aber die Grenadiere den Rückzug antraten, griff sie das Dragonerregiment Nassau so heftig und wiederholt an, daß sie endlich das Gewehr streckten, nachdem der Oberst und 400 seiner Braven gefallen waren. Auch die bereits abmarschirten 14 Bat. hatten noch einen harten Kampf zu bestehen; sie wurden hinter dem Dorfe Höslicht von den übrigen Truppen des rechten preuß. Flügels mit Uebermacht angegriffen, leisteten zwar hartnäckigen Widerstand, geriethen aber zuletzt in Unordnung und zerstreuten sich.

Herzog Karl hatte sein Hauptquartier in Hausdorf und die Nacht in sorgloser Ruhe zugebracht, obgleich sein kühner Gegner kaum eine Meile von ihm entfernt war. Der Kanonendonner bei Striegau störte diese Ruhe keineswegs; als der Herzog sich ankleiden ließ, erhielt er auch schon die Nachricht von der Niederlage der Sachsen. Diese Ueberraschung hatte manche Uebereilung, die mangelhafte Terrainkenntniß manche Unordnung zur Folge. Und dennoch war die Lage der Oestreicher noch nicht so gefahrvoll; denn die preuß. Infanterie hatte ihren Aufmarsch noch nicht beendigt, als die östreich. schon in voller Linie gegen Thomaswalde rückte; man begnügte sich jedoch, diesen Aufmarsch durch Kanonenfeuer zu erschweren. Von dem preuß. linken Flügel (60 Schwdr.) war noch wenig zu sehen; er wurde durch den Einsturz der Striegauer Brücke aufgehalten und kam viel später auf den Platz. Hätte die östreich. Cavalerie, welche sich auf dem rechten Flügel ihrer Infanterie formirte und mit Einschluß der Reserve 96 Schwdr. stark war, diesen Umstand benutzt, so konnte die Scharte bald wieder ausgewetzt werden; allein sie verhielt sich anfangs sehr passiv und begnügte sich, zwischen Thomaswalde und Olbersdorf Stellung zu nehmen. Als jedoch die preuß. Infanterie zum Angriff vorrückte, setzte sich auch die östreich. Cavalerie in Bewegung, um deren linke Flanke anzugreifen. Der Moment war kritisch, denn vom preuß. linken Flügel befanden sich erst 10 Schwdr. auf dem Platze; General Kyau zögerte jedoch nicht, sie den Oestreichern entgegenzuführen; 30 Schwdr. Husaren unter General Ziethen, welche in Reserve standen, dienten zur Unterstützung. Der Kampf wurde mit abwechselndem Erfolge geführt; lange behaupteten die Oestreicher das Feld, als aber einige preuß. Bataillone Thomaswalde einnahmen und die östreich. Cavalerie in der Flanke beschossen, riß große Unordnung ein und beim 6. Angriffe der preuß. Cavalerie verließ die östreich. den Kampfplatz.

Noch hielt die östreich. Infanterie Stand; nachdem aber der König die Truppen, welche die Sachsen überwunden hatten, trotz aller Terrainhindernisse in die linke Flanke der Oestreicher führte, dachten diese an den Rückzug. Aber kaum hatten einige Bataillone den Rückmarsch angetreten, als General Geßler die Dragonerregimenter Baireuth, Bonin und Rothenburg in 3 Colonnen durch die Intervallen des preuß. Infanterietreffens rücken und auf die weichenden Oestreicher einhauen ließ. Dieser Angriff krönte den Sieg. Das 10 Schwdr. starke Regiment Baireuth ritt bei dieser Attake 21 Bat. nieder, eroberte 66 Fahnen, 5 Kanonen, und machte allein 4000 Gefangene. Die Verwirrung der Oestreicher war grenzenlos; sie sammelten sich erst unter dem Schutze der Truppen von Nadasdy, welche intact geblieben waren, auf den waldigen Höhen hinter Hohenfriedberg. Um 10 Uhr Vormittags war die Schlacht bereits zu Ende. Der König rückte mit der Armee bloß bis Hausdorf nach und ließ die Oestreicher durch seine Husaren bis Reichenau verfolgen; es schien ihm bedenklich, sich in das waldige Gebirge zu vertiefen, wo die Früchte des Sieges leicht wieder verloren gehen konnten. Die Oestreicher verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen 10,254 M., die Sachsen 4966 M.; beide zusammen aber hatten 4 todte, 3 verwundete und 3 gefangene Generale; an Geschütze fielen den Preußen 45 Stück in die Hände. Der Gesammtverlust der Preußen belief sich auf 4743 M. Von 64 Bat. waren nur 27 verwendet worden, welche nebst der Cavalerie den Sieg erfochten.

Am folgenden Tage traten die Oestreicher und Sachsen den Rückzug nach Böhmen an. Der König folgte ihnen in einiger Entfernung nach; sein Hauptzweck war erreicht, und wenn er dessen ungeachtet das feindliche

Gebiet betrat und fast den ganzen Sommer unthätig dort zubrachte, so geschah es wohl nur, um auf Kosten der Oestreicher zu leben; denn zur Offensive war er zu schwach.

(Geständnisse eines östreich. Veteranen. — Oestr. Milit. Zeitschrift, 1825. — Schicksale und Thaten der Reiterei. — Regimentsgeschichten.)

Pz.

Hohenlinden, Dorf im Königreich Baiern, an der Straße von Mühldorf nach München.

Schlacht am 3. December 1800.

Das siegreiche Vordringen Moreau's in Baiern führte einen zu Parsdorf abgeschlossenen Waffenstillstand herbei, welcher den 20. Septbr., gegen Einräumung der festen Plätze Philippsburg, Ulm und Ingolstadt an die Franzosen, verlängert wurde. In England war man damit nicht zufrieden, und schon am 28. Novbr. begannen die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Oestreich auf's Neue. Die Streitkräfte beider Mächte hatten in Deutschland damals folgende Stellungen inne. Die franz. Armee unter General Moreau zählte einschließlich der Garnisonen 101,600 M.; davon stand die Div. Molitor (6000 M.) zur Beobachtung der Debouchéen von Vorarlberg zwischen Feldkirch und der oberen Isar, General Lecourbe mit den Div. Montrichard und Gudin (18,000 M.) bei Helfersdorf, die Vorposten gegen Rosenheim; das Hauptcorps unter Moreau's unmittelbarem Befehl (59,000 M.) zwischen den beiden Straßen, welche von München nach Wasserburg und Mühldorf (am Inn) führen, eine Abtheilung unter Oberst Durosnel bei Vilsbiburg, um die Verbindung mit dem Corps des Generals Sainte Suzanne (18,400 M.) zu sichern, welcher bei Ingolstadt und an der Altmühl stand. Außerdem befand sich General Augereau mit der gallobatavischen Armee (20,000 M.) an der Nidda; General Macdonald war mit 15,000 M. im Marsche durch die Schweiz begriffen. — Die östreich. Armee, jetzt unter Befehl des 18jährigen Erzherzogs Johann, welchen der General Lauer mit Rath unterstützte, zählte mit Einschluß der Reichstruppen 120,000 M.; davon stand die Hauptmacht (ungefähr 75,000 M.) hinter dem Inn, zwischen Braunau und Rosenheim, General Hiller mit 18,000 M. in Tyrol, die Orte Kuffstein, Insbruck und Landek besetzt haltend, General Klenau mit 20,000 M. zwischen Regensburg und Amberg; General Simbschen mit 7000 M. dem General Augereau gegenüber, welcher ihn schon am 24. Novbr. angriff und den 3. Decbr. bis Burg Eberach zurückgedrängt hatte.

Beide Armeen waren nicht von gleicher Leistungsfähigkeit; die franz. bestand durchgehends aus alten erprobten Truppen und hatte sehr geübte Officiere, die Mehrzahl der Divisionsgenerale genoß allgemeine Achtung und besaß das unbegrenzte Vertrauen der Truppen; die Disciplin wurde mit der nothwendigen Strenge gehandhabt, die Verwaltungsbeamten galten für rechtliche und sorgsame Männer und ließen es den Truppen an nichts fehlen. Der Obergeneral lebte mit den Divisionsgeneralen zwar auf einem kameradschaftlichen Fuße, ward jedoch von ihnen geachtet und fand überall Gehorsam. In der östreich. Armee herrschte nicht jene zuversichtliche Stimmung. Man hatte die früheren Unglücksfälle dem Ungeschicke der Generale zugeschrieben und in den höheren Graden viele Veränderungen vorgenommen; der Oberfeldherr war zwar sehr unterrichtet, aber ohne Erfahrung; in den Regimentern befanden sich viel Rekruten.

Oestreich beschloß, die Initiative zu ergreifen. Die Absicht war, mit den Truppen unter Klenau, von einem besonderen Corps unterstützt, gegen

Moreau's linke Flanke zu rücken, ihn von München oder wenigstens vom Lech abzuschneiden, wozu auch Hiller mitwirken sollte. Ein so umfassender Angriff versprach jedoch nur dann glücklichen Erfolg, wenn die Bewegungen der einzelnen Corps mit Präcision und Schnelligkeit ausgeführt wurden, so daß Moreau seine vereinzelten Divisionen nicht concentriren konnte, bevor es zur Schlacht kam. Die durch anhaltenden Regen fast grundlos gewordenen Straßen, die trüben und kurzen Decembertage erschwerten aber die Ausführung sehr.

Moreau's Generalstab hatte während des Waffenstillstandes das Terrain zwischen der Isar und dem Inn sorgfältig recognoscirt; es war ihm nicht entgangen, daß ein gewaltsames Ueberschreiten des Inn, wo die Oestreicher bei Braunau, Mühldorf, Wasserburg, Rosenheim und Kuffstein starke Brückenköpfe angelegt hatten, sehr gewagt sei; indeß befahl Moreau doch ein allgemeines Vorrücken gegen diesen Fluß, theils um die Absichten der Oestreicher kennen zu lernen, vielleicht auch, um sie aus ihrer starken Stellung zu locken. Diese Bewegung wurde den 29. und 30. Novbr. ausgeführt; Lecourbe rückte bis Rosenheim, die 6 Divisionen des Hauptcorps bis Rott, Wasserburg, Haag, Haun, Kirchbrunn und Rattenkirch vor, und drängten die östreich. Vorposten überall zurück (s. d. Plan bei Mathieu Dumas). Sainte Suzanne erhielt Befehl, nur die Division Souham bei Ingolstadt zurückzulassen, mit den übrigen Truppen über Landshut nach Erding zu marschiren, wo er im glücklichsten Falle den 5. Decbr. eintreffen konnte. Daß die auf einer Linie von 5 Meilen vorrückende franz. Armee vor ihrer Vereinigung geschlagen werden konnte, scheint man nicht bedacht zu haben.

Der Erzherzog wollte seine Angriffsoperationen schon am 28. Novbr. beginnen, konnte aber bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen die dazu bestimmten Truppen erst in der Nacht vom 30. bei Mühldorf und Krayburg über den Inn führen; jedoch war General Kienmair den 28. mit 12 Bat. und 28 Schwdr. über Neumarkt gegen Landshut marschirt, hatte den Obersten Durosnel mit großem Verlust aus Vilsbiburg vertrieben und den 1. Decbr. seine Verbindung mit Klenau gesichert, dessen Vortruppen an diesem Tage Landshut erreichten, weßhalb Sainte Suzanne seine Marschrichtung auf Freisingen nehmen mußte.

Moreau hatte den General Grenier mit den Divisionen Hardy und Ney auf den Höhen vor Ampsing Stellung nehmen lassen, wurde aber den 1. Decbr. vom Erzherzog in Front und beiden Flanken mit Uebermacht angegriffen; namentlich suchten die Oestreicher sich der Dörfer Aschau, Haun und Römering zu bemächtigen. Der Kampf wurde von den Franzosen mit großer Geschicklichkeit geführt, denn ihre Gegner hielten sie hier wenigstens für doppelt so stark; als aber eine gegen Vilsbiburg entsendete Recognoscirungspartei bei Dorfen auf Kienmair's Truppen stieß, übersah Moreau die gefährliche Situation Grenier's, und gab diesem Befehl zum schleunigen Rückzuge gegen Dorfen, Ramsau und Haag, welcher ohne erheblichen Verlust ausgeführt wurde. Die 3 Divisionen zur Rechten gingen bis St. Christoph und Ebersberg, Lecourbe bis Helfersdorf zurück; sie hatten in den Brückenköpfen kräftigen Widerstand gefunden. Am folgenden Tage setzte Moreau's Mitte und linker Flügel*) den Rückzug bis hinter den Wald von Hohenlinden fort; die

---

*) Was hier „Mitte" genannt wird, war das sogenannte Reservecorps; der „linke Flügel" bildete vor Sainte Suzanne's Entsendung die Mitte der allgemeinen Schlachtordnung.

Div. Grandjean ließ einen starken Vorposten auf der Straße nach Mühldorf stehen.

Das unerwartete Zusammentreffen mit den Franzosen bei Ampfing blieb nicht ohne Einfluß auf die Fortsetzung der östreich. Angriffsoperation; man glaubte die ganze franz. Armee vor sich zu haben und fand es zu gefährlich, durch das Isserthal fortzumarschiren. Der Erzherzog vereinigte daher im Laufe des 2. Decbr. seine Truppen (mit Ausnahme Kienmair's) bei Haag und wollte den folgenden Tag gegen München rücken; dadurch ging der Vortheil des erfochtenen Sieges bei Ampfing verloren, und Moreau gewann Zeit, seine Streitkräfte etwas mehr zusammenzuziehen. Die veränderte Marschrichtung der östreich. Colonnen erschöpfte aber die auf schlechten Seitenwegen im tiefen Kothe watenden Truppen dergestalt, daß sie für den nächsten Tag zu großen Anstrengungen fast unfähig wurden.

Im Laufe des 2. Decbr. kamen Moreau's Truppen auf folgenden Puncten an. Von Grenier's Corps (linker Flügel) stand die Div. Legrand bei Hartkoffen und hielt Erding durch eine Cavaleriebrigade besetzt, die Div. Bastoul (früher Hardy, welcher verwundet worden) bei Hartorf, die Div. Ney weiter rechts gegen Hohenlinden; die Reservecavalerie unter Hautpoult war an Grenier's Befehle gewiesen. Vom Reservecorps (Mitte) stand die Div. Grouchy (früher Grandjean) bei Hohenlinden zu beiden Seiten der Straße, die Div. Richepanse bei Ebersberg, die Division Decaen bei Zornolting. Lecourbe (rechter Flügel) hatte Helfersdorf nur schwach besetzt und war mit seinen beiden Divisionen in der Nähe von Flamering aufgestellt. Sainte Suzanne war bei Freising angekommen, wurde aber von Klenau, der ihm über Landshut nachrückte, im Schach gehalten. — Von Helfersdorf über Hohenlinden bis Erding sind 5 Meilen, auf dieser Linie waren 8 Divisionen (ungefähr 70,000 M.) aufgestellt; ein großer Wald befand sich vor ihrer ganzen Front und verbarg die Bewegungen der Oestreicher, im Rücken der Stellung war eine große freie Ebene, welche durch die 2 Meilen entfernte Isar begrenzt wurde. Hätte der Erzherzog seinen Angriff gegen Moreau's linken Flügel (Grenier) fortgesetzt und sich am 2. nicht aufgehalten, so würde er nur 6 Div. zu bekämpfen gehabt und Sainte Suzanne von Moreau gänzlich abgeschnitten haben.

Am Abend des 2. erhielten die Divisionen Richepanse und Decaen Befehl, nach Mattenpöt zu marschiren, wo die von Mühldorf kommende Straße in den Wald tritt, und diesen Punct mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Richepanse hatte 1½ Meile, Decaen 2½ Meilen bis dahin; es war dichtes Schneegestöber und die Nacht stürmisch, eine Verwirrung also leicht möglich; verfehlten sie die Oestreicher, so wurde Moreau's Streitkraft am Schlachttage auf 6 Divisionen reducirt, wovon 2 (Lecourbe) so entfernt standen, daß sie erst später als Reserve (die ohnedies fehlte) wirksam werden konnten. Das Glück war jedoch den Franzosen ungemein günstig, und diese fehlerhafte Entsendung wurde die Hauptursache des Sieges.

Am Morgen des 3. Decbr. setzte sich die östreich. Armee in 3 Colonnen in Bewegung*). General Riesch sollte mit der Colonne zur Linken (10,000 M.) über Sanct Christoph auf die von Wasserburg nach München führende Straße marschiren, General Collowrat mit der Hauptcolonne (30,000 M.), bei welcher sich der Artilleriepark und die Reservecavalerie befand, von Haag über Hohenlinden durch den Wald gehen, General Baillet-Latour mit der Colonne zur Rechten (15,000 M.) von Ramsau über Burg-

*) Die Zusammensetzung derselben ist nirgends genau angegeben.

rain vorrücken und sich bei Anzing mit dem Seitencorps des Generals Kienmair vereinigen (12,000 M.), welcher von Dorfen über Hartorf dahin marschiren sollte. Man war so fest überzeugt, daß Moreau, durch Klenau und Kienmair in Flanke und Rücken bedroht, auf dem Isarufer keine Schlacht annehmen werde, daß man sämmtlichen Colonnen München als Vereinigungspunct bezeichnet hatte.

Die östreich. Colonnen marschirten gleichzeitig vom allgemeinen Lagerplatze bei Haag ab; da aber die Hauptcolonne eine feste Straße hatte, so kam sie viel schneller vorwärts, als die auf schlechten und mit Schnee bedeckten Waldwegen marschirenden Seitencolonnen. Um 8 Uhr Morgens stieß die Spitze dieser Colonne, welcher 2 Comp. baiersche Jäger vorangingen, auf die Vorposten Grouchy's und drängte sie bald zurück. In der Voraussetzung, nur wenig Truppen vor sich zu haben, und von dem Wunsche beseelt, bald aus dem dichten Walde in das Freie zu kommen, rückte die östreich. und baiersche Infanterie mit Entschlossenheit auf der Straße fort, hinter ihr die Artillerie (über 80 Piecen), dann die Cavalerie. Grouchy mußte weichen; da aber Ney keinen Feind vor sich sah, kam er dem Nachbar zu Hilfe und drängte die Oestreicher bald wieder in den Wald zurück. Der Erzherzog Johann, welcher sich bei der Hauptcolonne befand, ließ nun 8 Grenadierbataillone vorrücken und den Angriff auf mehreren Puncten erneuern, aber alle Anstrengungen, das Freie zu gewinnen, blieben vergebens; ein franz. Husarenregiment hieb sogar in die östreich. Infanterie ein, nahm den General Spanocchi gefangen und führte 5 bespannte Geschütze fort. — Auch Grenier's Truppen verhinderten ihrer Seits das Vordringen der Oestreicher unter Kienmair und Baillet-Latour, welche erst gegen 9 Uhr angriffen.

Während man auf der Linie zwischen Hohenlinden und Erding mit großer Erbitterung kämpfte, wurde bei Mattenpöt ein Kampf ganz eigener Art geführt. General Richepanse war nach langem Umherirren auf grundlosen Waldwegen mit der Spitze seiner Division früh 7 Uhr bei Sanct Christoph angekommen und hier auf die Colonne des Generals Riesch gestoßen. Nur des erhaltenen Befehls eingedenk, marschirte Richepanse mit der 8. und 48. Halbbrigade, dem 1. Chasseurregiment und 6 Kanonen dem Orte seiner Bestimmung zu, und ließ den General Drouet mit der andern Brigade den ungleichen Kampf gegen die Colonne des Generals Riesch bestehen, wobei er hoffte, daß die nachkommende Division Decaen dieser Brigade bald zu Hilfe kommen werde. Noch ein Mal sich verirrend, kam Richepanse erst gegen 9 Uhr vor Mattenpöt an. Dieses Dorf liegt auf einer ziemlich großen Waldblöße und wurde so eben von dem Ende der Artilleriecolonne verlassen, welche sich nunmehr in einem langen Hohlwege befand. Die Spitze der Cavaleriecolonne erschien jetzt bei dem Dorfe und machte Halt, um der Artillerie einigen Vorsprung zu lassen. Das Regiment Nassau Kürassiere, die Nähe der Franzosen nicht ahnend, saß ab. Der Moment war entscheidend. Richepanse ließ die beiden Halbbrigaden aufmarschiren und die Chasseurs vorrücken, diese überfielen das abgesessene Kürassierregiment, wurden aber sogleich vom Obersten Droth mit einem baierschen Chevaulegersregimente angegriffen und zwischen ihre Infanterie geworfen. Die Baiern benutzten die dadurch entstandene Unordnung, attakirten die rechts stehende 8. Halbbrigade und eroberten bei dieser Gelegenheit 3 Geschütze.

Für Richepanse wurde die Gefahr mit jedem Augenblicke größer; denn kam die Division Decaen der Brigade Drouet nicht bald zu Hilfe, so mußte Richepanse befürchten, bald von allen Seiten angegriffen zu werden. Er faßte daher den Entschluß, sich mit der 48. Halbbrigade auf die Artilleriecolonne zu

werfen, und überließ dem General Walther die gefährliche Sorge, seine Flanke und Rücken zu decken und die östreichische Cavalerie aufzuhalten. Diese kühne Bewegung entschied die ganze Schlacht. Bevor die zur Deckung der Artillerie bestimmten Infanterieabtheilungen einigen Widerstand leisten konnten, war der ungeheure Geschütz- und Wagenzug, dem kein Ausweg offen stand, in die größte Verwirrung gebracht, konnte weder vor- noch rückwärts und sperrte die ganze Chaussee. Zwar sendete der Erzherzog, sobald er das Kanonenfeuer bei Mattenpöt vernahm, 2 Bat. gegen Sanct Christoph, der baiersche General Zweibrücken ließ den General Wrede mit 3 Bat. gegen Richepanse vorrücken, aber nichts konnte dessen ungestümes Vordringen aufhalten.

Dieser Flankenangriff äußerte bald seine verderblichen Folgen auf die Infanterie der östreich. Hauptcolonne, welche immer noch bei Hohenlinden das Freie zu gewinnen suchte. Moreau ließ aber nunmehr die Divisionen Grouchy und Ney selbst angreifen, und bald war die ganze Masse in die größte Verwirrung gebracht. Sobald Richepanse seine Verbindung mit Grouchy wieder hergestellt sah, kehrte er um und marschirte gegen Mattenpöt zurück. General Walther war schwer verwundet worden; doch vertrat der Chasseuroberst Montbrun seine Stelle, und bot der östreich. Cavalerie immer noch die Spitze. Fast zu derselben Zeit kam auch Drouet, von Decaen im Kampfe gegen den General Riesch abgelöst, mit der zweiten Brigade bei Mattenpöt an, und nunmehr rückte Richepanse an der Spitze seiner Division zum nochmaligen Angriffe vor. Während die Infanterie zu beiden Seiten der Straße im Walde fortmarschirte, trabten die Chasseure auf der Straße keck voran und zwangen die Oestreicher zum schnellen Rückzuge. Die Division Ney folgte Richepanse auf dem Fuße nach.

Als der Kampf bei Hohenlinden bereits entschieden war, fochten die beiden Seitencolonnen des Erzherzogs immer noch bei Sanct Christoph gegen Decaen und bei Puch gegen Grenier. Riesch wurde jedoch bald von mehreren Seiten bedroht und zum Rückzuge gezwungen, die polnische Legion unter General Kniasewicz drängte ihn in der Front, die Brigade Durutte in der rechten Flanke bis nach Wasserburg. — Baillet-Latour und Kienmair waren von den Divisionen Legrand und Bastoul bis Lendorf zurückgeworfen worden, machten zwar wiederholte Versuche wieder vorzudringen, was ihnen auch mehrmals gelang, mußten indessen, von mehreren Seiten angegriffen, den Rückzug nach Dorfen antreten. Hier vereinigten sich auch die Trümmer der Hauptcolonne mit ihnen und vermehrten dadurch die allgemeine Verwirrung.

Nachmittags 2 Uhr war die Schlacht auf allen Puncten entschieden. Der Gesammtverlust der Oestreicher belief sich auf 179 Officiere, 11,000 M. und 87 Geschütze (die Geschütze wurden nebst 300 Wagen auf der Chaussee genommen); die Baiern verloren fast ihre ganze Artillerie (gegen 20 Stück) und 5000 M. Unter den Gefangenen befanden sich die Generale Spanocchi und Deroi. Die Franzosen hatten gegen 3000 Todte und Verwundete, ihre Gegner wahrscheinlich nicht viel mehr.

Diese Schlacht ist eine der merkwürdigsten, die jemals geliefert worden sind, und erwarb dem Sieger unsterblichen Ruhm. Moreau war jedoch bescheiden genug, den errungenen Sieg der seltenen Tapferkeit seiner Truppen und der Geschicklichkeit seiner Divisionsgenerale zuzuschreiben, namentlich erhielt Richepanse das gebührende Lob. Die militairischen Doctrinärs haben jedoch überall tiefsinnige Combinationen herausgeklügelt und hier einen Triumph ihrer auf logistischen Stelzen einherschreitenden Wissenschaft erblicken wollen.

Doch konnte Moreau am 2. Decbr. Abends begreiflich nicht wissen, in wie viel Colonnen und auf welchen Straßen sein bei Haag concentrirt stehender Gegner den 3. früh gegen ihn anrücken werde; wenn daher der Erzherzog Johann, dessen Manöver am 30. Novbr. und 1. Decbr. viel zweckmäßiger genannt werden müssen, als die des franz. Feldherren, die Colonnen der Generale Kienmair und Baillet=Latour durch die Truppen unter Riesch verstärkte, die Hauptcolonne 2 Stunden später aufbrechen und die zahlreiche Cavalerie derselben, welche hinten gar nicht gebraucht werden konnte, auf der Wasserburger Straße vorgehen ließ, so würde der Erfolg muthmaßlich ein ganz anderer gewesen sein; denn alsdann hätte Moreau's linker Flügel (Grenier) den Angriffen der Oestreicher nicht widerstehen können, und Richepanse würde Mühe gehabt haben, der Vernichtung zu entgehen.

Der Erzherzog ließ seine Truppen die ganze Nacht hindurch und auch den folgenden Tag marschiren, um wieder in die Stellung hinter dem Inn zu kommen. Die östreich. Cavalerie deckte wie gewöhnlich den Rückzug mit Erfolg, und bewies dadurch wiederum, daß sie zu besseren Operationen zu brauchen sei. Moreau verlegte sein Hauptquartier den 4. nach Haag, aber erst am 9. gelang es der Division Montrichard, den Inn oberhalb Rosenheim zu überschreiten. Wenn aber auch durch die Besiegung der Oestreicher kein Terrain gewonnen worden war, so hatte man sie doch sehr geschwächt und entmuthigt, und dieser Zustand war für die Franzosen folgenreicher, als die Einnahme einer starken Position.

(S. Mathieu Dumas, précis hist. — Rocquancourt, cours d'art et d'histoire. — Völderndorff's Kriegsgeschichte der Baiern. — Napoleon's Memoiren. Oestreichische Originalberichte fehlen zur Zeit noch ganz und lassen daher manche Lücke.) Pz.

Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst von Hohenlohe=Ingelfingen, königlich preußischer General der Infanterie, ward im J. 1746 geboren, trat schon jung in preuß. Militairdienste und machte sich bereits in dem sogenannten einjährigen Kriege bemerklich. Im J. 1786 wurde der damalige Generalmajor, Erbprinz von Hohenlohe, Chef eines in Breslau garnisonirenden Infanterieregimentes, 1790 erhielt er den schwarzen Adlerorden, im J. 1792 aber trat er als Generallieutenant und Befehlshaber einer Heerabtheilung auf einen größeren Schauplatz, und mit Recht nannte man ihn unter den Generalen, welche den Armeen des republikanischen Frankreichs den größten Schaden zufügten. Wenn auch der erste Feldzug im J. 1792 für die Waffen der gegen die junge Republik verbündeten Mächte nicht glänzend endete, so war doch der folgende für sie und besonders für H. glücklich; er nahm thätigen Antheil an dem Siege Wurmser's bei Germersheim, an der Erstürmung der Linien von Weißenburg und an der Schlacht von Pirmasenz. Im J. 1794 schlug er am 20. Septbr. bei Kaiserslautern die Franzosen, die hier 7000 M. an Todten und Gefangenen verloren. Nach beendigtem Kriege erhielt der Fürst mehrfache Beweise der Zufriedenheit des Königs von Preußen, unter anderen empfing er einen goldenen, reich mit Brillanten verzierten Ehrendegen; auch ward ihm die Inspection über die in Schlesien stehenden Fusilierbataillone (leichte Infanterie) übergeben, dazu kam auch 1797 die der in Niederschlesien stehenden Linieninfanterie; Gouverneur von Breslau war er schon seit längerer Zeit.

H. war General der Infanterie geworden, verwaltete das Inspectorat der Truppen in den Provinzen Ansbach und Baireuth und erwarb sich um die Armee mannichfache Verdienste, als der unglückliche Feldzug von 1806 ausbrach. Der Fürst befehligte die zweite preuß. Armee, die größtentheils

aus schlesischen Regimentern und aus 22,000 Sachsen bestand; doch war er nicht ganz Herr derselben, denn er mußte den Befehlen des Herzogs von Braunschweig gehorchen, mit dem er nicht im besten Einverständnisse lebte. In wie weit dies Verhältniß nachtheilig auf den Gang der Ereignisse einwirkte, müssen wir hier ununtersucht lassen. Der 14. Octbr. 1806 führte in einer Doppelschlacht den Sturz der preuß. Armee mit sich; H. ward bei Jena geschlagen (s. d.) und kam nach Magdeburg, wo ihm der König den Oberbefehl über die Trümmer der Armee anvertraute. Alle Bemühungen, die Oder zu erreichen, wurden durch die Schnelligkeit der Bewegungen der Franzosen vereitelt, mehrere Abtheilungen der preuß. Truppen wurden abgeschnitten und gefangen; dem Fürsten blieb nach dem unglücklichen Gefechte bei Prenzlau am 28. Octbr. nichts mehr übrig, als sich mit dem Reste ebenfalls den Siegern zu ergeben. Auf sein Ehrenwort entlassen, zog er sich auf seine Güter in Schlesien, die er durch seine Verheirathung mit der Tochter des Staatsministers Grafen von Hoym erworben hatte, zurück, denn sein Fürstenthum hatte er bereits seinem ältesten Sohne übergeben, legte alle seine Stellen nieder, sendete eine Rechtfertigung seines militairischen Benehmens an den König von Preußen ein und verlebte in stiller Zurückgezogenheit den trüben Abend eines früher glänzenden Daseins auf dem Schlosse Schlawentsitz bei Cosel, wo er auch 15. Februar 1818 starb.

F. W.

Höhenmessen. Den Höhenunterschied eines Gegenstandes der Erdoberfläche zwischen einem willkürlich gewählten Puncte derselben zeigt im Allgemeinen das Augenmaß, so wie das Abfließen der Gewässer; die wahre Größe einer Erhabenheit wird aber theils durch geo- und trigonometrische Messungen, theils durch das Nivelliren (s. d.), oder auch durch Untersuchungen mit dem Barometer gefunden, und die unmittelbare oder mittelbare (absolute und relative) Höherbestimmung eines Objects nach ersterer Verfahrungsweise geschieht, indem man die Länge des Perpendikels mißt, der von der äußersten Spitze des Gegenstandes entweder bis an den Fuß seines Horizonts, oder bis auf die nach Verhältnissen verlängerte Horizontallinie eines andern Punctes reicht. Jener Fall kann mit Meßstäben und dem Senkbleie geschehen, wenn nämlich solches thunlich ist; dieser erfordert Instrumente, Standpuncte und Standlinien. Eben so werden Tiefen gemessen. Die Annahme einer horizontalen Fläche als Grundlinie muß hierbei allemal strenger Grundsatz bleiben; in der Geographie wählt man die Meeresfläche, doch das Militair bestimmt bei seinen, vielleicht von Umständen beschränkteren Arbeiten gewöhnlich den niedrigsten Theil einer Gegend, also den Wasserspiegel irgend eines darin befindlichen Gewässers zum Horizont, oder mißt bloß die absolute Höhe. Da sowohl auf jeder Linie als Fläche eine wahre und eine scheinbare Horizontale möglich ist, so macht dieses stets eine Berichtigung der Abweichung zwischen beiden nöthig. Gleich der astronomischen Strahlenbrechung (Refraction), welche bewirkt, daß z. B. Sterne am Firmamente entfernter zu stehen scheinen, als es in der Wirklichkeit Statt findet, giebt es auch eine irdische oder terrestrische Refraction, indem der Lichtstrahl, der von dem Gegenstande in unser Auge fällt, nie in gerader Linie geht, sondern sich in den dickern, dann dünnern Dünsten und Luftschichten der Atmosphäre bricht, und folglich solchen in etwas erhöht. Diese Strahlenbrechung ist sehr veränderlich und hängt gänzlich von der Beschaffenheit der Witterung ab; indeß hat man die Erfahrung gemacht, daß der Refractionswinkel im Durchschnitt $\frac{1}{18}$ des Mittelpunctes der Erde beträgt, was nun zu einer leichten Berechnung führt.

Die Abweichung der scheinbaren Horizontale von der wahren mit der Refraction zusammengenommenen, heißt Correction.

Die wahre Horizontallinie wird gefunden, sobald man mit dem Halbmesser der Erde durch einen beliebigen Punct auf deren Oberfläche einen Kreis beschreibt; die Gesichtslinie beim Visiren durch ein wagerecht gestelltes Instrument von einem Standpuncte nach einem Objecte giebt die scheinbare. Die wahre Horizontale bildet jederzeit gegen den zweiten Punct einen Kreisbogen, die scheinbare hingegen vom Gegenstandspuncte aus eine Tangente, und stößt mit dem Kreise im ersten Puncte zusammen. Um die Abweichung kennen zu lernen, muß im zweiten Puncte ein Perpendikel bis auf den Kreisbogen errichtet werden, wo dann die dazwischen liegende Entfernung sie bemerkbar macht; die Größe derselben kann man hierauf durch die Division des Quadrats der Visirweite mit dem Durchmesser der Erde ermitteln. Bei dem gewöhnlichen Höhenmessen wird die Summe der Correction zu der gefundenen Höhe addirt, beim Nivelliren hingegen von dem Höhenunterschiede abgezogen. Erhabenheiten, welche das Maß von 300—400 Fuß nicht übersteigen, bedürfen keiner Berichtigung. Unter der Zahl der vorzugsweise vom Militair zum Höhenmessen zu verwendenden Instrumente zeichnet sich insbesondere das Lehmann'sche Diopterlineal und ein von dem Major von Decker eigens zu diesem Zwecke erfundenes Instrument aus, dessen Nützlichkeit aus seiner Abhandlung über militairisches Aufnehmen zu ersehen ist.

In Fällen, wo es viele Schwierigkeiten verursachen würde, mittelst Nivellements oder trigonometrischer Messungen den Höhenunterschied zweier Puncte aufzusuchen, bedient man sich öfters des Barometers und hat ihm hierzu rücksichtlich der Construction verschiedene Einrichtungen gegeben. Torricelli, Prinz, Deluc haben sich hierin Ruhm erworben. Diese Messungsmethode gründet sich auf Grundsätze der Physik, welche lehren, daß die Luft an Dichtigkeit und Elasticität beständig abnimmt, je größer die Höhen sind, die man ersteigt. Da nun die Erfahrung beweist, daß das Quecksilber im Barometer höher oder niedriger steht, je mehr oder weniger die Luft auf dasselbe drückt, so folgt, daß auf Bergen die Füllung des Barometers niedriger stehen müsse, als im Thale; ferner ist durch Versuche ermittelt worden, daß, wenn in dem untersten Standpuncte die Barometerhöhe 29 Pariser Fuß oder 348 Linien ist, und man sich um die Höhe von 12,497 Toisen erhebt, die Barometerhöhe 1 Linie mehr beträgt als unten. Auf diesen Sätzen beruht gewissermaßen nun die ganze Vermessung und Größe; jeder Berg wird darnach leicht zu berechnen sein. So überaus bequem die Bestimmung der Höhenunterschiede durch Barometermessungen wird, so kann dieselbe doch immer nur als eine Annäherung zu dem wahren Horizonte betrachtet werden, indem mehrere Dinge, wie z. B. die Veränderung der Luft, welche Kälte und Wärme verursacht, hierauf entschiedenen Einfluß haben, dann die Hilfe eines Thermometers verlangen und einer steten Correction bedürfen. Zum militairischen Gebrauche sind dergleichen Messungen der Umständlichkeit wegen weniger üblich, und weil Officiere im Kriege selten Barometer bei sich führen können. S.

Hohenzollern, Fürst, Friedrich Franz Xaver von, kaiserl. östreichischer General der Cavalerie, Chef des 2. Chevauxlégersregiments und commandirender General in Illyrien, Inneröstreich und Tyrol, Präsident des Hofkriegsrathes, ist den 21. Mai 1757 geboren und Onkel des jetzt regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Als Oberst eines östreichischen Kürassierregiments focht er während des Krieges in den Niederlanden

gegen Frankreich mit großer Auszeichnung. Im Jahre 1796 ward er Generalmajor und wohnte den Feldzügen in Italien bei. Als der Feldzeugmeister Alvinczi seine Operationen zum Entsatz von Mantua mit dem Armeecorps in Friaul, 24,000 M. stark, den 22. Octob. begann und den 3. Novemb. über die Piave gegen die Brenta vorrückte, commandirte der General Hohenzollern die Avantgarde. Bei den rückgängigen Bewegungen der franz. Armee auf Verona folgte er derselben am 10. Novemb. auf Vago, erhielt den 11. die Nachricht, daß der Feind Verona räume und sich gegen den Mincio ziehe. Angetrieben von Ruhmbegierde, machte er dem Feldzeugmeister Alvinczi den Antrag, sich der Stadt Verona bemeistern zu dürfen. Dieser fand indessen den Angriff nicht für rathsam und gestattete dem General Hohenzollern nur, eine starke Recognoscirung gegen die Stadt zu unternehmen. Mit 2 Bataillonen und 2 Escadronen rückte er über St. Michel vor. Als General Bonaparte, der mit der Absicht, die Oestreicher anzugreifen, umging, das Vorrücken derselben erkannte, befahl er dem General Massena, die östreichische Avantgarde zurückzuwerfen. Hohenzollern, viel zu schwach, dem so überlegenen Angriffe Widerstand leisten zu können, zog sich fechtend zurück, und benutzte die einbrechende Nacht, um großen Verlusten zu entgehen.

Ende Novembers ward die östreichische Armee zu rückgängigen Bewegungen gezwungen und bezog längs der Brenta und des Suganerthales gegen Trient Cantonirungsquartiere, um sich wieder zu ergänzen und in schlagfertigen Stand zu setzen. General Hohenzollern kam mit 6 Bataillonen und 4 Escadronen nach Padua, dem linken Flügel der Cantonirungen zu stehen. Der Hauptzweck der Operationen, die Entsetzung Mantua's, war nicht erreicht, und jener für die Oestreicher so wichtige Platz kämpfte mit seinen letzten Kräften. Feldzeugmeister Alvinczi erhielt daher die gemessensten Befehle, mit seiner Armee nochmals zum Entsatze von Mantua vorzurücken. In den ersten Tagen des Januar 1797 begannen dem gemäß die Operationen. Das unter Befehl des Feldzeugmeisters Provera bei Padua gesammelte Corps von 9000 M. rückte den 7. Januar gegen Legnago vor, um sich in Eilmärschen in die benannte Festung zu werfen. General Hohenzollern commandirte die Avantgarde. Den 8. bei Bevilacqua, eine Stunde von Legnago, angekommen, stieß er auf die Division des Generals Augereau, welche von Villafranca so eben eingetroffen war. Das Gefecht begann von beiden Seiten äußerst hartnäckig. Die Oestreicher, unter denen sich die Wiener Freiwilligen vorzüglich auszeichneten, stürzten sich in den Frattabach, konnten jedoch bei dessen großer Tiefe nicht übersetzen. Gegen Mittag griffen die aus Legnago verstärkten Franzosen nochmals an und wurden wieder zurückgeworfen und lebhaft verfolgt. General Hohenzollern zeichnete sich in diesem Gefechte, an der Spitze der Wiener Freiwilligen vorzüglich durch seine Tapferkeit aus, und war stets auf den bedrohtesten Puncten. Den 9. griff er die Franzosen von Neuem an, und focht mit so entschiedenem Vortheile, daß der Feind mehrere 100 Gefangene und 2 Kanonen verlor und sich in Eile gegen das feste Legnago zurückziehen mußte.

Inzwischen entschied den 12., 13. und 14. Januar die so merkwürdige Schlacht von Rivoli über das unglückliche Schicksal der östreichischen Armee (s. Rivoli).

General Provera hatte sich nach dem Gefecht bei Bevilacqua ohne bekannte Ursachen am linken Etschufer bei Legnago bis zum 13. verweilt. Erst an diesem Tage schlug Fürst Hohenzollern unter dem Schutze seiner Batte-

rien Schiffbrücken über den Fluß bei Anghiari, ¾ Meilen oberhalb Legnago, und setzte den Abend mit seiner Avantgarde über, warf den franz. General Guyeux zurück und rückte auf Mantua. Den 15. desselben Monats traf das Provera'sche Corps vor dem Posten von St. Giorgio bei Mantua ein, in welchem erstern sich der franz. General Miollis gut verschanzt hatte. Nach erhaltener abschläglicher Antwort zur Uebergabe griff General Hohenzollern das Fort mehrere Male vergeblich an, da der General Miollis dem heftigen Angriffe eine eben so tapfere Gegenwehr entgegensetzte. Erst den Nachmittag ward der General Wurmser in Mantua von dem Anrücken des Generals Provera unterrichtet; indessen wurde ein Ausfall erst für den folgenden Tag, den 16., beschlossen. Als an diesem Tage die Garnison von Mantua in 2 Colonnen ausrückte und sich des Postens von St. Antonio bemächtigte, war auch General Bonaparte mit seinen Streitkräften in unglaublicher Schnelligkeit herangerückt und sofort zum Angriff übergegangen. Es entspann sich vor Mantua ein heftiger Kampf; General Wurmser mußte St. Antonio wieder räumen und sich nach der Stadt zurückziehen. Bonaparte fand so Gelegenheit, den größten Theil seiner Streitkräfte gegen das Provera'sche Corps zu werfen, welches, von allen Seiten angegriffen, in dem zu ungleichen Kampfe nicht lange widerstehen konnte. Nach mehrstündiger verzweifelter Gegenwehr und nach großen Verlusten sah sich General Provera gezwungen, unter den Mauern von St. Giorgio zu capituliren. Nachdem er mit allen kriegerischen Ehren mit dem nur noch 6000 M. Infanterie, 700 Pferden, jedoch einer bedeutenden Anzahl Geschütze starken Corps wie aus einem festen Platze abgezogen war, streckte er die Waffen. So ward Fürst Hohenzollern kriegsgefangen, jedoch noch auf dem Schlachtfelde gegen den franz. General Fiorille ausgewechselt.

Nach dem Falle von Mantua, den 2. Febr., übernahm der Erzherzog Karl den Oberbefehl über die schnell wieder verstärkte Armee in Italien, um den Kampf gegen Bonaparte fortzusetzen. Die Armee stand am Tagliamento, und General Hohenzollern commandirte die Avantgarde an der Piave, mit dem Befehl, sich vor feindlicher Uebermacht nach dem Tagliamento zurückzuziehen.

In dem Feldzuge von 1800 zeichnete sich Fürst Hohenzollern vorzüglich in den Gefechten aus, durch welche der franz. General Massena gezwungen ward, sich auf Genua zurückzuziehen und dort zu verschanzen. —

Im Feldzuge von 1805 befehligte H. die Cavalerie des 8000 M. starken Corps des General Wernek, und deckte mit derselben den 17. October in dem für die Oestreicher unglücklichen Gefechte von Neresheim und Tannhausen den Rückzug. Die Brigade des Generals Sinzendorf ward hier gefangen; der General Wernek zog sich mit den Trümmern seiner durch Anstrengung und Mangel ganz ermatteten, nur noch 1500 M. starken Infanterie nebst 8 Kanonen in die Schluchten von Trochtelfingen und gab sich hier dem franz. General Belliard durch Capitulation gefangen. General Hohenzollern suchte sich indessen mit der Cavalerie zu retten, und bewirkte seine Vereinigung den 19. bei Kunzenhausen mit dem Corps des Erzherzogs Ferdinand, der sich durch Nürnberg, verfolgt vom Corps des Prinzen Murat, gegen Böhmen unter vielen Verlusten zurückzog.

Das Jahr 1809 versetzte den Fürst Hohenzollern wiederum auf den Kriegsschauplatz. Zum Generalfeldmarschalllieutenant ernannt, commandirte er das 3. Corps, 23,000 M. Infanterie, 1000 Pferde, und ging mit diesem von Böhmen aus bei Linz über die Donau, vereinigte sich mit dem

5. Armee- und 2. Reservecorps und stand am 8. April mit seiner Aufstellung am Inn.

Als der Erzherzog Karl den 19. April mit der Hauptarmee von Siegenburg und Rohr aus in 3 Colonnen auf Regensburg vorrückte, um den hier zwischen Pruel und Weinting im Lager stehenden Herzog von Auerstädt anzugreifen und hierdurch die Verbindung der Baiern und Franzosen zu verhindern, ging Fürst Hohenzollern mit der 1. Colonne, dem 3. Corps, jetzt 19,000 M. stark, über Bachel auf Hausen und Teugen gegen Abbach, und stieß den 19. bei Hausen auf die 5 Regimenter starke Division St. Hilaire. Napoleon hatte nämlich den 18. den Herzog von Auerstädt von Regensburg nach Abensberg dirigirt, woher dieser in 3 Colonnen über Abbach und Sendorf auf Teugen und über Saalhaugt aufgebrochen war. Als er die Bewegungen der östreichischen Armee erkannte, hielt er die Division St. Hilaire an und besetzte mit derselben die Höhen und Waldungen zwischen Teugen und Hausen, und vorzüglich den letzteren Ort. Die Division Friant blieb zur Unterstützung hinter dem linken Flügel des Hilaire'schen Corps. Fürst Hohenzollern griff um 11 Uhr mit der Division Lusignan das Dorf an, während 2 Bataillone dasselbe umgingen. Das Dorf ward genommen und der Feind bis zu dem hinterliegenden Walde verfolgt, den er stark besetzt hatte und durch Truppen unterstützte, welche rückwärts auf den Höhen längs dem Waldrande aufgestellt waren. Das Terrain begünstigte die Franzosen und verdeckte ihre Stellung, welche jedoch, mit dem Rücken gegen die Donau, ohne Verbindung mit dem jenseitigen Ufer, eine sehr schwierige war. Die ganze Ausdehnung des Gefechts betrug nicht viel über 1000 Schritte, und man stritt vorzüglich um die Waldöffnung oberhalb Hausen, durch welche Fürst Hohenzollern vordringen sollte. Nach der Wegnahme von Hausen griff Feldmarschalllieutenant Lusignan mit einer Brigade die waldigen Höhen hinter dem Dorfe an, und 2 Bataillone unter General Vukassarich stürmten gegen den Wald auf dem linken Flügel der Division Lusignan. Die Brigaden Kaiser und Lichtenstein gingen durch Hausen, während die Brigade Biber hinter diesem Dorfe blieb, um den linken Flügel des Corps gegen Than zu decken. Lusignan stürmte die Waldspitze und rückte gegen die hinterliegenden Anhöhen vor. Der Feind brachte jetzt seine Reserven heran, und der Kampf ward sehr lebhaft. Von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mußten die Oestreicher sich wieder zurückziehen. General Hohenzollern brachte ein Regiment zur Unterstützung vor, und den Fürst Louis Lichtenstein an der Spitze, nahm es den Wald zum zweiten Male; indessen die Franzosen, durch neue Truppen unterstützt, gewannen das verlorene Terrain wieder. Hohenzollern zog noch ein Regiment in's Gefecht und stellte zwei andere gegen den Wald zur Unterstützung. Der Kampf ward von beiden Seiten sehr mörderisch, H. und seine Generale gaben große Beweise von Tapferkeit und Aufopferung; aber die mehrfachen Angriffe blieben fruchtlos, die Waldspitze konnte nicht gewonnen werden. Fürst Louis Lichtenstein griff mit einem Regimente die neben der Waldspitze zur Flankendeckung stehende feindliche Infanterie an und warf sie in den Wald; doch weiter konnte er nicht vordringen, und von mehreren Kugeln getroffen, sank er vom Pferde. Auch auf dem linken Flügel machte Vukassavich mehrere vergebliche Anstrengungen; die Franzosen warfen ihn zurück, und erst als General Moritz Lichtenstein mit einem Regimente herbeieilte, errang man hier einige Vortheile. Da Fürst Hohenzollern fürchtete, auf seinem linken Flügel umgangen zu werden, ließ er die Höhen bei Puch durch eine reitende Batterie und das Regiment Ferdinand

Husaren besetzen. Sie machten mehrere glückliche Angriffe auf die feindliche Infanterie, die aus dem Walde hervorbrechen wollte. Indessen alle Anstrengungen des General H., der stets an der Spitze der Angriffscolonnen war, durch den Wald zu dringen, blieben fruchtlos, die größte Tapferkeit und Hingebung der Truppen scheiterte an der Ueberzahl des Feindes und seiner vortheilhaften Position. Der Kampf ließ allmälig nach und beschränkte sich bald nur auf Tirailleurfeuer längs dem Walde, während H. das Corps dicht vor Hausen gegen den Wald aufstellte.

Gegen 6 Uhr Abends traf vom Erzherzog Karl eine Verstärkung von 4 Bataillonen, 4 Escadronen und einer reitenden Batterie ein; allein der Kampf hatte beinahe geendet, und ein plötzlich eintretendes heftiges Gewitter brachte die Waffen gänzlich zum Schweigen. Den Abend erhielt General Hohenzollern Befehl, seine Truppen hinter Hausen aufzustellen und sich den 20. früh bei Niederleuerndorf hinter die Laber zu ziehen.

Der Verlust in diesem mörderischen Gefechte war von beiden Theilen sehr bedeutend. Die Oestreicher hatten 18 Officiere, 500 M. Todte, 78 Officiere, 2300 M. Verwundete und 400 Gefangene. Die Franzosen zählten viel über 3000 Todte und Verwundete.

Der Ausgang dieses Gefechtes, in Verbindung mit den gleichzeitigen der anderen Colonnen, in denen die Oestreicher auch nicht glücklicher waren, hatte die wichtige Folge, daß der Erzherzog Karl aus der Offensive zur Defensive übergehen mußte.

In der Schlacht von Aspern und Eßlingen (s. d.) am 21. und 22. Mai bildete der Fürst Hohenzollern mit der 3. Colonne das Centrum der östreichischen Schlachtlinie, und rückte Mittags 12 Uhr über Breitenlee zum Angriff auf Aspern vor, während die Franzosen Aspern und Eßlingen, jedes mit einer Division besetzten. Bei dem hartnäckigen Kampfe um den Besitz dieser beiden Dörfer strebte Napoleon, das Centrum der Oestreicher zu durchbrechen, indem er mit 12 Regimentern schwerer Cavalerie sich auf die 2. und 3. Colonne warf. Obschon der Feind durch die Bataillonsintervallen drang, widerstanden die östreichischen Bataillone, warfen die Cavalerie durch ihr zeitgerechtes Feuer zurück und gingen selbst zum Angriff mit dem Bajonet über. Als sich gegen Abend der blutige Kampf für die Oestreicher entschied, versuchte um 7 Uhr eine feindliche Cavaleriemasse von 3000 M. nochmals, auf dem linken Flügel der 3. Colonne durchzubrechen; indessen warf auch dies Mal Fürst Hohenzollern den Feind zurück, und nahm einen bedeutenden Theil gefangen. Beim Wiederbeginne des Kampfes am andern Tage griff der Marschall Lannes mit 4 Divisionen und einer zahlreichen Cavalerie wiederum das Centrum der Oestreicher an, und hier entspann sich der wüthendste Kampf in der ganzen Schlachtlinie. Aber vergeblich blieb des Feindes Bemühen, auf dem linken Flügel der 3. Colonne durchzubrechen; die östreichischen Bataillone wiesen alle Angriffe zurück, Fürst Hohenzollern ging sogar mit dem ganzen Centrum zur Offensive über und warf die bei Enzersdorf stehende feindliche Linie zurück, stürmte das Dorf mit ausdauernder Tapferkeit, aber ohne Erfolg. Gegen Mittag versuchte er nochmals, Enzersdorf zu gewinnen, da dieser Ort den schon angetretenen Rückzug des Feindes sehr begünstigte; allein sein Bemühen blieb fruchtlos.

In dem Kriege von 1813 und 1814 focht Fürst Hohenzollern in der östreichischen Armee mit gegen Frankreich, und im Jahre 1826 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Für seine vielen Verdienste ertheilte ihm der Kaiser den Orden des goldnen Vließes.

(Vergl. Rittersberg, Biographien. — Krieg zwischen Frankreich und Oestreich 1809, v. Stutterheim.) 27.

Hohle See, oder die See geht hohl, ist in der Schiffssprache der gebräuchliche Ausdruck, wenn die Wellen sehr hoch gehen.

Hohlkugeln, eine allgemeine Bezeichnung der bei der Artillerie gebräuchlichen eisernen Hohlgeschosse, welche theils, vermöge der darin befindlichen Sprengladung durch ihr Zerspringen am Ziele schaden sollen, als Bomben, Granaten, Handgranaten, Kanonengranaten, theils aber auch als Hülle für einen andern fortzuschleudernden Körper dienen, wie die Brandbomben, Brandgranaten, und die zu den Granatkartätschen (s. d.) bestimmten Hohlkugeln.

Die Anwendnng von Hohlkugeln im Kriege ist wahrscheinlich älter, als die Einführung der Pulvergeschütze, in sofern man, schon von jenem Zeitpuncte mindestens, sehr ähnliche Körper mit den damals üblichen Werfzeugen fortschleuderte. Allein auch abgesehen hiervon, so ist es doch irrig, dem Fürsten Pandulf Malatesta von Rimini deren Einführung im Jahre 1434 zuzuschreiben, da sich bereits 50 Jahre früher Spuren von deren Anwendung bei Pulvergeschützen finden. Diese ersten Hohlkugeln, welche später auch häufig unter dem Namen sprengende Kugeln vorkommen, waren entweder von Glas, oder aus Bronze gegossen, oder bestanden aus zwei durch Charniere verbundenen, geschmiedeten kupfernen Halbkugeln. Dieselben wurden jedoch, ihrer kostspieligen Erzeugung wegen, seltener angewendet, bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die Eisengießerei so weit vorgeschritten war, daß man die Hohlkugeln aus diesem Metalle gießen lernte, welche nun bald die bis dahin bei den Mörsern und Steinstücken üblichen steinernen Kugeln völlig verdrängten.

Bei den Hohlkugeln ist die Beschaffenheit des Eisens, woraus sie gegossen werden, von großem Einflusse, denn je spröder es ist, um in so mehr Stücke zerspringen die Hohlkugeln, welche auch nicht so weit umhergeschleudert werden, als bei zäherem Eisen; dagegen wirken die Geschosse, vermöge ihrer größeren Härte, zerstörender auf die Seelenwände der Geschützröhre, und es steht zu fürchten, daß sie bei dem Aufschlagen auf Mauerwerke oder wohl gar schon im Rohre durch den Stoß der entzündeten Pulverladung zertrümmert werden. Die Hohlkugeln sind theils concentrisch, theils excentrisch; hiervon sowohl, als auch von der Beschaffenheit des Eisens im Allgemeinen und der Bestimmung des Geschosses hangen die Eisenstärken ab, welche sehr abweichend gefunden werden, doch jedenfalls stets mit der Sprengladung (s. d.) in einem dem Zwecke angemessenen Verhältnisse stehen müssen. Jede Hohlkugel ist mit einem Brandloche (s. d.) (Mundloche) versehen, welches sich mehrerentheils nach innen zu etwas verengt, um den Brand fester zu halten; diejenigen, welche als Brandgeschosse dienen sollen, haben aber noch mehrere gleich große Oeffnungen zum Ausstreuen der Flamme. Bei mehreren Artillerien befindet sich bei den Bomben und Granaten neben dem Brandloche eine zweite kleinere Oeffnung, das Fülloch, so daß man die Sprengladung einfüllen kann, nachdem der Brand bereits eingesetzt ist, worauf dasselbe durch ein kleines, mit Bränderkitt bestrichenes Keilchen verschlossen wird. Der einzige, wirkliche Vortheil dieser Einrichtung besteht darin, daß man die Hohlkugeln erforderlichen Falles ohne alle Gefahr ausladen kann. Alle Hohlkugeln, welche über ungefähr 30 ℔ schwer sind, haben zu beiden Seiten des Brandloches ein Oehr, um sie leichter tragen und laden zu können (s. Bomben).

Die Hohlkugeln verschiedener Größe, einer und derselben Gattung werden

auf sehr mannichfaltige Weise benannt, und zwar die der Mörser und Haubitzen in Deutschland beinahe durchaus nach dem Gewichte einer gleich großen, massiven, steinernen Kugel, in England und Frankreich nach der Größe des Durchmessers in Zollen, z. B. 8zollige Bomben, in Rußland und Dänemark nach ihrem wirklichen Gewichte. Die 24℔digen Haubitzgranaten der Franzosen und die sächsischen Handgranaten werden ausnahmsweise nach dem Gewichte einer gleich großen massiven eisernen Kugel benannt. Die Hohlgeschosse der Kanonen dagegen erhalten beinahe durchgängig ihre Benennung nach dem Kaliber des Geschützes, für welches sie bestimmt sind. H.

Hohlwege heißen diejenigen Vertiefungen des Bodens von geringer Breite, durch welche Fahrwege führen. Ihre Lage und Beschaffenheit bedingt ihren militairischen Werth. Geht ihre Richtung senkrecht auf unsere Front, so gehören sie in die Classe der Defiléen (s. d.), liegen sie aber quer vor, so sind sie als Annäherungshindernisse zu betrachten, in der Defensive also wichtig.

Bei Recognoscirung von Straßen verdienen die Hohlwege besondere Aufmerksamkeit, sobald man sie nicht vermeiden kann. Sie erschweren wie alle Defiléen den Marsch, hauptsächlich den Geschütz- und Wagenzügen, besonders wenn die Hohlwege eng sind und felsige Wände haben, wo oft die Achsen aufstoßen. Man muß daher bei deren Beschreibung nicht sowohl die Länge und Richtung, sondern auch die Breite, die Höhe, Steilheit und Beschaffenheit der Wände angeben, und dabei bemerken, ob und wo Infanterie, Cavalerie oder Geschütze, mit oder ohne Vorkehrungen, aus dem Hohlwege biegen, und dadurch den Nachtheilen entstandener Stockungen entgehen können.

Für Patrouillen haben in der Ebene und nach dem Feinde zu führende Hohlwege den Vortheil, daß sie leichter verborgen bleiben können, und beim plötzlichen Zusammentreffen mit feindlichen Parteien nicht gleich Gefahr laufen, umringt zu werden. Sie müssen sich aber auch vor dem Abschneiden hüten. Pz.

Hohlwegebefestigung, s. Thalbefestigung.

Holitsch, Holicz, Marktflecken in Ungarn an der March, mit einem befestigten kaiserl. Lustschlosse.

Ueberfall den 17. Juni 1758.

Friedrich der Große eröffnete den Feldzug von 1758, indem er den 19. April aus seinen Cantonirungen aufbrach und in Mähren einrückte, um sich in den Besitz von Olmütz zu setzen, ehe von Oestreich dies gehindert werden konnte. Zu dem Ende suchte er die Aufmerksamkeit der Oestreicher auf die Grafschaft Glatz zu richten, als wolle er von hier aus in Böhmen einfallen, und gewann hierdurch dem Feldmarschall Daun einen Vorsprung ab, so daß er den 5. Mai vor Olmütz eintraf, an welchem Tage der enttäuschte Feldmarschall Daun, aus dem Lager von Scalitz dem Könige nachrückend, erst bei Leutomischel anlangte. Nachdem Friedrich von Littau aus den östreichischen General Deville bis hinter Predlitz zurückgetrieben hatte, um ihn außer Verbindung mit Olmütz zu setzen, vertheilte er die 55,000 M. starke Armee in 4 Lager, bei Mährisch-Neustadt, bei Starnau, links der Morawa, bei Aschmeritz und Schmerschitz, rechts der Morawa, um Olmütz zu blokieren und die Blokade zu decken. Unter Feldmarschall Keith ward die Festung eingeschlossen, auf dem rechten Ufer von Neustift bis Regschein durch 16 Bataillone und 12 Escadrone, auf dem linken Ufer durch 2 Bataillone, 1 Jägercompagnie und 12 Escadrone, von denen das baireuth'-

sche Dragonerregiment bei Bistrowan, 2 Schwadronen Husaren von Seidlitz bei Wisternitz lagerten, die von dem Grenadierbataillone Nimschefsky in Drozdin, und dem Freibataillone Ragin in Holitsch unterstützt wurden. General Meyer führte auf dem linken Ufer das Commando. Es waren hier die dicht an der Festung liegenden Dörfer Kralowitz, Bleiche und das feste Schloß Hradesch noch von der Festung aus besetzt.

Während die regelmäßige Belagerung eingeleitet wurde, rückte Feldmarschall Daun bis Gewicz vor, und die östreichischen leichten Truppen, in mehrere abgesonderte Corps formirt, umschwärmten die preuß. Lager von allen Seiten. So befehligte der General Harsch das Corps, welches die Straße von Troppau nach Olmütz, zwischen Gibau und Bautsch, beunruhigte. In gleicher Art streifte der General Saint Ignon mit 5 Regimentern Cavalerie und einigen 100 Kroaten von Prerau gegen Olmütz, und beschloß den 16. Juni, die preuß. Truppen in Holitsch, Bistrowan und Wisternitz zu überfallen. In der Nacht zum 17. Juni näherte er sich, durch das waldige Terrain begünstigt, unentdeckt den Dragonern in und bei Bistrowan, konnte jedoch nicht verhindern, daß der Feldmarschall Keith von seinen Absichten Kunde erhielt, und dem General Meyer die größte Aufmerksamkeit anempfahl. Dieser zog das Bataillon Minschefsky von Drozdin nach Wisternitz, behielt die sämmtlichen Truppen während der Nacht unter Gewehr, und sendete Patrouillen nach allen Seiten. Indessen schienen diese ausgesendeten Patrouillen nichts vom Feinde zu entdecken; es gingen weder Meldungen ein, noch konnte man sonst Etwas wahrnehmen. General Meyer hielt daher die Nachrichten von einem feindlichen Angriffe für ungegründet, und da die Patrouillen des Morgens 5 Uhr noch nicht wieder zurück waren, glaubte er sie zu weit vorgegangen, um schon zurück sein zu können. Er wollte dem Gedanken nicht Raum geben, daß diese Patrouillen vom versteckten Feinde aufgehoben sein konnten, achtete nicht die Meldungen mehrerer Officiere, die in den vor der Front liegenden Waldungen feindliche Cavaleristen zu entdecken glaubten, und gab daher Befehl, daß die Grenadiere wieder nach ihren Quartieren rücken, die Cavalerie absatteln und fouragiren sollte. Nicht lange waren indessen die Ersteren eingerückt, als der General St. Ignon mit seiner ganzen Macht auf die Dragoner stürzte, viele niederhieb und aus einander sprengte und die wenigen, welchen es gelang, sich dem Feinde mit Ordnung entgegenzustellen, nach Drozdin auf die Infanterie zurückwarf. Zwei Schwadronen von Seidlitz Husaren hatten den Befehl zum Absatteln nicht befolgt, und waren beim Angriffe des Feindes noch schlagfertig; sie warfen sich demselben muthig entgegen, und wenn sie auch bald der Uebermacht weichen mußten, so machten sie doch mehrere Gefangene. Durch diesen Angriff gewann auch das Grenadierbataillon Zeit, sich wieder sammeln zu können. Es griff den Feind in Flanke und Rücken an, hielt durch ein starkes Kanonen- und Gewehrfeuer ihn vom Verfolgen der ganz aufgelöseten Cavalerie zurück, und nöthigte ihn, sich bis gegen Großteinitz zurückzuziehen.

Mit dem Angriffe der Dragoner bei Bistrowan zugleich erfolgte der auf das Freibataillon Ragin und 2 Schwadronen baireuther Dragoner in und bei Holitsch. Sie waren nicht unvorbereitet, mußten indessen der Uebermacht weichen, und zogen sich hinter mehrere Dämme, die nach der Morawa führen. Ein Officier und 30 M., die den Kirchhof des Dorfes besetzt hatten, wurden hierbei von den Oestreichern gefangen. — Der Feldmarschall Keith sendete dem General Meyer den Befehl, sich mit den Grenadieren und der wieder etwas gesammelten Cavalerie auf Holitsch zurückzuziehen, wäh-

rend er selbst gleich bei dem ersten Allarm mit 2 Bataillonen und 5 Schwadronen vom rechten Flügel des Belagerungscorps bei Neustift über die Morawa setzte und zur Unterstützung herbeieilte. Das Grenadierbataillon, in ein Carré formirt, mit seiner Bagage in der Mitte, vollführte den Rückzug mit aller Festigkeit ohne Verluste, obwohl es von allen Seiten, selbst durch Cavalerie, die jetzt aus der Festung hervorbrach, ununterbrochen umzingelt und angegriffen ward. General Meyer war mit seiner Cavalerie diesem Bataillone vorangegangen und traf nochmals mit der feindlichen Reiterei zusammen. Sie zwang ihn durch den übermächtigten Angriff, die Dämme bei Holitsch im Galopp zu passiren, wodurch die Dragoner in Unordnung und mit dem hitzig verfolgenden Feinde zusammengeriethen. Wenn auch das Freibataillon, in vortheilhafter Aufstellung hinter den Dämmen, den Feind durch ein heftiges Kleingewehrfeuer vom weiteren Verfolgen abhielt, so erlitten die Dragoner hier doch bedeutende Verluste. Der Feldmarschall Keith konnte inzwischen mit seiner Verstärkung nicht zur richtigen Zeit eintreffen, und als der General St. Ignon sein Anrücken erfuhr, zog er sich sogleich wieder nach Prerau zurück. Holitsch ward von Neuem durch das Grenadierbataillon Nimschefsky und das Freibataillon Ragin besetzt, während die baireuthschen Dragoner und die Husaren von Seidlitz, welche sich wieder in kampffähigen Stand zu versetzen suchten, ihr Lager neben dem Dorfe nahmen. Der Feldmarschall ging hierauf mit den mitgebrachten Truppen wieder über die Morawa zurück. Der Verlust der preuß. Cavalerie an diesem Tage war sehr bedeutend, und nur durch die Sorglosigkeit und den Eigensinn des Generals Meyer herbeigeführt worden; man zählte 50 Todte, 300 Gefangene und 100 Verwundete, unter diesen der General Meyer und mehrere Officiere.

Um solchen Angriffen der Oestreicher mit mehr Nachdruck begegnen zu können, auch der Besatzung von Olmütz die Verbindung mit dem General St. Ignon bei Prerau abzuschneiden, gab der König dem Markgraf Karl bei Mährisch-Neustadt, welchem gegenüber das feindliche Corps bei Müglitz aufgebrochen und, wie die östreichische Hauptarmee, sich gegen Wischau gewendet hatte, den Befehl, sich nach Olmütz heranzuziehen. Den 18. Juni traf dies Corps ein, und General Retzow übernahm das Commando aller Truppen auf diesem Ufer, die von Tarnau bis Holitsch echellonirten.

(Vergl. Vorlesungen des preuß. Generalstabes. — Der 7jährige Krieg von Tempelhof.) 27.

Holkar ist der Familienname berühmter Marattenfürsten, deren Länder im westlichen Hindostan, nördlich von dem Marattenstaate liegen. Zum nähern Verständniß dieses Artikels diene die Bemerkung, daß die Maratten einen Föderativstaat in Vorderindien bilden, dessen einzelne Reiche durch Könige (Subah) beherrscht werden, welche aber unter einem gemeinsamen Oberhaupte (Peischwa) stehen.

Der Gründer der Größe dieser Familie Holkar war Malarow Holkar, welcher im vorigen Jahrhundert, verbunden mit einem andern Marattenfürsten, Scindiah, die wachsende Macht der Engländer zu bekämpfen suchte. Sein Nachfolger Jeswaul-Rao-Holkar, Subah von Malwa, verfolgte dasselbe Princip, und organisirte ein Heer von 50,000 M. Infanterie und einer gleichen Anzahl Cavalerie. Innere Zwistigkeiten und vorzugsweise ein Krieg mit dem berühmten Marattenfürsten Snoadju-Scindiah schwächten seine Kraft und reducirten das Heer bis auf 40,000 M. Cavalerie; trotz dem führte er 1803 einen glücklichen Krieg gegen den Peischwa, der nach Bombay floh, und sich dort den Engländern in die Armee warf. Hierdurch erhielten Letz-

tere ein großes Uebergewicht. Scindiah wurde in demselben Jahre von dem Gouverneur Wellesley in mehreren Gefechten geschlagen, und mußte einen harten Frieden schließen. Ungeachtet aller dieser ungünstigen Verhältnisse trug der Haß gegen die Engländer und die Aufregung franz. Emissäre den Sieg über die kalte Beurtheilung der Umstände davon, und Holkar eröffnete in Verbindung mit mehreren Marattenfürsten, worunter auch Scindiah, 1804 den Feldzug gegen die Engländer. Zwar errang er am 31. August einen Sieg über seine Gegner, allein die engl. Generale Wellesley, Lack, Murray und Harcourt bewerkstelligten ihre Vereinigung, und brachten den Verbündeten im November und December mehrere empfindliche Niederlagen bei. Die Festungen Deeg und Bhuctoore fielen in die Gewalt der Engländer, und nach wenigen Monaten erfolgte ein Frieden, welcher der ostindischen Compagnie ansehnliche Ländereien erwarb. Holkar für seine Person schloß erst den 24. December 1805 und den 2. Februar 1806 Frieden, verlor in demselben mehrere Provinzen und ward dadurch aller Verbindung mit dem Meere beraubt. So blieben die Verhältnisse bis zum Jahre 1817. Die Engländer hatten nicht die Macht, ganz Indien zu erobern, die Maratten besaßen nicht den Muth, das drückende Joch der Engländer abzuschütteln. Holkar blieb inzwischen der unversöhnliche Feind der Briten, und unterstützte insgeheim die räuberischen Unternehmungen der Pindaree's (Bergbewohner, die nur vom Raube leben) gegen die Ansiedelungen seiner Feinde. Während die Engländer alle ihre Macht anwandten, diese Horden in ihre Berge zurückzutreiben, fanden die conföderirten Könige und selbst der Peischwa die Gelegenheit für günstig, die Feindseligkeiten von Neuem zu beginnen. Holkar und Amner Khan entfalteten zuerst die Fahnen. Zwei Armeen wurden den Engländern entgegengestellt; allein der Anmarsch eines britischen Heeres unter dem Generalgouverneur Marquis von Hastings (Lord Moira) bewog den furchtsamen Peischwa zum Abfalle. Durch sein Zureden wurden nach und nach die mehrsten Marattenfürsten aus dem Bündnisse gezogen und dadurch die Pläne der Conföderirten gänzlich zerstört. Die Engländer dagegen vereinigten alle ihre Kräfte gegen den Rest der Coalition; die Truppen Amner Khan's wurden von denen des Holkar getrennt, und auch dieser Prinz zu einem schimpflichen Vertrage genöthigt. Zwar stellte sich die Mutter des jungen Snohat-Row-Holkar, welche die Regentschaft führte, an die Spitze des Heeres, allein nach dem Siege des Generallieutenants Hislop am 21. Dec. 1817, mußte H. zu Machimpuhr den 31. Dec. den Unterwerfungsact unterzeichnen. Auch die Pindaree's wurden jetzt besiegt, und die Briten waren jetzt factisch die Herren von Indien. Der Peischwa ward abgesetzt, und der 12jährige Holkar der ostindischen Compagnie zur Erziehung übergeben. Der Uebereinkunft gemäß muß er in seinen Staaten eine Festung den Engländern einräumen, muß ein englisches Truppencorps unterhalten und darf weder Franzosen, noch Amerikaner in seine Dienste nehmen. Er besitzt jetzt 335 □Meilen mit 1,200,000 Einwohnern, ein geringer Theil gegen den Besitzstand von 1805. Die Hauptstadt seines Reichs ist Jedore. Seine Einkünfte belaufen sich auf 2½ Million Gulden; sein Heer soll aus 30,000 M. Cavalerie bestehen. Er führt den glänzenden Titel: Snaha-Rajah, Row-Holkar, Hoher König ans dem Geschlechte der Fürsten Holkar.

W.

Holozin, Städtchen an dem Babiez, im Gouvernement Mohilew des Kaiserthums Rußland, 5 Meilen von Mohilew.

Schlacht am 4. Juli 1708.

Karl XII. (s. d.) hatte Sachsen im September 1707 verlassen, um den

Czar Peter (s. d.) in Lithauen anzugreifen, wo dieser die Anhänger König August's von Polen um sich versammelte. Karl's Zug gegen die Russen erfolgte mit der ihm eigenthümlichen Schnelligkeit, trotz der Kälte der Jahreszeit und der Hindernisse, welche ihm das sumpfige und waldige Lithauen entgegensetzte. So hatte er die Russen bis an die Beresina zurückgetrieben, und am 16. Juni 1708 diesen Fluß bei Borisow überschritten. Der russische Generalfeldmarschall Freiherr von Goltz zog sich, ohne den Uebergang zu vertheidigen, in ein verschanztes Lager bei Holozin zurück, welches durch einen Morast und breite Gräben hinlänglich gedeckt schien. 6 Batterien waren bestimmt, dieses Lager zu vertheidigen, welches 30,000 M. besetzt hielten, die am 3. Juli noch durch 6000 M. unter Generalissimus Prinz Menzikof, welcher von da an den Oberbefehl übernahm, verstärkt wurden. Der König von Schweden, dem nur 7 Cavalerieregimenter und 1 Infanterieregiment gefolgt waren, hatte die Stellung bei Holozin nicht eher angreifen können, bis nicht die Infanterie, die seinen angestrengten Märschen nicht nachkommen konnte, wieder mit ihm vereinigt war; dieses erfolgte ebenfalls am 3. Juli Abends, wo der Generalmajor Axelsparre mit 10 Regim. Infant. im schwedischen Lager eintraf. Der König entsendete noch vor Einbruch der Nacht den Artillerieobersten von Bünau mit 28 Kanonen nach Starachella, 1 Stunde vorwärts des Lagers, und bestimmte 22 derselben zur Beschießung der feindlichen Stellung, und 6 zur Bestreichung der Verbindungslinie der Russen. Man fand jedoch das Letztere für unausführbar, welches Oberst Bünau dem Könige durch einen Signalschuß anzeigte. Am 4. Juli früh ½3 Uhr begann aber die Beschießung der russischen Verschanzungen. Unter dem Schutze dieser Kanonade warf sich Karl XII. an der Spitze von 4 Regimentern Infanterie in den Babiez, dessen Wasser an manchen Stellen den Soldaten bis über die Schultern ging, und erstieg das jenseitige Ufer.

Generalissimus Prinz Menzikof hatte den Befehl über seinen linken Flügel (18 Bataillone) dem Generallieutenant von Repnin übertragen; auf dem rechten Flügel commandirten die Generallieutenante von Bauer und Scheremetof 12 Bataillone; im Centrum standen 11,000 M. Reiterei (4000 Kalmucken im 1., und 7000 Dragoner im 2. Treffen) unter Generalfeldmarschall Freiherrn v. Goltz, jedoch in Colonnen und sehr unvortheilhaft hinter Morästen, Gräben und Hecken. Die Artillerie war zwar zahlreich, aber schlecht bedient, indem sie dem Uebergange der Schweden über den Babiez fast gar kein Hinderniß entgegensetzte und die Letzteren überschoß. — Dem Könige folgten 9 Schwadronen Cavalerie unter Feldmarschall Graf Rhenskjöld und das ostgothische Infanterieregiment über den Babiez, welchen später die gesammte schwedische Reiterei ebenfalls passirte. Mit 3 Regimentern Infanterie griff der König den russischen linken Flügel an; 2 Regimenter folgten als Reserve und waren bestimmt, die Russen links zu umgehen. Fürst Repnin glaubte dieser Umgehung nicht anders ausweichen zu können, als durch Verlassen seiner Verschanzungen und Festsetzung in einem hinter denselben gelegenen dichten Wald. 7 Mal griffen ihn die Schweden in demselben mit dem Bajonet an, da anhaltender Regen den Gebrauch des Feuergewehres unmöglich gemacht hatte; eben so oft wies er ihre Angriffe ab. General von Sparre hatte den russischen rechten Flügel angegriffen, war jedoch geworfen worden und schon fast im Rücken genommen, als der König mit dem ostgothischen Regimente herbeieilte und ihm wieder Luft verschaffte. Die Russen waren dadurch ebenfalls auf ihrem rechten Flügel zum Rückzuge genöthigt. Bis dahin war das Gefecht nur ein Zusammenstoßen von Infanteriemassen gewesen; nun war aber auch die schwedische Reiterei auf dem ent-

gegengesetzten Ufer des Babiez angekommen, und Feldmarschall Rhenskjöld, welcher das Weichen der russischen Infanterie sah, schnell entschlossen, die russische Reiterei anzugreifen. Die letztere stand mit einer Front von 9 Schwadronen in Colonnen und war ganz unbeweglich. Die Kalmucken erwarteten den Angriff der Schweden, welche nur mit 2 Regimentern vorrückten, nicht einmal ab, sondern drehten sofort um und warfen sich auf die Dragoner, die dadurch ebenfalls in Unordnung geriethen und mit fortgerissen wurden. Die Flucht der russischen Reiterei ging bei dem Corps des Fürsten Repnin vorbei, welcher jedoch unterließ, sie zu unterstützen oder aufzunehmen, und nun auf den eigenen Rückzug bedacht war. Die beiden russischen Flügel wurden durch diesen Vorfall von einander getrennt. Der rechte zog sich nach Szklow; der linke ward fast ganz zerstreut. Erst hinter dem Dnieper konnte Prinz Menzikof die Trümmer seines Heeres sammeln. Der Verlust an Todten betrug von russischer Seite 2000 M., darunter die Generale Tschammer, Gallowin und Schweden; gefangen wurden 200 Russen und Generalmajor Fürst Gallizin, auch verloren dieselben 12 Kanonen, 12 Mörser, 2 Paar Pauken und sämmtliches Heergeräth. Die Schweden hatten nur 300 Todte, worunter Generalmajor von Wrangel, eingebüßt, und zählten 1219 Verwundete. Der König hatte in dieser Schlacht persönlich die größte Tapferkeit bewiesen, und den größten Theil des Tages zu Fuß gefochten, ja sein eigenes Pferd längere Zeit einem verwundeten Hauptmann Gyllenstierna gegeben. Die Schlacht von Holozin ist für Karl XII. vielleicht die rühmlichste, die er geschlagen, wenigstens die, wo er den größten Gefahren Trotz geboten und die meisten Feldherrntalente entwickelt hat. — 3 Tage nach der Schlacht brach Karl XII. mit seiner Armee nach Mohilew auf, und folgte den Russen über den Dnieper nach.

(Geschichte der größten Heerführer u. s. w., von Oberstlieutenant Baron ó Cahill. 4r Thl. Frankenthal, 1787. — Histoire de Charles XII., par Voltaire. Dresde, 1803. Leben Karl's XII., von Nordberg.)

E.

Holz ist für die Befestigungskunst eines der wichtigsten Deckmittel und auch einer der Stoffe, welcher mannichfach als Annäherungshinderniß dient. Die specielle Anwendung desselben findet man in den Artikeln: Batteriemagazine, Baumpflanzungen, Baustoffe, Bettungen, Blendungen, Blockdecken, Blockhaus, Brücken, Brunnen, Caponièren, Eindeckungen, Fallbäume, Faschinen, Flechtwerk, Häuserbefestigung, Hindernisse der Annäherung, Minenbau, Pallisaden, Schanzbau, Spanische Reiter, Sturmbalken, Sturmbreter, Sturmpfähle, Verkleidemittel, Verhau und Verpfählung.

P.

Homburg, ehemaliges Kloster in der Nähe von Langensalza. — Schlacht 1075. —

König Heinrich IV. hatte im Kriege gegen die Sachsen und Thüringer 1073 empfindliche Demüthigungen erfahren. Ein großer Theil der festen Schlösser, welche zu ihrer Bezwingung angelegt waren, wurden geschleift, er selbst auf der Harzburg, wohin er sich von Goslar geflüchtet, belagert, und auch von hier vertrieben, gelang es ihm nur mit vieler Mühe, nach Eschwege in Hessen zu entkommen. Durch diese Niederlagen veranlaßt, knüpfte er im Jahre 1074 Unterhandlungen an, um neue Kräfte zu sammeln und Verbündete zu werben. Durch Bitten und Versprechungen war es ihm im Laufe dieses Jahres gelungen, mehrere Reichsfürsten, namentlich den Herzog von Schwaben, zu einem Zuge gegen die Sachsen zu bewegen. Auf diese Weise sich stark genug fühlend, brach er zu Ostern 1075 plötzlich

allen Verkehr mit diesen ab, verlangte unbedingte Unterwerfung und wies alle zu gütlicher Ausgleichung gemachten Vorschläge von der Hand. — Bereits den 8. des Brachmonates versammelte sich das königl. Heer in der Nähe von Frauenbreitung an der Werra, und den Sachsen blieb nun Nichts übrig, als sich ebenfalls zu rüsten. Zwar strömten aus Thüringen und Sachsen viel streitfähige Männer zu den Ufern der Unstrut, wo der Vereinigungspunct war, allein unter den Sachsen namentlich befanden sich viele Ackerbauern, welche im Kriegsdienste nicht geübt waren, und vor Allem fehlte es an einem gemeinsamen Oberhaupte. In dem königl. Heere sah man Aebte, Bischöfe, Grafen und Herzoge, und wer nicht dringende Abhaltungen hatte, war aus dem Reiche dem Heereszuge gefolgt. Ein mächtiger Verbündeter war der Herzog Wratislaw von Böhmen; dieser allein hielt sich für stark genug, es mit den Sachsen aufzunehmen. Als alle Banner versammelt waren, brach Heinrich von Frauenbreitung auf und langte 2 Tage darauf bei Beringe, zwischen Eisenach und Langensalza, in der Nähe der Sachsen und Thüringer an. Diese hatten keine Ahnung von dem so schnellen Herannahen des Feindes, und überließen sich sorglos der Ruhe. Auch Heinrich hatte sich eben gelagert, um seinen erschöpften Truppen Ruhe zu gönnen, als ihm jene Nachricht mitgetheilt wurde. Augenblicklich giebt er Befehl zum Angriffe. Das Heer wird in 5 Abtheilungen getheilt. Die erste führte der Herzog Rudolph von Schwaben, als ein besonderes Vorrecht, nach welchem die Schwaben von früher her in der ersten Schlachtreihe kämpfen durften, die fünfte befehligte ddr König selbst; sie bestand aus den Treuesten und Zuverlässigsten aller Nationen. Im sächsischen Lager scheint man keine Art von Sicherheitsmaßregel getroffen zu haben; denn nicht eher erfuhr man dort etwas von der nahen Gefahr, als bis es bereits zu spät war. Der Ruf zu den Waffen ertönte, da es kaum noch Zeit war, das Lager zu verlassen, um nicht in demselben überfallen zu werden. Ohne Panzer, selbst ohne Kleidung, nur die Waffen ergreifend, eilte Alles, was Pferde hatte, diese zu besteigen und begab sich in den Kampf. An eine regelmäßige Vertheidigung war nicht zu denken. Allein ungeachtet das Fußvolk unthätig im Lager zurück blieb, und die auf dem linken Ufer der Unstrut sich befindlichen erst spät auf dem Kampfplatz erscheinen konnten, mußten die Schwaben bei dem ersten Angriffe weichen und hielten erst wieder Stand, als ihnen die Baiern zu Hilfe kamen. Aber auch diese vermochten der Gewalt der sächsischen Reiter nicht zu widerstehen, von welchen jeder mit 2 auch 3 Schwertern behangen war, und diese eben so gewandt als kräftig zu führen verstand. Ernst von Oestreich, Markgraf der Baiern, wurde tödtlich verwundet aus dem Kampfe getragen, der Graf Engilbert, 2 Grafen Eberhard von Nellenburg und die vornehmsten Edlen der Schwaben und Baiern, unter ihnen selbst Herzog Rudolph, waren theils verwundet, theils getödtet, als auch ihre Völker zu wanken begannen und den Rückzug antraten. Der ehemalige Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, welcher auf der Seite der Sachsen focht, und in der Eile eine Schar auserlesener Krieger um sich versammelt hatte, ein Mann, klug, tapfer und zum Heerführer geboren, hatte durch seine rastlosen Anstrengungen einige Ordnung in dem regellosen Kampfe hergestellt, und ihm verdankte man die eben erlangten Vortheile. — So stand die Schlacht, als es Abends 6 Uhr geworden war und Viele im königl. Heere ihre Sache für verloren hielten. Da führten der Graf Hermann von Glizberg und der Bischof von Bamberg ihre Truppen den im Vordringen begriffenen Sachsen in die Flanken; ihnen folgten die Herzoge von Lothringen und Böhmen, und obschon Otto von Nordheim alle

Kraft aufbot, die Ehre des Tages zu retten, so vermochte er endlich doch nicht mehr, der gewaltigen Uebermacht zu widerstehen. Heinrich war Sieger, und nur die Kenntniß der umliegenden Gegend war Schuld, daß die sächsische Reiterei auf ihrem Rückzuge weniger verlor, als es wirklich der Fall war. Sie hatten unter den Anführern nur den Grafen Eberhard zu betrauern, während der König 8 seiner edelsten Ritter verlor. Gräßlich war inzwischen das Blutbad, was jetzt namentlich die Böhmen unter dem im Lager zurückgebliebenen Fußvolke anrichteten. Was dem Schwerte entrann, fand seinen Tod in der Unstrut; das ganze, reich mit Lebensmitteln und Kostbarkeiten versehene Lager wurde eine Beute der Feinde, und erst die eintretende Dunkelheit endete das Gemetzel. Der Verlust der Sachsen und Thüringer wird auf 8000, der des königl. Heeres auf 5000 Todte angeschlagen. Sengend und plündernd durchzog nun Heinrich Thüringen und Sachsen, wo sich ein großer Theil der Fürsten dem Sieger unterwarf; dagegen sprach der Erzbischof von Mainz gegen die thüringischen Fürsten den Bann aus, weil sie ihn das Jahr vorher mit gewaffneter Hand an heiliger Stätte angegriffen hatten. (Vergl. Lambert von Heresfeld, S. 158—169, und F. Wachter, Geschichte von Thüringen, 1r Thl.) R.

Homogen, nennt man in der Statik, diejenigen Körper, welche bei gleicher Größe auch gleiche Schwere haben. (Vergl. Heterogen.) M. S.

Homolog werden in der Mathematik die Größen genannt, welche gleiche Verhältnisse haben, z. B. die Seiten ähnlicher Dreiecke. Im △ ABC liege der Lx der Seite AB und im △ DEF der Ly der Seite DE gegenüber; wenn nun Lx = Ly und übrigens die Dreiecke ähnlich, so ist auch die Seite AB homolog zu DE. M. S.

Hondschooten, auch Hondschoote und Hondscotte genannt, Stadt von 3500 Einwohnern im franz. Norddepartement, am Canale von Bergues nach Furnes.

Schlacht am 7. und 8. Sept. 1793.

Gleich nach der Eroberung von Valenciennes (s. d.) erklärte der Herzog York, daß in Folge früherer Verträge die in englischem Solde stehenden Truppen zur Einnahme von Dünkirchen verwendet werden müßten, und daß Prinz Coburg diese Unternehmung durch ein östreichisches Corps zu unterstützen verbunden sei. Da alle Gegenvorstellungen fruchtlos blieben, sah sich der Prinz genöthigt, in diese so verderbliche Theilung der Streitkräfte zu willigen, nachdem der Herzog von York zur Vertreibung der franz. Armee aus dem Cäsarlager mitgewirkt hatte. Dies geschah zu einer Zeit, wo im Innern Frankreichs ungeheure Kriegsrüstungen gemacht und entscheidende Schläge vorbereitet wurden.

Der Herzog von York marschirte den 15. August mit 36,000 Mann von Orchies ab, brauchte aber 9 Tage, um bis vor Dünkirchen zu kommen, dessen Umgebungen von den Franzosen durch Stauschleusen unter Wasser gesetzt worden waren, weßhalb die Einschließung nur unvollständig geschehen konnte. Wegen Mangel an Belagerungsschütz mußte man sich des Festungsgeschützes von Niesport und einer Anzahl Schiffskanonen bedienen. Statt der erwarteten engl. Flotte erschienen Kanonenbote und beschossen die am Meeresstrande lagernden Truppen. Die Besatzung von Dünkirchen war bis auf 10,000 M. verstärkt worden; in der kleinen Festung Bergues standen 5000 M.

Zur Deckung der Belagerung, welche unter solchen Umständen keinen glücklichen Erfolg versprach, wurde Feldmarschall Freitag mit 16,000 M.,

wovon die Hälfte Cavalerie, beauftragt; auch sollte er zugleich Bergues einschließen. Freitag nahm eine cordonartige Stellung hinter der Yser, mit dem rechten Flügel bei Eudekerke, mit dem linken bei Crochte, General Wallmoden stand mit einigen Bataillonen vor Bergues.

Der neue franz. Obergeneral Houchard (s. d.) hatte in den ersten Tagen des September 30,000 M. in dem verschanzten Lager bei Cassel vereinigt, und beeilte sich, Dünkirchen zu entsetzen. Am Morgen des 6. rückte er in 6 Colonnen, von den Generalen Vandamme, Hedouville, Collaud, Jourdan, Landrin und von ihm selbst geführt, gegen Freitag's Stellung, welche nach einigen hartnäckigen Dorfgefechten auf mehreren Puncten durchbrochen wurde. Am heftigsten war der Kampf in Houtkerke und Herzeele. Gegen Abend trat Freitag den Rückzug nach Hondschooten an, um hier mit vereinter Kraft Widerstand leisten zu können, bis Unterstützung käme. Einige franz. Abtheilungen waren jedoch schon bis Rexpoede vorgedrungen, und als Freitag an der Spitze seiner Truppen reitend, um Mitternacht hier ankam, wurde er plötzlich angegriffen und nebst dem Prinzen Adolph (jetzigem Herzog von Cambridge) verwundet und gefangen, durch einen kräftigen Anfall des östreichischen Obersten Mylius jedoch bald wieder befreit. Dessenungeachtet wäre die Lage seiner Truppen sehr bedenklich gewesen, wenn nicht General Wallmoden aus eigenem Antriebe mit den vor Bergues gestandenen Truppen gegen Rexpoede geeilt, und den Franzosen dieses Dorf wieder abgenommen hätte.

Am Morgen des 7. nahm Wallmoden, welcher jetzt den Oberbefehl führte, bei Hondschooten Stellung, den rechten Flügel an dem Canal von Furnes, den linken gegen Leysele ausgedehnt, und erwartete hier das Weitere. Unterstützung war nicht zu hoffen, denn die Besatzung von Dünkirchen hatte mit 8000 M. einen Ausfall gemacht, und beschäftigte den Herzog von York hinreichend.

Hondschooten liegt zwar in einer großen Ebene, doch ist dieselbe von Abzugsgraben und Hecken vielfach durchschnitten, so daß Wallmoden von seiner 6000 M. starken Reiterei fast gar keinen Gebrauch machen konnte, und den Angriff ausschließlich mit höchstens 9000 M. Infanterie abwehren mußte. Die Franzosen, durch den ersten Erfolg übermüthig gemacht, scheinen diesen Angriff am 7. nicht mit der gehörigen Energie durchgeführt zu haben. Als aber Houchard seinen Angriff am folgenden Morgen wiederholte, gleichzeitig auch die Besatzung von Bergues längs dem Furner Canal vorrückte und die rechte Flanke bedrohte, mußte Wallmoden nach 4stündigem Gefecht mit Verlust von 85 Officieren und 2500 M. hinter den Canal von Bulscamp zurück weichen. Gelang es den Franzosen, ihn auch von hier zu vertreiben, so war das Belagerungscorps, welches an demselben Tage einen gleich starken Ausfall nur mit Mühe abgewehrt hatte, unrettbar verloren; doch behaupteten sich Wallmoden's Truppen (Hannoveraner, Hessen und Oestreicher) in ihrer Stellung.

Am Morgen des 9. hob der Herzog die Belagerung auf, wobei das ganze Geschütz (52 Stück) stehen gelassen werden mußte, und vereinigte sich mit Wallmoden bei Bulscamp, wo man sie in Ruhe ließ.

So endete die Unternehmung auf Dünkirchen, welche ganz zur Unzeit und ohne triftigen Grund beliebt wurde, und hätte nicht Beaulieu bei Courtrai so kräftigen Widerstand geleistet, so würde der Herzog von York in noch größere Verlegenheit gekommen sein. Am 16. Sept. kam er bei Monin an; Westflandern war aber an die Franzosen verloren worden.

(Quellen wie bei Valenciennes und Werwick.) Pz.

Honnecourt, Städtchen an der Schelde, im Norddepartement des Königreichs Frankreich, 3 Meilen südlich von Cambray.

Schlacht bei Honnecourt, am 26. Mai 1642.

Nachdem die franz. Marschälle de la Motte, Harcourt und Graf von Guiche (später Herzog von Grammont) die Festung la Bassée nicht hatten entsetzen können, da der spanische Feldherr in den Niederlanden, Generalcapitain Don Francisco de Melo, ihren vereinten Streitkräften überlegen war, zogen sie sich zur Deckung der Grenzen der Picardie zurück und befestigten sich in den Lägern bei Amiens (Harcourt mit 15,000 M.) und bei Honnecourt (Guiche mit 10,000 M.). Don Francisco de Melo zog am 13. Mai in la Bassée ein, setzte es wieder in vertheidigungsfähigen Stand, entsendete den Grafen Fontaine nach Dendermonde und Mecheln, um den Prinzen von Oranien zu beobachten, und beschloß, die Theilung der franz. Streitkräfte zu benutzen. Er vereinigte sich deßhalb am 24. Mai zu Lens mit dem 6000 M. starken Corps des Generals Beck, welcher bei Landrecies gelagert gewesen war und rückte nun mit 18,000 M. gegen Honnecourt. Am 25. ging er über die Scarpe und blieb die Nacht zu Ynchy, 3 Meilen von dem franz. Lager. Am 26. Mai früh ward das spanische Heer in 3 Corps getheilt und zum Angriff gegen Honnecourt aufgebrochen. Den rechten Flügel bildeten 8 Geschwader Reiter, eben so viel den linken; 7 Geschwader zu Fuß blieben in der Mitte und bildeten zugleich die Avantgarde; diesen folgten 5 Stück Geschütze. General Beck befehligte den Angriff. Vor Honnecourt angekommen, ward die Reiterei des rechten Flügels auf einem mit dem dortigen Schloß in gleicher Höhe liegenden Hügel aufgestellt, auf einem anderen das Geschütz placirt und die Infanterie in einen Grund geführt, der sich vor den franz. Verschanzungen befand, wo sie von den franz. 10 Geschützen, womit dieselben besetzt waren, nicht viel leiden konnte. General Beck benutzte eine Oeffnung zwischen der Stadt und den Verschanzungen, um in dieselbe einzudringen. Es gelang auch seiner Reiterei, sich einiger franz. Stücke zu bemächtigen; doch wurde dieselbe durch das Fußvolk des Marschalls Guiche 2 Mal zurückgetrieben. Zum dritten Angriff nahm er 4 Geschwader spanische Infanterie nächst der Reiterei mit. Erstere erkletterte die Brustwehr, hatte aber daselbst so einen gefährlichen Stand, daß General Beck auch die Reiterei des linken Flügels und die Infanterie des Rückhaltes, welche Don Carlos Guasco anführte, herbeiholen mußte. Diesem letzten Angriffe konnten die Franzosen nicht widerstehen; das ganze Corps des Marschalls de Guiche suchte in der schnellsten Flucht Rettung. 500 M. warfen sich in das Schloß von Honnecourt, mußten sich jedoch sofort den Spaniern übergeben. Die Franzosen verloren außer sämmtlichen Fahnen, Standarten, Geschütz u. s. w. in dieser Schlacht 1500 M. an Todten, und 276 Officiere und 2318 Soldaten an Gefangenen. Unter den Letzteren befand sich der maréchal de camp Ranzau und der General Baron Echelle. Die Spanier mochten eben so viel an Todten verloren haben, konnten aber ihren Sieg nicht sehr benutzen, da der Prinz von Oranien eben wieder in's Feld rückte. Der Generalcapitain de Melo führte daher seine Truppen im Juni an die Maas und vereinigte sich dort mit dem General Fontaine. (Theatrum europaeum. 4. Thl. Frankfurt am Main, 1692.) E.

Honneurs — Ehrenbezeigungen. — Sie sind ein wesentliches Gesetz der militairischen Rangordnung und stehen mit der Subordination und Disciplin (s. d.) in engster Verbindung, indem sie jeden Untergebenen verpflichten, auf eine meist in den Dienst- und Exercirreglements

streng festgesetzte Weise den Oberen, den Fahnen, Wachen und Truppenabtheilungen die gebührende Achtung und Ehrerbietung zu erweisen. Der Ursprung der militairischen Ehrenbezeigungen ist demnach schon in den frühesten Zeiten der Heerdisciplinirung zu suchen. Ihre Art und Weise war früher eben so verschieden, als die eigenthümlichen Ansichten und Gewohnheiten bei den Nationen selbst. In der neueren Zeit ist jedoch durch die ausgebreiteten Kriege und vermöge der gleichmäßigeren Heerbildung in den europäischen Armeen auch in diesen äußeren Formen der Disciplin mehr Gleichheit entstanden, obschon sie bei der einen immer noch ausgedehnter und pedantischer behandelt werden, als bei der andern.

Die militairischen Ehrenbezeigungen sind von verschiedenem Werthe, beweisen nicht selten durch die Art, wie sie erwiesen werden, wie es um die Beachtung der Oberen und der gesetzlichen Dienstformen in einer Truppe beschaffen sei, und lassen somit auch auf die mehrere oder mindere Strenge in der Disciplin schließen, da wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, daß in einer Armee, wo die Ehrenbezeigungen mit Achtsamkeit und Anstand vollzogen werden, auch eine gute Disciplin heimisch sei, während eine Vernachlässigung derselben das Gegentheil beweist. Ein gewisser Pedantismus hierin ist deßhalb nicht nur nothwendig, sondern auch wesentlich. — Die Honneurs unterscheiden sich in die Hauptarten: mit oder ohne Waffen, im oder außer dem Dienste und sind für den Einzelnen wie für Abtheilungen und Massen nach bestimmten Abstufungen geregelt und oft dergestalt umständlich, daß für die Schildwachen namentlich ein Studium daraus erwächst. Sie bestehen nach einer ziemlich allgemeinen Einführung gewöhnlich bei Unbewaffneten in der Berührung der Kopfbedeckung, bei Bewehrten im Schultern, Anziehen und Präsentiren der Waffe. Gekrönte Häupter und alle regierende hochfürstliche Personen, so wie in den Residenzen und Hoflagern derselben die Gesandten fremder Höfe, die Minister und obersten Hofchargen haben nach altem Herkommen Anspruch auf die höheren militairischen Ehrenbezeigungen. Zu den Honneurs vor erstern gehört nächstdem bei den Wachen und Truppenaufstellungen das Rühren des Spieles, Schlagen und Blasen des Parademarsches, das Senken der Fahnen, so wie bei den Heerschauen insbesondere noch eine gewisse Anzahl von Ehrenschüssen aus dem Geschütz. Bei militairischen Beerdigungen wird gewöhnlich die übliche Ehrenerweisung durch den Rang, den die Verstorbenen bekleidet und durch die Feldzüge, denen sie beigewohnt, bestimmt. Hz.

Hood, Samuel, Lord Vicomte, Baron von Catherington, einer der vorzüglichsten englischen Admirale neuerer Zeit, ward 1724 geboren, war der Sohn eines englischen Predigers und erwarb sich durch seine Verdienste den höchsten Grad in der britischen Marine. H. begann seine militairische Laufbahn in den untersten Graden bei der Gardemarine und war bereits nach 5jähriger Dienstzeit zum Kapitain avancirt, erhielt 1768 den Befehl des Schiffes „Boston," trat als Commissär in das Arsenal von Portsmuth und empfing bald darauf von seinem Monarchen die Würde eines Baronet. Zum Contreadmiral ernannt, 1782, ward er mit einer Escadre nach Amerika gesandt, um dem Grafen de Grasse den Besitz von St. Christoph streitig zu machen und brachte demselben am 12. Aug. eine vollkommene Niederlage bei. Für diesen Dienst wählte ihn der König zum Baron von Catherington. Im J. 1784 trat H. für Westminster in die Kammer der Gemeinen und wurde zum Lordcommissar der Admiralität ernannt. Während des Jahres 1790 mit 2 Expeditionen, die eine nach Spanien, die andere gegen Rußland bestimmt, fand er doch keine Gelegenheit, sich aus-

zuzeichnen, da die Mißhelligkeiten in Güte beigelegt wurden. Drei Jahre darnach befehligte H. eine bedeutende Flotte im mittelländischen Meere, bemächtigte sich des Hafens von Toulon, ward inzwischen bald wieder genöthigt, denselben zu verlassen, nachdem er zuvor das feindliche Arsenal und die Magazine angezündet hatte, begab sich von da nach Genua, um dieses zu blokiren und nöthigte den Herzog von Toscana der Coalition gegen Frankreich beizutreten. Ein Versuch, sich der Insel Elba zu bemächtigen, mißlang; dagegen glückte die Einnahme von Corsica, wo Paoli und Pozzo di Borgo den Engländern behilflich waren. Nach diesen Erfolgen kehrte H. nach England zurück, ward zum Gouverneur des Hospitals von Greenwich, Admiral der rothen Flagge und Vicomte von Großbritannien ernannt, erhielt das Großkreuz des Bathordens und starb in einem Alter von 82 Jahren 1816 zu Bath. — Sein Sohn, Samuel H., bekleidet den Grad eines Contreadmirals und gehört zu den ausgezeichnetsten Officieren der englischen Marine. (Vergl. Biographie universelle des contemporains. Paris, 1828.)

R.

Hooglede, Gefechte bei, s. Ypern.

Hoogstraten, Städtchen in der belgischen Provinz Antwerpen. Gefecht den 11. Januar 1814.

Zu Anfange des Jahres 1814 concentrirte der Generallieutenant von Bülow sein Armeecorps (das 3. preuß.) um Breda, wo er selbst sein Hauptquartier nahm. Die Franzosen hingegen zogen sich zur Deckung Belgiens von der Waal zurück und der Marschall Macdonald verlegte sein Hauptquartier von Nimwegen nach Venlo; das erste franz. Corps aber stand bei Antwerpen. General Bülow beabsichtigte die Ankunft der Russen unter Winzingerode und des 3. deutschen Armeecorps abzuwarten und dann gegen Antwerpen vorzudringen; denn zu den Offensivbewegungen blieben ihm nur 12,000 M. von seinem Corps. Als er aber den 9. erfuhr, daß der starke Eisgang die Brücken über die Waal und Maas beträchtlich beschädigt habe, so daß diese abgebrochen werden mußten, das Corps des Generals Winzingerode des Eisgangs wegen nicht vorrücken konnte, die Franzosen aber unter Maison, der zum Befehlshaber des 1. Armeecorps (16,000 M. stark) in Antwerpen ernannt worden war, zwischen Hoogstraten, Loenhut und Westwesel ihm gegenüber standen, und der Marschall Macdonald ihm sehr leicht in die linke Flanke operiren konnte, so beschloß General Bülow den Feind schon jetzt anzugreifen, ihn von Antwerpen abzudrängen, hierdurch den Marschall Macdonald zum Rückzug zu nöthigen, und eine Stellung einzunehmen, in welcher er die Verstärkungen erwarten konnte. Wurde Bülow geschlagen, so ward er von den Engländern unter Graham bei Rosendael aufgenommen. Um die Verbindung der beiden franz. Corps, Maison und Macdonald, zu verhindern, entsandte Bülow einige Abtheilungen leichte Reiterei gegen Venlo, Roermonde und Turnhut, und ging am 11. darauf selbst zum Angriff gegen die Franzosen unter Maison über. Das franz. Corps hatte folgende Aufstellung. Der General Rognet besetzte mit der Brigade Flament (6000 M.) Hoogstraten, 2 Bat. standen auf dem linken Flügel bei Westwesel und Loenhut. Die Brigade Aymar, gegen 5000 M., stand auf dem rechten Flügel in Turnhut und Breecht. Der General Bülow griff den Feind in 3 Colonnen an. Die linke Flügelcolonne unter General Borstel sollte Hoogstraten angreifen, während die Colonnen der Generale von Thümen und von Oppen die feindlichen Vorposten zurückwerfen und die Verbindungslinie des Feindes gewinnen sollten. Die Colonne des Generals Borstel, die 5. Brigade, nebst 1 Bat., 10 Escadronen und 16 Ge-

schützen unter Oberst von Sydow, ging auf der Straße von Meer nach Hoogstraten vor und griff den Feind um 8 Uhr Morgens in 2 Colonnen in Hoogstraten und Woertel an. Das Terrain war sehr coupirt, so daß der General Borstel Cavalerie fast gar nicht, Artillerie nur wenig anwenden konnte. Die Franzosen schlugen sich tapfer, und 1 Bat. vom 12. leichten Infanterieregiment vertheidigte lange Zeit den Kirchhof von Minderhut gegen die Angriffe der Preußen. Erst um 12 Uhr, nach 4 stündigem hartnäckigen Kampfe, räumten die Franzosen Hoogstraten und zogen sich, von Borstel verfolgt, bis Ostmallen zurück, wo General Roguet von Neuem Stellung nahm. General Borstel stand von weiterer Verfolgung des Feindes ab, um den beiden andern Colonnen Zeit zur Umgehung zu lassen, und bezog ½ Stunde von Ostmallen das Lager. Die 2. Colonne unter Generalmajor von Thümen (4. Brigade), marschirte von Gr. Sundert über Worhut und griff ebenfalls gegen 8 Uhr die Dörfer Westwesel und Loenhut an. Der Feind hatte Gräben und Bäche zwischen diesen beiden Dörfern sehr stark mit Tirailleuren besetzt, wurde aber aus denselben von dem Fusilierbataillon des 4. ostpreuß. Regiments geworfen; die Franzosen mußten darauf beide Orte nach kurzer Gegenwehr räumen und zogen sich nach Breecht zurück; allein auch dieses Dorf ward von den Preußen genommen und die franz. Bataillone zogen sich bis Westmalle zurück. Preußischer Seits cantonnirte 1 Bat. und das Detachement des Majors von Helwig in Breecht, 4 Bat. in Hoogstraten und 2 Bat. in Loenhut. Die 3. Colonne unter Generalmajor von Oppen, bei welcher sich die Reservecavalerie befand, war bestimmt, dem Feind in Flanken und Rücken zu fallen und von Antwerpen abzuschneiden; allein wegen der ungemein schlechten Wege konnte die Colonne nicht rasch genug mit dem Geschütz fortkommen, so daß dem Feinde Zeit blieb, mit Begünstigung der Nacht seinen Rückzug nach Antwerpen fortzusetzen; sie machte aber 500 Gefangene.

Bei Wynegen, unweit dieser Stadt, vereinigte der General Roguet sein Corps; die Brigade des Generals Aymar, durch die preuß. Colonne, welche gegen Woertel marschirte, von Hoogstraten abgeschnitten, hatte sich auf Lier zurückgezogen.

Die Preußen hatten an diesem Tage an Todten und Verwundeten 18 Officiere und 400 Soldaten. Die Franzosen geben ihren Verlust zu 300 M. an; 580 M. wurden von der 2. und 3. Colonne gefangen genommen. Unmittelbar diesem Gefecht folgten am 13. die Gefechte bei Wynehem und Deurne, und das von Merzem, und schon am 8. Febr. hielt Bülow seinen Einzug in Brüssel.

(C. v. Plotho, der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813—14. 3. Theil, 7. Cap., §. 196—199. — Histoire des campagnes de 1814—15 par le général de Vaudoncourt. 1. Theil, 4. Cap. — Rau, v., und Hänel v. Cronenthal, der Krieg der Verbündeten gegen Frankreich in den Jahren 1813—14 und 15. 2. Thl. Berlin, 1832.) W.

Horchgänge, s. Minengewebe.

Horizont, der wahre oder astronomische, ist ein größter Kreis, welchen wir uns an der Himmelskugel denken, und der in allen Puncten 90° von unserm Zenith und Nadir entfernt ist. Eine Ebene durch solchen gelegt, geht daher durch den Mittelpunct der Erde und theilt solche in 2 gleiche Halbkugeln. Wenn dieser Horizont den Aequator rechtwinkelig durchschneidet, so nennt man ihn den geraden Horizont. Einen solchen haben nur die Menschen, welche unter dem Aequator wohnen. Schneidet

der Horizont den Aequator unter einem schiefen Winkel, so heißt er der schiefe Horizont. Einen solchen haben wir und alle Völker, welche eine Polhöhe unter 90° haben. Fällt endlich der Horizont mit dem Aequator zusammen, so heißt er der parallele Horizont. Einen solchen würden die Bewohner unter den Polen haben, wenn diese Puncte berechnet wären. Zählen wir in unserm Horizont vom wahren Morgenpuncte nach beiden Seiten 90°, so ist der dazwischen liegende Bogen von 180° unser halber Horizont und wird der Osthorizont genannt. Im Gegentheil heißt die hier übrig bleibende Hälfte unseres Horizonts, welche den wahren Abendpunct in der Mitte hat, der Westhorizont. M. S.

Horizontalfläche ist eine Fläche, welche mit der eines stillstehenden Wassers überall parallel bleibt. Doch auch diese ist nur scheinbar horizontal; denn in einer wirklichen Horizontalfläche müßte ebenfalls jeder Punct gleich weit vom Mittelpuncte der Erde entfernt sein. M. S.

Horizontallinie ist eine solche, die mit der Richtungslinie eines freifallenden schweren Körpers einen rechten Winkel bildet. Diese Eigenschaft hat z. B. die Oberfläche eines stillstehenden Wassers. Man nennt eine solche Linie auch wagerecht, weil der Balken einer Wage immer horizontal steht, wenn die Zunge derselben einspielt, d. h. wenn die Wagschalen im Gleichgewicht stehen. Eine solche Linie ist aber auch nur scheinbar horizontal und man kann diese Erklärung nur von kurzen Linien als richtig annehmen. Eine lange Linie ist hingegen nur dann horizontal, wenn alle ihre Puncte gleich weit vom Mittelpunct der Erde entfernt sind. Es ist somit die scheinbare Horizontallinie stets über der wahren Horizontallinie erhaben, und nur in einem Puncte fallen sie zusammen. Die wahre Horizontale ist also ein Bogen und die scheinbare dessen Tangente. M. S.

Horizontalpuncte sind zwei oder mehrere Puncte, die gleich weit vom Mittelpunct der Erde entfernt sind. M. S.

Horn, Gustav, königl. schwedischer Reichsmarschall und Graf zu Björneborg, wurde den 23. Octbr. 1592 zu Derby in Upland geboren, woselbst sein Vater, wegen Uebergabe der Festung Iwanogorod an die Russen, sich im Exil befand. Mit dem Tode König Johann's (1593) hörte auch die Verbannung auf, und General H., auch Henrikson genannt, begab sich nach Finnland auf seine Güter, widmete sich dort ausschließlich der Erziehung seiner Söhne, und ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß der Muth allein, wenn er nicht mit Kenntnissen verschwistert und durch Tugenden veredelt wird, eine unbedeutende Eigenschaft sei, und scheute deßhalb auch keine Kosten, seinen Kindern eine wahrhaft classische Bildung zu geben. Gustav war mit dem meisten Talent begabt, entwickelte eine seltene Willenskraft, und zeigte schon damals jene Ruhe der Seele, welche es ihm später möglich machte, selbst in den gefahrvollsten Momenten stets im Gleichgewicht zu bleiben. Der Vater starb schon 1601. Gustav ging 1609 auf die Universität zu Rostock, später nach Jena und Tübingen, und kehrte Ende 1612 mit Kenntnissen bereichert nach Schweden zurück, wo sich inzwischen Vieles geändert hatte. Gustav Adolph (s. d.) hatte bereits die Regierung angetreten und stand mit mächtigen Feinden im Kampfe. Der junge Horn wählte ohne Zögern die kriegerische Laufbahn und folgte seinem ältesten Bruder Ewert, welcher bereits Feldmarschall war, auf dem Zuge gegen die Russen. Da es aber für ihn in jenem kunstlosen Kampfe Wenig zu lernen gab, wirkte Ewert seinem Bruder bei dem Könige die Erlaubniß aus, als Freiwilliger in dem Heere des Prinzen Moritz von Oranien zu dienen, in des-

sen Gefolge Gustav 2 Feldzügen in den Niederlanden beiwohnte, später eine Reise nach Frankreich unternahm und 1617 nach Schweden zurückkehrte.

Der eingetretene Friede war den Absichten des Grafen H. nicht günstig; doch bot sich ihm durch die Ernennung zum Kammerjunker eine Gelegenheit dar, unter den Augen des Königs Proben seiner vielseitigen Kenntnisse abzulegen, die auch bald bemerkt wurden und er ward mit Geschäften beauftragt, die weder in seinem Berufskreise lagen, noch in der Regel jungen Männern anvertraut werden. Eine geheime Sendung an den Brandenburger Hof, um die Neigung der Prinzessin Eleonore in Bezug auf den König zu sondiren, der jedoch seine Absichten auf eine Verbindung mit ihr vor der Zeit nicht errathen lassen wollte, ist eben sowohl ein Beweis von Gustav Adolph's Vertrauen in die Fähigkeiten des Grafen H., als sie das Band wurde, welches diese beiden seltenen Männer später innig vereinte.

Die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mit Polen (1621) führte H. auf diejenige Bahn zurück, die er schon früher mit Glück betreten hatte, und bei der damaligen Heerbildung darf es nicht befremden, den Kammerjunker des schwedischen Helden sogleich als Obersten eintreten zu sehen. Während der Belagerung von Riga befand sich H's Regiment unter dem unmittelbaren Befehl des Königs; bei einem mißlungenen Sturme erhielt H. einen Schuß in die rechte Hand. Der König belohnte seine Tapferkeit mit der Ritterwürde, und schickte ihn bald darauf nach Schweden, um neue Regimenter zu bilden. Später wurde er mit geheimen Aufträgen in die Niederlande geschickt, und war unter andern so glücklich, den bekannten Grafen Thurn zum Eintritt in schwedische Kriegsdienste zu bewegen. Zum General ernannt, betrieb H. die Rüstungen mit großem Eifer, war auch so glücklich, die in Schweden entstandenen Unruhen zu dämpfen. Der König belohnte diese wichtigen Dienste mit der Ernennung zum Reichsrath, und übertrug ihm den Oberbefehl über alle in Finnland befindlichen Truppen. Die Belagerung von Dorpat (1625) war seine nächste Unternehmung, wobei H. einen Aufstand unter seinen Truppen zu bekämpfen hatte, dennoch aber die Festung eroberte und dann zur Armee des Königs nach Liefland marschirte. In der Schlacht bei Wallhof (s. d.) befehligte er den rechten Flügel. Bis zum Jahre 1630 blieb H. in Liefland und Preußen, nahm an allen wichtigen Ereignissen Theil, führte in des Königs Abwesenheit mehrmals den Oberbefehl und wurde schon 1628 zum Feldmarschall ernannt.

Kurz nach Gustav Adolph's Landung in Pommern stieß Feldmarschall H. mit 10,000 M. zu ihm und wurde hauptsächlich mit der Behauptung Stettins beauftragt, während der König Streifzüge nach Meckelnburg machte. Später blokirte H. die Festung Colberg, 1631 Landsberg an der Warthe, blieb aber in der Regel mit seiner Truppenabtheilung beim Könige. In der Schlacht bei Breitenfeld (s. d.) befehligte Feldmarschall H. den linken Flügel und hatte es nach der Flucht der Sachsen fast allein mit Tilly zu thun; seine geschickten Defensivmaßregeln trugen nicht Wenig zum Siege bei. Am folgenden Morgen wurde er mit einem großen Theile der Reiterei nach Gotha und Eisenach entsendet, welche Städte er in Besitz nahm, dann aber für seine Person nach Halle eilte, um an den Berathungen über den neuen Operationsplan Theil zu nehmen. Er soll damals den Vorschlag gemacht haben, unverzüglich gegen Wien zu marschiren, erkannte aber die Wichtigkeit der Gegengründe des Königs und folgte diesem nach Franken, wurde jedoch mit 8000 M. nach Bamberg entsendet, nachdem man sich von der Treulosigkeit des neutral bleiben wollenden Bischofs hinreichend überzeugt hatte.

H. hatte Anfang 1632 im Bisthum Bamberg einen gefährlichen Stand, und es bedurfte seiner ganzen Klugheit, um nicht ein Opfer des Verraths zu werden. Im Innern der Stadt mit geheimen Kundschaftern und Feinden umgeben, hatte er auch noch einen Angriff Tilly's zu befürchten, und vom Könige, der seine Eroberungen auch jenseit des Rheines fortsetzen wollte, keine Hilfe zu erwarten. Um möglichst sicher zu sein, ließ H. nur 1 Reg. in der Stadt, und die übrigen Truppen außerhalb derselben ein Lager beziehen, welches eiligst verschanzt wurde. Aber ehe noch die Verschanzungen beendigt waren, schritt Tilly zum Angriffe, welcher durch einen allgemeinen Aufstand der Bürgerschaft unterstützt werden sollte. Zum Glück für die Schweden brach dieser Aufstand einen Tag zu früh aus und wurde schnell durch Waffengewalt gedämpft. Dem Angriffe des dreifach stärkeren Tilly vermochte H. aber nicht zu widerstehen, zog sich jedoch in guter Ordnung und ohne Verlust an Geschütz hinter die Rednitz zurück, wo seine kecke Haltung dem Feinde imponirte. In der folgenden Nacht überfiel er sogar 2 kaiserliche Regimenter in Hallstedt und fügte ihnen großen Schaden zu. Durch die Wahl vortheilhafter Stellungen hielt H. den General Tilly bis zur Ankunft des Königs von ferneren Angriffen ab, und folgte demselben später auf dem ruhmvollen Zuge nach Baiern. — Bei der allgemeinen Aufregung des Landvolks, welches sich gegen die in seine Hände fallenden Schweden mit der empörendsten Grausamkeit benahm, war es oft schwer, dem strengen Befehle des Königs gemäß, die Truppen von Gewaltthätigkeiten abzuhalten; doch verstand Graf H., Strenge und Milde so geschickt zu vereinen, daß er sich in Baiern den ehrenvollen Beinamen „der Menschliche" erwarb.

Während Gustav bei Nürnberg (s. d.) dem kaiserlichen Generalissimus die Spitze bot, erhielt H. Befehl, im Verein mit den Truppen des Herzogs von Würtemberg Schwaben zu behaupten und, wenn die Umstände es gestatteten, in den Elsaß einzudringen; er führte auch wirklich das ganze Jahr hindurch einen äußerst thätigen und glücklichen Feldzug, und hatte sich am Jahresschlusse fast aller wichtigen Plätze in dem weiten Rheinthale von Straßburg bis Mainz bemächtigt. H's militairischer Ruf wurde dadurch nicht wenig erhöht, und seine edlen Eigenschaften erwarben ihm im Elsaß und in der Pfalz die Liebe aller Herzen.

Der Tod Gustav Adolph's konnte natürlich nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Fortsetzung des Krieges bleiben, und wenn auch der Reichskanzler Oxenstierna, welcher die militairischen und politischen Angelegenheiten des schwedisch-deutschen Bundes mit großer Einsicht leitete, den Feldzug 1633 mit beträchtlichen Streitkräften eröffnete, so fehlte das persönliche Ansehen des Königs doch überall, und es traten unter den Heerführern bald Streitigkeiten ein, die dem Ganzen verderblich wurden. Feldmarschall H. erhielt Befehl, das Bestreben des Kaisers, in Schwaben und Elsaß wieder festen Fuß zu fassen, auf jede Weise zu hindern, und sollte im Verein mit Herzog Bernhard (s. d.) gegen den Herzog Feria und General Aldringen (s. d.) kämpfen. Letzterer spielte damals eine zweideutige Rolle und machte es den Schweden oft sehr leicht, blieb aber dessen ungeachtet ein sehr gefürchteter Gegner. Mißhelligkeiten mit Bernhard veranlaßten H., sich gänzlich von ihm zu trennen; er schritt hierauf zur Belagerung von Costnitz, war dabei nicht glücklich und entging nur durch Hilfe der Schweizer der Gefahr, von Schwaben abgeschnitten zu werden. Bei der Unzulänglichkeit der Armeeberichte bleibt der Zweck und Erfolg vieler Unternehmungen H's in jenem Feldzuge ziemlich dunkel; auch wurde im Allgemeinen nichts Ent-

scheidendes durchgeführt. Das Verhältniß zu Bernhard besserte sich, und beide Feldherren traten mehrmals wieder vereint auf. — Die erste Hälfte des Feldzuges 1634 brachte H. mit der Belagerung von Biberach, Kempten und Memmingen zu; das Vorrücken des Königs von Ungarn gegen Regensburg führte indeß H's Vereinigung mit Bernhard (im Juli) bei Augsburg herbei, worauf sie gegen Landshut marschirten, Regensburg aber verloren gehen ließen. Nach kurzer Trennung stießen beide Corps bei Bopsingen wieder zusammen, um Nördlingen zu retten. Bernhard und H. konnten sich über die Art und Weise nicht vereinigen; Letzterer gab jedoch nach, und stellte sich sogar für die Dauer der Schlacht freiwillig unter des Herzogs Befehle. Die Schlacht bei Nördlingen (s. d.) endete jedoch für die Schweden höchst unglücklich, und H. gerieth bei Deckung des Rückzugs vom Schlachtfelde in Gefangenschaft.

Der berühmte Feldmarschall ward von dem Könige von Ungarn mit großer Auszeichnung empfangen und alle kaiserlichen Generale ließen sich ihm vorstellen. So seltene Ehrenbezeigungen waren für H. ein sicheres Anzeichen langwieriger Gefangenschaft, worin er sich auch nicht täuschte. Alle Vorschläge Oxenstierna's zur Auswechselung wurden abgelehnt, und der Feldmarschall sah sich beinahe 8 Jahre seiner Freiheit beraubt. Während seines Aufenthaltes in Ingolstadt und Burghausen, wo ihm jede Bequemlichkeit gestattet wurde, schrieb er ein Werk: „Ueber die Pflichten des Feldherrn," wovon aber das Manuscript verloren gegangen ist.

Erst im Frühjahre 1642 wurde H. gegen die Generale Werth, Buchheim und Hofkirchen ausgewechselt. Er verdankte seine Befreiung hauptsächlich der Verwendung Ludwig's XIII., und obgleich derselbe damals mit einer Armee an der spanischen Grenze stand, glaubte H., seinen Dank doch persönlich abstatten zu müssen. Der hochherzige König empfing ihn mit fürstlichen Ehren, die ganze franz. Armee war in Schlachtordnung aufgestellt und begrüßte den Helden mit Artilleriesalven; bei der Abreise erhielt er einen reich mit Brillanten besetzten Degen.

Nach 13jähriger Abwesenheit kehrte H. nach Schweden zurück und ward von der Königin Christina mit Auszeichnung empfangen; doch erschien er selten an ihrem Hofe und lebte 2 Jahre sehr zurückgezogen in Stockholm, ohne an den Parteiungen Theil zu nehmen. Die unglückliche Wendung des Krieges in Deutschland veranlaßte jedoch 1644 König Christian zu einer Kriegserklärung an Schweden, welches ihm jetzt eine leichte Beute schien. Oxenstierna hatte aber diese Episode erwartet und war nicht unvorbereitet. H. wurde zum Oberbefehlshaber aller in Schweden stehenden Truppen ernannt und erhielt Befehl, die Dänen anzugreifen. Dieser nur 2 Jahre dauernde Krieg brachte ihm neue Ehre; denn es galt hier, ein kriegerisches, von Nationalhaß entflammtes Volk zu bekämpfen, das von regulairen Truppen unterstützt, von geschickten Officieren geleitet und vom Terrain in seinen kleinen Operationen sehr begünstigt wurde. Zu Schlachten und größeren Gefechten kam es nicht; es war ein Krieg im Kleinen, den Torstenson's Ankunft mit einem Heere im Holstein'schen zum Vortheile der Schweden endigte.

Einige Jahre später erhielt H. die durch den Tod des Grafen de la Gardie erledigte Würde eines Reichsmarschalls. — Als die Königin dem Throne entsagt und der Herzog von Zweibrücken (1653) die Regierung übernommen hatte, blieb H. in seinen dienstlichen Verhältnissen. Bei Ausbruch des Krieges mit Polen wurde ihm während des Königs Abwesenheit die Vertheidigung des ganzen Reiches übertragen, und wenn gleich Kränklichkeit

und Altersschwäche ihm Schonung seiner Gesundheit geboten, entwickelte er doch die gewohnte Thätigkeit und betrieb die kriegerischen Rüstungen mit unermüdlichem Eifer. Zu diesem Zwecke hatte er die Stände nach Skara beschieden und begab sich ebenfalls dahin; auf der Reise verschlimmerte sich aber sein Uebelbefinden so sehr, daß er kurz nach seiner Ankunft den 10. Mai 1657 starb.

Graf H. stammte aus einem alten Geschlecht, das sich früher aus Brabant nach Schweden geflüchtet und diesem Staate manchen berühmten Staatsmann und Krieger geliefert hat, dessen Ruhm er durch seine Thaten vermehrte. Streng von Sitten und in Ausübung seiner Pflichten, war er von seinen Untergebenen vielleicht weniger geliebt, als mancher seiner Mitfeldherren; doch leistete er darum nicht geringere Dienste, wenn auch seine Feldherrnlaufbahn nicht so viele Glanzpuncte aufzuweisen hat, als die seiner Zeitgenossen. Dagegen sicherten ihm Beständigkeit im Glück und Gleichmuth im Unglück die Achtung bei Freund und Feind, so wie ihm feine Sitten, seltene Sprachkenntnisse und ein heller durchdringender Verstand, verbunden mit schönem kriegerischen Anstande, zu einem Musterbilde seines Jahrhunderts machten. (Literatur wie bei Gustav Adolph.) Pz.

Hornwerk (ouvrage à corne) wird ein Festungswerk genannt, welches aus 2 halben Bollwerken mit verbindender Courtine besteht. Durch 2 von den Bollwerkspuncten (s. d.) fortlaufende gerade Linien, die sogenannten **Flügel**, schließt sich dasselbe an die rückliegenden Festungswerke an, für welche es ein vorliegendes Außenwerk ist.

Sie finden ihre Anwendung theils zur Deckung sehr langer, durch das Terrain gebotener Courtinen, theils um spitze vorgeschobene Winkel in stumpfere zu verwandeln, theils auch um vorliegende schmale Terraintheile mit der Hauptbefestigung zu verbinden, wenn ihr Besitz von Wichtigkeit ist.

Als Hauptgrundsatz, der bei Anlage eines solchen Festungswerkes stets zu befolgen ist, gilt, daß die Flügelseiten oder Anschlußlinien dem Angriff nie ausgesetzt sein dürfen, daß diese von dahinter liegenden Festungswerken kräftig flankirt sind, daß das Innere des ganzen Werkes bestrichen werden kann, dem Feinde vorzüglich durch schmale Wallgänge das Logiren möglichst zu erschweren ist, und daß man für eine sichere und bequeme Communication mit den rückliegenden Festungswerken sorgen muß.

Graben und Profil sind meist dem des Hauptwalls gleich, nur darf der Hauptwall von keinem Puncte eines solchen Werkes gefährdet sein; übrigens können vor ihrer Front alle Außenwerke (s. d.) der Bastionairbefestigung vorkommen, wenn sie das Terrain zuläßt, ja man findet bei manchen Festungen (Namur) mehrere dieser Werke selbst vor einander geschoben. Aus ihrer Grundgestalt ist es schon einleuchtend, daß sie nur bei Bastionairbefestigungen vorkommen, wofür aber die anderen Systeme analoge Repräsentanten haben, jedoch sind sie in keinem Systeme als Grundbestandtheil aufgenommen, sondern bei den meisten nur als durch das Terrain bedingte Hilfswerke zu betrachten.

Die Vortheile, welche diese Werke bieten, sind eigentlich passiver Natur und bestehen vorzüglich darin, daß der Feind nach ihrer Eroberung von ihnen aus eine neue Belagerung gegen die dahinter liegenden Werke beginnen muß, wobei gewöhnlich die Offensive eine vortheilhafte Rolle spielen kann.

Als ihr Hauptnachtheil ist anzuführen, daß der Feind nach ihrer Wegnahme durch die Flügelseiten nothwendig Deckung gegen die Collateralwerke finden muß, daß die Kräfte der Besatzung mehr oder minder zersplittert wer-

den, und daß auch gewöhnlich mit dem Werke ein Theil des Geschützes verloren geht. P.

Horodeczna oder **Gorodeczna**, Treffen bei, am 12. August 1812, s. Podobna.

Hospitäler, s. Militairhospitäler.

Hospitalschiff. Bei Unternehmungen, wo sich voraussehen läßt, daß man lange die See halten muß und sich nicht in der Nähe befreundeter Hafen befinden wird, findet bei Kriegsflotten die Einrichtung Statt, besondere Schiffe zur Aufnahme und Pflege der Kranken und Verwundeten zu bestimmen, welche man Hospitalschiffe nennt. Der innere Raum derselben erhält zu diesem Endzwecke besondere Einrichtungen, welche im Wesentlichen darin bestehen, daß man einem solchen Schiffe 2 sehr hohe Verdecke giebt, unter welchen sich die Räume für die Kranken befinden, und daß man überhaupt für den Zugang der frischen Luft und Erhaltung der Trokkenheit Sorge trägt. Man rechnet im Durchschnitt auf 10 Kriegsschiffe ein Hospitalschiff.

Hotze, David, k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren 1739 im Canton Zürich, widmete sich in seiner Jugend dem Studium der Theologie, trat aber auf Veranlassung des Herzogs Karl von Würtemberg in würtembergische Militairdienste und aus diesen später in preußische und dann in russische. In letzteren hatte er es bis zum Major gebracht, als ihn Kaiser Joseph II. bei dem Besuche, den er der Kaiserin Katharina 1787 zu Cherson machte, kennen lernte und ihm eine Stelle in der östreich. Armee anbot. Die Kaiserin genehmigte H's Uebertritt, und er errichtete in Oestreich ein Uhlanenregiment, dessen Commando er übernahm. 1792 stand er als Oberst und Commandant des Regimentes Hohenzollern-Kürassiere bei der Armee des Feldmarschalls Wurmser und ward bei derselben 1793 zum Generalmajor ernannt. Bei der Erstürmung der Weißenburger Linien, am 13. Octbr., commandirte General H. die aus dem Bienwalde hervorbrechende östreich. Colonne, welche das Centrum der Linien sprengte und die Bastion von St. Remi nahm, und verdiente sich durch diese kühne Waffenthat den militairischen Theresienorden. Darauf drang er im Elsaß vor, ward jedoch vor Elsaß-Zabern aufgehalten und mußte zurückgehen, wodurch die Stellung der übrigen östreich. Corps hinter der Zorn sehr bloßgegeben wurde. Am 1. Decbr. schlug er dagegen den franz. General Hatry bei Guntershofen an der Motter und vertheidigte hierauf die Stellung bei Niederbrunn mehrere Tage lang gegen die überlegenen Angriffe der Division Taponier. Nach der Vereinigung der franz. Rhein- und Moselarmeen siegten die franz. Generale Hoche und Pichegru (s. d.) über die Oestreicher und Preußen bei Reichshofen und Hagenau, und durchbrachen am 22. und 23. Decbr. die Linien der Motter. General H. vertheidigte in diesen Gefechten die Verschanzungen bei Werth und den Liebfrauenberg, wurde jedoch von den Franzosen gleichzeitig in Front und Rücken angegriffen und mußte sich bis auf den Geisberg bei Weißenburg zurückziehen. Auch von hier vertrieb ihn am 26. Decbr. die Uebermacht der Franzosen; die Wurmser'sche Armee ward zum schleunigsten Rückzug über den Rhein genöthigt und so der Erfolg des ganzen Feldzuges in wenig Tagen verloren. Die Uneinigkeit der commandirenden Generale der Oestreicher und Preußen (Wurmser und Herz. v. Braunschweig) war Ursache der Unfälle der Verbündeten. General H. bewies dies in einer „Geschichte des Feldzugs der Wurmser'schen Armee am Oberrhein im J. 1793." 1794 beschränkte sich der Krieg am Rhein meist auf Postengefechte; General H. war meist bei den Vorposten thätig und erhielt im

Herbst dieses Jahres das Commando über den Sperrcordon, welchen die Verbündeten gegen die Schweiz angeordnet hatten, aus welcher die Franzosen bis dahin alle ihre Bedürfnisse gezogen. Im December noch ward er in's Hauptquartier nach Heidelberg berufen, um wegen der Vertheidigung und späteren Uebergabe von Mannheim und Mainz mit seinem Rathe gehört zu werden, ging jedoch bald wieder nach Lörrach bei Basel zurück, um die Schweiz ferner zu beobachten. Das Jahr 1795 verfloß ohne bedeutende Ereignisse. H. ward im März zum Feldmarschalllieutenant ernannt und stand bei dem Corps, welches General Latour dem Feldmarschall Grafen Clerfayt (s. d.) im October nach dem Main zuführte, und durch welches Clerfayt's Armee so verstärkt wurde, daß sie den franz. General Jourdan über den Rhein zurücktreiben und Mainz erobern konnte. 1796 stand F. M. L. Hotze bei der Armee des Erzherzogs Karl (s. d.), ging am 10. Juni mit derselben auf das rechte Rheinufer, nahm Theil an dem Treffen bei Eßlingen (21. Juli), wo er den General Laroche zurückschlug, und folgte dann der rückgängigen Bewegung des Erzherzogs von Stuttgart aus gegen die Donau. Es war ihm dabei der Auftrag geworden, durch das Filsthal zurückzugehen, in welches ihm der General St. Cyr folgte, jedoch nicht anzugreifen wagte. Erst bei Heidenheim (am 4. Aug.) an der Brenz trafen die Franzosen auf H's Nachhut und nahmen ihr diese Stadt durch gewaltsamen Angriff. In der Schlacht bei Neresheim (11. Aug.) commandirte Feldmarschalllieutenant H. das Centrum und folgte dann dem Erzherzog Karl, welcher sich plötzlich gegen die Sambre- und Maasarmee wendete, zu den Gefechten bei Amberg und Neumark (22. bis 24. Aug.), und commandirte dann eine der Colonnen, welche Jourdan's übereilten Rückzug nach der Schlacht von Würzburg (3. Sept.) bewirken halfen. Unter dem Erzherzog Karl nahm Feldmarschalllieutenant H. Antheil an den weiteren Ereignissen dieses thatenreichen Feldzugs und commandirte im J. 1797 das Reservelager bei Ulm. Nach dem Abschluß der Friedenspräliminarien von Leoben erhielt der Feldmarschalllieutenant H. das Großkreuz des militairischen Theresienordens als Belohnung seiner in den vergangenen Feldzügen geleisteten Dienste. Nach dem Frieden von Campo Formio bemühten sich die Franzosen, die Schweiz zu insurgiren, während sie scheinbar mit den deutschen Fürsten sich zu Rastadt in anderweite Friedensunterhandlungen einließen. Die Gewaltschritte des Directoriums in der Schweiz und in Italien, und die gleichzeitige Eroberung Aegyptens durch die Franzosen führten daher zum zweiten Coalitionskriege. Erzherzog Karl übernahm 1799 den Oberbefehl der Oestreicher und hatte den Feldmarschalllieutenant H. mit 18 Bat. und 7 Schwdr. nach Vorarlberg detaschirt und ihm die Vertheidigung der Pässe von Bregenz anbefohlen, um die linke Flanke der vom Lech her anrückenden Armee zu decken. H. hatte deßhalb eine verschanzte Stellung bei Feldkirch eingenommen und zugleich in seinem Hauptquartier eine Menge ausgewanderter Schweizer versammelt, die der Einmarsch der Franzosen aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, und welche durch ihre Verbindungen und Ortskenntniß später den Oestreichern sehr nützlich wurden. Beim Beginnen der Feindseligkeiten brach der General Massena durch Graubündten in Vorarlberg ein. General Oudinot stieß am 7. März mit der Avantgarde bei Feldkirch auf Feldmarschalllieutenant H., der ihm nur 16 Comp. und 2 Schwdr. entgegensetzen konnte; nur mit großer Anstrengung gelang es ihm, seine verschanzte Stellung zu behaupten. Die offensiven Bewegungen der Oestreicher gegen die Schweiz sollten am 1. Mai beginnen. Feldmarschalllieutenant H. unternahm an diesem Tage einen Angriff auf den Luciensteig, der jedoch von den Franzo-

sen zurückgeschlagen wurde, und erst als sein Corps sich auf 34 Bat. und 26 Schwdr. verstärkt und er mit dem F. M. L. Bellegarde von Engadin aus sich zu einer gemeinschaftlichen Operation vereinigt hatte, konnte er auf ein glücklicheres Ergebniß rechnen. Am 14. Mai ward nun der Luciensteig wirklich erobert und der Einmarsch in Graubündten erfolgte. Die Franzosen wurden bis Ilanz zurückgedrängt und die Vereinigung mit der Armee des Erzherzogs beabsichtigt. H. richtete deßhalb seinen Marsch nach St. Gallen, Frauenfeld, Winterthur, woraus er am 27. Mai die Franzosen vertrieb und daselbst mit dem Erzherzog zusammentraf. In der ersten Schlacht bei Zürich, am 4. Juni, commandirte Feldmarschalllieutenant H. den linken Flügel der östreich. Armee, welcher aus 22 Schwdr. und 20 Bat. bestand. Er erstürmte die Dörfer Stepbach und Schwammendingen, und versuchte, jedoch vergebens, den Züricher Berg zu ersteigen. Die Räumung von Zürich, welche am 6. Juni erfolgte, lohnte die Anstrengungen der Oestreicher, da sie in der Schlacht selbst die Franzosen nicht eigentlich besiegt hatten. Feldmarschalllieutenant H. hatte eine leichte Verwundung erhalten, ward jedoch durch dieselbe nicht verhindert, das Commando der Stadt Zürich und der Vorposten vor derselben zu übernehmen, während die Franzosen den Albis besetzt hielten. Beide Armeen blieben von der Mitte Juni bis zur Mitte Augusts ruhig in ihren Stellungen. In der zweiten Hälfte des Augusts verließ der Erzherzog Karl mit dem größten Theile seiner Armee die Schweiz und nur der Feldmarschalllieutenant H. mit 25,000 M. (30 Bat., 34 Schwdr.) blieb daselbst zurück, um vom Züricher See bis nach Italien den linken Flügel der russischen Armee unter Korsakow zu bilden und diese mit der aus Italien heranziehenden Armee Suwarow's zu verbinden. Allein noch ehe das Letztere geschehen konnte, griffen Massena und Soult die Russen und Oestreicher am 25. Septbr. an. Feldmarschalllieutenant H. hatte die Linth zu decken; während Korsakow bei Zürich geschlagen wurde, setzten die Franzosen schwimmend und auf Kähnen über jenen Fluß. H. eilte aus seinem Hauptquartiere herbei, um dieselben zurückzutreiben, ward aber schon vor 5 Uhr des Morgens im ersten Anfange des Gefechts bei Schännis getödtet. F. M. L. Petrasch führte das geschlagene östreich. Corps auf der Straße von Lichtensteig nach dem Vorarlberg zurück.

Hotze galt für einen entschlossenen tapferen Soldaten, der mit großer Welt- und Menschenkenntniß echt schweizerische Biederkeit verband, und dem man nichts als ein zu rasch aufbrausendes Feuer vorwerfen konnte, das ihn manchmal zu übereilten Unternehmungen hinriß. Als Vollzieher höherer Befehle konnte es indessen keinen besseren General geben, als ihn.

(Lexikon der franz. Revolution, von Dr. E. L. Posselt, 1. Band. Nürnberg, 1802. — Geschichte der Kriege in Europa &c. Leipzig, 1827, 1. Band. — Grundsätze der Strategie &c. Wien, 1814. — Geschichte des Feldzuges von 1799 &c., 2 Thle. Wien, 1819.) E.

Houchard, Johann Nicolas, republikanischer Obergeneral der franz. Nordarmee. Er wurde 1740 zu Forbach bei Saarbrücken geboren und war einer von den Unglücklichen, welche zur Zeit der Schreckensregierung für unverschuldete Unfälle mit dem Tode büßen mußten. Ueber seine Abkunft ist nichts Zuverlässiges bekannt. H. ließ sich sehr frühzeitig als gemeiner Reiter anwerben und war bei Ausbruch der Revolution noch Unterofficier, 1792 aber bereits Oberst eines Chasseurregiments der Rheinarmee unter Custine. Nach der schimpflichen Uebergabe von Mainz (21. Octbr. 1792) erhielt H. Befehl, die Wetterau zu durchstreifen, wo er starke Contributionen eintrieb, sich auch der Salzwerke bei Nauheim bemächtigte. Den 9. Novbr. überfiel er Limburg an der Lahn und mehrere andere schwach be-

setzte Orte zwischen diesem Flusse und dem Maine; doch ist das Detail seiner kühnen Streifereien nicht bekannt. Als die Verbündeten Ende November gegen den Main vorrückten, bezog der zum Brigadegeneral ernannte H. eine Stellung bei Oberursel, welche als Hauptvorposten der bei Höchst stehenden franz. Armee betrachtet wurde; er hatte hier 5 Bat., 10 Schwdr., wurde aber den 1. Decbr. vom Erbprinzen von Hohenlohe und dem Herzoge von Weimar in Front und Flanke bedroht und zum Rückzuge auf die Hauptstellung gezwungen. 1793 zum Divisionsgeneral ernannt, besetzte H. die verschanzte Stellung bei Kreuznach, wies den 16. März einen Angriff des Obersten Szekuly ab und drängte ihn bis Stromberg zurück. Das Vordringen der preuß. Armee in dieser Richtung und die schlechte Unterstützung der vom General Ligneville befehligten Moselarmee nöthigten Custine bald nachher zum Rückzuge gegen Landau.

Der Convent war mit Ligneville unzufrieden und ernannte Anfang Mai H. zum Obergeneral der Moselarmee, an deren Spitze er im Verein mit Custine und dessen Nachfolgern mehrere fruchtlose Versuche zum Entsatz von Mainz machte. Nach dem Falle dieser Festung (22. Juli 1793) erhielt H. Befehl, 20,000 M. der besten Truppen an die Nordgrenze zu führen, wo die Verbündeten unter Anführung des Herzogs von Sachsen=Coburg bedeutende Fortschritte machten. Noch vor seiner Ankunft auf diesem Kriegsschauplatze wurde H. zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt. Das Schicksal seines Vorgängers Custine (s. d.) war nicht sehr ermuthigend, doch bot H. alle seine Kräfte auf, die Absichten des Convents zu erfüllen. Das unkluge Unternehmen der Verbündeten auf Dünkirchen, durch Englands Privatinteresse veranlaßt, erleichterte den Franzosen die Offensive. H. zog bei Cassel 30,000 M. zusammen und marschirte damit gegen Dünkirchen. Er sprengte den Cordon des Feldmarschalls Freitag ohne Mühe, griff ihn den 6. und 7. Septbr. bei Hondschooten (s. d.) mit Ungestüm an, während die früher verstärkten Besatzungen von Dünkirchen und Bergues, deren Einschließung sehr unvollständig war, heftige Ausfälle machten, und zwang dadurch den Herzog von York, die Belagerung aufzuheben.

Die allgemeine Unordnung der englisch=hannoverschen Armee benutzend, gab H. dem General Hedouville Befehl, mit seiner Division unverzüglich gegen Menin aufzubrechen; er selbst aber eilte nach Lille, um auch von dort aus Truppen gegen den Prinzen von Oranien in Bewegung zu setzen, welcher mit 15,000 M. die Brücken über die Lys zwischen Warneton und Menin vertheidigen, und die Verbindung zwischen dem Herzog von York und dem mit der Belagerung von le Quesnoy beschäftigten Herzog von Coburg sichern sollte. An der Spitze von 2 starken Divisionen griff H. die Holländer den 13. Septbr. auf beiden Ufern an und brachte ihnen nach 2tägigem Kampfe eine vollständige Niederlage bei. Noch war eine bei Courtrai unter General Beaulieu (s. d.) stehende östreich. Division von 8000 M. zu überwinden, bevor Westflandern für befreit gelten konnte. H. hielt die Division Hedouville für hinreichend, die Oestreicher zu vertreiben, und blieb mit der andern Division in den eroberten Stellungen. Aber Hedouville fand den hartnäckigsten Widerstand, wurde den 16. selbst angegriffen, geschlagen und in großer Unordnung bis hinter Menin zurückgetrieben. Ein panischer Schrecken schien sich der Franzosen bemeistert zu haben; sie hielten an der Lys nirgends mehr Stand, und H. sah sich genöthigt, seine Truppen in das verschanzte Lager bei Lille zurückzuführen.

Der Wohlfahrtsausschuß ließ den Obergeneral nebst Hedouville arretiren und vor das Revolutionstribunal stellen. Ersterem wurde hier der Ver=

wurf gemacht, daß er zur Rettung von Mainz nicht Alles gethan, was in seiner Macht gestanden, daß er an der Lys den ihm zugeschickten Angriffsplan nicht genau befolgt, daß er einen übereilten Rückzug befohlen, antirepublikanische Reden gehalten habe u. s. w. Houchard vertheidigte sich mit Scharfsinn und Entschlossenheit, wurde aber dessenungeachtet zum Tode verurtheilt und den 17. Novemb. 1793 guillotinirt. (Hedouville ward abgesetzt, später aber wieder angestellt; er starb als franz. Graf, Pair und Generallieutenant 1817.)

Houchard verdankte seine schnelle Beförderung einer ausgezeichneten Bravour, vereint mit großer Thätigkeit und seltener Umsicht. Bei längerer Uebung in der Führung größerer Streitmassen würde er sich unstreitig den Marschallsstab errungen haben. Man hat ihm vorgeworfen, einer der Ankläger Custine's gewesen zu sein, um dessen Stelle zu erhalten, was jedoch kaum wahrscheinlich ist, weil die Obergenerale damals kein Gegenstand des Neides sein konnten. Sein Sohn hat 1809 in Straßburg eine Vertheidigungsschrift herausgegeben, worin er diese Beschuldigungen zu widerlegen sucht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß H., der Sieger bei Hondschooten, als ein Opfer der Verleumdung fiel, welche damals der jungen Republik tiefere Wunden schlug, als das Schwert ihrer öffentlichen Feinde. (Biographie universelle. Geschichte der Kriege in Europa.)

Pz.

Howe, Richard Graf, einer der ausgezeichnetsten englischen Admirale neuerer Zeit, war der zweite Sohn des Vicomte Howe, Gouverneur von Barbados, und wurde 1725 geboren. Bereits im 14. Jahre trat der junge Howe bei der Flotte ein, begleitete den General Anson auf einer Expedition in die Südsee, gab dort schon unzweideutige Beweise seines Muthes und seiner Talente, und hatte im 20. Jahre den Grad eines Kapitains erlangt. In dieser Eigenschaft erbeutete er 1757 das franz. Linienschiff Alcide, pflanzte 2 Jahre später die engl. Flage auf der Insel Chausey an der Normandie auf, und erwarb sich bei verschiedenen Unternehmungen gegen die franz. Küsten so viele Verdienste, daß er zum Obersten der Marinetruppen ernannt wurde. Während der hierauf folgenden Friedensjahre bekleidete Howe die Stelle eines Schatzmeisters der Marine. Zum Contreadmiral ernannt 1770, erhielt er den Oberbefehl der im mittelländischen Meere stationirten Flotte, und ward 1776 nach Amerika gesandt, um dort in Verbindung mit seinem Bruder, welcher die Landtruppen commandirte, Philadelphia gegen die Insurgenten zu behaupten; trotz aller Anstrengungen gelang es ihm nicht, sich seines Auftrages mit Glück zu entledigen. Er kehrte nach England zurück und übernahm 1782 den Befehl einer Flotte von 34 Kriegsschiffen, 8 Fregatten und 70 Transportschiffen, bestimmt, Gibraltar mit neuen Truppen, Munition und Lebensmitteln zu versehen. Trotz der Ueberlegenheit der von der Festung stationirten combinirten Flotte vollzog er dieses Wagestück mit eben so viel Muth und Klugheit (s. Gibraltar), und landete ohne einen namhaften Verlust erlitten zu haben, an den Küsten Englands. Zum Admiral der blauen Flagge und ersten Lord der Admiralität erhoben, bekleidete er diesen Posten bis 1788. Bereits in vorgerücktem Alter, sollte Howe neue Lorbern ernten, als die franz. Revolution ausbrach. Während des Friedens zum Grafen und Viceadmiral ernannt, übertrug man ihm 1793 das Commando der Flotte im Canale. Der Sieg auf der Höhe von Quessant (s. d.), am 1. Juni 1794, gegen die überlegene franz. Flotte unter dem Admiral Villaret-Joyeuse war für die Republik eben so empfindlich als ruhmvoll für Howe, welcher zur Belohnung von beiden Häusern

des Parlaments Dankadressen, von dem Könige aber, der ihm in Person mit der Königin auf der Flotte zu Portsmouth einen Besuch abstattete, einen kostbaren Degen und eine goldene Kette empfing. Zwei Jahre später wurden zu Ehren dieses Tages Medaillen geprägt. Im Jahre 1796 ward Howe zum Admiral der Flotte und General der Marinetruppen ernannt, erhielt das Jahr darauf den Orden des blauen Hosenbandes, übergab aber das Commando dem Lord Bridport, um sich vom Staatsdienst zurückzuziehen. Howe starb den 15. August 1799 zu London. Die engl. Marine betrauerte in ihm einen der kühnsten, entschlossensten und kaltblütigsten Seeofficiere, und verdankt seiner Einsicht eine Menge Verbesserungen und zweckmäßige Einrichtungen. R.

Hoyer, Johann Gottfried von, der Sohn eines kurfürstl. sächsischen Forstbedienten, wurde 1726 zu Dresden geboren, trat 1743 freiwillig als Unterofficier in das sächsische Artilleriecorps ein, und wurde in demselben 1746 zum Stückjunker, 1762 zum Hauptmann und 1771 zum Major befördert, nachdem er den Prinzen des kurfürstlichen Hauses Unterricht in der Artilleriewissenschaft ertheilt hatte. Im Jahre 1772 wurde H. als Director der 1766 gegründeten Artillerieschule angestellt, und als solcher 1777 zum Oberstlieutenant, 1784 zum Obersten, und 1792 zum Generalmajor ernannt, nachdem er bereits 1790 in den Adelstand erhoben worden war. Im Jahre 1793 wurde er zum Oberzeugmeister befördert, und starb 1802 in dieser Stellung als Generallieutenant in einem Alter von 76 Jahren.

Hoyer erwarb sich vielfache Verdienste um die sächsische Artillerie. Als Schuldirector strebte er vorzüglich danach, den praktischen Unterricht zweckmäßig mit dem theoretischen zu verbinden, und außerdem führte er eine Menge wesentlicher Veränderungen in der Einrichtung des Materiellen theils unmittelbar, theils mittelbar herbei, wobei er eine treffliche Unterstützung an einem sehr tüchtigen Artilleristen, dem damaligen Batteriemeister, Lieutenant, später Hauptmann, Raabe fand. Nach Hoyer's Angabe wurde das 4pfündige Granatstück (s. d.) und das schwere 4pfündige Kanon (s. Geschütz), so wie die stehende Richtschraube bei den Mörsern eingeführt, und ferner statt des bis dahin üblichen Eichenholzs Kiefernholz zu den Laffetenwänden verwendet. Entspricht auch letzteres jetzt nicht mehr allen in dieser Hinsicht zu machenden Anforderungen, so hat doch der Erfolg vollkommen bestätigt, daß dessen Haltbarkeit bei dem damaligen Zustande der Pulverfabrikation vollkommen genügte. Eine im Jahre 1775 wegen Einführung der Granatstücke von ihm eingereichte Denkschrift enthält folgende Stelle: „Obgleich zwar jetzt beinahe alle Armeen die Artillerie bis zur Ausschweifung „vermehren, so halte ich es doch für zweckmäßiger, sich die möglich beste „statt der möglich zahlreichsten Artillerie zu verschaffen, um aus einer etwas „geringeren Anzahl größeren Nutzen zu ziehen. Die Regimentsstücke (damals „leichte 4pfünder, s. Geschütz) gestatten keine angemessene Schußweite, und „die Kartätschenwirkung ist nicht bedeutend; sie bleiben aber des leichten „Fortkommens wegen vor der Hand unentbehrlich. Das schwere Geschütz „fällt der Infanterie bei ihren Bewegungen durch sein großes Gewicht zu „sehr zur Last, und es entsteht hieraus das jetziger Taktik angemessene Pro„blem für die Artillerie, Geschütze herzustellen, welches von großem Kaliber, „aber leicht zu transportiren und zu handhaben, dabei dauerhaft und von „der nöthigen Wirkung ist."

Mittelbar bewirkte Hoyer im Jahre 1780 die Einführung der Protzkästen und der 4räderigen Munitionswagen bei den Regimentskanonen statt der bis dahin üblichen Karren, die noch jetzt übliche Verpackung der Muni-

tion in Schußkästen und die Eintheilung der Feldbatterien in 2 Linien, Brigaden zu 3 Batterien und 1 Reservebrigade zu beliebiger Disposition von 4 Batterien. Noch manche andere Idee Hoyer's blieb unausgeführt, da er stets an dem Commandant der Feldartillerie, General von Hiller einen entschiedenen Gegner fand, was er gewissermaßen dadurch selbst verschuldet hatte, daß er, besonders in früheren Zeiten, nicht immer den geraden Weg einschlug, um seine Verbesserungsanschläge zur Ausführung zu bringen.

H.

Hoyer, Johann Gottfried, Dr. von, königl. preuß. Generalmajor, der Sohn des 1787 als sächsischer Pontoniermajor gestorbenen Hoyer's und der Neffe des Vorigen, ist am 9. Mai 1767 geboren, und gehört zu unseren fruchtbarsten noch lebenden militairischen Schriftstellern. Von seinen Aeltern für das diplomatische Fach bestimmt, wählte er dennoch im 11. Jahre schon die militairische Laufbahn, indem er bei seines Vaters Compagnie eintrat. 1781 zum Officier bei der Artillerie ernannt, nahm er noch 4 Jahre Theil an dem Unterrichte in der Artillerieschule, beschäftigte sich aber außerdem, und namentlich in der Friedensepoche mit dem Studium klassischer Schriftsteller und den neuern Sprachen. Hoyer ward 1802 zum Hauptmann ernannt, erhielt im folgenden Jahre das Commando der Pontoniercompagnie, avancirte 1809 zum Major, 1810 zum Oberstlieutenant, verließ 1814 den sächsischen Dienst und ward als Oberst im preuß. Heere angestellt. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1815 in Frankreich bei, wurde nach dem Frieden zum Brigadier der märkischen und pommerschen Festungen ernannt, rückte 1818 zum Generalmajor und Inspecteur der Pionniere und Festungen in Pommern und Preußen auf, und ward 1825 in Ruhestand versetzt, seit welcher Zeit er sich vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Er ist Mitglied der Akademie der Militairwissenschaften zu Stockholm.

Von seinen zahlreich erschienenen Werken erwähnen wir folgende militairische: — Pragmatische Geschichte der sächsischen Truppen, Leipzig, 1791. — Handbuch der Pontonierwissenschaften, Leipzig, 1793, 2. Aufl. 1830, 2 Bde. — Geschichte der Kriegskunst seit Erfindung des Pulvers, Göttingen, 1798, 2 Bde. — Neues militairisches Magazin, Leipzig, 1798—1808. — Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, Tübingen, 1804, 2 Bde.; hierzu erschien 1830 ein Supplementband. — Allgemeines Wörterbuch der Kriegsbaukunst, Leipzig, 1816, 3 Bde. — Lehrbuch der Kriegsbaukunst, Berlin, 1816, 2 Bde. — Taschenbuch für Ingenieurs und Artilleristen, Berlin, 1818. — Literatur der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte, zur Handbibliothek für Officiere, Berlin, 1832. — Für denselben Zweck: Befestigungskunst und Pionierdienst, Berlin, 1832. R.

Hrziby, Dorf zwischen Kaurzim und Prag. — Schlacht am 28. (30.) Mai 1434 zwischen den Hussiten und den katholischen Böhmen und Kalixtinern.

Auf die Nachricht von einem offnen Parteikampfe in Prag, in dem die Taboriten durch die böhmischen Herren und die Prager eine beträchtliche Niederlage erlitten hatten, hob der Taboritenführer Prokop der Große, Holy, die schon 10 Monate dauernde Belagerung von Pilsen auf und rückte gegen Prag, an seinen Feinden eine empfindliche Rache zu üben. In Kuttenberg mit der andern hussitischen Partei des gestorbenen Ziska, vereinigt, durchzog er mordend und plündernd Böhmen, und begnügte sich für jetzt damit, die Besitzungen des Adels, besonders des Landhauptmanns Mainhard von Neuhaus zu zerstören. Dieser erließ Sendschreiben an alle Ba-

rone und die treugebliebenen Städte, und sammelte in möglichster Schnelligkeit aus der Kriegsmacht der Pilsener und Prager und aus dem Volke der Herren von Sternberg, Rosenberg, Ptaczek, Borczek und Wrzeschtiowa ein Heer, mit dem er sich dem gefürchteten Feinde entgegenzustellen wagen konnte. Wohl erfuhr Prokop von den angestrengten Rüstungen der Gegner, wohl riethen ihm mehrere Vorsichtige, dieses Mal nicht dem Kriegsglücke die Entscheidung zu überlassen, sondern Unterhandlungen mit Mainhard von Neuhaus anzuknüpfen; aber der wilde Krieger erwiederte, daß er nicht eher mit dem verruchten Ketzer Friede machen wolle, als bis die Stadt Pilsen, wie er sie bei seinem Abzuge verlassen, und die Prager Neustadt mit allen Zubehörungen ihm übergeben würden. Am 28. Mai trafen beide Heere zwischen Kautzim und Prag auf einer großen Ebene unterhalb Lippan beim Dorfe Hrziby auf einander. Wir finden auch in diesem Treffen die gewöhnliche Art der damaligen Aufstellung, wie sie die übrigen Hussitenschlachten genugsam darthun, nämlich die Verschanzungen mit Wagenburgen. Beide Theile hatten sich sorgfältig mit dergleichen umgeben; nur bot die Wagenburg Prokop's eine Lücke, die er wegen Mangels an Wagen nicht ausfüllen konnte. Hinter den Wagenburgen standen die Büchsenschützen und schossen zwischen den Wagen durch gegen den Feind. Lange währte dieses Feuer, ohne daß ein Theil seine sichere Stellung zu verlassen gemeint gewesen wäre; endlich entschlossen sich die Katholischen und Kalixtiner, in die Lücke der feindl. Wagenburg mit ihrer Reiterei hervorzubrechen. Kaum bemerkte Prokop ihre Absicht, als er sofort die Verschanzung verließ und eine Stellung im freien Felde nahm, wo das Gefecht mit wechselndem Erfolge fortgesetzt wurde. Da ergriff den Anführer der taboritischen Reiterei, Czapek, plötzlich die Ueberzeugung, daß die Schlacht wegen der Uebermacht der Feinde und der Ordnung, welche diese hielten, verloren gehen müsse. Nur auf seine und die Rettung seiner Truppen bedacht, verließ er das Schlachtfeld und warf sich nach Kolin. Dieser Verrath, der den Ausschlag des Treffens gab, reizte den hussitischen Heerführer zur höchsten Erbitterung; verzweifelnd nahm er seine letzten Truppen zusammen und stürzte sich in den dicksten Haufen der Feinde. Aber er vermochte nicht mehr das sich ihm wendende Glück zu erreichen. Weniger besiegt, als vom Siegen ermüdet, sagen die Chronisten, wurde er übermannt und mit Prokop dem Kleinen niedergehauen. Die einzelnen, ohne Anführer gebliebenen, Haufen der Geschlagenen ergaben sich den Siegern, welche nun Rath hielten, was sie mit den Gefangenen machen sollten. Sie zu tödten, war der allgemeine Beschluß; nur wollte man sie nicht öffentlich niederhauen. Da bot die von Mainhard von Neuhaus vorgeschlagene List einen erwünschten Ausweg. Man versammelte die Gefangenen, stellte ihnen den gerechten Tod des Prokop vor und suchte sie zu bereden, zu den Siegern überzutreten. Ein jeder sollte seine Meinung abgeben können und sich zu diesem Zwecke in eine Scheune begeben, um dort aufgeschrieben zu werden. Die Betrogenen versammelten sich in den Scheunen und fanden den elendesten Tod in den Flammen der angezündeten Gebäude am 30. Mai 1434. — Vergl. Theobald's Hussitenkrieg, I., §. 25. — Diese Schlacht, auch Schlacht bei Böhmischbrod genannt, machte den innern Streitigkeiten der Hussiten ein Ende, da die nun herrschenden Kalixtiner in Verbindung mit den katholischen Ständen dem Kaiser Sigismund huldigten, der ihre Compactaten (s. d.) beschwor. C.

Hubertusburg, königlich sächsisches Jagdschloß im Leipziger Kreise. Hier wurde zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen den 15. Februar 1763 der Hubertsburger Friede unterzeichnet, welcher den 7jährigen

Krieg beendigte. Um nicht die Truppen durch unbedeutende Gefechte zu ermüden, hatte Friedrich II. den 24. Novemb. 1762 für die Wintermonate einen Waffenstillstand geschlossen, der sich auf Sachsen und Schlesien erstreckte. Nach dieser Convention bezogen sowohl die preußischen, als östreichischen Armeen die Winterquartiere. Die Preußen cantonirten in Sachsen auf der linken Seite der Elbe längs der Triebsche über das Erzgebirge bis nach Thüringen und rückwärts über Naumburg bis Leipzig und über das ganze Land, welches hinter dieser Linie bis an die preußische Grenze lag, da im Gegentheile die Oestreicher sich auf Dresden und den kleinen Theil des Landes beschränkten, der von der Residenz längs dem plauischen Grunde über Dippoldiswalde und Frauenstein bis an die Grenze von Böhmen fortläuft. Noch vor dem Abschlusse jenes Vertrags waren die Friedenspräliminarien (den 3. Novemb. 1762) zwischen Frankreich und England zu Fontainebleau zu Stande gekommen, wodurch die andern Mächte gleichfalls geneigter wurden, Frieden zu schließen, besonders Oestreich, das während dieses Krieges immer auf seine Bundesgenossen gerechnet hatte. Der sächsische Kurprinz Friedrich Christian benutzte diese ihm nicht unbekannten Gesinnungen der Kaiserin Maria Theresia, und schickte den Geheimrath Freiherrn von Fritzsch zu dem Könige von Preußen, der sich damals in Meißen aufhielt, um sich seine vorläufige Erklärung hierüber zu erbitten. Friedrich setzte anfangs einiges Mißtrauen in die Aufrichtigkeit jener Gesinnungen, ließ sich aber endlich bewegen, dem Geheimrath Fritzsch ein Schreiben an den Kurprinzen mitzugeben, worin er ihm für seine Bemühungen dankte und zugleich seine Bereitwilligkeit erklärte, „von seiner Seite Alles zur Wiederherstellung des Friedens beizutragen, was sich mit seiner Ehre vereinigen lasse." Bald darauf fand sich Fritzsch zum zweiten Male bei dem Könige ein, als dieser in Leipzig war, und überbrachte ihm eine Erklärung des Wiener Hofes über die Puncte, die man bei der Friedenshandlung zum Grunde legen wollte. Da der König dieselben im Wesentlichen für annehmlich hielt, überdies von der Fortsetzung des Krieges sich keine Vortheile versprach, theils weil seine Armee durch den Krieg sehr gelitten hatte, theils weil ihm auch seine auswärtigen Verhältnisse nichts weniger als günstig schienen, so willigte er in die Haltung des Congresses, worauf der Wiener Hof angetragen hatte, ohne Bedenken ein. Hubertusburg wurde (seit dem 30. Decemb. 1762) zum Orte der Conferenzen bestimmt, bei denen der östreichische Hofrath Collenbach, der preuß. Legationsrath und nachherige Staatsminister Herzberg und der sächsische Geheimrath Fritzsch als Abgeordnete erschienen, und durch welche der doppelte Friede zwischen Oestreich und Preußen, und zwischen Preußen und Kursachsen den 15. Febr. 1763 wirklich zu Stande kam, nachdem kurz zuvor durch den Definitivfrieden zu Paris (den 10. Febr. 1763) auch der Seekrieg völlig beendigt, und auf dem Reichstage zu Regensburg die Auflösung der Reichsarmee gesetzmäßig eingeleitet worden war.

In dem Friedensvertrage zwischen Preußen und Oestreich leisteten beide Theile auf alle gegenseitigen Ansprüche Verzicht, und insbesondere wurde von der Kaiserin Königin die in dem Breslauer Frieden (s. d.) (1742) geschehene Abtretung von Schlesien ausdrücklich bestätigt, indem sie sich zugleich verbindlich machte, die Grafschaft Glatz und alle von ihren Truppen noch besetzte preuß. Oerter dem Könige zurückzugeben. Es befanden sich also beide Monarchen nach 7 blutigen Jahren auf demselben Standpuncte, von welchem sie ausgegangen waren. Auch in dem Friedensvertrage zwischen Preußen und Sachsen erfolgten keine wesentlichen Veränderungen. Der Dresd-

ner Friede (1745) war die Grundlage desselben, und der 10. Artikel jenes Friedens, welcher die freie Passage durch Schlesien nach Polen betraf, wurde noch besonders bestätigt. Außerdem aber machte sich der König von Preußen verbindlich, die gesammten Staaten des Königs von Polen, die er vor dem Kriege besetzt hatte, innerhalb drei Wochen nach erfolgter Ratification zu räumen, die Kriegsgefangenen sogleich und ohne Lösegeld zurückzuschicken, alle Geiseln und andere im Kriege eingezogenen Personen in Freiheit zu setzen, die kursächsische Artillerie, die sich noch in Sachsen befände, zurückzugeben, die Festungswerke der Städte Leipzig, Torgau und Wittenberg in ihrem bisherigen Zustande zu lassen, und alle Urkunden und Papiere, die zu den kursächsischen Archiven und Canzleien gehörten, auszuliefern und daraus nichts Nachtheiliges gegen Kursachsen auszuführen.

Der König von Polen dagegen als Kurfürst von Sachsen versprach, in Ansehung der kursächsischen Steuerschulden solche Verfügungen zu treffen, daß alle preußische Unterthanen, die in der Steuer entweder jetzt Capitalien hätten, oder künftig haben würden, nicht nur die Zinsen davon richtig empfangen, sondern auch die Capitalien ohne den geringsten Abzug und in einem billigen Zeitraume erhalten sollten.

Wir übergehen andere Nebenartikel des Friedens, welche bei Wenck cod. juris gent. recentiss., T. 3, und bei de Martens recueil des principaux traités, T. 1, ausführlich zu ersehen sind. Obgleich der Hubertsburger Friede auf den vorigen Besitzstand abgeschlossen ward, so trat doch Friedrich mit einer so Achtung gebietenden Würde vom Kriegsschauplatze ab, die ihm für die Zukunft einen entschiedenen Einfluß auf die europäischen und deutschen Angelegenheiten zusicherte. Das während dieses Kriegs furchtbar erschöpfte Sachsen bedurfte lange Zeit um sich zu erholen, und durch Gewerbsfleiß und weise Staatswirthschaft zu seiner frühern Blüthe wieder zu gelangen. — Quellen außer den genannten: Tempelhof's Geschichte des 7jährigen Krieges, 6r Thl. Geschichte der kursächsischen Staaten, von Dr. Weiße, 6r Bd.

Huf der Pferde, s. Pferdehuf.

Hügel heißen diejenigen Erhebungen des Bodens, welche sich höchstens 300 Fuß über ihre Grundfläche erheben, und eine mehr rundliche als längliche Gestalt haben. Liegen mehrere nahe beisammen und in einer gewissen Ordnung, so entstehen daraus Hügelreihen oder Hügelgruppen; sind diese Erhebungen sehr zahlreich, so bilden sie hügeliges Land, in welchem die allgemeine Wasserscheide oft mit Mühe aufzufinden ist. — Hügel giebt es in jedem Terrain. Für den Militair sind diejenigen besonders wichtig, welche auf der Ebene angetroffen werden. Sie gewähren dem, der in ihrem Besitze ist, folgende Vortheile: 1) freiere Uebersicht des Terrains, 2) Verbergung der dahinter aufgestellten Truppenabtheilungen, 3) Deckung derselben gegen feindliches Geschützfeuer, 4) stärkere Wirkung des eigenen Geschützfeuers. Bei ihrer Beschreibung muß angegeben werden, aus welcher Masse sie bestehen, ob sie bewachsen sind, wie die Abdachung beschaffen ist, ob sie dominiren oder dominirt werden, in welchem Zusammenhange sie unter einander stehen u. s. w. Pz.

Hülsen nennt man in der Feuerwerkerei aus Papier gefertigte, fest zusammengerollte oder gepappte, oder auch selbst hölzerne oder blecherne Röhren, welche größtentheils an einem Ende zu einem Brandloch von kleinerem Durchmesser verengt sind, und mit irgend einem in seiner Composition dem Schießpulver mehr oder weniger ähnlichen Feuerwerksatz derb ausgeschlagen werden. Ry.

Hulst, die Hauptstadt des Landes Waas, im nordöstlichen Flandern und in den morastigen und von Kanälen durchschnittenen Niederungen in der Nähe der Wester-Schelde gelegen. Während des niederländischen Unabhängigkeitskrieges spielte dieser Platz, der die seeländische Insel Sudbeveland völlig deckte, wenn er in holländischer Gewalt war, eine nicht unwichtige Rolle. Seine Befestigung bestand anfänglich in 9 Bastionen, einem Graben und einigen vorliegenden Schanzen, die das sumpfige und durchschnittene Terrain verstärkte. Der spanische Feldherr Alexander von Parma bemächtigte sich 1583, durch Verrath des Amtmannes von Waas, der Stadt, Prinz Moritz von Oranien gewann sie den Niederländern wieder 1591 durch einen Handstreich. — Es war nämlich bereits im September, Moritz hatte Absichten auf Nimwegen gehabt, die theils durch die Spanier, theils durch das Anschwellen des Flusses Waal vereitelt worden waren, und beide Theile schienen Winterquartiere bezogen zu haben. Moritz aber schiffte sich in Seeland auf 300 Fahrzeugen mit 4000 M. Fußvolk, 7 Cornetten Reiterei und hinreichendem Geschütz ein, segelte nach der Schelde, landete in Flandern, und stand den 19. Sept. vor Hulst, wo ein solcher Besuch völlig unerwartet kam. Schon am 21. waren alle um die Stadt liegenden Schanzen genommen, Batterien errichtet, und zum Theil in Thätigkeit. Der Gouverneur der Stadt war mit einem Convoi kürzlich ausgezogen, und die gebliebene Besatzung verließ am 24., zum Widerstande zu schwach, 260 M. stark, den Platz mit Sack und Pack. — Die nächste Belagerung fand 1596 unter dem Cardinal Erzherzog Albert Statt. Nachdem er den Prinz Moritz, der ohnedies kaum über 2000 M. beisammen hatte, durch Scheinbewegungen nach Bergen op Zorm gelockt, sandte er für's Erste den Obersten Claude la Barlotte mit 2000 M. vor Hulst, der sich glücklich am 6. Juni des Hulster Polders und der am Wege liegenden Bauernschanze bemächtigte, in der sich 30 M. und 2 Kanonen befanden. In der Stadt stand Graf Georg von Solms mit einer mäßigen Besatzung. Die Graben des Platzes waren übrigens seit der letzten Besitznahme erweitert, und mehrere Außenwerke angelegt worden, namentlich die Moorschanze, welche mittelst eines gedeckten Weges und eines verschanzten Dammes und Grabens von mehr als 500 Schritt Länge mit der Stadt zusammenhing und die Schelde oberhalb beherrschte, — und die Schanze Nassau, die, auf ähnliche Weise mit dem Platze verbunden, ihm nach der andern Seite die Communication mit dem bei Krulningen gelagerten Prinzen Moritz offen hielt. — Die unter la Barlotte angelangte Mannschaft nöthigte ein Ausfall der Besatzung, sich zu verschanzen. In einer der nächsten Nächte schlich aber Marschall Rhone mit 6000 M. zwischen der Moorschanze und großen Rape durch; auch wurden auf demselben Wasserwege die Geschütze herbeigeschafft, was aber nicht ohne ansehnlichen Verlust gelang. Nachdem am 14. Juli der Cardinal Erzherzog selbst im Lager angekommen, begannen die Operationen in entschiedenerer Weise. In der Nacht vom 17. wurde die Verbindung der Moorschanze mit der Stadt angegriffen. Zuerst setzte sich Barlotte mit 500 M. in dem gedeckten Wege fest, und von da aus wurde der verschanzte Damm an drei Orten mit gleich starken Colonnen von 400 M. gestürmt. Um 5 Uhr waren die Spanier Meister desselben, und hatten auch schon 11 Geschütze aufgefahren, mit den sie die von der Stadt abgeschnittene Moorschanze den Tag über beschossen. Das Werk war mit mehr als 600 M. besetzt; ein Theil der Besatzung sagte aber den Officieren den Gehorsam auf, schickte gegen Abend einen Tambour an die Spanier und verlangte zu capituliren. Es ward ihnen freier Abzug mit fliegenden Fahnen zugestanden. Die spani-

schen Soldaten verhöhnten aber die abmarschirendeu Feiglinge, deren Entsetzung in der Stadt schon vorbereitet worden war. Die Communicationen des spanischen Lagers waren nun frei; es wurden Schanzgräber aus dem Lütticher Lande berufen, und das Aufwerfen der Laufgraben so wie der Batteriebau eifrig betrieben. Am meisten ward dem Beguinerthore zugesetzt, auf das 7 Stürme von der Besatzung abgeschlagen wurden. Diese war etwa 30 Fähnlein stark, und litt bei der durch die Schanze Nassau offenen Communication an nichts Mangel. Das Beschießen des Platzes hatte seit dem 14. Juli gewährt, und den Werken außerordentlichen Schaden gethan. Hinter jeder gelegten Bresche errichteten die Belagerten aber neue Abschnitte, und es sollen an 3000 Ruthen davon aufgeworfen worden sein. Um die Verbindung mittelst der Schanze Nassau zu vernichten, ließ der Cardinal ein Bollwerk gegen dieselbe aufführen, das aber zu fern lag, um seinen eigentlichen Zweck zu erfüllen, der Stadt jedoch durch sein Feuer bedeutend schadete. Bei einem Ausfall der Belagerten ging dasselbe am 13. August verloren, das Geschütz ward vernagelt, und an 100 Spanier blieben auf dem Platze. Trotz dem hatte man die Feinde nicht abhalten können, sich dicht am Walle an drei Orten festzusetzen, und am 16. August ward der Platz von ihm aufgefordert, gab aber eine abschlägliche Antwort. Die Spanier unterminirten nun den Wall, und flößten der Besatzung dadurch eine solche Besorgniß ein, daß sie, da keine Aussicht auf Entsatz vorhanden, mit Ausnahme des Hauptmannes Matthias Held, auf der Uebergabe bestand, die am 18. August Statt fand. Die Besatzung erhielt freien Abzug zu Wasser und zu Lande mit Fahnen, Trommeln, brennenden Lunten, Kugeln im Munde, mit allen Waffen, Schiff und Geschirr. Die abmarschirenden Truppen waren 3075 M. stark; in der Stadt fand man noch 200 Ctnr. Pulver, 9 halbe Karthaunen, 1 Feldschlange, 2 Mörser und 14 eiserne Stücke. Die Belagerer sollen 2300 Todte — dabei den Marschall Rhone und mehr als 100 Officiere — und 800 Verwundete, die Belagerten 1200 Todte und viele Verwundete gehabt haben. — Im Jahre 1645, während des französisch-niederländischen Krieges mit Spanien, nahm der Statthalter Friedrich Heinrich den Platz wieder; einen schwachen Versuch auf Antwerpen abgerechnet, war es die einzige holländische Waffenthat während dieses Feldzugs. Die Holländer kamen von Antwerpen her, über Lockeeren, den Fluß Durme und Steeken, am 5. October vor Hulst. Rasch nahm man einige die Umgebung und die Zugänge vertheidigende Schanzen, und eröffnete von 2 Seiten, von der Schanze Nassau und von dem von St. Jans-Steen nach der Stadt führenden Damme aus, die Laufgräben. Bald waren 4 Batterien armirt, und durch unermüdliche Anstrengung gelangte man gegen Ende des Monats in den Besitz der Contrescarpe. Zwar wurde eine der Gallerien, durch welche der Graben überschritten werden sollte, von einer feindlichen Bombe zerstört, allein der Prinz ließ den Graben mit Faschinen füllen, und dann 2 Bollwerke stürmen. Jetzt verlangten die Belagerten zu unterhandeln, und am 4 November ging der Platz über. Die Besatzung zog mit gewöhnlichen Kriegsehren, 2 Kanonen und 1 Mörser ab. (Allgemeine Geschichte der Niederlande, Leipzig, 1762, 4., 5. Bd. E. v. Meteren, niederl. Historien, Arnheim, 1614. Schauplatz der Niederlande, Wien, 1673, Fol., wo S. 107 ein Plan von Hulst zu finden ist.)

Hüningen, kleine Stadt am linken Ufer des Rheins, in Schußweite von Basel, liegt im Departement des Oberrheins und hat 800 Einwohner. Bis nach dem Kriege von 1815 war es starke Festung, die auf einer durch einen seichten Rheingraben und den Strom gebildeten Insel, Schusterinsel

genannt, einen starken Brückenkopf hatte, welcher durch eine 700 Schritte lange Pontonbrücke mit der Festung verbunden war. Er bestand aus einem Hornwerke von beträchtlicher Höhe, mit Quadersteinen bekleidet, und hatte jenseits des Grabens noch ein Ravelin, einige Fleschen mit einem gedeckten Wege. Die Festung selbst, ein Fünfeck, findet ihre Gründung in den ältesten Zeiten, und erhielt gegen Ende des 17. Jahrhunderts einen bastionirten Wall mit 30 Fuß hohen Mauern in Vauban'scher Manier, mit starken Profilen, und im Norden und Süden mit einigen Außenwerken. —

Belagerung des Brückenkopfes 1796.

Die franz. Armee unter Moreau hatte sich den 25. Octob. 1796 ganz über den Rhein zurückgezogen, und nur nach den beiden Brückenköpfen Kehl und Hüningen starke Garnisonen geworfen, um diese Rheinübergänge so lange als möglich zu behaupten. Der General Ferier erhielt den Auftrag für die Sicherheit des Brückenkopfes von Hüningen zu sorgen, der von 9 Bataillonen unter Befehl des Generals Abatucci vertheidigt ward. Die Oestreicher, unter Befehl des Erzherzogs Karl, waren den Franzosen bis an den Rhein gefolgt, und bezogen ein Lager bei Egringen, von wo aus ein Corps unter dem Feldmarschalllieutenant Fürst Fürstenberg nach den Höhen von Haltingen ging, sich des Brückenkopfes von Hüningen zu bemächtigen. Der Rest der Armee marschirte gegen Offenburg. Die vorgerückte Jahreszeit machte die Beziehung der Winterquartiere nöthig; allein so lange die Franzosen im Besitz dieser beiden Uebergänge waren, konnte die Sicherheit in den Quartieren leicht gefährdet werden. Moreau bot indessen einen Waffenstillstand an, und wenn gleich der Erzherzog diesen für sehr vortheilhaft hielt, bekam er doch von seinem Hofe den bestimmten Befehl, die beiden Brückenköpfe einzunehmen.

Das zur Blokade des Brückenkopfes von Hüningen bestimmte Corps, unter Fürstenberg, 19 Bataillone, 34 Escadrone, bezog den 27. Octob. 3 verschanzte Lager, bei Weil, Haltingen und Eimeldingen, und erbauete 13 durch einen Laufgraben verbundene Batterien, die jedoch nur mit Feldgeschütze besetzt werden konnten, und die ganze Höhe von Eimeldingen bis zur Schweizergrenze couronnirten. Nach Vollendung dieser und noch einiger mehr vorliegenden Batterien erfolgte den 27. an den General Abatucci die Aufforderung zur Uebergabe, und nach der abschläglichen Antwort begann das Feuer mit großer Lebhaftigkeit, so daß Nachmittags 3 Uhr schon die Rheinbrücke zerschossen und zerstört war, und die Franzosen von jetzt an nur durch Ueberfahrt einzelner Pontons mit dem Brückenkopfe in Verbindung standen. Diesen Umstand benutzend, beschloß der Feldmarschalllieutenant in der Nacht zum 1. Decemb. einen Sturm. Abends 6 Uhr begann das Feuer aus allen Batterien, und das gänzliche Einhalten desselben um 8 Uhr gab das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Dieser, in 3 Colonnen formirt, jede mit einer Avantgarde von 200 Freiwilligen, unterstützt durch 2 Compagnien und 100 Arbeiter, ward gegen 3 Punkte der Außenwerke des Brückenkopfes gerichtet. Die beiden ersten Colonnen drangen in die Verschanzungen ein, machten die Besatzung nieder, und vernagelten 5 Kanonen. Die 3. Colonne gerieth durch das feindliche Feuer in Unordnung und konnte nicht eindringen; daher auch die beiden andern Colonnen sich wieder zurückzogen, als die Franzosen, im Hornwerk wieder gesammelt, einen heftigen Ausfall machten und die Oestreicher lebhaft verfolgten. Der Verlust von beiden Seiten war nicht unbedeutend, und selbst General Abatucci ward tödtlich verwundet. Der General Dufour übernahm das Commando des Brückenkopfes. Die Beschießung des Platzes ward bis zum 16. Decemb. fortgesetzt,

und zwar vom 8. des Monats an mit 22 Geschützen, die ihr Feuer vorzüglich auf die feindlichen Transportschiffe und Landungsplätze richteten. Da es indessen bald an den nöthigen Mitteln fehlte, die Belagerung mit Nachdruck fortzusetzen, so ward das Feuer bis zum 16. Januar gänzlich ausgesetzt. Nach der Einnahme von Kehl erhielt das Belagerungscorps 4 Bataillone Verstärkung und schweres Geschütz, worauf die Arbeiten mit großer Thätigkeit wieder begannen. In der Nacht zum 26. Januar 1797 eröffneten die Oestreicher neue Transcheen, deren linker Flügel sich an die Schweizergrenze lehnte. Hart am Rheinufer gingen sie aus ihren Verschanzungen mit einer Approche 125 Schritt vor, um durch ein zweckmäßiges Emplacement von Geschützen die Werke und den Strom wirksamer zu beschießen. Die Franzosen, diese Arbeiten entdeckend, fielen 10 Uhr Nachts aus, und drangen bis zur Parallele vor, von wo sie durch heftiges Kartätschenfeuer wieder zurückgeworfen wurden. Den 27. und 28. setzten die Oestreicher die Arbeiten fort, auf dem rechten Flügel bis auf 100 Schritte gegen die Außenwerke. Diese Arbeiten, mit denen täglich 2000 Mann beschäftigt waren, suchten die Franzosen durch ein anhaltendes starkes Feuer zu hindern, machten selbst in der Nacht zum 29. einen heftigen Ausfall, sprengten die ganze Linie der Arbeiter und deren Bedeckung, eroberten 2 Kanonen und drangen wieder bis zur Parallele vor, von der sie durch die aufgestellten Reserven zurückgeworfen wurden. In der Nacht zum 30. Jan. unternahmen sie wieder einen erfolglosen Ausfall. Nach einem heftigen Feuer wiederholten sie denselben in der folgenden Nacht in 2 Colonnen. Die erste griff den linken Flügel der Parallele an, umging die daselbst errichtete Batterie und ward durch die hinterliegende starke Redoute an der Schweizergrenze aufgehalten und durch die anrückenden Reserven zurückgeworfen. Die 2. griff etwas später in 3 Abtheilungen die Transcheen am Rheinufer an, erstieg 2 der daselbst errichteten Batterien, vertrieb die Arbeiter, ward indessen nach hartem Kampfe ebenfalls zum Rückzuge genöthigt.

Den 1. Febr. waren die Arbeiten bis auf 80 Schritte von den Außenwerken vorgerückt, und diese durch das Feuer der Batterien zum Sturme vorbereitet. Da überbrachte Nachmittags der Generaladjutant Savary Capitulationsanträge, in Folge derer die Capitulation in der Nacht abgeschlossen ward, nach welcher die Franzosen den 5. Febr. den Brückenkopf räumten, und die Oestreicher sich verpflichteten, die Außenwerke, so wie die Belagerungsarbeiten in Zeit von 6 Wochen zu demoliren. Beide Armeen bezogen hierauf die Winterquartiere.

Belagerung 1814.

Die Alliirten waren im Kampfe gegen Frankreich zu Ende des Jahres 1813 bis an den Rhein vorgedrungen. Die angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich wieder, und so ward zur Fortsetzung des Krieges der Uebergang über den Rhein und das Einrücken in Frankreich beschlossen. Mitte December 1813 setzten sich demnach die Armeen in Bewegung, um in 3 Hauptabtheilungen, ihren verschiedenen Bestimmungen gemäß, den Rhein zu überschreiten. Das Hauptcorps unter Befehl des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg rückte in die Schweiz ein, deren Neutralität nicht anerkannt werden konnte, um hier die Uebergänge des Rheins zu gewinnen, und die im Süden von Frankreich liegenden Festungen einzunehmen. In der Nacht zum 21. Decemb. ging die Hauptarmee in mehreren Colonnen bei Basel, Kreuznach, Lauffenburg und Schaffhausen über den Rhein. Die 6. dieser Colonnen, das 5. Armeecorps, Oestreicher und Baiern, unter Befehl des Generals der Cavalerie Graf Wrede, passirte den Rhein bei Basel, erhielt den

Auftrag, die Festung Hüningen, deren Besitz für die Operationen dieser Armee von Wichtigkeit war, zu belagern, und Landskron und Bedfort zu nehmen. So wurde Hüningen, in welchem der General Pinau die 3000 M. starke Besatzung commandirte, durch die Brigade des Generalmajors Zollern, 5 Bataillone stark, eingeschlossen und sogleich heftig beschossen, um den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen. Da er indessen hierzu nicht geneigt war, so konnte aus Mangel an Geschützen der Platz nur blokirt werden. 3 östreichische Pioniercompagnien wurden zur Förderung der Arbeiten herangezogen, und die bei Kreuznach geschlagene Pontonbrücke ging zur besseren Verbindung der Truppen nach Hirten. Den 23. Decemb. recognoscirte der General Wrede die Festung, und bestimmte die Puncte zur Errichtung der Batterien. Noch in derselben Nacht wurde dem Feinde ein alter Thurm, an welchen er den linken Flügel seiner Vorposten lehnte, von 2 Bataillonen durch Sturm weggenommen und hier sogleich die Parallele eröffnet. In der Nacht zum 24. machte die Besatzung unter dem Schutze eines heftigen Feuers einen Ausfall, drang bis zur Parallele vor, ward aber mit Verlust von 100 M. zurückgeworfen. — Der General Wrede übertrug hierauf dem Generallieutenant Graf Bekker die Leitung der Belagerung mit 7000 M. Am 8. Febr. Abends ward die Festung durch die auf beiden Seiten des Rheins errichteten Batterien wieder heftig beschossen, und damit bis 4 Uhr Morgens fortgefahren, indeß der Feind dies Feuer eben so lebhaft beantwortete und der Commandant, General Barbanègre, jede Unterhandlung verweigerte, obgleich er an Lebensmitteln Mangel litt und die Sterblichkeit in der Stadt sehr groß war. In der Nacht zum 9. März ward das heftige Feuer wiederholt, und bis zur folgenden Nacht mit wenig Unterbrechung fortgesetzt, ohne etwas zu erreichen. Der Feind antwortete eben so kräftig, so daß selbst die Stadt Basel sehr dadurch litt. Den 10. März ward das Belagerungscorps durch ein Bataillon tyroler Jäger und durch einen beträchtlichen Artillerietrain, dem am 20. ein zweiter folgte, verstärkt. Am 30. März beschoß der Feind mit vieler Wirkung die Batterien, und machte in den beiden folgenden Nächten Ausfälle, die Belagerungsarbeiten zu zerstören, ohne dies jedoch zu erreichen. Die Arbeiten wurden indessen vollendet, in der Nacht zum 5. April das schwere Geschütz in die Batterien gebracht und die Belagerung eröffnet. Der erste Angriff ward gegen den zwischen Basel und Hüningen liegenden, sogenannten Weißthurm gerichtet, wobei der Feind 16 Todte und 60 Gefangene verlor. Die Sternschanze konnte ebenfalls den zahlreichen Wurfgeschützen nicht lange widerstehen; sie wurde erobert, und ein Versuch des Feindes, sie mit 300 Mann wieder zu nehmen, mißlang. Die Oestreicher besetzten sie mit 6 Compagnien, und das Belagerungsgeschütz ward in die zweite Parallele, 500 Schritte von den Bastionen entfernt, gebracht. Bis zum 10. ward das Feuer mit großer Lebhaftigkeit fortgesetzt; an diesem Tage trafen indessen Friedensnachrichten aus Paris ein, welche der General Zollern dem franz. Commandanten sogleich mittheilte, und in Folge derer ein 24stündiger Waffenstillstand abgeschlossen ward. Die vorgeschlagenen Bedingungen nahm jedoch der Commandant nicht an, und so wurde am 11. Abends das Feuer aus 106 Geschützen von Neuem eröffnet. Um 10 Uhr brach an 3 Orten in der Stadt Feuer aus; die Belagerer setzten sich auf der Contrescarpe fest und machten alle Vorbereitungen zum Sturme. Dies veranlaßte den Commandanten, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, in Folge derer den 14. April die Capitulation abgeschlossen ward. Die Besatzung entband sich des Eides gegen Napoleon, erkannte Ludwig XVIII. an und schwur demselben, als dem rechtmäßigen Könige, die

Treue. Den 17. rückte ein Theil des Belagerungscorps in die Festung ein zum gemeinschaftlichen Dienste, bis sie in Folge des Friedens an Frankreich zurückgegeben ward, und die Alliirten abmarschirten.

Belagerung 1815.

Die Armee des Oberrheins stand im Jahre 1815 noch auf dem rechten Rheinufer in ihrer Stellung zwischen Manheim und dem Bodensee, als in den Niederlanden der Krieg schon entschieden war. Nach dem Eintreffen dieser Nachricht rückte diese Armee, ihren verschiedenen Bestimmungen gemäß, über den Rhein nach Frankreich. Von dem östreichischen Reservecorps unter Befehl des Erzherzogs Johann von Oestreich erhielt die Division des Feldmarschalllieutenants Mariassy, 8 Bataillane, 2 Escadrone und die Schweizer, den Auftrag, die Festungen Hüningen und Bedfort zu belagern.

Den 26. Juni ward Hüningen durch 4 Bat., 2 Esc. und 1 Batterie bis zur Schweizergrenze eingeschlossen, wogegen die eidgenössischen Truppen, 6000 M. stark, unter Befehl des Obersten d'Affry Basel besetzt hielten und eine starke Postenkette gegen die Festung längs der Schweizergrenze auf beiden Rheinufern zogen. In der Festung commandirte der General Barbanègre und der Platzcommandant, Oberst Chancel, die 3000 M. starke Besatzung, größtentheils Nationalgarden. Der Platz hatte 100 Geschütze und hinreichende Bedürfnisse aller Art. Die Festungswerke, in gutem Vertheidigungszustand, waren durch die starke Redoute Abatucci mit 12 Fuß tiefen Gräben, nahe dem linken Rheinufer, vermehrt worden. Den 28. Juni beschoß der Feind aus dieser Batterie die Stadt Basel sehr heftig, ohne aber Schaden zu thun. Den 3. Juli ward der Commandant ohne Erfolg zur Uebergabe aufgefordert. Eine ernstliche Belagerung konnte nicht unternommen werden, es fehlte gänzlich an Geschütz und Munition. Der Erzherzog wendete sich deßhalb an die Tagesatzung, und erhielt durch sie den 15. Juli 7 schwere Geschütze nebst Munition. Bei diesen unzureichenden Mitteln mußte das östreichische Belagerungsgeschütz abgewartet werden, und der Artilleriegeneral Fasching ging nach Baiern zurück, um den Marsch dieser Geschütze zu beschleunigen. Vor Hüningen blieb bis zum 26. Juli Alles ruhig; in der Nacht beschoß der Feind aus der Redoute die Stadt Basel abermals ohne große Wirkung. Der Erzherzog suchte die Stadt durch Unterhandlungen zu schützen, und bot den 28. dem Commandanten einen Waffenstillstand an, um einen Officier zum Kriegsminister nach Paris zu schicken, was jener ausschlug. Dagegen forderte er den 30. von der Stadt Basel 300,000 Franken und viel Bekleidungsmaterial, und wurde damit hingehalten. Gegen die Redoute Abatucci wurden auf dem rechten Ufer 3 Batterien erbaut und den 4. August mit Geschütz besetzt. Schweizerschützen erschwerten die Communication der Redoute mit der Stadt. Der Feind erbauete darauf in der ersteren ein Blockhaus. Bis zum 14. August war wieder Alles ruhig. Vom 15. bis 21. traf das Belagerungsgeschütz ein, und ebenfalls noch einige Truppen, so daß das Belagerungscorps aus 13 Bataillonen, 2 Escadronen, einigen Pioniercompagnien, ohne die Schweizer 12,000 M., und 108 Geschützen bestand. Jetzt konnte die Belagerung mit Kraft unternommen werden. Die östreichischen Mineure hatten schon bei Lörrach bedeutende Vorräthe angefertigt, die auf das linke Rheinufer geschafft waren und durch die fortgesetzten Arbeiten sich sehr aufhäuften. Von der nächsten Höhe bei der Stadt konnte man die Mauerbekleidung des Hauptwalles bis zur Hälfte sehen, und die Demontirbatterien mit Vortheil anlegen. Den Abend des 17. August wurden die Laufgräben auf beiden Rheinufern unter Leitung des Ge-

nerals Fasching eröffnet. Trotz des heftigen feindlichen Feuers hatten die 3400 Arbeiter mit wenigem Verluste sich den andern Morgen eingegraben. Unter stetem Feuer wurden die Arbeiten in den folgenden Tagen fortgesetzt, und den 22. begannen die Batterien des rechten Ufers, von denen einige Mörser 160 Pfund warfen, ihr Feuer. Die Batterien der Redoute wurden demontirt, das Blockhaus brannte ab, und der Munitionsvorrath flog in die Luft. Die Besatzung entfloh, und ging größtentheils zu den Belagern über. In der Stadt geriethen einige Magazine in Brand. Das Feuer wurde den ganzen Tag mit Heftigkeit von beiden Seiten fortgesetzt, jedoch ohne bedeutende Verluste bei den Belagerern. Die Batterie in dem sogenannten weißen Thurme wurde von den Franzosen verlassen, so daß sie nur noch vom Hauptwalle auf Basel schießen konnten. In der Nacht vom 23. ward die Redoute Abatucci von den Belagerern mit 100 M. besetzt, die 2. Parallele mit 2000 bewaffneten Arbeitern eröffnet und unter einem heftigen Feuer den 23. fortgesetzt. Der Feind hatte auf der Rheinfront 30 Geschütze placirt und hielt nur noch das Außenwerk, die Sternschanze, besetzt. Er wurde zur Uebergabe aufgefordert, schlug es aus, verlangte aber, einen Officier nach Paris absenden zu dürfen, was ihm indessen nicht zugestanden ward. Den 24. Morgens sah man auf einem Cavalier die weiße Fahne wehen und wieder wegreißen. Ueberläufer sagten aus, in der Stadt, welche sehr viel gelitten hatte, herrsche Uneinigkeit. Der Commandant ward nochmals zur Capitulation aufgefordert und die von ihm verlangte Waffenruhe demselben bis zum 26. Morgens zugestanden; indessen nahmen die Arbeiten ihren eifrigen Fortgang. Den 26. ging der Commandant in die Capitulation ein, nach welcher der Platz mit allen Vorräthen den Alliirten übergeben wurde, diese den 27. das Elsasser Thor besetzten, und die Franzosen den 28. mit allen Kriegsehren auszogen, und auf dem Glacis das Gewehr streckten. Die 1800 M. starken Linientruppen gingen hinter die Loire, und die Nationalgarden wurden entlassen. Man fand in der Festung bedeutende Vorräthe aller Art, 131 Stück Geschütze und 2500 Centn. Pulver. Am 2. September fing man an, die Festungswerke mit mehreren 1000 Arbeitern zu schleifen. — (Vergl. Erzherzog Karl, über den Krieg in Deutschland. — Plotho, der Krieg der Alliirten in den Jahren 1813, 14 und 15.)

27.

Hunyad, Joannes, Corvin, Statthalter und Kronfeldherr in Ungarn, wurde im Jahre 1398 an der Grenze der Wallachei geboren. Ein wallachischer Bojar, Johann Wek Buthi, galt vor der Welt für seinen Vater; die meisten gleichzeitigen ungarischen Schriftsteller nennen ihn aber einen unehelichen Sohn des Königs Sigismund und einer schönen Wallachin, Elisabeth Morsinai. Als Elisabeth ihren Sohn dem Könige nach Ofen brachte, erfreuete sich dieser so des wohlgestalteten Knaben, daß er ihm schon den Flecken Hunyad, und 60 Dörfer, die dazu gehörten, schenkte. — Hunyad widmete sich von der frühesten Jugend an dem Kriegsdienste. Als er 1406 im Gefolge König Sigismunds gegen Bosnien zog, war er erst 13 Jahre alt; dem Feldzug gegen Polen 1410 wohnte er schon als vollkommen ausgebildeter Krieger bei. Aus den Fehlern seiner Landsleute in den Kriegen gegen Venedig und gegen die Osmanen lernte Hunyad die Kunst zu siegen und die noch größere, Siege zu behaupten. Er begleitete den zum römischen Kaiser erwählten Sigismund auf seinen Reisen nach Italien, Frankreich, England und zum Concil von Kostnitz, und erwarb sich dadurch einen Schatz von Welterfahrung und Kenntnissen, der ihm später, als ihm das Schicksal einen größeren selbstständigeren Wirkungskreis anwies, unter seinen mi-

der gebildeten Zeitgenossen sehr zu Statten kam. — Kaiser Sigismund hatte Belgrad (s. d.) von dem Despoten von Serbien für mehrere beträchtliche Güter eingetauscht. Der Sultan Murath nahm dies zum Vorwande, in Serbien einzufallen und Semendria, die Hauptstadt, von ihm zu verlangen. Mit ungarisch-böhmischen Truppen wurde Joannes v. Thallocz und Joannes v. H. dem bedrängten Despoten zur Hilfe geschickt. Die Schlacht von Semendria (Anfangs Juli 1436) zwang die Türken zum Abzug. 1438 ward dagegen das Heer König Albrecht's von Ungarn im Lager vor der Titeler Fuhrt (Tyderew) durch Krankheit und Verrath aufgerieben. Unter dem kleinen Haufen wackerer Männer, die bei dem Könige in dieser Gefahr aushielten, war auch Joannes H. Noch ehe jener den ungewohnten Anstrengungen des Feldzugs auf der Rückreise nach Wien erlegen war, hatte er den treuen H. zum Woiwoden von Siebenbürgen und Ban von Szöreny (Zewrin) ernannt, und ihm mit dem letzteren Posten die Grenzvertheidigung Ungarns anvertraut. H. fühlte, wie wenig in diesen kriegerischen Zeiten eine Frau der Last der Regierung gewachsen sei, und rieth deßhalb 1440 auf dem Reichstag zu Ofen der Königin Elisabeth zur Vermählung mit dem 15jährigen Könige von Polen Wladislaw, indem er durch eine Vereinigung beider Königreiche Ungarn und Polen einen kräftigen Damm gegen die übermächtigen Osmanen zu finden hoffte. Selbst als Ladislaus Posthumus geboren und so die männliche Thronfolge für Ungarn gesichert war, blieb er bei dem Verlangen, die Königin mit dem Könige von Polen zu verbinden. Indessen war Murath auf's Neue vor Belgrad gerückt. Der Prior von Vrana, Joannes Zowom von Thallocz, vertheidigte diese Festung, und noch ehe Hunyad zum Entsatz herbeieilen konnte, war dieselbe schon von den Ungläubigen befreit. Joannes schlug jedoch die Banderien des Ladislaw Gara, welcher die Partei der Königin ergriffen hatte, bei Batta, und ward zum Grafen von Temeswar und Capitain von Belgrad ernannt. Seit dieser Epoche vollbrachte er jene Reihe von Heldenthaten, die ihn der Nachwelt unvergeßlich gemacht haben. — Isak, Pascha von Semendria, erschien im Jahre 1441 abermals vor Belgrad. Hunyad lieferte ihm ein mörderisches Treffen, schlug ihn auf's Haupt, verfolgte ihn bis an die Thore von Semendria, und wendete sich dann schnell gegen Mezet Beg, welcher in Siebenbürgen eingefallen war. Bei Szent Imreh, einem Dorf am Maros, kam es am 18. März 1442 zu einem Treffen, in welchem Hunyad einen glänzenden Sieg errang. Mezet Beg und 20,000 Türken blieben theils auf dem Wahlplatze, theils wurden sie auf der Flucht getödtet. Die Ungarn hatten nur 3000 Todte. Joannes H. gründete von der unermeßlichen Beute ein Paulinereremitorium im Töviser Thal. — Nachrückende Schwärme des Schach Abedin, welche Mezet Beg's Niederlage rächen wollten, wurden in der Gegend des eisernen Thores im Juli 1442 gänzlich von H. vernichtet. 80,000 Türken unterlagen 15,000 Ungarn. Diese Siege veranlaßten die Türken, um Frieden zu bitten, worauf indessen Hunyad nicht einging, da er die gänzliche Vertreibung des Halbmonds aus Europa beabsichtigte. Elisabeth war am 19. Decemb. 1442 plötzlich gestorben, und Wladislaw hatte einen Feldzug gegen die Türken beschlossen. Hunyad brachte ein Heer von 25,000 M. zusammen, vereinigte dies im Juli 1443 zu Kevy an der Donau mit den Truppen, die der König persönlich anführte, traf Isak Pascha am Flüßchen Zlatnitza bei dessen Einfluß in die Morawa, schlug ihn, tödtete 2000 M. und nahm 4000 gefangen. Während der König hinter der Morawa stehen blieb, drang Hunyad mit 12,000 Reitern bis Nissa vor, plünderte diese Stadt, schlug 3 verschiedene zum Entsatz heranrückende Corps, verfolgte sie bis Sophia und brannte diesen

Ort nieder. Seinen Sieg verfolgend, führte er das Heer durch die Pforte Trajan's und erschien vor Philippopel. Inzwischen war ein türkisches Corps dem Könige entgegengegangen und bedrohte seine linke Flanke. Dies zu verhindern, suchte H. seine Verbindung mit Wladislaw wieder herzustellen, wurde jedoch auf dem Wege dahin von 2 türkischen Corps umringt. Ohne Zaudern griff er den 10 Mal überlegenen Feind an, und erfocht den vollkommensten Sieg. Karam-Beg, der Schwager des Sultans, und 17 Roßschweife wurden erbeutet. Ende Octobers vereinigte sich bei Skarona Hunyad mit dem Könige. Beim Bergschloß Babran erwarteten Beide den Angriff der Türken. Hassan Beg, Pascha von Natolien, fiel am 25. Decemb. die Ungarn in der Ebene Jalowecz an. Auch hier wurden die Osmanen gänzlich geschlagen und Hassan Beg selbst gefangen in Hunyad's Zelt gebracht. In 5 Monaten hatten die Ungarn 4 Treffen und 2 Hauptschlachten gewonnen, gegen 30,000 Türken getödtet und konnten daher wohl diesen Feldzug, troß seiner Kürze, den langen nennen. Sieggekrönt kehrten der König und Hunyad im Febr. 1444 über Belgrad heim. Der Despot von Serbien, welcher dem Erfolge des letzten Feldzugs die Wiederherstellung seiner Macht verdankte, übertrug Hunyad für sich und seine Nachkommen die große Herrschaft Villágosvár, um sich dessen Freundschaft zu versichern, da er unter der Hand mit Murath verhandelte und es weder mit diesem, noch mit den Ungarn verderben wollte. Auch der König von Bosnien, Stephem Thomas, gelobte Hunyad ewige Freundschaft und versprach mit seiner Hand, eine Vormauer der Christenheit gegen die Ungläubigen zu bilden. Indessen Murath suchte jetzt selbst den Frieden nach. Hunyad, an den sich die Friedensboten wendeten, schickte sie an Wladislaw, und in Gemäßheit seines Rathes ward am 1. August 1444 unter den vortheilhaftesten Bedingungen für die Ungarn zu Szegedin ein 10jähriger Waffenstillstand geschlossen. Obschon König Wladislaw auf die Vollziehung desselben das Abendmahl genommmen, ward er doch schon nach 10 Tagen gebrochen. Der Cardinallegat Julian Cäsarini entband den König seines Eides, und troß der vorgerückten Jahreszeit ward ein sofortiger Feldzug gegen die Osmanen beschlossen. Hunyad war mit diesem Treubruch nicht zufrieden, erhielt jedoch das Versprechen, daß für ihn ein Königreich in Bulgarien gegründet werden solle, und schloß sich daher, wiewohl widerstrebend, dem Heere des Königs an. Er ging durch Siebenbürgen und die Wallachei, während der König die Straße von Orsowa einschlug. Bei Nikopolis vereinten sich beide Abtheilungen — zusammen kaum 20,000 M. stark. — Der Marsch ging um das Balkangebirge herum nach dem Meere hin. Hunyad mit den Wallachen und 3000 Ungarn bildete den Vortrab. Mehrere türkische Festen fielen in die Gewalt der Christen; in der Ebene bei Varna erdrückte aber Murath's Uebermacht die geschwächten Scharen der Ungarn. Hunyad's Rath entschied den König zur Annahme der Schlacht, welche am 10. Novemb. bei Varna (s. d.) geschlagen wurde. Der König fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod; Hunyad mußte mit den Trümmern des Heeres nach der Wallachei fliehen. Die Folgen dieser Niederlage waren für Ungarn traurig. Man konnte sich zu keiner neuen Königswahl entschließen, und theilte deßhalb das Land unter 7 Vicarien, die es einstweilen als Generalcapitane unabhängig von einander verwalten sollten. Hunyad erhielt das Gebiet von linken Theißufer bis an Siebenbürgen. Einen Einfall der Türken, die bis an die Save vorgedrungen waren, schlug er durch glücklichen Ueberfall zurück und rächte dadurch einigermaßen den Tag von Varna. Am 13. Juni 1446 nach manchem Streite und Parteikampfe wurde Hunyad einstimmig zum Gubernator des Reichs während der Minderjährigkeit des Königs Ladislaw erwählt, und zugleich ein Feldzug gegen den Vor-

mund dasselben, den römischen König Friedrich, beschlossen. Vor dessen Ausbruch mußte jedoch Hunyad nochmals in die Wallachei, wo Drakul mit türkischen Hilfstruppen den Woiwoden Dan verjagt hatte. Am Fluß Jalomitza trafen die Ungarn auf Drakl's Völker und schlugen sie gänzlich. Der Aufrührer selbst ward gefangen genommen und zu Tergowics enthauptet. Darauf führte Hunyad seine Truppen gegen Wienerisch Neustadt und gegen Wien. Durch Verheerungen und nach diesen durch Unterhandlungen wollte er den römischen König zur Herausgabe seines Mündels und der Reichskleinodien zwingen; Friedrich's Staatskunst besiegte aber die Tapferkeit der Ungarn. In Gemäßheit eines am 2. Juni 1447 zu Rakersburg geschlossenen Vergleichs gab er zwar Raab heraus, behielt aber pfandweise mehrere wichtige Plätze Ungarns und die Leitung der Erziehung des jungen Königs. Hunyad mußte diesem Vergleiche seine Zustimmung geben. Es war ihm viel daran gelegen, von Außen Ruhe zu haben, da im Innern sich wieder Parteiungen regten, und der hohe ungarische Adel eifersüchtig auf die Macht, welche ein Fremdling von unbekannter Herkunft ausübte, zu werden begann. Hunyad's größtes Bestreben war aber Bekämpfung des Erbfeindes der Christenheit und Rache wegen der Schmach von Varna. Seine Bemühungen, die übrigen europäischen Fürsten zu diesem Zwecke zu vereinigen, waren indessen vergeblich. Mit 8000 wallachischen Reitern und 24,000 Ungarn unternahm daher Hunyad allein einen neuen Zug gegen den Sultan Murath, welcher eben beschäftigt war, Kroja, die Hauptstadt des Fürsten von Albanien, Georg Castrioto, zu belagern. Am 28. Septemb. 1448 setzten die Ungarn bei Kevy über die Donau, und gingen bis Nissa vor. Murath hob sofort die Belagerung von Kroja auf, und erschien mit 150,000 M. im Rücken der Ungarn. Auf dem Amselfeld oder der Kossower Haide (s. d.), ungar. Rigo Mezö, ward vom 17.—19. Octob. die Entscheidungsschlacht geschlagen. Murath's Uebermacht siegte. Hunyad rettete sich durch schnellste Flucht. Der Despot von Serbien hielt ihn unterwegs fest und gab ihn nicht eher frei, bis er in eine Verbindung mit seiner Familie gewilligt, und die Ungarn ihn mit bewaffneter Hand zurückverlangten. Auf dem Reichstage zu Szegedin empfingen ihn am 24. Decemb. die versammelten Stände. Vaterlandsliebe und Heldensinn zeigten sich hier im schönsten Lichte. Man übertrug Hunyad auf's Neue den Oberbefehl über die Heere. Im Mai des folgenden Jahres kam aber auf dem Pesther Landtag ein 7jähriger Waffenstillstand mit den Türken zu Stande, den der Despot Georg vermittelte, und der den Ungarn schwere Bedingungen auflegte. — Hunyad ward von demselben Landtag mit der Bekämpfung der Feinde des römischen Kirchenglaubens beauftragt. Im August und September 1449 zog er gegen die in Ungarn unter Joannes Giskza eingedrungenen böhmischen Calixtiner, und verwüstete die in ihrer Gewalt befindlichen Städte und Gespanschaften. Polnische Vermittelung brachte hier im November einen Waffenstillstand zum Abschluß. Hunyad und die Ungarn bedurften desselben, um kräftig gegen den römischen König und gegen den Despoten von Serbien auftreten zu können. Gegen Letzteren wendete man sich zuerst, belegte seine ungarischen Güter mit Beschlag, und Hunyad wollte eben im Juni 1450 in Serbien einfallen, als derselbe um Schonung bat und sich demüthigte. Mit dem König Friedrich verständigte sich Hunyad am 28. Octob. auf dem Landtage zu Preßburg dahin, daß die Waffenruhe zwischen Ungarn und Oestreich noch 1 Jahr bestehen und der König Ladislaus bis in sein 18. Jahr unter Vormundschaft bleiben sollte. Als inzwischen König Friedrich nach Rom zog, um sich dort als Kaiser krönen zu lassen, und den unmündigen Ladislaus auf diesem Zuge mitgenommen hatte,

verbanden sich während dessen Oestreich, Böhmen, Mähren und Ungarn, letzteres durch den Gubernator Hunyad, zu Wien, um ihren gemeinschaftlichen Herrscher Ladislaus zu befreien. Am Kriege gegen den Kaiser, 1452, welcher die endliche Auslieferung des unmündigen Königs an seinen Oheim, den Grafen von Cilley, zur Folge hatte, nahmen H. und die Ungarn aber keinen Theil, da der verlängerte Waffenstillstand mit Oestreich noch nicht abgelaufen war. Zu Wien, wo der 13jährige König von nun an seinen Hof hielt, legte H. im Spätherbst 1452 sein Amt als Gubernator nieder, erhielt den Titel eines Generalcapitans und die Grafschaft Bistricz mit der Würde eines Erbgroßgrafen. Am 28. Mai 1453 war Constantinopel von dem türk. Sultan Mohammed erobert worden. Die Ungarn hatten nichts gethan, um den Griechen in ihrer Bedrängniß beizustehen. Als aber Mohammed 1454 in Serbien einfiel, um den Despoten Georg zu vertreiben, fiel H. in die Bulgarei ein und ging plündernd und verheerend bis Ternowa vor, um den Sultan von Serbien abzuhalten. Ohne H's Ankunft bei Kevy wäre das hart bedrängte Semendria schon damals in die Gewalt der Türken gekommen. Der Sultan hob die Belagerung auf und ließ Ferez-Beg mit 32,000 M. in Serbien zurück. Bei Kruschewacz schlugen die Ungarn diesen gänzlich; nur wenig Osmanen entkamen, um dem nach Sophia zurückgegangenen Sultan des gefürchteten H's Anwesenheit zu melden. Dieser drang bis an den Balkan vor, verwüstete alle türkischen Orte und kehrte sieggekrönt und beuteb.laden nach Belgrad zurück. Verrath und Angeberei hatten ihm indessen am Hofe des jungen Königs geschadet. Unter dem Vorwande, mit ihm wichtige Angelegenheiten zu verhandeln, sollte er durch den Grafen von Cilley nach Wien gelockt und dort ermordet werden. H. durchschaute die Plane seiner Feinde und entging dem ihm zugedachten Schicksale, ja er versöhnte sich sogar mit dem Grafen von Cilley, indem er seinen Sohn mit dessen Tochter vermählte. Auch der König ward eines Besseren belehrt, und auf dem Landtage zu Ofen, Februar 1455, H. auf's Neue mit dem Oberbefehl sämmtlicher, den Anfällen der Osmanen ausgesetzten Burgen beauftragt. Ein allgemeines Aufgebot des Adels zusammenzubringen, gelang ihm aber auf dem Landtage zu Raab, Juni 1455, nicht; der ungarische Adel war zu selbstsüchtig, um für die fern scheinende Gefahr Großes zu bewilligen. Als aber im April 1456 Mohammed sich mit 160,000 M. den Grenzen Ungarns nahte, ward H. vom König zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen. Am 14. Mai hatte er schon Belgrad mit Mundvorrath und Munition versorgt, und mit dem Kern seiner Mannschaft besetzt. Wie H. und der begeisterte Mönch Joannes von Capistra dem hart bedrängten Belgrad zu Hilfe eilten und es endlich befreiten, s. Bd. I., S. 483. H. erfreute sich seines Sieges nicht lange. Er endigte sein Leben am 11. Aug. zu Semlin an einer pestartigen Lagerseuche. Nicht nur Ungarn betrauerte den Tod seines größten Helden, selbst der Sultan Mohammed beklagte es, daß er den einzigen, ihm würdigen Feind in demselben verloren habe.

(Die Geschichte der Ungarn u. s. w., von J. A. Feßler. Leipzig, 1816, 4. Theil. — Oestreichischer Plutarch, von J. Frhrn. von Hormayr. 2. Thl. Wien, 1807.) E.

Hunyad, Matthias, gewöhnlich Corvin genannt, König von Ungarn, wurde im J. 1443 zu Clausenburg in Siebenbürgen geboren und war der Sohn Joannes Hunyad's (s. d.). In dem Alter von 13 Jahren sah er sich durch den Tod seines Vaters dem Hasse und der Verfolgung seiner Feinde ausgesetzt. Ladislav, sein älterer Bruder, wurde zu Ofen enthauptet, er selbst nach Prag abgeführt, wo man ihn gefangen hielt, bis im Jahre 1458 die ungarische Nation ihn zu ihrem König wählte. Der Sohn des

großen Hunyad, dessen Andenken diesem Volke so theuer war, ward an der Grenze mit außerordentlichen Freudenbezeigungen empfangen. Die Regierung dieses unternehmenden Fürsten bietet fast nichts als eine Reihe von Kriegen dar, welche er mit Kaiser Friedrich III., mit den Königen von Böhmen, Podiebrad und Wladislaw, mit Kasimir IV., Könige von Polen, mit den Woiwoden von Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei, und mit dem Sultan Mohammed II. und Bajesid II. führte. In den Zwischenräumen des Friedens, die er erlangen konnte, sah man ihn mit Einrichtungen für Künste und Wissenschaften beschäftigt, und mit Gesetzgebung für die ungarische Nation. — Friedrich III. hatte, den Eingebungen einiger Uebelwollenden gehorchend, den Titel eines Königs von Ungarn angenommen, unter dem Vorwande, daß er die königliche Krone in Händen habe, die man ihm als Unterpfand einer Geldsumme überschickt hatte, welche er den letzten ungarischen Fürsten dargeliehen. Matthias rückte bis an die Mauern von Wien vor; der Friede kam zu Stande; Friedrich stand von seinen ungegründeten Forderungen ab und gab die Krone zurück. Hierauf ließ sich H. 1464 zu Stuhl-Weißenburg krönen. Friedrich, dieser eben so schwache als habsüchtige Fürst, erneuerte mehrmals den Kampf, indem er die Ungarn angriff, wenn er sie mit den Türken oder mit andern Nachbarstaaten beschäftigt sah. Matthias ließ inzwischen seinen Feinden oft genug fühlen, daß man ihn nicht ungestraft beleidigen durfte, eroberte 1485 ganz Oestreich und empfing von den Ständen des Landes in der Hauptstadt Wien die Huldigung. Seine Waffen hatten in Böhmen gleich rühmliche Erfolge. Der König Podiebrad, mit dessen Tochter er vermählt war, bekannte sich zur Secte der Hussiten. Auf das dringende Ansuchen des katholischen Klerus in Böhmen und auf die Bitten des Papstes erklärte Matthias seinem Schwiegervater den Krieg; er bemächtigte sich Mährens, Schlesiens, der Lausitz, und ließ sich den 3. Mai 1469 durch die zu Olmütz versammelten katholischen Stände zum König von Böhmen wählen. Als Podiebrad im J. 1471 gestorben war, suchte sich H. in den vollen Besitz der böhmischen Krone zu setzen, weil er von den Reichsständen gesetzlich anerkannt worden sei; aber man gab Wladislav, dem ältesten Sohne Kasimir's IV., Könige von Polen, den Vorzug. Auch die Ungarn, da sie ihren König immer außerhalb des Landes mit Kriegen beschäftigt sahen, welche dem Interesse des Landes fremd waren, verbargen ihre Unzufriedenheit darüber nicht; mehr als ein Drittheil der Grafschaften des Königreichs hatte eine Partei gebildet, in deren Mitte nebst der hohen Geistlichkeit sich der kluge Johann Witez befand, welcher den König einst erzogen und unterrichtet hatte, und seitdem die erzbischöfliche Würde von Gran bekleidete. Man bot die Krone Kasimir, dem jüngeren Bruder Wladislaw's, Königs von Böhmen, an. Dieser ging an der Spitze einer Armee nach Ungarn, welche sich täglich durch die Ankunft Mißvergnügter verstärkte. Matthias eilte mit seinen alten Kriegsscharen dem Feinde entgegen, und die Insurgenten, über die Schnelligkeit seiner Ankunft bestürzt, verließen die polnische Armee, welche in kurzer Zeit das ungarische Gebiet räumte. Bald darauf sah sich Matthias mit 6000 M. in Breslau von den Königen Polens und Böhmens eingeschlossen, welche 10 Mal stärker waren, als er. Es gelang ihm aber durch kluge Maßregeln, sie zu entfernen, und Schlesien und die Lausitz wieder in seine Gewalt zu bekommen. Endlich kam im J. 1478 der Friede zu Stande, unter Bedingungen, die für Matthias sehr ruhmvoll waren; denn er behielt, gleich dem Wladislav, den Titel eines Königs von Böhmen und blieb im Besitze von Mähren, Schlesien und der Lausitz. Auch die Woiwoden von Siebenbürgen, der Wallachei und Moldau suchten sich unabhängig zu machen, und benutzten alle

günstigen Umstände, H. anzugreifen; er führte sie jedes Mal zu ihrer Pflicht zurück. Als er Serbien und Bosnien erobert hatte, bedrohte Mohammed II. zu gleicher Zeit Deutschland und Italien. Die Päpste, denen Alles daran lag, diesen furchtbaren Feind der Christenheit zurückzuhalten, richteten ihre Blicke auf H., den man mit Recht für einen der größten Feldherren seiner Zeit ansah. Unglücklicher Weise war dieser mit andern Plänen zu sehr beschäftigt; seine Kriege mit den Türken waren daher ein Wechsel von Erfolgen und Rückschritten; er drang öfters in ihr Gebiet ein und sie überschritten mehrmals die Grenzen Ungarns. Bajesid, Nachfolger Mohammed's, suchte die Freundschaft H's, indem er hoffte, daß es ihm durch die Vermittelung dieses Fürsten gelingen werde, seinen Bruder Zizimus aus den Händen der Rhodiserritter zu befreien; aber seine Anerbietungen wurden immer zurückgewiesen. H. starb den 6. April 1490 in seinem 47. Lebensjahre an den Folgen eines Schlagflusses. Dieser Fürst ist's, dem die ungarische Armee ihre Organisation verdankt. Vor ihm bestand sie nur aus Cavalerie, die in der Hast angeworben wurde; jeder Soldat bewaffnete und equipirte sich, wie er wollte. H. bildete eine stehende Abtheilung Infanterie, welche unter dem Namen: die schwarze Garde überall, wo sie auftrat, Schrecken verbreitete und Siege erkämpfte. An der Spitze dieser Infanterie focht H. bei Breslau und Barnia, und verdankte ihr einen großen Theil des Ruhmes, welcher den Namen dieses Fürsten auf die Nachwelt übergetragen hat. Wir haben oben kurz erwähnt, daß er bei seinen vielfachen Kämpfen auch für die Wissenschaften thätig war. Er stiftete eine Hochschule zu Buda (Ofen), legte eine bedeutende Bibliothek daselbst an, und rief Gelehrte, Künstler und Buchdrucker aus Italien, um in literarischer und ästhetischer Hinsicht sein Volk zur höhern Cultur zu führen. Er selbst war in den Wissenschaften sorgfältig unterrichtet worden, sprach die meisten lebenden Sprachen mit großer Leichtigkeit und kannte die Classiker des Alterthums, vorzüglich aber diejenigen, welche auf's Kriegswesen Bezug haben. In seine Tage fiel das goldne Zeitalter der ungarischen Nation, und man kann sagen, daß mit ihm der Ruhm der Ungarn, als eines unabhängigen Volkes, in's Grabmal sank. Denn Wladislaw von Böhmen, den, mit Uebergehung des natürlichen Sohnes H's, Johann, die Ungarn zum König wählten, war eben so feig und gleichgiltig, als sein Vorgänger thätig und unternehmend gewesen war. Doch bilden einzelne Züge von Härte und Grausamkeit, H's Hang zur Willkür und seine Eroberungskriege gegen Oestreich und gegen Podiebrad von Böhmen, den er 2 Jahre lang im Gefängniß sogar mit Ketten belasten ließ, die Schattenseite in dem hellen Gemälde seiner Regierung. (Feßler, die Geschichten der Ungarn. — Biographie univers.) L.

Hurten (Befestk.), s. Flechtwerk.

Husaren. Sie stammen von den Kroaten ab, und bildeten wie diese eine ungarische Miliz zu Pferde. Der Name „Husar" wird jedoch erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts historisch. Die Zügellosigkeit, Raublust und militairische Unzuverlässigkeit der Kroaten hatte sie so in Verruf gebracht, daß der zahlreiche ungarische Adel die Gelegenheit eines neuen Aufgebotes benutzte, um sich ganz von den Kroaten zu trennen und ein eigenes Regiment zu bilden. Da gerade der zwanzigste Edelmann aufgeboten worden war, nahm dieses Aufgebot den Namen Husaren (eigentlich „Zwanziger") an, und zeichnete sich durch eine gleichfarbige, sehr prachtvolle Nationaltracht aus, die sich von der Husarenuniform der Neueren nur darin unterschied, daß die Dollmans und Pelze bis über die Hüften reichten. Die Knöpfe und Schnüren waren von Gold oder Silber; sehr reiche Edelleute trugen auch bisweilen kleine Küraße von demselben Metall unter der offen stehenden Uniform. Die Zeit der Errich-

tung ist schwer zu bestimmen, fällt aber wahrscheinlich in das erste Jahrzehend des 30 jährigen Krieges. In der Schlacht bei Breitenfeld (1631) soll Tilly bereits 5 Husarenregimenter in seiner Armee gehabt haben. Man zählte sie jedoch nicht zur regulairen Cavalerie, verwendete sie hauptsächlich zum Vorpostendienste, der damals fast ausschließlich der irregulairen Cavalerie oblag, zu Streifereien, ließ sie während der Schlacht des Feindes Flanken und Rücken beunruhigen, das Gepäck überfallen, die Fliehenden verfolgen. Dies ist beinahe länger als ein Jahrhundert ihre Bestimmung gewesen, und nur die Disciplin machte die ungarischen Husaren, welche im Laufe der Zeit auch durch Bauern rekrutirt wurden, zu besseren Diensten tüchtig.

Während des spanischen Erbfolgekrieges wurde auch in Frankreich ein Husarenregiment errichtet. Der Marschall von Luxemburg wollte sich hierzu des desertirten kaiserl. Lieutenants Baron Corneberg bedienen, welcher aber die erhaltenen Werbegelder verspielte und dafür in die Bastille gesperrt wurde. Indeß gab man diese Idee noch nicht auf. Mehrere franz. Cavalerieofficiere hatten gefangene oder desertirte kaiserliche Husaren zu ihren Dienern angenommen, welche durch ihre Nationaltracht und ihr martialisches Aeußeres allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Der Marschall formirte hieraus eine Schwadron und verwendete sie gleich der übrigen leichten Cavalerie. Die Husaren zeichneten sich durch Kühnheit und Schnelligkeit aus, erhielten bald Zuwachs, und formirten 1692 ein Regiment von 6 Compagnien, welches später zwar aufgelöst, im Laufe des Krieges durch den Marschall Villars aber neu errichtet wurde. (Ludwig XIII. hatte schon früher ungarische Reiter im Sold, sie führten aber nicht den Namen Husaren.)

In Baiern und Preußen wurden zu Anfang des 18. Jahrhunders ebenfalls Husaren errichtet, welche im Wesentlichen ihren Vorbildern glichen. Die glänzendste Periode der Husaren fällt jedoch in das Zeitalter Friedrich's d. Gr. Derselbe fand bei seinem Regierungsantritte nur 9 Schwadronen in 2 Regimentern, errichtete aber schon im nächsten Jahre (1741) vier neue Regimenter. An der Spitze des einen zeichnete sich der damalige Oberstlieutenant von Zieten (s. d.) so rühmlichst aus, daß ihn der König zum Obersten und Chef desselben ernannte. Zieten brachte bald einen ganz anderen Geist in seine Husaren; er lehrte sie alle Evolutionen in geschlossener Ordnung, gleich der übrigen Cavalerie, aber mit größerer Schnelligkeit und Präcision ausführen (sie rangirten nur in 2 Gliedern), führte eine strenge taktische Disciplin ein, und behauptete bei jedem Zusammentreffen mit den ungarischen Husaren, die nicht so geordnet blieben, ein entschiedenes Uebergewicht. Im Natzmer'schen Husarenregimente trat ein anderer Mann auf, weit jünger und kühner als Zieten; es war der Rittmeister von Seidlitz (s. d.). Dieser brachte seine Schwadron, später sein Regiment, auf eine so hohe Stufe taktischer Vollkommenheit, daß schwerlich ein europäisches Cavalerieregiment ihm gleich gestellt werden konnte. Der große König verstand es, Verdienste zu schätzen und zu belohnen; er erhob diese beiden Männer zu Generalen, errichtete noch mehr Husarenregimenter, und verdankte diesen manchen wichtigen Dienst. Bei seinem Tode hatte die preußische Cavalerie 10 Husarenregimenter, jedes zu 10 Schwadronen.

Der außerordentliche Ruf, den sich die Husaren im 7jährigen Kriege erworben hatten, wirkte belebend auch im Frieden fort und erhielt jenen kriegerischen Geist, ohne welchen keine Truppe etwas taugt. Alles, was Husar hieß, glaubte sich zu ungewöhnlicher Kühnheit, mitunter auch zu tollen Streichen verpflichtet, wodurch die „Husarenstreiche" sprichwörtlich wurden. Man er-

richtete daher überall Husarenregimenter, und es hat fast geschienen, als wenn mit der Husarenuniform auch der Husaren g e i st an= und ausgezogen worden wäre; die Mehrzahl der Menschen wird durch sinnliche Eindrücke zu Handlungen angetrieben. In Sachsen wurde 1791 ebenfalls ein Husarenregiment errichtet, welches seinen Vorbildern zur Seite gestellt werden darf, mußte aber 1822 die Uniform vertauschen, weil mancherlei Rücksichten das Fortbestehen verschiedener Reiterarten nicht guthießen; die baierschen Husaren haben sich etwas später auch in Dragoner verwandelt. Nur in Oestreich, Preußen und Rußland giebt es gegenwärtig noch Husaren, welche in Rücksicht auf Zahl und Güte sich als besondere Reiterart geltend machen können.

Die Bestimmung der Husaren weicht von der der leichten Cavalerie nur in sofern ab, daß sie sich vorzugsweise zu solchen Unternehmungen berufen halten müssen, welche ungewöhnliche Schnelligkeit, Gewandtheit, Ausdauer und Kühnheit erfordern, weßhalb man hierzu einen kräftigen und gedrungenen Schlag von Menschen und Pferden wählen, und sie mit Officieren versehen muß, die sich vor dem „umgangen oder abgeschnitten sein" nicht fürchten, in keiner Lage den Muth, die Geistesgegenwart, die Geduld verlieren, Schlauheit mit Keckheit zu vereinen verstehen, und nichts für unmöglich halten.

(Hoyer's Geschichte der Kriegskunst. — Daniel, hist. de la milice française. — Flemming's deutscher Soldat. — Ciriacy, Geschichte des preußischen Heeres. — Bärenhorst's Betrachtungen.) Pz.

Hussiten. Grausam und blutig sind die Kriege, die Parteihaß entzündet, aber verheerender noch und von länger sichtbaren Folgen sind die Kämpfe, die Religions= und Glaubensverschiedenheit erzeugt und bis zur Erschöpfung der Streitenden fortführt. Solche Kriege haben Deutschlands Frieden mehr als ein Mal gestört; solche Kriege, in denen die Heere unter dem Deckmantel der heiligen Gefühle nur ihre Mord= und Raubsucht befriedigen, haben die Fluren unseres Vaterlandes mehr als ein Mal zertreten und die Blüthen der sich entfaltenden Wissenschaft, Kunst und Gesittung rücksichtslos gebrochen. Unter diese unseligen Kämpfe zählen wir den Hussitenkrieg. Johann Huß, der die von Wiklef zuerst ausgesprochene und von Vielen wahrhaft nöthig erachtete Reformation der Kirche und ihrer Glieder zuerst laut zu predigen versucht hatte, war 1415 ein Opfer seines Wagnisses auf dem Scheiterhaufen zu Constanz geworden. Aber seine Lehre war darum nicht untergegangen. Das Licht der Wahrheit, einmal entzündet und von tausend Herzen aufgenommen, vermochten weder die Kirchenbeschlüsse der Concilien und die Bannstrahlen der katholischen Machthaber, noch die zahlreichen Kriegsheere zu löschen, die Kaiser und Reich zu Unterdrückung der Ketzer gesammelt hatten. Intoleranz jedoch und Uneinigkeiten über die noch nicht fest begründete Lehre machten die großen Opfer, welche die Böhmen der Denkfreiheit gebracht, fruchtlos und stießen die Wahrheit von sich, die erst beinahe ein Jahrhundert später wieder in Luther's Brust einen fruchtbaren Boden finden sollte. — Doch war es keinesweges allein und nicht immer der Haß gegen den Andersdenkenden, sondern es war die Erbitterung des dritten Standes gegen den Adel und die Städte, welche den Hussitenkriegen den furchtbaren verheerenden Charakter gab; es war die Gewißheit, mit den schrecklichsten Qualen gemordet zu werden, die die Böhmen mit Verzweiflung kämpfen und mit bewundernswerther Tapferkeit ihre überlegenen kriegserfahrenen Gegner besiegen hieß. Die ersten Gewaltthätigkeiten, die Zerstörung der Kirchen und Klöster der Katholiken, die Ermordung ihrer Priester und Mönche verübte eine kleine Zahl Hussiten unter ihrem ersten Anführer, Johann von Trocznow, genannt Zizka (der Ein=

äugige), einem böhmischen Ritter, der Verachtung der Gefahr und Erfahrung im Kriege sich in dem deutschen Orden erworben hatte. Unter ihm vereinigten sich die Anhänger der neuen Lehre auf dem Berge Tabor im Bechiner Kreise und erbauten zum Andenken an Hussens hier gehaltene Predigten und zu ihrer eigenen Sicherheit eine Festung gleichen Namens, die ihrer Hauptsecte die Benennung gab. Aber das ungezügelte Rauben und Morden, das zwecklose Zerstören, wodurch Zizka seine siegreichen Züge bezeichnete, und besonders die verschiedenen Ansichten bei dem Ausbieten der böhmischen Krone, die man dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürsten Witold von Litthauen, und zuletzt dessen Neffen Koribut antrug, entzweiten die Hussiten unter sich selbst und führten eine Trennung der Gemäßigten (Calixtiner oder Prager) von den Taboriten herbei. Zizka, siegreich gegen ein kaiserliches Heer bei Deutschbrod 1422 und gegen die Prager 1424, starb 12. Octbr. 1424 an der Pest. Ihm folgte im Oberbefehl Prokop der Große, Holy (der Geschorene), der sich durch die Siege bei Tachau und Mieß 1427 und 1431 seines Vorgängers würdig bezeigte. Aber die fortgesetzte Spannung zwischen den Parteien und besonders die empörenden Raubzüge einzelner Haufen nach Franken, Oestreich, Sachsen, die Lausitz und Schlesien brachten selbst die Ruhigeren der Hussiten zu dem Wunsche, der allgemeinen Unordnung ein Ende zu machen. Die Prager und der böhmische Adel vereinigten sich mit König Sigismund zu den Prager Compactaten, 20. Novbr. 1433, und stillten mit Waffengewalt die von den Taboriten deßhalb erneuten Feindseligkeiten durch den Hauptsieg bei Hrzibr (s. d.), 28. Mai 1434. — Das Charakteristische der Hussitenschlachten ist, daß sie fast immer Defensivschlachten waren; in der Regel erwarteten die enggeschlossenen Haufen, die gewöhnlich in kleine Abtheilungen von 60 M. zerfielen, hinter ihren Streitwagen ruhig den Angriff des Feindes. Hinter oder auf dem Wagen standen die Bogenschützen; ihre Reserven waren mit Dreschflegeln (Drischeln) oder Streitkolben bewaffnet. Brach sich nun vielleicht der Muth der Stürmenden an der mit doppelten eisernen Ketten zusammengeschlossenen Wagenburg, so strömten die Hussitenscharen mit solchem Ungestüme heraus, daß der Gegner ihnen meistentheils nicht Stand halten konnte. Neben den erwähnten Flegeln, die sie 20 bis 30 Mal in der Minute zu schwingen verstanden, führten ihre Fußvölker auch lange Spieße mit krummen Haken, um die feindlichen Reiter damit von den Pferden zu ziehen, und große Schilde (Paweza), die sie, wenn ein Reiterangriff zu erwarten stand, mit den daran befindlichen eisernen Spitzen vor sich hin in die Erde steckten und sich gebückt gegen Hieb und Stich zu schützen wußten. Zuweilen deckte der Feldherr seine Flanken beim Vorrücken mit den Kriegswagen, wie es Zizka u. A. bei Kuttenberg thaten. Die Chronisten geben uns bei jeder Schlacht die Anzahl der Streitwagen genau an, wie wir heut zu Tage die Kanonen zählen. Sie beliefen sich in der Schlacht bei Tachau auf 3600.

(Handbibliothek für Officiere. — Gesch. d. Kriegswesens, 2. Abtheil. — Theobald, Hussitenkrieg. — Pubitschka, chronol. Geschichte von Böhmen.)

C.

Hütten (Befestk.), s. Belagerungswerkzeuge der Alten.

Hüttenlager, s. Bivouac.

Huy, Hoye, Stadt in den Niederlanden am Einflusse des Hoyul in die Maas, mit 5500 Einwohnern.

Belagerung 1694.

In dem Feldzuge von 1694, den Ludwig XIV. gegen die Allürten in

Flandern führte, und in welchem er mehr auf Behauptung seiner gemachten Eroberungen, als auf Erweiterung derselben sehen mußte, war die alliirte Armee in ihren Offensivbewegungen im Monat August unter dem Prinzen von Oranien und dem Kurfürsten von Baiern bei Oudenarde über die Schelde und von da auf Rousselaer gegangen. Die franz. Armee, unter Befehl des Dauphin, war dagegen dieser Bewegung von der Sambre aus über Tournay, Copierres nach Courtray gefolgt, und stand in einem verschanzten Lager zwischen Courtray und dem Schlosse Moorsecle, der alliirten Armee in Position zwischen Rousselaer und Wakkem gegenüber.

Der Prinz sah sich in seinen Plänen durch die Schnelligkeit der franz. Armee getäuscht, und da er den größten Theil seiner Cavalerie, 3000 Pferde, die von Lüttich aus der Armee in Entfernung zweier Tagemärsche gefolgt war, jetzt nicht weiter mit Vortheil verwenden konnte, schickte er sie nach der Maas zurück, um das Schloß Huy zu belagern, welches als ein avancirter Posten des verschanzten Lagers bei Lüttich angesehen ward und daher für die Alliirten von Wichtigkeit war. Nachdem noch einige Infanterie und die nöthigen Geschütze angekommen, wurde die Stadt den 17. Septbr. berennt, den 19. genommen und das Schloß enger eingeschlossen. Dasselbe war von 900 M., unter Befehl des Oberst Ragnac besetzt, der sich hartnäckig vertheidigen wollte, indem er auf einen baldigen Entsatz rechnete. Den 22. begannen die Batterien der Belagerer, 67 Kanonen und 30 Mörser, ihr Feuer, und den 24. Abends war das Fort Picard mit Sturm genommen. Die Bomben richteten indessen große Verwüstungen im Schlosse an; über einen Entsatz blieb der Commandant in gänzlicher Ungewißheit, und so sah er sich zur Capitulation genöthigt, welche den 27. abgeschlossen ward. Den 28. marschirte die Besatzung mit allen Kriegsehren aus und ging gefangen nach Namur. 27.

Belagerung 1703.

Während des spanischen Erbfolgekrieges wurde Huy im August 1703 von den Alliirten genommen. Die Franzosen hielten die Stadt und die 4 Forts mit etwa 1200 M. unter dem Oberst Millon besetzt, der von der ganzen Armee unter Marlborough angegriffen wurde. Am 15. war die Einschließung vollendet, und der Baron von Trogné erhielt den Befehl über die Belagerung auf dem anderen Maasufer. Eine vorläufige Aufforderung wies der franz. Commandant ab, zog sich aber in's Schloß und ließ nur 300 M. unter dem Grafen de Lisle in der Stadt. Am 18. gaben diese auf Befehl des Marschalls Villeroi die Stadt auf, und vereinigten sich mit Millon, der nun das Schloß, das Fort Picard, Fort Rouge und das im vorigen Jahre erbaute Fort Joseph zu vertheidigen hatte. Schon am nämlichen Tage flog ein Pulvermagazin im Schlosse durch das Feuer der Belagerer auf, welche die Stadt besetzten und in der folgenden Nacht die Laufgräben gegen die Forts Joseph und Picard eröffneten. Nach fortgesetzter Arbeit in der folgenden Nacht und am 20., konnten die Forts von 5 Uhr Abends an aus 20 Mörsern beworfen werden. In der Nacht zum 21. wurde noch eine Batterie von 18 Kanonen gegen die Forts und eine andere auf der Höhe nach der Sarte, von 24 Kanonen errichtet, von denen 6 das Fort Joseph in der Flanke und die anderen das Schloß von der Stadtseite, wo das große Pulvermagazin war, beschossen. Die Vorräthe waren jedoch schon in Sicherheit gebracht. Noch eine Batterie von 28 Stück wurde in der Nacht zum 22. auf denselben Höhen beim Thore St. Denis beendet, und die erwähnte Gegend des Schlosses nun mit 46 Feuerschlünden ange-

griffen. Das Fort Joseph mußte am 22. capituliren; die Besatzung erhielt freien Abzug mit Waffen, Gepäck, Trommeln und brennenden Lunten. Am 23. Abends zogen sich die Besatzungen der andern beiden Forts, wo große Breschen gelegt waren, in's Schloß. Diesem ward nicht weniger hart zugesetzt. Die Bresche zu vollenden, feuerte der Feind am 25. aus 70 Kanonen, und außerdem mit 40 Mörsern, und stellte sich in der Stadt zum Sturme auf. Als die Franzosen dies bemerkten, besetzten sie die Bresche mit einer Grenadiercompagnie und 200 M., die den Angriff zurückschlugen und den Feind nöthigten, von der erstiegenen Rampe in Unordnung zurückzugehn. Eine halbe Stunde später wurde derselbe Versuch vom Grafen de Lisle eben so glücklich abgeschlagen. Eine von wenig Mannschaft auf der entgegengesetzten Seite unternommene Ersteigung wurde durch den Commandanten vereitelt. Die Umstände waren indessen so mißlich, daß die Garnison zu capituliren verlangte; der Feind wollte aber keine billigen Bedingungen gewähren, und schon waren am 26. die Unterhandlungen abgebrochen, als die widerspenstigen Truppen den Commandanten zur Uebergabe zwangen. Um Mittag räumten die Franzosen, nur die Officiere durften ihre Waffen behalten, den Platz, und wurden gegen die von Villeroi in Tongern gemachten Gefangenen ausgewechselt. (De Quincy, histoire mil. de Louis XIV. Tom. IV.)

Belagerung 1705.

Die Franzosen eröffneten den Feldzug in Flandern von 1705 mit der Belagerung von Huy. Marschall Villeroi kam am 26. Mai mit der Hauptarmee nach Vignamont, und lagerte sich hier zur Deckung der vom Marquis de Gacé begonnenen Belagerung. Der Platz war am 28. vollständig eingeschlossen. Am 30. wurden die Laufgräben gegen die Stadt eröffnet, die sich aber am nämlichen Tage schon ergab, indem die 4 Bat., welche unter Herrn von Cronston die Besatzung bildeten, sich in's Schloß und in die 5 umliegenden Forts Picard, Rouge, Joseph, Trogné und Tard-avisé zurückzogen. Vor den beiden erstgenannten wurden die Laufgraben in der Nacht vom 30.—31. eröffnet und in der folgenden Nacht rechts bis vor das Fort Joseph geführt. Am 1. Juni früh konnte gegen die beiden ersten das Feuer aus 3 Batterien, eine mit Mörsern, begonnen werden. Letztere befand sich in der Vorstadt Star, wo auch an einer großen Batterie gegen das Schloß gearbeitet ward. In der Nacht zum 2. Juni ward eine Batterie von 12 Kanonen gegen das Fort Picard fertig, und eine neue Parallele vor demselben angelegt. Zwei Batterien gegen das Fort Joseph kamen in der Nacht vom 2.—3. zu Stande. Das Schloß wurde nun aus 30 Geschützen beschossen. Zwei Abtheilungen von 500 Grenadieren, von einem Detachement Garden unterstützt, griffen in der folgenden Nacht um 11 die Forts Picard und Rouge gleichzeitig an und eroberten sie nach viertehalbstündigem Kampfe. Es wurden nur 12 Gefangene gemacht; die übrige Besatzung war geblieben oder in's Schloß geflohen. Die Franzosen verloren 2 Officiere und 25 M. an Todten und Verwundeten. Am 5. kam eine neue Batterie von 7 Kanonen gegen das Schloß in Thätigkeit, das 3 Tage nach einander anhaltend beschossen wurde. Alle Batterien waren auf Flintenschußweite, und die Belagerten feuerten nur noch mit einem Geschütz, weil alle anderen Stücke demontirt waren. Da am 10. die Bresche weit genug vorgerückt war, ließ de Gacé gegen Ausgang der Nacht die Grenadiere mit den bereit gehaltenen Leitern an den Fuß der steilen Felsen rücken, welche den Zugang zur Bresche erschwerten, um mit Tages Anbruch den

Sturm beginnen zu können. Die Belagerten hatten schon um 10 Uhr Abends eine ehrenvolle Capitulation verlangt; man verlangte aber, sie sollten sich auf Discretion ergeben. Dies wurde abgeschlagen und der Angriff fortgesetzt, während dessen aber immer unterhandelt und endlich die Capitulation abgeschlossen, wozu die Franzosen um so geneigter waren, da sie ebenfalls große Verluste erlitten hatten. Es wurden 96 Officiere und 1317 M. Gefangene gemacht; 32 Kanonen, 10 Mörser und viele Munition, befanden sich in der Festung. Die Belagerer verloren 200 M. an Todten und Verwundeten. (De Quincy, hist. milit. de Louis XIV. Tom. IV.)

Hydaspes (heute Betah oder Tschelum), Fluß in Indien, an welchem Alexander der Große einen Sieg über den indischen König Porus erfocht, 327 v. Chr. G.

Die Unterwerfung des persischen Monarchen war dem siegreichen Alexander von Macedonien noch nicht genügend gewesen; das Glück seiner Waffen, der Schrecken, der seiner Armee voranging, und die wenige Kriegserfahrung der asiatischen Fürsten bewogen ihn, noch weiter nach Süden vorzudringen. Vergebens hatten mehrere indische Könige dem macedonischen Eroberer zu widerstreben gesucht, waren aber durch Ueberlegenheit seiner Kriegskunst und die Tapferkeit seiner geübten Truppen leicht unterworfen worden. An dem jenseitigen Ufer des Hydaspes stand König Porus, den Macedoniern den Uebergang streitig zu machen. 85 Elephanten sollten die Angreifenden schrecken und verwirren; 30,000 M. zu Fuß, hinter 300 Sichelwagen aufgestellt, sollten den Feind vollends vernichten; 7000 Reiter dessen Flanken bedrohen. Auf dem größten der Elephanten saß der König, ein Mann von edlem Anstande und dem erprobtesten Muthe, die Bewegungen leitend. Seine Feinde zollen ihm volle Anerkennung seiner Tapferkeit und Klugheit. Der reißende, 400 Klaftern breite Fluß schützte die Vertheidiger vor einem unerwarteten Ueberfall. Aber dem kühnen Alexander war auch dieses Hinderniß zu klein, seine siegreiche Laufbahn deßhalb hemmen zu lassen. In einer stürmischen Nacht, wo ein starkes Gewitter und der herabrauschende Regen das Geräusch des Uebersetzens übertäubte, überschritt er mit 6000 M. zu Fuß und 5000 zu Pferde, den Fluß auf einer Stelle, die, einige Meilen von Porus's Aufstellung entfernt, durch einen hervorspringenden Felsen seine Absicht erleichterte. Auf die Nachricht von Alexander's Uebergange sendete sogleich Porus 2000 Reiter und 120 Wagen unter dem Befehle eines seiner Söhne gegen den Feind. Alexander, diese Abtheilung anfänglich für den Vortrupp des indischen Heeres haltend, stellte sich sorgfältig zur Annahme der Schlacht auf, griff aber, als er in Erfahrung gebracht hatte, daß dies nur ein schwaches Detaschement sei, dasselbe so hitzig an, daß Porus's Sohn mit 400 Reitern auf dem Platze blieb und alle Wagen genommen wurden. So unerwartet dieser Schlag auch dem Porus kam, so schnell war er doch entschlossen, nun selbst dem Feinde entgegenzugehen. Indem er nur einige Elephanten in seinem Lager zurückließ, um die am jenseitigen Ufer zurückgebliebenen Macedonier in Schrecken zu halten, machte er sich mit 30,000 M. zu Fuß und 4000 zu Pferde, 300 Wagen und 200 Elephanten auf. In einer großen Ebene, die seiner Reiterei und seinen Wagen freie Bewegung erlaubte, stellte er sich auf, die Ankunft des Gegners zu erwarten; die Massen seines Fußvolkes standen in einer Linie, vor ihnen alle Elephanten, jeder 100 Fuß von dem andern entfernt; die Flanken dieser Elephantenlinie schützten leichte Fußtruppen, deren Flanken wieder die Reiterei. Alexander eilte mit seiner Reiterei den

Indiern entgegen und suchte lange Zeit, dieselben durch allerlei Evolutionen zu beschäftigen, bis sein ihm in Eile gefolgtes Fußvolk sich von den Anstrengungen des Marsches würde erholt haben. Als dieses geschehen, schritt er zum Angriffe. In gerader Front gegen das feindliche Mitteltreffen, das die Elephanten schützten, anzurücken, schien dem Könige von Macedonien wenig rathsam, weil jedenfalls ein Theil seiner Truppen von den Thieren zertreten, der andere in Unordnung zum Angriffe gekommen wäre. Er wendete sich deßhalb gegen den linken Flügel des Porus, um ihn in Front und Flanke zu beschäftigen, während 2 Regimenter Reiterei unter Cönus demselben in den Rücken fallen sollten. Die Generale des Fußvolkes, Seleukus, Antigonus und Tauron hatten Befehl, nicht eher Etwas zu unternehmen, bis sie einen Erfolg des Reiterangriffes gewahr würden. Auf Bogenschußweite entsendete Alexander gegen die Front des linken Flügels 1000 Bogenschützen; er selbst wollte die Wirkung dieses Pfeilhagels benutzen, um die Flanke des Gegners zu gewinnen. Hatte auch dieser Versuch nicht den Erfolg, den sich die Angreifenden versprachen, weil die Indier sich schnell wieder ordneten und ihre Reiterabtheilungen enger zusammenzogen, so konnte doch die Umgehung durch Cönus ihre Wirkung nicht verfehlen. Von 3 Seiten nun angegriffen, mußte sich die feindliche Reiterei hinter ihre Elephanten zurückziehen und die weitere Vertheidigung des Flügels den Führern der nächsten Elephanten überlassen. Jetzt rückte auch das macedonische Fußvolk in geschlossenen Phalanxen an und richtete seine sämmtlichen Geschosse gegen die Elephanten. Diese, durch die erhaltenen Wunden zu noch größerer Wuth gereizt, wendeten sich gegen die Feinde, zerstörten einzelne Haufen und würden jedenfalls der macedonischen Infanterie noch mehr Schaden gethan haben, wenn diese nicht mit Absicht größere Zwischenräume zwischen den Abtheilungen gelassen hätte, um die Elephanten durchzulassen. Diesen Moment des Treffens, wo das macedonische Fußvolk sichtlich von der großen Anzahl der scheu gewordenen und erbitterten Elephanten aufgehalten wurde, benutzte die indische Reiterei, um ihren Angriff gegen den König selbst zu erneuern; aber dieser warf sie abermals und gab nun seiner Infanterie das Zeichen, unverzüglich zu einem Hauptangriffe überzugehen. Mit Muth und Beharrlichkeit fochten zwar die Truppen des Porus noch lange gegen den weit überlegenen Feind, mußten aber doch endlich den Kampfplatz räumen. Alexander's Reiterei umschwärmte die fliehenden Haufen; der Rest des macedonischen Heeres war unter Kraterus nun auch endlich über den Fluß gesetzt und hieb auf die zurückweichenden Feinde ein, so daß der Verlust der Indier auf 20,000 M. zu Fuß und 3000 zu Pferde angegeben wird. Der Verlust Alexander's soll nur in 80 von den 6000 M., die den ersten Angriff thaten, in 10 Bogenschützen zu Pferde, 20 von seiner Leibwache und 200 Gemeinen bestanden haben. Vor Allen hatte sich Porus selbst im Treffen hervorgethan; trotz dem, daß der größte Theil seines Heeres die Flucht ergriff, blieb er so lange im Felde, bis ihm eine in die Schulter empfangene Wunde den ferneren Kampf unmöglich machte; dann erst zog er sich langsam auf seinem Elephanten zurück. Alexander sendete ihm mehrere hohe Officiere nach, um den König zu veranlassen, zu ihm zu kommen, da er die persönliche Bekanntschaft des tapferen Gegners zu machen wünschte. Porus ließ sich zu Alexander bringen und erwartete entschlossen und furchtlos dessen Befehle. Der Macedonier fragte ihn, wie er wünsche, daß man ihm hier begegnen solle. Mit edlem freien Anstande entgegnete Porus: „königlich!" und versicherte auf weiteres Befragen, daß dieses Wort Alles in sich fasse. Alexander, ergriffen von der Größe einer Seele und dem

durch das Unglück bekräftigten Edelmuthe, wie er dergleichen bei den sogenannten Barbaren nicht zu finden erwartete, setzte Porus in sein Königreich wieder ein und vergrößerte dasselbe durch mehrere eroberte Provinzen. Spiele und Dankopfer feierten den Sieg Alexander's; 2 hier erbaute Städte, Nicäa und Bucephala sollten das Andenken an das hier Vorgefallene der Nachwelt erhalten.

(Vergl. Arrian, V, 8 ff. Curtius VIII, zu Ende, welcher in der Erzählung des Endes der Schlacht abweicht. — de Ste Croix examen des anciens historiens d'Alex. le Gr. S. 391 ff. — In dem 3. Hefte des Jahrgangs 1833 der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges findet man eine klare und sehr umfassende Darstellung dieser Schlacht.)

C.

Hyder Ali, geboren 1728 in Divanelli, einer kleinen Feste der Statthalterschaft Bengalur, welche sein Vater vom König von Mysore erhielt. Vom Anführer einer Truppe von 50 Reitern und 200 Peons (indischen regulairen, gewöhnlich mit Luntenschloßflinten bewaffneten Fußsoldaten), an deren Spitze er im 22. Jahre unter dem Subah von Decan seinen ersten Feldzug an der Küste von Coromandel machte, schwang er sich zu einem der größten indischen Fürsten empor. Die Schlacht bei Gingen (4. Decemb. 1750) brachte ihm eine so hohe Meinung von den Franzosen bei, daß er für sie nichts unmöglich hielt. In dieser Ansicht, welche er bald auf Europäer überhaupt ausdehnte, bestärkte ihn ein längerer Aufenthalt in Pondichery. Bei seiner Rückkehr zu seinem Bruder Ismael Saeb, der eine hohe Militairstelle im Dienste des Königs von Mysore bekleidete, brachte er diesem eine so vortheilhafte Meinung von der Bewaffnung, Artillerie und Taktik der Europäer bei, daß derselbe in Bombay einige Tausend Bajonnetflinten und 6 Kanonen einkaufen, so wie einige 30 Europäer zur Bedienung derselben anwerben ließ. Mysore bekam auf diese Art durch Hyder Ali unter allen indischen Reichen das erste, ganz auf europäische Art bewaffnete Corps. Als sich nun 1750 zwei Prätendenten um die Herrschaft über Carnatic stritten, befand sich H. mit den Truppen von Mysore anfänglich auf der Seite der von den Engländern unterstützten. Später stieß er mit 1800 Reitern zu den Franzosen, welche die andere Partei bildeten, zu der sich auch Mysore geschlagen hatte, und zeichnete sich besonders bei der Belagerung von Tirutschinapally aus. Er benutzte sein Zusammensein mit den Franzosen, um ihnen so viel von der Kriegskunst abzulernen, als möglich, und warb im Stillen eine Menge der geschicktesten Unterofficiere und Soldaten für sich an. Als er 1756 seinen Bruder beerbte und dadurch in den Besitz des Landes und der Festung Bengalur trat, kamen ihm diese Leute sehr zu Statten, um sein Heer, das sich nun auf 15,000 M. belief, darunter 200 Europäer, vollständiger auszubilden. Der König von Mysore ernannte ihn an seines Bruders Stelle zu seinem obersten Feldherrn. Als solcher mußte er zuerst einen Kampf mit den Mahratten bestehen. Durch Muth und List besiegte er dieselben und ward sogar zum Regenten (Dayva) von Mysore erhoben; denn die Könige, welche Braminen waren, regierten nicht selbst. Als solcher ordnete H. zuerst die Finanzen, unterwarf dann mehrere aufrührerische Statthalter und Vasallen, und nahm in einem glücklichen Kriege dem König von Canara, den Mahratten und den durch ihre Tapferkeit in Indien berühmten patanischen Nabobs von Canul, Carpet und Savanore, die von ihnen früher dem Königreiche Mysore entrissenen Provinzen wieder ab. Ueber letztere 3 erfocht er einen großen Sieg bei Sanor, welchen vorzüglich ein Trupp franz. Reiterei entschied, der seit längerer Zeit,

außer vielen franz. Kriegshandwerkern, von Pondichery aus in seinen Dienst getreten war. Auf Verlangen des Nabob Bazalerjing von Adoni unterstützte er denselben mit einem beträchtlichen Heere und zahlreicher Artillerie bei der Belagerung des von den Mahratten besetzten Sira, eroberte es und wurde Subah von Sira, einer großmogolischen Statthalterschaft, zu der auch das Königreich Mysore gehörte. Streitigkeiten wegen der Thronfolge in dem in gleicher Abhängigkeit von ihm stehenden Canara riefen H. jetzt nach Bednur, wo eine gegen ihn angelegte und entdeckte Verschwörung Ursache ward, das ganze, vortheilhaft an der See gelegene, reiche Land einzuziehen. H. nahm nun den Titel König von Canara und Cerges an. Als er mehrere dazu gehörende, allein von den Portugiesen in Besitz genommene Landstriche zurückforderte, ward er auch mit diesen in einen kurzen, vortheilhaft endigenden Krieg verwickelt. In mehreren Feldzügen eroberte er dann auf der Küste Malabar die Königreiche Cananor, Calicut, und ließ durch seine Flotte die maldivischen Inseln in Besitz nehmen. Jetzt ward aber der Argwohn der Engländer rege, und es war größtentheils ihr Werk, daß Mysore 1767 gleichzeitig vom Subah von Decan, mit dem sie sich alliirten, und von den Mahratten angegriffen wurde, während H's Schwager Mirza, Statthalter von Sira, sich in dieser Provinz unabhängig zu machen suchte. In diesem dreifachen Kampfe entwickelte H. alle Eigenschaften eines klugen Regenten und geschickten Generals. Er schätzte seine Gegner in Carnatik und in Bengalen nach ihrem wahren Werth, bewies den Präsidentschaften Madras und Bombay, daß sie nicht so leichtes Spiel hätten, als ihre Schwester in Calcutta. Er verhütete die beabsichtigte Theilung seiner Staaten und schloß mit den Mahratten und mit dem Subah von Decan, der sogar sein Bundesgenosse wurde, einen Separatfrieden. Der Subah belehnte dabei H's Sohn, Tippo Saib, mit dem Reiche Carnatic, und verband sich, den unter englischem Schutze dort regierenden Mohamed Ali vertreiben zu helfen. Dies ward Veranlassung zu dem Kriege mit den Engländern, dem der Friede 1769 ein Ende machte, bei dem H. nichts verlor. Nicht so vortheilhaft ward durch einen 1772 geschlossenen Frieden ein neuer Mahrattenkrieg beigelegt; denn H. mußte darin einige feste Plätze abtreten. Innere Zwistigkeiten im Mahrattenkriege erlaubten H., in den Jahren von 1774—79 nicht nur das Verlorene wieder zu gewinnen, sondern auch Eroberungen zu machen. Der Krieg endigte mit einer Allianz, welche H. mit den Mahratten und einigen anderen indischen Fürsten gegen die Engländer zu Stande brachte. Dies war eine um so wichtigere Erscheinung, als der Nabob von Mysore und die Mahratten von jeher unversöhnliche Feinde gewesen, und entsprang nur aus der Ungerechtigkeit und Treulosigkeit der Engländer, die keinen indischen Fürsten Wort hielten, und fortwährend Zwietracht unter ihnen stifteten. Der Zeitpunct war übrigens günstig; denn sie hatten Krieg mit Frankreich und Holland, und die englischen Präsidentschaften befanden sich in schlechter Verfassung. Im Juli 1780 erklärte H. den Engländern abermals den Krieg und eroberte in kurzer Zeit den besten Theil von Carnatic; dabei ward sein Sohn Tippo Saib, in Folge der oben erwähnten Belehnung, überall als Nabob ausgerufen. Die Armee Hyder Ali's bestand damals aus 30,000 disciplinirten Seapois, 20,000 guten Reitern, 400 Europäern und 100 Kanonen. Die Hauptstadt von Carnatic, Arcot, mit großen Kriegsvorräthen und andere Festungen fielen in Feindes Hand, und die Engländer suchten sogar Hilfe bei den Portugiesen, die aber schon an H. sich angeschlossen hatten, der auch ein franz. Hilfscorps aus Europa erwartete. Ungünstiger war der Feldzug von 1781, wo der englische General Coote H. nöthigte, einen großen

Theil seiner Eroberungen wieder zu verlassen. Endlich trafen 1782 die zu H's Beistand abgeschickten franz. Truppen, 2400 M., und ein starkes Geschwader in den indischen Meeren ein, und der Feldzug schien sich von Neuem für H. zu entscheiden, als eine Krankheit desselben die Operationen lähmte, und am 10. Decbr. 1782 sein Tod in der Nähe von Arcot die Engländer von einem ihrer größten Feinde befreite. Sein Sohn Tippo Saib beendigte den Krieg 1784 im Frieden von Mongalor, dessen Hauptbedingung war, daß von beiden Theilen keine Eroberung gemacht wurde. (Leben Hyder Ali's, von M. C. Sprengel. Halle, 1786.)

A. K.

Hydraulik ist die Wissenschaft, welche von der Bewegung flüssiger, nicht elastischer Körper handelt. M. S.

Hydraulische Maschine nennt man diejenige, welche das Wasser zu einer andern, als der ihr von der Natur angewiesenen Bewegung nöthigt.

M. S.

Hydrographie heißt eigentlich Alles, was zur Schifffahrt gehört; es umfaßt also dieses Wort die ganze Nautik oder Schifffahrtskunde, weßhalb auch alle Tabellen, deren man sich dabei bedient, hydrographische Tafeln genannt werden. In neueren Zeiten versteht man aber auch darunter die Kenntniß der sämmtlichen Gewässer, also eigentlich die Geographie der Gewässer, die nicht allein die Meere, sondern auch die Flüsse, ihre Quellen, Mündungen, Nebenflüsse, Schiffbarkeit, Brücken und Uebergänge ꝛc. umfaßt. Man nennt deßhalb auch eine Landkarte, welche nur das Flußgerippe eines Landes und Alles, was die Gewässer betrifft, oder auch eine solche, wo auf diese Gegenstände ein vorzügliches Augenmerk gerichtet worden ist, wenn sie auch andere Gegenstände mit angiebt, eine hydrographische Karte. Neuerungssüchtige, die so gern, wenn sie nichts zu erfinden im Stande sind, doch mit etwas Aufsehen erregen wollen, trennen jetzt die Kenntniß der Meere von der Hydrographie und nennen sie Oceanographie. M. S.

Hydrostatik heißt die Wissenschaft, welche vom Gleichgewicht flüssiger, nicht elastischer Körper handelt.

Hydrotechnik, so viel als Wasserbaukunst. M. S.

Hyperbel, s. Kegel.

Hypomochlium ist bei einfachen Maschinen der Ruhepunct, auf welchem solche aufliegen. Wird z. B. ein Hebebaum auf die Laffetenwand eines Geschützes so aufgelegt, daß das untere Ende unter das Bodenstück des Rohres zu liegen kommt und man drückt sodann am anderen Ende des Hebebaumes, um das Rohr auszubrechen oder zu lüften, so ist der Punct der Laffetenwand, auf welchem der Hebebaum aufliegt, das Hypomochlium oder der Ruhepunct. Eben so ist bei einer gewöhnlichen Krämerwage der eiserne Stift, um welchen sich der Wagebalken auf- und niederbewegt, der Ruhepunct. M. S.

Hypothenuse ist die Seite eines rechtwinkeligen Dreiecks, welche dem rechten Winkel gegenüber liegt. Ihr Quadrat ist gleich dem Quadrate der beiden Katheten, d. i. der beiden Seiten, welche den rechten Winkel einschließen. M. S.

Hypothese, ein angenommener Satz, dessen Wahrheit sich nicht genau erweisen läßt. M. S.

Verzeichniß

der im III. Bande enthaltenen Artikel.

F.

	Seite
Fabius, Maximus Quintus	3
Fabvier, Karl Nicolaus	4
Factor (mathem.)	6
Fagel, François Nicolaus	—
Fahne	8
Fahnjunker	—
Fahnofficier	9
Fahnpeloton	—
Fähnrich	—
Fahnschmidte	10
Fahnwache	—
Fähren	—
Fahrende Artillerie	11
Fahrwasser, s. Flüsse	13
Fairfax, Thomas, Lord	—
Falarica	15
Falke, s. Geschütz	—
Falkenorden	—
Falkirk, Schlacht bei	—
Falkonet, s. Geschütz	16
Falköping, Schlacht 1388	—
Fall (Seewesen)	17
Fallbäume (Befestk.)	—
Fallbrücken	18
Falsche Wurzel (Mathem.)	—
Falx (Waffenk.)	—
Famagusta, Belagerung	—
Fanal, s. Lärmstangen	20
Fanfaro	20
Farnese, Alexander, Herzog v. Parma	—
Farrill, Don Gonzalo O'	21
Faschinen	22
Faschinenbank	23
Faschinenbekleidung	25
Faschinenlehre	26
Faschinenmesser	—
Fasen, s. Bollwerk und Bollwerksfasen	—
Faßbrücken, s. Brücken	—
Fassen, s. Fourage	—
Faussebraye oder Niederwall	—
Faustrecht	27
La Fayette, Gilbert Mottier, Marquis von	28
Fechtart	30
Fechtart der Artillerie, s. Geschütze, Gebrauch derselben	—
Fechtart der Cavalerie	—
Fechtart der Infanterie	35
Fechten	39
Fechterstellung	—
Fechtkunst	—
Federhaken	41
Fehde	—
Fehlschüsse	—
Fehrbellin, Schlacht bei	42
Feldapotheke, s. Militairarzneikunde	46
Feldartillerie	—
Feldbäckerei	47
Feldbacköfen	48
Feldbatterie	49
Feldbefestigungskunst, s. Befestigungskunst	51
Feldbinde	—
Felddienst	—
Feldequipage	52
Feldflasche	53
Feldgeschrei	—
Feldgeschütze	—
Feldhauptmann	55
Feldherr	—
Feldingenieur, s. Ingenieur	59
Feldjäger	—
Feldkanzlei	60
Feldkessel	—
Feldküchen	—
Feldlaboratorium	61
Feldlager, s. Lager	—
Feldlazareth, s. Militairhospitäler	—
Feldmanöver	—
Feldmarschall	—
Feldmeßkunst	62
Feldmühlen	63
Feldmusik, s. Militairmusik	—
Feldposten	—
Feldprediger	64

Seite

Feldschanzen 64
Feldscherer . . . . . —
Feldschlange, s. Geschütz . . . . —
Feldschmiede 65
Feldschützen, s. Artilleristen . . . . . . —
Feldverpflegung . . —
Feldwachen . . . . —
Feldwaibel 66
Feldwege, siehe Wege 67
Feldzeichen . . . . —
Feldzeugmeister . . 68
Feldzug . . . . . . —
Felucke 69
Ferdinand I., König von Castilien . . —
Ferdinand III., König von Castilien 70
Ferdinand V., König von Aragonien 71
Ferdinand, Karl Joseph von Este . . 73
Ferraris, Joseph Graf von 74
Ferentarii 75
Feste Stellungen . —
Festungen 76
Festungsartillerie . . 84
Festungsbatterien . —
Festungsgeschütze . . 85
Festungssysteme, s. Befestigungsmanieren 86
Feuer der Befestigungslinien . . . —
Feuerballen 90
Feuerflaschen . . . . —
Feuergewehr . . . . —
Feuerhemden 95
Feuerlinie (Befestigungskunst) . . . —
Feuerpfannen, siehe Walllampen . . . —
Feuerpfeile, s. Brandpfeile . . . . . . —
Feuerreserve . . . . —
Feuerschiffe, s. Brander . . . . . . —
Feuerschloß . . . . —

Seite

Feuertonnen 100
Feuerwaffen, s. Feuergewehr und Geschütze . . . . . . —
Feuerwerk, s. Ernst- und Lustfeuerwerk —
Feuerwerker, s. Artilleristen . . . . . —
Feuillade, François d'Aubusson . . . . —
Feuquière, Antoine de Pas . . . . . . —
Figurenwinkel, siehe Polygonwinkel . . 102
Finisterre, Cap, Seeschlacht . . . . . —
Finkennetz (Seewesen) 103
Finten (Fechtk.) . . —
Firmament . . . . . —
Firsterne . . . . . —
Flach eines Schiffes . . . . —
Fläche (Mathematik) . . . . —
Flache Stellung, s. Linienstellung und Kampfordnung . . 104
Flächeninhalt . . . —
Flächenkörperzahl . 105
Flächenmeßkunst . . —
Flächenwinkel . . . —
Flächenzahl . . . . —
Fladderminen, siehe Minen . . . . . . —
Flagge . . . . —
Flanke (Taktik.) . . 106
Flanke (Befestigungskunst) . . . . . . —
Flankenangriffe . . —
Flankenbewegungen —
Flankendeckung . . 107
Flankenfeuer (Artillerie) 108
Flankenstellungen (strategische) . . . . —
Flankenvertheidigung, s. Feuer der Befestigungslinien . . . 109
Flankenwinkel, siehe Bastionbefestigung —

Seite

Flankenwirkung (strategische) 109
Flaschenzug 111
Flechtwerk (Befestigungskunst) . . . —
Flecken (Terrainl.) . 113
Flegelwischer (Artillerie) . . . . . . —
Flemming, Jacob Heinrich Graf v. . —
Flesche, siehe Schanzen 114
Fleuret (Fechtk.) . . —
Fleurus, Schlachten bei 115
Flibustier 122
Fliegende Batterien 128
Fliegende Brücken, s. Brücken . . . . —
Flinte . . . . —
Flintenkugeln, siehe Bleikugeln 130
Flintenschaft . . . . —
Flintenschloß, siehe Feuerschloß 131
Flintenstein . . . . —
Florenz, Friede von 133
Floßbrücke, s. Brücken 134
Flöße . . . . —
Flotte 135
Flotille . . . . . . —
Flucht . . . . —
Flugbahn 136
Flügel (Befestk.), s. Schanzen 137
Flügel (Taktik) . . . —
Flügelvornehmen, s. Flügel . . . . . . —
Fluß (Terrainl.) . . —
Flußgebiet (Terrainlehre) 140
Flußgefechte 141
Flußübergänge . . . —
Flußvertheidigung . 143
Fluth, s. Ebbe und Fluth 146
Fockmast und Focksegel, s. Masten u. Segel . . . . —

Seite

Focus oder Brennpunct 146
Fokschan, Schlacht bei . . . . —
Folard, Jean Charles de 148
Fontainebleau, Vertrag von 150
Fontenay, Schlacht bei, 841 152
Fontenay, Schlacht bei, 1745 153
Forbin, Claude 155
Formen d. Geschützröhre 157
Forst (Terrainl.), s. Wald 158
Fortification, s. Befestigungskunst . . . . —
Fortification moderne . . . . —
Forts oder detaschirte Werke 160
Fossalta, Schlacht bei . . . . —
Fossano, Schlacht bei 161
Fougaden (Befestk.) . . 163
Fouqué, Heinr. August, Baron de la Motte . . . . —
Fourage 165
Fouragirungen . . . . —
Fouragirleinen, siehe Fourage 169
Fourir . . . . —
Foy, Maximilian Sebastian . . . . —
Fraisirung (Befestigungskunst) 171
Francavilla, Gefecht bei . . . . —
Francolino, Schlacht bei 172
Frangipani, Christoph, Graf 174
Frankfurt a. d. Oder . . 175
Frankfurt am Main . . 176
Franz I. von Frankreich 178

Seite

Fraustadt, Schlacht bei 183
Fregatte 185
Freiberg, Belagerung und Schlachten . . . . —
Freiburg, Schlachten bei 191
Freicorps 199
Freire d'Andrade Gomes 200
Freischützen . . . . —
Freiwillige 201
Fressinet, Philibert, Baron 203
Freyre, D. Manuel . . 204
Friant, Franz, Generallieutenant 205
Friedberg in d. Wetterau 207
Friedberg im Oberdonaukreise 208
Friede 211
Friedland, Schlacht bei . . . . —
Friedlingen, Schlacht bei 214
Friedrich I., Barbarossa 216
Friedrich II., deutscher Kaiser 219
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst . . 222
Friedrich II., König von Preußen 223
Friedrich Wilhelm, Prinz v. Oranien-Nassau 248
Friedrichshamm, Belagerung und Seeschlachten 249
Friesen am Geschütz, s. Geschützrohr 252
Frimont, Johann Maria, Graf von . . —
Fririon, Franz Nicolaus, Baron 254
Fririon, Joseph Franz, Baron 255
Frisische Reiter, s. spanische Reiter 256
Fronde . . . . —

Seite

Front (Taktik) 257
Frontalfeuer, siehe Feuer der Befestigungslinien 258
Frontalschlachten . . . . —
Front einer Festung . . 259
Frühlingspunct . . . . —
Frundsberg, Georg von . . . . —
Fuentes, Don Pedro, Graf von 264
Fühlung 265
Fuhrwesen 266
Fülloch der Hohlkugeln (s. d.) 267
Function (Mathemat.) . . . . —
Functionen, trigonometrische . . . . —
Fundamental-Gleichung, s. Gleichung . . —
Funditores . . . . —
Funk, Karl Wilhelm Ferdinand von 268
Furca (röm. Kriegswiss.) . . . . —
Furquete . . . . —
Furten (Terrainl.) . . . . —
Füsiliere 269
Fußangeln . . . . —
Fußartillerie 270
Füssen, Friede von . . . . —
Fußmörser . . . . —
Fußvolk, s. Infanterie . . . . —
Fußwechsel . . . . —
Fußwege 271
Futtermauern . . . . —
Fütterung d. Pferde . . 273

G.

Gabeldeichsel 275
Gadebusch, Schlacht bei 276
Gaeta, Belagerung . . 277
Gages, Johann Bonaventura 278
Galacz, Gefecht 1789 279
Galandria (Seew.) . . 280
Galeasse . . . . —

Seite
Galeere 280
Galion 281
Galione . . . . . . —
Galiote . . . . . . —
Gallas, Mathias, Graf von . . . . . —
Gallen (Artill.) . . 283
Gallerie (Seew.) . —
Gallerien (Befestigungskunst) . . . 284
Galliwaten (Seew.) —
Galloway, Heinrich, Marquis von . . . —
Gallop, s. Gangarten 285
Gama, Dom Vasco da . . . . —
Gangarten (Reitkst.) 287
Ganteaume, Honoré, Graf von 288
Ganze Zahl 290
Garcia, Don Diego de Paredes . . . . —
Garde du corps, s. Garden 291
Gardelegen, Schlacht 1343 . . . . . . —
Garden . . . . . . —
Garigliano, Schlacht 1503 293
Garnison 296
Garnisondienst . . . —
Garnisonquartiere, s. Garnison . . . . . —
Garnitur (Waffenl.), s. Beschläge . . . —
Gärten (Terrainl.) . 297
Garz, Ueberfall 1477 —
Gassion, Marschall von 299
Gaston de Foix . . 300
Gat (Seew.) . . . —
Gates, Horatio . . 301
Gaure, Schlacht 1453 . . . . —
Gaza, Schlachten bei 302
Gebäude und Gehöfte 304
Gebäudebefestigung, siehe Häuserbefestigung 306
Gebirge (Terrainl.) 306
Gebirgsartillerie . . 309
Gebirgskrieg 310
Gebirgspaß, s. Gebirge 313
Gebrochener Bruch, s. Bruch . . . . . —
Gebrochener Winkel . . . . —
Gedeckter Weg . . . —
Gefälle, siehe Ueberschwemmungen . . 317
Gefangene . . . . . —
Gefecht 318
Gefechtslehre . . . 322
Gefechtsstellung, s. Kampfordnung und Fechtart 324
Gefilde, Schlacht 204 v. Chr. . . . . . . —
Gefolge (Truppenkunde) 325
Gefreiter . . . . . . —
Gegenminen, s. Minen 326
Gehau, siehe Waldblöße . . . . —
Gehöftebefestigung, s. Häuserbefestigung . —
Geiseln . . . . . . —
Geisenfeld, Gefecht 1796 . . . . . . —
Geismar, russischer General 328
Geitauen (Seew.) . 330
Geldern . . . . . . —
Geleise oder Wagenspur 331
Geleit . . . . —
Gellheim, Schlacht 1298 . . . . —
Gellschuß 332
Gelon, König v. Syrakus . . . . . . —
Gembloux, Gefecht 1578 333
Gemeinenwaibel, s. Gemeiner 334
Gemeiner . . . . . —
Gendarmen 335
General . . . . —
Generaladjutant . . 336
Generalcommando . —
Generaldecharge . . —
Général en chef, s. General . . . . . —
Generalfeldmarschall, s. General . . . . —
Generalfeldzeugmeister, s. General . —
Generalgewaltiger . —
Generalität, s. General 337
Generallieutenant, s. General . . . . —
Generalissimus, s. General . . . . . —
Generalmajor, siehe General . . . . . —
Generalmarsch . . . —
Generalordre . . . . —
Generalpardon . . . —
Generalquartiermeister, s. Generalstab —
Generalstab . . . . —
Genola, Schlacht 1799, s. Fossano . 339
Genouillière, siehe Kniehöhe . . . . . —
Genserich, König der Vandalen . . . . —
Gent, Belagerungen 344
Genua, Belagerungen 346
Geodäsie, siehe Feldmeßkunst 358
Geognosie . . . . . —
Geographie . . . . —
Geographische Breite —
Geographische Länge —
Geographische Ortsbestimmung . . . . —
Geologie . . . . . . —
Geometrie 359
Geometrische Proportion 360
Geometrische Reihe 361
Georg, König von Böhmen . . . . . —
Georg III., Kurfürst von Sachsen . . . 364

Seite
Georgenorden . . . 367
Georges Cadoudal . 368
Gepäck 369
Gerade Aufsteigung 371
Gerade Zahl . . . . —
Gérard, Marschall von Frankreich . . —
Gereed (Seew.) . . 373
Gerichtswaibel, s. Schultheiß . . . . —
St. Germain en Laye, Friede von . . . . —
Germanicus, Drusus Cäsar 375
Germantown, Gefecht 1777 376
Gerona, Belagerungen 377
Gersdorff, General von 381
Gertruidenberg, Belagerung 1593 . . 383
Gerunium, Gefecht 217 v. Chr. . . . 385
Geschlossene Ordnung, s. Kampfordnung . 387
Geschlossene Schanzen, s. Schanzen . —
Geschmelzter Zeug . —
Geschmiedete eiserne Kanonen . . . . . —
Geschobenes Quadrat, siehe Rhombus . . . . —
Geschobenes Rechteck, siehe Rhomboides . . . . . . —
Geschütz . . . . . . —
Geschützbank; siehe Bank 399
Geschütze, Gebrauch derselben . . . . . —
Geschützkunst . . . 408
Geschützröhre . . . —
Geschwächtes Gut . 412
Geschwader . . . . —
Geschwindigkeit der Truppenbewegung —
Geschwindigkeit (Artillerie) 413
Geschwindpfeifen . . 414

Seite
Geschwindschritt . . 414
Gesellschaftsrechnung —
Gesenkte Schüsse . —
Gestade . . . . . . —
Gestüte . . . . . . —
Getreue 416
Geusen . . . . . . —
Gewässer 418
Gewehr 419
Gewehrfabriken . . —
Gewehrmantel . . . 423
Gewölbe, s. Kasematten . . . . —
Gibeon, Belagerung und Schlacht . . —
Gibraltar, Belagerungen 424
Gielgud, polnischer General 436
Gieren (Seew.) . . —
Gießen d. Eisenmunition . . . . . . —
Gießen des Geschützes . . . . —
Giftkugeln 438
Gilling (Seew.) . . —
Gilsa, General . . . —
Giorgaki, griechischer Anführer 440
Giornico, Schlacht 1478 441
Gissing (Seew.) . . 442
Giulay, Ignaz Graf von . . . . —
Glacis 444
Glacis coupé, s. gedeckter Weg . . . —
Glacis en Contrepente, s. gedeckter Weg . . . . —
Gladiatoren . . . . —
Glas, Wachtglas . 446
Glatz, Belagerungen —
Gleich (Mathem.) . 448
Gleicher oder Aequator . . . . —
Gleichgewicht . . . 449
Gleichnamige Größen . . . . —
Gleichnamige Seiten . . . . —

Seite
Gleichschenkeliges Dreieck, s. Dreieck . . 449
Gleichseitiges Dreieck, s. Dreieck . . . . . —
Gleichtritt . . . . . —
Gleichung 450
Gleichwinkelig . . . 451
Glieder (Taktik) . . —
Glieder einer Gleichung, s. Gleichung —
Glieder der Verhältnisse und Proportionen, s. d. Artikel . . . . —
Gliederfeuer . . . . —
Globe de compression, s. Minen . . —
Globus (Mathm.) —
Globus (röm. Kriegswesen) 452
Glogau, Belagerungen . . . . —
Glop (Seew.) . . . 459
Glühende Kugeln . —
Gneisenau, August Wilhelm, Graf v. 460
Gnomon (Mathem.) 462
Gnomon, arithmetisches, s. Progression . . . . —
Gnomonik . . . . . —
Godoy, s. Alcudia . —
Goldberg, Gefechte bei . . . . —
Goldnes Vließ . . . 464
Golymin, Schlachten 1806 466
Golz, Graf von . . 468
Gondi, Philipp Emanuel de 469
Gonfaloniere . . . 470
Gönülli, türkisches Heerwesen . . . . —
Gonzaga, Giovanni Francesco I. . . . —
Gonzaga, Ludovico III. 472
Gonzaga, Francesco II. 473
Görde, Gefecht 1813 476
Gordingen (Seew.) 477

	Seite
Gordon (Patrik)	477
Giorgoni, Schlacht 1097	478
Gösch (Seew.)	479
Gosselies, Schlacht bei, s. Sambre	—
Gouffier, Guillaume	—
Goßlicze, Schlacht 1279	481
Gotthard, St., Schlt. 1664	482
Götz, Johann, Graf von	485
Gourgaud, Gaspard, Baron de	486
Gourgues, Dominique de	489
Gouvernement	490
Gouverneur	—
Graben (Befestk.)	491
Graben (Terrainl.)	496
Grabenschere	497
Grabensohle	498
Grabenübergang	—
Grabenvertheidigung	—
Grad (Mathem.)	499
Gradmessungen	—
Graham, Sir Thomas	—
Grailly, Jean de	500
Gramont, Herzog v.	501
Gran, Belagerung	502
Granada, Eroberung 1492	504
Granaten	505
Granathagel	—
Granatkartätschen	—
Granatstücke	506
Granikus, Schlacht 334 v. Chr.	507
Granson, Schlacht 1476	508
Grasse, François, Graf von	511
Graudenz, Blokade 1807	512
Grave, Belagerungen	513
Gravelingen, Schlt. und Belagerung	519

	Seite
Gravina, Karl, Herzog von	522
Grawert, preuß. General	523
Greene, Nathaniel	524
Greifenhagen, Ueberfall 1630	525
Grenadiere	526
Grenier, Paul, Graf von	528
Grenzcordon, s. Cordon	529
Grenzen	—
Grenzfestungen, s. Festungen	530
Grenztruppen, s. Militairgrenze	—
Gribeauval, Jean Baptiste	—
Griechisches Feuer	532
Griffe, Handgriffe	533
Grimaldi, Antonio de	534
Gritti, Andrea	535
Gritti, Lodovico	538
Grobes Geschütz, s. Geschütz	539
Grochow, Schlacht 1831	—
Gröningen, Belagerung 1672	541
Gros d'armée	543
Groß-Görschen, Schlacht 1813	—
Groß-Jägerndorf, Schlacht 1757	546
Groß-Wardein, Friede und Belagerung	547
Grouchy, Marschall von Frankreich	549
Gruben (Terrainl.)	552
Grumentum, Schlachten bei	553
Grund, Meeresgrund	554
Gründe (Terrainl.)	—
Grundfläche	—
Grundformen	—
Grundlinie	—
Grundriß	—
Grundwinkel	—

	Seite
Grüne Schanze, Gefecht 1761	554
Guadalete, Schlacht, s. Xerez	555
Guasco, Franz, Graf von	—
Guast, Alphons d'Avalos, s. Avalos	557
Guastalla, Schlacht und Belagerung	—
Gubernaculum (Seewiss.)	561
Gudin, Graf von	—
Guébriant, Marschall von	563
Guelfen und Ghibelinen	565
Guerillas	567
Guesclin, du	569
Guibert, Graf von	571
Guiche, Armand de Grammont	572
Guiden	—
Guilleminot, Armand, Graf	573
Guinegate, Schlacht 1479	574
Guiscard, Herzog v. Apulien	575
Guischard, Karl Gottlieb	577
Guise, Franz, Herzog von	—
Guise, Heinrich von Lothringen	579
Güns, Vertheidigung 1532	583
Gustav I. v. Schweden	584
Gustav Adolph von Schweden	586
Gustav III. v. Schweden	597

H.

	Seite
Haarzüge (Waffenl.) s. Büchse	600
Habert, Joseph, Baron	—
Hackebord	601

Seite

Haddik, Feldmarschall von . . . 601
Hafen . . . 602
Hafenbefestigungen 604
Hagel, siehe Kartätschen . . . 605
Häger (Terrainl.) . —
Haiden . . . —
Hakenbüchsen . . . —
Hakenmörser . . . —
Hakennadel . . . —
Hakenpulver . . . —
Hakenschützen, s. Arkebusiere . . . —
Halbbrigade, s. Brigaden . . . —
Halbe Caponière, s. Caponière . . . —
Halbe Karthaunen, s. Geschütz . . . —
Halbe Kehle . . . —
Halbe Nothschlange, s. Geschütz . . . —
Halbe Parallele, s. Parallelen . . . —
Halbe Schlange, s. Geschütz . . . 606
Halbe Wendung, s. Wendungen . . . —
Halbes Bollwerk . . —
Halbinvaliden s. Invaliden . . . —
Halbkreis . . . —
Halbmesser . . . —
Halen, Juan van . —
Halfter, s. Zäumung der Pferde . . . 607
Halidon-Hill, Schlt. 1333 . . . —
Hall, Gefecht 1809 608
Halle, Gefecht 1806 —
Halsband (Artill.) . 611
Haltung, militairische . . . —
Hamburg, Belagerung 1813 . . . 612
Hamelin, Contreadmiral . . . 614
Hamilkar . . . 615
Hanau, Gefechte 1813 . . . 616

Seite

Handgeld . . . 619
Handgemenge . . . —
Handgranaten . . . —
Handgriffe, s. Griffe 620
Handmörser . . . —
Handmühlen . . . —
Handprotzwagen, s. Triqueballen . . . —
Handschar . . . —
Handschuhsheim, Gefecht 1795 . . . —
Handspeichen, s. Hebebaum . . . 622
Handwerkercompagnien . . . —
Handzünder . . . 623
Hängekompaß . . . —
Hängematten . . . —
Hängender Mörser, s. Geschützröhre . . . —
Hannibal . . . —
Hanno . . . 629
Harcourt, Heinrich, Graf von . . . 630
Harispe, Jean Isidore, Graf . . . 631
Harlem, Belagerung 1572—73 . . . 632
Harnisch . . . 638
Harpayo (Waffenl.) —
Harpe, Amadée, s. Laharpe . . . —
Hartschirer . . . —
Harun Al Raschid . 639
Hasdrubal . . . 640
Haspel . . . —
Hassan Gasi, Großadmiral . . . 641
Hassenhausen, siehe Auerstädt . . . 644
Hasta (Waffenl.) . —
Hastaten . . . —
Hastenbeck, Schlacht 1757 . . . 645
Hastings, Marquis von . . . 647
Hastings, Schlacht 1066 . . . 649
Hatzfeld, Graf von. 651
Haubitzbatterien, s. Feldbatterien . . . 652

Seite

Haubitzen . . . 652
Hauptcorps, s. Gros d'armée . . . 654
Hauptgestell, s. Zäumung der Pferde . —
Hauptmann . . . —
Hauptminengang, s. Minengang . . . 655
Hauptquartier . . . —
Hauptriß . . . —
Hauptwache . . . —
Hauptwall . . . —
Hausen, s. Abensberg . . . 657
Häuser (Terrainl.), s. Gebäude . . . —
Häuserbefestigung . —
Haustruppen . . . 672
Hautboisten . . . —
Hautpoul-Salette . —
Haro, François Nicolas, Baron . . . 673
Haynau, Gefecht 1813 . . . 674
Hebebäume . . . 675
Hebekasten, s. Belagerungswerkzeuge d. Alten . . . —
Hebel . . . —
Hebespiegel . . . 676
Hebespiegelgranaten —
Hebezeuge . . . 677
Hecken (Terrainl.) . 678
Heckenfeuer . . . —
Heemskerk, holl. Admiral . . . —
Heer, das stehende . 679
Heerbann . . . 683
Heereintheilung, s. Armee . . . —
Heerführer, s. Feldherr . . . —
Heerstraßen, s. Straßen und Wege . . —
Heerverwaltung, s. Verwaltung . . —
Heerwagen . . . —
Heidegger, Karl Wilhelm von . . 684
Heiducken . . . 685

Seite
Heilsberg, Gefecht 1807 685
Heinrich I. d. Finkler 688
Heinrich I., König v. England 691
Heinrich II. v. Engl. 692
Heinrich IV., d. Gr. 694
Heinrich V. v. Engl. 695
Heinrich V., Kais. v. Deutschland . . . 697
Heinrich, Prinz von Preußen 698
Heinrichsorden . . . 706
Hekatontarchie . . . 708
Helam, Schlacht 1026 vor Chr. . . . . . —
Held . . . . —
Helepolis, s. Belagerungswerkz. d. Alten 709
Heliopolis, Schlacht 1800 . . . . . . —
Hellebarde 711
Helm 712
Heloten 713
Helsingborg, Schlt. 1710 . . . . . . —
Hemisphären . . . 715
Hemmen . . . . . —
Hemmtau . . . . . —
Hengist, Anführer d. Sachsen . . . . . —
Henkel od. Delfinen 716
Heptagonalzahl s. Polygonalzahlen . . . —
Heraklia, Schlacht 280 v. Chr. . . . 717
Heraklius, röm. Kais. 718
Herbstpunct 720
Herbst, Tag u. Nachtgleiche 721
Herdonea, Gefechte 212 u. 210 v. Chr. —
Hericourt, Schlacht 1474 722
Hermannsschlacht, s. Arminius u. Teutoburger Wald . . . 723
Herold . . . . —
Herstellung d. Bresche 724
Hertling, Franz von —
Herzog 725
Seite
Herzogenbusch, Belagerungen 727
Heterogen 728
Heteroscii . . . . . —
Hetmann . . . . . —
Hexaëdrum, s. Kubus 729
Hiebfechten . . . . —
Hilfen 730
Hilfstruppen . . . . —
Hill, engl. General . —
Hiller, Joh., Frhr. v. 731
Himmelsglobus . . 733
Himmelszeichen . . —
Hindernisse der Annäherung . . . . . —
Hindernisse der Bewegung 734
Hinterhalt 735
Hinterwichtigkeit der Geschütze, s. Geschützröhre 737
Hirschfänger . . . . —
Hißtaue . . . . . . —
Hittin, Schlt. 1187 —
Hoche, Lazarus . . 739
Hochebene, s. Ebene 742
Hochgebirge, s. Gebirge . . . . —
Hochheim, Ueberfall 1793 . . . . —
Hochkirch, Schlacht 1758 743
Höchst, Schlt. 1622 und Gefecht 1795 745
Höchstedt, Schlacht 1704, s. Blindheim 749
Hofer, Andreas . . —
Hogue, Seeschlacht 1692, s. La Hogue 751
Höhe . . . . —
Höhe d. Festungsw. . —
Höhenbefestigung . . 752
Hohenfriedberg, Schlt. 1745 753
Hohenlinden, Schlt. 1800 757
Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst von 762
Höhenmessen . . . 763
Hohenzollern, Friedr. Franz Xaver, Fürst von 763
Hohle See 769
Hohlkugeln . . . . —
Hohlwege (Terrainl.) 770
Hohlwege = Befestig., Thalbefestigung . . —
Holitsch, Ueberfall 1758 . . . . —
Holkar 772
Holozin, Schlt. 1708 773
Holz (Befestk.) . . . 775
Homburg, Schlacht 1075 . . . . . . —
Homogen 777
Homolog . . . . . —
Hondschooten, Schlt. 1793 . . . . . . —
Honnecourt, Schlacht 1642 779
Honneurs, Ehrenbezeigungen . . . . —
Hood, Samuel, Lord-Viconite, Baron v. Catherington . . . 780
Hooglede, Gefechte bei, s. Ypern . . . 781
Hoogstraten, Gefecht 1814 . . . . . . —
Horchgänge, s. Minengewebe 782
Horizont . . . . . —
Horizontalfläche . . 783
Horizontallinie . . . —
Horizontalpuncte . . —
Horn, Gustav, königl. schwedischer Reichsmarschall . . . . —
Hornwerk 787
Horodeczna, Treffen 1812, s. Podobna 788
Hospitäler, s. Militairhospitäler . . —
Hospitalschiff . . . —
Hotze, östreich. Feldmarschallieutenant
Houchard, Johann Nicolas, republik. Obergeneral . . . 790
Howe, Richard, Graf, engl. Admiral . . 792

Seite
Hoyer, Joh. Gottfr. von 793
Hoyer, Joh. Gottfr. Dr. von, preuß. Generalmajor 794
Hrziby, Schlt. 1434 —
Hubertsburg, Friede 1763 795
Huf der Pferde, siehe Pferdehuf 797
Hügel (Terrainl.) . —
Hülsen (Artill.) . . —
Hulst, Belagerungen 798
Hüningen, Belagerungen 799

Seite
Hunyades, Joannes, Corvin, Kronfeldherr von Ungarn . . . 804
Hunyad, Matthias, König v. Ungarn . 808
Hurten (Befestk.), s. Flechtwerk 810
Husaren . . . . . . —
Hussiten 812
Hütten (Befestk.), s. Belagerungswerkz. der Alten 813
Hüttenlager, s. Biwouac . . . . . . —

Seite
Huy, Belager. 1694, 1703, 1705 . . . 813
Hydaspes, Schlacht am, 327 v. Chr. G. 816
Hyder Ali 818
Hydraulik 819
Hydraulische Maschine . . . . . . —
Hydrographie . . . —
Hydrostatik . . . . —
Hydrotechnik . . . . —
Hyperbel, s. Kegel . —
Hypomochlium . . . —
Hypothenuse . . . —
Hypothese . . . . —

Berichtigungen.

Seite 11 Zeile 3 von oben lies: Uebergefahrnen statt Ueberfahrten.
„ 62 „ 14 „ „ „ Entwerfung „ Entfernung.
„ 93 „ 2 „ „ „ Twer „ Trier.
„ 96 „ 14 „ „ „ Varbrennens „ Verbrennens.
„ 97 „ 15 „ „ „ Pfannschraube „ Schwanzschraube.
„ 98 „ 7 „ „ muß zwischen Kegel und Spiel das Wort „Kegelgehäuse" wegfallen.
„ — „ 8 „ „ „ zwischen Einschnitte und eingezapft das Wort „Kegelgehäuse" eingeschalten werden.
„ 100 „ 5 „ unten lies: Kapitain statt Capitain.
„ 137 „ 15 „ oben „ schwenkende „ schwankende.
„ 168 „ 22 „ „ „ Ausfouragirung statt Ausfouragirungen.
„ 188 „ 27 „ „ fehlt hinter dem Worte Obersten der Name Kleist.
„ 206 „ 26 „ unten lies: Mensch statt Marsch.
„ 207 „ 14 „ oben „ Limburg „ Lüneburg.
„ 211 „ 7 „ „ „ Geisenfeld „ Greifenfeld.
„ 257 „ 16 „ unten „ Fühlung „ Führung.
„ 271 „ 15 „ „ „ Rückenangriff statt Rückangriff.
„ 311 „ 19 „ oben „ bei Angriffen „ die Umgehungen.
„ 322 „ 24 „ „ fehlt nach dem Worte „sich" aber.
„ 327 „ 3 „ unten lies: vorreiten statt vorrücken.
„ 334 „ 5 „ oben „ bestand „ bestehend.
„ 367 „ 15 „ unten „ Camburg „ Cambray.
„ 593 „ 16 „ oben „ Gernsheim „ Germersheim.
„ 693 „ 17 „ „ „ Hafenstraßen „ Hauptstraßen.

d

Digitized by Google